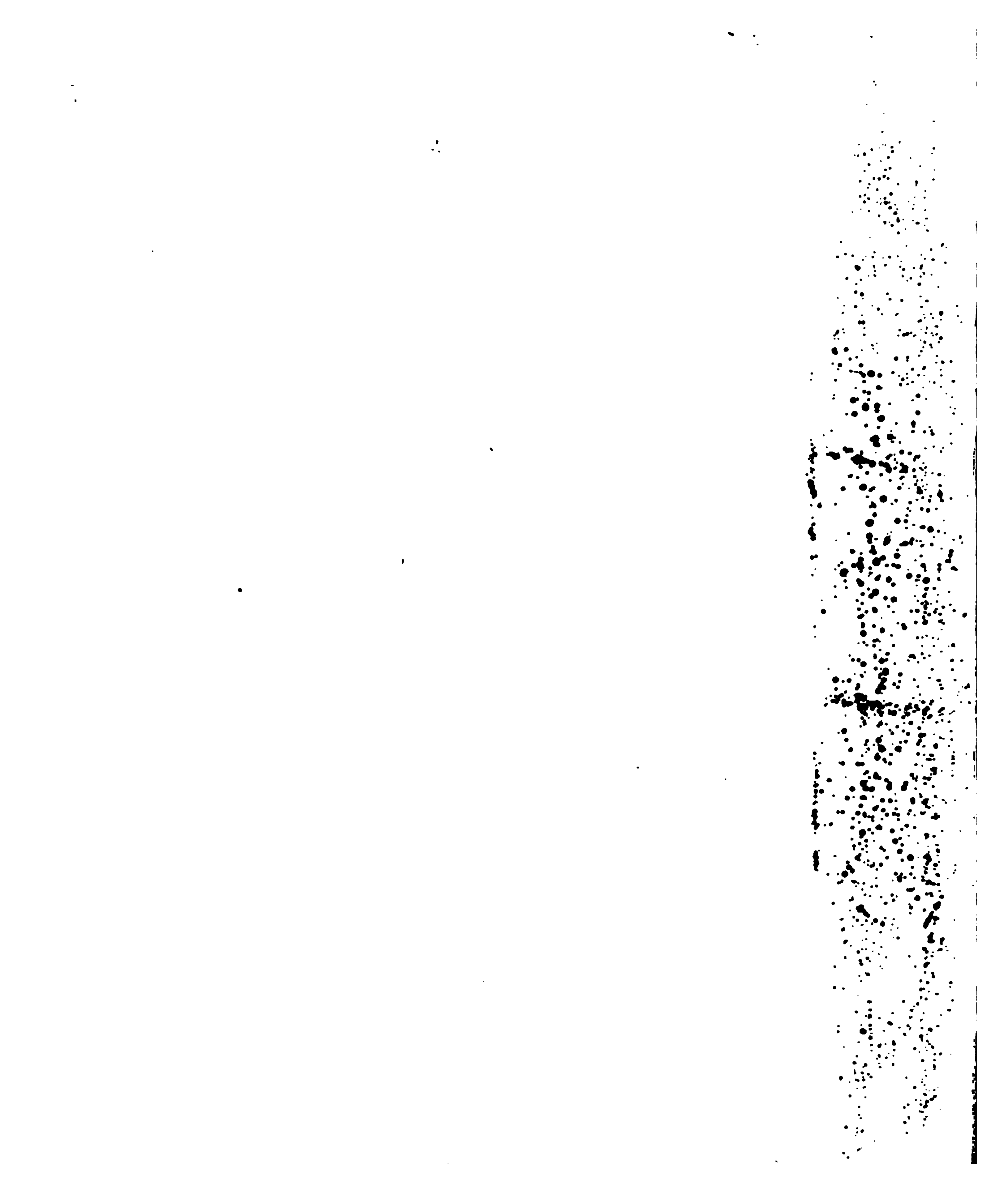


Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1833.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1833.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät; Professor von Henning.

№ 1.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

I.

Hebräische Propheten, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. Erste Lieferung. Uebersetzung von Jesaia 40—66. Uebersezzung von Hosea, Joel, Amos, Obadia, Micha, Nahum, Habakuk, Sephania, Haggai, Zacharia, Maleachi. Leipzig, 1831. Weidmann'sche Buchhandlung. 144 S. in 8.

Hebräische Propheten übersetzen und erläutern ist bisher fast nur gelehrter Theologen oder einiger der Theologie nicht ganz fremder Sprachkenner Sache und Geschäft gewesen; und nach einem Werke, welches die Propheten in ihrem eigensten Wesen und Geiste aufgefafst wiedergäbe, und ihre Stimme uns gerade so wieder erschallen liefse, wie sie einst in gewaltiger Stärke und Wahrheit die ersten Hörer und Leser ergriff — nach einem solchen Werke sieht man sich in unserer weiten Litteratur noch vergebens um. Denn Herder, dessen Phantasie es wohl ziemlich hätte gelingen können, den Propheten ihre innersten Gedanken abzulauschen und sie in eben so leichtem als treuem Sprachgewande zu verdeutschen, hat sich doch mehr mit den gröfsern und kleinern Liedern als mit den Orakeln der Hebräer beschäftigt; das gröfsere Werk Eichhorn's aber über die Propheten enthält zwar vieles Schöne und Wahre, giebt indefs den Sinn sowohl der Form als dem Inhalte nach meist zu untreu wieder. So ist es denn gekommen, dafs, während andre Gebiete des Alterthums in unsern Zeiten einer immer allgemeinern Theilnahme und Anerkennung sich erfreuen, während die neu hervortretende Indische Litteratur die Aufmerksamkeit fesselt, und selbst der Genufs Arabischer und Persischer Dichtkunst unsern Zeitgenossen näher gebracht ist — die Althebräischen Dichter und besonders die Hebräischen Propheten noch immer ziemlich fremd und fern dastehen, und wenig allgemeiner verstanden und genossen werden. Die meisten kennen sie nicht, und schätzen gering, was sie nicht verstehn. Zur leichten und gemächlichen Unterhaltung sind die Propheten freilich nicht geschrieben: aber eine so ernste, um höhere Güter kämpfende Zeit, wie die unsrige zu sein oder zu werden scheint, wird aus ihnen viel lernen, wird sie recht schätzen können: denn unter einer uns oft fremdartigen Form verbergen sie einen Schatz der tiefsten Wahrheiten und schönsten Gedanken, hervortauchend in aller Kraft und Einfalt wahrer Originalität.

Wir freuen uns daher des Anfangs obigen Werks, vorzüglich sofern es dazu beitragen könnte, die Hebräischen Propheten aus dem engen Kreise, worin sie bisher meist gelesen wurden, in einen weitern zu führen, und auch solche zu ihrem Lesen zu leiten, welche des Hebräischen Originals unkundig, gern nach einer das Original so viel als möglich vollkommen ersetzenden Uebersetzung greifen. Denn der Vorzug einer sich dem Vorbilde treu und leicht anschmiegenden Uebersetzung scheint uns allerdings der gröfste des Werks zu sein, dessen Anfang wir hiermit voll der Hoffnung einer baldigen glücklichen Beendigung ankündigen. Wer es wie Rückert schon versucht hat, die Dichterwerke der verschiedensten Völker, der Araber und der Inder, mit allen Schwierigkeiten einer neu zu gründenden Bahn ringend der vaterländischen Dichtung einzureihen; wer wie er der Deutschen Sprache Kraft und Laut beherrscht, mehr leicht zu spielen scheinend mit ihrem Reichthum, als ihn mühsam suchend: von dem hofft und erwartet man gern, dafs er auch die verhallten Stimmen Hebräischer Propheten wieder mit Glück und Leichtigkeit in's Leben rufe und für späte Leser ihr treuester Dollmetscher werde. Und wenn es wahr ist, dafs jeder von uns doch vorzüglich nur Eins hat, worin sich seine Tüchtigkeit am freiesten und schönsten

entfaltet: so würde man, wo von Uebersetzung und Erklärung die Rede ist, ohne Zweifel das Geschäft der Uebersetzung als die eigenste und hervorragendste Tüchtigkeit Rückert's bezeichnen. In diesem Sinne nun, mit Rücksicht auf die Uebersetzung an sich, trägt Ref. kein Bedenken, dem vorliegenden Werke vor allen ähnlichen Uebersetzungen neuerer Zeit den Vorzug zu geben; denn keine von diesen zeigt so viel Gewandtheit und so viel durchdachte Beständigkeit der Methode, keine schmiegt sich so leicht und treu an das Original, wie die vorliegende. Je mehr Ref., selbst seit den letzten Jahren mit einer Uebersetzung und Erklärung des ganzen Alten Testaments beschäftigt, die Schwierigkeiten einer guten Uebersetzung Hebräischer Propheten und Dichter kennt, desto lieber giebt er dem Verf. jenes Lob. — Es ist in neuester Zeit auch von einem andern, einem scharfsinnigen, um die biblische Litteratur und um die Theologie sehr verdienten Manne eine Uebersetzung des A. T. erschienen *), worauf Ref. bei dieser Gelegenheit zugleich aufmerksam machen möchte: aber ausserdem, dass diese sich von einer äussern philologischen Autorität zu sehr abhängig gemacht hat, so schliesst sich die Rückert'sche Uebersetzung weit leichter und treuer an das Original als die de Wette's, wie unten einige Beispiele zeigen werden.

Bei den bedeutenden Vorzügen dieser Uebersetzung zeigt sich jedoch eine Eigenthümlichkeit derselben, worüber Ref. jetzt weiter zu reden nicht umhin kann, weil er sich mit ihr noch nicht zu befreunden vermag. Dies ist ihre überaus grosse Wörtlichkeit. Eine sehr wortgetreue Uebersetzung verträgt zwar und verlangt die Sprache der Hebräischen Dichter und Propheten, weil ihr Uebersetzer durch kein wiederzugebendes Versmass, durch keinen Zwang eines Reimes, noch durch irgend eine andere äussere Hemmung beengt wird, sondern sich frei alles Reichthums und aller Schmiegsamkeit der Deutschen Sprache bedienen kann, um den Propheten im Deutschen Gewande gerade so reden zu lassen, wie er einst im Hebräischen sprach. Als Dichter hätte Rückert keine grosse Mühe gehabt, das Hebräische in die Modeform neuerer Dichtungen umzugiessen: aber wir danken ihm, dass er jeden fremden Glanz und Schein von der innern Grösse und Herrlichkeit der Propheten entfernt gehalten und sie mit aller Treue ganz so uns hat wiedergeben wollen, wie sie einst wirklich waren. Rückert hat also von dieser Seite nach des Ref. Ueberzeugung ganz den richtigen Grundsatz getroffen; und wenn bei dem Streben, das Deutsche mit möglichster Genauigkeit dem Hebräischen anzuschmiegen, manches im Deutschen ungewohnte und bisher nicht übliche gesagt ist, so freuen wir uns der noch immer neuen Bildsamkeit unserer Sprache, ohne dem Uebersetzer den Vorwurf der Kühnheit zu machen. Aber auch die grösste Worttreue der Uebersetzung darf nicht in eine zu ängstliche Wörtlichkeit und in Unverständlichkeit ausarten; und wir fürchten, dass Rückert die enge Grenzlinie zwischen den beiden Seiten, zwischen der höchsten Worttreue und der übermässigen Wörtlichkeit, nicht überall festgehalten habe. Die Wörtlichkeit der Uebersetzung ist bisweilen so gross, dass wer den Hebräischen Text nicht sich vergegenwärtigt, mit Mühe oder gar nicht das Deutsche verstehen wird. An die ganze Wortstellung und Wortformation des Hebräischen hat sich der Verf. so genau gehalten, dass er z. B. die Ordnung des *status constructus* oder die eigenthümliche Art, das Genitiv-Verhältniss durch die blosse Stellung der Wörter auszudrücken, ferner die Hebräischen Zeitformen, das Participium u. s. w. immer mit buchstäblicher Treue ausdrückt. Sollte aber wohl darin die rechte Worttreue liegen? Allerdings muss der Charakter der einfachern, an Formen nicht sehr reichen Hebräischen Sprache in der Uebersetzung nicht verwischt werden: aber auf welche andere Art wird dies richtig geschehen, als dadurch, dass wir nur den Geist, nicht den Buchstaben der Hebräischen Sprache zu erreichen und in der Uebersetzung auszudrücken streben! Denn da die Deutsche Sprache sammt dem ganzen Indo-Germanischen Sprachstamm in der Grundbildung ihrer Formen, wie in deren Gebrauch von der Hebräischen so ungemein verschieden ist, dass z. B. das Hebräische Participium eine ganz andere Bedeutung in der gesammten Sprachmasse hat und eine ganz andere Stellung einnimmt, als das Deutsche: so wird eine genaue Wiedergebung jeder Hebräischen Wortfügung und Wortbildung sogar im Deutschen oft einen ganz andern Sinn geben, jedenfalls aber unnöthiger Weise so fremd und wunderlich klingen, dass sich nur der damit leicht versöhnen wird, der das Hebräische selbst in seinem innern Wesen kennt, und so durch das Deutsche das

*) Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Uebersetzt von Dr. W. M. L. de Wette. *Zweite*, umgearbeitete Ausgabe. Heidelberg, bei Mohr. 1832.

Hebräische hindurchhört, jenes durch dieses verstehend. Wenn z. B. Hab. 2, 19. ein abgeschlossener Satz so übersetzt wird: *Hui! sprechend zum Holz: erwache!; wach auf! zum Steine dumpf.* — so möchte schwerlich jemand, dem das Hebräische nicht schon bekannt wäre, jenes Participium *sprechend* und mit ihm den ganzen Satz verstehen. Das Hebräische הוֹי אֹמֵר lautet aber, wenn man es einmal wörtlich übersetzen will: *o den sprechenden!* d. h. *o wer da spricht!* denn gewiss ist das Participium im Gefühl der Sprache nach dem Ausruf הוי als Object oder im Accusativ gesetzt zu denken, wie im Arabischen يا قائلا. Wer nun aber dennoch jenes הוֹי אֹמֵר wörtlich übersetzte: *hui! sprechend* —, der würde dem Hebräischen eine Ungelenkigkeit und Undeutlichkeit zumuthen, die es in der That nicht hat, und dem Deutschen Leser ohne Grund etwas an sich schon wunderlich und unverständlich lautendes geben. Ref. hat mit Absicht an diesem Beispiel länger verweilt, um über diesen Gegenstand fortan nicht weiter zu reden: die Wahrheit fordert nur zu sagen, dass sich diese Art von Uebersetzungen so häufig und consequent findet, dass sie mit zum Charakter der sonst so vorzüglichen Arbeit gehört.

Nur in einem Falle weicht die Uebersetzung mit Beharrlichkeit und Absicht von ihrem vorherrschenden Charakter der Wörtlichkeit ab: in der Uebertragung von Wortspielen des Hebräischen Textes. Und hier trägt die Abweichung von dem herrschenden Gesetz ihre Berechtigung in sich selbst: denn soll diese eigenthümliche Farbe und Kraft der Rede nicht verloren gehen, so muss dem Uebersetzer zur Hervorbringung eines ähnlichen kernigen Wortspiels die Freiheit bleiben, nur an die Sache, nicht an die Worte des Originals gebunden zu sein. Auch kann sich hier recht das Talent des Uebersetzers bewähren, und Hr. Rückert hat dabei wieder seine ausgezeichnete Uebersetzungstüchtigkeit mit Glück gezeigt. Jeder Kenner wird bei diesem Theile der Uebersetzung mit besonderer Achtung weilen. Aber eins scheint dem Ref. hier noch zu fehlen — die Gewissheit, ob das Wortspiel, wo es gefunden werden kann nach dem blossen Schall, auch von dem Propheten beabsichtigt sei? Gewöhnlich begnügt man sich mit der ganz allgemeinen Angabe und dem Glauben, dass das Wortspiel im Alten Testament sehr häufig sei. Aber ist es denn überall passend, und wo ist es mit Fug und Recht zu erwarten? Die Hebräischen Dichter, dies zeigt sich bei genauerer Betrachtung, gebrauchen das Wortspiel äusserst selten; und man fühlt leicht, dass es in der echten lyrischen Poesie oder in dem freien Erguss der Empfindung sehr wenig an seiner Stelle ist. Passend dagegen ist es schon in der didactischen Poesie; noch mehr in den Reden an das Volk, also auch in den prophetischen Orakeln, wo es oft mit ungemeinem Nachdruck eintritt, schnell und unwiderstehlich treffend den Hörer. Aber eben deswegen ist das Wortspiel kein blosser Schmuck und keine müssige Zuthat der Rede, welche überall passend wäre: wir müssen vielmehr überall, wo ähnliche Wortlaute zusammenkommen, erst fragen, ob denn hier wirklich ein Spiel oder Witz in den Worten liege, der den Hörer treffen solle, oder ob das Zusammentreffen ohne alle Bedeutung und Absicht sei. Wenn der Verf. z. B. Obadja v. 1. die Worte שְׁמוּעָה שָׁמַעְנוּ, als liege darin ein beabsichtigtes Wortspiel, sich weit von der Einfachheit des Hebräischen Satzes entfernend übersetzt: *eine Kunde hörten wir künden*, — so möchte man erst fragen, ob denn hier und ähnlich Habakuk 3, 2. ein Wortspiel passe? Ref. fürchtet, dass es hier im Anfang der Rede, und bei Habakuk sogar im Anfang des Gebets an Gott, ganz unpassend und von den Propheten nicht beabsichtigt sei; denn שְׁמוּעָה ist das gewöhnliche Wort für „Orakel" (Jes. 53, 1.), und man sieht nicht, wie der Prophet dafür hätte ein anderes Wort setzen können.

Von der Kunst und Gewandtheit der Uebersetzung ist das zum Grunde liegende philologische Verständniss und die Art der Erklärung noch verschieden. Und dieses Geschäft ist, um aufrichtig es zu gestehn, bei dem Alten Testament schwerer und verwickelter als das der Uebersetzung. Denn wo wir von einer alten Litteratur viele Reste übrig haben und wo noch alte Scholien und Commentaria uns zu Hülfe kommen, wie bei der alten Griechischen, Indischen und Arabischen Litteratur, da bedarf es nur des regen Fleisses, um sich durch anhaltend fortgesetztes Lesen eine sichere Kenntniss der Sprache zu verschaffen und ein Stück und eine Redensart mit Sicherheit aus dem reichen Schatze aller Parallelstellen zu verstehn, und da ist wohl das schöne Uebersetzen schwerer als das einfache Verstehen: aber

wo sich, wie im Hebräischen, nur eine geringe Zahl alter Schriften erhalten hat, worin vieles ganz einzeln und dunkel steht, auch von keinem alten Scholiasten aus dem Alter der noch lebenden Sprache erklärt, da bringt schon das einfache Verstehn des Textes die mannichfaltigsten Schwierigkeiten, und während man gern bald das Ganze übersehen und innerlich verstehn möchte, bleibt man nur zu oft an einzelnen dunkeln Wörtern oder halbverstandenen Sätzen hängen, und verliert so das wahre Verständniſs des Ganzen. Ref. wenigstens ist überzeugt, daſs je mehr sich jemand mit der Erklärung des A. T. befaſst, er desto aufrichtiger diese Schwierigkeiten bekennen und desto eifriger sie nach Kräften zu heben bemüht sein wird. Und wenn es noch leichter gelingt die Hebräische Grammatik richtig aufzufassen, weil die Grammatik mehr das Beharrliche, überall Anschauliche der Sprache giebt: so ist es dagegen im Hebräischen desto schwerer, vereinzelte, seltene Wörter richtig zu verstehen. Nehmen wir noch dazu die verwickelten Fragen über die kritische Beschaffenheit des masorethischen oder vulgären Textes: so wird man leicht einsehen, daſs die genaue Erklärung vieler Stücke des A. T., besonders auch die der prophetischen Orakel, ganz eigenthümliche Schwierigkeiten habe und eine Menge langwieriger Vorstudien und Erfahrungen fordere. Hr. Rückert hat sich, nach dieser Probe der Uebersetzung zu schlieſsen, an den masorethischen Text und die in neuern Zeiten herrschend gewordene Erklärung schwerer Wörter gehalten, und was aus diesen Quellen sich entnehmen lieſs, sehr gewandt und geistreich zu einem neuen Ganzen bearbeitet. Daſs alles Einzelne darin genau verstanden sei, ist also nach dem dermaligen Stande dieser Wissenschaft, wo noch so vieles zweifelhaft und unsicher scheint, nicht zu erwarten. Z. B. Jes. 45, 11. ist שְׁאָלוּנִי für das Perfectum genommen „das Künftige *haben sie mich gefragt*"; aber das Perfectum ist שְׁאֵלוּנִי, während jenes unstreitig der Imperativ ist, welcher auch in den Zusammenhang besser paſst.

Uebrigens sehen wir den erläuternden Bemerkungen des Verfs. erst in den folgenden Lieferungen seines Werks entgegen. Die vorliegende enthält nur kurze Inhaltsbemerkungen. In dem Stücke Jes. 40—66., welches hier (wir wissen eigentlich nicht, aus welchem Grunde) den Anfang macht, unterscheidet der Uebersetzer drei Theile, jeden zu 9 Kapiteln. Das scheinbar Regelmäſsige von den je 9 Kapiteln lassen wir ganz aus dem Spiele, da es vom Propheten gewiſs nicht bezweckt ist: aber daſs der Uebersetzer dieses lange prophetische Stück in die 3 Theile Kap. 40—48. 49—57. 58—66. zerlegt hat, giebt ein gutes Zeugniſs für sein richtiges Verständniſs des Ganzen: Ref. findet es hier nicht passend dies weiter zu beweisen, freut sich aber hierin unbekannter Weise mit dem Verf. übereingestimmt zu haben, denn schon seit dem Jahre 1828 hat er diese Eintheilung als die einzig richtige in den Vorlesungen zum Grunde gelegt. Wenn aber Rückert gleich darauf eine zweite Eintheilung hinzufügt, und so stellt als folgte er ihr mehr, nämlich „die Hälfte des Hinaufsteigens, Kap. 40—52. *). Trostrede. Die Hälfte des Hinabsteigens, Kap. 53—66. Mahnrede", — so weiſs Ref. nicht, wie sich diese zweite mit der ersten vertragen, oder wie beide im Sinn des Propheten liegen können; Ref. kann allein die erste für richtig halten. Daſs Rückert sich so genau an die Kapiteleintheilung in allen hier übersetzten Stücken des A. T. hält, möchte ihm wohl die Erklärung erschweren. Denn die Verseintheilung zwar hält Ref. im A. T. für gut und nützlich, aus einem im Ganzen richtigen Verständniſs des Textes hervorgegangen: aber die Kapiteleintheilung hat einen ganz verschiedenen Ursprung und Werth, und dient mehr dazu des Erklärers Geschäft zu stören als es zu fördern.

Da es passend scheint, von dieser originellen Uebersetzung am Schluſs dieser Anzeige noch ein zusammenhängenderes Stück zur Probe zu geben, so wählt Ref. dazu das dritte Kapitel Habakuks, und fügt einige Bemerkungen hinzu.

v. 1. *Gebet Habakuks des Propheten, auf Schigionot.*

R. hält also שגינות für den Namen eines musikalischen Instruments, worauf diese Ode zu spielen sei. Das Wort ist allerdings dunkel, doch würde gerade diese Bedeutung zu der einzigen Stelle, wo es auſserdem vorkommt, zu Ps. 7, 1., nicht passen.

*) 53 bei Rückert muſs nach der folgenden Zeile ein Druckfehler sein für 52; oder es muſs 53 und 54 heiſsen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 2.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

Hebräische Propheten, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. Erste Lieferung.

(Schlufs.)

V. 2. *Jehova! ich habe erkundet deine Kunde, ich habe gebebet. Jehova! dein Werk, in Mitten der Jahre beleb' es, in Mitten der Jahre wirst du's zeigen, im Zorn Barmherzigkeit gedenken* *).

*) bis auf die erste Redensart, wo ein Wortspiel unnöthig gesucht ist, alles sehr schön und genau übersetzt. Vergleichen wir dagegen de Wette's Uebersezzung: Jehova! ich hörte deine Kunde, und bebe. Jehova! dein Werk, *binnen Jahren erneu' es, binnen Jahren thu' es kund*; im Zorn denk' an Barmherzigkeit! — Nicht blofs ungenauer, sondern auch bei'm Streben zu verdeutlichen undeutlicher.

v. 3. *Elouh von Theman kommt, und der Heilige vom Berg Pharan* *). *Bedeckt hat den Himmel seine Herrlichkeit, und sein Lobgesang hat erfüllt die Erde.*

*) richtiger *Pharan's* im Genitiv; denn Pharan ist nicht der Name des Berges, sondern der Umgebung des Berges. Im Hebräischen steht auch richtig überall der Genitiv in diesem Falle.

v. 4. *Und Glanz wie Sonnenlicht kommt, Strale* *) *aus seiner Hand ihm, und daselbst ist die Verhüllung seiner Macht.*

*) wohl ein Druckfehler für *Stralen*, denn für den Singular zeigt sich kein Grund. De Wette: *Strahlen entsprühen seiner Hand*, zu stark für den Dichter.

v. 5. *Vor ihm her zieht Pest, und ausgeht Brand zu seinen Füfsen.* — v. 6. *Er stand und mafs* *) *die Erde, er sah und schütterte Völker, und es zerstoben die Berge fest, sich beugten die Hügel ewig, Strafsen ewige ihm.*

*) eben so de Wette; aber man sieht nicht, wie das Messen der Erde in diesen Zusammenhang gehören kann. מוֹדֵד ist auch nirgends so viel wie *messen*, dies ist מָדַד; Ref. trägt daher kein Bedenken es von מוּד abzuleiten in der hier einzig passenden Bedeutung *erschüttern*. Schon die LXX können hier den richtigen Weg zeigen.

v. 7. *Unter Schuld hab' ich gesehn die Zelte von Kuschan; es zittern die Vorhänge des Landes Midian.*

v. 8. *Ist auf Ströme entbrannt Jehova? oder ist auf die Ströme dein Zorn, oder auf's Meer dein Groll? dafs du fährest auf deinen Rossen, deine Fahrgespanne, Heil!* *)

*) es ist undeutlich, was dies letzte aussagen soll: wahrscheinlich meint R., der Sinn der Worte sei: *deine Fahrgespanne sind Heil!*, oder bringen Rettung. Allein man fühlt, dafs dieses schwerlich der Sinn des Dichters sein kann, weil nach dem ganzen Zusammenhange der Rede die beiden letzten Worte מַרְכְּבֹתֶיךָ יְשׁוּעָה blofs eine Fortsetzung des vorigen kurzen Gliedes כִּי תִרְכַּב עַל סוּסֶיךָ enthalten, nicht aber einen neuen Anfang und neuen Sinn. De Wette hat dies zwar richtig gefühlt, aber seine Uebersetzung der zwei letzten Glieder: *dafs du einherfährst mit deinen Rossen, auf deinen Wagen zur Rettung* ist weder genau noch ganz fehlerlos, da das blofse ישועה nicht bedeuten kann *zur Rettung*. Ohne jetzt länger über diese Stelle zu reden, will Ref. nur hinweisen auf דַּרְכֵּךְ זִמָּה Ezech. 16, 27. wonach die richtige Uebersetzung wäre: *dafs du fährst auf deinen Rossen, deinen Rettungswagen!*

v. 9. *Blofs wird, geblöfst, dein Bogen* *); *Schwüre der Strafruthen, Wort* **)! *Ströme sprudelt die Erde.*

*) genauer als bei de Wette; entblöfst ist dein Bogen.

**) was dieses Glied bedeuten solle, wird wohl schwerlich ein Leser errathen; wenigstens Ref bekennt, es nicht zu verstehen. Glaubte der Verf. in der Uebersetzung die Worte ganz in der Dunkelheit lassen zu

müssen, die sie im Originale haben? Aber ist es denn nicht blofs der masorethische Text, dem er hier Wort für Wort folgt? und kann der Dichter so dunkel reden, dafs niemand ihn versteht? Besser wäre es wohl, eine so dunkle Stelle lieber in der Uebersetzung ganz auszulassen, als dem Leser Worte als die des Dichters zu geben, die der Dichter als die seinigen nie anerkennen kann. Aber in solche Schwierigkeiten verwickeln wir uns, wenn wir den masorethischen Text, wie es in neuern Zeiten wieder Sitte geworden, für eine bindende Autorität halten. Was die vorliegende Stelle betrifft, so führen schon die *Hexapla (ed. Bahrdt T. 2. p.* 665.) und die Peschito auf den richtigen Weg, nur dafs sie das letzte Wort אמר falsch deuten.

v. 10. *Es sahn dich, sie kreisen, die Berge, Gufs der Wasser ist ergangen, gegeben hat die Tief' ihre Stimme, Höh' ihre Händ' erheben* *).

*) richtiger als de Wette: *hoch hebt sie ihre Hände*, denn die Höhe mufs vielmehr hier der Tiefe entgegenstehn, und רום also Subject sein.

v. 11. *Sonne, Mond, stand im Haus, dem Lichte deiner Pfeile sie wandeln* *), *dem Glanz des Blitzes deiner Lanze.*

*) sprachrichtiger als bei de Wette: *als Licht fliegen deine Pfeile*, aber so dunkel ausgedrückt, dafs es im Deutschen doch wunderlicher und dunkler klingt, als es der Dichter im Hebräischen beabsichtigte.

Die übrigen Verse dieser Ode eben so durchzugehn, möchte diese Anzeige zu sehr in die Länge ziehn: die Probe jener ersten elf Verse wird aber genügen, um das im Anfang über dieses vortreffliche Werk gefällte allgemeine Urtheil auch im Einzelnen bestätigt zu sehen.

Ewald.

II.

Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12. September 1832. von **Friedrich von Müller.** *Weimar bei Hoffmann.* 46 *S.* 8.

Hr. v. M. entwirft in dieser Vorlesung ein Bild des grofsen Abgeschiedenen, das jedes rein gestimmte Gemüth mit der innigsten Ehrfurcht erfüllen mufs. Goethe, der Dichter, ist längst der Stolz Deutschlands und die Bewunderung Europas; was er als Geschäftsmann, Mensch und Freund gewesen, konnte nur von denen ganz erkannt werden, die ein glückliches Geschick und ihr innerer Werth in nähere Verbindung mit ihm stellte. Wer hätte, nachdem Zelter und Heinrich Meyer, die beiden innigsten der ihn überlebenden älteren Freunde, so schnell ihm nacheilten, sich mehr dazu geeignet, Goethe's Andenken durch gewissenhaftes Zeugnifs über seine praktische Wirksamkeit gegen jede Verunglimpfung sicher zu stellen, als der durch vieljährige trauliche Nähe als Freund und Geschäftsmann mit ihm verbundene Kanzler v. Müller? Ohne ein Wort der Klage, ohne rednerischen Schmuck ergiefst der Vortrag sich wie ein Strom der Wehmuth und Bewunderung. Hie und da erheben eingeschaltete eigene Worte Goethe's die entworfene Schilderung gleichsam zu einer persönlichen Erscheinung des hohen Verklärten; man fühlt sich berührt und hingerissen von dem energischen Einflufs, der im Leben von seiner geistigen Gewalt, seiner unablässigen Wirksamkeit ausging.

Als jugendlicher Dichter tritt Goethe, ohne alle vermittelnde Zwischenstufe, in den Staatsrath eines regierenden Fürsten. Allein wie geboren zu dem neuen Beruf, und ohne Beeinträchtigung der ihm verliehenen überschwenglich productiven Phantasie oder der Liebe zur gründlichsten Naturforschung, verbreitet er seine rastlose Thätigkeit durch alle Zweige der Staatsverwaltung. Er durchforscht das Land in allen Richtungen, bringt neues Leben in den Bergbau, bahnt neue Landstrafsen, läfst den Wasserbau nach richtigeren Grundsätzen betreiben; fruchtbare Wiesen werden der alten Saale bei Jena durch zweckmäfsige Durchstiche abgewonnen, chemische Versuche eifrig hervorgerufen. Sein erhabener fürstlicher Freund sorgt aber zugleich dafür, dafs die Geschäfte seines öffentlichen Berufes nicht die Freiheit des Dichters und Naturforschers verkümmern.

Eine Unterbrechung des Strudels der verschiedenartigsten Geschäfte und Beschäftigungen wird gleichwohl unerläfslich. Der ihm gestattete Aufenthalt in Rom bringt in Goethe den Entschlufs einer grofsartigen Entsagung zur Reife. Im Anschauen der antiken und christlichen Kunstfülle Italiens hatte er sich *als Künstler* wieder gefunden, aber zugleich die Ueberzeugung gewonnen, dafs man, um das Möglichste zu leisten, sich vor dem Streben nach dem Unerreichbaren, vor jeder Zersplitterung seiner Kräfte und Gefühle sorgfältig zu hüten habe. Aus Briefen Goethe's werden in die-

ser Hinsicht merkwürdige Aeufserungen mitgetheilt. „Ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bis„her war", schreibt er an den Grofsherzog Karl August, „wenn Sie mich nur das thun lassen, was Nie„mand als ich thun kann, und das Uebrige andern auf„tragen". — „Lassen Sie mich an Ihrer Seite", heifst es in demselben Briefe, „das ganze Mafs meiner Exi„stenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu „geöffnete gesammelte gereinigte Quelle von einer Höhe, „nach ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten „sein". — Die Liebe zur Natur blieb indefs der für die Kunst mit gleicher Innigkeit stets zur Seite. Eine unschätzbare Stelle aus einem der Römischen Briefe an die Grofsherzogin Luise von Weimar verdient auch hier wiederholt zu werden:

„Das geringste Product der Natur hat den Kreis „seiner Vollkommenheit in sich, und ich darf nur Au„gen haben um zu sehen, so kann ich die Verhältnisse „entdecken, ich bin sicher, dafs innerhalb eines kleinen „Cirkels eine ganze wahre Existenz beschlossen ist. „Ein Kunstwerk hingegen hat seine Vollkommenheit „aufser sich, das Beste liegt in der Idee des Künstlers, „die er selten oder nie erreicht, alles Folgende in ge„wissen angenommenen Gesetzen, welche zwar aus der „Natur der Kunst und des Handwerks hergeleitet, aber „doch nicht so leicht zu verstehen und zu entziffern „sind, als die Gesetze der lebendigen Natur. Bei den „Kunstwerken ist viel Tradition, die Naturwerke sind „immer wie ein *frisch ausgesprochenes Wort Gottes*".

Heimgekehrt widmet Goethe, von dem Präsidium der Kammer und der Kriegs-Kommission entbunden, nach freier Neigung sich bald den Musen, bald einzelnen Zweigen praktischer Wirksamkeit. Er tritt in nähere Verhältnisse zu der Universität Jena, die seinen Bemühungen für Besetzung der Lehrstühle jenen Glanz verdankt, womit sie eine Reihe von Jahren alle ähnlichen Anstalten Deutschlands überstralte. Er übernimmt die Direction des Hoftheaters in Weimar und widmet der Bildung scenischer Künstler die unabläsigste, liebevollste, geduldigste Sorgfalt, deren Erfolge vielleicht von allen seinen Unternehmungen ihm die gröfste Genugthuung gewährten. Er gründet mit regem Eifer ein noch fortdauerndes kritisches Institut; sorgt für Belebung der Kunst durch öffentliche Preisaufgaben; greift fördernd ein in die mächtig sich regende wissenschaftliche Thätigkeit. — Und dies alles, während in erhebendem Wetteifer mit Schiller unsterbliche Dichterwerke hervorgehen.

Allein keine Zerstreuung des äufseren Lebens, nicht die anlockendste Geselligkeit, nicht der höchste Kunstgenufs vermögen ihn von seinen Naturbetrachtungen abzuziehen, und selbst die Schlacht von Jena trifft ihn, wie er eben den ersten Theil seiner Farbenlehre abschliefst. Es folgen die Metamorphose der Pflanzen und die tiefsten Betrachtungen der Gesetze organischer Naturen. Jede bedeutende äufsere Erscheinung, jedes befreundete fremde Gelingen, weckt in ihm sofort die eigene Thatkraft; jedes Auffassen fremder Ideen nöthigt ihn gleichsam zu eignem Produciren.

Seine praktische Thätigkeit ruht aber auch nicht. Er ordnet, nach Ueberwindung zahlloser Widerstrebungen, die Jenaische Bibliothek in heitern Sälen und macht sie der öffentlichen Benutzung zugänglich. Er verschönert die Stadt und ihre Umgebungen, treibt zur Abtragung alter finsterer Thore, zur Ausfüllung der Stadtgraben, zur Errichtung einer Sternwarte und gründet eine Veterinär-Schule. Dabei nimmt er thätigen Antheil an dem Aufbau und der inneren Ausschmückung des Schlosses zu Weimar, führt die Oberaufsicht der freien Zeichnenschule daselbst, nach deren Muster ähnliche Institute zu Jena und Eisenach gegründet werden, wirkt fortwährend auf Verbreitung des Geschmacks in den Leistungen der Gewerke und dem alltäglichen Verkehr, und wo ein bedeutendes Talent in Kunst und Technik sich hervorthut, findet es zweckmäfsige Anleitung, und durch Goethe's Fürsorge grofsmüthige Unterstützung des Fürsten.

Mit Unwillen wird der von politischen Zeloten oft wiederholte Vorwurf, dafs Goethe für die öffentlichen Interessen Deutschlands wenig Theilnahme geäufsert, ja der Entwickelung freisinniger Ideen sich nicht selten abhold erzeigt habe, hier zurückgewiesen. Welchen innigen schmerzlich gefühlten Antheil er den Schicksalen des ihn beschützenden erhabenen Fürstenhauses und im Sinne seines Herzogs den Unfällen Deutschlands widmete, wird denen, die dafür erst eines Zeugnisses bedürfen, aus Falks nachgelassener Denkschrift genugsam bekannt. Entschlossen und männlich äufsert seine vaterländische Gesinnung sich in den Schlufsversen von Hermann und Dorothea: „Dies ist unser"! heifst es, mit Hinblick auf Französische Anmafsungen,

„Dies ist unser! so lafs uns sagen und so es behaupten"! —

„Und gedächte jeder wie ich, so stände die Macht auf
„Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens".

Allein von der Höhe seines Standpunktes erschienen die politischen Umwälzungen ihm nur als zufällige Begebenheiten. Der Leidenschaftlichkeit der Partheibestrebungen sich hinzugeben, war seiner innersten Natur zuwider. Ueberzeugt, dafs dem Menschen weniger von aufsen als von innen heraus zu helfen stehe, erblickte er in der Heftigkeit der Verhandlungen über die Abänderung äufserlicher Verhältnisse, die, wie auch immer gestaltet, keine sichere Bürgschaft der Wohlfahrt gewähren können, nur ein Vergeuden der edelsten Kräfte, und in den andringlichen Zumuthungen, selbst mit Theil zu nehmen an einem frechen, verworrenen Treiben, die unerträglichste Tyrannei.

In diesem Sinn untersagte sich Goethe, wenn ein grofser Gedanke, eine neue Ausarbeitung ihn beschäftigte, oft viele Monate alles Lesen öffentlicher Blätter. „Es ist von Privatleuten", schreibt er an Zelter, „doch „nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zuviel An„theil schenken, worin wir nichts wirken können". — Und in einem Briefe an einen jüngeren Freund heifst es: „Wofür der Mensch nicht *wirken* kann, dafür soll „er auch nicht ängstlich sorgen. — Thue nur jeder an „seiner Stelle das Rechte, ohne sich um den Wirrwarr „zu bekümmern, der fern oder nah die Stunden auf die „unseligste Weise verdirbt, so werden Gleichgesinnte „sich bald ihm anschliefsen, und Vertrauen und wach„sende Einsicht von selbst immer gröfsere Kreise bilden,

„Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
„Damit der Tag dem Edlen endlich komme".

Unermefslich und unzählbar sind diese Kreise der Wirksamkeit, die er in einem langen thatkräftigen Leben und durch seine Stellung begünstigt, nah und fern um sich hervorrief. Alles, worauf er einwirken konnte, mufste lebendig werden, sich gestalten, bewegen, zu frischem Handeln gewöhnen. Jeden wufste er in seiner Sphäre zu vorzüglichen Leistungen anzuregen. Die unter seine oberste Leitung gestellten öffentlichen Institute für Kunst und Wissenschaft, Museen, Bibliotheken, Sammlungen, nebst allen verwandten Anstalten, wobei ihm die freiste, unabhängigste Wirksamkeit vergönnt war, brachte er, bei Vermeidung äufseren Prunkes, zu hoher Zweckmäfsigkeit und innerem Gehalt, und benutzte sie zugleich, um in aufstrebenden jungen Männern Sinn und Geschick zu wecken und zu befestigen, auf individuell zusagender Bahn frisch und kräftig vorzuschreiten.

Niemals hat wohl ein Mensch die Zeit besser zu nutzen gewufst, als Goethe. Dabei ging seine Ordnungsliebe fast in's Unglaubliche. Jeder schriftliche Erlafs, das kleinste Einladungsbillet mufste auf's reinlichste geschrieben, gefaltet und besiegelt werden. Alles um ihn her und alles, was von ihm ausging, sollte in Einklang mit der Klarheit und Reinheit seiner inneren Anschauungen stehen, und nichts die Harmonie des Eindruckes stören. Wechsel der Thätigkeit war ihm die einzige Erholung. Von frühester Morgenstunde widmete er sich in ruhig abgemessener Folge einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, der Prüfung und Beschauung von eingesandten Productionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lectüre der mannichfachsten Art. Und gleichwohl blieb ihm Neigung und Mufse, fast täglich einige Stunden besuchenden Fremden und Einheimischen hinzugeben; ja man darf behaupten, dafs mit jedem höheren Lebensjahre auch seine Theilnahme an allem, was in dem weitesten Weltkreise sich Löbliches und Gemeinnütziges in Erfindung, Industrie, Technik und Naturkunde hervorthat, statt abzunehmen, immer noch sich steigerte. Nur wenn eine künstlerische Komposition, eine neue Untersuchung ihn in Anspruch nahm, schlofs er sich ab und blieb auf eine Zeit allen Besuchen unzugänglich.

Hr. v. M. wendet sich dann zu dem eigenthümlich hochsinnigen und zarten Verhältnifs, in welchem Goethe sowohl zu der verewigten Grofsherzogin Luise, als zu der jetzt regierenden Grofsherzogin-Grofsfürstin Maria stand. Was auch im Laufe der Woche an interessanten Gegenständen in Kunst, Literatur und Naturwissenschaften bei Goethe einlief, das Erfreulichste war ihm stets dasjenige, was er seinen erhabenen Fürstinnen vorzeigen, erläutern, ihrer Theilnahme daran gewifs sein konnte. Und wie seinen Fürsten blieb er auch mit immer gleicher Liebe und Treue seinen bewährten Freunden zugethan. Welch ein bewundernswürdiges Band innigster poetischer Verbrüderung ihn mit Schillern vereinigte, liegt der Welt offen. In wie einem ungetrübten Freundschaftsbunde ein halbes Jahrhundert hindurch der einfache Heinrich Meyer ihm zur Seite blieb, ist gleichfalls nicht unbekannt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 3.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Januar 1833.

Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12. *September* 1832. *von Friedrich v. Müller.*

(Schlufs.)

Ein noch lebendigerer Austausch der aufrichtigsten Geistes- und Herzens-Mittheilungen fand zwischen Goethe und Zelter statt. In dem mehr als dreifsigjährigen Briefwechsel mit diesem innigsten der Freunde legte er treulich alles nieder, was ihn freute und quälte, und schöpfte aus der Gegenbeichte desselben Erfrischung und Stärkung. Selten verging eine Woche, ohne dafs diese inhaltreichen Briefe und Spiegelungen des innersten Daseins hin und her wechselten, deren versprochene Bekanntmachung das ehrendste Denkmal beider genialen Freunde gewähren wird. Als die Pulse des einen stockten, wie konnte da der zurückbleibende noch fortleben? —

Wir können nicht umhin, zu den aus der Rede mitgetheilten und den wenigen von uns ergänzten Zügen, mit den eigenen Worten des Vfs. noch Folgendes hinzuzufügen, womit Hr. v. M. seinen anziehenden Vortrag beschliefst:

Nachdem der gewaltsam zurückgedrängte Schmerz über den Tod seines Sohnes Goethen an den Rand des Grabes gebracht, und er wie durch ein Wunder gerettet worden, bestellt er sein Haus, ordnet seinen literarischen Nachlafs und scheint mit der Welt völlig abzuschliefsen. Allein es verdriefst ihn, den *Faust* unvollendet zu verlassen; noch fehlt in der zweiten Abtheilung der gröfste Theil des vierten Actes. Ihn würdig zu ergänzen macht er sich zur Pflicht, und am Vorabend seines letzten Geburtstages (*des dreiundachtzigsten*) darf er diese höchste Aufgabe für vollendet erklären. Dann eilt er, nach vielen Jahren *Ilmenau* wiederzusehen, den Ort frühester Bestrebungen und Sorgen, wie genufsreichster Lebensstunden. Die tiefe Ruhe der Wälder, der frische Hauch der Berge weht ihm neuen Lebensathem zu; gestärkten Sinnes kehrt er zurück und fühlt sich zu erneuten Naturbetrachtungen ermuntert.

Die Theorie der Farben wird recapitulirt, ergänzt, befestigt, die Natur des Regenbogens schärfer erforscht, über die Spiral-Tendenz der Pflanzen-Formation unermüdlich nachgesonnen.

„Von allen Geistern, die ich jemals angelockt", — hört man ihn sagen — „fühl ich mich rings umsessen, ja umlagert".

Zur Erholung läfst er sich den Plutarch vollständig vorlesen. Doch auch an den neusten Weltzuständen will er sein Urtheil prüfen und nimmt die neuere Französische Literatur, — diese „Literatur der Verzweiflung", wie er sie nannte — mit einer Geduld und einem Eifer vor, als gelte es noch Decennien dem bunten Spiel des Lebens zuzusehen. Dabei gewahrt er wie der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire über den Urtypus der Thierwelt seine eigene Lieblingslehre berührt. Sogleich drängt es ihn, sich noch einmal frisch und keck darüber auszusprechen; er sendet seinen Aufsatz *) an Varnhagen v. Ense, läfst an dem nämlichen Tage noch Briefe reichsten Inhaltes an Wilhelm v. Humboldt, Zelter, Graf Caspar v. Sternberg und andere Freunde abgehen: — da naht unerwartet der stille Genius, und in Mitte heiterster Thätigkeit, liebevollen Schaffens und Waltens sehen wir ihn abgerufen zu höherem Wirken.

Das Gemälde vollendet, wie es zu Anfang sich ankündigt: es ist eine das natürliche Mafs überragende mächtige Erscheinung, die es uns vorführt, und wir müssen dem Verf. Dank wissen, dafs er dasselbe, obwohl für einen besonderen Zweck bestimmt, der öffentlichen Bekanntmachung nicht hat vorenthalten wollen.

*) M. s. No. 51—53. des Märzheftes dieser Jahrbücher v. 1832.

Das Bild dieses stetigen, hohen, selbstbewußsten, lauteren Waltens ist so ehrfurchtgebietend, daſs die Geschichte kein ähnliches ihm an die Seite stellen kann, und Deutschland für immer stolz darauf sein darf, Goethe den seinen, den *Deutschen* zu nennen.

E. H. Toelken.

III.

Geographie der Griechen und Römer von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemäus; bearbeitet von Dr. Fr. A. Ukert, Herzogl. Sächs. Bibliothekar u. s. w. zu Gotha. Theil II. Abtheil. II. Mit zwei Karten. Weimar 1832. *XII. u.* 637 *S.* 8. *(Theil I., Abth. I. u. II. ebendas.* 1816.*; Theil II. Abth. I.*, 1821. *Beide Theile mit Karten.)*

Nach dem üblichen Begriff, den wir mit *alter Geographie* verbinden, ist die Aufgabe derselben, zu untersuchen, wie weit die geographische Kenntniſs der Alten reichte, und eine geordnete Uebersicht und kritische Beleuchtung der uns von ihnen überlieferten Berichte zu geben; doch lieſse sich diese Aufgabe erweitern, wenn wir die geographischen Verhältnisse der Länder des Alterthums zugleich mehr mit Rücksicht auf deren Zusammenhang mit der nationellen wie politischen Entwickelung der Völker betrachteten. Vorliegendes Werk beschäftigt sich nun mit der geographischen Kenntniſs der beiden Völker des Alterthums, bei denen wir dieselbe mit am ausgebildetsten finden, und die uns ihre Vorstellungen und Ansichten in zahlreichen und bedeutenden Schriften überliefert haben. Der Vf. behandelt seinen Gegenstand mit groſser Umsicht, und er ist in diesem Gebiete ein würdiger Nachfolger seines Lehrers J. H. Voſs. Mannert, dessen umfangsreiches, sehr verdienstliches Werk über denselben Gegenstand bekannt ist, übertrifft er ohne Frage, indem er nicht nur mehr Ueberblick und gröſseren historischen Takt, wie dieser, besitzt, sondern auch seinen Untersuchungen eine festere, philologisch-kritische Grundlage gibt, und mit einer seltenen Belesenheit und Gewandtheit selbst aus dem kleinsten Bruchstück alter Dichter wie Prosaisten Material für seinen Zweck zu gewinnen und zu verarbeiten versteht. Dasselbe gilt von der Benutzung der mittleren wie neueren Schriftsteller, deren Mittheilungen er, wie Wenige, zur Bearbeitung und kritischen Beleuchtung seines Gegenstandes zu verwenden weiſs, und es ist wahrhaft überraschend, wie mitunter Schriften, in denen man nicht leicht für unsern Gegenstand Brauchbares suchen möchte, dem Vf. doch so manche schätzbare Notiz lieferten. Noch gebührt demselben das besondre Verdienst, daſs er auf ein für die Bearbeitung der alten Geographie sehr wichtiges Element, welches Cluver, Cellarius und selbst der um diesen Zweig der Wissenschaft so hochverdiente d'Anville nicht genug beachtet haben, indem sie sonst bei ihren Untersuchungen nicht neuere Karten hätten zu Grunde legen können, nämlich auf die Abweichungen in den Entfernungs- und übrigen Maſsbestimmungen der Alten, ohne deren genaue Kenntniſs kein Entwurf von Karten im Sinne dieser ausführbar ist, ein gröſseres Augenmerk, als irgend einer seiner Vorgänger, gerichtet hat, und die von ihm auf diesem Wege gewonnenen Resultate, so wie die von ihm gegebenen Karten, schlieſsen sich würdig an das an, was Freret zuerst angeregt, und Schlözer, Gosselin, Malte-Brun, Voſs u. A. so erfolgreich fortgeführt haben. Unter den *kritischen* Bearbeitern der alten Geographie nimmt so der Vf. eine der ersten Stellen ein. Die Sorgfalt, die er auf die Sache verwandte, hätten wir gern auch auf die äuſsere Darstellung, an der wir die nöthige Rundung vermissen, übertragen gesehen.

Die *erste Abtheilung* des *ersten Bandes* enthält die *geschichtliche Darstellung der allmäligen Erweiterung der Länder- und Völkerkunde bei Griechen und Römern.* Dieser Abschnitt des Werks reicht bis *Agathemerus*, der im Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. lebte, und ist einer der schätzbarsten Beiträge zur klassischen Alterthumskunde. Auf diesem Gebiet, wie überhaupt wo das Element seiner Forschung mehr ein historisches oder rein geographisches ist, wohin denn namentlich Choro- und Topographie gehören, ist der Vf. recht eigentlich zu Hause. Weniger möchte dies bei den Abschnitten der Fall sein, in denen Elemente hinzutreten, mit welchen er (wie dies überhaupt einem Jeden, namentlich dem Alterthumsforscher wegen des reichhaltigen und umfassenden Gebietes seiner Untersuchung, so leicht ergeht) der Hauptrichtung seiner Studien nach nicht in dem Grade vertraut ist, als daſs nicht dem Mann von Fach leicht Manches unbefriedigend dargestellt erscheinen könnte. Solche Abschnitte sind die *mathematische* und *physische Geographie der Grie-*

chen und Römer, worüber die *zweite Abtheilung* des ersten Bandes und die *erste Abtheilung* des *zweiten* abhandeln. Der Vf. erfreute sich zu der Zeit, als er diese Abschnitte niederschrieb, namentlich was die Physik der Alten betrifft, keiner bedeutenden Vorarbeiten, daher seine Zusammenstellungen, die sich besonders noch durch ihre zweckmäfsige Anordnung empfehlen, als erste Hauptgrundlage auf Nachsicht und Anerkennung gerechten Anspruch haben. Durch gröfsere Werke wie durch manche wohlgelungene Monographieen, die seit den letzten funfzehn Jahren erschienen sind, durch die trefflichen Untersuchungen von Ideler (Vater und Sohn), von Karsten u. A. sind einzelne Theile der zuletzt erwähnten beiden Abschnitte vorliegenden Werks vielfach ergänzt und berichtigt worden.

In der ersten Abtheilung des zweiten Bandes schliefst der *allgemeine* Theil des Werks und beginnt zugleich der *besondre*, nämlich die Schilderung der einzelnen Länder. Denselben eröffnet eine höchst sorgfältige Beschreibung *Iberiens*. An diese schliefst sich nun in der eben erschienenen Fortsetzung des Ganzen die Darstellung *Galliens* nach Griechischen und Römischen Berichten als ein deutschen Fleifses und deutscher Gründlichkeit vollkommen würdiges Werk an.

Im *Vorwort* (S. III — XI.) spricht der Vf. über die von ihm benutzten Hülfsmittel, deren Zahl bei dem preiswürdigen Eifer der Franzosen, in alter und neuer Zeit, die Geschichte und Geographie ihres Landes aufzuklären, grofs ist, und unter denen, was d'Anville für die alte Geographie Frankreichs geleistet hat, oben an steht. Eine Art *Einleitung* bildet die dem Ganzen vorangeschickte Abhandlung über *den Norden Europas, nach den Vorstellungen der Alten* (S. 1 — 74.), welche dazu beitragen soll, aufmerksam zu machen, wie lange es dauerte, ehe man diese Gegenden nur einigermafsen kennen lernte, wie ferner neben den richtigeren Kenntnissen, welche Einige besafsen, Andere, stets noch im Irrthum befangen, den alten Vorstellungen treu blieben, und diese als das Richtige immer wieder vorbrachten, wie wir auch in diesen Gegenden, im Westen und Norden, finden, dafs Reisende der Sucht, Wunderbares, das sie gesehen oder gehört hatten, zu berichten, nicht widerstehen konnten, und wie endlich hier, so wie noch mehr im Osten und Süden, die fabelhaften Völker nur den Platz ändern, sie selbst aber im Glauben der Leute fortexistiren. Für alle diese nördlichen Länder ist, wie der Vf. richtig bemerkt, die Untersuchung besonders wichtig: was konnten die Griechen oder Römer in den verschiedenen Zeiten wissen? Erst wenn man darüber so genau, wie möglich sich Rechenschaft gegeben, wird man die uns noch zu Gebote stehenden Hülfsmittel richtig gebrauchen können. Durch die dort mitgetheilten Angaben der Alten wird von Neuem bestätigt, wie man schon in den ersten Jahrhunderten vor Chr. vorzüglich über die Gegend nördlich vom Pontus durch den Handel Nachrichten hatte, dahingegen die Länder nördlich vom adriatischen Meere und über Massilien wenig erforscht waren. Die Abhandlung verbreitet sich vornehmlich über die Wohnsitze der Thraker, Skythen, Ligyes, Kelten, Galater u. s. w., auf welche beide letztern wir weiter unten wieder zurückkommen werden; sie betrachtet dieselben indefs nur ganz im Allgemeinen, und enthält im Wesentlichen schon Bekanntes, doch sehr übersichtlich zusammengestellt. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die Untersuchungen über Pytheas, durch die der Vf. zu erweisen sucht, dafs eigentlich keiner der Alten uns genau und ganz dessen Ansicht über den Norden mitgetheilt hat, und dafs wir dieselbe noch am ehsten aus Hipparch kennen zu lernen im Stande sind, der dessen Angaben in diesen nördlichen Breiten für richtig hielt und ihm in manchen Punkten gefolgt ist. Doch hierauf Vermuthungen, wie die zu gründen, dafs die S. 31. aus Strabo nach Hipparch mitgetheilten Breitenbestimmungen auch die des Pytheas gewesen seien und ähnliches mehr, scheint Ref. etwas gewagt. Dem Vf. ist der kühne Massilier, welcher Ansicht Ref. durchaus beipflichten mufs, nicht bis zur Bernsteinküste, sondern höchstens bis zur Elbe gekommen, indem man bei der ersteren Annahme, wie sich deutlich erweisen läfst, geradezu spätere Vorstellungen Früherem leihen müfste. Der Vf. hat der ganzen vorliegenden Untersuchung über den Norden Europas grofse Sorgfalt gewidmet; doch gehört bei den theils fragmentarischen, theils sehr unsicheren Nachrichten, die wir über den Gegenstand aus dem Alterthum haben, derselbe, wenn wir wollen, in die Kategorie der Irren der Io, Atlantis, Thule, Hesperiden und ähnlicher Gegenstände, über welche uns die schätzbarsten Arbeiten vorliegen, die uns aber, aufrichtig gesagt, in der Hauptsache bis jetzt wenig gefördert haben möchten.

Was die *Lage* und *Gestalt* des alten Galliens (S. 78 ff.), von der noch Mela mit das richtigste Bild ent-

wirft, so wie die *Grenzen* betrifft, so sind auch hier die Angaben der Alten von der Art, dafs sich eigentlich kaum für irgend eine Zeit mit Bestimmtheit etwas feststellen läfst, und namentlich ist nach des Ref. Ansicht auf die Begrenzung, selbst durch die Hauptschriftsteller, wie Cäsar u. A., wenig Werth zu legen. Vornehmlich gilt dies von der Scheidung durch den Rhein, auf dessen linkes Uferland, worauf wir nachher wieder zurückkommen werden, in den uns historisch bekannten Zeiten wohl stets germanische Völkerschaften hinüberreichten.

Die Mittheilungen über die *Namen* des Landes (Keltika, Galatia, Gallia, S. 84 ff.), von welchen es die abenteuerlichsten Ableitungen gibt, und zu denen Ref. bemerken will, dafs bei dem nicht ungewöhnlichen Uebergang des *κ* in *γ* in den Namen *Κέλται* (*Κελτοί*) und *Γαλάται* wohl ein sprachlicher Zusammenhang zu suchen sein möchte, enthalten, eben so wenig wie die Mittheilungen über die *Gröfse* des Landes (S. 87.), von der wir natürlich blofse, und zwar ganz verschiedenartige, Schätzungen der Ausdehnung von Norden nach Süden und von Westen nach Osten haben, etwas, was hier besonders hervorgehoben zu werden verdiente.

Im Abschnitte von den, übrigens meist bekannten, *Gebirgen* (S. 92 ff.) gewähren die Untersuchungen über die Alpen ein besondres Interesse. Wir finden hier die verschiedenen und wechselnden Ansichten der Einzelnen aufgefafst, und deutlich dargestellt, wie lange es dauerte, ehe man über den Zug der Alpen, deren Höhe, Ausdehnung u. s. w. das Richtige fand, da der Mangel an gebahnten Strafsen und die Wildheit der Bewohner ordentliche Untersuchungen lange hinderten. Hieran schliefst sich eine sehr übersichtliche Darstellung der Alpenstrafsen, deren Zahl im Alterthum verschieden angegeben wird, und die den heutigen ziemlich entsprechen. Zu Tacitus Zeit waren die gebräuchlichsten die über die Kottischen und Penninischen Alpen, über die Grajischen und über die See-Alpen. Ueber die Strafse, welche Hannibal passirte, sind in diesem Abschnitte nur Andeutungen zu finden, indem dieselbe in der Beilage näher betrachtet wird.

Nach Aufführung der *Vorgebirge* (S. 118 ff.) geht der Vf. zu den *Flüssen*, *Quellen* und *Seen* über, welcher Abschnitt mit besondrer Genauigkeit abgefafst ist. Was die Mündungen der Rhone betrifft, über deren Zahl man im Alterthum nicht einig war, so mag, wie der Vf. richtig bemerkt, theils Unkenntnifs der Gegend an diesen verschiedenen Angaben Schuld sein, theils mögen im Laufe der Jahrhunderte grofse Veränderungen am Ausflusse stattgefunden haben, wie auch die Rhone häufig das Bett an verschiedenen Stellen gewechselt hat. Besondre Berücksichtigung verdienen die Untersuchungen über den Rhein, über dessen obern und mittlern Lauf die Nachrichten übereinstimmender als über den untern sind, und von dem zwei, auch drei Mündungen erwähnt werden. Der Vf. nimmt an, dafs die Trennung des Rheins in verschiedene Arme in früherer Zeit weiter südlich statt fand, als jetzt; wo dies in Cäsar's und Tacitus Zeiten der Fall war, ist nicht auszumitteln; dem Anscheine nach war es wohl noch südlich von der Schenkenschanz, welche Gegend v. Hoff als den Trennungspunkt nennt, wo sich in der ältesten Zeit, von welcher uns Nachrichten geblieben sind, die Waal vom Rhein absonderte.

Die Mittheilungen über den *Boden* (S. 168 ff.), den Cäsar dem germanischen vorzieht und als trefflich zum Getreidebau preist, über das *Klima*, das den Römern und Griechen sehr rauh, jedoch gesund erschien, und die *Produkte*, unter denen von Mineralien Gold und Blei, aus dem Pflanzenreich gutes Getreide und verschiedenes Bau- und Nutzholz, aus dem Thierreich viele Fischarten und besonders Schafe und Schweine hervorgehoben werden, und unter denen wir für die frühere Zeit noch Wein und Oel vermissen, enthalten wenig Neues, haben jedoch das Verdienst, einen bessern Ueberblick zu gewähren, als die Schilderungen, die wir von Andern darüber besitzen. Für diesen, wie für einen spätern Abschnitt, wo bei den einzelnen Ortschaften über Metallverarbeitung sich gleichfalls Mittheilungen finden, ist noch das vom Vf. nicht genannte, treffliche Werk von Karsten (System der Metallurgie, Berlin, 1831. Band I.) zu vergleichen. An die Beschreibung der Produkte reiht sich eine kurze, doch interessante Notiz über den *Handel* des alten Galliens (S. 180 ff.), wo mit Recht die Massilier und die Handelsstädte Narbo und Corbilo am Liger hervorgehoben sind.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

Geographie der Griechen und Römer von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemäus; bearbeitet von Dr. Fr. A. Ukert.

(Schluſs.)

Vornehmlich fand der Handel mit Italien, woher man Wein, Oel und A. m. erhielt, und wohin man mancherlei, besonders Hanf und Pech, sandte, so wie, und zwar vornehmlich von den Küstenstädten aus, mit Britannien statt, von wo man vor Allem Zinn holte. Nach Cicero's Bericht war Gallien voll von Kaufleuten, unter denen sich nach Cäsar's Bemerkung viele befanden, welche Geldgeschäfte trieben. Daſs besonders zu den Germanen hin damals Straſsen gangbar gemacht waren, wenigstens für den Sommer, schlieſst der Vf. mit Recht aus der Leichtigkeit, mit welcher Cäsar in den meisten Gegenden vordringt; über manche Flüsse hatten die Gallier Brücken gebaut. Und daſs die Fluſsschiffahrt frühe schon nicht unbedeutend sein muſste, erhellt aus der Angabe, daſs Sequaner und Aeduer, die der Arar trennte, sich immer einander wegen der Zölle an demselben bekriegten, da jedes dieser Völker sie als ihr Eigenthum in Anspruch nahm, und die Einkünfte bedeutend waren. Namentlich konnte der Rhodanus nach Strabo's Bericht weit und mit groſsen Fahrzeugen beschifft werden, und es war nach demselben Schriftsteller durch die in den Rhodanus fallenden Flüsse die Herbeischaffung und Vertheilung der Waaren leicht.

Wir gelangen nun zu einem der wichtigsten Abschnitte des Werks, nämlich zu dem, welcher die *Bewohner* (S. 183 ff.) im Allgemeinen und die einzelnen *Völkerschaften* umfaſst. Indem der Vf. von den Kelten handelt, macht er darauf aufmerksam, wie die meisten Griechen und Römer die fernen Völkerstämme nur zu sehr ausdehnten, indem ihnen oft sehr geringe Aehnlichkeit genügte, um eine Verwandtschaft, selbst zwischen sehr entfernten Völkerschaften, anzunehmen. Es ist dies allerdings wahr, und wird dort auch durch viele Beispiele belegt, allein man möchte nach des Ref. Ansicht nicht wohl thun, bei ethnographischen Untersuchungen, welche das Alterthum betreffen, diesen Umstand zu sehr im Auge zu behalten, indem bei den Ansichten der Alten oft durchaus das Gegentheil sich findet, und man so leicht den verkehrten Weg einschlagen könnte. So tadelt, um ein Beispiel von unserm Gegenstand herzunehmen, Strabo, der überhaupt, und zwar meist in Folge von Verwechslung der verschiedenen historischen Standpunkte, frühere Geographen so gern rügt, den Eratosthenes mit Unrecht, weil derselbe der Keltika einen gewaltigen Umfang gibt, indem doch die Tradition sie von der Mitte Iberiens bis gegen den Tanais hin ausdehnt. Der Ueberblick, den uns des Vfs. Darstellung über die Geschichte der Kelten verschafft (über welche wir übrigens nicht weniger als einige hundert gröſsere und kleinere Schriften haben), ist vorzüglich. Es wird gezeigt, daſs die Kelten vor den Logographen nicht erwähnt werden, und Hekatäus von Milet der Erste sei, der sie nenne, und daſs gegen die Zeit des Timäos mehr der Name Galater in Aufnahme kam. Sehr richtig wird S. 193. bemerkt, wie unpassend Cäsar Aquitaner, Kelten und Belgen, welche letztern er für Stammverwandte der Germanen hält, Galli nenne, welche Benennung eigentlich nur den Kelten zukommt. Keinen gröſseren Irrthum kann man übrigens begehen, als wenn man, wie dies schon im Alterthum geschehen ist, Kelten und Germanen vermengt, da doch in Sprache und Sitten beide Völkerstämme so sehr von einander verschieden waren. S. 210. gibt nun der Vf., nachdem er mit Erfolg versucht hat, den Wechsel der Ansichten über alle die verschiedenen Völkerstämme zu zeigen, welche bei einer Untersuchung über das alte Gallien in Betracht kommen, kurz an, was über die einzelnen aus der Sprache hervorgeht, wobei ihm besonders W. v. Humboldt's Forschungen

sehr förderlich gewesen sind. Hiernach sind Aquitaner von iberischem Blute, und es werden die Ligurer an der Küste des Meeres zu ihnen gehört haben. Die älteren Kelten bewohnten theils Gallien und die Britischen Inseln, theils manche Gegenden von Italien und die Länder zwischen den Alpen und der Donau, von Gallien bis Pannonien. Sie scheinen sich selbst Gael oder Gail genannt zu haben, und redeten ihre eigene Sprache. In Belgien waren frühe Germanen eingewandert, wo sie, mit den Belgen vermischt, sich selbst Kimri, Cimbern, nannten, von den Galliern aber Belgen genannt wurden. Dafs diese in Gallien einwandernden Germanen aus den nördlichen Gegenden kamen, wird durch viele Wörter erwiesen, wie *ambactus*, Altfriesisch *Ombecht* u. s. w. Grofsbritannien ist von Gallien bevölkert, und diese Einwanderer sind die eigentlichen Briten; später kamen wieder andre Gallier, die Kymri, und wurden auch Briten genannt. — Hierzu will Ref. noch bemerken, dafs wir uns demnach keinesweges, wie dies mitunter geschehen ist, Gallier und Belgen so verwandt denken dürfen, wie Skandinavier und Deutsche, oder wie Gothen und Sachsen, sondern etwa wie Perser und Slaven.

Auf diese Untersuchungen folgt nun die Zusammenstellung dessen, was sich über die Bewohner Galliens in Hinsicht auf Körperbeschaffenheit, Lebensart, Sitte u. dergl. bei den Alten findet (S. 211 ff.). In Bezug hierauf darf man nach des Ref. Ansicht nicht aufser Acht lassen, dafs bei der Unbestimmtheit, womit oft der Name Gallier im Alterthum gebraucht wird, indem wir ihn bald sehr ausgedehnt bald sehr eingeschränkt sehen, nicht Alles, was von Gallien berichtet wird, auch auf sie mag bezogen werden können. Die früheren Nachrichten nemlich beziehen sich mehr auf die Gallier, als eigentlichen *Volksstamm*; nicht so die späteren, besonders aus der Römer Zeit, wo man unter Galliern im Allgemeinen sämmtliche Bewohner des *Landes Gallien* verstand. Hauptquelle für den Gegenstand, von dem der vorliegende, übrigens meist Bekanntes enthaltende Abschnitt handelt, bleibt Cäsar. Es wird hier gezeigt, dafs die Gallier keineswegs so rohe Barbaren waren, wie man sie wohl mitunter zu schildern geneigt war; sie thaten sich schon frühe durch Gewerbfleifs und ihre Bauten hervor, und die Römer lernten, namentlich für die letzteren, manchen Vortheil von ihnen. Unter allen Bewohnern Galliens galten die Narbonenser, später die Aquitaner bei den Römern für die kultivirtesten. Was die gallische Sprache betrifft, so wurde dieselbe nach den vom Vf. beigebrachten Zeugnissen noch mehrere Jahrhunderte n. Chr. gesprochen; dies möchte indefs nicht auf die Masse des Volks anzuwenden sein, in dessen Landessprache, in Folge der immer zunehmenden Romanisirung, wohl schon im fünften Jahrhundert die ersten Anfänge des Romanischen sich bildeten.

Zu dem, was der Vf. über die verschiedenen Stände und das Verhältnifs derselben zu einander sagt, ist zu bemerken, dafs das gegenseitige Verhältnifs der zwei bevorrechtigten Stände, der Druiden (Geistlichkeit) und Ritter, nicht ganz klar zu sein scheint, und es noch die Frage ist, ob nicht beide Eine Kaste ausmachten, und etwa die Druiden der Theil der Ritter waren, der sich mit geistlichen Geschäften befafste. Wenn der Verf. sagt, dafs das übrige Volk als Sklaven betrachtet worden sei, so bezeichnet er die Beziehungen nicht bestimmt genug; es möchte eher das Verhältnifs gewesen sein, was Cäsar Clientel, wir Hörigkeit nennen, nicht gerade Leibeigenschaft, da Sklaven nebenbei erwähnt werden, ein Verhältnifs, welches nur zu deutlich auf eine frühere, von Eroberung begleitete Einwanderung hinweist. Das unterworfene Volk waren wohl die Kimmern, welche sich über ganz Gallien verbreitet hatten, und, nach Norden gedrängt, eine Vermischung der Belgen und Germanen herbeiführten. Zur Mittheilung (S. 224.), dafs Augustus den Bürgern die Theilnahme an dem Gottesdienst der Druiden verbot, läfst sich noch hinzufügen, dafs dies wohl nicht allein deswegen geschehen sein mag, weil die Religion der Druiden blutig war, sondern weil dieselbe überhaupt der Romanisirung im Wege stand. Zu den in Bezug auf der Gallier Lehre von der Unsterblichkeit der Seele u. s. w. dort angeführten Stellen ist noch die bei *Valer. Max.* (*II*, 6.) nachzutragen, wo es heifst: *vetus ille mos Gallorum — quos memoria proditum est, pecunias mutuas, quae his apud inferos redderentur, dare solitos: quia persuasum habuerunt, animas hominum immortales esse.*

Was die einzelnen Völkerschaften betrifft, welche von S. 230. an näher betrachtet werden, so sind trotz der ansehnlichen Zahl, die uns bei Cäsar und nach ihm genannt wird, bei den Alten doch viele nicht erwähnt, die von den bedeutenderen abhängig waren oder mit ihnen als Verbündete und Clienten im Verhältnifs

standen. Josephus spricht von einer Anzahl von 300 Völkerschaften, Appianus von 400 V. und 800 Städten, Plutarch von 800 oder 1000 Städten und mehr als 300 Völkerschaften. Um die von den Alten namhaft gemachten besser zu übersehen, gibt der Vf. zuerst die früher bestehenden, und nachher die von den Römern gemachten Eintheilungen an, und ordnet demgemäfs die Völkerschaften zusammen. Den Ueberblick derselben erleichtern übrigens ungemein die S. 241—45. befindlichen, zweckmäfsigen Tabellen, wo jedem der Hauptschriftsteller über diesen Gegenstand eine Rubrik angewiesen ist, in welche die einzelnen Völkerschaften eingetragen sind, so dafs sich sogleich zeigt, ob eine Völkerschaft z. B. bei Cäsar, Strabo u. A. vorkommt oder nicht, und welche alle es sind, die dort genannt werden. Dieser Tabelle folgen schätzenswerthe Notizen über die Zahl der Bewohner (S. 245 ff.), welche, wie sich aus dem von Cäsar auf 249000 M. angesetzten Aufgebot des Vercingetorix ergiebt, zu des Letztern Zeit bedeutend gewesen sein mufs; bei einer andern Gelegenheit hören wir von 307000 M., und Diodor berichtet, die gröfste Völkerschaft hätte 20000 Männer, die kleinste 5000 gezählt.

Ueber die Verfassung (S. 247 ff.) finden wir das Wenige und Dürftige, was wir aus dem Alterthum darüber erfahren, zweckmäfsig zusammengestellt. Dieselbe war bei den meisten Völkerschaften aristokratisch; bei einigen finden sich Könige, entweder durch das Verhältnifs der Druiden oder auf andre Weise beschränkt, bei andern hören wir von einem Senat oder Magistrat, der das Ganze leitete. Ueber die Beziehungen, in welchen die Gallier hinsichtlich der bürgerlichen Verhältnisse zur römischen Oberherrschaft standen, wissen wir wenig. Im Anfang hatte die Provinz das *jus Latii*, und allmälig wurden einzelne Staaten durch Ertheilung des, wenn auch nicht vollen, Bürgerrechts bevorzugt, und den Aeduern zuerst der Eintritt in den Senat bewilligt. Unter den einzelnen Völkerschaften nun, über welche der ganze Abschnitt gut abhandelt, beschäftigen den Vf. am meisten: die wichtigen Ligyes oder die ligurischen Stämme (S. 275 ff.), die wie, wie dort gezeigt wird, weit verbreitet und vereinzelt, vornehmlich aber westlich von den Alpen auf dem Küstenstrich bis zur Druentia, auf dem Südabhange der Apenninen und zwar östlich von dem erstgenannten Gebirge, so wie auf den See- und kottischen Alpen finden; ferner die Salyes (*Sallyes* und unter mehreren andern Formen, S. 293 ff.), oft unter den Ligyes mitbegriffen, von Antipolis im Osten bis Massalia im Westen, selbst bis zum Rhodanus hin. Bei Aufführung der Quellen, welche der Salyes gedenken, hat der Vf. die Stelle in *Caes. bell. civ.* (*I*, 35.) übersehen, wo, wie sich aus dem Zusammenhang ergibt, in dem Satze: *alter bello victas Gallias adtribuerit e. q. r.* mit Glandorp *Sallyas* zu lesen ist. Besondre Beachtung verdient, was wir in dem Abschnitt über die Allobroges, Aedui und Boji, Veneti, Helvetii, Sequani, Germani u. A. zusammengestellt finden. An die Treviri (S. 360.), von denen, wie von den Nervii, Tacitus sagt: *circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt, tanquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur*, und welche Cäsar auch nicht für Germanen erkennt, läfst sich (worauf oben schon hingewiesen worden ist) die Bemerkung anknüpfen, dafs die Römer Gallia eben so wie nach Norden, wo sie mit Unrecht *Belgicum*, was eigentlich *Cimbricum* ist, dazurechneten, so auch nach Osten viel zu weit ausdehnten, während sie im Süden Gallia richtig bei Picenum beginnen lassen. Ref. möchte auf diese Weise Hontheim (*Prodr. hist. Trev.*) und Hetzrodt (Nachricht über die alten Trevirer), welche mit Andern die Trevirer Germanen nennen, gegen den Vf. in Schutz nehmen. Eben so wie die Nervier bald Gallier, bald Germanen genannt werden, so mag diese Unbestimmtheit und Verschiedenheit in der Bezeichnung auch in Bezug auf ihre Nachbarn, die Trevirer, gelten, und es scheint Ref. gefehlt, wie überhaupt das Pochen eines Volks auf eine bestimmte, nicht gerade geschichtlich widerlegte Abstammung, so das Pochen der genannten beiden Völker auf germanisches Blut und germanischen Ursprung zu gering anzuschlagen. Strabo, der nur die Nervier ausdrücklich Germanen nennt, ist in dieser Sache kein so zuverlässiger Gewährsmann, wie der Vf. anzunehmen scheint, indem er, wie Cäsar und Andre, die gallischen Völkerschaften ganz im Allgemeinen bis an den Rhein ausdehnt, ja sogar (VII. p. 290. und IV. p. 196.) die keltischen und germanischen Stämme in den meisten Beziehungen ausdrücklich für gleich erklärt, und bekanntlich die *Germani*, als *Brüder* der Galater, so von den Römern benannt wissen will. Uebrigens weist auch die ganz individuelle Entwickelung, die ganze Geschichte der Völkerschaften, welche das linke Uferland des Rheins bis zu den Hauptgebirgszügen bewohnten, die sie vom Westen trennten, und die noch heutigen Tags, bei aller politischen Vermengung, doch noch das Ansehen als Völkerscheiden sich bewahren, auf germanische Elemente hin.

Die ganze vorliegende ethnographische Darstellung des alten Galliens bekundet des Vfs. Belesenheit und historischen Takt nicht minder, wie der darauf folgende, reichhaltige und sehr kritisch bearbeitete Abschnitt über die *Städte* (S. 382 ff.). Hervorzuheben ist hier die Untersuchung über Gergovia, Stadt der Averner. Der Vf. gewinnt aus der kritischen Beleuchtung der hierauf bezüglichen Angaben der Alten das auch dem Ref. richtig scheinende Resultat, dafs es entweder ein doppeltes Gergovia gab, oder eins derselben wenigstens einen ähnlich klingenden Namen geführt habe; das leitie lag wohl bei den Bojern, das andre bei den Avernern. Gergovia der Bojer wäre nach dem Verf. östlich vom Liger, oder wenigstens östlich vom Elaver zu suchen, das der Averner südlich von den Bituriges. Ferner verdienen besondre Erwähnung die Mittheilungen über die Küstenstädte Calcaria und Solarium, von denen der Vf. dieses bei la Bédoule, jenes bei Calas sucht, über Massalia, welche Stadt besonders in neuerer Zeit Gegenstand vieler Untersuchungen geworden ist, über das den Griechen frühzeitig bekannte Steinfeld bei eben

genannter Stadt (die Ebene la Crau, oberhalb der Rhonemündungen), über Aquae Sextiae, wo, wie der Verf. zeigt, die Gegend der Gefechte mit den Galliern nicht genau mehr nachgewiesen werden kann. Diese wie andre Punkte und Lokalitäten bieten in mancher Hinsicht dem Forscher mehr oder minder Schwierigkeiten dar, die, wie man gestehen muſs, der Vf. meist glücklich überwindet. Aus dem vorliegenden, wie den vorigen Abschnitten des reichhaltigen Werks würde sich noch manches Specielle und Anziehende hervorheben lassen, wenn der Raum dieser Jahrbücher eine weitere Ausführung gestattete.

Sehr dankenswerth ist die Zugabe, die der Vf. uns in der schätzbaren Abhandlung über Hannibal's *Zug über die Alpen* (S. 558—606.) gegeben hat. Dieselbe hat ohne Zweifel zur Aufhellung mancher Punkte dieses vielbesprochenen und in nicht weniger als beinahe sechzig gröſseren und kleineren Schriften abgehandelten Gegenstandes beigetragen; allein es bleibt bei so manchen Schwierigkeiten, die bei den uns jetzt zu Gebote stehenden Quellen nicht möchten beseitigt werden können, in der Sache immer noch viel zu thun übrig. Aus dem Umstand, daſs die Verfasser der eben gedachten Schriften Hannibal auf neun verschiedenen Wegen über die Alpen ziehen lassen, läſst sich schon entnehmen, welch verschiedener Auslegung die hierhergehörigen Stellen der Alten unterworfen gewesen sein müssen, und wie schwierig hierdurch eine Untersuchung über den Gegenstand wird. Für den Mont Cenis, so wie für den kleinen Bernhard, als Uebergangspunkte, haben sich die gewichtigsten Stimmen entschieden; für den erstern auch unser Vf. Der Gegenstand hat, wie viele der Art, die schlimme Eigenschaft, daſs die Stellen der Alten auf viele heutigen Punkte passen, und die Untersuchung sich eine Weile recht gut führen läſst, bis man endlich zu einem Punkt gelangt, wo Schwierigkeiten entgegentreten, die sich nur durch hypothetische Annahmen aus dem Wege räumen lassen. So auch in vorliegender Abhandlung. Richtig hat übrigens der Vf. erkannt, daſs man, um dem Ziele sich zu nähern, vor Allem die Verschiedenheit der Distanzbestimmungen bei den einzelnen Schriftstellern scharf in's Auge fassen müsse, und Ref. muſs gestehen, daſs eben in dieser Beziehung durch des Verfs. Untersuchungen Treffliches geleistet ist. Hauptquelle bleibt Polybius; bei weitem nicht so zuverlässig ist, wie der Vf. zeigt, Livius. Der erste Theil des Zuges nun bietet keine Schwierigkeit dar; die Ungewiſsheit tritt ein, wo Hannibal den Rhodanus erreicht, und es ergibt sich hier dem Vf. aus den besonders auf die Distanzangaben gegründeten Untersuchungen, daſs der Feldherr bei Beaucaire gedachten Fluſs überschritten habe. Die zweite Frage, wo die Insel zu suchen sei, die Hannibal nach einem viertägigen Marsch erreichte, versucht er so zu lösen, daſs er darthut, wie die Isere (bei Polybius corrumpirte Lesart *Σκάρας*) mit dem Rhodanus es sei, welche die Insel gebildet habe, nicht der Arar, wie Livius will. Von hier aus sich östlich wendend, zieht der Feldherr am linken Ufer der Isere weiter. Bis hierher hat die Untersuchung einen ziemlich guten und natürlichen Fortgang. Allein, wenn man, wie der Verf. annimmt, Hannibal von der Isere aus unmittelbar ins Gebirge und den Paſs gelangen soll, der ihn zu dem Mont Cenis führt, da tritt durch die Erwähnung bei den Alten, daſs Hannibal über die Druentia (Durance) gezogen sei, eine erheblichere Schwierigkeit ein, die der Vf. dadurch beseitigen will, daſs er vermuthet, es hätten den Namen Druentia mehrere Alpenflüsse geführt, wie jetzt es dort mehrere Doria gebe. Doch scheint dem Ref. auf diese Weise, nämlich durch eine bloſse Vermuthung, dieses für die Fortführung der Untersuchung allerdings bedeutende Hinderniſs eben so wenig beseitigt, wie die nicht zu übersehende Bemerkung, daſs das Thal des Arc für ein so groſses Heer zu eng sei, durch die Entgegnung widerlegt werden zu können, daſs die Punier auch wirklich Noth gelitten hätten, daſs sie Lebensmittel mitnahmen, beim Eintritt in die Alpen für drei Tage in der eroberten Stadt vorräthig fanden u. a. m. Bei Montmelian und Bourgneuf läſst der Vf. Hannibal die Isere verlassen, bei Braman und Thermignon die gefährliche Stelle unweit des *Λευκόπετρον* (des weiſsen Felsen, *Rocher blanc*) passiren, und endlich am neunten Tage die Höhe des Mont Cenis erreichen. Darauf, daſs Hannibal nach Livius seinen Kriegern in der Ferne die Thäler des Padus zeigte, (was bei den andern Bergen, die man als Uebergangspunkte nennt, wegen der Lage nicht möglich ist), darf man, wie doch der Vf. zu thun geneigt ist, nicht viel Gewicht legen, indem dieses Hinweisen auf die fernen Thäler nichts anders als eine rhetorische Floskel von Livius sein mag. Im Allgemeinen spricht indeſs für den Uebergang über den Mont-Cenis viel, nach des Ref. Ansicht freilich nicht so viel, daſs die andern Annahmen, die in einzelnen Punkten auch so Manches für sich haben, dadurch verdrängt würden, und die ganze Sache somit als erledigt anzusehen wäre.

Noch ist der dem Werke beigegebenen Karten zu gedenken, deren Aeuſseres ihrem guten Gehalte nicht entspricht. Zum allgemeinen Theile gehören: eine Homerische Welttafel, eine Weltkarte des Herodot, eine Erdtafel des Eratosthenes, eine Karte zum Strabo, eine Karte des Ptolemäus und ein Erläuterungsblatt zur mathematischen Geographie; zum besondern Theile: eine allgemeine Karte von Hispania, dasselbe Land nach Strabo's, Plinius, Ptolemäus und Avienus Ansicht, eine allgemeine Karte von Gallia, und dasselbe Land nach Cäsar und Ptolemäos. — Der gegenwärtige, wie der vorige Band haben ein sehr vollständiges Register.

Wir schlieſsen die Anzeige dieses trefflichen Werks mit dem lebhaften Wunsche, daſs es dem geehrten Vf. vergönnt sein möge, dasselbe in der Art, wie er es begonnen, fortzuführen und zu vollenden.

Reinganum.

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

IV.

Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte, dargestellt von Amadeus Wendt. Leipzig 1831. *Verlag von J. A. Barth. Vorr. VIII. Text* 377 *S.*

Zweiter Artikel.

Die Behandlungsweise und Gliederung der Orientalischen Kunst, als erste Hauptperiode gab dem Ref. zu manchen Ausstellungen begründeten Anlafs. Doch können wir uns entschliefsen diesen ersten Abschnitt des Werkes dem zweiten, welcher die Griechische, Etruskische und Römische Kunst umfafst, als Folie unterzulegen, dann leuchtet die Darstellung der classischen oder antiken Kunst desto glänzender hervor, so dafs es fast scheinen möchte, der Verf. habe so plastisch philosophiren wollen, dafs bei der unvollkommneren Kunst auch sein Bericht unvollkommen bleibt, bei der in sich vollendetesten aber sich gleichfalls, relativ wenigstens, zur Vollendung erhebt.

Der Begriff dieser *zweiten Periode* wird dahin festgestellt, dafs in ihrer Kunst das Aeufsere dem Inneren gänzlich entspreche, und das Gleichgewicht von Geist und natürlicher Erscheinung aus dem Geiste selber in den Kunstwerken ausgeprägt werde. Der Geist suche in den Naturgestalten sein gemäfses Spiegelbild, und indem er in dieser Einheit sich selber seinem Wesen nach anschaue, mache diese Verschmelzung auch das Princip der frei aus ihm hervorgehenden Kunstwerke aus, worin deren Karakter der Naivetät zu suchen sei. Hiermit wäre dann in der That *eine* Seite der sogenannten Antike, die plastische Richtung nämlich, richtig angedeutet, aber das innerste Princip der classischen Kunst ist dadurch noch nicht erschöpft. Dieses Princip läfst sich am treffendsten durch „schöne Individualität" bezeichnen, ein Ausdruck, dessen Bedeutung der Verf. scheint mifsverstanden zu haben. Denn er sieht darin nichts, als eben wieder die gemäfse Vereinigung von Innerem und Aeufserem. Und dennoch liegt bei weitem mehr darin. Der Griechischen Kunst war die schwere Aufgabe gestellt, die eben berührten Mängel der Orientalischen Kunstanschauung in eben so viel dem Begriff der Kunst entsprechende Vorzüge zu verwandeln. Diesem Berufe wird die Griechische Phantasie nur dadurch zu genügen befähigt, dafs sie die Bedeutungen, statt sie ihrer Allgemeinheit nach in den tausend Einzelheiten zu ahnen, nun klar als Gehalt *geistiger Individualität* erfafst. Denn diese allein hat an sich selbst ihre gemäfse und nothwendige Erscheinung in ihrer leiblichen Gestalt und abgeschlossenem Karakter, in bestimmten Lebenskreisen, Handlungen, Begebenheiten, Vorstellungen und Empfindungen. Solche Individualität darf denn aber noch nicht als subjective Persönlichkeit so sehr in sich selber vertieft sein, dafs sie sich auch von dem Gehalt, dessen Erscheinung sie werden soll, abzutrennen vermöchte, indem sie durch denselben hindurch sich als Subject das Höchste wäre. Im Gegentheil mufs die Individualität untrennbar mit ihrem Inhalt verwachsen erscheinen, und von sich nur in diesem Gehalte wissen. Deshalb wird nun auch dieser Inhalt aus der Abstraction unbegrenzter Allgemeinheit zur *Bestimmtheit* zu beschränken und innerhalb solcher Begrenzung zur in sich harmonischen Totalität besonderer Seiten zu erfüllen und abzuschliefsen haben. Die Bedeutung darf nicht so allgemeiner Art sein, dafs sie sich in eine bestimmte Individualität ganz zu versenken verschmähen müfste. Drittens gehört hierzu, dafs die geistige Individualität über die Natur für das Bewufstsein hinausgehoben und nicht ihr gleich gestellt sei. Denn nur dadurch kann dem chaotischen Durcheinandergähren von Geist und Natur, dem Sichverkehren beider durcheinander zur Mifsgestalt und

Mifsbedeutung, wie dem dumpfen Geheimnifs der Wechselsymbolik beider ein Ende gemacht werden. Doch ist dieser Erhebung nicht ein so weiter Spielraum zu vergönnen, dafs nur die geistige Innerlichkeit als solche als die wahre Bedeutung und Form ergriffen werde, weil sonst die menschliche Gestalt und Handlung, die äufsere Erscheinung überhaupt nur als eine negative Seite dasteht, welche als negative zu behandeln nothwendig wäre, um das *Innere* gerade als die einzige ächte Erscheinung daraus hervorblicken zu lassen. Die Erhebung darf nur in soweit statt finden, dafs die bewufste Individualität zwar als die höchste Form erscheint, welche jedoch an sich selbst erst ihre Wirklichkeit erlangen kann, wenn sie sich mit einer äufseren Erscheinung in Gestalt, Handlung, Begebnifs u. s. f. als der ihrigen und ihr gemäfsen zu vollendeter Harmonie verschmelzt. Das Auflösen und Umwandeln des Wirklichen geht auf nichts weiteres als auf die zufällige Partikularität, die solcher Verschmelzung hindernd möchte im Wege stehn.

Solche schöne Individualität ist das Princip des Griechischen Lebens und künstlerischen Schaffens. Die Götter wie die Stämme, Staaten und Städte, die Helden und Karaktere, die Handlungen und Begebenheiten, die Vorstellungen und Empfindungen haben dies Princip in sich. Zuerst in Griechenland tritt es hervor und deshalb beruht auch die Kraft des Griechischen Lebens auf solcher Individualität.

In demselben Principe liegt nun aber eine zweite Seite, welche der Verf. nicht ihrer Wichtigkeit nach hervorhebt, die Seite nämlich, dafs Griechenland dem Orient gegenüber zuerst das wahrhafte Land *tragischer* wie *komischer* Kunst ist. Sucht nämlich die beschränkte Individualität in sich allein den Mittelpunkt aller ihrer Kraft, so findet sie sich, sobald sie handelnd in die Wirklichkeit tritt, sogleich in Verletzung, Conflict und *Untergang* hineingerissen. Denn weder die in Wissen und Handeln begrenzte Besonderheit, noch ihr wechselseitiger Widerstreit ist für das Griechische Bewufstsein das Höchste und Letzte. Ueber den besonderen Mächten des Daseins und ihrer göttlichen und menschlichen Individuen schwebt als umfassende Macht allgemeiner und dadurch blinder Einheit die zwingende Nothwendigkeit, welche den Göttern und Helden ein unerkanntes Jenseits des Geschickes bleibt, weil dasselbe über die Individualität übergreift, und diese in ihrem Kampfe niederzubeugen und zu zerschmettern die Gewalt und Hoheit hat. Weil dem Griechischen Leben die Heiterkeit *schöner Individualität* zu Grunde liegt, ist es zum tragischen Schicksale fortgeschritten. Diese Tragik spiegelt Griechenland in seinem wirklichen wie im Kunstleben wieder. Die einzelnen Staaten und Städte vereinen sich wohl zum Widerstand gegen den gemeinsamen Feind, aber kaum ist er nach Osten zurückgeschlagen, so entbrennt schon der Kampf der Hauptstaaten gegeneinander um die Anführerschaft, und ein tragisches Ende des Untergangs ist der Schlufs dieses dramatischen Lebens. Denn die Schärfe des Streits hat die Wurzeln der individuellen Kraft und Selbstständigkeit zerschnitten, und wenn nun auch Alexander noch einmal das ganze Griechenland in schönster Individualität siegend vereinigt, so glänzt dies Leben dennoch nur in ihm allein und der Kolofs seines Reiches zerfällt und zerbröckelt als die jugendliche Riesenseele den Riesengliedern entflohen war. — Durch das gleiche Princip wird die Kunst in gedoppelter Beziehung zur *Komik* hingeleitet. Denn einerseits gelangt das plastische Element durch dieses Versinken in's Sinnliche auch zu der Verkehrung des Geistes, durch die sich gänzlich geltendmachende Sinnlichkeit, eine Verkehrtheit, welcher die Kunst nur durch die Komik sich bemeistern kann. Anderseits geht die geistige Individualität, da in ihr das Princip der gesammten Wirklichkeit liegt, nun auch von ihrer Seite her zu der Willkür und Thorheit sich selbst genügender Subjectivität fort, welche, indem sie sich in den substantiellen Verhältnissen des Lebens die Herrschaft erringt, bald genug das Wesen dieser Lebensmächte in ihrer Erscheinung zum Unwesen herumwendet. Auch hier kann nur die Komik wieder kunstversöhnend eintreten, um diese Verkehrtheit durch sich selbst sich wieder auflösen zu lassen, und dadurch die dennoch gegenwärtige Macht des Wahren wiederherstellend zu bekunden. Zugleich ergreift die ihrer selbst gewifs gewordene Einsicht der Subjectivität auch die Tragik der Wirklichkeit und Kunst, um was an derselben endlich und falsch ist, durch die eigenen Widersprüche sich zerstören zu lassen.

Diese Tragik und Komik des Griechischen Princips treibt unaufhaltsam zur Blüthe der Kunsttragödie und Komödie als Gipfel Griechischer Poesie. Denn vollständig kann nur die dramatische Kunst die Tragik und Komik entfalten. Deshalb ist es schief, wenn die *Sculp-*

tur als die den Griechischen *Geist* am klarsten darstellende Kunst angegeben wird. Auf dem Punkte ihrer Vollendung gerade hat sie die dramatische Poesie zur mächtigsten Nebenbuhlerin. Die Bildsäule zeigt Götter und Menschen am vollendetsten nur in ihrer sicher, frei und harmonisch in sich beruhenden Individualität, während sich erst aus deren tragischem Geschick und der Lust der Komik für die Anschauung eine höhere Harmonie und umfassendere Freiheit ergibt, wie nur die dramatische Poesie sie darzustellen im Stande ist.

So können wir dem Verf. nicht beistimmen, wenn er die Sculptur als die eigentliche Griechische Kunst hinstellt. Sie ist es allerdings in der Beziehung, dafs die Griechen sie zur Vollendung für alle Zeiten gebracht haben, und die plastische Griechische Anschauung in der Sculptur die vollste *Kunst*befriedigung gewann, jedoch nicht in der Beziehung, dafs sie den Griechischen Geist in seiner höchsten und weitesten Gestalt in sich zu befassen fähig gewesen wäre.

Weniger noch kann Ref. sich mit der Art der näheren Gliederung einverstanden erklären. Der Verf. nämlich nimmt seine Eintheilung aus dem Unterschiede der Künste. Bei einer allgemeinen Kunstgeschichte, die auf Wissenschaftlichkeit im Sinne der Philosophie Anspruch macht, ist solche Gliederung zu verwerfen. Denn in der Kunstgeschichte eines Volkes geht der allgemeine schaffende Kunstgeist nicht aus dem Unterschiede der Künste, sondern umgekehrt, diese aus jenem hervor. Die wesentlichen Unterschiede der schöpferischen Phantasie eines Volkes in den verschiedenen Epochen seines Lebens geben die besonderen Perioden, welche, beim Hinzutreten relativ begünstigender oder hemmender Umstände, jetzt diese Kunst, dann jene hervorrufen, während eine andere nur erst zu entstehen oder nur noch vom Kulminationspunkte der Vollendung herabzusinken vermag, oder auch mehrere gemeinschaftlich zu höchster Schönheit emporstrebend sie erreichen, und ihr wieder entsagen müssen. Solche Epochen hätte der Verf. aufsuchen sollen.

Nach diesen Einwendungen sieht Ref. sich mit Freuden veranlafst, nun auch die mehrfachen Vorzüge dieses Abschnittes herauszustellen. Auf neue Forschungen und Einzelheiten macht der Verf. keinen Anspruch, und auch in Betreff allgemeiner Gedanken ist uns Neues nicht aufgestofsen; doch ist von dem Bekannten das Beste in gröfseren Umrissen oft eigenthümlich, hin und wieder mit Schärfe und Glanz karakterisirend, in anschaulicher Zusammenfassung treffend wiedergegeben. Wie denn z. B. die Art des Ideals der Griechischen Götter; die Weise ihrer Individualität, die von abstracter Allegorie in ächt künstlerischer Ferne bleibt; der Gang des Inhalts und der Darstellung in Sculptur und Architectur glücklich gefafst und klar entwickelt ist, ebensosehr aber auch der Mangel in der Griechischen Lyrik, Musik und Malerei seine richtige Würdigung und Begründung erhält. Wobei denn noch der gefeilten Anmuth der Form, und der lichtvollen Färbung der Diction zu erwähnen ist, die von der Aegyptischen Kunst an immer gerundeter wird, wenn sie auch oft durch Glätte und Leichtigkeit jene markige Energie zu ersetzen sucht, welche mit der ursprünglichen Macht selbstgefundener tiefster Gedanken sich ringend Bahn bricht, und in ihrem Laufe die Widerstrebenden selber mit sich fortreifst und bewältigt.

Anhangsweise wird nach der Griechischen Kunst von den *Etruskern* in flüchtigem Ueberblick, von den *Römern* in gedrängter Kürze gehandelt. Mit einem schüchtern nachhallenden „Leider" wiederholt der Verf. die Fr. von Schlegelsche Klage über das Verlassen der halberdichteten früheren Nationalgesänge und das Aufnehmen der Griechischen Formen. Soll denn das lahme Bedauern bei dem Siege der Griechischen Kunstwärme und Grazie über die kalte Gravität Römischer Strenge und Steifheit, wie bei dem Eindringen classischer Gediegenheit in das ablebende Mittelalter noch immer nicht der Einsicht in die sachliche Nothwendigkeit dieser doppelten Eroberung weichen! Die Römer haben keinen weiteren weltgeschichtlichen Kunstberuf gehabt, als in der verstandreichen Consequenz ihrer Weltherrschaftsprosa das Substrat zu sein, an welchem die Macht der Griechischen Kunst ihren Triumph feiern sollte. Denn Rom ist für die Kunstgeschichte das prosaisch gewordene Griechenland. Zu dieser werkthätigen bürgerlichen und politischen Prosa hatte die alte Welt fortzuschreiten, indem in Griechenland selbst die lebendige Poesie zur Gelehrsamkeit und gebildeten Technik herabgekommen war und nun zur Zerscheidung dessen auseinanderging, dessen Einigung gerade das Princip der Griechischen Kunst- und Lebenspoesie ausgemacht hatte. Die Substanz war der Griechischen Wirklichkeit und Kunst entflohen, die Subjectivität blieb übrig. Die Trennung nun und das einseitige Festhalten an

der einen oder andern Seite des Gegensatzes von abstracter Allgemeinheit und subjectiver Einzelheit, der Kampf und Widerspruch beider, diese Erbsünde aller Prosa, macht den prosaischen Karakter der Römischen Welt aus. Sie konnte keine neue Kunst schaffen, sondern die vorhandene nur erlernen. So wurden die siegenden Römer, die Herren und Meister, Schüler der Besiegten, und liefsen nicht nach bis ihr öffentliches Leben wenigstens in der äufseren Pracht und dem Schimmer der Kunst dastand, und das private der künstlich Gebildeten im stillen Genufs scharfblickender, besonnener und geschickter Nachahmung sein Verdienst und seinen Lohn suchte. Doch das Mafs des Gelingens blieb hinter dem Aufwand des Eifers zurück; der künstlerische Genius ward unter ihren Händen zu blofsen Talenten. Aber so kunstreich war die Täuschung in ihrem Dichten, so gehaltvoll dennoch der Inhalt dieses äufseren Scheins, dafs Jahrhunderte lang, als der Sinn dafür wieder erwachte, selbst noch der Widerschein des Augusteischen Zeitalters die Weisesten und Besten blendete und verblendete, und Virgil's Lob laut ertönte, während Homer belächelt ward. In noch höherer Gediegenheit verstanden sie es in fast unzertrümmerbaren Werken der Baukunst zu beweisen, wie deren vollendete praktische Zweckmäfsigkeit auch der Schönheit sich nicht zu entfremden brauche. Dieser weithinwirkende, wiederholt andauernde Einflufs berechtigt die Römische Kunst auch in einer weltgeschichtlichen Darstellung wohl zu einer detaillirteren Würdigung ihrer Glanzepochen, als ihr der Verf. hat mögen angedeihen lassen.

Mit der Römischen Kunst schliefst der Verf. die zweite Periode, wir glauben, mit Unrecht. Denn bei weltgeschichtlicher Behandlung, scheint uns, dürfe in dieser zweiten Periode nicht erst die gesammte Griechische Kunst und dann erst die gesammte Römische vorübergeführt werden. Die Griechische Kunst als abgeschlossene nationale Kunst überdauert die Zeit Alexanders kaum. Der eroberte Orient, wie das erobernde Rom wirken auf Griechenland zurück. Die Griechische Kunst kann deshalb zunächst nur bis dahin verfolgt werden, wo diese Römische Einwirkung hervorzutreten beginnt. Dieser Entwicklung hat sodann zweitens die Darstellung der Römischen Kunst, als der nachgebildeten Stiefschwester, innerhalb der Römisch nationalen Ausbildung zu folgen. Den Schlufs endlich mufs drittens das gemeinschaftliche Ableben Römischer wie Griechischer Kunst ausmachen, in welchem beide, Rom in Barbarei versinkend, Griechenland in Selbstverspottung seiner eigenen Phantasie und Wirklichkeit, in Verweichlichung, Ueppigkeit und Pomp des Orients, in Aufnahme auch des Römischen Wesens, über sich selbst das Urtheil sprechen: das Mark unserer Selbstständigkeit ist verzehrt; wir lassen nun von den Besiegten überwinden.

Durch diese Wechselwirkung und Vermischung aber beweist sich, dafs nun kein Volksprincip als solches mehr die Grundlage der Kunst ausmachen könne, sondern dafs ein allgemeines Weltprincip hervortreten müsse, das der Menschheit wie dem Menschen zugehöre. Dies neue Princip nun und dessen Entwicklung stellt der Verf. als die *dritte Hauptperiode* der Kunst hin, welche er die Germanische nennt.

Wir dürfen dem Verf. nicht vorwerfen, er habe dem Grundkarakter nach das Princip seiner dritten Periode als der Geschichte der christlichen Kunst nicht erfafst; doch in rechter Schärfe und Bestimmtheit hat er es nicht hervorgehoben, noch weniger aber aus den vorhergehenden als nothwendig erwiesen. Ihre schöne individuelle Erscheinung hat die Griechische Kunst in ihrer Schlufssatire sich selber zerstört, und als Recht zu dieser Auflösung das Unrecht der sinnlichen individuell menschlichen Wirklichkeit in Anspruch genommen, deren Gestalt sich hatte zur absoluten Erscheinungsweise selber machen wollen. Für das Kunstbewufstsein hat sich Weisheit und Tugend, Vernunft und Schönheit, sowohl aus der Wirklichkeit des Lebens, die in Rom zur Mifsgestalt heilloser Endlichkeit empörend verkehrt war, als auch in Griechenland aus den wirklichen Gestalten der früheren götterbildenden Kunst, in's *innere subjective* Wissen zurückgezogen, das sich in seinen Werken in Heiterkeit und Ernst nur als die geistige Zernichtung der Wirklichkeit und Kunst zu befriedigen vermochte. Dies ist der tiefere Sinn und die Wichtigkeit der alten Satire im weltgeschichtlichen Verlaufe der Kunst, welche in Rom nur die Galle der Indignation zu dem Quell der declamatorisch tugendprunkenden Begeisterung machte, während Lucian, der heitere Universalgrieche die letzte poetische Kraft aufwendete, um Götter und Helden, Dichter und Philosophen, die ganze vergangene Poesie, Religion und Wissenschaft durch ihre eigene Erscheinung zu zerstören.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte, dargestellt von Amadeus **Wendt.**

(Schlufs.)

Soll jetzt die Kunst eine neue Entfaltung wieder gewinnen, so darf sie nun nicht mehr ihren Inhalt mit den Gestaltungen der Aufsenwelt innigst vermählen wollen, sondern, wie bisher die schöne Individualität, ist jetzt das *subjective Innere* die Form, in welche jeder Gehalt, der höchste und niedrigste, sich zu kleiden hat. Aber mit der Kunstform der alten Welt ist auch ihr Inhalt aufgelöst und die Kunst mufs einen neuen der neuen Form entsprechenden erringen. Dieser Gehalt mufs einerseits das Princip absoluter Allgemeinheit enthalten, (denn auch das individuelle Göttergeschlecht des Zeus ist von der Satire entthront), anderseits damit das Princip subjectiver Innerlichkeit und Persönlichkeit verbinden. Beides ist im Princip des Christenthums der Fall, indem es die einseitigen Gipfelpunkte der alten Welt, die alleinige Substanz des Jüdischen Gottes, und das Princip subjectiver Persönlichkeit, dies letzte Resultat Griechenlands und Roms, zu vollständiger Vermittlung zusammenfafste. Und so erscheint es wohl zeitlich als Resultat, aber weil es die ganze Wahrheit enthält, ist es in der That das ursprünglich Erste, das in der zeitlichen Erscheinung zwar seine besonderen Elemente zu deren rechtfertigendem Siege in selbstständiger Entwicklung vorausschickt, aber ebensosehr in deren widerlegenden Niederlage bekundet, nur die volle vermittelte Totalität sei das Wirkliche und Wahre, das Erste wie das Letzte.

Wir dürfen in dieser Beziehung die dritte christliche Periode der Kunst die Kunst der Wahrheit nennen, welche, um das absolut Wahre auch in Form der Kunsterscheinung verwirklichen zu können, sich jenes symbolische Suchen und Gähren, jene Räthsel des Orients, die in der Erhabenheit ihr Orientalisches Lösungswort finden, wie jene Griechische Schönheit individueller Erscheinung voraussendete, aber als Gestaltungen zerstören liefs, deren Form dem absoluten Inhalt widersprach.

Doch diese Kunst der *Wahrheit* ist nicht die wahre *Kunst*. Denn der Begriff der Kunst als solcher fordert gerade die trennungslose Ineinanderbildung des geistigen Gehalts und seiner äufseren Erscheinung, so dafs einander beide vollständig genügen und als sich wechselsweise gemäfs sich vollendet fassen und durchdringen. Dieser Begriff aber findet seinen eigentlichen Inhalt und seine ächte Form nur innerhalb der Griechischen Lebens- und Kunstanschauung. Die Kunst der Wahrheit dagegen verliert an Schönheit, was sie an Tiefe des Gehaltes gewinnt, Religion und Wissenschaft werden höhere Formen für denselben Gegenstand, und Staat und sonstiges Weltgetreibe geht für sich kunstlos seinen eigenthümlichen Weg. Denn die absolute Allgemeinheit durchbricht die Beschränkung einzelner Erscheinungen. Und da nur die persönliche Innerlichkeit der Boden und die Gestalt für allen Inhalt werden soll, so ergeht die Forderung an die Kunst, dafs sie, wie sehr sie auch verleiblichen mag, dennoch aus dieser Verpuppung heraus die innere Seele mit freien Schwingen sich erheben lasse. Die Gestalten sollen gleichsam nur die Worte sein, durch deren Klang der Geist zum Geiste redet; die Kunst greift mit ihrer geistigen Hand nur in die vielbesaitete Welt der Erscheinung, um in den entlockten Klängen für das Innere melodisch ertönen zu lassen, wie Gott, Natur, und alle Freuden und Schmerzen der Menschenbrust sich als innerliches Sinnen, Empfinden, Anschauen und Vollbringen ihrem wechselnden Erscheinen und ewigen Wesen nach gestalten. Weshalb denn auch vor allem die *Musik* die Kunst wird, welche als *Kunst* dieser neuen Forderung in ähnlicher Weise entspricht, wie die Architectur die geheimnifsreiche Symbolik des Orients verhüllt und de-

ten läſst, und das klare Sculpturbild die Griechische Schönheit offenbar macht. Durch die Musik tönen die innersten Tiefen unmittelbar an das innerste Gemüth.

Doch wir dürfen uns in weitere Andeutungen nicht verlieren. Denn in dieser Periode breitet die Kunstgeschichte den Reichthum ihres neuen Princips zu unendlicher Verzweigung aus. Daher haben erste Versuche, welche die mannichfaltigen Elemente zu sondern, in ihrem eigenthümlichen Karakter festzuhalten, in ihrer Entwickelung zu verfolgen, und zum Ganzen wieder zu verbinden unternehmen, gegründeten Anspruch auf billige Nachsicht. Es soll deshalb kein Vorwurf sein, wenn wir sagen, auch unser Verf. könne ihrer nicht überall entbehren.

Jetzt sind es zwar zum erstenmale durchgreifende Epochenunterschiede, nach welchen er ausschaut, und die er im Principe des Mittelalters und der neueren Zeit seit dem Beginn des 16ten Jahrhunderts findet. Gegen diese Perioden wäre nichts einzuwenden, wenn noch eine dritte Epoche, an deren Schwelle die neueste Gegenwart steht, als Spitze und Ziel hinzugefügt würde. Der Verf. deutet den Karakter derselben wohl an, ohne sie jedoch als dies nothwendige Ziel aufzustellen.

Innerhalb der groſsen zwei Epochen, von welchen die erste funfzehn Jahrhunderte umfassen soll, fehlt es nun aber wieder an Eintheilung und Gliederung. Noch einmal nämlich sind die besonderen Künste vereinzelt in ihrem Verlaufe verfolgt, und nebeneinander abgehandelt. Freilich mangelt es in jeder dieser Abtheilungen im Ganzen weder an richtiger Auffassuug, noch an manchem neuen und überraschenden Wort, und die vielseitige Kenntniſs und kluge Auswahl der wichtigsten Werke ist rühmend zu erwähnen. Dennoch aber, wie die besonderen Gattungen überhaupt den Eintheilungsgrund geben, erstarrt nun auch bisweilen das Einzelne zu bloſser Aufzählung, welche den belebenden Athem und die Bewegung eines philosophischen Fortgangs ungern vermissen läſst. Näheres beistimmend oder widersprechend specieller herauszuheben, verbietet uns leider der Raum, statt dessen mag, wenn auch zunächst ohne Rechtfertigung und Beweis, die Art und Weise angegeben werden, in welcher Ref. diese erste Periode innerlich gruppirt haben würde. —

Die christliche Kunst tritt zuerst auf dem Boden des Griechisch-Römischen Staatslebens auf, welches die Religion geändert hatte, doch dem neuen Weltprincip nur eine erste todte Vermischung mit dem alten zu erringen Muth und Kraft genug besaſs. Solch eine Mischung war es, welche im Byzantinischen Kaiserreich eine breite, in der Poesie innerlich hohle und kahle, in Malerei und Architectur tiefere und glänzendere Kunstausführung gewann, und den Griechischen Katholicismus zur dauernden Grundlage erhielt. Das Christenthum war wohl aufgenommen, doch in ein altes Gefäſs, dessen Gestalt die Kunst nur modificirte, nicht aber wahrhaft umwandelte.

Eine *zweite* Hauptgruppe bringt nun die *neuen* Elemente hinzu, welche der alten Welt fern stehn, und ohne selbst christlich zu sein, doch mit dem neuen Principe Verwandtschaft haben. Eine selbstständige Entwicklung vermögen sie sich zwar zu bewahren, doch hat diese Entwickelung im Verlaufe der Kunstgeschichte nur den Sinn, von der christlichen Kunst überfluthet und vergessen, oder ergriffen und aus ihr heraus umgestaltet zu werden. Als vornehmlich wichtig thut sich der Muhamedanismus, dies Christenthum des Orients hervor, und weiſs in der Baukunst eine neue religiöse Erhabenheit mit weltlicher Pracht und Zier zu verbinden, während in der Poesie sich jener racheglühende Muth vereinzelter Nomadenstämme, und die erhebende Erinnerung an eine gesammte heidnische Vergangenheit, jene spätere Ritterlichkeit und schmachtende Liebe, jene tiefe religiöse morgenländische Mystik und lebensweise Heiterkeit, jene Lust an Preis und Lob alles Hochstehenden, jene poetische Wein- und Liebestrunkenheit gleichmäſsig in den erhabensten und duftigsten Tönen und Bildern bei den Arabern und Persern ausbildeten, welche die Türken aufnahmen und nachahmten.

Als Extrem gegen dies Orientalische Element stellt sich das Heidenthum der *Germanischen* Völker hin, wichtig für Poesie allein in Mythen, Sagen und Heldenliedern. Ein Mittelglied dieser Extreme bilden die *Slawischen* Völker; die Romanischen ragen erst in der dritten Hauptgruppe hervor.

In dieser treten die Völker auf, welche die *neuen* Organe für die Ausbildung der christlichen Weltanschauung werden, die Romanischen und Slawischen und als deren ebenso in sich concentrirte als zusammenfassende Mitte die Germanischen. Aber auch in dieser Gruppe geht, wie in der ersten, die Kunst zunächst aus der Gestaltungsweise des classischen Alterthums in den

bildenden Künsten wie in Musik und Poesie hervor; den Mittelpunkt bildet die Römisch-katholische Kirche ihr Cultus und Clerus; die Mischung mit der Antike, wenn auch statt rein und harmonisch oft genug roh und barbarisch, erfrischt sich doch wenigstens an dem neuen Sinn der jugendlichen Völker, und läfst den neuen Keim lebendig aus dem alten Boden hervorbrechen. —

Doch eben weil es frische Völker sind, die ein neues Princip zu bethätigen haben, wenden sie sich auch von dem Ueberkommenen ab, um aus eigenem Geiste eine selbstständige Kunst zu gestalten. Dies ist die eigentliche Volkskunst des christlichen Mittelalters bei den Romanen, Germanen und Slawen. Die Architectur hebt nicht nur dem unsichtbaren Gotte die Kirchen in die Wolken empor und wölbt sie andächtig über die Gemeine hin, sondern ruft auch die Sculptur zu Hülfe, um die christliche Innerlichkeit den Steingestalten selber einzuarbeiten, während die Musik in neugefundenen Tönen die ewige Geschichte Gottes erklingen läfst; vor allem aber ist es die Malerei, welche bei den Niederländern, am Niederrhein und bei den Oberdeutschen alle Stadien und Momente des religiösen Bewufstseins herausstellt, und absehend von der Antike und ihrer Schönheit, das Wunder vollbringt, auch das innerste Gemüth aus der leiblichen Menschengestalt klar heraus- und durch sie hindurch tief in Geist und Seele hineinschauen zu lassen; die Poesie redet in den Volkssprachen und verweilt entweder in dem rein religiösen Gebiet, oder wandelt die eigene Volksgeschichte oder nachdämmernde Heidenzeit aus Sagen zu Volks- und Kunst-Poesie um, oder sie tritt in den Kreis des Ritterthums hinein, des weltlichen wie kirchlichen, um es lyrisch und episch ebenso zart, innig und heiter als tief und gewaltsam, einer rohen Wirklichkeit gegenüber auszubilden, wobei sie denn, angelockt von dem Licht und Duft, auch zu dem Morgenlande hinüberschweift; denn die occidentalische Phantasie des Mittelalters träumt gern von den glänzenden Wundern des Orients.

Aber dieser Gipfelpunkt der eigentlich mittelalterigen christlichen Kunst, der es gelingt, ohne von der Antike einflufsreich berührt zu werden, sich in ihrer unvermischten Reinheit zu erhalten, zeigt auch zugleich den Kunstmangel dieses neuen Princips. Die Weite des religiösen Gehalts gönnt den Erscheinungen nur eine allegorische Bedeutung; die Innigkeit des Gemüths enthebt sich der Verschmelzung mit der äufseren Erscheinung, und überläfst deren Gestalt dem Zufall und seiner Particularität; die Häfslichkeit spiegelt die innere Sünde wieder, und wird ein nothwendiges Moment im Gebiet dieser neuen Schönheit; die Abenteuerlichkeit und ihre Phantastik mischt Willkür und Nothwendigkeit der Gestalten und Begebenheiten seltsam und mafslos durcheinander, und ein dürrer allegorischer Verstand, statt die beginnende Krankheit zu heilen, verfällt in eine noch unheilbarere.

So kommt es denn in dieser dritten Gruppe zu einer *dritten* Ausbildung der Kunst, welche als Uebergangspunkt zu der zweiten Hauptperiode betrachtet werden kann. Die antike Weltanschauung, wie schon angedeutet ward, hatte den Begriff der Kunst bereits zu adäquater Wirklichkeit herausgeboren, deshalb wird nun die mittelalterige, durch das beginnende Gefühl des eigenen Mangels, in Anläufen wenigstens, zu dem Studium der Alten angetrieben. Doch nicht etwa, um das Vergangene, wie es gewesen war, wieder hervorzurufen, nicht um sich, wie in dem früheren Stadium, auf dem alten Boden selbst anzubauen, sondern nur um den Kunstsinn zu neuer Darstellung zu reinigen und zu adeln. Hier war es denn schon im ersten Beginn des wiedererstehenden Studiums der Alten *Italien*, das in Poesie und den bildenden Künsten den anderen Völkern vorantrat und jene Glanzepoche der Kunst vorbereitete, welche den ersten Abschnitt der folgenden Periode ausfüllt. Mit diesen Anfängen aber war schon die eigentliche Kunst des Mittelalters gebrochen, und wenn für die *Form* die *alte* Welt sich wieder aufzuschliefsen begann, ward für den *Inhalt* eine *neue* Bahn eröffnet, indem die Vorboten der Reformation das Mittelalter und seine Interessen als veraltet verkündeten, und eine rege Ausbildung des weltlichen Lebens einen in's Unendliche sich ausbreitenden und vertiefenden neuen Gehalt zu liefern versprach.

Hiermit stehen wir am Markstein der *zweiten Periode*. Ihre Grundlagen bilden in Stoff und Gestaltungsweise die übertragene Erbschaft des Mittelalters, der aufgegangene schnell verbreitete Sinn für die Vorzüge der alten Kunst; endlich alle die neuen Umgestaltungen, welche das Princip ihrer fortwirkenden Entwickelung der Reformation entnehmen. Dies Princip geht auf Durcharbeitung der weltlichen Zustände; Ausbildung karaktervoller Subjectivität, auf vereinzelnde Liebe für alles und jedes in der äufseren Natur und im Inneren

des Menschen, und zugleich auf denkendes Forschen und Finden allgemeiner zusammenhaltender Zwecke und Principien. Der Versuch, diese Elemente zu vermitteln und die Volkseigenthümlichkeit energisch einerseits auszubilden, anderseits durch allgemeinere Formen der Kunst in ein Gebiet hinüberzuführen, wo eine Wechselbildung der Völker möglich und erspriefslich wird; das einseitige Festhalten, wie das glückliche Verknüpfen dieser Seiten, machen den Grundkarakter dieser Periode aus. — In ihr scheint der Verf. zu seinem eigentlichen Gebiete herangeschritten zu sein, und besonders, wo er den Verlauf der Musik zu beschreiben hat, bewegt er sich, neu und selbstständig.

Nur fehlt auch dieser Periode eine durchgreifende Eintheilung, welche doch hier gerade offner zu Tage liegt. Denn bei ihrem Verlauf springt sogleich die siegende Weltherrschaft des Französischen Geschmacks fast im Mittelpunkte derselben in's Auge, woran sich denn leicht die Reflexion schliefst, solchem fremden Einflusse könne nur eine verwelkende oder noch nicht gereifte Kraft selbstständiger Production nicht widerstrebt haben. Bis zur Zeit dieser modernen Kunstcorrection Französischer Geschmacksweisheit und Vorbilder möchte Ref. einen *ersten Abschnitt* rechnen.

Die Hauptaufgabe dieser Epoche bestand darin, den überkommenen und nachwirkenden Geist und Gehalt des Mittelalters durch den Anstofs der neuerkannten alten Kunst zu der ganzen Herrlichkeit gebildeter Gestaltung gelangen zu lassen, deren dieser Inhalt fähig war. Anführer und Vorbilder wurden die Italiener; ihnen nach folgten die Spanier, Portugiesen, Engländer und Franzosen; die Deutschen standen zunächst zurück.

Dieser Epoche aber folgte eine *zweite*, welche aus der sogenannten *modernen Aufklärung*, dieser innerlichst antipoetischen Richtung, hervorging. In ihr waren die Franzosen, diese neuen Römer der Kunst, mit ihrer social conventionellen Hofpoesie und deren rhetorischen Eleganz und Correctheit, mit ihrem misverstandenen Alterthum, ihrer naturlosen Bildung, ihrem schlangenblitzenden Witz, und den Abstractionen ihrer Karaktere und Empfindungen die ersten Meister. Doch die Aufklärung, wenn auch unter jedem Volke anders gestaltet, war eine *Weltrichtung*, und so gingen nun, mehr oder weniger selbstständig, die übrigen Nationen bei dem Geschmacke der grofsen Nation und dessen goldenem Zeitalter in die Schule. Die Romanischen, weil sie in der That ihren eigenen Geschmack überlebt und überkünstelt hatten; die Slawischen, weil ihnen das Lernen überhaupt Bedürfnifs war; die Deutschen, als Haupt der Germanischen, um sich erst aus dem Gegensatze dieser abirrenden Richtung, durch Besiegung der Prosa derselben, zu ächter Poesie und Kunst wiederemporzuheben. Nothwendig aber war die Ausbildung einer so aufgeklärt prosaischen Sinnesweise, weil die moderne Welt überhaupt im Unterschiede des Mittelalters und Griechenlands, ihrem Grundkarakter nach, prosaisch ist, und gediegene Kunst nur durch vollständige Ausbildung und Ueberwindung des Feindes, den sie in ihrem eigenen Schoofse hegte und grofszog, wieder zu erstarken vermochte.

Dieser Kampf nun gegen die Kunst der Aufklärung und der glückliche Sieg über dieselbe macht den Inhalt und Karakter einer *dritten* Epoche aus, deren Kranz unserer Nation vorzugsweise gebührt.

Mit diesem Siege schliefst die zweite Periode jedoch ab, und eine *dritte* eröffnet die weite Aussicht in eine hoffnungsreiche Zukunft. Ihre Kunst hat sich zu einem *universellen* Karakter in Betreff auf Gegenwart und Vergangenheit aufzuschliefsen. Denn war schon in der vorigen Periode der Geschmack und Sinn der Aufklärung als eine Weltrichtung mächtig, die nur ihrer prosaischen zerstörenden *Einseitigkeit* wegen befehdet war, so ist es jetzt an der Zeit zu einer *Allseitigkeit* vorzuschreiten, wie sie nur aus der wechselseitigen Vermittelung der Völker und Welttheile hervorgehen kann, ohne dadurch in einen todten Eklekticismus zu verfallen, der *fremde* Schätze nur der *eigenen* Armuth wegen entwendet. Unsere Zeit aber hat die Fülle einer Bildung zu suchen, der nichts fremd sein wird, wenn erst die Menschheit, aller Individualität der Völker ohnerachtet, dennoch sich als *eine* weifs und will, und zu ihr auch das in sich selbstständigste Individuum sich zu erweitern vermag. Solcher wahrhaften Universalität widerspricht eine wahrhafte Originalität künstlerischer Productionen nicht, obgleich die beschränkte Energie nationaler und subjectiver Isolirung der universellen Basis wird weichen müssen. — Dieser Kunst nun liegt die gesammte Vergangenheit in Religion, Staat, Künsten und Wissenschaft zu gleicher universeller Vermittelung da, um aus ihr eine neue Kunstgegenwart kräftig zu erzeugen.

Doch die Geschichte der Kunst hat es nicht mit der Zukunft zu thun, und so sei denn das Nachkommende auch den Nachkommen überlassen.

H. G. Hotho.

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

V.

A Geological Manual. By Henry F. de la Beche. London, Paris and Strasburgh 1831. 8. *XII. u.* 535 *S. mit* 104. *dem Text eingedruckten Holzschnitten und einer Titelvignette. — Desselben Werkes second edition, corrected and enlarged* 1832. *XIV. und* 564 *S. mit* 108 *Holzschnitten und der Titelvignette. (Deutsch unter dem Titel: Handbuch der Geognosie von H. T. de la Beche. Nach der 2ten Aufl. des Originals bearbeitet von H. v. Dechen, Königl. Preuss. Oberbergrathe u. s. w. Mit* 23 *eingedruckten Holzschnitten. Berlin bei Dunker u. Humblot* 1832.

Nicht Theorieen und Hypothesen über die Entstehung der Erde und ihrer Gesteine, finden sich in dem vorliegenden Werke nur wirkliche Beobachtungen und Thatsachen zu einer positiven Geologie. Selbst die allgemeineren Grundzüge der Geologie ermangeln planmäfsiger Darlegung und werden zum Theil ganz vermifst; während die Vorausschickung einer Einleitung in die Geologie, dem Zweck des Buches entsprochen haben würde. Hie und da im Anhange ist Manches enthalten, das passender in einer solchen Einleitung wäre vorgebracht worden.

Der Inhalt dieses Handbuches zerfällt in 13 mehr oder weniger willkürliche Sectionen. Nachdem der Vf. Angaben über die Gestalt und Dichtigkeit der Erde, über die Vertheilung von Land und Wasser über derselben, über den Salzgehalt und specifische Schwere des Meerwassers, über die Temperatur der Erde, der Quellen, des Meeres (in der 2ten Aufl. sind auch Beechey's Beobachtungen aufgenommen), der Seen und der Atmosphäre (in der 2ten Aufl. nach Humboldt's *frag. Asiat.*) mitgetheilt, geht derselbe zu den verschiedenen Thalarten, den Veränderungen der Erdoberfläche und der Classification der Gesteine über.

Der Verf. verwirft nicht ohne Grund die Wernersche Eintheilung in Ur-, Uebergangs- und Flötzgesteine mit den von Cuvier und Brongniart noch weiter nach Perioden, Gebieten u. s. w. unterschiedenen Tertiär- und den von England festgesetzten Diluvial- und Alluvialgebilden, als unzulänglich und dem jetzigen Stand der Wissenschaft nicht angemessen. Dafür glaubt er eine andere Classification aus der vorliegenden Masse von Untersuchungen als die richtigere hervorgehen zu sehen. Er bringt die Gesteine in die zwei grofse Klassen der geschichteten und ungeschichteten und zerfällt erstere wieder in obere oder versteinerungsführende und in untere oder versteinerungsleere. Die weitere Theilung der geschichteten versteinerungsführenden Gesteine geschieht durch die Annahme von 9 sich überlagernden Gruppen, nämlich von der späteren zur früheren: 1) neue (*modern*) Gruppe, umfafst die Gebilde unserer Tage, das Alluvium der Engländer; 2) Gruppe der verstreuten Blöcke (*erratic Block*), umfafst das Diluvium und verwandte Gebilde der Autoren, so wie fortgeführte Gerölle und verstreute Felsblöcke. (Die Bemerkung „*a provisional group*", welche der Verf. in der 2ten Aufl. hier beigefügt hat, hält Ref. für eine wesentliche Verbesserung); 3) Gruppe über der Kreide (*supra (super) cretaceous*), oder Tertiärgebilde; 4) Kreidegruppe, (*cretaceous*) nämlich Kreide, Obergrünsand, Gault und Untergrünsand, dieser Gruppe sind auch beigegeben die Waldgebilde, nämlich Waldthon, Hastingssand und Purbeckstein; 5) Oolitgruppe (*oolitic*), gewöhnlich Juraformation genannt bis zum Lias einschliefslich; 6) Rothsandsteingruppe (*Red Sandstone*), enthält Keuper (*Variegated or Red Marl*), Muschelkalk, bunten Sandstein (*Red Sandstone*), Zechstein und Todtliegendes (*Red Conglomerate*); 7) Steinkohlenführende (*carboniferous*) Gruppe, besteht aus Steinkohlengebirg (*Coal Measures*),

Bergkalk (*Carboniferous limestone*) und Rothliegendes (*Old red Sandstone*); 8) Grauwackengruppe; und 9) unterste versteinerungsführende Gruppe (*lowest fossiliferous*), die zwei letzten werden gewöhnlich Uebergangsformationen, Uebergangsgebirg genannt.

Die unteren geschichteten versteinerungsfreien Gesteine befolgen keine bestimmte Ueberlagerungsordnung. Der Verf. faſst darin verschiedene Schiefer und krystallinischschieferige Gesteine zusammen, wie Gneuſs, Protogine u. s. w.

Die Abtheilung der ungeschichteten Gesteine besteht aus vulkanischen, trappischen, serpentinischen und granitischen Gesteinen und enthält auch die alten und neuen Lagen, Trachyt, Basalt, Grünstein, Augit- und Hornblendeporphyre, Serpentin, Syenit, rother Porphyr (*quartziferous Porphyry*), Granit u. s. w.

Dies ist des Verfs. Classification der Gesteine. Er stellt sie schematisch mit der verbesserten Werner'schen und mit denen von Conybeare, Omalius d'Halloy (1830) und Brongniart (1829) zusammen. Man sieht hieraus, daſs mehr oder weniger Gruppen des Verfs. sich den Abschnitten dieser verschiedenen Classificationsweisen unterordnen und keine der Gruppen von letzteren durchschnitten wird. Obgleich der Verf. sich über das Princip seiner Classification nicht deutlicher ausspricht, so geht doch dasselbe aus dem Schema und dem Inhalte seines schönen Handbuches überhaupt hervor. Ref. kann, dieses überblickend, des Vfs. Ansicht nicht ganz theilen, daſs die Gesteine erst zu trennen seien in geschichtete und ungeschichtete und erstere wieder in obere, versteinerungsführende und in untere, versteinerungsleere. Er glaubt vielmehr, daſs die unter den versteinerungsleeren Gesteinsschichten begriffenen Gesteine fast sämmtlich denen noch angehören, welche der Vf. unter der Benennung der ungeschichteten Gesteine zusammenfaſst.

Der Verf. läſst es in seinem Werke selbst an Beispielen und Aeuſserungen auch nicht fehlen, welche beweisen, wie wenig scharf begrenzt seine Gruppen seien.

Vergleicht man die verschiedenen Localitäten, so wird man sehen, wie sämmtliche Gruppen nicht bloſs an ihren Ueberlagerungsgrenzen, sondern selbst auch dann in einander übergehen, wenn ganze Gruppen dazwischen fehlen. Die frühere Annahme scharfer Begrenzung beruhte auf dem Mangel an umfassenden Beobachtungen. Es möchte sonach keine naturgemäſsere Classification der abgesetzten Gesteinsschichten geben, als die der bloſsen Uebereinanderreihung solcher einzelnen Gebilde, für die es Localitäten selbstständiger Entwickelung gibt, nach ihrem relativen Alter. Diese einzelnen Gebilde bestimmt Ueberlagerung oder deutlicheres Hervortreten von Verschiedenheit in Versteinerungen oder Gesteinsmasse. Durch diese Uebereinanderreihung entsteht eine Typenscala, nach der sich die anderwärts und auch nur lokal mehr oder weniger rein entwickelten oder verschmolzenen Gebilde bemessen lassen. Mit diesem Verfahren wird wenigstens alles Künstliche oder auf unvollständiger Beobachtung Beruhende möglichst vermieden und die Classification mehr so gehalten, wie sie die Natur selbst vorgenommen und, wie Ref. glaubt, zugleich auch bei'm Lernenden leichten Eingang findet.

Der Verf. beschäftigt sich in der neuen Gruppe mit heute noch bestehenden Thätigkeiten, welche zerstörend und verändernd auf den Erdball, die Erdoberfläche insbesondere, wirken und, so zu sagen, zu seinem planetarischen Leben gehören. In den Handbüchern der Geologie, worin gewöhnlich nur die Gesteine beschrieben und ihre Verbreitung und vornehmlichsten Fundorte angegeben werden, hat man bisher hierauf wenig Rücksicht genommen und eine eigene Stelle dafür nicht eingeräumt. Es ist indeſs gewiſs, daſs die Kenntniſs dieser Thätigkeiten den Geologen unerläſslich wird und er nur durch sie auf das mit Erfolg überzugehen vermag, was die Erdrinde fragmentarisch und räthselhaft birgt. Man hatte dies auch in früherer Zeit schon erkannt. Im Alterthume vereinigen sich Ansichten dahin, daſs die Erde von jeher Phänomene nach heute noch bestehenden Gesetzen besessen, und daſs diese bei der Bildung und den Veränderungen der Erdrinde thätig gewesen. Ein ausgezeichneter Geolog, Lyell in England, hat neuerlich in einem trefflichen Werke betitelt „*Principles of Geology*" diese Phänomene mit anderen Erscheinungen in der Naturgeschichte der Erde förmlich zur Grundlage der Geologie erhoben.

Daſs man noch immer die, wirklichen Feuerschlünden entstiegenen Gesteine und deren verwandte in einiger Entfernung von den granitischen und porphyrischen Gesteinen betrachtet, wirkt auf das richtige Erkennen beider Abtheilungen hemmend; Manches läſst sich nur wenn man sämmtliche Massengesteine zusammen überblickt einsehen und erklären. Dies kann ge-

scheinen ohne ihre Eigenthümlichkeiten, die wirklich bestehen, zu beeinträchtigen. Es ist auffallend, dafs man Granite oder andere Gesteine der Abtheilung amphibolischen Massengesteine nicht mit Trachyten, Basalten oder sonstigen Gesteinen aus der Abtheilung der pyroxenischen zusammen aus einer und derselben Spalte oder Oeffnung aufgestiegen findet, während dies namentlich bei Gesteinen aus der Abtheilung der pyroxenischen Massengesteine der Fall ist. Altersverschiedenheit kann nicht mehr zur Erklärung dienen, seitdem man weifs, dafs Gesteine aus letzterer Abtheilung schon entstanden waren, als granitische Gesteine sich noch bildeten. Gibt es vielleicht zwei verschiedene Heerde der Bildung von Massengesteinen, deren einer, die granitischen Gesteine, Porphyr u. s. w. hervorbringend, mehr im Erdinnern, und der andere, für die Gesteine der pyroxenischen Abtheilung, der Erdrinde näher, und, wenigstens zum Theil in ihr selbst liegt? vielleicht dafs fortgesetztes Studium hierüber Aufschlufs gewährt. Basalt, Dolerit, Lava u. s. w. sind gleichsam Gebilde heifser Steinquellen, einigermafsen vergleichbar den Solfataren, Thermen, Oel- und Glasquellen. Erdbrände werden von Erscheinungen begleitet und liefern Erzeugnisse, welche mit denen der Vulkane die täuschendste Aehnlichkeit besitzen. Auch liegen Berichte namentlich aus Inner-asien vor, zweifelhaft, ob sie über wirkliche Vulkane oder nur über starke Erdbrände handeln; letztere hatte man wirklich schon für erstere angesprochen, nicht allein in Asien sondern auch in Europa (Duttweiler, Spanien u. s. w.). Die Salmiakproduction ist kein nothwendiger Beweis für Vulkanität, sie geht eben so oder noch reichlicher auf Erdbränden vor sich. So vereinigen sich Nachrichten aus Asien, dem stillen Ocean und Australien dahin, dafs die heftig entbrannte Erdrinde, der Oberfläche sehr nahe, von wahren Vulkanen nicht unterscheidbare Erscheinungen an sich trage, die vielleicht wirkliche Vulkane darstellen würden, wenn sie tiefer in der Erdrinde lägen. Es ist damit nicht gesagt, dafs das, was in den Vulkanen brenne, Kohlenlager sein müssen. Berücksichtigenswerth ist auch, dafs es scheint, als wären die Massengesteine der pyroxenischen Abtheilung erst nach Beginn der Entstehung der andern Massengesteine entstanden, in Zeiten, wo schon die Erdrinde eine gewisse Mächtigkeit besafs, und als wären die permanenten Feuerschlünde, unter denen der Aetna für den ältesten gehalten wird, in noch späterer Zeit eingetreten.

Unter den Beispielen von Absätze bereitenden Quellen vermifst Ref. den von der *Tremella thermalis* umgrünten Sprudel Carlsbad's, der doch so reichlich Sinter abgibt.

Der untermeerschen Wäldern (*submarine forests*) wird im Buche etwas mehr Raum gegeben. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung an den Küsten Grofsbritannien's und Nordfrankreichs, dafs Anhäufungen von Holz und Pflanzen, von den jetzt existirenden nicht verschieden, und daher mit der bisweilen auch für untermeersche Wälder angesprochenen Braunkohle nicht zu verwechseln, unter dem jetzigen Spiegel der See liegen, wo sie unmöglich konnten gewachsen sein. Diese Erscheinung ist mit den Absätzen subfossiler Conchilien in geringer Höhe über dem Wasserspiegel an der Küste von Binnen- und Mittelmeeren und auch Oceanen verwandt, von denen der Verf. unter der folgenden Rubrik „*Raised Beaches and Masses of Shells*" Beispiele anführt, und die wahrscheinlich in sehr später Zeit vielleicht bei Erdbeben sich zugetragene geringe Einsenkungen an dem einen und Hebungen an dem andern Ort veranlafsten. Solche Hebungen und Einsenkungen mufsten während der Zeit, wo abgesetzte Gesteinsschichten entstanden, häufig und von gröfserem Belang gewesen sein. Der Verf. beschreibt mit den untermeerschen Wäldern auch Gebilde, welche nie in Gemeinschaft mit dem Meer standen, oft weit im Innern des Landes angetroffen werden und Torfmoore heifsen. Die Entstehung dieser Moore kann wohl in denselben Zeitraum fallen, ist aber durch keine Niveauveränderung, sondern durch Austrocknung von gewöhnlich sumpfigen Waldstellen veranlafst, wie dies wohl noch jetzt geschieht. Unter den Resten fossiler Wirbelthiere aus diesen Gebilden hat Ref. aufser den vom Verf. angeführten auch *Cervus Alces fossilis* (Mainthal) nachgewiesen.

Die 3te Section umfafst die Gruppe der verstreuten Blöcke. Diese Benennung hält Ref. für ungeeignet. Denn eines Theils sind die wenigsten darunter begriffenen Gebilde verstreute Felsblöcke, andern Theils sind die Felsblöcke in verschiedenen Zeiten verstreut worden, so dafs es deren auch in andern vom Verf. aufgestellten Gruppen geben dürfte. Die Gebilde die-

ser Gruppe sind außer den verstreuten Blöcken, worunter insbesondere die von den Scandinavischen und Südeuropäischen Alpen begriffen werden, das eigentliche Diluvium, die knochenführenden Höhlen, Breccien und Spaltausfüllungen. Die hauptsächliche Zutat in der 2ten Aufl. ist Christie's Nachricht über Breccien und Höhlen Siciliens.

Dem Verzeichnifs der Vierfüfser, welche in Gebilden dieser Gruppe gefunden worden, ist, wie es scheint, Brongniart's Tabelle (*Tab. d. terr.* S. 373!) zum Grund gelegt. Es enthält manche Species, welche nicht in diese, sondern in die nächst ältere Gruppe gehört. Auch ist *Mastodon angustidens* in Europa eigentlich nicht aus dem reinen Diluvium bekannt, am wenigsten daraus von Darmstadt, wohl aber aus älteren Schichten in Rheinhessen. *Mastodon tapiroides* ist nur aus dem tertiären Lacusterkalk von Montabusard bekannt, gehört daher auch nicht in diese Gruppe. Die Ablagerungen bei Simorre, im obern Arnothal, bei Allan, Vienne, Chevilly hält Ref. für früher, als das eigentliche Diluvium, und daher die darin gefundenen Thiere hier nicht aufführbar. Dafs *Rhinoceros leptorhinus* in Europa gemein sei, ist Ref. eben so wenig bekannt, als dafs dieser, so wie *Rh. incisivus*, im eigentlichen Diluvium sich vorgefunden hätte. Appelsheim, wo Reste des letzteren liegen sollen, ist offenbar ein sogenannter Druckfehler und, wie Ref. findet, von Brogniart entlehnt; es wird Eppelsheim heifsen sollen, und bezeichnet alsdann eine mit dem Diluvium nicht zu verwechselnde Ablagerung. *Tapirus giganteus*, ein Thier von eigenthümlichem Typus, das jetzt unter dem Namen *Dinotherium* bekannt ist, ist auch noch nicht mit Gewifsheit in Gebilden dieser Gruppe gefunden; alle vom Verf. dafür angegebenen Localitäten bezeichnen Gebilde der nächstfolgenden Gruppe. Die aufser dem *Bos bombifrons*, *Harl.*, aufgeführten drei Ochsenarten werden sich auf zwei reduciren lassen. Auf die Ermittelung der in gleichzeitigen Gebilden vorkommenden Ueberreste von Geschöpfen kommt sehr viel an. Wie nöthig und wie mühevoll die Sichtung der darüber vorhandenen Angaben sei, hat Ref. zu erfahren in letzter Zeit hinlänglich Anlafs genommen. Ob alle Ablagerungen mit *Mastodon maximus* in Nordamerika mit dem eigentlichen Diluvium zu parallelisiren sind, oder zum Theil den jüngeren Torfmooren näher stehen, bedarf noch der Bestimmung.

Die nun folgende Gruppe der Gebilde über der Kreide ist in der 2ten Aufl. hauptsächlich durch Eintragung der Angaben von Murchison und dem Ref. über die Ablagerung von Gmünd und des letztern über Eppelsheim, so wie durch de la Marmora's Nachricht über tertiäre Ablagerungen in Sardinien und einen schönen Holzschnitt, der nach Cuvier's Vorstellung *Anoplotherium* und *Palaeotherium* im Umrifs nach ihren weichen Theilen versinnlicht, vermehrt. Dieser Abschnitt enthält einen großen Reichthum von beobachteten Tertiärgebilden und zu billigende Folgerungen aus denselben. Es ist hierin noch viel zu lösen. Das relative Alter der verschiedenen Tertiärgebilde ist keineswegs vermittelt, und wird es nur durch immer genauere und ausgedehntere Beobachtungen werden.

Es bestätigt sich fast täglich mehr, dafs, wie der Verf. sagt, es Gebilde gibt, welche, namentlich durch ihren zoologischen Charakter keine Grenzlinie zwischen zwei Formationen gestatten. So liegen Kreidegebilde bei Maestricht, in den Pyrenäen und in den Alpen, welche Conchilien tertiärer Schichten, bisweilen in nicht geringer Anzahl, umschliefsen. Aus diesem Grunde nimmt der Verf. namentlich die Ablagerung von Maestricht zur Gruppe der Gebilde über der Kreide hinzu. Warum aber werden von ihm deren zahlreiche Versteinerungen erst mit denen der Kreidegruppe verzeichnet? Die Beachtung der Wirbelthiere fand Ref. bei Entscheidung über das relative Alter der Tertiär- und Diluvialgebilde gewöhnlich da noch auslangend, wo die wirbellosen Thiere durch ihre Identität nicht mehr hinreichten. Dasselbe wird auch auf die kreideartigen und selbst noch späteren Gebilde anzuwenden sein. So wenig nun die Waldgebilde, welche unter der Kreide liegen, mit den Tertiärgebilden, mit denen sie wohl übereinstimmende Conchilien, aber die allerverschiedensten Wirbelthiere besitzen, zu vereinigen sind, ebenso wenig sollte man bei einer gruppenweisen Classification Ablagerungen, wie die von Maestricht oder der Alpen, welche letztere dabei noch das Gepräge der Juraformation an sich tragen, mit Tertiärgebilden vereinigen; denn in der tertiäre Conchilien umschliefsenden Kreide Maestrichts und Nordamerikas fanden sich die Reste des merkwürdig gebauten und mit Sauriern früherer Schichten verwandten *Mosasaurus*, die auch der weifsen Kreide in England eigen, aber aus Tertiärgebilden noch nicht bekannt sind.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 8.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Januar 1833.

A Geological Manual. By Henry F. de la Beche.

(Schlufs.)

Ref. ist nicht mit dem Vf. einverstanden, die Waldgebilde (*Wealden Rocks*) der Kreidegruppe anzuhängen, da beide aus ganz verschiedenen Gebilden bestehen. Wie erstere fast ausschliefslich Lacuster-, so sind letztere fast ausschliefslich Meerabsätze. Der zoologische Charakter und Verband der Waldgebilde steht überhaupt dem der Juraformation, namentlich der obern Abtheilung derselben, weit näher, als der Kreidegruppe. Der Mangel übrigens an scharfer Trennung an den Stellen wo Kreide- und Waldgebilde sich überlagern, bedeutet nicht mehr als ein ähnliches Verhalten bei der Ueberlagerung der verschiedensten Gebilde. Zudem sind die meisten Wirbelthiere der Waldgebilde die der Oolitgruppe, so dafs bei der Annahme von Gruppen erstere letztere passend eröffnet hätten. Unter den Reptilien aus dem Hastingssand wird *Crocodilus priscus* erwähnt; ist das dasselbe Thier, welches Sömmering unter diesem Namen aus dem Solenhofer Schiefer beschrieb und von mir Aeolodon genannt wurde?

Die Oolitgruppe ist in der 2ten Aufl. namentlich durch Murchison's Deutung dieser Gesteine in Deutschland vermehrt. Bei *Orthoceratites elongatus de la B.*, aus dem Lias, stellt der Verf. in der 2ten Aufl. selbst in Frage, ob er ein Orthoceratit sei? Aus rein entwickelten Gebilden dieser Gruppe ist noch kein wahrer Orthoceratit bekannt; was man dafür hielt war die Alveole eines Belemniten. Von Belemniten werden in dieser Gruppe 58 und von Ammoniten 172 bestimmte Arten angeführt. Von Holzschnitten sind neu 2 pittoreske Abbildungen von *Ichthyosaurus* und *Plesiosaurus*, letzterer einen *Pterodactylus* fangend. Auch diese Gruppe wird an den verschiedensten Gegenden, wo sie ansteht und so mannichfaltig sie örtlich entwickelt ist, mit Rücksicht auf ihre Charaktere klar und bündig dargelegt. Gewöhnt, die Gebilde in reiner Formation entwickelt zu sehen, müssen hier diejenigen auffallen, welche, wie in den Alpen, Karpathen und Italien, Charaktere mehr als einer Gruppe, hier Versteinerungscharaktere des Lias und der Steinkohlen- oder Uebergangsformation an sich tragen. Eins der merkwürdigsten solcher Gesteine ist das des Golfs von Spezzia, worin Belemniten, Ammoniten der Jura und der Steinkohlenformation und Orthoceratiten, selbst auch *Gryphaea arcuata, Lam.*, liegen. Gemenge aber oder Verschmelzungen von Formationen, wie es scheint, bisweilen selbst mit Uebergehung dazwischenliegender, sind nicht blofs in diesem geologischen Raume, sondern fast zwischen allen Formationen zu zweien oder mehreren an irgend einem Ort vorhanden, so dafs ihre Entwickelung eben so normal zu sein scheint, als die reiner Gebilde anderwärts. Es liegt in solchen Gebilden, auf die erst in letzter Zeit recht aufmerksam gemacht wurde, der vollkommene Uebergang der Formationen, die allmälige Entstehung sämmtlicher abgesetzten Gebilde in der Zeitfolge unausgesetzter und auch noch immer fortwährender Gesteinsbildungsthätigkeit und die Unhaltbarkeit des Begriffs von Formationstypen ausgedrückt.

Wenn der Verf. sagt (1ste Aufl. S. 367., 2te Aufl. S. 380.) es scheine, dafs während der Absetzung der ganzen Oolitgruppe Crocodile existirt hätten, so dürfte dies weniger auf wirkliche Crocodile, als auf Saurier zu beziehen sein, da, wie Ref. nicht anders finden konnte, fast sämmtliche Saurier dieser Gruppe von den eigentlichen Crocodilen und auch von den Lacerten wesentlich verschieden sind.

Die Rothsandsteingruppe enthält wieder Manches über lokale Abweichungen der darunter begriffenen Gebilde und ihre Annäherung zu einander und zu andern Gruppen, was auch bei einer natürlichen Classification der abgesetzten Gesteinsschichten beachtenswerth ist.

Dafs des Liassandsteins (Unterliassandstein) erst zu Ende des Keupers gedacht wird, rührt hauptsächlich daher, weil der Verfasser darunter auch das Gebilde von Hör in Schonen begreift, welches eine Verschmelzung mehrerer benachbarter Gebilde zu sein scheint. Anderwärts jedoch stellt sich der Liassandstein vom Lias und Keuper hinlänglich geschieden dar. Der Muschelkalk ist reicher an Sauriern als bisher vermuthet ward. Von *Palinurus Sueurii* untersuchte Referent kürzlich ein Exemplar, gröfser als die bisher bekannten, aus dem Muschelkalke Frankens.

Wie man beim Heruntersteigen von den Tertiärgebilden in die zunächst unter ihnen folgenden Gebilde aus der Herrschaft der Säugethiere in die der Reptilien gelangt, so scheint bei allmälig tieferem Durchsinken der abgesetzten Gesteinsschichten mit der Gruppe Steinkohlenführender Gebilde eine Herrschaft über der Erde in pflanzlicher Entwickelung bestanden zu haben. Der überschwengliche Reichthum an Gewächsen und ihre riesenmäfsige Gestalt in dieser Gruppe ist auffallend. Indefs werden auch in früher oder später entstandenen Gebilden dieselben Pflanzenarten angetroffen. Die Kohlen- oder Pflanzenablagerungen überhaupt sind an kein Gebilde oder Formation ausschliefslich geknüpft, und analoge Pflanzenarten liegen bisweilen innerhalb einer gröfseren Ausdehnung in der Reihenfolge abgesetzter Gesteinsschichten hier bei diesem, dort bei jenem Gebilde, von verschiedenem relativen Alter. Diefs bestätigen selbst die Ablagerungen, welche der Verfasser in der Steinkohlenführenden Gruppe vereinigt, deren Grenzen die fossilen Pflanzen derselben sowohl aufwärts als abwärts überschreiten können. Die Errichtung solcher Gruppen stellt sich dabei mehr künstlich als natürlich heraus. Es wird sich nun auch erklären lassen, warum Thierversteinerungen der Uebergangsgebilde oder solche, welche für später erachtet werden, als die Steinkohlengebirge, gewöhnlich mit Pflanzen der letztern zusammenliegen. Die Aufzählung in des Verfassers Werk von Orthoceratiten und Trilobiten im Steinkohlengebirg klingt eben so auffallend, als die von Fischen in wirklichen Uebergangsgebilden oder in der Grauwackengruppe, und doch werden Gebilde, worin dieses der Fall ist, nicht geläugnet werden können.

Die unterste versteinerungsführende Gruppe des Verfassers besteht aus den abgesetzten Gesteinsschichten, welche bisweilen mit versteinerungsfreien geschichteten Massengesteinen wechseln, in diese übergehen können und gewöhnlich nur wenig Versteinerungen enthalten. Sie sind die frühesten abgesetzten Gesteine, während deren Bildungszeit schon Geschöpfe, wie es scheint dieselben, die sich auch in Gebilden der Grauwackengruppe vorfinden, auf der Erde existirten.

Im 13. Abschnitt, der nun folgt, ist von der ursprünglichen oder den nach der Entstehung vergegangenen mineralogischen Verschiedenheiten gleichzeitiger Gesteine die Rede. Es wird dabei hauptsächlich die Dolomitbildung und die Veränderungen der Gesteine in der Nähe von aufgestiegenen, heifs gewesenen Gesteinen erwogen. Die physikalischen Umstände, denen die verschiedenen Theile eines gleichzeitigen Gebildes ausgesetzt waren, mufsten auf ihre Beschaffenheit einwirken, und Anlafs zu mancher Gesteinsverschiedenheit geben. Die neuesten Versuche der Mineral- und Gesteinschemie bestätigen diese Voraussetzung des Verfassers und dehnen sie selbst über solche Massengesteine aus, von denen man es nicht so leicht vermuthet hätte. In diesem Abschnitt wird ferner die Erhebung der Berge, wobei Beaumont's neueste chronologische Ordnung der Gebirgserhebungssysteme, dermalen zwölf, mitgetheilt wird, und das Vorkommen der Metalle in Gesteinen abgehandelt.

Im Anhange, wohin einige Verzeichnisse über Versteinerungen verwiesen sind, finden in der Geologie gebräuchliche Ausdrücke Erläuterung; die Fertigung genauer geologischer Charten und Durchschnitte wird empfohlen, ihr Werth und was dabei zu berücksichtigen besprochen, und mit zu billigendem Ernste angerathen, in den Durchschnitten der horizontalen und vertikalen Dimensionen möglichst dieselbe Scala zum Grunde zu legen. Den Beschlufs macht, den praktischen Werth des Handbuchs erhöhend, Oltmann's Methode der Höhenberechnung aus Barometermessungen mit den nöthigen Tabellen dazu. Im Anhang zur 2. Aufl. ist nun eine Anmerkung über das Erdbeben auf Jamaica von 1692 mit einem Holzschnitt, bezüglich auf den Schaden, den dasselbe in Port Royal anrichtete.

Die Verzeichnisse der Versteinerungen hauptsächlich haben Läuterung und Vermehrung erfahren, durch Entfernung von Synonymen, so wie in Bezug auf Gestein und Localität, worin die 2. Auflage einen Vorzug vor der ersten besitzt. Lange noch werden ähnliche Veränderungen anzubringen sein, bis daraus gewonnene

Schlüsse nicht mehr denselben Schicksalen unterworfen sind wie noch vor Kurzem gefafste. Diese Zeit aber läfst sich durch Arbeiten wie das Handbuch des Verf., welches auch darauf hinwirkt nur Thatsachen zur Ueberlegung und Vervollständigung hervorzuheben, abkürzen.

H. v. Meyer.

VI.

I. *Gedenkwaardigheden uit de Geschiedenis van Gelderland, door onuitgegevene Oorkonden opgeheldert en bevestigd, door Is. An. Nijhoff, Korrespond. der II. Klasse van het Koninkl. Nederl. Instituut van Kunsten en Wetenschappen, Opzigter van het Provinciaal-Archief van Gelderland. I. Deel. De Toestand van Gelderland in de I. Helft der veertiende Eeuw. Met Afbeeldingen. Te Arnhem bij P. Nijhoff.* 1830. 4. 467 *Seiten.*

II. *P. C. Hoofts Nederlandsche Historien, met Aanteekeningen en opheldeningen, van de Hoogleeraren M. Siegenbeek te Leyden, A. Simons te Utrecht en I. P. van Cappelle te Amsterdam. Met Platen. I—VIII. Deel.* 8. *Amsterdam bij Joh. van der Hey.* 1820—1824.

III. *Over den Oorsprong der Nederlandsche Vlag, door Mr. J. C. de Jonge, Substituut Archivaris van het Rijk. In's Gravenhaage bij de Gebroeders van Cleef.* 8. 78 *Seiten.*

IV. *Verhandeling over den Oorsprong der Hoeksche en Kabeljaauwsche Twisten, ontieend uit echte, meest onbekende Gedenkstukken, door Mr. J. C. de Jonge. Te Leyden bij H. W. Hazenberg jun.* 1827. *in* 8. 299 *Seiten.*

V. *De Unie van Brussel des Jaars* 1577. *Naar het Oorspronkelijke uitgegeven door Mr. J. C. de Jonge. In's Gravenhage bij de Weduwe Allart.* 1825. 8. 216 *Seiten.*

VI. *Nederlandsche Gedenkpenningen verklaard en met verdere bijdragen tot de Penningkunde uitgegeven, met platen, door Mr. J. de Vries en Mr. J. C. de Jonge. In's Gravenhage bij van Cleef. enz.* 4.

Zweiter Artikel.

I. Die *Denkwürdigkeiten aus der Geschichte von Gelderland* sind ein schönes Denkmal des Eifers für gründliche Forschungen, welcher so wie die Holländischen Gelehrten überhaupt, also auch und namentlich die Gelderischen in verschiedenen Epochen ausgezeichnet. Fast alles, was uns darin dargeboten wird, ist aus dem Provinzialarchiv zu Arnhem gezogen und die Arbeit, wie Herr Nijhoff selbst angiebt, in Folge hoher Aufforderung vorgenommen worden. Es zeigten sich dem Herausgeber bei Lösung seiner Aufgabe mancherlei Schwierigkeiten, welche eher in der Masse des Vorhandenen, als in der Dürftigkeit der Quellen ihren Grund hatten. Eben so stellte sich für ihn die Frage dar, ob er manchen Zeitraum, manche Begebenheiten und manche Charaktere, welche von andern Gelehrten bereits behandelt worden, nicht wiederum frisch beleuchten und den reichen Vorrath von neuen Aufschlüssen und Materialien zu einer ganz frischen Bearbeitung verwenden sollte? Besonders trat dieser Fall bei Karl von Egmond ein, sowohl in Bezug auf seine Biographie, als auf seine Regierungsgeschichte; und eben so bei den Begebnissen und den Hauptpersonen des achtzigjährigen Kampfes wider die Spanier, insofern sie Geldern's Antheil daran betrafen.

Bedenklichkeiten anderer Art erregte dem Herrn Nijhoff der Umstand, dafs schon zwei Männer von allgemeinem Ruf in den Niederlanden und von gediegenen Kenntnissen mit zwei Hauptwerken ihm vorangegangen waren, nämlich Pieter Bondam (Professor an der Universität Utrecht) u. W. A. van Spaen (Historiograph und Deichgraf der Provinz Geldern), jener in dem bekannten „*Charterboek der Hertogen van Gelderland en Graven van Zutphen*", dieser in der „*Oordeelkundige Inleiding tot de Historie van Gelderland,*" 2 Bände, und in der *Historie van Gelderland*" ebenfalls 2 Bände. Beide schöpften aus den besten Quellen und namentlich gehören die zwei letztgenannten Werke zu dem Gediegensten, was die neuere Geschichtforschung in Holland hervorgebracht hat, so dafs man sich nicht genug wundern kann, wie wenig sie in

Deutschland bekannt und selbst von ausgezeichneten Männern, welche mit Niederländischen Geschichten sich befafsten, völlig übergangen worden sind. Van Spaen benutzte den mit historischen Einleitungen versehenen *Codex diplomaticus* Bondam's zu kritischer Beleuchtung der von frühern Historikern, wie Pontan und Andere, zwar gut geschriebenen, auch in manch Einzelnem verdienstvollen, aber doch vielfach entstellten Thatsachen; theils auch arbeitete er, da sein Kollege nur bis an's Jahr 1286 gekommen war, aus selbst gesammeltem Vorrath, wofür seine Stellung natürlich ihn an und für sich schon zumeist begünstigte. Leider starb er gleich nach der Erscheinung des I. Theiles im Drucke (1814), welcher mit der Todesanzeige Herzog Rainalds II. im Jahre 1343 schliefst. Herr Neuhoff statt, wie viele Andere ebenfalls wieder von vorn anzufangen und mit dem Ganzen nicht zu Ende zu kommen, fafste den vernünftigen Plan, seine beiden Vorgänger, was die Urkunden und die urkundlichen Aufschlüsse betrifft, einfach zu verfolgen und kritisch zu ergänzen, seine eigene Sammlung aber blos von dem Zeitpunkt an, wo Bondam aufhörte, zu beginnen, und dem Ganzen einen gedrängten Ueberblick von dem Zustande Geldern's in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, sowohl in Hinsicht auf die geographischen Verhältnisse und Landeserzeugnisse, auf Handel und Industrie, als auf Künste und Wissenschaften, Lebensweise und Sitten der Bewohner, endlich auf Verfassung und Gesetze, gröfstentheils aus Quellen geschöpft, voranzuschicken. Dieser Ueberblick sollte dazu dienen, die Aufmerksamkeit auf die grofsen Veränderungen im 14. Jahrhundert zu richten, wo der Beherrscher Gelderns zuerst souveräne Gewalt und fürstlichen Rang erwarb; wo die bis zu dieser Zeit unabhängigen Edlen diese Gewalt zwar anerkannten und sich ihr unterwarfen, allein nebenbei gleichwohl neuen Einflufs auf die Landesregierung erhielten; wo neben ihnen die Freiheit und der dritte Stand sich zu entwickeln und zu blühen begannen und das platte Land zum erstenmal aus seiner bisherigen Rechtslosigkeit gezogen ward; wo zuerst für Flufsordnungen, Deichwesen und Landbau gehörige Fürsorge geschah; wo die Industrie ihre ersten kühneren Schritte wagte und die Gewerbe zu einiger Bedeutung kamen; endlich, wo Wissenschaft und Kunst dem vielhundertjährigen Gängelbande des Priester- und Mönchthums sich entwanden, die ersten hellen Strahlen der Aufklärung und des Geschmackes sich verbreiteten und die lange Rohheit der Sitten einem edleren Geiste wich. Dies alles findet sich von Herrn Neuhoff ziemlich lichtvoll und gründlich in seiner historischen Einleitung ausgeführt. Der erste Band umfafst sodann die Urkunden bis zu Rainalds II. Tod. Der zweite Band wird jene enthalten, welche auf die Geschichte der Herzoge Rainalds III. und Eduards und ihrer Kämpfe, oder des sogenannten Krieges der Hekeren und Bronkhorst, sich beziehen.

Der Herausgeber hat mit Sorgfalt und Kritik die nicht leichte Aufgabe gelöst. Fast alle von ihm mitgetheilten Aktenstücke sind nach Originalpergamenten oder alten beglaubigten Kopien hier abgedruckt und sowohl das Provinzial-Archiv wie schon gesagt, als die beiden Archive der Städte Arnhem und Zütphen leisteten hiebei ihre Dienste. Mit grofser Bescheidenheit erwähnt er, wo Gelegenheit sich darbietet, der Verdienste seiner Vorgänger und aller Gelehrten, welche um Geschichts-, Alterthums- und Archivkunde sich gemüht, und viele schätzenswerthe historische Anmerkungen findet man von Zeit zu Zeit den einzelnen Dokumenten beigefügt. Sowohl von Herrn Neuhoffs eigenem Eifer, als von der patriotischen Theilnahme seiner Landsleute und der unterstützenden Liberalität des Holländischen Ministeriums steht zu erwarten, dafs die Fortsetzungen des überaus nützlichen Werkes nicht lange auf sich warten lassen werden.

II. Das zweite Werk ist zwar nur die Ausgabe eines alten; aber die Art und Weise, wie dieselbe vorbereitet und veranstaltet worden, hat den Besorgern, drei ausgezeichneten Gelehrten Hollands, welche durch eigene Arbeiten und Forschungen ihre Gediegenheit hinlänglich bewährt, eben so gut, wie dem grofsen Geschichtschreiber und der Nation selbst, das Verdienst einer eigenthümlichen Arbeit erworben; ja diese Ausgabe ist ein Muster wie man grofse Männer der Vorzeit ehren und dem jüngern Geschlecht und allgemeinen Publikum ins Gedächtnifs zurückrufen soll.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

I. Gedenkwaardigheden uit de Geschiedenis van Gelderland door onuitgegevene Oorkonden opgehelderd en bevestigd, door Is. An. Nijhoff.

II. P. C. Hoofts Nederlandsche Historien met Aanteekeningen en opheldeningen, van de Hoogleeraren M. Siegenbeek te Leyden, A. Simons te Utrecht en I. P. van Capelle te Amsterdam.

III. Over den Oorsprong der Nederlandsche Vlag, door Mr. J. C. de Jonge.

IV. Verhandeling over den Oorsprong der Hoeksche en Kabeljaauwsche Twisten, ontleend uit echte, meest onbekende Gedenkstukken, door Mr. J. C. de Jonge.

V. De Unie van Brussel des Jaars 1577. Naar het Oorsprorkelijke uitgegeven door Mr. J. C. de Jonge.

VI. Nederlandsche Gedenkpenningen verklaard en met verdere bijdragen tot de Renningkunde uitgegeven, met platen door Mr. J. de Vries en Mr. J. C. de Jonge.

(Schluſs.)

Sowohl für die Kenntniſs der Lebensumstände, der Bildungsgeschichte und Schreibart des Verfassers, als für Erläuterung dunkler Stellen und für das Sprachliche, welches bei Hooft bisweilen so ganz originell sich gestaltet, ist bestens gesorgt, und hübsche Kupfer, wie in den meisten Holländischen Werken, also auch hier, reichlich angebracht, bilden eine angenehme und interessante Zugabe, besonders für die Phantasie der Jugend und des gemeinen Mannes; denn in Nord-Niederland sind alle gutgeschriebenen Geschichtswerke beinahe in Jedermanns Händen, und fast jeder Gebildete, selbst wenn er nicht eigentlicher Gelehrter vom Fache ist, besitzt eine gröſsere oder kleinere Privatbibliothek. Das so oft theils verachtete, theils geneckte Krämervolk zeigt überhaupt in seiner Mehrzahl eine Achtung für gründliches Wissen, die man bei manchen schöngeisterischeren und beweglicheren Völkern nicht in dem Grade vorfindet und es ist wohl das gröbste Vorurtheil, welches man sich denken kann, wenn man die Holländer als blos für Käse und Häringe, Thee und Tobak, Geld und Spekulation interessirt, und für alles übrige stumpf und gleichgültig sich vorstellt. Die steife pedantische Art, welche allerdings in den meisten Verhältnissen auf den ersten Anblick hervorspringt und gegen den Deutschen Enthusiasmus einen etwas starken Kontrast bildet, doch hinwieder auch an dem philisterhaften und kleinstädterischen Wesen vieler Deutschen Provinzen ein ziemlich aufwiegendes Gegenstück erhält, ist es mehr als die Sache selbst, was die in Manier, Gefühlsausdruck und Denkweise von ihnen verschiedene Bewohner andrer Staaten unangenehm anspricht und die Batavier denselben langweilig macht, so wie auch zu ungerechten Urtheilen gegen sie verführt. Ein schlagender Beweis, wie sehr die Holländer des gröſsten Enthusiasmus fähig waren und noch sind, liegt gerade in ihrer Literatur, wenn man sie näherer Bekanntschaft einmal würdigen wollte, und in der Art, wie sie die groſsen Männer derselben zu verehren pflegen. Weder in ihren Historikern noch in ihren Dichtern der bessern Perioden findet man das vielbesprochene Phlegma, am wenigsten aber in Pieter Cornelis Hooft, welcher beide Eigenschaften in sich vereinte, und welchen man mit Recht den Niederländischen Schiller genannt; nur daſs er als Historiker unsern groſsen Landsmann eben so sehr übertrifft, als dieser ihn als Dichter, wiewohl Hoofts poetische Leistungen zu den gelungeneren gehören. Auch der „Niederländische Tacitus" hieſs er bisweilen bei Zeitgenossen und Nach-

kommen, aus dem Grunde, daſs er die Sprachwendungen und Gedrungenheiten des groſsen Römers, den er selbst so glücklich und meisterhaft übersetzt, nachzuahmen suchte; allein der Schwung und der Ausdruck in dem herrlichen Werke, dessen neueste Ausgabe hier vorliegt, verrathen fast auf jedem Blatte das poetische Feuer.

III. IV. V. u. VI. Von dem lobenswerthen und gutausgeführten Unternehmen der Herren Siegenbeck, Simons und Capelle gehen wir zu mehreren Leistungen des verdienstvollen bisherigen Staats-Archiv-Substituten und seit van Wyns Tode, wirklichen Staatsarchivars J. C. de Jonge über, eines der thätigsten und produktivsten Gelehrten Hollands im Geschichtsfache, dessen wir auch schon, bei Aufführung der fünf Memoires in unsrer früheren Anzeige erwähnt haben. Mehrere der hier angeführten Schriften sind zwar schon vor längerer Zeit erschienen, allein in Deutschland so viel als unbekannt, daher wir uns wohl für berechtigt halten, nachträglich mit den neueren in Verbindung sie anzuzeigen.

Von allgemeinerem Charakter ist die erste, „*Ueber den Ursprung der Niederländischen Flagge.*" Zu dieser interessanten Untersuchung, welche auf wenigen Bogen Resultate eines gründlichen Studiums aus vielen, nur einem Niederländer ganz zugänglichen Quellen liefert, führte den Verfasser sein grösseres Werk seiner „*Geschichte des Niederländischen Seewesens,*" womit er schon lange sich beschäftigt hatte, und welches er später noch herauszugeben gedenkt; als allernächste Veranlassung zur beschleunigten Ausgabe der kleinen Schrift trieb ihn das preiswürdige Ereigniſs des Tages, der Heldentod van Speyks, welcher in den Gemüthern der Holländischen Seeleute die Begeisterung früherer Zeiten wieder auffrischte und Heer und Volk, trotz der Geringfügigkeit des Vorfalls an und für sich, einen kaum glaublichen, die Lage der Dinge förmlich umgestaltenden Aufschwung gab. Bis zu diesem Jahre (1831) war die Meinung allgemein verbreitet gewesen, Holland habe ursprünglich seine Flagge von K. Heinrich IV. von Frankreich erhalten; Andere dagegen behaupten: kurz nach der förmlichen Abschwörung Spanischer Herrschaft, oder während der Anwesenheit des Herzogs von Anjou, oder nach der Ermordung des Prinzen von Oranien sei sie, durch Heinrich III., als Herzog von Anjou und Beherrscher der Niederlande, den vereinigten Staaten geschenkt worden. Sämmtliche Französische Geschichtschreiber nahmen die Sache des Französischen Ursprungs der Niederländischen Flagge auf jeden Fall, als etwas ausgemachtes an, und die meisten Niederländer schrieben es ihnen nach, da andre Details und Beweise des Gegentheiles fehlten. Herr de Jonge stellt über die Aussagen der ersten Gewährsmänner für solche Behauptung nun kritische Untersuchungen an und sucht vor allen die Schriftsteller Dampmartin und Carrion-Nisas zu widerlegen, welche in den Werken: „*Événemens qui se sont passés sous mes yeux pendant la révolution française* 2 *vol.* in 8. 1799. (dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preussen zugeeignet) und „*Coup d'oeil sur l'état de la liberté publique en France aux diverses époques de l'histoire*" sie am bestimmtsten aufgestellt. Aus noch vorhandenen kostbaren Tapeten, welche die Provinzialstaaten von Zeeland verfertigen lieſsen, und welche noch heute den Sitzungssaal derselben zieren, zieht er, da sie frühere Thaten der wackern Seeuwischen Seeleute verewigen, Thaten, welche gleich in die allererste Periode des Niederländischen Freiheitskampfes zurückgehen, den natürlichen Schluſs, daſs die Flagge, welche darauf prangt, schon früher, und lange vor Heinrichs IV. Thronbesteigung, im Lande allgemein angenommen war, und er sucht einen Anachronismus hervorzubringen, welcher durchaus die angedeutete Annahme des Französischen Ursprungs unmöglich macht. Gleichwohl verbirgt sich der Verf. nicht, daſs seine, wenn schon mit vielen Gründen unterstützten Zweifel noch immer nicht völlig siegreicher Natur sind. Er sucht demnach andere Thatsachen für seinen patriotischen Skeptizismus auf. Ein silberner Becher, welcher im Jahre 1590 dem „mannmuthigen" Evert Hendriksen, Stammvater eines berühmten (von de Jonge ebenfalls biographisch-behandelten) Heldengeschlechts, von den Seeländischen Staaten verehrt worden, zeigt die Niederländische Flagge viermal auf dem Schiffe, dessen Abbildung ihn ziert. Somit war die Flagge schon in demselben Jahre im Gebrauch und muſste schon im Jahre 1589 und noch während des Jahres der Erhebung Heinrichs IV. der Republik geschenkt worden sein. Herr de Jonge entwickelt nun aber, wie schwer wohl anzunehmen, daſs der König, inmitten vieler verworrenen Angelegenheiten und dringender Reichsgeschäfte, in welche die Ligue ihn verwickelt, Zeit und Gedanken gefunden habe, eine Na-

tionalflagge für die Niederländer zu entwerfen und dieselbe ihnen zuzuschicken.

Natürlicherweise können beide Dinge noch immer nicht dasjenige auf entscheidende Weise entkräften, was die allgemeine Meinung so lange für wahr gehalten hatte. Herr de Jonge mufste daher noch nach andern Gründen sich umsehen. Den einen findet er in der Gedächtnifsmedaille zur Feier des glorreichen Ereignisses der Vernichtung der unüberwindlichen Flotte vom Jahre 1588, auf welcher die Niederländische Flagge ebenfalls schon erscheint; den andern, viel gewichtigern aber in einem gleichzeitigen Dokumente, nämlich in dem Befehle des Rathes der Admiralität von Seeland vom Jahre 1587 an die Equipagenmeister der Flotte zu Vliefsingen u. s. w. eine Anzahl Flaggen von Orange, Weifs und Blau verfertigen zu lassen. Diese zwei Thatsachen stofsen durchaus die Hypothese der Franzosen wegen Heinrichs IV. um, und es kann daher blos noch der Vorgänger dieses Fürsten, Heinrich III., in Betracht kommen. Aber auch gegen diesen tritt unser Holländische Geschichtschreiber siegreich auf. Er führt die, im Drucke erschienene Beschreibung der Festlichkeiten des Einzuges von Heinrich III. als Prinzen von Anjou und herbei erbetenen Regenten der Niederlande, in Antwerpen, von Christoffel Plantyn, an, worin ausdrücklich von Flaggen mit den Farben des Prinzen von Oranien auf den Schiffen im Hafen die Rede ist, welche dem Feinde bereits so grofse Furcht eingejagt; jene Festlichkeiten aber fanden im Jahre 1582 statt; somit hatten die Niederländer schon einige Zeit vorher eine eigene von jener des Herzogs, dem sie die Regierung übertrugen, verschiedene Flagge, und der Ausdruck „*leurs pannonceaux ordinaires*" konnte sich auf keine andere, als die Tricolor beziehen und deutete somit auf einen ältern Ursprung. Der Verf. durchgeht nun die früheren Perioden, giebt mancherlei schätzenswerthe, vorläufige Notizen über das Niederländische Seewesen während der Burgundischen Herrschaft, sodann über Anorddungen, die Flagge und die Wimpeln der Schiffe betreffend, unter Maximilian I. und Karl V., endlich auch eine kurze Uebersicht von den Differenzen wegen des Gebrauchs der Oranischen Farbe und ihres Verhältnisses zur Nationalfarbe, namentlich während der berühmten Wirren und Kämpfe mit Ludwig XIV. Darauf geht er zur neuesten Zeit über und sein vaterländisches Gemüth macht sich noch einmal auf so würdige als kräftige Weise Luft.

Von ungleich gröfserm historischen Werthe ist die *zweite* Schrift, die „*Abhandlung über den Ursprung der Hoekschen und Kabeljauwschen Zwiste.*" Auch hier arbeitete Herr de Jonge fast gänzlich aus neuen oder bisher unbekannten Quellen, von den Archivisten des Landes, namentlich aber seinem Principale, Herrn van Wyn, dessen Werke selbst als bedeutende Bereicherungen des vaterländischen Geschichtsstoffes bekannt sind, getreulich unterstützt. Das Buch selbst ist keines Auszugs fähig; aber man kann daraus neu erkennen, wie wenig man oft über eine Sache im Klaren sich befindet, von welcher man sehr viel weifs. Geschichte und Kritik sind in der Darstellung recht gut in einander verwoben und des Verfassers einfache und ruhige Schreibart verdient alles Lob. Da Wenige, selbst vom Gelehrtenstande, das Holländische verstehen, so wäre dem Buche ein Uebersetzer zu wünschen.

Die *dritte* Schrift „*Ueber die Union von Brüssel im Jahre* 1577" ist ungefähr in demselben Geiste geschrieben und zwar ebenfalls aus urkundlichen Materialien. Sie ist eigentlich mehr ein gelehrter Kommentar zu dem Hauptaktenstücke, dessen Unterzeichnung einer der Hauptmomente des denkwürdigen Aufstandes war und noch einmal die Patrioten von Süd-Niederland mit jenen des Nordens für die gemeinsame Sache zusammenhielt. Weniger werden darin die Thatsachen selbst, als die bei dem Akte auftretenden Personen beleuchtet, deren sehr viele sind. Man mufs erstaunen über den beharrlichen Fleifs des Verfassers, mit welchem er für jeden einzelnen Namen die Aufschlüsse aus einer Masse von Büchern zusammengeschleppt hat. Mit der Abhandlung über die Union von Brüssel hängt auch eine andre, „*Ueber die Pacificatie von Gent*" zusammen, welche Herr de Jonge gleichfalls geliefert hat, welche uns aber im gegenwärtigen Augenblicke nicht vorliegt. Beide bilden ein lehrreiches Ganzes, und zeigen, wie man dabei Dinge auf eine für Jedermann nützliche und angenehme Weise behandeln kann.

Eine andere Arbeit des Herrn de Jonge, welche er vor mehreren Jahren bereits begonnen und von welcher 2 Bände inzwischen erschienen sind: „*Die Verhandlungen und unausgegebne Dokumente zur Geschichte der Niederlande*" besitzen wir ebenfalls nicht gerade zur Hand, um eine ausführliche Anzeige davon mittheilen zu können. Doch erwähnen wir ihrer im Vorbeigehen, da sie genau mit den bisher aufgezählten in Ver-

bindung stehen und sachbefreundet an die übrigen Forschungen und Leistungen des Hrn. Archivars sich anschliefsen. Sie verbreiten über einzelne Begebenheiten und Charaktere viel neues Licht und gehören zu dem Bessern, was ihr Hr. Verf. geliefert. Derselbe Fall tritt auch bei der neuesten Unternehmung des Hrn de J. ein, nämlich der Herausgabe der *Verhandlungen der Niederländischen Generalstaaten* von Bildung der Republik an bis auf die neuern Zeiten, in 4to. Auch von dieser besitzen wir den ersten Band. Er enthält das Tagebuch und Protokoll jeder einzelnen Sitzung im Auszug, viele neue wichtige Briefe u. s. w. theils in Französischer, theils in Flämischer Sprache, wie denn überhaupt das Ganze auf das Publikum beider Sprachen berechnet und somit von allgemeinem Interesse geworden ist. Wir werden nicht ermangeln, seiner Zeit, wenn noch ein fernerer Band erschienen, ausführlicher darüber zu berichten.

Das Letzte, was aus Hrn. de Jonge's fruchtbarer Feder geflossen und wobei Hr. J. de Vries als Mitherausgeber erscheint, ist ein räsonnirender, kritischer Katalog von Niederländischen Münzen, mit allerlei andern Zugaben, welche als Beiträge zur Numismatik angekündigt sind. Dieses Werk, in 4to mit Kupfern, ist eigentlich blofs die Fortsetzung oder Ueberarbeitung und Erweiterung eines frühern, bereits im J. 1823. erschienenen, nämlich der „*Notice sur le Cabinet des Médailles et des Pierres gravées de S. M. le Roi des Pays-Bas*", mit mehrern kleinen Nachträgen, welche Hr. de J. einige Jahre darauf folgen liefs. Voll des Bedauerns, ersteres nicht umständlicher durchgehen zu können, da das Exemplar uns ebenfalls abhanden gekommen, beschränken wir uns auf eine kurze Uebersicht des Inhalts der zweiten genannten, höchst verdienstlichen Arbeit, welche zwar ihrem Hauptzweck nach den Besuchern des Münzkabinets die Kenntnifs desselben zu erleichtern bestimmt war, jedoch zugleich als ein für sich bestehendes numismatisches Werklein in der Reihe der besten Bücher aus diesem Fache prangen kann. Der Verf. hat übrigens nicht *alle* Medaillen und geschnittenen Steine beschrieben, über welche er selbst Aufseher ist, sondern sich auf die interessantesten beschränkt; auch hegt er die Hoffnung, dem sachverständigen Publikum dereinst auch die Abbildungen davon mitzutheilen, um so mehr, da eine beträchtliche Partie noch niemals bekannt gemacht wurde. Die reiche Sammlung, welche für die dritte gröfste in Europa gilt, verdankt ihr Entstehen dem Stadhouder Wilhelm IV. welcher in einer Periode des Friedens lebend, ganz seiner Neigung für Kunst und Wissenschaft sich hingab. Er brachte unter anderm die Denkmäler, Medaillen und geschnittenen Steine des Grafen Thoms (Schwiegersohn von H. Boerhaave) käuflich an sich. Sein Sohn, Wilhelm V. trat in seine Fufstapfen und vermehrte die Sammlung mit Zuthun der Hrn. Vosmaer und Hemsterhuis. Die Revolution jedoch überraschte und vertrieb ihn. Da die Umstände ihm nicht vergönnten, sein Münz-Kabinet ganz mitzunehmen, so fiel ein grofser Theil in die Hände der Franzosen, welche nach ihrem raubsüchtigen, durch Liebe zur Kunst nur schlecht und oberflächlich verhüllten Hange zu fremden Schätzen, ihn nach Paris schleppten, wo er, unbegreiflicherweise und allen Rechtsbegriffen zum Hohn, *noch* sich befindet. Die entwendeten Stücke waren besonders Kaisermünzen in Silber und Bronze, auch viele von verschiedenartigen Ländern, Städten und Königen. Zum Glück hatte der Stadhouder doch die kostbarsten Gold- Silber- und Bronzemedaillen, so wie den gröfsten Theil der Caméen und Intaillen gerettet. Nur ein Aegyptischer Stein und mehrere andre geschnittene von hohem Werth, wurden ebenfalls von den Eroberern erbeutet und befinden sich ebenfalls noch da, wo sie nicht hingehören.

Der gegenwärtige Monarch liefs aus dem Ueberreste der alten Sammlung ein neues, Königliches Kabinet, und zwar zum allgemeinen Nutzen des Publikums, auf die zweckmäfsigste und liberalste Weise bilden. Viele neue, Griechische und Römische Münzen, zumal die bei der Auktion des bekannten van Damme angekauften, bereicherten sie, und von Zeit zu Zeit ergänzte man die Lücken. Hr. de Jonge organisirte und classificirte das Ganze und ihm verdankt man die damalige höchst verständige Einrichtung. Man zählte im J. 1823 im Ganzen an die 33,675 Medaillen; darunter 5800 Griechische, (197 von Gold) 11,380 Römische (880 von Gold) 5760 neuere von Metall; 640 Obsidional-Münzen, 2137 Thaler, sodann 7958 eigentliche Gold- Silber- und Kupfermünzen; endlich 1325 geschnittene Steine, und einen Onyx von mehr als 30,000 Gulden im Werth. Im J. 1824 war das Kabinet durch ungefähr 3000 neue Medaillen, darunter 320 Griechische und 1281 Römische, vermehrt worden. Eine genaue Uebersicht des Zuwachses von 1824—1831 ist noch nicht mit Bestimmtheit zu geben, doch darf man sicherlich an die 6000 annehmen. Für die Freunde der Wissenschaft mufs die Belgische Revolution auch in dieser Beziehung als beklagenswerth sich darstellen, da die drängenden Staatsausgaben die Mittel für neue Ankäufe um ein bedeutendes vermindert haben werden. —

E. Münch.

№ 10.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

VII.

Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger etc. By Richard and John Lander. In III vols. London 1832. 8.

Wenn ein Reisender über irgend eine neue Entdeckung auf dem weiten Erdraume der Welt seinen ersten Bericht vorlegt, so sieht sich der Recensent, falls das zu beurtheilende Buch nicht mit sich selbst im Widerspruch steht, gewöhnlich genöthigt, die Rolle des Kritikers mit der eines bloſsen Berichterstatters zu vertauschen, und wir müssen es von vorn herein gestehen, daſs wir uns hinsichtlich des vorliegenden Werkes meist in diesem Falle befinden, die wenigen Partieen desselben abgerechnet, welche eine Vergleichung mit Kapitän Clapperton's im J. 1829 herausgekommenem Tagebuche erlauben. Doch ehe wir daran gehen, dem Leser die Früchte dieser neuen Reise in das Innere des lange verschlossenen Erdtheiles vor Augen zu legen, ist es nothwendig, daſs wir die Reisenden selbst bei ihm einführen, damit er in den Stand gesetzt werde, über die Erfolge ihrer Anstrengungen ein unparteiisches Urtheil zu fällen.

Richard Lander begleitete bekanntlich den verstorbenen Kpt. Clapperton auf dessen zweiter Reise in das Innere von Afrika und war so glücklich, nach dem beklagenswerthen Tode seines Herren die Seeküste wieder zu erreichen und die Papiere des Letzteren in Sicherheit zu bringen. Durch eine solche unter der Leitung eines erfahrenen und nicht ungebildeten Mannes gemachte Reise war Richard mit allen Schwierigkeiten und Erfordernissen einer ähnlichen Unternehmung vollkommen bekannt geworden; fügen wir noch hinzu, daſs er durch seinen zu Clapperton's Tagebuche gegebenen Anhang Proben seiner eigenen Beobachtungs- und Auffassungsgabe geliefert und auſserdem durch Muth und feste Gesundheit zum Reisenden überhaupt befähigt war, so müssen wir sagen, daſs unter den Lebenden wohl Wenige hätten gefunden werden mögen, welche für das in Rede stehende Unternehmen geeigneter gewesen wären als Richard. Aber eine wesentliche Seite ging ihm freilich ab, nämlich wissenschaftliche Bildung. Alles, was R. in dieser Beziehung zu Gebote stand, beschränkte sich auf die — theilweise wohl erst während der Reise selbst erlangte — Kenntniſs von fünf Afrikanischen Sprachen und auf die nöthige Fertigkeit im Gebrauche des Kompasses und Thermometers, weshalb der Leser natürlich wenig andere Beobachtungen von ihm erwarten darf als solche, welche sich unmittelbar mit den Sinnen anstellen lieſsen. Leider befand sich John Lander, welcher seinen Bruder auf dieser Reise begleitete und daher auch an dem vorliegenden Berichte wesentlichen Antheil hat, in demselben Falle wie jener. Niemand aber wird so unbillig sein wollen, den Verfassern ihren Mangel an wissenschaftlicher Bildung vorzuwerfen und über diesen oder jenen Verstoſs mit ihnen zu rechten, da sie sich ihrer mangelhaften Kenntnisse vollkommen bewuſst sind und sich an mehreren Stellen mit der bescheidensten Offenheit darüber aussprechen. Es war daher nicht zu tadeln, wenn die Englische Regierung den Reisenden auſser zwei Kompässen und zwei Thermometern keine mathematischen Instrumente verabreichen lieſs, indem dergleichen keinen Nutzen für sie haben konnte; dafür wurden sie aber mit Zeugen, Waffen, Arzneien, Quincaillerieen und allen sonstigen Gegenständen, die ihnen irgend dienlich sein konnten, auf das reichlichste ausgestattet.

Nach der in der Einleitung mitgetheilten Instruktion waren die Reisenden angewiesen, von Badágry aus entweder auf demselben Wege wie früher nach Katunga *), oder mit Auslassung dieser Stadt, gleich

*) In 8° 59′ N. Br. und 6° 12′ O. Grw. nach Clapperton.

nachdem sie die Berge überstiegen hätten, auf einem näheren Wege nach Funda *) zu gehen und von hier aus den Quorra auf alle Fälle bis zu seiner Einmündung in den Tschad-See oder in's Meer zu verfolgen. Aufserdem sollte wo möglich, während Richard Lander das Hauptziel zu erreichen suchte, John zum Sultan von Yáurie gehen, um sich nach Büchern und Papieren M. Parks zu erkundigen, welche der Sultan muthmafslich in seinen Händen hatte. Dieser Instruktion gemäfs begaben sich die Reisenden von Badágry durch die Pässe der Kongberge nach Katunga, von hier aus aber, durch mancherlei Umstände, über die sie nicht gebieten konnten, gezwungen, nach Kiama und mit einem neuen Umwege nach Bussá. Dann fuhren sie auf dem Quorra nach Yáurie und wieder zurück nach Bussá, und von dieser Stadt aus traten sie endlich ihre kühne Wasserreise den Quorra abwärts an, welche sie nach Ueberwindung unzähliger Hindernisse und nach Gefahren, Entbehrungen und Leiden aller Art in Zeit von ungefähr zwei Monaten an die *Mündung* des Flusses führte. Eine so weite Reise durch Gegenden, welche noch nie von Europäischen Augen gesehen worden waren, mufste jedenfalls nicht ganz unbedeutende Resultate liefern, welche dem Leser darzulegen unsere diesmalige Aufgabe ist; den Anfang machen wir, wie billig, mit dem Quorra, als dem Hauptziel der ganzen Expedition.

Der geheimnifsvolle Flufs ist also endlich nach so vielen theuren Opfern den begierigen Blicken Europas aufgeschlossen worden, und seine Mündung wurde nun wirklich da gefunden, wo die Mehrzahl der Geographen sie seit längerer Zeit vermuthet hatte, nämlich auf der Küste von Benin; fügen wir demnach zu der grofsen Strecke, welche unsere beiden Reisenden befuhren, diejenige hinzu, welche der wackere M. Park auf dem Quorra zurückgelegt hat, so ist wenigstens so viel aufser Zweifel, dafs der Flufs, welcher Sansanding und Kabra bespült, derselbe sei, welcher sich in den Meerbusen vnn Guinea ergiefst. Eine andere von den Eingeborenen oft für zuverlässig ausgegebene Annahme, dafs nämlich der Quorra *bei Funda* das Meer erreiche, wird nun ferner dahin berichtigt, dafs Funda nicht nur drei bis vier Breitengrade nördlicher als die Mündungen des Quorra, sondern dafs es ganz und gar nicht an den Ufern dieses Flusses liege, vielmehr an dem Scharry und zwar ungefähr drei Tagereisen von der Einmündung desselben in den Quorra zu setzen sei. Möge dies ein neues Beispiel sein, welches Vertrauen die Aussagen der Eingeborenen verdienen, wenn es sich um die Bestimmung von Lokalitäten handelt! Derjenige Mündungsarm des Quorra, auf welchem die Reisenden das Meer erreichten, war der *Nun*, welcher sich unmittelbar in O. vom Kap Formoso ergiefst und den Eingeborenen unter dem Namen des *ersten Brafs-Flusses* bekannt ist. Aber schon von Kirri (etwa in 6° 40′ N. Br.) an sahen die Reisenden zur Rechten und zur Linken des Stromes, auf welchem sie hinfuhren, zahlreiche Arme sich abzweigen, so dafs sich gegen die Behauptung, die vielen in den Meerbusen von Guinea sich ergiefsenden Flüsse seien nur Mündungen eines und desselben Stromes, sich keine bedeutenden Zweifel mehr erheben lassen. Auf die Aussage der Anwohner des Alt-Calabarflusses, welchen Richard von Fernandó Po aus besuchte, dafs sie nämlich mit allen Flüssen zwischen diesem und Benin in ihren Kanots Verkehr hätten, würden wir, wenn nicht alle übrigen Umstände dafür sprächen, durchaus kein Gewicht legen; eine vorläufige Erwähnung verdient es jedoch, dafs dieselben Menschen behaupteten, zwischen dem Alt-Calabar- und Camerunflusse finde *keine* Wasserverbindung Statt. Wir halten diese letztere Aussage für um so mehr gegründet, als sich auf der *Westseite* des Camerunflusses mehrere bedeutende Gebirgsmassen und namentlich die Camerunberge mit 13000′ hohen Gipfeln erheben, welche, wenn sie mit einander im Zusammenhange stehen, vollkommen geeignet waren, die Ausbreitung der Quorramündungen gegen O. zu verhindern, während der Flufs nach W. hin in dem ebenen Lande einen unbeschränkten Spielraum hatte.

Eine andere Frage von grofsem Interesse für Europa und besonders für England ist die, ob der einen so bedeutenden Theil Afrikas durchströmende Flufs für Europäische Fahrzeuge zugänglich und schiffbar sei, und über beides geben unsere Reisenden ausführlichen Aufschlufs. Was die Zugänglichkeit von der Seeseite betrifft, so scheint der Nun dem Alt-Calabarflufs freilich bei weitem nachzustehen; diesen besuchte R. Lander nämlich in einem Englischen Schoner, und er erwähnt keines Hindernisses, welches man beim Einlau-

*) Man war nämlich noch der Meinung, dafs Funda an den Ufern des Quorra liege.

fen zu überwinden gehabt hätte; als er dagegen auf einer Englischen Brig den Nun verliefs, gerieth das Fahrzeug beim Auslaufen in solche Gefahr, dafs die Rettung fast an das Wunderbare grenzte. Lander bemerkt dabei, dafs von den fünf Schiffen, welche bis jetzt in den Nun einzulaufen versuchten, zwei gänzlich verunglückten, und dafs ein drittes beim Uebersegeln der Barre nur durch seinen starken Bau und seine Neuheit dem Verderben entging. Welchen Schiffer sollte das nicht abschrecken, selbst bei der Hoffnung eines reichen Gewinnes, jemals den gefahrvollen Flufs zu besuchen! Glücklicher Weise ist aber der Nun nicht der einzige Eingang zum Quorra, und die schiffahrtskundigen Britten werden gewifs nichts versäumen, um in möglichst kurzer Zeit die bequemste und sicherste Mündung des Flusses aufzusuchen und so dem handeltreibenden Theile ihrer Nation die Früchte der grofsen Entdeckung zu sichern. Hat man die Mündung einmal im Rücken, so scheinen die Hindernisse und Gefahren im Strome von keiner grofsen Bedeutung zu sein, und R. Lander spricht die zuversichtliche Behauptung aus, dafs in der Jahreszeit, wo der Quorra einen hohen Stand hat, Dampfbote bis Lever (Layaba; nördlich von 9½° N. Br.) würden vordringen können. Die Tiefe des Flusses bleibt sich übrigens selbst während einer einzigen Reise nicht gleich, und ebenso sind Breite und Geschwindigkeit sehr verschieden. Die Breite wechselte von Bussá *) bis zur Mündung, zur Zeit des hohen Wasserstandes, gewöhnlich zwischen 2 und 6 Engl. Meilen, stieg jedoch bis auf 8 M. und schrumpfte an einer Stelle bis auf 1 M. zusammen; im Allgemeinen nimmt sie aber gegen die Küste hin, sobald der Flufs begonnen hat, sich in mehrere Arme zu theilen, ab. Bei Bussá betrug sie während der *trockenen* Jahreszeit nur einen Steinwurf. Die Geschwindigkeit des Stromes wird von den Reisenden zuweilen auf 3 bis 4 Engl. Meilen, an anderen Stellen auf 4 bis 5 und an manchen selbst auf 5 bis 6 Meilen in der Stunde geschätzt; ja an einer Stelle war die Strömung so heftig, dafs die sieben oder acht Ruderer nicht im Stande waren, das Kanot der Reisenden nur einige Schritte weit bis zu einer Landungsstelle, welche den Flufs aufwärts lag, zu führen, sondern der Strömung nachgeben mufsten. Einer weiteren Darstellung des Quorrasystemes glauben wir hier überhoben zu sein, dürfen aber nicht verschweigen, dafs der bisher sogenannte Schar, Schary oder Scharry, welcher sich, wie unsere Reisenden bezeugen, bei Cuttumcurrafi *) in den Quorra ergiefst, im Lande umher allgemein Tschadda genannt wird.

*) In 10° 14′ N. Br. u. 6° 11′ O. Grw. (Clapperton).

Ehe wir den Quorra verlassen, müssen wir das geographische Publikum auf einen Widerspruch aufmerksam machen, in welchen Clapperton's und Lander's Berichte hinsichtlich eines Punktes gerathen sind. Clapperton bemerkt nämlich, dafs die bekannte Stadt Bussá, wo M. Park sein Leben verlor, auf einer *Insel* im Quorra gelegen sei, und dieser Angabe gemäfs ist jener auch auf der mit Clapperton's Tagebuch herausgegebenen Karte ihre Stelle angewiesen. Lander hingegen sagt, er und sein Bruder wären sehr erstaunt gewesen, Bussá auf dem *festen Lande* und kein Eiland im Quorra vorzufinden, wie Clapperton es gesehen zu haben behauptet hätte. „Wir waren, setzt R. Lander ausdrücklich hinzu, nicht im Stande etwas zu entdecken, das solch eine Behauptung rechtfertigen konnte (I. p. 272.)". Man weifs in der That nicht, was man zu dieser Bemerkung Lander's sagen soll; denn da L. selbst mit Clapperton in Bussá war und des Letzteren Reisebericht vor seiner eigenen zweiten Reise doch ohne Zweifel gelesen hatte, so mufste er billiger Weise schon in England wissen, ob hinsichtlich Bussá's Clapperton's Beschreibung mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Sei dem aber, wie ihm wolle, so bleibt es, da wir weder den einen noch den anderen Berichterstatter mit Grund des Leichtsinns beschuldigen dürfen, schwer, die Ursache eines so seltsamen Widerspruches in den Angaben zweier Augenzeugen nachzuweisen. Das Einzige, was die Sache enträthseln könnte, wäre vielleicht Folgendes. Bussá, sagt Lander an einer andern Stelle (II. p. 9.), ist auf der einen Seite von dem Quorra umgeben und auf der anderen von einer ausgedehnten mit Thürmen versehenen Mauer, so wie mit *Gräben*, welche einen vollständigen Halbzirkel bilden. Sollte nun Clapperton nicht vielleicht diese zur Zeit seiner Anwesenheit wahrscheinlich stark mit Wasser angefüllten Gräben für einen Arm des Quorra angesehen haben? Die Sache ist wenigstens an und für sich nicht unmöglich, und da sich in den Tagebüchern der beiden Reisenden keine Andeutungen finden, um das Räthsel auf eine andere

*) Ungefähr in 7° 50′ N. Br.

Weise zu lösen, so scheint uns dies der natürlichste Weg zu sein, die beiderseitigen Berichte mit einander in Einklang zu bringen.

Die sonstigen Nachrichten, welche wir, außer der Lösung des grofsen Problems, dem muthigen Brüderpaar verdanken, beziehen sich entweder auf die physische Beschaffenheit der durchreiseten Gegenden, oder auf die politischen Verhältnisse dieses Theiles von Afrika, oder endlich auf die Bewohner. Die erste dieser drei Klassen enthält nur von der Oberfläche geschöpfte Bemerkungen, die der Wissenschaft dessenungeachtet willkommen sein werden; die auf die Politik Bezug habenden Notizen können dagegen selbst für den Geographen nur von vorübergehendem Interesse sein, da die Reiche des inneren und westlichen Afrikas bis jetzt durchgängig ephemeren Wesen gleichen, die der Tag verdrängt, der sie erzeugt hat; den wichtigsten Theil aller dieser Nachrichten bilden demnach diejenigen, welche auf die Bewohner Afrikas Bezug haben, denn jedenfalls waren die Reisenden durch ihre Sprachkenntnisse und ihren praktischen Sinn zu Beobachtungen auf diesem Felde vorzugsweise berufen.

Was die Reisenden über die physische Beschaffenheit des von ihnen gesehenen Landes berichten, bestätigt im Wesentlichen die Umrisse, welche Clapperton und die Gefährten seiner ersten Reise vom Sudan gezeichnet haben. Was aber diejenige Gegend betrifft, wohin unsere Karten das Kong-Gebirge setzen, so sind wir, da die Reisenden bis Katunga (auf der Nordseite des Kong-Gebirges) *denselben* Weg verfolgten, welchen Clapperton genommen hatte, noch immer nicht im Stande, uns ein klares Bild von dieser Landschaft zu entwerfen; was um so weniger möglich ist, da wir über die absolute Erhebung des Bodens durchaus in Ungewifsheit gelassen werden. Als sich die Engländer den Bergen näherten, führte der Weg über freundliche Hügel, der Boden war aber meist trocken und unfruchtbar, und grofse Massen von Eisenstein, welche aussahen, als wenn sie der Wirkung des Feuers ausgesetzt gewesen wären, boten sich fast bei jedem Schritte dar. Wir erinnern dabei, dafs auch Caillié auf seiner Reise durch das Kong-Gebirge Steine von vulkanischer Beschaffenheit gesehen zu haben behauptet *). Als nun die Reisenden bis ungefähr an den Fufs der Gebirge, nämlich bis Engua vorgedrungen waren, sahen sie hinter diesem Orte das Land zum Theil mit grofsen und unförmlichen Granitmassen bedeckt; zu ihrer Rechten aber erhoben sich Hügel und Berge, deren Seiten dick bewaldet waren und deren Gipfel über die Wolken emporstiegen (*and their summits reaching above the clouds. I. p.* 115.). Bei Eoó, einer Stadt, welche nach der Karte mitten in den Gebirgen liegt, führte die Strafse über einen steilen Hügel, auf dessen Gipfel man einen sehr weiten Gesichtskreis hatte, welcher durch Hügel und Berge von wunderbaren Gestalten begrenzt war; einige derselben waren Tafelberge. Man erblickte indessen *keine zusammenhangende Bergreihe*, wohl aber eine grofse Anzahl einzelner Berge mit ausgedehnten Thälern zwischen denselben; an einigen Stellen waren mehrere hinter einander aufgethürmt, und die entferntesten erschienen wie schwarze unbestimmte Wolken. Hie und da hingen ungeheure Massen von schwarzem verwitterten Granit über dem Weg, und dunkle schauerliche Höhlen gähnten die Reisenden an. Viel freundlicher wurde die Landschaft auf der Nordseite der Kongberge; bei der Stadt Bóhu z. B. wurden die Reisenden von dem erfreulichen Anblick des Landes so überrascht, dafs sie meinen, diese Gegend würde keiner Landschaft Englands in der günstigsten Jahreszeit etwas nachgeben. Das Land ist hier fruchtbar, die Vegetation kräftig, und Wälder sind ziemlich häufig; so führte z. B. auf der Grenze von Yarriba und Borgu (ungefähr in 9° N. Br.) der Weg durch einen 15 Engl. Meilen langen Wald. Je mehr man sich aber dem Quorra näherte, desto üppiger wurde die Vegetation, und an den Ufern des Flusses selbst übertraf sie Alles, was die Reisenden bis dahin gesehen hatten; zwischen Bussá und Wowau z. B. war der Weg, welchen die Reisenden zu passiren hatten, mit so hohem Grase bewachsen, dafs es, ungeachtet sie zu Pferde waren, weit über ihre Köpfe emporragte; und als sie späterhin auf ihrer Stromreise einmal anlegten und sich an's Land begaben, bildete das Gras, dessen Höhe sie auf drei Menschenlängen schätzen, indem sie durch dasselbe hinwanderten, ein förmliches Gewölbe über ihren Köpfen.

*) *R. Caillié, Journal d'un voyage à Temboctou I. p.* 278.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 11.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger etc. By Richard and John Lander. In III vols.

(Schluſs.)

Der Quorra selbst durchströmt, wo er sich nicht durch Gebirge hinwindet, fruchtbare Landschaften, welche entweder den geringen Fleiſs der Bewohner mit reichlichen Erndten belohnen, oder noch von undurchdringlichen Urwäldern bedeckt sind, in deren Hervorbringung sich die erzeugende Kraft des Bodens bethätigt. Was die Kultur dieses so ergiebigen Sudans im Allgemeinen betrifft, so machten die Engländer auf ihrer Reise in das Innere die merkwürdige Beobachtung, daſs die Wildnisse verschwanden und Ackerbau und Wohlstand zunahmen, je mehr sie sich von der Küste entfernten; und diese Beobachtung fanden sie auf ihrer Rückreise auffallend bestätigt, denn die Fortschritte der Civilisation verminderten sich sehr schnell, je mehr sie sich der Küste wiederum näherten. Sollte das etwa ein Fluch sein, den der abscheuliche Sklavenhandel auf die Küstenländer Afrikas gewälzt hat? Wir zweifeln wenigstens nicht, daſs dieser einträgliche Verkehr, welcher leider bis heute noch nicht aufgehört hat, die ohnedies geringe Arbeitsamkeit der Eingeborenen völlig gehemmt habe, indem er ihnen einen Weg verzeichnete, auf welchem sie ohne Mühe die Mittel ihrer Subsistenz gewinnen konnten. So wurden durch diesen die Menschheit entehrenden Handel mit der Arbeitsamkeit zugleich die schwachen Keime einheimischer Kultur zu Grabe getragen, der thierischsten Rohheit aber jeder Vorschub gethan; daher sind die Anwohner der Mündungen des Quorra, welche ihre Zeit in Müſsiggang hinbringen, genöthigt, die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, wie sämmtlich die Yamswurzeln, im Innern einzukaufen, doch ehe sie sich entschlieſsen, ihrem ergiebigen Boden einen reichen Ertrag zu entlocken, unterwerfen sie sich lieber oftmals dem bittersten Hunger. Wie ganz anders ist es im Innern! Dort liegt z. B. auf der linken Seite des Quorra unter 9° und 10° N. B. das gesegnete Nouffie, welches sich durch den Fleiſs seiner Bewohner zur Kornkammer der benachbarten Länder erhoben hat.

Mannichfaltig sind endlich die Bereicherungen, welche die Ethnographie des Erdtheils durch den muthigen Forschungseifer unserer Reisenden erfahren hat, vor allem aber sind die Nachrichten, welche sie über die seit Clapperton näher bekannt gewordenen Fellatas mittheilen, der Aufmerksamkeit der Erdkundigen würdig. Man hat von Anfang an, durch den Namen geleitet, einen Zusammenhang zwischen den Fellatas und den Fulahs (in Ober-Guinea und Senegambien) vermuthet; Lander erhebt diese Vermuthung zur Gewiſsheit. „Die Fellatas, sagt er (I. p. 252.), werden gewöhnlich Fuláni genannt, welches Wort offenbar von Fulah herkommt; auſserdem *reden sie dieselbe Sprache* und zeigen dieselben Sitten und Neigungen (*and follow the same pursuits*) wie die Fulahs bei Sierra Leone; von ihrem Ursprunge aber, oder von der Zeit, da ihre Vorfahren zuerst aus ihrem Heimathlande auswanderten, haben sie nicht die entfernteste Ahnung". Eine vorherrschende Begierde nach fremdem Besitzthum und nach Ausbreitung seiner Macht feuert dieses Volk zu Eroberungen an, und es ist mehr als wahrscheinlich, daſs sie sich allmählich über alle Länder des westlichen Afrikas ausbreiten werden, um der See nahe zu kommen, wohin sie eifrigst zu gelangen streben. Das Reich Haussa, wo sie zuerst erobernd auftraten, hatten sie beinahe ganz unterworfen, doch sind sie in den letzten Jahren aus mehreren Provinzen desselben und namentlich aus der Stadt Kaschnah selbst, welche, wie es scheint *), als die erste Stadt von ganz Haussa angesehen wird, wieder

*) Vergl. II. 62.

vertrieben worden. Dafür aber haben sie sich nun in den Besitz von ganz Nouffie gesetzt, und Yarriba (auf der Westseite des Quorra) wird wahrscheinlich bald dasselbe Schicksal haben, oder bereits gehabt haben, da schon zur Zeit der Anwesenheit der Reisenden in Rabba die dortigen Fellatas sich zu einem Angriff auf genanntes Reich ernstlich rüsteten. Schon damals besafsen sie in Yarriba zwei Städte, nämlich Ráka am Quorra und Alórie, welches letztere bereits Katunga, die Hauptstadt von Yarriba, an Ausdehnung, Volkszahl und Reichthum übertraf. Gelingt es ihnen nun, Yarriba zu unterjochen, so haben sie damit für jetzt ihr Hauptziel, die Seeküste, erreicht. Aber dies ist wahrscheinlich nicht der letzte ihrer Wünsche, denn häufig hört man sie prahlend sagen, dafs sie die ganze Welt erobern könnten, wenn das Meer sie nicht daran verhinderte; dessenungeachtet sind sie nichts weniger als unüberwindlich, wie namentlich eine empfindliche Demüthigung bewies, welche sie vor kurzem von den Cumbris, einem in der Provinz Engarski nahe bei Yáurie wohnenden Volke, welches für unkriegerisch und verächtlich gilt, erfahren hatten. Wohin sie aber ihre Herrschaft ausbreiten, da ist die Muhamedanische Religion im Gefolge derselben; doch erstreckt sich für jetzt ihre Macht stromabwärts nicht weiter als bis Egga *), welches auf dem rechten Ufer des Quorra liegt und nach dieser Seite hin die letzte Stadt im Gebiete von Nouffie ist. Die politischen Verhältnisse der Fellatas sind übrigens, wie die aller übrigen Nationen in diesem Theile Afrikas, sehr unbestimmt und schwankend; zwar scheinen die Regenten von Soccatu, von Kaschnah und von Rabba die mächtigsten Fürsten dieses Volkes zu sein, aber von ihrem gegenseitigen Verhältnisse, von ihrer Ueber- oder Unterordnung haben wir uns, vorausgesetzt, dafs man an Ort und Stelle selbst darüber im Klaren ist, kein deutliches Bild entwerfen können. Das eben erwähnte Rabba, auf der linken Seite des Quorra in ungefähr 9° N. Br. gelegen, soll hinsichtlich seiner Bevölkerung und seines Reichthums im ganzen Fellatagebiete nach Soccatu den nächsten Rang einnehmen, und der dortige Regent wird demgemäfs Sultan oder König titulirt; aber auch Doncassá, der erbliche Fürst von Haussa, welcher seit einigen Jahren in Marádie (wahrscheinlich in der Prov. Kaschnah) residirte, soll so mächtig sein, dafs er nicht weniger als 40000 Reiter zu gleicher Zeit in's Feld stellen kann. Was die Stufe der Civilisation betrifft, welche die Fellatas einnehmen, so hat uns bereits Clapperton so ausführliche Nachrichten darüber gegeben, dafs den Gebrüdern Lander hier nur noch eine dürftige Nachlese vergönnt war, über die wir um so leichter hinweggehen können, da wir schon einmal in diesen Blättern bei Gelegenheit der Beurtheilung des Clapperton'schen Werkes über die Kultur jenes Volkes weitläuftiger gesprochen haben. Wohl aber verdient die Karakterschilderung, welche uns L. von ihnen entwirft, eine genauere Beachtung, da Clapperton, der uns auch einige Umrisse ihres Karakters giebt, mitunter, wie es scheint, etwas zu sehr in's Schöne gemalt hat. Allerdings scheinen sie an Geist und Gemüth vor ihren Nachbaren wesentliche Vorzüge zu haben; ihre Mienen verrathen mehr Verstand, als die der kalten Bewohner von Yarriba, mit denen L. sie zunächst vergleicht, und in ihren Sitten liegt weniger Rohheit; dabei besitzen sie mehr häusliche Tugenden als jene, und ihre Familienbande sehen sie für heiliger und bindender an. Auch das Gefühl der Dankbarkeit ist ihnen nicht fremd, während die mehrerwähnten Yarribaner die Geschenke der Engländer häufig mit Gleichgültigkeit und Verachtung aufnahmen. Dagegen sind die Fellatas aber zum Plündern, Rauben und anderen Gewaltthaten sehr geneigt, und nicht selten durchstreifen Fellata-Banden die benachbarten Gebiete, in der Absicht, die wehrlosen Einwohner zu brandschatzen, oder auf offener Strafse Räubereien zu begehen. Was die kriegerischen Tugenden der F. betrifft, so behauptet L., dafs, obgleich sie sich für unüberwindlich halten, Muth und Tapferkeit denselben ursprünglich nicht eigen sind, sondern dafs diese Eigenschaften, welche man anfangs an ihnen zu bemerken glaubte, nur durch das Vertrauen erzeugt wurden, welches die Fellatas in die prophetische Sendung ihres Anführers Danfodio setzten, der zuerst das Reich Kaschnah in Besitz nahm. Jenes Vertrauen hat sich aber nicht auf Bello, Danfodio's Sohn und Nachfolger, übertragen, und diesem Umstande mufs man die bedeutenden Unfälle und Niederlagen zuschreiben, welche die Fellatas in der letzten Zeit erlitten haben. Wie nun Lander die F. für nicht muthiger und kriegerischer hält als die Eingeborenen der von ihnen eroberten Länder, so erklärt er sie auch für eben so träge als jene. Da-

*) Ungefähr in 8° 35′ N. Br.

bei sind sie aber im höchsten Grade ehrsüchtig und eitel und rühmen sich, nicht allein tapferer, sondern überhaupt besser zu sein, als alle ihre Landsleute; besonders nähren sie den lächerlichen Wahn, Weifse zu sein und behaupten daher, dafs sie von demselben Blute wären wie die Europäer, ungeachtet ihre Haut von dunkelbrauner Farbe oder oft nicht weifser ist als Rufs. Man mufs bei dieser minder vortheilhaften Schilderung, welche Lander von den Fellatas entwirft, freilich bemerken, dafs derselbe an einer Stelle (II. p. 224.) äufsert, er hege wegen der Behandlung, die er zu Soccatu erfahren habe, eine sehr grofse Abneigung gegen die ganze Fellata-Nation, doch glauben wir durch nichts zu der Annahme berechtigt zu sein, dafs jene Abneigung ihn zu einer ungerechten Beurtheilung dieses Volkes verleitet habe.

Nachdem die Verfasser das feste Land verlassen haben, geben sie uns noch eine ausführliche Beschreibung der reizenden Insel Fernando Po, ihrer physischen Beschaffenheit, ihres Klimas, ihrer Bewohner u. s. w., desgl. der dortigen Englischen Niederlassung Clarence (III. p. 287—313.). Hier auf Fernando Po, wo die Reisenden gröfsere Mufse haben, widmen sie ihre Aufmerksamkeit manchem nicht unwichtigen Gegenstande, und wo zu eigenen Beobachtungen der kurze Zeitraum ihres dortigen Aufenthaltes nicht ausreicht, da geben sie uns doch nach den Erfahrungen gebildeter und zuverlässiger Personen, die sie daselbst antrafen, möglichst vollständige Nachrichten. Dahin gehören die beachtungswerthen Mittheilungen über die Strömungen im Golf von Guinea (III. p. 316.), die Beschreibung des Harmattans (III. p. 309.) und besonders die interessante Schilderung der Tornados (III. p. 318 ff.). Man suche hier indessen aus begreiflichen Gründen nichts weiter als eine sorgfältige Darlegung der Phänomene; wollte aber jemand darüber hadern, dafs sich die Verfasser zu wenig auf die bewirkenden Ursachen einlassen, so erinnern wir den an Alexanders v. Humboldt irgendwo gethane Aeufserung, dafs noch viele Erscheinungen der Natur gesammelt werden müfsten, ehe man überall mit Hoffnung des Erfolgs an das Ergründen der Ursachen sich begeben könnte.

Zum Schlufs erlauben wir uns noch, das Resultat der Nachforschungen mitzutheilen, welche von den Reisenden hinsichtlich einiger vielleicht noch vorhandenen Bücher M. Parks angestellt wurden. Sie hatten sich zu diesem Endzweck ausdrücklich nach Yáurie begeben und wurden dort von dem Sultan aus eigennützigen Absichten eine Zeit lang beflissentlich mit der Hoffnung hingehalten, dafs noch eins oder mehrere der gesuchten Bücher bei ihm vorhanden wären; als sie aber endlich, des langen Zögerns müde, auf eine bestimmte Antwort drangen, versicherte ihnen der Sultan mit einem Schwur, dafs er zu keiner Zeit ein Buch des unglücklichen M. Park besessen habe. Zwar ging den Engländern, da sie nach Bussá zurückgekehrt waren, eine neue Hoffnung auf in der Nachricht, dafs ein gewisser Mann in der Stadt mehrere Bücher besäfse, welche er zu der Zeit, da M. Park daselbst seinen Tod fand, aus dem Quorra aufgefischt habe; bei näherer Untersuchung zeigte es sich aber, dafs, wiewohl es mit der eben erwähnten Anzeige seine Richtigkeit hatte, die Bücher kurz zuvor durch diese Nachlässigkeit des Besitzers, der keinen weiteren Nutzen mehr davon zu ziehen hoffte, zu Grunde gegangen waren. Aus der gegebenen Beschreibung schien nachträglich hervorzugehen, dafs das eine der zerstörten Bücher des Reisenden *Tagebuch* oder sonst ein geschriebenes Buch gewesen sei; indessen konnte diese Nachricht die Engländer nur mit um so gröfserem Leidwesen erfüllen, da ihnen nun auch die letzte Hoffnung, von den theuren Reliquien etwas wieder zu sehen, entschwunden war.

Dem Werke ist eine von Becher gezeichnete Karte der Reiseroute beigegeben, welche, da sie den vollständigen Lauf des Quorra von Yáurie bis zu seiner Mündung enthält, abermals neue Karten von Afrika nöthig machen wird. Indessen werden künftige Reisende hier ohne Zweifel noch manches zu verbessern finden, da nur die beiden Punkte Bussá und Nun-Mündung, das erstere durch Clapperton und die letztere durch Kapt. W. Owen, astronomisch bestimmt sind, während die ganze dazwischen liegende Figuration des Flusses blofs auf der Orientirung durch Kompafs und Sonne beruht.

Walter.

VIII.

Abhandlungen zur Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Thiere von Dr. Heinrich Rathke, Kaiserl. Russ. Hofrathe und ord. öffentl. Professor d. Physiologie und Pathologie zu Dorpat. — Erster Theil

mit 7 Kupfertafeln. Leipzig 1832. *bei Fr. Ch. W. Vogel.* 4. *VIII.* 114 *Seiten.*

Wie die Alten zu sagen pflegten, dafs uns aus Afrika immer etwas neues komme, so können wir eigentlich von jedem tüchtigen mit Natur oder Kunst, mit dem Leben oder der Wissenschaft auf eigenthümliche und kräftige Weise gebährenden Menschen sagen, dafs uns aus seiner Wirksamkeit immer etwas neues, etwas anregendes, etwas bedeutendes hervorgehen werde. — Wenn schwächere Geister nur das zehnmal gesagte zu wiederholen und höchstens auf ihre besondre Weise zusammenzustellen wissen, so hält ein Geist der oben bezeichneten Art sich immerfort an das ursprüngliche, an das nie veraltende und indem er aus dieser unversiegbaren Quelle schöpft, bietet er immerdar einen frischen erquickenden Trank! — Dabei kann nun übrigens die Richtung einer solchen Thätigkeit unendlich verschieden sein. Der Eine bringt uns solche Gaben aus dem Reiche der Idee; neue anregende befruchtende Wahrheiten gehen von ihm aus und bedingen oft lange fortwirkende Umgestaltungen im Leben oder in der Wissenschaft. Der Andere wendet sich gegen die Natur, und ohne mit peinlicher Einseitigkeit in die kleinsten Verhältnisse ihrer Erscheinungen einzudringen, bietet sie selbst seiner glücklichen Organisation gleichsam ungesucht neue, früher unbeachtet gebliebene Seiten dar, und ihm folgend erschliefsen auch uns sich die überraschendsten Beziehungen, die merkwürdigsten Analogien, und wo uns früher ein Stückwerk und ein Chaotisches erschien, werden wir jetzt innigen Zusammenhang und bedeutungsvolle Ordnung gewahr. Wieder ein Andrer erweiset sich als unermüdlich Suchender, Forschender im Kreise der Natur; wo noch die Leuchte keines Andern hingewirkt hatte, dahin trägt er die seinige; weniger zunächst die Idee und das Ganze, als die Sache und das Einzelne zieht ihn an, und ihm folgend lernen wir eine Menge eigenthümlicher Erscheinungen kennen, zu welchen bis dahin noch das Auge keines Forschers gedrungen war. —

Betrachten wir nun die mannichfaltigen höchst speciellen Untersuchungen, welche wir dem Verf. der jetzt anzuzeigenden Schrift früher verdanken und wohin nächst seinen weitläuftigen Beiträgen zur Geschichte der Thierwelt die treffliche Entwicklungsgeschichte des Flufskrebses und mehrere zerstreute Abhandlungen gehören, so fühlen wir theils, dafs seine Richtung insbesondre die der letzterwähnten Geister ist, und theils wie viel von ihm uns immer neue und frisch der Natur abgerungene Erkenntnisse zugebracht worden sind. — Auch die gegenwärtig vorliegende Sammlung von Abhandlungen bietet wieder viel des Interessanten dar, und schon liegen uns wieder zwei noch neuere Abhandlungen vor, die eine über die Geschlechtstheile der Libellen *), worin er die Naturforscher, die, durch das sonderbare Zusammenhängen sich paarender Libellen veranlafst, gewöhnlich die Stelle männlicher Geschlechtsorgane am Brustende des Hinterleibs annahmen, eines bessern belehrt und zeigt, dafs, obwohl an dem früher angegebenen Orte eine Art sexualer Hülfsorgane liege, wirklich die eigentliche Oeffnung der männlichen Genitalien auch am Hinterende des Abdomens gefunden wird. Die andere noch ausführlichere, über den Kiemenapparat der Wirbelthiere **). Indem wir aber hier so specieller Arbeiten mit gebührendem Ruhme gedenken, sei uns auch erlaubt eine Bemerkung zu machen, welche, ohne auf die Werke unsres Vfs. sich zu beziehen, in gegenwärtiger Zeit nicht überflüssig zu sein scheint. — Wie nämlich etwa, vielleicht in Folge einer gewissen Ermattung des Zeitalters, in der bildenden Kunst an die Stelle einer grofsartigen, genialen Auffassung häufig eine Lust an unermüdlicher kleinlicher Ausführung des Einzelnen getreten ist, so scheint sich auch allmählich in unserer Naturwissenschaft eine Neigung hervorzuthun, nur das Kleine und recht Mühsame eben seiner Schwierigkeit wegen zum Ziel mikrologer Bestrebungen zu machen. —

---

*) *De libellarum partibus genitalibus c. tab. aen. III. Regimonti* 1832.

**) Anatomisch-philosophische Untersuchungen über den Kiemenapparat und das Zungenbein der Wirbelthiere. Mit vier Kupfertafeln. Riga und Dorpat 1832.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

Abhandlungen zur Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Thiere von Dr. Heinrich Rathke.

(Schluſs.)

Denn wenn man z. B. eine überschwengliche Reihe von Bogen und Tafeln daran wendet, um die freilich auch bedeutungsvolle aber sicher weit kürzer und schärfer zu bezeichnende Stellung der Schuppen an den Tannenzapfen zu erläutern, so sehe ich nicht ab, warum man nicht in weitläuftigen Werken die Richtung der Linien auf der Epidermis eines menschlichen Fingers, oder die unendlich zierlichen Formen der Schüppchen des Lepisma beschreiben, oder die Zahl und Form der einzelnen Kalkfaſserstrahlen in einem sich ausbildenden Knochen schildern wollte? — Denn so gewiſs nichts in der Natur gänzlich bedeutungslos ist, so gewiſs sollen wir uns, bei der einmal gleich von Haus aus anzuerkennenden *Unendlichkeit der Natur*, in Acht nehmen, den *uns gemäſsen mittlern Standpunkt* nicht zu verlieren, vielmehr bedenken, daſs eben so wie jemand, der sich gewöhnen wollte, alle Dinge allzu nahe vor dem Auge zu betrachten, nothwendig sein Gesicht verwöhnen und verderben würde, eben so auch eine Mikrologie, welche bloſs aus Lust am Kleinlichen und Peinlichen getrieben wird, uns Geist und Sinn für ächte Naturforschung schwächen und endlich verschlieſsen müsse.

Doch indem wir wieder zu unserm Verf. zurückkehren, ist auch das zu bemerken, daſs seine so genauen und speciellen Untersuchungen, noch ein besondres Interesse dadurch gewinnen, daſs sie groſsentheils Gegenständen gewidmet sind, deren Kenntniſs die Erreichung eines Ziels befördern hilft, welches wir ganz eigentlich als eine Hauptaufgabe der neuern ihrer Bedeutung bewuſst gewordenen Naturwissenschaft ansehen dürfen, nämlich der Entwicklungsgeschichte der verschiedenartigen organischen Individuen. Durch Geister der oberwähnten ersten Art ist die *Idee*, daſs nur eine wahrhaft *genetische* Behandlung der Naturwissenschaft zu vollkommen genügenden Resultaten führe, fast allgemein zur Erkenntniſs gekommen, in Botanik und Zoologie in Anatomie und Physiologie hat diese Erkenntniſs die freudigsten Früchte getragen, und wie es zu gehen pflegt, daſs, wenn irgend eine wahrhaft lebensvolle Idee einmal herrschend geworden ist, selbst solche ihr dienen müsse, die sie in ihrem eignen Werthe von Anfang weniger zu beachten geneigt waren, so ist es auch mit der Idee der organischen Metamorphose und der Entwicklungsgeschichte ergangen. Diese Idee, nachdem sie eine Zeitlang unverstanden, ja angefeindet geduldet worden war, findet sich jetzt, nachdem sie sich als die wesentliche Leuchte für systematische Zoologie und die Lehre von Bedeutung der Organe erwiesen hat, nicht nur von ihren ersten Freunden, wohin ohne Zweifel unser Vf. gezählt werden muſs, sondern zugleich durch die mannichfaltigsten Arbeiten von Geistern selbst entgegengesetzter Art gefördert.

Gleich die erste Abhandlung der vorliegenden, dem Hofr. Burdach gewidmeten Sammlung ist wieder ein sehr dankenswerther Beitrag zu jener Geschichte organischer Verwandlungen, sie führt die Aufschrift: *Untersuchung über die Bildung und Entwicklung der Wasserassel oder des Oniscus aquaticus*, und ist durch eine zierliche Kupfertafel erläutert. Dieses Thierchen bringt gleich dem Fluſskrebse nicht lebendige Junge zur Welt, sondern es befestigen sich die aus den Eiergängen getretenen 30 bis 140 Eier an acht dünne hornartige Schuppen unter den vier Gürteln des Rumpfs, und dort in einem Raume, welchen der Verf. die Bruthöhle nennt, geht nun die Entwicklung der Embryonen bis zur Reife vor sich. Bei dieser Entwicklungsgeschichte (über deren Einzelnheiten Ref. auf das eigne Studium des Buchs verweisen muſs) ist wieder auf das deutlichste wahrzunehmen, wie die das Ei ziemlich vollkommen ausfül-

lende Dotterkugel selbst es ist, welche sich nach und nach, durch Faltungen, Gliederungen und innern Umwandlungen mannichfaltiger Art in den Embryo umbildet, mit der Eigenthümlichkeit jedoch, daſs wenn diese Kugel durch die wesentlichste Einfaltung zum zusammengekrümmten Embryokörper sich umwandelt, dann die nach auſsen, nach der Eihaut gerichtete Fläche nicht wie z. B. in den Eiern der Kerfe die Rückenfläche, sondern die Bauchfläche ist, und der Embryo also in einer wunderlichen rücklings übergebogenen Stellung fortwächst. — Vorzüglich merkwürdig ist dem Ref. übrigens in der Geschichte dieser Umbildungen die Darstellung zweier Organe gewesen, welche zwar nur vorübergehend erscheinen, allein deshalb besondre Beachtung verdienen, weil sie eine Bildungsrichtung mit Entschiedenheit anzeigen, welche, obwohl den höhern Gliederthieren überhaupt eigen, doch sonst in der ganzen Ordnung weder der Neusticopoden noch der Isopoden zur Darbildung kommt. Da es vom Verf. unterlassen worden ist, über die Bedeutung dieser Gebilde etwas ausführlicheres mitzutheilen, so ist es vielleicht unsern Lesern nicht uninteressant, wenn wir dabei noch einige Augenblicke verweilen. Verfolgt man nämlich die Richtungen der Gliederbildung überhaupt und die der Artikulaten insbesondre genauer, so findet man (aus Gründen, worüber ich in meinem Werke über die Ur-Theile des Knochengerüstes das Weitere mitgetheilt habe) eine doppelte übers Kreuz aufwärts und abwärts gerichtete Ausstrahlung als bedingend für jegliche paarige Gliedmaſsen-Entwicklung vor; die rechts und links an der Lichtseite ausstrahlenden Gliedmaſsen werden, namentlich am Rumpfe zu Kiemen und Flügeln, die an der Erdseite rechts und links ausstrahlenden Gliedmaſsen werden ebendaselbst zu Kiemen und Füſsen (die Urform aller Gliedmaſsen nämlich ist die Kieme). Nun kommt aber in den Neusticopoden und Isopoden durchaus in keiner Gattung an den Körperringen (Urwirbeln) von Brust oder Bauch die Ausbildung der Ausstrahlungen nach der Lichtseite d. i. der Rücken-Kiemen oder Flügel als bleibende Bildung zu Stande. Nichts destoweniger liegt die Tendenz dazu so bestimmt in der Klasse, daſs es unglaublich wäre, wenn sie sich auch *gar nicht* hervorthun sollte; und in Wahrheit sehen wir nun in diesem Embryo der Wasserassel, in Form zweier gestielter blattförmiger Gebilde, welche rechts und links von der Rückenseite des ersten Brustringes schon in der ersten Bildungsperiode des Thieres hervortreten, jene Ausstrahlungen der Lichtseite vollkommen verwirklicht. Auch ist es bedeutungsvoll, daſs diese Kiemen der Lichtseite (welche mindestens Flügel-*form* haben) zu verschwinden anfangen, so wie die Kiemen der Erdseite (als solche und als Füſse zu einer bestimmten Entwicklung gelangen, und so geben in jeder Beziehung diese kleinen erst durch die fleiſsigen Beobachtungen des Hrn. Rathke bekannt gewordenen Organe zu mannichfaltigen Betrachtungen Anlaſs, Betrachtungen, von denen ich wenigstens die über Verschiedenheit der Athmungsorgane für die erste und für die folgenden Lebensperioden (Placenta und Lunge, Kiemen und Lunge, Kiemen und Luftröhren, oder wie hier: obere und untere Kiemen) bezeichnen will. — Sollte es uns erlaubt sein, bei dieser Gelegenheit eine tadelnde Bemerkung mit einflieſsen zu lassen, so würde es die sein, daſs der Verf. bei seinen interessanten descriptiven Darstellungen, die Angabe der Beziehung und Bedeutung der Bildungen überhaupt, als dessen, wodurch doch dem minder sachkundigen Leser erst das lebensvolle Bild des Gegenstandes, der Sinn desselben hervortritt und die Anwendung desselben auf Physiologie möglich wird, fast gänzlich hintenansetzte, da es doch eben die Aufgabe der Natur*wissenschaft* ist, nicht nur mit dem leiblichen Auge zu sehen, sondern zugleich das vom leiblichen Auge aufgenommene Bild mit der Kraft des geistigen Auges zu erleuchten.

Doch wir kehren zur Betrachtung der Entwicklungsgeschichte des Embryo der Wasserassel zurück! — Von besonderer Merkwürdigkeit ist es nämlich, daſs äuſserst zeitig und im noch sehr unentwickelten Zustande der Embryo die Eihaut sprengt und nun frei in der erwähnten Bruthöhle liegen bleibt, in welcher jetzt eine eigne Nahrungsflüssigkeit ergossen gefunden wird, worin die leeren Eihüllen, sich allmälig auflösend, verschwinden, so daſs die weitere Ausbildung bis zum Austritt des Jungen aus der Bruthöhle nun durch Säfte des mütterlichen Thieres (gleichsam wie während einer Art von Trächtigkeit) vermittelt wird, wodurch sich diese Entwicklung als ein interessantes Mittelglied zwischen dem Lebendiggebähren einiger Kerfe (z. B. der Blattläuse und Schmeiſsfliegen) und dem gewöhnlichen Eierlegen der Articulaten darstellt. — Nicht ganz beistimmen möchte ich übrigens dem Verf. wenn er sagt: „Es geht demnach unter allen Glieder- und Wirbel-

thieren, deren Entwicklungsgeschichte uns bis jetzt schon bekannt geworden ist, der *Oniscus aquaticus* am unvollkommensten aus dem Ei hervor, unvollkommner selbst als das Känguruh". — Vergleichen wir nämlich den mit Ausnahme der angedeuteten Kiefern *gänzlich* gliederlosen Zustand der innerhalb der Zelle aus dem Eie austretenden Bienenlarve, wie sie schon von Swammerdam (Bibel d. Nat. Taf. 23.) abgebildet worden ist, oder den ersten madenförmigen Zustand mancher andern Kerfe (man s. nur z. B. die von Ratzeburg schön dargestellte Entwicklungsgeschichte von *formica* und *cynips* im 2ten Bande der arzneilichen Thiere) mit dem Zustande des vollkommnen Insekts, so finden wir allerdings den Unterschied noch merklich bedeutender als zwischen dem des aus dem Ei austretenden, doch bereits mit bestimmten Gliederandeutungen versehenen *Oniscus* und dem völlig entwickelten Thiere. Die Geschichte der weitern Ausbildung der Wasserassel müssen wir übergehen. — Die zweite Abhandlung, ebenfalls mit einer Kupfertafel versehen, enthält *Untersuchungen über die Geschlechtswerkzeuge der Schlangen, Eidechsen und Schildkröten.* Diese so wie die dritte Abhandlung (zu welcher vier Tafeln gehören); *Untersuchungen über die Geschlechtswerkzeuge der Säugethiere*, beschäftigen sich vorzüglich mit Nachweisung der Geschichte jener, zuerst durch Oken genauer von ihren Umgebungen gesonderten merkwürdigen Organe, welche bald Primordialnieren, bald Wolffische, bald Oken'sche Körper, bald, wie von unserm Verf., falsche Nieren genannt werden. Welchen bedeutenden Umfang diese Körper theils in den Lurchen, theils in den Säugethieren im frühesten Embryo einnehmen, welche Gefäfse sich in sie verbreiten, wie *an* ihnen allmälig hervor sich die bleibenden Nieren und die innern Saamen- und Keimbereitenden Geschlechtsorgane entwickeln, ist nach den Resultaten mannichfaltiger genauer Zergliederungen, in deren Detail wir hier nicht eingehen können, mit solcher Bestimmtheit entwickelt, dafs schon dieserhalb Leute vom Fach dieses Heft nicht entbehren können. — Zu bedauern ist es, dafs der Verf. die interessante kleine Schrift von C. Jacobson: die Oken'schen Körper oder die Primordialnieren (mit 2 Kupfertafeln, Kopenhagen 1830) zu der Zeit, als er obige Aufsätze schrieb, wahrscheinlich noch nicht gekannt hat, denn hoffentlich würde er dann noch besondere Aufmerksamkeit auf die Beantwortung der Frage gewendet haben, ob von dem, was er falsche Nieren nennt, nicht im spätern Lebenszustande irgend eine bestimmtere Andeutung übrig bleibe? — Jacobson nämlich macht in dem erwähnten, wie es scheint nicht sehr bekannt gewordenen Schriftchen es höchst wahrscheinlich, dafs die bereits im J. 1681 von Malpighi aufgefundenen und 1822 von Gärtner wiederentdeckten Gänge, welche bei der Kuh und dem weiblichen Schwein zu beiden Seiten der Urethra sich öffnen, um dann in der untern Wand der Scheide und durch die breiten Mutterbänder bis gegen die Ovarien hin zu verlaufen, die Rudimente der Ausführungsgänge der Primordialnieren seien, giebt selbst über gewisse Rudimente derselben im männlichen Körper sehr wohl gegründete Vermuthungen, und weist dagegen das völlige Obliteriren der eigentlichen Primordialnieren-Körper nach, indem blofs die Bauchfellfalte, welche sie jederseits einhüllte, in einigen Thieren noch als vorderes Mutterband übrig bleibt. Im Uebrigen gesteht Ref. gern, dafs ihn auch die physiologische Ansicht Jacobson's von diesen Ureiern (wie man sie wohl am kürzesten nennen könnte) mehr befriedigt hat, als die unsers Verfs. Der letztere spricht sich nämlich in seinen mehr descriptiven Darstellungen überhaupt nur beiläufig über Leben und Bedeutung dieser Gebilde aus, vermuthet allerdings eine eigenthümliche durch dieselben bewerkstelligte Absonderung, hält sie jedoch zumeist bestimmt dazu, dafs sich aus ihnen die innern Keim- und Saamen-bereitenden Organe hervorbilden sollen. Der erstere hingegen spricht sich über diese Gegenstände bestimmter in Corollarien aus, von welchen ich noch folgende hier aufführen will, weil sie auch meinen Ansichten und Untersuchungen entsprechen: „Die Oken'schen Körper sind eigenthümliche und selbstständige Organe, die zur ersten Periode des Fötus-Lebens gehören. — Sie gehören zu den absondernden Organen (bei den Vögeln sondern sie Urinsäure ab); und da sie sich in die Blase oder am Urachus endigen, sind sie aussondernde (depurative) Organe. — Sie stehen in keiner unmittelbaren Verbindung weder mit den Nieren noch mit den Nierenkapseln und bedingen nicht ihre organische Bildung. — Sie stehen in keiner unmittelbaren organischen Verbindung mit den Ovarien oder Testikeln, und diese entwickeln sich nicht aus der Masse derselben". — Wie könnte denn auch ein neues Glied des Organismus anders als aus der Gesammtwirkung seines Lebens sich hervorbildend gedacht werden? Setzen

wir hinzu, und glauben, dafs schwerlich Jemand, dem eine hellere Ansicht vom Leben aufgegangen, unserm in dieser Beziehung sichtbar befangenen Verf. beistimmen wird, wenn er auch gegen Einwürfe des Prof. Müller zu folgender künstlicher Vertheidigung seine Zuflucht nimmt: — Da nämlich Müller bemerkte, dafs Ausscheidung von Bildungsstoff aus jenen Urnieren nach aufsen nicht denkbar wäre, indem die Blinddärmchen derselben nicht an ihrem blinden Ende, wohl aber in ihrem gemeinschaftlichen Ausführungsgang excernirten, erwiedert unser Verf., pathologische Processe lehrten zur Genüge, dafs jedes Secretionsorgan plastische Stoffe auch nach *aufsen* (d. i. an seine Oberfläche) absondern könne, übrigens sei der Hergang des Hervorbildens eines neuen Organs aus einem ältern folgendergestalt zu denken: „Das ältere Gebilde zieht Nahrungsstoffe von nahe und fern an sich heran und scheidet sie durch seine Oberfläche aus. Die ausgeschiedenen Stoffe, die nun durch gegenseitige Anziehung sich immer mehr verdichten, greifen jetzt nicht mehr in das besondre Leben desjenigen Gebildes, welches sie ausschied, ein, sondern beginnen unter einander ein neues besonderes, von jenen ganz verschiedenes Leben zu führen (!), schaffen sich einen eignen besondern Wirkungskreis". — Darstellungen, mit welchen freilich Ref. gar nicht übereinstimmen kann, welcher vielmehr dafür hält, dafs wenn ein einer besondern Lebensperiode angehöriges Organ bei Abschlufs dieser Periode obliterirt (z. B. die Kiemen bei dem den Larvenzustand verlassenden Salamander) dann immer, sobald, dem Gesetze des Antagonismus gemäfs, ein andres in jenes Stelle tretende Organ sich hervorhebt, dies in demselben Mafse geschehen müsse, wie es bei der ersten Bildung aller Organe geschieht, nämlich durch Bildung ursprünglicher Faltungen an irgend einer Fläche des Organismus (welcher selbst uranfänglich aus solchen Faltungen der Keimhaut sich entwickelte) und durch weitere Fortrankung der Gefäfsschlingen in dem Mafse, wie ich deren Fortbildung im 3. Heft meiner Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie auf S. 17. anschaulich gemacht habe. Glauben, dafs es bei lebendiger Umbildung zugehe, wie bei der Reparatur eines Hauses, wo eben die Steine der eingerissenen Mauer genommen werden, um daneben eine neue Mauer aufzuführen; würde ein gänzliches Mifsverstehen der Natur voraussetzen. Sollte Ref. übrigens noch so kurz als es hier der Raum erlaubt eine auf reifliche Erwägungen gestützte Ansicht von Bedeutung der Urnieren und ihrem Verhältnifs zu Nieren und Hoden oder Ovarien auseinandersetzen, so würde er sagen: Diese Urnieren stehen zu den Nieren und Hoden oder Ovarien nicht nur in demselben Verhältnifs wie Kiemen zu Lungen, sondern sie haben auch Kiemen-Bedeutung. Diese Bedeutung wird noch klarer, wenn man bedenkt, dafs früher in der Thierreihe selbst die Kiemenspalten an dieser Stelle nicht fehlen; denn nichts andres sind die Bauchspalten der Rochen und Hayen. Hier ist also eine Gegend der Respiration oder Depuration des Organismus, und wir finden, so wie in der Thierreihe oft die Athmung der Aftergegend z. B. Kloake der Holothurien, Afterkiemen der Libellenlarven) durch drüsige Absonderungsorgane z. B. (Dintenbeutel der Sepien, *Bursa Fabricii* der Vögel) ersetzt wird, so die Kiemenathmung der Allantois und Urnieren durch Läuterungsorgane, von welchen das eine als Nieren und Blase, die Urnieren noch einmal im wesentlichen wiederholt, während das andere, Hode oder Eierstock, die Ausscheidung des Organismus selbst (durch den Saamen oder Keim zur Wiederholung seines eignen Wesens) vermittelt. — Und somit genug von diesem Gegenstande, indem wir nur noch bemerken, dafs hier beiläufig vom Verf. noch einige belehrende Winke über die richtige Vorstellung des Herabsteigens der Hoden in das Scrotum und eine Widerlegung einer leicht fallenden Hypothese des Dr. Bird über den Grund des Hervortretens des einen oder des andern Geschlechts im Embryo gegeben worden sind. — Die 4te und letzte *Abhandlung* nebst der 7. Tafel verbreitet sich *über Bildung und Entwicklung des Oberkiefers und der Geruchwerkzeuge der Säugethiere.* Der Verf. vervollständigt hier durch eine Reihe trefflicher Untersuchungen die bisherigen noch im Einzelnen mangelhaften anatomischen Beschreibungen von der Hervorbildung der Oberkieferbögen aus den Seitenwänden des Schädels nach Art der Extremitäten (richtiger würde es heifsen nach Art der Rippenbögen) von dem Hervorwachsen eines mittlern Fortsatzes (der Schädelwirbelsäule) aus der Stirngegend des Schädels, und von der Verwandlung der anfänglichen Nasengruben (nach Art der Nasengruben der Fische) in zwei kurze auswärts und einwärts geöffnete Kanäle (nach Art der Lurche), und dann zur weitern Ausdehnung und Fortsetzung der Nasenhöhle, eine Höhle, welche Anfangs von der Mundhöhle nicht geschieden ist und von ihr sich nur durch allmälige Schliefsung des ursprünglich der Länge nach gespaltenen Gaumengewölbes absondert. —

Wir hoffen unsern Lesern bald einen zweiten Theil dieser Abhandlungen, deren Druck und Abbildungen gleicherweise zu loben sind, anzeigen zu können und glauben keiner Entschuldigung zu bedürfen, hier bei der Relation über etwa 100 Quartseiten (die letzten Blätter enthalten blofs Kupfererklärungen) weitläuftiger gewesen zu sein, als man es zuweilen bei hohlen Schriften von eben so viel Bogen nöthig hat. Bei einem Manne wie unser Verf. ist jede einzelne Darstellung so gehaltvoll, dafs man sie schwer ohne eine dankbare Anerkennung, oder ohne mit Achtung gegebenen Widerspruch vorbeilassen kann.

Carus.

№ 13.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

IX.

Drei Reisen nach Italien. Erinnerungen von C. F. v. Rumohr. Leipzig, bei Brockhaus 1832. 327 S. 8.

Der durch seine kunstgeschichtlichen Arbeiten und durch sein schriftstellerisches Talent in weiten Kreisen bekannte und geschätzte Verf. giebt uns in diesen Blättern einige Mittheilungen, nicht allein über seine Reisen in Italien, sondern auch über die Art, wie sich sein Leben und seine Bildung in Beziehung auf die Kunst gestaltet haben, worauf denn diese Reisen freilich von bedeutendem Einfluſs waren. Er thut dies jedoch so, daſs nicht eine zusammenhängende Erzählung oder Rechenschaft von seinen Beobachtungen und seiner Thätigkeit als Absicht hervortritt, sondern nur Andeutungen, Darstellung einzelner Momente, die ihm eben interessant, wichtig oder unterhaltend schienen. Das Ganze ist bunt untermischt mit Bemerkungen über Kunst, Länder, Personen, Volks- und Gesellschaftsleben, kurz über Alles, was die Aufmerksamkeit eines gebildeten Reisenden auf sich zieht; dann wieder mit Anekdoten aus seinem und seiner Freunde und Bekannten Leben, Beschreibungen von Bildern, vieler Polemik und manchem Andern. Alles dieses kommt gleichsam nur discursive zum Vorschein, und macht den Eindruck, als unterhielte man sich mit einem erfahrenen und gebildeten Mann, der an dem Faden seiner Reisen das Gespräch, zwar scheinbar unwillkürlich, doch nicht ohne Absicht bald hier bald dorthin führt, um gelegentlich Manches, was ihm eben am Herzen liegt, zur Sprache und an den Mann zu bringen. Diese Form ist für die Unterhaltung vortrefflich, und bei einer guten Unterhaltung kann auch Belehrung nicht ausbleiben, wer aber die letzteren zu seinem Hauptzwecke macht, wie es bei dem Eifer, mit welchem sich der Verf. namentlich über die Kunsttheorie verbreitet, sein Fall zu sein scheint, dürfte sich dazu doch ein anderes Gerüst zu bauen haben. Denn was aus diesem Gebiete hier gegeben wird, sind immer nur Ansichten, die öfter zum Widerspruch als zur Beistimmung Gelegenheit geben, zur Ueberzeugung aber selten vorgerichtet sind, denen jedoch das Verdienst ersprieſslicher Anregung nicht abzusprechen ist.

In dem ersten, zur „Vorbereitung und Einleitung" dienenden Abschnitt erzählt Hr. v. R. wie er durch Einwirkung seiner äuſseren Lage zum Kunstliebhaber und Kunstkenner geworden sei. Wenn nämlich, sagt er, für den Künstler sowohl, wie für den eingreifenden, leitenden und fördernden Kunstgönner die Gabe, richtig zu sehen und das Gesehene stark zu empfinden, eine durchaus nothwendige Eigenschaft sei, so hätte ihm der Weg, um eines von beiden zu werden, wohl offen gestanden. Nun aber sei ihm die leidige, nun auch Alles und Jedes verderbende Mittelmäſsigkeit (nämlich die seiner Vermögensumstände) auf der Bahn zu jedem dieser Standpunkte hinderlich gewesen. Denn den Künstler könne nur die Nothwendigkeit des Erwerbs über jenen verstimmenden Moment hinwegheben, wo sein Muth zu sinken beginne, weil sein Urtheil dem Kunstvermögen voraneile: dieser müsse daher nothwendig arm sein. Ein Kunstgönner sei hingegen ohne Reichthum nicht denkbar, so daſs also der Vf. bei der Mäſsigkeit seiner Glücksgüter weder eines noch das Andere habe werden können und sich auf dem Standpunkte des Liebhabers und Kenners zufrieden stellen müssen. Wie dem auch sei, so habe doch die Gabe zu sehen sein Leben in der Gegenwart wie in der Erinnerung gleich sehr verschönert und demselben durch das, was er schriftlich und mündlich mitgetheilt, auch für Andere einiges Interesse verliehen. Fügen wir nun auf den Grund dessen, was wir von dem Vf. gelesen haben, noch hinzu, daſs sich diese seine Gabe zu sehen nicht bloſs auf Gegenstände der Natur und Kunst

beschränkt, sondern ihm auch in Beziehung auf menschliche Charaktere und Verhältnisse in hohem Grade verliehen ist, und dafs er zugleich das Talent besitzt, das Gesehene auf eine anmuthige und treffende Weise schriftlich darzustellen, so haben wir schon einen Grundzug zu einem literarischen Urtheil über ihn gewonnen. Ein anderer entwickelt sich aus seinen hier polemisch gegen Winkelmann, Lessing, Goethe und ihre Nachfolger aufgestellten theoretischen Ansichten über die Kunst. Indem er nämlich gegen diese den sogenannten Idealismus in der Kunstlehre und das was er die Gegenstandstheorie nennt, lebhaft bekämpft, gelangt er endlich zu seiner eigenen Definition der Schönheit, die ihm nichts anders ist, als die Erfreulichkeit des Scheines. Diesem Begriff ordnet er drei andere unter, nämlich: die sinnliche Annehmlichkeit; die Schönheit der Gröfsenverhältnisse und die Erfreulichkeit von intellektuellen und sittlichen Vorstellungen, welche durch sinnliche Erscheinungen (durch Anregung der produktiven Vorstellungskraft) mittelbar in der menschlichen Seele hervorgerufen werden. Als dasjenige, was diese Vorstellungen hervorbringt, bezeichnet er Charakter und Ausdruck. Hr. v. R. hat aber, indem er das Erfreuliche als das Kriterium der Schönheit hinstellt, wie es uns scheint, einen allgemein gültigen Begriff für dieselbe keinesweges geschaffen, sondern nur eine aus dem subjectiven Schönheitsgefühl hergenommene andere Benennung. Das Schönheitsgefühl ist nun aber in der unendlichen Reihe menschlicher Individuen unendlich verschieden. Diesem wird ein Kunstwerk erfreulich scheinen, ja ihn entzücken, das den anderen empört, den dritten kalt läfst. Wenn nun ein verdorbenes Schönheitsgefühl, ein schlechter, unedler Geschmack sich der Menge bemächtigt hat, soll der Künstler diesem huldigen, soll er darstellen, was die Menge und wie sie es verlangt? Hr. v. R. bejaht dieses schlechthin, indem er behauptet, in der Kunst solle man allen Streit über den besten für ihre Darstellungen zu wählenden Gegenstand fallen lassen, sich dagegen bemühen, der Menge genehm zu werden, sie zu gewinnen, indem man, statt ihr aufzudrängen, was sie nicht will und mag, vielmehr darstelle, was sie begehrt und wie sie's begehrt, denn hier heifse es mit Recht: *vox populi, vox Dei*. Dies also ist der Standpunkt, auf welchen der Vf. in der Kunsttheorie sich stellt, und auf diesem Standpunkte finden wir ihn auch in seiner Literaturpraxis wieder. Die Forderungen, die er an den bildenden Künstler macht, sind Fähigkeit und Bildung, gesunder und geübter Blick, technische Fertigkeiten und die Einsichten, wodurch diese bedingt werden; den Gegenstand aber hält er für wenig wesentlich, und behauptet, dafs auch der widrigste Gegenstand durch die Virtuosität der Behandlung das Schönheitsgefühl zu erregen vermögend sei. Diese Virtuosität ist es, der er überall huldigt, und die ihm auch in seiner literarischen Produktion in einer gewissen Sphäre in hohem Mafse zugestanden werden mufs. Seine Deutschen Denkwürdigkeiten sind ein Werk nicht der poetischen Kunst, aber einer eminenten Virtuosität, und er hat durch sie allerdings den Beweis geliefert, wie durch die Vortrefflichkeit der technischen Behandlung minder bedeutende, ja selbst kleinliche Stoffe den angenehmsten Eindruck zu machen vermögen. Der Reiz einer scheinbar bequemen und ruhigen, doch immer sorgfältigen und netten Anordnung und Ausführung verleiht seinen aus ziemlich gewöhnlichen Lebenskreisen entnommenen Schilderungen mehrentheils untergeordneter, aber scharf gesehener und richtig gezeichneter Charaktere und Verhältnisse, Leben und Anmuth, wiewohl sie nur durch einen lockeren Faden aneinandergereiht, zu einem harmonischen Kunstwerk durch innere Nothwendigkeit nicht verbunden und gestaltet sind. Es sind Genrebilder der besten und geistreichsten Art. Sind nun Geist und Feinheit die Hauptbestandtheile seines Talents, fleifsige und sehr detaillirte Ausführung die vorzüglichsten Eigenschaften seiner Methode, so finden wir zugleich in ihm eine gewisse Neigung, diese Gaben der Natur und Uebung vorzugsweise auf alltägliche und gewöhnliche Gegenstände anzuwenden, und so ihren Werth durch Besiegung unvortheilhafter oder widerstrebender Stoffe erst in recht glänzendem Lichte zu zeigen, wie er denn schon in seinem Geist der Kochkunst ein artiges und wohl gelungenes Beispiel davon gegeben hat. Auch in dem vorliegenden Buch sind die gerühmten Eigenschaften des Verfs. nicht zu verkennen, wiewohl sie sich hier in einem weniger vortheilhaften Lichte zeigen. Denn was zuvörderst die Anordnung betrifft, so ist zwar auch hierin das Bestreben sichtbar, Alles in verständiger Folge, gesondert und nebeneinander gestellt, wenn auch nicht immer zweckmäfsig einander untergeordnet vorzutragen; da aber mehrere heterogene Zwecke mit einander verbunden werden sollen, mehrere Hauptintentionen auch aufserhalb des Bu-

ches zu liegen scheinen, so kommt auf einer Seite einiger Zwang und auf der anderen ein bald natürliches, bald künstlich angenommenes Sichgehenlassen zum Vorschein, das den Leser zu ruhigem Genufs und klarer Uebersicht nicht kommen lassen will. Demjenigen, der sich ernstlich auf die von dem Verf. aufgestellten theoretischen Sätze, auf seine Berichtigung angeblicher Winkelmannscher, Lessingscher und Goethescher Irrthümer einlassen und seine eigenen Ansichten darüber, sei es nun im endlichen Einverständnifs oder im Kampfe mit dem Verf. berichtigen möchte, wird es gleichgültig erscheinen, in welcher Jahreszeit der Urheber der neuen Kunsttheorie in Neapel mit jungen Erbsen bedient oder mit Knoblauchsduft gequält worden sei. Wer aber an der anmuthigen und geistreichen Darstellung kleiner Reise- und Lebensereignisse sich ergötzt, der wird dem Verf. ungern in die Windungen seiner gereizten und herben Kunstpolemik folgen. Dem unbefangenen Beobachter wird es zuletzt vorkommen, als sei das Ganze nur zusammengestellt, um dem heftigsten Ausbruche gereizter Empfindlichkeit über einen gegen den Autor ergangenen Tadel den Anschein einer blofs gelegentlichen Herzensergiefsung zu geben.

Was zunächst den kunsttheoretischen Inhalt des Buches betrifft, so wird die Beurtheilung schwierig durch ein gewisses dem Verf. eigenes Durcheinandermischen des Polemischen und Dogmatischen, aus welchem sich weder für das Eine noch für das Andere recht entschiedene positive Resultate entwickeln, mithin die Kritik keine Anknüpfungspunkte findet. Hr. v. R. verwirft alle bisherige Schönheitstheorie, indem er ihnen den Vorwurf macht, sie lehrten, das Schöne in der Kunst entstehe aus dem Wiederabdrucke des Eindruckes irgend eines aufserhalb der Kunst gelegenen Schönen. Vom Schönen selbst aber habe man zwar auf sehr verschiedene Weise aufgefafste und ausgedrückte, doch immer nur ganz empirische Begriffe zur Hand gehabt, diese jedoch in Schwulst eingehüllt; weshalb denn auch darin so viel von Gott die Rede sei; als wenn Gott der Schönheit allein angehörte und sonst nirgendwo anzutreffen wäre. Wir wissen nicht, welches ästhetische System Hr. v. R. hierbei im Auge hat, glauben jedoch, dafs derselbe einen versteckten Angriff auf Platon beabsichtigt, welcher allerdings annimmt, dafs wie in der Natur und im Leben, so auch in der Kunst das Schöne sich offenbare, sobald dem Göttlichen Gestalt gegeben werde. Wir wollen diese Lehre, zu welcher wir uns gern bekennen, gegen den Verf. nicht vertheidigen, sondern ziehn uns aus der Sache, wie Cicero, indem wir erklären, lieber mit Platon irren zu wollen, als mit Andern Recht haben. Die Erfreulichkeitslehre des Hrn. v. R. aber ist jedenfalls unzureichend, da sie das Schöne von dem Gefühl des Individuums abhängig macht. Will nun etwa der Verf. nur dasjenige schön nennen, was dem richtigen Gefühl erfreulich ist, so wird er sich nach einer Norm für die Richtigkeit des Gefühls, und da dieses nur durch sein Objekt, also durch das Schöne erregt werden kann, nach einer Norm für das Schöne denn doch wohl umthun müssen, und dadurch, wie zu fürchten steht, am Ende auf demjenigen Standpunkte ankommen, auf welchem sich Platon, Winkelmann, Lessing, Goethe und alle seine von ihm erwählten Gegner in tiefen Irrthümern, wie er sagt, befangen, schon längst befunden haben. Goethe'n gesteht Hr. v. R. zwar zu, dafs er durch seine Stimme bedeutend auf die öffentliche Meinung gewirkt und durch Lehre und Beispiel seiner Zeit die gröfste Achtung für die Kunst beigebracht, dafs es ihm aber doch an Mannigfaltigkeit und Zusammenhang der historischen Kenntnifs und an technischer Einsicht gefehlt, und er niemals einen festen Standpunkt für die Kunst gewonnen habe, auch durch den Einflufs von niedriger gestellten Kunstfreunden in Widersprüche und Schwankungen gerathen sei. Hiermit ist denn vornämlich auf Heinr. Meyer gezielt, dem es ebenfalls an umfassender historischer Kunde, an technischer Einsicht und Erfahrung, so wie an wissenschaftlichem Geiste gefehlt haben soll. Den unter der Leitung Goethe's und Meyer's gestandenen Weimarischen Kunstfreunden wird vorgeworfen, dafs sie jene Ansicht unterstützt, wodurch den bildenden Künstlern der Werth ihrer Kunst streitig gemacht, und mit Hintansetzung der technischen Geschicklichkeit zuviel Werth auf Gegenstand und Bedeutung des Kunstwerks, überhaupt auf Solches gelegt worden sei, was in der Kunst nicht der Kunst selbst angehöre. So schwere Beschuldigungen gegen Goethe und seine Freunde hätten, um irgendwo Eingang zu finden, billig durch Stellen aus ihren Schriften belegt werden sollen. So wie sie hier auftreten, sind sie nichts als Behauptungen, zu welchen der Beweis noch erst erwartet werden, bis wohin ihnen nur der reine Widerspruch entgegengesetzt werden mufs. Haben sich die W. K. F.

in ihren Abhandlungen über die Kunst vorzüglich mit dem Gegenstande und der Bedeutung der Kunstwerke beschäftigt, so haben sie hierin gewiss das Rechte gethan, da beide ganz eigentlich als Geist und Seele eines jeden Kunstwerks und also keineswegs als Dinge, die ausserhalb der Kunst lägen und ihr gar nicht angehörten, zu betrachten sind; und wenn sie mit dem Technischen sich weniger beschäftigten, so geschah dies gewiss, weil sie diesen Theil der Kunst, als sich von selbst verstehend, schon voraussetzten, und sich für berechtigt hielten, zu einer höheren Stufe der Erkenntniss und Lehre hinaufzusteigen. Dem Verf. muss dagegen der Vorwurf gemacht werden, dass er das Heil der Kunstbildung hauptsächlich in die Ausbildung der technischen Fertigkeiten und frühzeitiges Studium nach der Natur setzt, dagegen aber alles Nachdenken über den Gegenstand, das Aufsuchen einer höheren Idee und Bedeutung des Kunstwerks als etwas Gefährliches und Missleitendes, wo nicht völlig auszuschliessen, doch möglichst unterzuordnen, und daher den Künstler auf einer Stufe festzuhalten sucht, die zwar an sich nothwendig ist, jedoch nur dahin führt, wo die eigentliche Kunst erst anfängt. Hr. v. R. zeigt sich hiernächst höchst unzufrieden mit jenem Aufsatz der W. K. F. über die Neudeutsch-religiös-patriotische Kunst, vertheidigt jedoch die darin Angegriffenen auf eine Weise, die ihnen selbst wohl am wenigsten genehm sein möchte, indem er versichert, dass ihr Einfluss auf die Studien der jungen Künstlerwelt gar nicht so bedeutend gewesen sei, als die W. K. F. angenommen, wie denn überhaupt durch Schriften wenig Einfluss auf die Künstler zu gewinnen sei. Erst späterhin nach dem Erscheinen jenes getadelten Aufsatzes soll sich gleichsam aus Oppositionsgeist eine Neigung zum Bizarren und zur Nachahmung der steifen und beschränkten Manier älterer Deutscher und Italienischer Meister gezeigt haben, und dies beweise, dass man den Teufel nicht an die Wand malen solle. Er gesteht zuletzt denn doch selbst ein, dass die Anregungen einiger Schriftsteller, gegen welche die W. K. Fr. sich auflehnten, und namentlich Fr. Schlegel's, die jungen Künstler auf Abwege geleitet haben. Man muss bewundern, wie es Hrn. v. R. entgehen konnte, dass diese seine verschiedenen Behauptungen einander bestreiten und aufheben, und dass nothwendig seine Leser den festen Standpunkt, dessen Mangel er Goethe vorwirft, nach solchen Aeusserungen auch bei ihm vermissen müssen. Von jenem Abwege ist die Kunst, wie Hr. v. R. eingesteht, in unseren Tagen zurückgekommen und wenn dieses geschehen, wenn wir, wie die schönste Morgenröthe zu verkünden scheint, noch einem hellen heiteren Kunsttage entgegenleben, sollten wir nicht auch davon einen Theil dem belebenden Einflusse Goethe's und seiner Freunde zu verdanken haben? Zu spät kommt Hr. v. R. in jedem Fall mit seiner Rüge gegen Lehren und Schriften, die ihre Wirkung nun schon längst gethan haben, und denen, wenn sie schädlich waren, muthig und kräftig entgegenzutreten, vor dreissig Jahren Zeit gewesen wäre. Zu früh aber möchte es sein, wenn wir Nachlebende uns schon über Goethe und seine Arbeiten in Beziehung auf die Kunst erheben wollten, die gründlich verstehen und dankbar in sich aufnehmen zu lernen uns für jetzt noch das Rathsamste sein dürfte.

Auch von Lessing behauptet Hr. v. R., dass er einen nachtheiligen Einfluss auf die Fortschritte der Kunst gehabt habe, indem er gelehrt, dass das Schöne in der Kunst in dem dargestellten Gegenstande liege, und dass die Poesie auch unschöne, die bildende Kunst hingegen nur schöne Gegenstände darstellen dürfe, weil jene ihre Gebilde nur mittelbar und vorübergehend, diese aber unmittelbar und dauernd vor den Sinn stelle. Unser Vf. dagegen behauptet, dass gerade das Umgekehrte der Fall sei, indem die bildende Kunst den Vortheil habe, das Widrige durch alle Umstände der Erscheinung, als Helldunkel, Form, Verschiebung, und durch alle Vortheile der Technik zu mildern, zu beschönigen und zu vermitteln, wogegen in der Poesie das Widrige, Abschreckende und Ekelhafte, da es nur durch das Medium der Sprache zur Vorstellung gelangen könne, viel abgesonderter und nackter vor die Imagination trete. Sich hiervon zu überzeugen solle man sich nur den Gegenstand so vieler Holländischer Bilder in idyllisch poetischer Behandlung denken oder z. B. den Cats lesen und diesen mit den Holländischen Malern vergleichen. —

(Der Beschluss folgt.)

№ 14.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Januar 1833.

Drei Reisen nach Italien. Erinnerungen von C. F. v. Rumohr.

(Schlufs.)

Wir gestehen, dafs Alles, was Hr. v. R. hier anführt, uns nicht von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugen kann, sondern nur davon, dafs er den sinnlichen Eindruck des Kunstwerks nicht von dem sittlichen unterscheidet, in welchem letzteren allein wir den wahren und rechten Mafsstab des Schönen zu finden vermögen. Jene Holländischen Bilder, von welchen der Vf. spricht, stehen bei aller Vortrefflichkeit der technischen Ausführung auf einer untergeordneten Stufe der Kunst, über welche sich zu erheben, des wahren Künstlers Bestreben sein mufs. Die Poesie geht ebensowohl, als die bildende Kunst auf die Erregung des sittlichen Gefühls aus; sie kann sich aber hierzu bei weitem mehr als diese der Darstellung des Unsittlichen, welches in Beziehung auf die Kunst das Unschöne ist, bedienen, indem sie dasselbe entweder als Schatten dem Sittlichen gegenüber stellt oder es in der Gestalt des Komischen erscheinen läfst, wo es dann den sittlichen Eindruck mittelbar durch den Contrast hervorbringt. Beispiele zum Beweise dieses Satzes werden sich, wenn auch nicht eben bei Jacob Cats, so doch bei unseren besten Dichtern in Menge finden lassen, und namentlich ist Jean Paul reich an Belegen für die Möglichkeit einer geistreichen und anmuthigen Behandlung der allerwiderwärtigsten Stoffe. Der zweite Irrthum Lessing's soll in der Behauptung bestehen, dafs Kunstwerke der todte Abdruck ihres Gegenstandes wären. So wie der Satz hier hingestellt wird, steht er freilich als nicht zu rechtfertigen da; allein es wird sich auch in Lessing's Schriften nicht eine Stelle finden, in der diese Behauptung enthalten oder aus welcher sie heraus zu deuten wäre, und wären diese Schriften den Fortschritten der Kunst wirklich so nachtheilig gewesen, als der Vf. behauptet, so könnte dies wohl nur der seltsamen Art, sie zu lesen und zu verstehen zugeschrieben werden, von welcher er selbst hier ein so merkwürdiges Beispiel giebt.

Hr. v. R. hat sich durch Eifer und Liebe für die Kunst, durch seine schätzbaren historischen Kenntnisse und eine mittelst langjähriger Studien erworbene Bilderkenntnifs ein Ansehen in der Kunstwelt erworben; seine Stimme kann auf den Gang der Künstlerbildung nicht ohne Einflufs bleiben, und es ist daher um so nöthiger, da, wo er mit Irrthümern auftritt, ihm bestimmt entgegen zu treten. Eine ausführliche Widerlegung gestattet aber weder der uns hier vergönnte Raum, noch ist dieselbe bei der Form seiner vorliegenden Schrift überhaupt anwendbar, denn diese ist mehr eine Art von Manifest, ein Absagebrief, worin alle bisher anerkannten Autoritäten in der Kunsttheorie für illegitim erklärt werden, und es sind darin, wie es in Manifesten zu geschehen pflegt, die Gründe zur Eröffnung der Feindseligkeiten als positive Thatsachen hingestellt, ohne durch authentische Aktenstücke und eine folgerechte Deduktion unterstützt zu werden. Man mufs sich daher vorläufig darauf beschränken, sich gegen die darin gewagten Behauptungen zu verwahren, und das Uebrige bis auf eine weitere Entwickelung der Operationen verschieben.

Sind wir dem Verf. nun nicht ohne einige Ermüdung auf seinen theoretischen Irrgängen gefolgt, so gereicht es uns um so mehr zur Erholung, ihn auf seinen Reisen durch Italien zu begleiten; denn hier zeigt er sich als ein geistreicher und unterhaltender Reisegesellschafter von seiner liebenswürdigen Seite. Sehr zu seinem Vortheil enthält er sich jeder Beschreibung aller jener Schönheiten und Merkwürdigkeiten, mit deren Darstellung wir durch eine Unzahl von Reisebeschreibern übersättigt sind, und theilt uns vielmehr in seiner anmuthigen und pikanten Weise die kleinen Anekdo-

ten und Ergebnisse mit, die ihn selbst betroffen haben. Hier zeigt sich seine schon gerühmte Virtuosität in ihrer ganzen Wirkung. Die unbedeutendsten Vorfälle in Wirthshäusern und auf der Landstraſse werden unter seiner geschickten Hand zu angenehmen Reisebildchen; aber auch ernstere Betrachtungen und Schilderungen werden anregend und belehrend eingeflochten, und was er über einige merkwürdige Bilder sagt, wird für die Kunstfreunde anziehend und unterrichtend sein. Die Erzählung der dem Verf. selbst zugestoſsenen Verfolgung durch Räuber gewährt auſser der in der geschickten Darstellung liegenden Unterhaltung einen interessanten Einblick in den Zustand Römischer Justiz- und Polizei-Einrichtungen, die Notizen über den Pfarrer Thaney und Fra Diavolo werden dem Historiker nicht unwerth sein; in der Schilderung des Malers Horny und anderer eigenthümlicher Persönlichkeiten, so wie vornämlich in dem trefflichen Portrait von Ludwig Tieck zeigt sich der Vf. als einen ausgezeichneten Charakterzeichner, und so können wir mit Recht sagen, daſs nicht leicht eine Klasse von Lesern bei diesem Buche ganz leer ausgehen wird. Was Hr. v. R. von seinen ersten beiden Reisen erzählt, hat, wiewohl auch hier die Beziehung auf die Kunst nicht ganz fehlt, doch mehr ein allgemeines Interesse; der dritten hingegen liegt sowohl in Hinsicht ihrer Veranlassung, als ihrer Beschreibung kein anderes als das Kunstinteresse zum Grunde. Der Verf. sucht die Fehler in dem heutigen Bildungsgang der jungen Künstler nachzuweisen und deutet auf eine hierin anzuwendende bessere Methode hin, indem er diese an einem lebendigen Beispiele nachweist. Herr Franz Nerly nämlich, ein jetzt schon hoch geschätzter, talentvoller vier und zwanzigjähriger Landschaftsmaler ist von seinem sechszehnten Jahre an von Hrn. v. R. nicht nur in den ersten Anfangsgründen unterwiesen, sondern hat auch unter seiner speciellen Leitung alle weiteren Kunststufen erstiegen, und also von der hier anschaulich beschriebenen Methode das günstigste Zeugniſs abgelegt. Alles, was der Verf. über diesen Gegenstand, namentlich über die frühe Anleitung zum Gebrauch der technischen Handgriffe und Vortheile, des frühzeitigen Arbeitens nach der Natur, und des gleichzeitig zu beginnenden Studiums der Anatomie anführt, verdient gewiſs die ernsteste Beherzigung, nur bleibt dabei auch zu bedenken, daſs Hr. v. R. seinen Schüler hiermit immer nur erst über die freilich steilen Stufen des Kunsttempels hinan in dessen Vorhallen geführt hat. Den rein technischen Theil der Kunst, den Hr. v. R. immer für die Hauptsache der Kunst zu nehmen geneigt scheint, indem er auf das Geistige und Ideale, auf den ethischen Theil derselben, meistens mit Ironie als auſserhalb der Kunst liegend hindeutet, hat der junge verdienstliche Künstler unter seiner Leitung gewiſs zu seinem Glück sich angebildet. Die höhere Stufe der eigentlichen Produktion aber soll von ihm, nach dem was von seinen Werken bis jetzt zur Oeffentlichkeit gelangt ist, noch erst erreicht werden. Die technische Unterweisung ist gewiſs von hoher Wichtigkeit, und einer zu verbessernden Methode so bedürftig als würdig, doch hüte man sich wohl, den Werth dieses Theils des Kunstweges auf Kosten des höheren, geistigen, des Theils, wo der Körper der Kunst erst seine Seele empfängt, wo die Unterweisung aufhört und die Bildung anhebt, auf eine ausschlieſsliche und einseitige Weise zu überschätzen. Denn auch diese Richtung hat wie in allen, so auch in den bildenden Künsten schon unendlichen Schaden angerichtet, und möge es diesen dann nicht ergehen, wie der Musik, in der wir bei der Ueberfülle glänzender Virtuosen bald keine Musik mehr haben, und wie der Orchestik, von der als Kunst schon gar nicht mehr die Rede ist.

Der noch übrige Theil des Buches handelt nur von den persönlichen Beziehungen und Einwirkungen des Verfs. auf die Berliner Kunstsammlung und auf die Anordnung des Museums, und hier kommen wir zu einem Abschnitt, dem die Rumohrsche Erfreulichkeit des Scheines in keiner Weise beiwohnt.

Hr. Hofrath Hirt hatte in einer in diesen Blättern abgedruckten Recension des dritten Theils der Italienischen Forschungen des Hrn. v. R. in Hinsicht mehrerer darin enthaltenen Angaben über das Leben und die Werke Raphaels von dem Verf. abweichende Meinungen aufgestellt, und jene Angaben als irrig bezeichnet; er hatte bei dieser Gelegenheit geäuſsert, daſs in dem Berliner Museum mehrere Bilder als Werke Raphaels aufgestellt wären, die nicht nur von diesem groſsen Meister nicht herrührten, sondern zum Theil auch von sehr geringem Kunstwerth wären, und hatte zugleich bedauert, daſs eine so schlechte Auswahl und Aufstellung bei einem Institute stattgefunden, an welchem er den lebhaftesten Antheil genommen. Ueber den Werth oder Unwerth von Kunstwerken und über die Bestimmung

der Meister, von welchen sie herrühren, haben sich von je an die widerstreitendsten Meinungen geltend gemacht. Irrthümer sind hierbei möglich, ja unvermeidlich. Das Urtheil über Gegenstände dieser Art ist aber niemals einer Beschränkung unterworfen worden, auch würde eine solche der Kunst nur zum höchsten Nachtheil gereichen können. Der von Hrn. Hofrath Hirt ausgesprochene Tadel war allerdings freimüthig und scharf, allein er hielt sich, mochte er nun gegründet sein oder nicht, in den Grenzen der erlaubten Erörterung und Beurtheilung; er traf die Sachen, ohne die Personen zu berühren; wenigstens nicht unmittelbar, denn mittelbar lagen allerdings auch gegen diese manche bittre Vorwürfe im Hintergrunde. Daher auch die Wirkung im Publikum heftiger war, als man hatte vermuthen dürfen. Die Verhandlung erhielt eine ganz ins Persönliche gehende Richtung. Einige gewechselte Streitschriften geben davon bedauernswerthes Zeugnifs. Hr. v. R. nahm, wie es scheint, erst spät von der Sache Notiz, und noch später Theil an dem Streit; dies letztere anfangs nur scherzhaft, in dem vierten Theile seiner Deutschen Denkwürdigkeiten. Allein er fand sich in manchem Betracht zu hart verletzt, als dafs er nicht auch in ernsthafter Weise hätte auftreten sollen. Er war bei der Auswahl der in dem Museum aufgestellten Bilder und bei der Aufstellung selbst zu Rathe gezogen, und seine Rathschläge, wie er zu verstehen giebt, auch angenommen worden. Hier galt es demnach mehr, als ein literarisches Interesse zu vertheidigen, es war eine persönliche Wirksamkeit zu rechtfertigen. In seinem Unwillen, den wir nach Beschaffenheit der Umstände im Ganzen als motivirt zugeben dürfen, läfst er sich aber ebenfalls zu der getadelten Herbheit des persönlichen Angriffs fortreifsen, die dem Interesse der Sache am wenigsten förderlich ist; er erklärt hier seinem Gegner, Gleiches mit Gleichem erwiedernd, dafs er ihn äufserst geringschätze; er nennt ihn einen literarisch-ästhetischen Tartüffe; er frägt ihn, ob er das Ding: „Gewissen" kenne; er legt ihm die Absicht unter, die höchsten Behörden und Personen in Schriften anzugreifen, denen zum Charakter solenner Schmähschriften gar wenig abgehe; die Absicht, sie auf das gröbste öffentlich zu beschimpfen, indem er eine Auswahl und Aufstellung von Bildern tadele, die zwar auf den Rath des Hrn. v. R. erfolgt, doch von ihnen gebilligt worden sei.

Ref. steht mit keiner der streitenden Personen in irgend einer Beziehung, er sieht die Sache völlig unbefangen an, und würde sie auch so beurtheilen, wenn Urtheil hier am Orte, wenn es nöthig wäre. Hier aber ist blofser Bericht schon Urtheil und Abkürzung des Berichtes gereicht zu Gunsten beider Theile. Dieser Gegenstand tritt aus dem Bereich der wissenschaftlichen Kritik hinüber in den der sittlichen, und diese ist nicht unseres Amtes. —

Wilhelm Neumann.

X.

Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung Deutscher Kolonien und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz von Gustav Adolf Tzschoppe, K. Preufs. Geh. Oberregierungsrathe u. s. w. und Gustav Adolf Stenzel, (Geh. Archivrathe) Prof. an der Universität zu Breslau und Archivar des Königl. Schlesischen Provincial-Archivs. Hamburg, verlegt von Fr. Perthes 1832. *XVI.* 656 *S.* 4.

Die Ansiedelung Deutscher Kolonisten in den Slavischen Grenzländern von Deutschland, welche vornämlich seit dem dreizehnten Jahrhunderte sich vervielfältigte und nach und nach in Schlesien sowohl als der Lausitz wie in andern ehemals Slavischen Ländern die ursprünglichen Verhältnisse gänzlich umgestaltete, selbst die Slavische Sprache verdrängte und überhaupt die Umwandlung jener Gegenden in Deutsche Länder zur Folge hatte, ist in der neuern Zeit zum öftern der Gegenstand gründlicher historischer Forschungen gewesen; und die im Allgemeinen sehr gleichmäfsigen Grundsätze, nach welchen in der Mark Brandenburg, den Meklenburgischen Ländern, Schlesien und der Lausitz in der Anlegung von Deutschen Städten und Dörfern verfahren wurde, sind insbesondre durch die trefflichen Arbeiten von Wersebe, Wohlbrück, Riedel und andern Forschern in ein helleres Licht gesetzt worden. Kein andres ehemals Slavisches Land bietet aber eine so grofse Zahl von wichtigen Urkunden über die Einwanderungen und Ansiedelungen Deutscher Kolonien und die Umwandelung seiner ehemals Slavischen Ortschaften in Deutsche Städte und Dörfer dar, als Schlesien;

und wenn auch in diesem Lande durch die Mogolen im dreizehnten Jahrhunderte und später durch die Hussiten manche lehrreiche Urkunde vernichtet worden ist: so ist doch glücklicher Weise ein beträchtlicher Vorrath der wichtigsten Documente, sowohl über die Deutschen Ansiedlungen als die Einführung Deutscher Rechte und Verfassungen in Schlesien in dem bischöflichen Archive zu Breslau und in den Archiven der Schlesischen Klöster und Städte der Zerstörung entgangen; was um so wichtiger ist, als ohne die Aufklärungen, welche die Schlesischen Urkunden darbieten, die Verhältnisse der Deutschen Einwanderer in andern Slavischen Ländern, aus welchen keine oder sehr wenige urkundliche Nachrichten über jene Verhältnisse uns überliefert worden sind, z. B. der Mark Brandenburg, uns dunkel und räthselhaft erscheinen würden. Aus diesem reichen Vorrathe waren bisher nur einzelne Urkunden von Sommersberg, J. E. Böhme (diplomatische Beiträge zur Untersuchung der Schlesischen Rechte und Geschichte) E. F. Anders (Schlesien wie es war) und Andern, zum Theil in sehr ungenauen Abdrücken mitgetheilt worden; und diese Mittheilungen hatten zwar die Aufmerksamkeit der Forscher auf die in den Schlesischen Urkunden erwähnten Verhältnisse erweckt, sie genügten aber nicht als Grundlage zu befriedigenden Erörterungen.

Die Herausgeber der vorliegenden Sammlung haben durch die planmäfsige Mittheilung eines höchst schätzbaren Vorraths von mehr als zweihundert wichtigen und reichhaltigen Urkunden, welche sich auf den im Titel bezeichneten Gegenstand beziehen, ein grofses Verdienst sich erworben, welches dankbarer Anerkennung sicherlich niemals verfehlen wird, und sie haben dieses Verdienst beträchtlich gesteigert durch die sehr lehrreichen Abhandlungen, welche der Urkundensammlung vorangehen. Diese Abhandlungen enthalten sorgfältige Erörterungen der in den mitgetheilten Urkunden erwähnten Verhältnisse, welche auf einer durchaus vorurtheilsfreien Forschung beruhen, die sichern und gewissen Ergebnisse von unsichern Annahmen und blofsen Wahrscheinlichkeiten, mit löblicher Gewissenhaftigkeit unterscheiden, und einen schätzbaren und unentbehrlichen Commentar zu den mitgetheilten Urkunden enthalten; auch haben die Herausgeber durch zweckmäfsige Hinweisungen auf diese Erörterungen in den Anmerkungen unter den Texten der Urkunden die Benutzung ihrer trefflichen Arbeit wesentlich erleichtert. Uebrigens bilden die Schlesischen Verhältnisse den Hauptgegenstand der angestellten Untersuchungen, und auf die Oberlausitz ist nur in einzelnen Stellen Rücksicht genommen worden, was auch nicht zu tadeln ist, da für die Erläuterung der Schlesischen Verhältnisse ein reicheres Material vorhanden ist, als für die Entwickelung der ursprünglichen Verhältnisse der Oberlausitz.

Diese Erörterungen sind in fünf Hauptstücke oder Abhandlungen eingetheilt; mit deren Inhalte unsere Anzeige hauptsächlich sich zu beschäftigen hat. *Erstes Hauptstück.* Innere Verhältnisse Schlesiens und der Lausitz vor deren Veränderung durch Deutsche Einwanderungen. Schlesien unterschied sich von der Lausitz sowohl als von anderen, ehemals Slavischen, Deutschen Ländern sehr wesentlich dadurch, dafs es nicht von Deutschen Eroberern gewaltsam umgestaltet wurde, sondern, da es bis in späten Zeiten von seinen einheimischen Fürsten regiert wurde, Deutsche Gesetze und Einrichtungen freiwillig annahm, nachdem durch das Beispiel und die Erfahrung benachbarter Länder deren Vorzüge vor der ursprünglichen Slavischen Verfassung sich erwiesen hatten. Eben deswegen fand auch die Umgestaltung von Schlesien durch Annahme und Verleihung Deutscher Rechte, Gewohnheiten und Verfassungen nur allmälig Statt, und darin liegt der Grund des grofsen Reichthums an Urkunden, welche es möglich machen, den Gang dieser Umgestaltung fast Schritt vor Schritt zu verfolgen, während die Mark Brandenburg wie durch einen Zauberschlag in ein Deutsches Land umgewandelt ward, und eben deswegen keine Urkunde über die Abstellung der alten und die Einführung der neuen Verhältnisse in der Mark uns belehrt. Je ausführlicher die Schlesischen Urkunden von den neuen Einrichtungen, welche die dortigen Ortschaften erhielten, reden, um so deutlicher wird uns auch durch die Bestimmungen, welche sie enthalten, der frühere Zustand des Landes, und wir sehen insbesondere, dafs es in Schlesien vor der Einführung der Deutschen Rechte keinen bevorrechteten Bürgerstand gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung Deutscher Kolonien und Rechte in Schlesien, und der Oberlausitz von Gustav Adolf Tzschoppe, und Gustav Adolf Stenzel.

(Fortsetzung.)

Vielmehr kommen in jener Zeit als Stände, welche durch eigenthümliche Rechte und Verhältnisse sich von einander unterscheiden, nur vor: das fürstliche Haus, der Adel, zu welchem wegen ihrer Vorrechte auch die Geistlichkeit gerechnet werden kann, und die Bauern in verschiedenen Abstufungen; und mit den Verhältnissen dieser Stände beschäftigt sich daher das erste Hauptstück. — Was I, die Schlesischen Fürsten betrifft, so tritt uns, wenn wir deren Verhältnisse mit den Verhältnissen der Deutschen Fürsten vergleichen, der wichtige Unterschied entgegen, daſs ihre Rechte nicht, wie die der Deutschen Fürsten, auf kaiserlicher Verleihung beruhten oder als Prärogativa eines ursprünglichen Amtes betrachtet, sondern, da die Schlesischen fürstlichen Häuser seit dem Jahre 1163 von dem Polnischen fürstlichen Hause der Piasten sich abgezweigt hatten, als angeborne Rechte angesehen wurden. Die Schlesischen Herzoge waren in dem Besitze der Regalien im ausgedehntesten Sinne, insbesondere des Bergwerkregals, der Münze, des Salzverkaufs, der Zölle, des ausschlieſslichen Rechts zur Errichtung von Städten und Märkten, so wie zur Gestattung des öffentlichen Feilhaltens von allen Gegenständen des Handels und Verkehrs, endlich der Benutzung der Gewässer und Forsten. Ueber alle diese Hoheitsrechte werden sehr lehrreiche urkundliche Nachrichten mitgetheilt. Auſser diesen Rechten forderten die Schlesischen Landesherren von ihren Unterthanen eine beträchtliche Zahl von Abgaben, Diensten und Leistungen, welche seit der Einwanderung der Deutschen unter dem Namen des Polnischen Rechts (eigentlich Beschwerden oder Dienstbarkeit des Polnischen Rechts, *gravamina, servitus juris Polonici*) der Freiheit des Deutschen Rechts, als mit dieser unverträglich, entgegengesetzt werden, und auch durch ihre Polnischen Namen ihren Ursprung verrathen. Mit Genauigkeit und Sorgfalt werden alle solche Polnische Abgaben und Leistungen, deren in den Schlesischen Urkunden Erwähnung geschieht, aufgezählt, ihre Benennungen werden erklärt und die Nachrichten über ihre Beschaffenheit, welche vorhanden sind, mitgetheilt. In Beziehung auf die Erklärung der Namen hat besonders das im Provincialarchiv zu Breslau befindliche Repertorium der Urkunden des dortigen Augustiner Chorherrenstifts, welches den Abt dieses Stifts, Elias (von 1550—1568), zum Verfasser hat, und Deutsche Uebersetzungen der in den Urkunden vorkommenden Namen und Leistungen enthält, sehr nützliche Dienste geleistet; überhaupt sind mit Benutzung von Linde's trefflichem Polnischen Wörterbuche und andern neuern Hülfsmitteln jene Polnischen Benennungen viel befriedigender erklärt worden, als von früheren Schriftstellern (z. B. von Böhme in den diplomatischen Beiträgen u. s. w. Th. V. S. 142. folg. und Th. VI. S. 214—216. und Bandtke in s. Analekten S. 300—304.). Wir fügen in Beziehung auf diese Erörterungen folgende Bemerkungen hinzu: 1) In der von dem Abte Elias gegebenen Erklärung des *Poradlne*, welches Böhme (a. a. O.) durch Hufengeld erklärt: *poradlne est pretium agrorum . . . . et potest dici Allergeld, alias Erdzins*, zweifeln wir nicht, daſs Ackergeld verbessert werden müsse, wenn nicht Allergeld etwa ein Druckfehler ist. (Ackerzins ist bekanntlich eine gewöhnliche Bezeichnung dieser Abgaben auch in Schlesischen Rechtsbüchern, s. Böhme a. a. O. Th. II. S. 41.). 2) Die Abgabe, deren unter dem Namen *Mir* Erwähnung geschieht, wird zwar in der Aufzählung der Leistungen des Polnischen Rechts nicht erklärt, da keine Nachricht über ihre Be-

schaffenheit sich auffinden läfst; es wird aber in einer Anmerkung zu der Urkunde LXV. S. 387. nachträglich bemerkt, dafs der Name jener Abgabe vielleicht mit dem Polnischen Worte *Mir* Friede, oder mit *Mierç* die Ernährung, zusammenhänge. In einer andern, in der vorliegenden Sammlung mitgetheilten Urkunde des Herzogs Miecislaus von Oppeln vom J. 1241. (XXI, S. 304.) scheint dieselbe Leistung durch den Namen Mirza angedeutet zu werden, und da sie in dieser Stelle unmittelbar nach zwei Dienstbarkeiten erwähnt wird, welche den Burgleuten des Herzogs zu leisten sind, und als *citatio et vexatio castrensium* bezeichnet werden, nämlich *powoz* (Frohnfuhr) und *bobito* (was S. 23. als Verpflichtung zur Verfertigung von Schauben zum Decken der Dächer erklärt wird): so tragen wir kein Bedenken, der Erklärung des Namens *Mir* oder *Mirza* durch das Polnische *Mierç* den Vorzug zu geben und diese Abgabe für die Verpflichtung zur Beherbergung und Verpflegung der fürstlichen Jäger und anderer Dienstleute, welche in den Schlesischen Urkunden als Polnische Dienstbarkeit oft vorkömmt (z. B. in der vorliegenden Sammlung No. X. p. 287.), zu halten; sie würde also eine allgemeine Bezeichnung der Leistungen sein, wovon die S. 20. mit dem Namen *Psâru* erwähnte Dienstbarkeit, welche in der Verpflichtung, die fürstlichen Hundewärter und Jagdhunde aufzunehmen und zu verpflegen, bestand, eine besondere Art war. 3) Wir vermissen die Erklärung der Abgabe, welche in einer von Böhme (Th. I. S. 65.) mitgetheilten Urkunde des Herzogs Johann von Troppau und Ratibor vom J. 1391. als ein herzogliches Recht vorkommt, mit der Benennung: *census seu theloneum qui vulgariter dicitur Brezne seu Pletne* und als eine Abgabe, welche in den drei Dörfern des Districts von Plesse, die in dieser Urkunde dem Bischofe Johann von Crakau geschenkt werden, vorkommen könnte, bezeichnet wird. Eben so wird auch die Erklärung der von Bandtke (Analekten S. 300.) erwähnten und durch Aufruf oder Entbot erklärten Abgabe *Podwolanie* vermifst. 4) Alle Leistungen und Dienstbarkeiten des Polnischen Rechtes werden in den Urkunden durch die Namen *angariae* und *perangariae* bezeichnet, und diese Namen werden von den Herausgebern (S. 15.) als ganz gleichbedeutend betrachtet, was sie jedoch nicht zu sein scheinen, da sie gewöhnlich (z. B. No. L. S. 351.) neben einander gestellt werden; vielleicht werden durch *perangariae* die lästigern Dienstbarkeiten bezeichnet, so wie durch *angariae* die weniger lästigen. 5) S. 21. ist in der aus Vogt's Geschichte von Preufsen angeführten Bulle des Papstes Gregor IX. vom J. 1232, in welcher der den Bauern aufgebürdeten Behütung der Biber und Falken erwähnt wird, für *cotidie* ohne Zweifel *custodie* zu verbessern. Auf die Erörterungen der Leistungen und Dienstbarkeiten des Polnischen Rechts folgt eine Untersuchung über die übrigen Landesauflagen, welche ursprünglich auf eine Bewilligung des Landes sich stützten, „indem man schwerlich annehmen kann, dafs die Herzöge, welche sehr selten etwas ohne Zuziehung und Einwilligung der Grofsen thaten, diese doch sollten willkürlich mit Steuern belegt haben." Zu diesen Landesauflagen gehörten insbesondere der Schofs (*collecta* oder *exactio*), die Beden, die zur Böhmischen Zeit in Schlesien übliche *Berna* und andere sogenannte Hülfsgelder, über welche sehr lehrreiche Nachrichten mitgetheilt werden. An diese gründliche Behandlung der ursprünglichen Rechte der Schlesischen Herzöge schliefst sich II) eine sorgfältige Untersuchung an über die Verhältnisse des Bisthums von Breslau, welches wegen seines Reichthums an Gütern und besonders seiner fürstlichen Macht über das Neissische Land und später über Grotkau unter den in den Slavischen Ländern gestifteten Bisthümern eine der ersten Stellen einnahm und deshalb das goldne Bisthum genannt wurde. Die Bulle des Papstes Hadrian IV. vom 23. April 1155, in welcher alle damaligen Rechte und Besitzungen dieses Bisthums bestätigt wurden, ist die älteste ächte in beglaubigter Form vorhandene Urkunde, welche Schlesien besitzt, und wird im Archive des Domkapitels zu Breslau aufbewahrt. Die fürstlichen Rechte der Bischöfe von Breslau wurden jedoch sehr häufig von den Schlesischen Herzögen unter mancherlei Vorwänden in Anspruch genommen, und die Streitigkeiten und Verträge, welche dadurch seit den Zeiten des Bischofs Laurentius (im Anfange des 13. Jahrhunderts) bis zu den Zeiten des Bischofs Precislaus (in der Mitte des 14. Jahrhunderts) veranlafst wurden und das Bisthum endlich in den ruhigen Besitz seiner Rechte brachten, werden durch wichtige urkundliche Nachrichten erörtert. Wir bemerken, dafs die Erzählung der Streitigkeiten des Bischofs Thomas II. mit dem Erzbischofe Wladislaus von Salzburg (S. 45.) dadurch undeutlich geworden ist, dafs das Verhältnifs, in welchem

der letztere zu dem Bisthum von Breslau stand, nicht mit der nöthigen Bestimmtheit angegeben wird; die Wahl des Domcapitels nämlich, welche nach dem im J. 1267 erfolgten Tode des Bischofs Thomas I. auf Thomas II. gefallen war, hatte die päpstliche Bestätigung nicht erhalten, und dagegen war von dem Papste Clemens IV. der Erzbischof Wladislaus zum Administrator des Bisthums Breslau ernannt und demselben der Genufs aller Einkünfte des Bisthums zugewiesen worden. Vgl. Klose's Briefe über Breslau B. I. S. 506. III) In Beziehung auf den Schlesischen Adel wird die Bemerkung vorangestellt, welche Bandtke in seiner Abhandlung über die gräfliche Würde in Schlesien (Breslau 1810. 8.) begründet hat, dafs in Schlesien ursprünglich kein Unterschied Statt fand zwischen höherm und niederm Adel, als zwei durch Standesrechte verschiedenen Klassen, obgleich die Barone sich durch die von ihnen verwalteten hohen Aemter sowohl als durch ihren Reichthum vor dem gemeinen Adel auszeichneten, und dafs daher auch die gräfliche Würde in diesem Lande etwas anderes war als in Deutschland und selbst in der Lausitz, wo sich die Verhältnisse des Adels ganz in Deutscher Weise ausbildeten. Unter den hier behandelten Rechten des Adels hätte die Zuziehung der Barone zur Berathung in den wichtigern Verhandlungen der Fürsten, wovon schon die Urkunde IV. vom J. 1217. p. 276. und viele andre nachfolgende im Urkundenbuche mitgetheilten Urkunden Beispiele darbieten, näher erörtert werden mögen; es findet sich nur eine Andeutung dieses Verhältnisses in einer Anmerkung S. 55. Eben so lehrreich als die vorhergehenden Erörterungen ist auch die Untersuchung über die Verhältnisse der Bauern und überhaupt der Hörigen in Schlesien vor der Einführung des Deutschen Rechts; und wir erlauben uns in Beziehung auf die vielen trefflichen Aufklärungen, welche über die verschiedenen Arten der Schlesischen Hörigen nach Polnischer Weise und deren sehr von einander abweichenden Verhältnisse mitgetheilt werden, nur folgende Bemerkungen: 1) Von den Kmetonen wird (S. 58.) nur gesagt, dafs sie Leibeigene waren. Da die Kmeten in den Aufzählungen von Hörigen regelmäfsig die erste Stelle einnehmen, und da der Graf Parschko Erbe von Sobiszowic (Petersdorf) im J. 1297 (Urkundenb. N. XCVII. p. 433.) einen Kmeten, welchen er *nostrum Kmetonem fidelem* nennt, das Dorf Elgot verkauft, um dasselbe nach Deutschem Rechte auszusetzen: so sind sie ohne Zweifel als eine begünstigtere Klasse der Hörigen zu betrachten, und Bandtke (Analekten S. 32. und an andern Stellen) hat gewifs mit Recht den Namen Kmeten durch „ganze Bauern" übersetzt; noch jetzt führen in Servien die Vorsteher der Dörfer den Namen Kmeten (vgl. O. v. Pirch's Reise nach Servien Th. I. S. 189.). 2) Die Kämmerer (*camerarii*), deren S. 63. Erwähnung geschieht mit der Bemerkung, dafs dabei nur an niedere Hofbeamte gedacht werden könne, scheinen, da sie mit den Gärtnern (*hortulanis*) also Bauern geringerer Art zusammengestellt und in der Urkunde des Herzogs Heinrich des Bärtigen vom Jahre 1208 (bei Sommersberg I. S. 821.) nach den Gärtnern genannt werden (*deduxi hortulanos et camerarios meos*) und von mehreren solcher *Camerarii* als Bewohnern Eines Dorfes oder Gutes geredet wird, nichts anders zu sein, als die Polnischen *Komornicy* d. i. Kossäten (vgl. Bandtke Analekten S. 71.). Dafs unter diesen *Camerariis*, welche nichts weniger waren als Kämmerer im gewöhnlichen Sinne des Worts, nicht Einlieger in der eigentlichen Bedeutung verstanden werden, wie Bandtke will (von der gräflichen Würde in Schlesien S. 59.), geht daraus hervor, dafs in mehrern Schlesischen Urkunden von Grundstücken solcher *Camerarii* eben sowohl als von Grundstücken der Gärtner geredet wird; die *Camerarii* waren wahrscheinlich nur eine etwas verschiedene Art von Gärtnern oder Kossäten (vgl. Wohlbrück Gesch. von Lebus I. S. 286 folg. Riedel die Mark Brandenburg im J. 1250. II. S. 256 folg.). 3) Ueber die Abgabe einer gewissen Anzahl von *paribus rotarum*, welche die Jäger und andere Zinspflichtige des Klosters Trebnitz zu entrichten hatten, wird keine Aufklärung gegeben und (S. 61.) in einer Note bemerkt: „Vermuthungen könnten wir mittheilen und wenn sie mehr als das wären, würden wir es thun"; sicherlich bedarf es hier gar keiner Vermuthungen, sondern das Wort *rota* ist in seiner gewöhnlichen Bedeutung als *Rad* zu nehmen und diese sonst nicht vorkommende Abgabe bestand also in der Lieferung von Wagenrädern für die Holzwagen, Mistwagen u. s. w. Die von den Herausgebern in der angeführten Note erwähnten *sex paria rotarum cum omni ornatu* sind also sechs Paar Räder mit allem Zubehör d. i. dem Beschlage, den Nägeln u. s. w. und der daselbst genannte *Kuatek de Rosariso* und dessen Bruder, *qui rotas parant*, und von denen jeder drei *rotas* jährlich dem Kloster zu Treb-

nitz zu liefern hatte, waren Rademacher *). 4) S. 67. wird Antons (auch von Grimm, Rechtsalterthümer S. 322. 944. angenommene) Ableitung des Namens *Smerden*, welcher in Schlesien sowohl als in Polen und Rufsland und andern Slavischen Ländern eine Art von Bauern oder Hörigen bezeichnete, von dem Slavischen Substantiv *smird* Mist und dem Zeitworte *smerdzin* stinken, gebilligt; wir würden aber der neulich von dem Ritter von Lang (im zweiten Jahresberichte des historischen Vereins des Rezatkreises 1831. S. 31.) vorgeschlagenen Ableitung von *mrt* d. i. ödes Land, *s'mirt* „der von einem öden Lande ist", also ein neuer Anbauer, den Vorzug geben, wenn der Urheber dieser Ableitung die angenommene Bedeutung von *mrt* bewiesen und die Slovenische Mundart, in welcher das Wort mit jener Bedeutung gebräuchlich ist, angegeben hätte. An die Erläuterung der Verhältnisse der Bewohner von Schlesien in den frühern Zeiten schliefst sich die Erörterung der Verhältnisse der Juden, welche nach urkundlichen Nachrichten schon im dreizehnten Jahrhunderte in Schlesien Landgüter besafsen. Die Untersuchung geht hierauf zu den ältesten Hofämtern über, welche in Schlesien wie früher überall in der innigsten Verbindung mit der Staatsverwaltung standen, und daran reihet sich eine ausführliche Abhandlung über das ältere Schlesische Gerichtswesen. Der oberste Gerichtsherr in Schlesien war der Fürst selbst, und jede andre richterliche Gewalt beruhte auf fürstlicher Verleihung oder Uebertragung; da die Gerichtsbarkeit durch die Bufsen und andre Gefälle sehr einträglich war, so wurde sie vorzugsweise als ein nützliches Recht betrachtet und deshalb als Gunstbezeigung an Körperschaften oder einzelne Personen verliehen. Die oberste Gerichtsbarkeit, welche zwar hauptsächlich den Blutbann, jedoch auch das Erkenntnifs über andre Hauptverbrechen begriff, wurde, wenn der Fürst nicht selbst sie verwaltete, ordentlicher Weise von den Kastellanen in den Gränzen der verschiedenen Kastellaneien, und aufserordentlich, vornehmlich in Streitigkeiten der Unterthanen der Geistlichkeit und der Deutschen Kolonisten mit den Unterthanen andrer Herrschaften, von einem dazu vermittelst einer besondern Begünstigung bevollmächtigten vornehmen Hofbeamten besorgt; die niedere Gerichtsbarkeit wurde von den Supanen, den alten Polnischen Richtern, verwaltet. Neben diesen Richtern wird schon seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in Schlesien eines Hofrichters (*judex curiae*) erwähnt, dessen Gerichtsbarkeit ursprünglich vielleicht auf das fürstliche Hofgesinde beschränkt war, späterhin aber erweitert wurde. Die Gerichtsbarkeit der Kastellane dagegen wurde immer mehr beschränkt durch die zahlreichen Ausnahmen der von den Fürsten an geistliche Stifte geschenkten und nach Deutschem Rechte ausgesetzten Dörfer, so wie durch die Einrichtung und Ausdehnung der Hof- und Landgerichte. Diese Veränderungen werden durch urkundliche Nachrichten nachgewiesen, und an diese Erörterungen schliefst sich eine ausführliche Entwickelung der Verhältnisse des unter dem Namen der Zaude bekannten alten einheimischen Slavischen Landgerichts für Adelige und Freie bis zu dessen gänzlichem Untergange, welcher erst erfolgte nachdem Schlesien Preufsisch geworden war. Die in Schlesien während des 14. Jahrhunderts vorkommenden Spuren der Bekanntschaft mit dem Römischen Rechte finden sich in einer Anmerkung S. 86. 87. zusammengestellt, und eine Nachricht über das Schlesische Münzwesen in der ältern Zeit macht den Beschlufs des ersten Hauptstücks.

Zweites Hauptstück. Von der Bedeutung dessen, was man in Schlesien Deutsches Recht nannte und den Ursachen und Veranlassungen zur Einführung und Verbreitung desselben. Es wird in diesem Hauptstücke zuerst durch zahlreiche Nachweisungen der bisher übersehene Unterschied festgestellt, welcher in Beziehung auf die Verhältnisse der Schlesischen Städte nach Deutscher Art zwischen Flämischem, Fränkischem und Deutschem Rechte auf der einen, und dem Magdeburgischen Rechte auf der andern Seite Statt fand, indem das Flämische, Fränkische oder Deutsche Recht überhaupt die Bedingungen bezeichnete, unter welchen eine Deutsche Stadt oder ein Deutsches Dorf gegründet, oder nach dem gewöhnlichen Ausdrucke ausgesetzt wurde (*locabatur*); die Mittheilung des Magdeburgischen Rechts aber, so wie überhaupt fremder städtischer Rechte, nur an solche Städte geschehen konnte, welche früher nach Deutschem Rechte waren angeordnet worden.

*) Als diese Anzeige schon an die Redaction abgegeben war, fand Rec. in den Blättern für lit. Unt. 1832. N. 288. über die *rotae* eine mit dem oben gesagten im Allgemeinen übereinstimmende Bemerkung.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung Deutscher Kolonien und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz von Gustav Adolf Tzschoppe, und Gustav Adolf Stenzel.

(Fortsetzung.)

Das Deutsche so wie das Flämische und Fränkische Recht drückt in dieser Beziehung nur den Gegensatz aus zu dem Polnischen Rechte, indem es die Dienstbarkeiten des letztern aufhob und dagegen in Städten und Dörfern Körperschaften mit gleichen Rechten, wie die in Deutschland vorhandenen, in Hinsicht der Gerichtsbarkeit und eigenen Verwaltung bildete. Erst durch die Einführung des Deutschen Rechts entstanden in Schlesien Städte im eigentlichen Sinne; denn die Polnischen Städte unterschieden sich von den Dörfern nur durch die Bauart, durch eine Art von Befestigung und durch den Aufenthalt freier Kaufleute, auch wohl freier Handwerker, einige durch den Aufenthalt der Fürsten oder Castellane mit ihren Gefolgen, so wie durch die Nähe einer Burg; im Allgemeinen waren die Bewohner der Städte eben sowohl hörig und zu ungemessenen Diensten verpflichtet, als die Bewohner der Dörfer. Durch eine grofse Zahl von Beispielen wird die Bemerkung unterstützt, dafs in Beziehung auf die Städte Deutsches, Flämisches und Fränkisches Recht ganz gleichbedeutend war, dergestalt, dafs selbst eine alte Deutsche Uebersetzung des Privilegiums der Aussetzung von Bernstadt den Ausdruck *jus Teutonicum* durch „Fränkisches Recht" überträgt; da aber, wie (S. 105.) bemerkt und weiter unten ausführlicher erörtert wird, auf dem Lande das Fränkische und Flämische Recht ein verschiedenes Verhältnifs der Entrichtung des Grundzinses und Zehnten von den Hufen, und Deutsches Recht die Verfassung der Dörfer nach Deutscher Art bezeichnete, also in Beziehung auf die Dörfer diese Ausdrücke nicht gleichbedeutend waren, da auch Fränkische und Flämische Hufen von einander unterschieden wurden und ein verschiedenes Maafs bezeichneten: so können wir uns nicht völlig von der Richtigkeit der eben angeführten Bemerkung überzeugen, und wir vermissen auch die Aufklärung über die Ursache der Erscheinung, dafs ganz gleiche Verhältnisse bei den Städten durch drei verschiedene Namen bezeichnet werden. Allerdings ist die Unmöglichkeit, diese Verhältnisse genau zu bestimmen, unverkennbar, da die Urkunden, welche des Fränkischen oder Flämischen Rechts erwähnen, durchaus gar keine Festsetzungen enthalten, aus welchen sich der Unterschied dieser beiden Rechte von dem Deutschen erkennen läfst; vielleicht kann man aber diese Schwierigkeit lösen durch die Annahme, dafs *jus Teutonicum*, ein Ausdruck, welcher nur in Schlesischen Urkunden vorkommt, die allgemeine Bezeichnung war, und durch Flämisches oder Fränkisches Recht besondere und eigenthümliche Verhältnisse angedeutet werden; und diese Annahme wird nicht nur dadurch unterstützt, dafs das Deutsche Recht, welches der Stadt Ottmachau von dem Bischofe von Breslau im Jahre 1347. bewilligt (Urk. 157.) und in den Jahren 1348. und 1369. (Urk. 163. und 185.) bestätigt wurde, in der Urkunde vom J. 1348. als *jus Teutonicum Flamingicum* bestimmter bezeichnet wird, und auch der Stadt Freiburg in einer Urkunde vom J. 1337. (Urk. 149.) neben dem Fränkischen Rechte (*jus Franconiae*) das Deutsche Recht (*jus Teutonicale*) bewilligt wird; sondern auch die merkwürdige Urkunde über die Aussetzung des Dorfes Zedlitz vom Jahre 1257. (Urk. 46. S. 336.) bestimmt zuerst im *Allgemeinen*, dafs das Dorf nach Deutschem Rechte ausgesetzt werden soll, und fügt hierauf die *besondere* Anordnung hinzu, dafs die Feld- und Heidehufen (*campestria et rubi*) nach Flämischem Rechte, die Eichwald- und Hochwaldhufen (*dambrova et silvestria*) nach Fränkischem Rechte aus-

gesetzt werden sollen. Auf diese Weise lassen sich auch die Schwankungen in dem Sprachgebrauche, indem z. B. der Stadt Neisse bald Flämisches bald Deutsches Recht zugeschrieben wird, erklären; wir möchten selbst die Vermuthung wagen, dafs bei den Städten eben so wie bei den Dörfern die Ausdrücke Flämisches und Fränkisches Recht nur auf das Hufenmaafs ihrer Feldmark und die davon abhängende Verschiedenheit der Besteuerung sich beziehen mögen, so wie dagegen Deutsches Recht nur überhaupt den Gegensatz gegen die Polnische Verfassung bezeichnete. Die erste Stadt in Schlesien, welche Deutsches Recht erhielt, war Neumarkt, weshalb bei spätern Aussetzungen nach Deutschem Recht auf das Recht dieser Stadt verwiesen und bestimmt wurde, dafs dem neu ausgesetzten Orte dasselbe Recht zustehen sollte, dessen Neumarkt sich bediente (*idem jus quo utitur Novum Forum*); und es ist daher auch, wie S. 108. ausgeführt wird, das in Schlesischen Urkunden in Beziehung auf Deutsche Ortschaften vorkommende Schroder-Recht (*jus Srzedense, jura de Sroda*) sicherlich nichts anderes, als das Recht der Stadt Neumarkt, welche auch mit dem Polnischen Namen *Srzoda* bezeichnet wurde, so wie viele andere Schlesische Oerter neben dem Deutschen auch einen Polnischen Namen hatten. Wichtige Gegenstände in Beziehung auf die Verhältnisse, welche in diesem Hauptstücke abgehandelt werden, sind die Uebertragung der Verfassung einer Stadt auf eine andere, (welche bald auf die städtische Verfassung im Allgemeinen sich bezog, bald auf einzelne Verhältnisse, z. B. die Rechte der Innungen oder des Regals, sich beschränkte,) und die Mittheilung der Stadtrechte, vornämlich des Magdeburgischen, in so fern sie die Gerichtsordnung und privatrechtliche Bestimmungen betrafen. Die Uebertragung der Verfassung einer Stadt auf eine andere, welche von der Mittheilung des Privatrechts sorgfältig zu unterscheiden ist, erleichterte die Anordnung der Verhältnisse in den gegründeten oder ausgesetzten Städten, da man in der Verleihungsurkunde nur auf die Musterstadt, z. B. Neumarkt, zu verweisen hatte, und keiner nähern Bestimmungen bedurfte. Von solchen Uebertragungen, welche in Schlesien vorkommen, werden genaue urkundliche Nachrichten mitgetheilt und die Wirkungen der Uebertragungen der Verfassung sowohl als der Mittheilungen der städtischen Privatrechte entwickelt. Wir bemerken, dafs in der Urkunde 120 vom J. 1317 doch wohl nicht von der Mittheilung des Magdeburgischen Rechts die Rede ist, sondern der Herzog Boleslaus III. von Liegnitz verleiht vermittelst dieser Urkunde den Grundbesitzern der Stadt Goldberg, welche schon im J. 1211 Magdeburgisches Recht erhalten hatte (s. Urkundenbuch S. 269.) die Rechte der Stadt Liegnitz in Beziehung auf Abgaben und Steuern und andre bürgerliche Leistungen (*dedimus civibus civitatis Goltbergensis et aliis omnibus intra terminos centum mansorum et extra bona possidentibus ad ipsam civitatem Goltbergensem pertinentium dictae civitatis Legeniczensis jura omnia et singula tenenda et habenda in exactionibus et contributionibus dandis et in aliis negotiis civilibus perpetuo observanda*). Auf diese Entwickelung folgt die Geschichte der Einwanderung der Deutschen in Schlesien. Die erste urkundliche Erwähnung von eingewanderten Deutschen in Schlesien findet sich in dem Stiftungsbriefe des Klosters Leubus vom J. 1175, in welchem der Herzog Boleslaus I. den aus der Pforte an der Saale in jenes Kloster versetzten Mönchen für die auf ihrem Stiftslande wohnenden Deutschen die Befreiung von allen Polnischen Dienstbarkeiten zusichert. Seit dieser Zeit mehrten sich die Ansiedelungen der Deutschen daselbst in immer steigender Zahl, und die Fürsten, vornehmlich die Niederschlesischen Herzöge, welche mehr als die Oberschlesischen zu Deutschen Sitten sich hinneigten, verbargen nicht die Absicht, durch Bewilligung von Vorrechten Deutsche Ansiedler in so grofser Zahl als möglich in ihre Länder zu ziehen (z. B. Herzog Konrad in dem mit dem Bisthume Breslau wegen Glogau im J. 1253 geschlossenen Vertrage Urkundenb. S. 330.), und bekannten es unverholen, dafs die Deutschen fleifsigere und nützlichere Unterthanen waren, als die ursprünglichen Polnischen Bewohner des Landes (z. B. Urk. 204. S. 622.); und insbesondre waren auch dem Bischofe von Breslau und den Schlesischen Klöstern, welche zum Theil von Deutschen Mönchen gegründet wurden, Deutsche Bauern willkommner als Polnische. Die Einwanderungen der Deutschen, welche vor dem Einbruche der Tataren im J. 1241 Statt fanden, werden ausführlich nachgewiesen, so weit die vorhandenen Urkunden darüber Nachrichten enthalten; und es wird bemerkt, dafs ohne Zweifel noch weit mehrere Einwanderungen aus jener frühern Zeit sich würden nachweisen lassen, wenn nicht die Tatarische Verwüstung

den Untergang sehr vieler älterer Schlesischer Urkunden zur Folge gehabt hätte; es war aber natürlich, dafs nach der Befreiung des Landes von jenen Barbaren, welche manche vorher bewohnte Gegenden in Einöden verwandelt hatten, die Deutschen Einwanderungen noch mehr sich vervielfältigten. So geschah es, dafs das Land sich nach und nach umgestaltete und selbst die Polnischen Namen der Oerter Deutschen Benennungen wichen; und diese Namensveränderungen geben zu lehrreichen Bemerkungen, welche S. 127—131. mitgetheilt werden, Veranlassung. Dafs unter solchen Umständen die Polnische Sprache in Niederschlesien nach und nach verschwand, ist um so erklärlicher, als an den Höfen der Herzöge, welche sehr oft mit Deutschen Prinzessinnen sich vermählten, auch in Deutschland oftmals sich aufhielten oder in ihren Fehden den Beistand Deutscher Fürsten suchten, die Deutsche Sprache immer gewöhnlicher wurde, und in einzelnen Fällen man auch Gewalt anwandte, um die Polnische Sprache zu unterdrücken; z. B. der Bischof Johann von Breslau befahl im J. 1495 (Urk. 204. S. 622.) seinen Polnischen Bauern im Dorfe Woitz, innerhalb fünf Jahren Deutsch zu lernen mit der Drohung, dafs er im Falle des Ungehorsams sie weder dort noch anderswo dulden, sondern von dannen jagen werde. Die nähere Abstammung der Deutschen, welche in Schlesien einwanderten, läfst sich zwar nicht urkundlich nachweisen; die häufige Erwähnung aber des Fränkischen und Flämischen Hufenmafses in Schlesischen Urkunden läfst nicht daran zweifeln, dafs die Einwanderer, wenn auch Spuren von einzelnen Einwanderungen aus Schwaben und Baiern sich finden, dennoch meistens Franken oder Niederländer waren; die letztern, welche bekanntlich im 12. und 13. Jahrhunderte auch in andern Norddeutschen Ländern viele Niederlassungen gründeten, und in Schlesischen Urkunden auch unter dem Namen Galli vorkommen, wurden zur Einwanderung in Schlesien auch durch die Verbindung ermuntert, in welcher die Augustiner zu Breslau, Naumburg und Sagan bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts mit ihrem Mutterkloster Arrovaise in der Grafschaft Artois standen. Schon vor dem Ende des 14. Jahrhunderts war Niederschlesien, da alle seine Dörfer und Städte Deutsches Recht nach und nach erhalten hatten, ein vollkommen Deutsches Land.

Drittes Hauptstück. Von der Anlegung der Dörfer nach Deutschem Rechte. Zur Anlegung eines Deutschen Dorfs, wenn sie nicht von dem Fürsten selbst oder späterhin von dem Bischofe von Breslau in seinem Gebiete, in welchem ihm fürstliche Rechte zustanden, geschah, war die fürstliche Genehmigung erforderlich: und da der Fürst vermittelst der Ertheilung des Deutschen Rechts den Polnischen Rechten und Einkünften entsagte, so wurde diese Genehmigung als eine Begünstigung betrachtet und eben deswegen sehr oft den Klöstern für deren Dörfer als eine Gabe frommer Mildthätigkeit gewährt. So wie die Deutsche Verfassung der Stadt Neumarkt für die Verfassung sehr vieler Schlesischer Städte das Muster war, eben so war es auch das Deutsche Recht der Neumarktischen Dorfschaften für die Dörfer. Wenn die Anlegung oder Aussetzung eines Dorfs mit Deutschem Rechte wirklich erfolgen sollte, was nicht selten ungeachtet der erlangten urkundlichen fürstlichen Genehmigung geraume Zeit verschoben wurde: so schlofs der Grundherr, welcher ein solches Dorf anlegen wollte, mit einem oder mehrern Unternehmern, die in den Urkunden *locatores* genannt werden, einen urkundlichen Vertrag ab, in welchem die Grenzen und die Zahl der Hufen des neuen Dorfes so wie die Vortheile, durch welche die Mühe des Unternehmers belohnt werden sollte, bestimmt wurden. Die letztern bestanden vornehmlich in einer oder mehrern Freihufen und in dem Amte der Schultisei und den damit verbundenen Einkünften und Nutzungen z. B. dem Rechte einen Bierkrug, eine Bäckerei oder Schuhbank anzulegen. Der Schulze hatte nicht nur die Polizei seines Dorfes zu handhaben, sondern als Vorsitzer des Dorfgerichts die niedere Gerichtsbarkeit und erhielt von jeder im Dorfgerichte erkannten Bufse den dritten Pfennig, weshalb das Schulzenamt in Urkunden oftmals durch den Namen des dritten Pfennigs (*tertius denarius*) bezeichnet wird; die Befreiung von der ordentlichen Gerichtsbarkeit des Kastellans in Beziehung auf das niedere Gericht war eine nothwendige Folge der Aussetzung eines Dorfes mit Deutschem Rechte, der Kastellan konnte die höhere Gerichtsbarkeit über diejenigen, welchen Deutsches Recht gewährt war, nur in Folge einer besondern fürstlichen Vollmacht und unter gewissen Beschränkungen üben, und späterhin standen die Bauern Deutschen Rechts in Hinsicht der höhern Gerichtsbarkeit unter den Hofgerichten. Unter mehrern andern Verpflichtungen, welche nach den Angaben der Urkunden vollständig aufgezählt und erörtert werden, war

den Schultheissen auch die Verbindlichkeit aufgelegt, für den Grundherrn den Lehendienst auf dessen Gefahr mit einem oder mehrern Pferden (Lehenpferd) zu leisten (z. B. in der Urkunde des Herzogs Boleslaus I. zu Gunsten des Klosters Leubus vom J. 1178.: *si contigerit hostilem exercitum terram velle ingredi, tunc coloni abbatis de villis pedites, sculteti equites ad communem terrae defensionem procedere tenebuntur*); was die Bischöfe von Breslau veranlafste vornehmlich in dem ihnen gehörenden Neisseschen Lande die Schultiseien an rittermäfsige Geschlechter zu verleihen, um einen zahlreichen Lehensadel zum Heerdienste aufbieten zu können; dadurch entstanden die rittermäfsigen Schultiseien, welchen manche Vorzüge der Rittergüter zugetheilt wurden. Ueber die Verhältnisse der Bauern Deutschen Rechts, welche übrigens nicht immer wirklich Deutscher Herkunft, sondern nicht selten eingeborne Polen waren, finden sich in den Aussetzungsurkunden nur unvollständige Bestimmungen; es geht indefs aus allen Urkunden dieser Art gleichmäfsig hervor, dafs den Bauern Deutschen Rechts die zugewiesenen Hufen als Erbzinsgüter zugestanden wurden (gemäfs der Anweisung des Sachsenspiegels Buch III. Art. 79. §. 1. Ausg. von Homeyer S. 173.) mit der Verpflichtung, davon einen bestimmten Zins, gewöhnlich einen Vierdung (*fertonem*) d. i. den vierten Theil einer Mark (von der Flämischen oder kleinen Hufe) oder eine halbe Mark (von der Fränkischen oder grofsen Hufe), und den Zehnten oder an dessen Stelle eine bestimmte Kornabgabe zu entrichten. Aufmerksamkeit verdient die S. 163. vorkommende durch die oben von uns erwähnte Zedlitzer Urkunde veranlafste Bemerkung, dafs die Fränkischen Hufen wahrscheinlich sämmtlich in Wäldern angelegt wurden und durch Rodungen entstanden, weshalb auch gewöhnlich von diesen Hufen kein Zehnte, sondern nur Grundzins oder doch nur Zehnt- und Grundzins insgesammt ohne Trennung entrichtet wurde. Ungeachtet der Freiheiten aber, welche mit dem Deutschen Rechte verbunden waren, behielten sich die Herzöge bei der Bewilligung desselben noch manche Dienste und Leistungen unter dem Namen des herzoglichen Rechtes vor, so wie auch die Verpflichtung zum Kriegsdienste niemals gänzlich aufgehoben, sondern nur etwa auf die Vertheidigung des Landes in dem Falle eines feindlichen Ueberzugs beschränkt wurde, und eben so wenig eine gänzliche Erlassung sondern nur eine Verminderung der Kriegsfuhren (Polnisch *povoz*) nach der Bewidmung der Dörfer mit Deutschem Rechte Statt fand. Dafs in Schlesien das Deutsche Recht nicht gegen willkürliche Fortdauer oder Erschwerung der den Bauern aufgebürdeten Lasten schützte, davon werden mehrere Beispiele angeführt. Die Verleihung des Deutschen Rechts beschränkte sich nicht auf die eigentlichen Bauern, sondern aus dem vierzehnten Jahrhunderte finden sich auch Beispiele der Verleihung desselben an Gärtner (Kossäten), und seit dieser Zeit wurden in Beziehung auf die Verhältnisse der Bauern in den Urkunden die Benennungen Deutsches Recht und Emphyteuse als ganz gleichbedeutend gebraucht, „wahrscheinlich um dem Grundherrn ein bestimmteres Recht des Obereigenthums der Bauergüter zu sichern". Die Anlegung der Dörfer nach Deutschem Recht hatte für Schlesien die wichtige Folge, dafs nicht nur das Land mit einer grofsen Zahl gebildeterer und fleifsigerer Einwohner bevölkert wurde, sondern das Beispiel des Gedeihens solcher von freien Bauern bewohnten Deutschen Oerter die Entlassung auch der Polen aus der strengen Dienstbarkeit veranlafste; wodurch ein freier Bauernstand überall begründet wurde. Schlesien war daher zu der Zeit, als der Kaiser Karl IV. das Landbuch des Bisthums Breslau verfertigen liefs, vollkommen so stark bevölkert als jetzt und wurde erst durch die Einbrüche der Hussiten und noch mehr durch die Verwüstungen des dreifsigjährigen Kriegs entvölkert. Ausführliche Nachrichten über die in den Schlesischen Urkunden vorkommenden Acker- und Kornmaafse, und die Preise der Hufen sowohl als des Korns beschliefsen dieses reichhaltige Hauptstück. Die in demselben enthaltene sehr klare und ins Einzelne eindringende Erörterung der bäuerlichen Verhältnisse in Schlesien gewährt vielfältige Aufklärung auch der in der Mark Brandenburg vorkommenden ähnlichen Verhältnisse, von welchen Wohlbrück (Geschichte des Bisthums Lebus I. S. 200 folg.) und Riedel (die Mark Brandenburg im J. 1250 B. II. S. 197 folg.) gehandelt haben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung Deutscher Kolonien und Rechte in Schlesien und der Oberlausitz von Gustav Adolf Tzschoppe, und Gustav Adolf Stenzel.

(Schluss.)

Viertes Hauptstück. Von der Gründung der Städte nach Deutschem Rechte. In Beziehung auf die Aussetzung der Städte mit Deutschem Rechte galten dieselben Bedingungen wie für die Gründung Deutscher Dörfer; und der Zweck der Begründung Deutscher Städte in Schlesien war eben so wie in Beziehung auf die Deutschen Dörfer die Vermehrung der Bevölkerung durch gebildetere und fleissigere Bewohner. (Vgl. die Urkunde des Herzogs Konrad wegen der Gründung von Glogau im J. 1253. No. 42. S. 330.) Wenn die fürstliche Zustimmung erlangt war, so wurde die beabsichtigte Anlegung oder Einrichtung einer Deutschen Stadt einem Unternehmer (*locator*, in Pommerschen Urkunden *possessor*) übertragen; und da man die mit Deutschem Rechte bewidmeten Städte eben so wie die Deutschen Dörfer der Gerichtsbarkeit der Castellane entzog, so wurde in denselben ein Vogt (*advocatus*) als Richter angestellt und durch die Uebertragung der erblichen Vogtei mit den dazu gehörigen Vorrechten und Einkünften der Unternehmer für seine Bemühungen und aufgewendeten Kosten entschädigt. Die Rechte und Verpflichtungen der Vögte in den Städten waren im Allgemeinen mit den Rechten und Verpflichtungen der Schulzen auf den Dörfern übereinstimmend. Dem Vogt wurde in der Regel die niedere Gerichtsbarkeit übertragen, und nur als Ausnahmen erhielten die Vögte von Löwenberg, Liegnitz, Freyburg und allen bischöflichen Städten, wenigstens in erster Instanz, die höhere Gerichtsbarkeit schon bei der Gründung dieser Städte. Mit dieser Gerichtsbarkeit waren in den Städten eben so wie in den Dörfern der dritte Pfennig der Bufsen, und aufserdem noch manche andere, in den einzelnen Städten bestimmte Einkünfte und Nutzungen, z. B. ein Freihaus (*curia libera*), Jagdrecht, Fischerei, Eigenthum eines Schlachthauses, eines Kramladen, einer oder mehrerer Mühlen u. s. w. verbunden. Unter der Gerichtsbarkeit der Vögte standen auch die zu den Städten gehörigen Dörfer, und daher wurden ihnen auch in einzelnen solcher städtischen Dörfer Freihufen zugewiesen. Die Vögte der Schlesischen Städte, welche für die Gründung der Städte mit deren Erbvogtei waren belohnt worden, unterschieden sich dadurch von den Schulzen der Dörfer wesentlich, dafs sie, so weit die vorhandenen Nachrichten reichen, sämmtlich zum Adel gehörten, wie S. 181. ausgeführt wird, mit Bestreitung der von Wohlbrück (Gesch. von Lebus I. S. 188. 189.) aufgestellten Behauptung, nach welcher in der Mark Brandenburg die Erbauer der Städte im dreizehnten Jahrhundert nicht dem niedern Adel, sondern dem Bürger- oder Bauerstande angehörten; wir bemerken jedoch, dafs Wohlbrück die Allgemeinheit seiner Bemerkung durch das S. 190. in der Anmerkung angeführte Beispiel der im J. 1247. gegründeten Stadt Neustadt-Salzwedel beschränkt, indem er selbst die beiden Erbauer dieser Stadt, welchen zwar die Markgrafen von Brandenburg die Vogtei nicht verliehen, als Lehnleute vom Ritterstande bezeichnet. Vgl. Riedel die Mark Brandenburg im J. 1250. Th. II. S. 321—323. Die inneren Verhältnisse der Schlesischen Städte zur Zeit ihrer Begründung würden uns ohne Zweifel deutlicher sein, wenn die Urkunden über die Begründung der ersten dortigen Deutschen Städte, besonders der Stadt Neumarkt, auf deren Verfassung als Muster in den meisten Urkunden über die Anlegung der Schlesischen Städte hingewiesen wird, sich erhalten hätten; und es ist auffallend, dafs fast eine gröfsere Zahl von Urkunden, welche die Bestimmung der Verhältnisse

des Vogts enthalten, als von Urkunden, welche die Verhältnisse der Bürger und die Verwaltung der Städte ordnen, auf unsere Zeit gekommen ist; obwohl es sehr wahrscheinlich ist, was S. 180. bemerkt wird, dafs bei der Begründung einer Deutschen Stadt in der Regel zwei Urkunden, eine über die Verhältnisse der Bürger und eine andere über die Verhältnisse des Vogts ausgefertigt wurden. Was durch die Zerstreuung der ältesten und vollständigern Urkunden über die Gründungen Deutscher Städte in Schlesien in dieser Beziehung uns entzogen worden ist, läfst sich nur mühsam aus den unvollständigen Angaben der spätern Urkunden wieder ergänzen; und diese schwierige Aufgabe ist in diesem Hauptstücke, so wie in den folgenden, auf eine sehr befriedigende Weise gelöst worden. Den Städten wurde bei ihrer Gründung nach Deutschem Rechte eine gewisse Zahl von Ackerhufen, so wie auch Waldung, Viehweide, die Benutzung der Jagd und Fischerei in einem bestimmten Bezirke, auch wohl einzelne andere Besitzungen, z. B. der Stadt Löwenberg ein Dorf und Steinbruch, angewiesen. Den Bürgern wurde die persönliche Freiheit zugestanden, sie erhielten in Beziehung auf die den Fürsten schuldigen Abgaben und Dienste gewisse Freijahre und wurden auch wohl von einzelnen Leistungen, z. B. den Heerfahrten aufser Landes befreit, und durch andere Begünstigungen, z. B. das Meilenrecht für einzelne Städte, zum Handel und zum Gewerbfleifse ermuntert. Ueber alle diese Verhältnisse, so wie über die bedeutenden Einkünfte, welche den Fürsten aus den neu angelegten Deutschen Städten zuflossen und sie zur Vervielfältigung solcher Anlagen vermochten, sind sehr lehrreiche und in viele Einzelheiten eindringende Nachrichten mitgetheilt. Wir bemerken, dafs in der S. 180. Anm. 2. angeführten Urkunde für *funis* zu lesen ist *frenis*, was aus der Zusammenstellung des Wortes mit *capistris* sich ergiebt.

Fünftes Hauptstück. Entwickelung der älteren städtischen Verfassungen. Es ist allerdings sehr schwierig, die Entwickelung der städtischen Verfassungen im Allgemeinen darzustellen, da jede Stadt, wenn auch manche ursprüngliche Einrichtungen aller oder der meisten Städte gemeinschaftlich waren und in ihren Hauptbestandtheilen auch im Fortgange der Zeit fortdauerten, doch unter dem Einflusse der mannichfaltigsten Verhältnisse und eines höchst beweglichen Lebens und der daraus entspringenden eigenthümlichen Bedürfnisse eines jeden städtischen Gemeinwesens sich eigenthümlich ausbildete und daher ihre eigene Geschichte hat; wir wollen daher auch nicht behaupten, dafs dieses Hauptstück eine eigentliche Geschichte des Schlesischen städtischen Wesens darbiete, es enthält aber höchst lehrreiche Erörterungen der Verhältnisse, welche in den Schlesischen, auf die Gründung und Ausbildung der Städte bezüglichen Urkunden erwähnt werden, und genügt also der Aufgabe, welche die Herausgeber sich gestellt haben. Nach einigen Bemerkungen über den Einflufs der Mittheilung des Magdeburgischen Rechts auf die Entwickelung der Verfassung der Schlesischen Städte und über einzelne Modificationen, welche jenes Recht in Schlesien durch fürstliche Verordnungen erhielt, wird in diesem Hauptstücke zuerst der Wirkungskreis der Hofgerichte dargestellt, jedoch ohne die innere Verfassung derselben zu berücksichtigen; ausführlicher werden die Landgerichte behandelt, in welchen der Landvogt den Vorsitz hatte. Daran schliefsen sich ausführliche Erörterungen über das Verhältnifs der Vögte in den Städten, der Schöffen und überhaupt der städtischen Gerichte. In Beziehung auf die Schöffen können wir die S. 216. vorkommende Behauptung, dafs in gewissen Fällen dieselben Schöffen, welche in erster Instanz das Urtheil gesprochen hatten, zur Fällung eines Urtheils über dieselbe Sache in zweiter Instanz angewendet werden konnten, nicht als richtig anerkennen. Es werden zwar für diese Behauptung als beweisende Beispiele angeführt, dafs nach einer Verordnung des Herzogs Heinrich IV. vom Jahre 1281. die Stadtschöffen zu Breslau über peinliche Verbrechen, in welchen Appellation stattfände, das Urtheil nach dem Stadtrechte finden sollten, und dafs dasselbe Verhältnifs der Schöffen auch in Glogau, nach einem Weisthume der Breslauer Schöffen vom Jahre 1302, und der Bestätigung des Herzogs Przemislaus vom Jahre 1323. bestand. So unwahrscheinlich aber es schon an sich ist, dafs dieselben Schöffen in zwei Instanzen in derselben Sache das Urtheil gefunden haben sollten; so geht auch aus den angeführten Urkunden solches befremdendes Verhältnifs durchaus nicht hervor. *Insuper addicimus*, heifst es in der Urkunde des Herzogs Heinrich IV. für Breslau von 1281., *si aliquae causae emerserint magnae vel parvae, intra muros Civitatis vel extra, sive in pascuis, seu in haereditatibus, spectantibus ad spatium Civitatis, et in judicium Curiae nostrae vel ad nostram praesen-*

tiam de civili judicio tractae fuerint vel deductae, ibidem Scabini nostrae Civitatis Vratislaviensis sedere debeant et dare sententias et secundum jus Civitatis judicare. Lünig, Reichs Archiv IVter und letzter Continuation andern Theils Fortsetzung p. 234. Dafs mit dieser Verfügung eben so wie mit der Bestimmung der Urkunde von 1323. für Glogau (Urkund. Buch Nro. CII. §. 7. p. 445.) eine Appellation nach bereits gefälltem Urtheile angedeutet werde, davon können wir uns nicht überzeugen; vielmehr scheint in beiden Verfügungen nur von dem *jus de non evocando* die Rede zu sein.

Sehr lehrreich sind die Nachrichten über die wichtige Bedeutung des Burdings oder der Bürgerversammlung in den Schlesischen Städten und den Einflufs, den sich die Bürger vermittelst solcher Versammlungen durch Willküren auf die Gesetzgebung zu verschaffen wufsten. (In der aus den Görlitzer Rathsrechnungen S. 244. Anm. 2. angeführten Stelle, welche sich auf die Gebühren des Tortor zu Görlitz bezieht, ist für das unverständliche Wort *cantorio* ohne Zweifel *cauterio* zu setzen.) Nicht weniger lehrreiche Nachrichten werden über die Rechte und Pflichten der Rathmänner, die Innungen und die Verhältnisse der in den Städten wohnenden Juden mitgetheilt, und eine sehr ausführliche Zusammenstellung der in den Urkunden vorkommenden Nachrichten über die Einkünfte der Städte macht den Schlufs dieses inhaltsvollen Hauptstückes.

Um auf das Urkundenbuch zurückzukommen, so zeichnen wir unter den vielen höchst schätzbaren Urkunden, welche in demselben mitgetheilt werden, vornämlich die wichtigen Stadtrechte aus, welche zum Theil erhebliche Erläuterungen des Magdeburgischen Rechtes darbieten, z. B. Nro. IV. das Löwenberger Stadtrecht vom Jahre 1217., Nro. XVI. die Mittheilung des Hallischen Rechtes an die Stadt Neumarkt von 1230., Nro. LVI. die Mittheilung des Magdeburgischen Rechtes an die Stadt Breslau vom Jahre 1261. Nro. LXII. a. das Privilegium der Stadt Leobschütz vom Jahre 1270., welches in Lateinischer Sprache und in einer alten Deutschen Uebersetzung mitgetheilt wird, Nro. LXXXXVI. die Mittheilung mehrerer Rechtsbelehrungen der Magdeburgischen Schöffen an die Stadt Breslau vom Jahre 1295., Nro. CV. eine ähnliche Mittheilung der Schöffen von Magdeburg an die Stadt Görlitz vom Jahre 1304., Nro. CXIV. die Willkür der Bürger von Löwenberg über verschiedene Gegenstände der Polizei vom Jahre 1311., Nro. CXXXV. die Handfeste der Stadt Schweidnitz vom Jahre 1328., Nro. CXLIV. die Rechte der Stadt Landshut von 1334., Nro. CLXIX. das Innungs-Recht der Wollenweber zu Reichenbach vom Jahre 1356., Nro. CVC. die Willkür der Stadt Schweidnitz über die Erwählung des Raths von 1381. Die Abdrücke der Urkunden, deren Quellen in der Vorrede ausführlich bezeichnet werden, scheinen, so weit wir urtheilen können, ohne die Originale gesehen zu haben, sehr genau zu sein, und nur hin und wieder sind uns Zweifel in Hinsicht der Richtigkeit der Lesart aufgestofsen, z. B. S. 319. Z. 10. von oben, wo statt *paciatur* zu lesen ist *pociatur* und S. 473. Z. 4. von unten, wo statt *Vronen* ohne Zweifel *Vrouen* gesetzt werden mufs. Das Verständnifs der Urkunden ist durch Interpunktion erleichtert, welche jedoch bisweilen der Verbesserung bedarf, z. B. S. 530. Z. 10. von unten, wo nach dem Worte *recipi* das Komma den Sinn stört, ebenso ist S. 539. §. 12. Z. 4. von unten nach *Vogelsdorf* das Komma zu tilgen, S. 543. Z. 2. von unten ist das Komma nach *Geschosse* zu löschen und hinter *Münzgelde* zu setzen. Auch scheint durch eine allzu freigebige Interpunktion das Verständnifs der Texte hin und wieder mehr erschwert als erleichtert zu sein. Die äufsere schöne Ausstattung dieses Werks ist dem hohen Werthe desselben vollkommen angemessen.

Fr. Wilken.

XI.

Pathologische Untersuchungen, von Dr. Johann Stieglitz, Königl. Hannöverischem Obermedicinalrath u. Leibarzt. Hannover 1832. *Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung. I. B.* 419 *S. II. B.* 483 *S. in* 8.

Wenn ein geistvoller Arzt nach 40 Jahren, die er den ernsten Studien seiner Wissenschaft, und einer unermüdeten Ausübung derselben unter glücklichen Verhältnissen bei immer zunehmendem, im Alter noch ungeschwächtem Vertrauen widmete, die Ergebnisse seines Nachdenkens, und die Resultate einer glücklichen Praxis seinen Collegen schriftlich mittheilt, wer würde nicht freudig herbeieilen um zu erfahren, wie ein solcher Forscher über die wichtigsten Gegenstände der Medicin dachte, und noch denkt, welchen Einflufs er ihnen auf sein Handeln gestattete, welche er zurück-

wies, unbekümmert um den Ruf derer, die sie vertheidigten und als Norm für die Krankenbehandlung aufstellten. Die immer nothwendige grofse Aufmerksamkeit, und selbst Geistes-Anstrengung, um das Brauchbare, Neue und Erfolgreiche in der Anwendung zu gewinnen, wird den nicht ermüden, der ernstliche Belehrung und Erweiterung seines Wissens sucht. Wenn demnach der zu gedrängte, oft selbst dunkle, und mit zu vielen Einschiebseln verwickelte Periodenbau, das öftere Wiederkehren derselben Ideen und Bemerkungen in anderer Form und Verbindung, die fast meistens nur über das Allgemeine des vorliegenden Gegenstandes sich erstreckende Untersuchung, die so höchst vorsichtige Beschränkung jeder Idee, die eine dogmatische Tendenz hat; die Prüfung und Widerlegung von Behauptungen, Meinungen und Hypothesen früherer Aerzte und Schulen, die von denkenden Aerzten längst verlassen, und der Geschichte überliefert sind; der Mangel eines verbindenden Princips der so höchst zahlreichen und verschiedenen Untersuchungen, der lockere Zusammenhang der in den Kreis der Untersuchung gezogenen Gegenstände, die zum Beweise dienen, dafs das Buch in verschiedenen Lebensperioden des Verfs. geschrieben ist; wenn diese und manche andere weniger in die Augen springenden Umstände den Leser zu Zeiten ermüden, das Verstehen und Prüfen nicht selten erschweren, so wird jeder Arzt nach überwundnen Schwierigkeiten sich hinreichend belohnt fühlen, wenn er die Ueberzeugung gewonnen hat, dafs durch den Reichthum von neuen, treffenden Bemerkungen, Erläuterungen und Urtheilen sein Wissen und Handeln berichtigt, aufgehellt und mehr begründet ist. Wer selbst gewohnt war über die Grundsätze seiner Wissenschaft prüfend nachzudenken, ihnen bis zu ihrer Quelle nachzuspüren, der mufs oft sich freudig überrascht fühlen, wenn die eigenen Ansichten mit denen eines so erfahrnen Arztes und scharfsinnigen Kritikers zusammentreffen; aber auch mancher wird schmerzlich empfinden, dafs ein Theil der Grundsätze, die bis jetzt ihm bei seinem Handeln am Krankenbette zur Richtschnur gedient hatten, in ihren Grundfesten erschüttert wird. Es ist eine niederschlagende, auch durch die Bemühung unsers Vfs. nicht widerlegte Bemerkung, dafs Alles, was wir in der Medicin Grundsätze nennen, nur Meinungen, Behauptungen, Voraussetzungen und Hypothesen sind. Es liegt in der Natur einer Erfahrungswissenschaft, deren Thatbestand immer wechselt, meistens sich erweitert, dafs ein Satz, der aus Einzelnen abgeleitet Gemeinsames ausspricht, nicht eine ewig geltende Wahrheit, sondern nur eine Voraussetzung, eine Hypothese sein kann, die für den menschlichen Verstand nur so lange eine Wahrheit bleibt, wie alle bekannten Thatsachen unter sie gereihet und von ihr abgeleitet werden können. Keine wird bleibend ihren Rang behaupten, jede wird endlich, wenn der Kreis des Wissens sich erweitert, sich gefallen lassen müssen, sich unter eine höhere, einen weiteren Kreis beherrschende zu stellen. So mufs es sich oft treffen, dafs ein und derselbe Satz, der ein Allgemeines ausspricht für einen Arzt, als begründet erscheint, weil er alle Thatsachen umfafst, die ihm bekannt waren, während er einem andern Kenntnifsreicheren eine unbegründete Meinung oder Voraussetzung ist. Ferner: dafs eine Voraussetzung, die jeder Prüfer heute als wahr erkennen mufste, morgen vielleicht der Vergessenheit übergeben werden mufs, weil Beobachtungen und Versuche eine Thatsache aufstellten, die nicht von ihr abgeleitet werden konnten, oder ihr selbst widersprachen. So bieten viele Sätze der Medicin, die durch berühmte Aerzte eingeführt und begründet waren, und lange und noch jetzt als allgemein gültig gelten, so oft Seiten dar, wo sie verwundbar sind, und ihre Allgemeinheit verlieren, folglich auch ihren Einflufs auf unser Handeln am Krankenbette. Welcher Arzt Deutschlands hätte wohl gröfseres Talent gezeigt, das Schwankende und oft Grundlose der allgemein als begründet anerkannten Meinungen, auf die man nicht selten ganze Systeme der Medicin erbaute, zu entwickeln wie Stieglitz. Auch in diesen beiden Bänden hat der Verf. dieses Talent ungeschmälert behauptet. Denn genau genommen, ist das Ganze eine Kritik der herrschend gewesenen und herrschenden Ansichten der gröfsten Aerzte aller Völker und Zeiten. Nur selten stöfst man auf positive Behauptungen. Auch diesen würde es gewifs nicht besser ergehen, wie denen, deren Platz sie einzunehmen bestimmt sind, wenn ein Kritiker von gleichem Scharfsinn und Kenntnissen sie einer Prüfung unterzöge. Hierzu fühlt sich Refer. indessen weder geeigenschaftet noch berufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 18.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

Pathologische Untersuchungen, von Dr. Johann Stieglitz.

(Fortsetzung.)

Es sollte die erste und hauptsächlichste Bemühung eines Refer. über ein wissenschaftliches Buch sein, nicht bloss die Art und Form der Darstellung, sondern vor allem die behandelten Gegenstände im allgemeinen zu bezeichnen. Bei diesem Buche ist es, wenigstens für den Zweck dieses Instituts nicht wohl thunlich. Auch nur die Erwähnung der Ideen, die angeregt und mehr oder weniger der Kritik unterworfen sind, würde wieder zu einem Buche anwachsen. Auch würde es keinen wissenschaftlichen Zweck haben, unterwürfe man die durch das ganze Buch herrschende Kritik einer neuen Kritik, da bis auf wenige Ausnahmen die Zweifel und Bedenklichkeiten gegen Voraussetzungen, die früher herrschend waren, oder die es noch sind, wohl kaum zurückgewiesen werden können. Die Ueberschriften der wenigen Abschnitte des Buches bezeichnen auch höchst unvollkommen den Inhalt derselben. Die verschiedenartigsten Untersuchungen und Bemerkungen sind eingewebt, und man sieht sich oft vergeblich nach dem Bande um, das sie verbindet. So muſs es genügen, um die eigentliche Art der Untersuchung zu zeigen, die geäuſserten Ideen eines Abschnittes in ihrer Folge mit so wenig Worten wie möglich wiederzugeben.

I. Betrachtungen über den Einfluſs des Blutes im gesunden und kranken Zustande, und über die Bedeutung und Stellung des Blutes in den verschiedenen medicinischen Systemen. Einige Resultate der microscopischen Beobachtungen und der chemischen Analyse des Blutes. S. 1 – 43.

Das Blut ist von der höchsten Wichtigkeit im Organismus. Die älteren Pathologen richteten ihr Augenmerk allein auf's Blut mit Vernachlässigung der festen Theile, sie erklärten das Meiste aus der Hydrostatik. Erst Baglio und Fr. Hoffmann wiesen auf die festen Theile mit Nachdruck hin. Haller's Irritabilität und R. Whigts Erörterungen des Einflusses des Nervensystems, stellten die Humoralpathologie mehr in Schatten, trotz dem Einflusse, den man nach Pringel der Fäulniſs und später einer veränderten Galle zuschrieb. Cullen wurde der Stifter der Solidarpathologie, auf die später der Browniasmus gepropft wurde. Die Lehre Hunter's, das Blut sei belebt, hielt man für abgeschmackt. Später suchte man alles aus der thierischen Materie selbst zu erklären, eine sehr dürftige Ansicht. Reil, Kreysig, Diel vertheidigten sie, jeder eigenthümlich. Die reine Dynamik erhielt nun einen groſsen Anhang und hat ihn noch. Die Verhältnisse der Irritabilität, Sensibilität und Vegetationskraft sind nicht befriedigend nachgewiesen; wenig wird durch sie gewonnen, dies haben Schäffers Bemühungen gezeigt. Die Dynamik sieht nur in dem Organismus den Schauplatz jener Kräfte. Die Annahme von Oxygen und Hydrogen u. s. w. wurde nicht selten auf eine phantastische Art zur Basis der Praxis benutzt. Wenn man die eine Kraft nothwendig steigen lieſs, wenn die andere abnahm, so war dies tadelnswerth. Viele Aerzte nehmen an solchen Untersuchungen wenig Theil; doch gehen die herrschenden Grundsätze zu ihnen über, und bleiben nicht selten, selbst wenn die Tonangeber sie längst verlassen haben. So wurde den Praktikern die Erwägung des Blutes fremd; was Spitta zu einer Abhandlung Veranlassung gab. Jetzt sucht man der Humoralpathologie wieder die Allgemeinherrschaft zu verschaffen. Steinheim stellt sie in der groteskesten Gestalt, und in nichts begründet auf. Seine Schrift verdient die eindringendste Prüfung; doch kann man in vielen Sätzen nicht mit ihm übereinstimmen. Kreysig lehrt, Nervenmark und Blut sind die wesentlichen Instrumente aller Functionen, doch habe das Blut einen gröſseren Einfluſs. Parry sieht in der Determination des Blutes zu einzelnen Organen die Quelle aller

Krankheiten, und heilt sie sämmtlich durch Blutlassen. Er beachtet nichts weiter. Seine ausgezeichneten Geisteskräfte schützten ihn nicht gegen einen solchen Irrthum.

Man stützte sich auf die Beobachtung, daſs sich das *Punctum saliens* erst später entwickelt. Ist es zuläſsig, daſs das Blut sich die Gefäſse selbst bildet? Kann nicht der Bildungstrieb beides zu Stande bringen? Muſs das Frühere nothwendig das Spätere erwirken? Das Dunkelste der Generationslehre kann unmöglich das volle Sein und Leben aufklären. Der Bildungstrieb wirkt später unter höchst verschiedenen Verhältnissen. Die Bildung des Gehirns und Rückenmarks, ist schon früher eingeleitet, wie die des Blutes. Dies würde diese Stütze der Nervenpathologie zuwenden. Neuere Untersuchungen stellen jene Thatsachen als unrichtig dar. Einige angeführte Stellen von Burdach und Thomson zum Beleg. — Jedes Geschöpf bleibt sich immer gleich mit Ausschluſs der Veränderungen, die an bestimmte Lebensalter geknüpft sind. Ersatz und neue Bildung ist immer erforderlich; das Individuum bleibt dasselbe. Das Passende und Hinreichende hierzu kann vom Blutstrome abgeleitet werden. Wie verschieden sind nicht die Absonderungen. Der Schleim verschiedener Organe ist nach Berzelius von abweichender Mischung. Aus eigenem plastischen Vermögen kann das Blut dieses nicht leisten; man müſste dies sonst zum Instinkt erheben, wie wohl geschehen. Die Nerven haben hierauf groſsen Einfluſs; und die einzelnen festen Theile. Die *vita propria* hat viel für sich. Dies ist auf die verschiedenen Absonderungen anzuwenden. Eine Stelle aus Berzelius' Chemie, die Wirkung der Secretion sei chemisch und doch sehe man kein chemisches Agens thätig. Nur die Verbindung der Humoral- und Solidar-Pathologie könne genügen. Das Blut bleibt ohnerachtet der verschiedenen Nahrungsmittel gleichförmig. Die Einwirkung der Säfte des Darmkanals auf die Nahrungsmittel bringt den Chylus hervor, der im Fortschreiten dem Blute immer ähnlicher wird, und endlich durch die Respiration zum wirklichen Blute. Schlechtes und gutes Blut hängt meistens von der Art der Erzeugung ab. Gesundheit der Organe ist Bedingung eines gesunden Blutes. Dies muſs aber selbst gehörig beschaffen sein und mit helfen. Alles stehet in Wechselwirkung und ein Zirkel ist nicht zu vermeiden. Die selbständigen Organe stehen unter andern Gesetzen, wie die sich erst entwickelnden. Ein einzelnes Organ erkrankt oft, und eine einzelne Flüssigkeit wird fehlerhaft abgesondert. Hiervon sind oft örtliche Leiden in entfernteren Theilen die Folge. Doch ist der Einfluſs auf das Blut nicht bemerkbar, nur bei Mangel. Daher leidet die Ernährung. Es ist unbekannt, ob dieses vom Blute abhängt oder von dem örtlichen Leiden. Die Natur ist reich an Hülfsmitteln, schädlichen Einwirkungen zu begegnen. Nahrungsmittel wirken nur durch ihren Einfluſs auf die ersten Wege auf's Blut. Unzählige Krankheiten wurzeln im Unterleibe; ist dann das Blut nicht erkennbar verändert, so ist uns das hier schützende Gesetz bekannt: Oft leidet beides, Verdauung und Blut, weil das schon mangelhaft war. Viele Krankheiten kommen auch auf andere Weise zu Stande. Man darf also nicht einseitig Chylus und Blut als Urflüssigkeiten betrachten.

Die Bestandtheile des Blutes nach Bostoc, die Gallerte der Französischen Chemiker ist kein Bestandtheil des Blutes, wie Berzelius, Bostoc und Andere erwiesen haben, die die Serosität ganz anders bezeichnen. Die Blutkügelchen haben groſsen Einfluſs, da sie von der Geburt an eine sich gleichbleibende Form haben. Weber meint, über keinen so kleinen Gegenstand stimmten die Beobachter besser überein. Aus seiner Zusammenstellung ergeben sich indessen noch viele Punkte, über die Aufschluſs zu wünschen ist. Einige Stellen von Weber und Wedemeyer sind Belege. Zukünftige Untersuchungen mögen dies aufklären. Bis jetzt waren die Microscope Ursache, daſs jeder etwas anderes sah. Daſs während des Lebens die Blutkügelchen aus Faserstoff und rothem Farbestoff bestehen, scheint das Wichtigste zu sein. Dies sollte man gewiſs zu machen suchen. Vorläufig soll es den Untersuchungen zur Grundlage dienen. So weiſs man, daſs der Blutkuchen vorzüglich hieraus bestehet, und wo man die *fibra sanguinis*, die *coagulante Lymphe*, Fibrin, Faserstoff der Neuern zu suchen hat. Hunter sah die Blutkügelchen für keinen natürlichen Theil des Blutes an. Die Thierklassen mit weiſsem Blute führten ihn irre. Wedemeyers Vermuthung: die Trennung in Faserstoff und Farbestoff, bleibt dahingestellt. Doch scheint damit vereinbar, daſs den wichtigsten Lebensprocessen eine ähnliche Scheidung vorangehen müsse. Der Farbestoff wird hierbei von dem Faserstoffe abgestoſsen, oder war nicht damit vereinigt, oder in Ueberfluſs erzeugt oder unfä-

hig, die Verbindung einzugehen. Der reine Faserstoff mag sich auch durch andere Eigenschaften auszeichnen. Zur Bestimmung hierüber fehlen Data. Diese Ansicht ist der Prüfung nicht unwerth; ihre Annahme erläutert Vieles. Was Berzelius über das Blut sagt, müfste jeder lesen. Einiges wird mitgetheilt. Dann die Aufzählung der Blutbestandtheile nach Denis. Nach Hunter soll das Coaguliren ein Analogon der Muskelzusammenziehung sein, und ein Ueberbleibsel seiner Lebensthätigkeit. Allein nach Berzelius erstarrt das Blut bei strenger Kälte, ohne zu gerinnen und gerinnt erst bei dem Wiederaufthauen. Hewson hat dies zuerst dargethan. Mufs hierbei nicht jede Spur der Lebensthätigkeit verschwunden sein? Nach einigen schnellen Todesarten ist das Blut unfähig, zu gerinnen, und die Muskeln zeigen keine Zusammenziehung auf starke Reize. Die hierhergehörenden Thatsachen verdienten gesammelt und reiflich erwogen zu werden. Hunter setzte sie voraus; Scudamore bezweifelte sie, die Electricität beförderte vielmehr das Gerinnen des Blutes, Berzelius, Dejeux, Parmentier gelangten bei ihren analytischen Versuchen zu dem Resultate: dafs das Blut in Krankheiten nicht bemerkenswerth verschieden sich zeige.

II. Ueber die Lehre von Plethora und über den auf sie sich beziehenden Theil der Chyli- und Sanguification. Anwendung auf die Diaetetik. S. 45—98.

Eine allgemeine Plethora wird mit Gründen bestritten, was man bisher davon abgeleitet habe, beruhe auf einem veränderten Zustande des Blutes selbst und der Organe. Ersteres wirke zu stark ein. Dies könne indessen am sichersten durch eine Verminderung der Masse desselben gehoben werden. Eine Veränderung der Qualität, wenn sie überhaupt möglich sei, würde zu viel Zeit erfordern. So viel Wahres und Treffendes dieser Abschnitt auch enthält, so werden die entwickelten Gründe doch schwerlich allgemein überzeugen, freilich, wenn man das Gewisse nicht weifs, und das Wahrscheinliche suchen mufs, so kann nur ein Mehr oder Weniger der Arzt bestimmen. Wollte man irgend eine der angedeuteten Erklärungsarten über das, was die Schule Plethora nannte, zum Axiom erheben, so würde man mit Recht die Einwürfe dagegen von der Möglichkeit hernehmen können, dafs die Masse des Blutes für die verminderte Thätigkeit der blutbewegenden Kräfte zu grofs sein könne. Dies würde doch immer eine Plethora sein.

III. Ueber die Lehre von der activen Congestion, vom turgor vitalis und von der Erection. S. 99—198.

IV. Fortsetzung der Untersuchung über die irrige Annahme einer activen Congestion. Ueber die Lehre von den passiven Congestionen, der örtlichen Plethora und erhöheten Venosität. Anwendung auf die Fieber durch Erörterung einiger das Scharlachfieber betreffenden Punkte. S. 199—316.

Bei der Lehre von den Congestionen geht der Vf. von dem Satze aus: Die Strömung des Blutes vom Herzen aus, wird durch die Thätigkeit desselben allein bewirkt, die Arterien sind nur unthätige leidende Kanäle. Folglich ist es nicht möglich, dafs zu einem Organe mehr Blut gelangen kann, wie der Umfang der zu ihm führenden Arterien erlaubt. Hieraus folgt weiter, dafs die Blutanhäufung, die man oft in einem Organe beobachtet, entweder von der verminderten, durch das Erkennen des Organs bedingten Thätigkeit der Gefäfse, die die Verbindung zwischen den Arterien und Venen unterhalten, oder von einer Verstopfung, Krampf u. s. w. einer gröfseren von diesem Organe ausgehenden Vene abhängen mufs. Allerdings ist es einleuchtend, dafs unter diesen Voraussetzungen eine sogenannte active, von einer vermehrten Thätigkeit in dem Schlagadersysteme unterhaltene Congestion nicht angenommen werden kann, und eine vermehrte oder verminderte Masse des durch die Kraft des linken Herztheils fortgetriebenen Blutes mufs ein jedes Organ nach Verhältnifs seiner Arterien gleichmäfsig empfinden. Allein, auch die obige Vorstellung der Kraft des Herzens eingeräumt, was mir kaum verantwortlich scheint, lassen sich doch noch Möglichkeiten denken, bei denen ein gröfserer Zuflufs des Blutes in das Innere eines Organes erfolgen kann und mufs, unabhängig von der gestörten und verminderten Thätigkeit der rückführenden Gefäfse. Spricht man den Arterien und Venen allen thätigen Antheil bei dem Blutumlaufe ab, so wird es schwierig, ja wohl gänzlich unzulässig, die Kraft der Zusammenziehung des linken Herztheils sich so stark zu denken, dafs hierdurch der Rückflufs aller entgegenstehenden Hindernisse ohnerachtet bis zum rechten Herzen bekräftigt werden kann. Man suchte sich hierbei mit einer Hypothese zu helfen, einer Saugkraft der

rechten Herzhöhlen, der auch unser Verfasser beistimmt. Gründet man nun hierauf die Möglichkeit, freilich ohne directe Beweise, eine unbegreifliche Sache begreiflich zu machen, so mag man dasselbe Recht in Anspruch nehmen und den Organen selbst eine Saugkraft zuschreiben, und von dieser das Fortrücken des Blutes bis in die kleinsten Arterien und in das System der Capillar-Gefäfse, wenn man sich dies abgesondert denken will, mit abhängig machen. Dann müfste eine Erhöhung dieser Saugkraft einen gröfseren Zuflufs durch die Arterien bedingen können, und oft wirklich bedingen. Es müfste dann mehr Blut durch die Arterien herabströmen, weil die letzten Enden schneller entleert werden, was den naheliegenden Organen, deren Saugkraft im normalen Zustande bliebe, entzogen würde. In diesem Sinne müfste denn der von dem Verf. bestrittene Satz: *ubi irritatio ibi affluxus* doch Gültigkeit behalten. Wedemeyer (Kreislauf p. 403.) der die Voraussetzung, worauf das Raisonnement über die Unzulässigkeit einer arteriellen Congestion allein ruhet, schon bestimmt aussprach, giebt doch zu (p. 200.), „dafs auf enorme Reizung der Haarkanälchen ohne gleichmäfsige Verstärkung des Herzschlages ein stärkerer Blutandrang nach und in denselben entstehe, und doch leugnet er mit unserm Verf. (p. 258.) die Saugkraft der Organe. Die Gründe beruhen indessen auf der Voraussetzung, dafs dies durch einen luftleeren Raum geschehen müsse, was wohl niemand annehmen kann. Wir kennen aber so manche Erscheinung, die eine Anziehungskraft eines Körpers eines Systemes von Organen auf andere vorausgesetzt, ohne dafs man dem Druck der Atmosphäre den geringsten Antheil dabei übertragen darf und kann. Wedemeyer zählt diese selbst vollständig auf (p. 346.) und benutzt sie zur Erklärung der Blutbewegung in den Capillar-Gefäfsen. Viele der ersten Physiologen mufsten die Nothwendigkeit einer Attractionskraft der Organe auch einräumen. (Burdach Physiologie IV. p. 427. Autenrieth Physiol. I. §. 381. p. 231.) Es lassen sich selbst directe Thatsachen, die für diese Voraussetzung bestätigend gedeutet werden können, anführen. Wenn bei kaltblütigen Thieren ein weniges Blut aus einem verwundeten Gefäfse, z. B. des *mesenteris* auf der Haut stehen bleibt, so wird es oft nach einiger Zeit ganz oder zum Theil wieder eingesogen, und durch dasselbe Gefäfs, aus dem es geflossen war, in die Circulation zurückgeführt. Wie könnte man sich wohl die Circulation des Blutes durch die Leber ohne eine Theilnahme dieses Organes als möglich denken, wollte man sie allein von der Stofs- und Saugkraft des Herzens abhängig machen, da das Blut zweimal durch ein Capillarsystem sich drängen mufs. Gleiche Schwierigkeiten wird man bei dem Blutauslaufe in der Placenta finden, und in mehreren Erscheinungen der lebenden Organismen. So bei der Erklärung des Aufsteigens des Saftes in den Pflanzen, der fortbestehenden Blutcirculation bei mehreren Thieren, wie bei den Fischen, wo das Herz nur eine Kammer hat u. s. w. Bedarf nun ein Organ seines aufgeregten Attractions-Vermögens wegen mehr Blut, wie ihm die normale Zuströmung reichte, so wird dies den Anasdomosen entzogen. Und so möchte wohl bei vielen Vorgängen des thierischen Haushaltes, die man durch den *Turgor vitalis* zu erklären suchte, dies Anziehungsvermögen eine gröfsere Rolle spielen, wie man ihm zugestand. Namentlich würden die Erscheinungen bei der Erection des männlichen Gliedes in diesen Voraussetzungen eine einfachere Erklärung finden, besonders da das Gehirn wohl immer den ersten Anstofs dazu giebt, als die Hemmung des Blutrücktritts durch die Venen, begünstigt durch die Zusammenziehung der anliegenden Muskeln. Doch die eine Ansicht beruhet sowohl wie die andere auf nicht vollkommen zu erweisenden Voraussetzungen. Und es findet hier der von dem Verfasser sehr oft benutzte Satz seine Anwendung: *Unser Wissen hat bestimmte Gränzen.* Ueberschreitet man die, so kömmt man in ein Gebiet, in dem die Phantasie freien Spielraum hat, und wo der Geist sich erfreuet und begnügt, wenn er nur eine Möglichkeit auffinden konnte, die zur Brücke zu benutzen war, zu den Kenntnissen, die wir schon aus Beobachtungen und Versuchen gewonnen zu haben glaubten. Diese Bemerkung findet nirgends mehr eine pafsliche Anwendung, als bei den Untersuchungen über das Blut, und den Umlauf desselben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

Pathologische Untersuchungen, von Dr. Johann Stieglitz.

(Schlufs.)

Burkhart (über das Blut und das Athmen p. 21.) sagt daher mit Recht: „Es liegt in der Beschaffenheit „des Blutes, dafs die daran wahrgenommenen Erschei„nungen sich jeder Meinung fügen und anpassen lassen". Und wer mag sich rühmen den Blutumlauf vollständig und befriedigend erklärt zu haben! Nicht die Kraft des Herzens allein; nicht die Zusammenziehung und Erweiterung der Adern; nicht die eigene Lebenskraft des Blutes; nicht die Anziehungskraft der Capillar-Gefäfse, oder der vollständigen Organe; nicht der Druck der Atmosphäre, und die dadurch erst möglich gemachte Saugkraft des rechten Herztheils; nicht das Athemholen und die Thätigkeit der Muskeln; nicht die von Treviranus (p. 230.) bezeichnete Kraft, die sich mit der Strömung des Quecksilbers durch den Einflufs der Pole einer elektrischen Säule, oder mit der einseitigen Einwirkung der Wärme auf eine Wassersäule vergleichen lasse, auch nicht alle diese Bedingungen zusammen, werden eine so verwickelte Erscheinung, wie der Blutumlauf, vollkommen erklären und begreiflich machen können. Immer mufs noch eine Bedingung hinzugedacht werden, von deren Entstehen, Beharren und Wirken wir kaum eine Ahndung haben. — *Die Lebenskraft*. Hier liegt das Geheimnifs. Die Zersplitterung dieser Kraft in viele andere, je nachdem man sie zu der Erklärung der Erscheinungen, die durch die Sinne zu uns gelangen, nöthig zu haben glaubt, schmeichelt wohl den Scharfsinn des Forschers, wird und kann aber nie hinreichen, einen Blick in das tiefe geheimnifsvolle Wesen derselben zu thun.

IV. Anhang über die Asiatische Cholera; über einige auf ihre Beurtheilung und Behandlung sich beziehende Gesichtspunkte und über die Frage, ob die Verbreitung dieser Krankheit von einem Miasma oder Contagium abhängt? p. 317 — 419.

Dieser Abschnitt enthält wichtige Gründe gegen die Annahme einer Venosität des Blutes, und mehrere hervorgehobne Vorstellungs-Arten zu der Erklärung der nächsten Ursache der Cholera und gegen die sich darauf stützende Behandlung; und die bekannten für den Satz, dafs die Cholera einmal durch ein zufälliges Zusammentreffen von feindseeligen Bedingungen entstanden, sich seitdem allein durch ein Contagium fortgepflanzt habe, und noch immer fortpflanze. Die Entwicklung der Analogien der Cholera mit anderen entstandenen Krankheiten, ist auf eine sehr beachtungswerthe Art benutzt.

Zweiter Theil. *V. Ueber die Hämorrhoiden, besonders in Verbindung mit chronischen Krankheiten des Unterleibes p.* 1 — 349.

Die Hämorrhoiden werden unter 5 verschiedene Gesichtspunkte gestellt. 1) Selbständige, abhängig von einem Bestreben der Natur, von Zeit zu Zeit Blut aus dem After zu entleeren. — 2) Sekundäre, als Folge anderer Krankheiten. — 3) Zufällige als Symptom anderer Krankheiten. — 4) Verirrte mit einem ähnlichen Seim des Blutes ohne Streben nach dem Mastdarm. — 5) Oertliche, von Druck entstandene. Ueber diese verschiedenen Arten der Hämorrhoiden werden allgemeine und specielle Untersuchungen eingeleitet und durchgeführt, die sich zugleich über das grofse Heer von Krankkeiten verbreiten, deren Ursprung man von jeher im Unterleibe suchte und fand. Hier bilden die früher ausgesprochenen Grundsätze der Abhängigkeit der Blutanhäufung von einem Erkranktsein der Organe, und dem dadurch gestörten Rückflufs des Blutes, der fehlerhaften Beschaffenheit desselben, der Abhängigkeit seines Umlaufs von der einzigen Kraft des Herzens u. s. w. die Hauptmomente zum Tadeln und Berichtigen der in der Pathologie und Therapie eingedrungenen leitenden Grundsätze. So erweitert sich der Blick des Arztes in das innere Wesen der Krankheit des Unterlei-

bes, des Blutes, der Nerven, Ganglien- und lymphatischen Gefäfse, die sämmtlich in Folge oder Begleitung der Hämorrhoiden entstehen und verlaufen; und vielfältig werden Winke zu einer bessern und sicheren Behandlung dieser Zustände mitgetheilt.

V. Ueber eine Eigenthümlichkeit der jetzigen Englischen medicinischen Schriftsteller und den Einfluſs derselben auf ihre Ansichten vom Nervenfieber. S. 350—483.

Die Englischen Aerzte werden getadelt, dafs sie bei ihren pathologischen Untersuchungen nur das gelten lassen wollen, was sich aus den Beobachtungen unmittelbar ergebe. Die Untersuchung mufs aber oft hierüber hinausgeführt und es mufs auch beachtet werden, was durch anderweitige Gründe herbeigezogen und benutzt werden könne. Daher sei ihre oft zu kühne und rasche Behandlung mancher Krankheiten nicht zu billigen, wie die der Gicht-Anfälle durch Blutigel und Colchicum.

Wer Sinn und Talent für solche Untersuchungen hat, wie in den beiden Bänden ausgeführt sind, und Freude daran, der wird sie nicht unbenutzt lassen. Er wird das Gute, Wahre, Brauchbare sich aneignen, das Bekannte übersehen, das Unbegründete zurückweisen. Und Refer. kann noch einmal jedem Leser, der die Schwierigkeit der Prüfung nicht scheuet, die Versicherung geben, dafs er das Buch mit Dank und erneuerter Achtung gegen den Verf. zur Seite legen wird.

C. Matthäi.

XII.

H. G. Bronn, Italiens Tertiär-Gebilde und deren organische Einschlüsse. Mit einer Steindrucktafel. Heidelberg 1831. 8. *XII. und* 176 *S. und mehrere Tabellen.*

Samuel Woodward, Synoptical table of British organic remains etc. Accompanied by a Lithograph of the fossil Turtle in the Norfolk and Norwich Museum. London 1830. 8. *XIII. und* 50 *S.*

Fried. Hartmann, Systematische Uebersicht der Versteinerungen Würtembergs, mit vorzüglicher Rücksicht der in den Umgebungen von Boll sich findenden. Tübingen 1830. 8. *VI. und* 56 *S.*

Was würde wohl Voltaires Unglaube gemacht haben, wenn er Verzeichnisse über Versteinerungen aus den verschiedenen abgesetzten Gesteinsschichten der Erdrinde erlebt hätte, wie die Geologen in letzter Zeit bemüht sind, sie aufzustellen? Dieser Mann, in physikalischen Wissenschaften nicht kenntnifslos, sprach aus, die Versteinerungen seien von Pilgern an den entlegenen Stellen, wo sie jetzt gefunden werden, früher zurückgelassen worden. Man ging freilich noch weiter als er, indem man annahm, Affen seien es gewesen, welche sie dahin getragen. Verirrungen wie diese und wie die mittelalterliche Zeit zu erkennen giebt, überbrachte kaum das Alterthum. Denn manche der frühesten Lehren der Völker über die Erde und ihre Geschichte, namentlich die darin enthaltene Annahme von Veränderungen der Erde durch öftere Umwälzungen, denen Perioden ruhigen Lebens folgten, mufs, wie es sich auch beweisen läfst, zum Theil zur Bekanntschaft mit den Versteinerungen und aus der Ueberzeugung hervorgegangen sein, dafs diese durch Naturereignisse verschüttete Ueberreste ehemaliger Geschöpfe seien. Die Leiden, denen zu Ende des 16. Jahrhunderts Bernhard Palissy durch die damals herrschende Ansicht, die Versteinerungen seien Naturspiele oder Mifsgebilde, ausgesetzt war, als er die Behauptung aufstellte, dafs diese Ueberreste wirklicher Conchilien, wo sie sich vorfinden, den ehemaligen Aufenthalt des Meeres anzeigen, so wie die Kämpfe des *Fabio Colonna* (1626) gegen die irrigen Vorstellungen seiner Zeit von den Versteinerungen, werden heute nicht mehr verlangt, wo es nicht schwer fällt, überzeugt zu werden, dafs die Versteinerungen Ueberbleibsel wirklicher Geschöpfe sind und nicht das Werk einer *vis plastica* oder *formativa*, wo man nicht mehr mit Sachs von Lowenheim oder Kircher anzunehmen versucht wird, die fossilen Knochen seien nichts anders als Mergelschlamm mit Salpeterwasser vermischt, oder mit *Falloppio*, die fossilen Elephantenzähne seien erdige Concretionen, oder auch mit dem früheren *Collegium Medicum* in Gotha, das 1696 zu Burg Tonna ausgegrabene Elephantengerippe sei nichts als ein zufälliges Thongebilde. Es ist nun allgemein bekannt, dafs die Erdschichten, von der am frühesten durch Absetzung entstandenen bis zu der, welche mit heute

noch sich bildenden zusammenhängt, Ueberreste ehemaliger Geschöpfe umschliefsen, deren erstaunlicher Reichthum durch fast täglich sich mehrende ausgedehnte Entdeckungen, noch im Zunehmen begriffen ist. Auf sie stützt sich insbesondere die Lehre der Geologie und die Geschichte unserer Erde. Es müssen daher auch alle Bemühungen willkommen sein, welche Beiträge zur Vervollständigung und richtigeren Kenntnifs der Versteinerungen liefern.

Bronn's Werk ist aus dessen naturhistorisch-ökonomischer Reise in der Schweiz, Italien und Südfrankreich (1831) unter obigem Titel besonders abgedruckt und den Petrefactologen gewifs willkommen, da es nicht zuzumuthen ist, dieser unentbehrlichen Bögen willen zwei voluminose Bände mit übrigens nicht minder schätzbaren anderweitigen Nachrichten über Gegenden Südeuropas sich anzuschaffen.

Ueber Versteinerungen hauptsächlich aus den Gegenden handelnd, in denen der treffliche Brocchi *) unermüdet früher in ähnlicher Beschäftigung thätig war, steht es dem Werkchen schön, dafs es mit der Darlegung eines neuen Genus aus der Familie der Calyptraceen, Lam., Brocchia vom Verf. eröffnet wird. Diesem folgt die Beschreibung der Diplodonta, eines gleichfalls neuen Muschelgeschlechts aus der Familie der Nymphaceen, Lam., „auf, wie der Verf. selbst sagt, ziemlich indifferente Merkmale gegründet". Die Abbildungen beider Geschlechter sind etwas flüchtig, was eigentlich bei der ersten Beschreibung neuer Arten um so weniger geschehen sollte, da Abbildung gewöhnlich ihre Selbstständigkeit befestigen hilft. Der Verf. liefert hierauf (S. 1.) eine sehr vollständige Uebersicht der fossilen Ueberreste der Subappennischen Tertiärgebilde, mit Ausschlufs der Borson'schen Arten und unter, wegen ihrer Ungenauigkeit gegründeter Vernachlässigung mancher von Risso neubenannten Arten, da auch oft schon Bekanntes nur neu benannt, und selbst sehr Zweifelhaftes ohne gehörig unterstützt, für neu ausgegeben wird, was die Verwirrung unter den Conchilien nur noch vermehrt.

Ref. glaubt, dafs Bronn seine Absicht mit diesen Bögen erfreulich erreicht hat, nämlich die Synonymie mit Bezug auf die von ihm (Bronn) untersuchte Brocchi'sche Sammlung zu berichtigen und die Fundorte nach den Gebirgsschichten genauer anzugeben, um die tertiären Ablagerungen Italiens unter sich und mit denen anderer Länder nach Mafsgabe ihrer fossilen Reste zu vergleichen. Was bisher darin geleistet wurde, ist sehr unvollständig. Es lag dies hauptsächlich an Mängeln, denen zu steuern nur durch wiederholten Besuch von Italien, durch reichhaltige Sammlung und durch gründliche Kenntnifs namentlich in der Berichtigung fossiler Conchilienarten, wie es Bronn gethan, möglich war. Die Werke Brocchi's und anderer vom Verf. (S. 2.) aufgeführten Schriftsteller über die in Rede stehende Erdgegend, werden nun nicht allein verständlicher, sondern zum Theil nur mit Hülfe von des Verfs. Werk erst recht brauchbar.

In Betreff der Abreviaturen erlaubt Ref. sich die Bemerkung, dafs sie fast durchgängig etwas zu kurz gegriffen sind; es hätte bisweilen nur der Belassung von noch eines oder ein Paar Buchstaben mehr bedurft, um dem nur einigermafsen in der Literatur Bewanderten das lästige Nachschlagen schwer einzuprägender Abkürzungen zu ersparen. Der Druck wäre dadurch nicht überladen worden; denn sehr oft, wo Abkürzungen vorkommen, hätten ein Paar Buchstaben noch hinlänglich Raum gefunden. Zu sehr verkürzte Bezeichnung beschwert überaus die Brauchbarkeit mit dem Druck von Hieroglyphen, deren Entzifferung Anstrengung und Zeit kostet.

Die Weichthiere, im Allgemeinen nach Lamark's Klassen und Ordnungen, nehmen natürlich den gröfsten Raum ein (S. 10—129.), und es ist auch unter ihnen am meisten vom Verf. neu Aufgestelltes zu finden. Mit Ausnahme der Cephalopoden, die, aufser 3 Nautilusarten im Kalke von Nizza nach Risso, in mikroskopischen Potythalamien (*foraminifères d'Orbigny*) bestehen, führt Bronn 735 bestimmte und mehrere ungewisse Molluskenarten auf, unter ersteren viele neue mit Diagnose und kurzer Beschreibung, überdies die Synonymie und Bemerkung, wo sie sonst noch fossil vorkommen und ob und wo sie etwa leben. Er bemerkt (S. 11.), die genannten mikroskopischen Weichthiere schienen überhaupt vor der Kreide nicht vorzukommen, die weit weniger Arten enthalte, als Tertiärgebilde. Ferner gedenkt er 14 Anneliden, 5 Crustaceen, 18 Radiarien, 32 Polypen. Nur mit ähnlichen umfassenden

*) Brocchi, ein Italiener, starb auf einer Reise in Nordostafrika am 17. Septbr. 1826 in Chartum, einem Dorfe bei der Mündung des weifsen Flusses in den Nil; er hatte die Smaragdgruben von Sachetto besucht.

Mitteln, welche Bronn zu Gebot standen, kann man dieses Verzeichnifs fossiler Geschöpfe kritisch darlegen, was aber ohnehin nicht im Zweck der Jahrbücher liegt. Der Verf. besitzt die meisten Arten von wirbellosen Thieren selbst.

In der Tabelle übersichtlicher Zahlenverhältnisse der Versteinerungen aus den Tertiärgebilden Italiens, welche den allgemeinen Betrachtungen über dieselben und ihre Lagerungsgebilde voransteht (S. 139.), eine Methode, die, so viel ich weifs, Defrance *) anfing, sind sämmtlich in der Uebersicht erwähnte Versteinerungen summirt, also auch die aus Schichten später als tertiär. Es ist darin die absolute Zahl der Geschlechter und Arten aufgeführt und ihre Verhältnisse zu der ganzen Summe = 1 und die der Arten zu den Geschlechtern in Decimalen berechnet, was wirklich den Vortheil gewährt, schnell den Procentgehalt zu überblicken. Diese und die angehängten andern Tabellen beweisen des Vfs. aufserordentlichen Fleifs in der Berechnung numerischer Verhältnisse und in Folgerungen daraus. Bronn hat nichts unversucht gelassen, was hierüber Aufschlufs bieten zu können schien; wenn gleich einige Entwickelungen in die Klasse blofsen Calculs treten und die durch Ausnahmen beschränktere Folgerungen daraus nicht immer reine Gesetzmäfsigkeit ausdrücken. Bedenkt man ferner, was überhaupt bei solchen numerischen Entwickelungen zu berücksichtigen, dafs die fossilen Reste dieser Schichten unmöglich alle gekannt sind, oder ihre verschiedenen Ordnungen und Klassen in den nun ausgedrückten Verhältnissen nicht fortwährend durch Entdeckungen sich gleich erhalten, vielmehr mit jedem Tag sich ändern können und werden, so wie dafs noch lange nicht alle Organismen früherer Zeiten in den Erdschichten überliefert liegen und diese Ueberlieferung nicht in dem reinen Verhältnifs geschehen konnte, in den Klassen und Ordnungen und Arten, in den verschiedenen Epochen des Erdenlebens zu einander standen, und dafs die Gebilde verschiedenen und selbst mehr oder weniger parallelen Alters, nur verschiedener Localität, nicht mit gleicher Vollständigkeit untersucht sind, so wird man einsehen, wie wenig absoluten Werth auf bis jetzt vorhandene Beobachtungen gegründete Berechnungen und Zahlenausdrücke eigentlich besitzen. Es ist indefs nicht des Refn. Absicht, Forschungen der Art durch Aufdeckungen nicht zu beseitigender Hindernisse im geringsten zu hemmen oder zu beeinträchtigen; vielmehr spricht er ihnen andererseits grofses Verdienst um die Wissenschaft zu. Denn selbst bei der Unmöglichkeit die Arten und die Gebilde in denen sie liegen vollständig zu ergründen, und die Synonymie so zu reguliren, dafs Arten nicht zwei oder gar mehrmal in den Berechnungszahlen enthalten sind, tragen dennoch solche Forschungen zur innern Ordnung des wissenschaftlichen Gebäudes bei, sind Mittel und Weg sicheren Weiterschreitens und das Einzige, wodurch die Versteinerungscharaktere zur Unterscheidung von Gebilden verschiedenen Alters, so wie zur Erkennung von Abweichungen unter Parallelgebilden verschiedener Localitäten, auf eine dem Standpunkt der Entdeckungen genügende Weise in Anwendung treten. Bronn sind solche Mängel wohl bekannt; wir können es ihm daher nur aufrichtig Dank wissen, dafs er sich dadurch von der Ausführung seiner Arbeit doch nicht hat abschrecken lassen.

Ref. kann der unbedingten Vereinigung der Säugethierreste führenden Ablagerung des obern Arnothals, der Thone und Sande im Piacentinischen, der Poniederungen und der Knochenbreccien und Knochenhöhlen Italiens nicht beipflichten. Es ist wahr, das Gemeinsame aller dieser verschiedenen Ablagerungsformen, wenn ich so sagen mag, liegt in der Identität von Säugethieren, doch nicht sämmtlicher Arten; und so wenig als z. B. Uebergangsgebilde mit Flötzgebilden, oder verschiedene Flötzgebilde durch gemeinschaftlichen Gehalt an identischen Arten, sich parallel sind, eben so sehr wird auch der Parallelismus oder Nichtparallelismus späterer Gebilde mehr auf dem Zusammenvorkommen gewisser Arten beruhen. Es scheint mir in dieser Hinsicht die Ablagerung des obern Arnothals auf ähnliche Weise vom eigentlichen Diluvium und ihren verwandten Ablagerungen verschieden, als die den vulkanischen Gebilden verbundenen Landsäugethierreste führenden Anschwemmungen in der Auvergne und benachbarter Departements, der eisenflüssige Sand von Eppelsheim u. s. w. vom Diluvium, die gleichwohl jünger sind als die eigentlichen tertiären Ablagerungen mit vielen untergegangenen Säugethiergeschlechtern.

*) *M. Defrance, tableau des corps organisés fossiles. Paris,* 1824 8.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1833.

H. G. Bronn, Italiens Tertiär-Gebilde und deren organische Einschlüsse. Mit einer Steindrucktafel.

Samuel Woodward, Synoptical table of British organic remains etc. Accompanied by a Lithograph of the fossil Turtle in the Norfolk and Norwich Museum.

Fried. Hartmann, Systematische Uebersicht der Versteinerungen Würtembergs, mit vorzüglicher Rücksicht der in den Umgebungen von Boll sich findenden.

(Schlufs.)

Die übrigen Entwickelungen sind nur auf die Conchylien ausgedehnt, welche auch am zahlreichsten, vollständigsten und gemeingekanntesten gleichsam das Material zur Scala der Versteinerungscharaktere abgeben. Bronn zeigt sich auch hier wieder gründlich, indem er die Verhältnisse der Conchylien der abgesetzten Gesteinsschichten überhaupt, nach den Verzeichnissen von Höninghaus *) und Woodward hinzugenommen. Er unterscheidet geeignet vier Formationsgruppen: 1) Uebergangs- bis Kohlengebirge, 2) Flötz- bis Juragebilde, 3) Kreideformation, 4) Tertiärbildungen, deren Geschlechter- und Artenzahl absolut und relativ, sowohl für jede einzelne Formationsgruppe, als in der Gesammtzahl berechnet und solche Ausdrücke verschiedentlich untereinander und auch mit der Zahl der lebenden verglichen werden. Die Tabellen numerischer Entwickelungen aus den Conchylien, über Anordnungen nach dem Vorwalten einzelner Familien und über Ausdrücke des durch gemeinsame Arten bedingten Verwandtschaftsgrades, sind ausführlich und verbreiten sich hauptsächlich über Italien, Paris, Bordeaux (Südwestfrankreich) Montpellier, Polen, Kressenberg, Wien, die Schweiz und England im Allgemeinen, so wie über die Ablagerungen verschiedener Orte Italiens insbesondere. Es fand sich dabei, dafs die Gesammtzahl der Geschlechter, so wie die der Arten in (von früheren zu späteren) aufeinander folgenden Zeiten zunehmen, dafs diese Zunahme (im Allgemeinen) der Geschlechter in der Gebirgsfolge schneller, als die der Arten ist, dafs die absolute Zahl der erloschenen Geschlechter in einer Formationsgruppe um so geringer ist, je jünger diese ist, mit Ausnahme der Kreide, welche reicher an ausgestorbenen Arten befunden wird, als ihr der Stellung nach zukomme. Diese Schlüsse sind aus dem gezogen, was bisjetzt darüber vorliegt.

Diese Beschäftigung mit den Tertiärgebilden verschiedener Orte Italiens untereinander und ihre Betrachtung mit den Resultaten anderer Orte machte es Bronn möglich, am Ende eine genauere und zuverlässigere Einsicht in das gegenseitige Alter der Tertiärgebilde Italiens zu erlangen, über die man bisher in steter Ungewifsheit schwebte. Der Verf. unterscheidet nun in Italien ältere und jüngere Tertiärschichten. Erstere, dem Grobkalk am ähnlichsten, bilden die Subalpinische Formation (*Bolca, Postale, Castell'gomberto, Ronca etc.*) und enthalten Nummuliten, letztere die Subapenninische Formation (*Superga, Bacedasco etc.*) und enthalten keine Nummuliten. Beide Formationen lassen sich am besten durch die Zahlenverhältnisse zwischen den fossilen und den noch lebenden Arten, die sie umschliefsen, unterscheiden.

Diese Entscheidung aber über Italiens Tertiärge-

*) s. W. Höninghaus, Versuch einer geognostischen Eintheilung seiner Versteinerung-Sammlung; im Jahrb. f. Min. I. S. 226. 446. II. S. 132. ein schätzbares Verzeichnifs einer Menge von Arten mit Angabe der Gebilde und der Orte, wo sie sich gefunden.

bilde, die lange Gegenstand des Streites waren, ist der erfreulichste Beweis von der Nützlichkeit ähnlicher numerischer Forschungen in den Versteinerungscharakteren.

Woodward's Seiten enthalten eine bloſse systematische Uebersicht der Versteinerungen Britaniens in tabellarischer Form. Die Seite ist in vier Spalten getheilt und in der 1. ist die Klasse, Familie, Genus und Species, in der 2. die Literatur, in der 3. das Gebilde und in der 4. der Fundort angegeben. Wie es für England brauchbar, so ist dieses Verzeichniſs fürs Continent, namentlich für Deutschland, fast unentbehrlich. Es ist mühevoll aus einer Anzahl hauptsächlich Englischer Werke zusammengetragen, die ich nirgendswo in Deutschland in solcher Vollständigkeit anzutreffen wuſste. Seit *Lhwyd's Lythophylacii Britannici Ichnographia* (1699), und *Woodward's attempt towards a Natural History of the fossils of England*, Werke, die jetziger Zeit nicht mehr angemessen sind, ist keine Uebersicht der Versteinerungen Englands systematisch geordnet und mit Angabe der Schichten erschienen.

Zu loben daran ist, daſs während die Genera nach dem zoologischen Systeme geordnet sind, die Gebilde nach dem relativen Alter in absteigender Reihe folgen. Vorher geht das Schema des zoologischen und geologischen Systems. Es läſst sich nicht verkennen, daſs manche Beziehung zwischen den Arten, der Genera und selbst den Ordnungen einerseits, und dem Alter der Lagerstätte andererseits, doch nicht ohne Ausnahmen, besteht. Die Entwickelung numerischer Verhältnisse und Ausdrücke ist unterblieben. Ref. kann dem Vf. darüber keinen Vorwurf machen. Die Unvollständigkeit seines Verzeichnisses dazu am besten fühlend, vertröstet der Verf. auf eine zweite Auflage; auch sind mit den bisher weniger gekannten Polypen, Radiarien und Crustaceen wenigstens einiger Schichten und Orte Englands Geologen und Zoologen gerade noch beschäftigt, was für die erst so wenig gekannten Fische noch zu wünschen übrig bleibt. In so fern ist die Uebersicht dazu unzulänglich, als bei den Arten, welche mehreren Gebilden gemeinschaftlich sind, doch nur ein Gebilde angemerkt wurde. Ref. ersucht den Vf. dieses in einer 2. Auflage nicht zu übersehen, da zur Bestimmuug der Versteinerungscharaktere die Ermittelung der Verbreitungsgrenzen und des Vorherrschens einer Species umumgänglich nöthig ist. Auch sind die Tafeln und Abbildungen, namentlich bei den Wirbelthieren, etwas flüchtig citirt, was den Gebrauch beim Nachschlagen unzulänglich macht.

Angehängt sind einige Seiten Noten u. s. w. und ein Register über die Genera. In ersteren wird auch der *Chelonia Harvicensis*, aus dem Londonthon bei Harwich, welche sehr mittelmäſsig auf Stein abgebildet dem Verzeichniſs vorgesetzt ist, gedacht. Man erfährt darin auch, daſs bei Horstead sich ein Zahn (im Diluvium oder Crag?) gefunden, der genau dem ähnlich sein soll, welchen Crawfurd von Ava (Birmanien) mitbrachte und dessen Species Buckland *Mastodon latidens* nennt. Ref. kann hierbei bemerken, daſs manche von den Zähnen, welche in Deutschland in Schichten früher als Diluvium gefunden und für *M. angustidens* gehalten werden, ganz dieselbe Aehnlichkeit besitzen.

Was Woodward für Britanien, das hat Hartmann für Würtemberg geliefert. Dieses Land ist überaus reich an Versteinerungen. Die Gegend von Boll und die von Banz in Nordbayern hält England in Betreff des Reichthums aus dem Lias auf dem Continente das Gleichgewicht. Mit den Versteinerungen von Boll, berühmt als Badeort, hat man sich schon frühe beschäftigt (Bauchin 1602, Hiemer 1724). Die Werke von Jäger, Stahl und Zieten legen gegenwärtig die versteinerten Wirbel- und wirbellosen Thiere dar. Hartmann hat nun in seiner Abhandlung Alles gesammelt, was über die Versteinerungen seines Vaterlandes niedergelegt ist. Das Verzeichniſs ist mit allem Fleiſse abgefaſst. Gebilde, Fundort und wo es möglich war auch die Sammlung und die Gröſse der Exemplare, werden theils nach den darüber vorhandenen Werken, theils nach Sammlungen genau und ausführlich angegeben; die Stücke, welche namentlich von Wirbelthieren herrühren werden etwas näher erwähnt. Einige Mollusken sind vom Verf. neu. Nach dem vom Prof. Schübler beigegebnen Ueberblick (S. 55.) besteht die vorweltliche Flora und Fauna Würtembergs aus 518 Arten, welche Zahl sich schon seit der Herausgabe des Verzeichnisses vermehrt hat.

Herrman v. Meyer.

XIII.

Fragmens de Géologie et de Climatologie asiatiques. Par A. de Humboldt. Paris 1831. *T.* 1.

Es kann hier nicht die Rede davon sein, dieses Werk bekannt zu machen oder gar zu empfehlen, sondern es kommt nur darauf an zu verhindern, daſs eine groſse Lücke in diesen Blättern entstehe, wenn dieses Werk nicht angezeigt wird. Wir lernen dadurch die vorher ganz unbekannte Mitte von Asien besser kennen, als wenn ein Reisender sie bis ans östliche Meer durchschnitten hätte. Denn er würde nur nach einer Richtung durch dieselbe gekommen sein, da hingegen der Verf. dieser Schrift die Nachrichten von allen Seiten her erhielt, und beurtheilend aufnahm, wie es nur ein Mann von seiner auſserordentlichen litterarischen Kenntniſs in diesem Fache, und dem Tact vermochte, der durch groſse Reisen allein erlangt wird. Einem solchen Mangel an Tact bei andern Geographen haben wir die wunderlichen Richtungen der Bergzüge, die Verwechselung dieser Richtungen mit den Wasserscheiden, selbst den naturwidrigen Lauf der Ströme auf vielen Karten zuzuschreiben. Die Reise, welche der Vf. im Jahre 1829 nach dem Platin- und Goldbergwerken am Ural und von dort bis an den Fuſs des Altai und die Chinesische Gränze machte, konnte er mehr nutzen als jeder andre, da er nicht allein manche Nachrichten mit Erfolg aufzusuchen wuſste, sondern viele auch seinem Namen entgegen kamen, und ihm mit Vergnügen übergeben wurden. So ist dieses Werk entstanden. Der Vf. giebt zuerst einen Ueberblick über diesen Welttheil, dem man keineswegs eine Central-Erhebung zuschreiben kann, sondern vielmehr eine Central-Depression, indem ein groſser Theil des Innern, vom Saisan-See bis zum Kaspischen Meere sehr niedrig ist. Die Gebirge von Asien zerfallen nach dem Verfasser in vier groſse Systeme. Das erste Gebirgssystem ist das des Altai. Man hatte vormals in den Erdbeschreibungen einen groſsen und kleinen Altai, einen Unterschied, den man im Lande gar nicht kennt, wie schon Ledebur und sein Begleiter versichern, wo man nur von einem Altai weiſs, dem bekanntern nämlich, welcher an den Gränzen des Russischen Sibiriens, der Kirgisen-Steppe und des Chinesischen Reiches liegt. Er umgiebt die Quellen des Irtysch und des Jenisei, und heiſst auf vielen Karten und in den Erdbeschreibungen der kleine Altai; gegen Osten nimmt er den Namen des Tangnou an, weiterhin der Sayanischen Berge zwischen den Seen Cossogol und dem Baikal, endlich gegen Osten verkettet er sich mit dem Jablonnoi Chrebet (dem Aepfel-Kamm) mit dem Khing-khan und dem Aldanischen Bergen, welche sich bis zu dem Ochotzkischen Meerbusen erstrecken. Arrowsmith und einige neue Geographen, welche ihm folgen, bezeichnen mit dem Namen Groſser Altai eine eingebildete Fortsetzung des Thiang-Chan, die sich von Hami und Bar-Kul gegen Nord-Ost nach den östlichen Quellen des Jenisei und das Gebirge Tangnou erstrecken soll. Man hat auch hier wie oft eine Wasserscheide für ein Gebirge angesehen. Will man den Namen des Groſsen Altai auf unsern Karten behalten, so muſs man ihn einer andern Bergkette geben, die nicht von Süd-West nach Nord-Ost, sondern von Nord-West nach Süd-Ost streicht, zwischen dem rechten Ufer des Irtysch und dem Ieke-Aral-See. Altai oder eigentlich Alta iin oola bedeutet im Mongolischen Goldberg. Der höchste Punkt dieses Gebirges ist der Iyiktu auf dem linken Ufer der Tschuja, noch innerhalb der Russischen Gränze. Die zweite Hauptkette in Mittel-Asien ist das System des Thiang-Chan oder der himmlischen Berge, ungefähr unter dem 42° nördlicher Breite. Der Bokhda oola (heiliger Berg) bei Turfan, dessen drei Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, vermuthlich der höchste in der ganzen Kette, hat verursacht, daſs Pallas den Namen Boghdo der ganzen Kette gab. Von dem Bokhda oola und Kathun oola zieht sich der Thiang-Chan gegen Osten nach Bakul und setzt dort rasch gegen die Gobische Steppe ab. Nach einer Unterbrechung von fast 10 Längengraden, erscheint etwas südlicher als der Thiang-Chan und nach dem Verfasser als Fortsetzung desselben, die mit Schnee bedeckte Kette des Gadjar oder Inchan, welche ebenfalls von Westen nach Osten streicht; auf der Westseite erstreckt sich der Thiang-Chan vom Bokhda oola nach Samarkand. Auf der Ostseite ist der Raum zwischen dem Thiang-Chan und dem System des Altai durch den Khingkan oola, östlich vom Meridian von Pekin geschlossen, auf der Ostseite ist er offen. Wohl aber befindet sich gegen Westen ein Quergebirge Bolor oder

Belur Tagh, welches den Thiang-Chan mit dem Kien lu verbindet Der westliche Theil des Thiang-Chan heifst auch Mufs-Tagh. Weiter westlich von der Stelle, wo der Belur-Tagh auf den Thiang-Chan trifft, setzt sich dieser unter dem Namen des Asferah-Tagh fort, und bildet eine sehr hohe mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgskette. Sie trennt die Quelle des Sihun (Jaxartes) und des Amu (Oxus), wendet sich etwas gegen Süd-West und heifst von hier an bis Samarkand Ak-Tagh (Weifser Berg) oder Al Botom; dann folgen die flachen und niedrigen Gegenden der Grofsen Bucharei und des Landes Maravalnahar. Den Kaukasus jenseits des Kaspischen Meeres hält der Verfasser für eine westliche Fortsetzung des Thiang-Chan. Das dritte Bergsystem in Mittel-Asien bildet der Kuen lun oder Kul kun oder auch Tartach davon genannt. Es fängt im Westen mit dem Thsung ling an, verbindet sich dort mit dem Belur Tagh, zieht sich weiter fort gegen Osten und dringt mit schneebedeckten Gipfeln bis in die Chinesische Provinz Chan si. Dieses System ist unter allen das am wenigsten bekannte. Das vierte mehr bekannte System ist das des Himalaya. — Es trennt die Thäler von Kaschmir und Nepal, von Butan und Tübet; gegen Westen erhebt es sich im Dshavahir zu 4026 Toisen, gegen Osten im Dhavalaghiri auf 4390 Toisen über die Meeresfläche. Die Hauptrichtung ist von Nord-West nach Süd-West und folglich dem Kuen lun keineswegs parallel; ja es nähert sich jenem System unter dem Meridian von Attak und Dshellal Abad so sehr, dafs es zwischen Kabul, Kaschemir, Ladak und Badakshan nur eine Bergmasse mit dem Hindu-Kho und dem Thsiung Ling zu machen scheint. Der Raum zwischen dem Himalaya und dem Kun lun ist durch secundäre Bergketten und isolirte Berge mehr eingeschränkt als die Bergebenen zwischen dem ersten, zweiten und dritten Bergsystem, auch mufs man die Bergebenen zwischen diesen und den vorigen Systemen, sowie zwischen den letztern keineswegs als gleich hoch betrachten; es giebt Gegenden, welche tief liegen und ein mildes Klima haben. Nachdem der Himalaya das Gebiet der Engländer in Indien verlassen, begränzt er Assam im Norden, geht durch den nördlichen Theil von Ava und dringt nun in die Chinesische Provinz Yun nan ein; westlich von Yung tshang erhebt er sich zu spitzen mit Schnee bedeckten Gipfeln, wendet sich dann rasch gegen Nord-Ost an den Gränzen von Hu kuang Kiang si und Fu kian und dringt mit beschneiten Höhen bis zum Ocean, in welchem die Insel Formosa ebenfalls voll hoher schneebedeckter Gipfel eine Fortsetzung desselben ausmacht. Es mufs übergangen werden, was der Verfasser höchst interessant von den Vulkanen und vulkanischen Erscheinungen in Mittel-Asien sagt, womit er die Nachricht von der Wiederentzündung des *paramo de Tolima* und des *parano de Ruiz* im südlichen Amerika verbindet. Ein Brief von Herrn Lenz über die Salsen und das Feuer von Baku ist beigefügt. Ferner: wichtige Zusätze von Klaproth, Beschreibung des Altai aus dem Chinesischen, Vulkanische Erscheinungen in China, Japan und dem östlichen Asien nach Chinesischen Schriftstellern; überhaupt sind von Klaproth viele Anmerkungen über die Etymologie der Namen aus den Sprachen von Ost-Asien. Den Beschlufs machen Reiserouten durch Mittel-Asien von Herrn v. Humboldt auf seiner letzten Reise gesammelt. Eine Karte, worauf die Gebirgszüge angegeben sind, dient zur Uebersicht des Ganzen. Seit vielen Jahren sind unsere Kenntnisse in diesem Fache nicht durch ein Werk so sehr bereichert worden, als durch dieses kleine Buch.

Link.

№ 21.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

XIV.

1. *De la Religion, considerée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil, par l'Abbé de la Mennais. I. P. Paris* 1825. 106 *S. II. P.* 1826. 263 *S.*
2. *Des progrès de la Révolution et de la guerre contre l'église, par l'Abbé de la M. Paris* 1829. 387 *S.*
3. *Melanges catholiques extraits de l'Avenir, publiés par l'Agence générale pour la défense de la liberté religieuse, au bureau rue Jacob,* 20, *à Paris* 1831. 2 *voll.* 8. *V.* 463 *et* 440. *(avec l'épigraphe: „Dieu et la liberté".)*

In allen Kreisen des menschlichen Daseins sind die *abstrakten Gegensätze* in ihrer wechselseitigen Auflösung begriffen, und fast durchgängig — ohne es selbst zu wissen — gehen die feindlichen Einseitigkeiten, sich einander ergänzend, der gediegenen Einigkeit entgegen. Fast kein Name paſst daher mehr zur Sache, und chamäleontisch schillert jede Parthei, oft sogar ein und dasselbe Individuum, nach und nach in allen Farben des Regenbogens. In dieser Götterdämmerung scheinen alle Idole in unstät wechselnde Nebelgestalten zu zerflieſsen — und den Schwachen wird es immer unheimlicher zu Muthe, — und selbst die Stärkeren vermögen nicht immer sich eines Anfalls geistiger Seekrankheit zu erwehren. Nichts steht mehr fest, nirgends zeigt sich ein zuverlässiger Haltpunkt, und Nichts scheint gewisser als durchgängige Ungewiſsheit. Ebendamit scheint auch das *Gewissen* selbst überall zu ersterben und Europa in faulige Gährung überzugehen. Aber es sind nur die starren Eisschollen, die da zerflieſsen, es ist nur gefrorene Dammerde, die sich auflöst, — und ein neuer Frühling ist es, dessen Wehen die scharfen Krystalle schmilzt. So widrig daher auch bei'm ersten Anblick die Auflösung bestehender Formen, so viel Kälte sich auch bei diesem Aufthauen entwickelt, — der unsterbliche Geist durchschauet und durchfühlet das Aeuſserliche, erkennt das arbeitende Innere, und ahndet, was da werden will.

Tiefer noch als zur Zeit der Reformation, und allgemeiner als in den ersten Jahrhunderten des Christenthums — ist die Welt jetzt aufgeregt. Von *Christus* strömte damals das Licht aus auf allen von den Römern gebahnten Wegen, und begeisterte Apostel trugen die Bothschaft des *neuen Bundes* bis an die äuſsersten Marken des absterbenden Kaiserreiches. Neue Wege bahnte der Handel zu Ende des Mittelalters, und die genuine heil. Schrift, die wiederauferstehenden Klassiker und die überall durch Römische Despotie erweckte Selbstthätigkeit — bildeten nun unzählige ausstrahlende Mittelpunkte, von denen das neue Licht durch die Druckpresse nach allen Richtungen hin sich durchkreuzend ausbreitete. Es war die Rückwirkung der gediegenen menschlichen Persönlichkeit oder *Freithätigkeit* gegen eine abstrakt gewordene formelle *Autorität.*

Wie nun das christliche Lebensferment zuerst nur in der Sphäre der Religion sich ausgebreitet und erst nach mehreren Jahrhunderten auch den Staat ergriffen, so war auch die Freithätigkeit der Reformatoren zunächst nur gegen die kirchliche Autorität gerichtet, und wurde erst durch die absolute weltliche Monarchie, die sich auf den Trümmern der kirchlichen erhoben hatte, auch zur Regeneration des Staates genöthigt. Wie aber die Druckpresse nothwendig war zur Verbreitung der christlichen Religions-Urkunden, auf welche der forschende Geist sich stützen muſste, um das ungeheure Gebäude der Hierarchie zu erschüttern, so haben nunmehr die Tagesschriften ein ungeheures Gewebe von Telegraphen-Linien gebildet, durch welches Alle mit Allen ein ununterbrochenes Gespräch führen und — durch steten Austausch von Gedanken und That-

sachen, von Gefühlen und Gründen — eine immer reichere allgemeinere Ueberzeugung constituiren können. Nur wer seine Meinung für die *vernünftige* hält, scheut sich nicht, sie vor aller Welt auszusprechen; nur wer alle Andersdenkende zur *Einigkeit* hinführen will, fühlt auch das Bedürfnifs, *sich* Allen mitzutheilen, und nur wer der *Macht der Wahrheit* vertraut, läfst sich durch die anfänglich disharmonische Mannigfaltigkeit der Stimmen der Oeffentlichkeit nicht abschrecken. Dadurch erweist sich denn auch die Berechtigung und Lebenskräftigkeit des neuen Princips der Weltgestaltung, welches mit der *Reformation* in die Geschichte eingetreten ist, dafs es sich furchtlos den gewaltigen Meereswogen der Oeffentlichkeit anvertraut, während seine Gegner — so lange sie es vermögen, solche allgemeine Besprechung der allgemeinen Angelegenheiten erst völlig zu verhindern, dann, wenn dies nicht mehr gelingt, sie möglichst zu beschränken suchen. Erst zuletzt, wenn das neue Princip wirklichen Bestand gewonnen und nun unaufhaltsam sich ausbreitet, sehen seine Gegner sich genöthigt, um nur noch einigermafsen sich gegen die andringende Fluth zu schützen, sich selbst auf das bewegliche Element der Oeffentlichkeit hinauszuwagen, nicht bedenkend, dafs sie hiermit schon das entgegenkommende Princip der Bewegung anerkennen, da sie Vernunftgründe und Freithätigkeit nicht mehr durch Autorität bekämpfen und besiegen zu können thätlich eingestehen.

So suchte die Römisch-kath. Hierarchie zuerst mit aller Macht den freien *Bücherverkehr* zu hemmen, bis sie selbst zuletzt sich mit Büchern zu vertheidigen für gut fand, weil alle andere Waffen ihren Händen entwunden waren. Noch heftiger mufste das Römische Autoritätsprincip die unendlich raschere Gedanken-Circulation perhorresciren, welche durch Monatsschriften und vollends durch Tagesblätter in Gang kam, die mittelst Eilwagen und Dampfbote — auf macadamisirten Strafsen oder Eisenbahnen den Klubbs und Lesezirkeln zugeführt wurden. In Spanien und Italien gelang es dem Klerus, den Umlauf durch Unterbindung zu hemmen; in Frankreich und Deutschland dagegen, wo die Befugnifs freier Gedankenmittheilung durch die Reformation und die Revolution erobert worden, blieb der Römisch-katholischen Parthei, um sich nur noch einigermafsen zu behaupten, kein anderes Mittel übrig, als nun auch Zeitschriften und Tagesblätter zu gründen. So lange diese Parthei die waffenstärkste gewesen, hatte sie streng auf Befolgung der kirchlichen Censurgesetze gehalten; uns ist indessen kein Deutsches oder Französisches katholisches Zeitblatt bekannt, welches die *gesetzliche Genehmigung* seiner Kirchenobern für die einzelnen Blätter einholte *).

Aber nicht nur hinsichtlich des Formellen ist diese Parthei kaum mehr von ihren Gegnern zu unterscheiden; auch in der *Sache* selbst hat sie sich immer weiter von ihrer Kirche entfernen müssen, so dafs sie in allmäligen Uebergängen fast ganz sich in ihr Widerpart verwandeln zu wollen scheint. Was namentlich Frankreich betrifft, so ist zunächst von den *Gallikanern* die *zeitliche* Königsgewalt ganz von der geistlichen getrennt, gegen die Infallibilität des Papstes protestirt, der gesammte Episcopat über den Papat, und der König theilweis über die Bischöfe, dann — von den *Jansenisten* die religiöse Gesinnung über die kirchlichen Heilmittel, das Altchristliche über vieles Römisch-katholische, die Gewalt der Parlamente über hierarchische Disciplin erhoben und zu Anfang der Revolution sogar die Hierarchie umgekehrt und gleichsam die Entleiblichung der Kirche durch Aufgeben ihres Eigenthumes veranlafst worden. Weiterhin hat der *Napoleonische* Klerus sich die mannigfaltigsten Eingriffe der weltlichen Gewalt in die jahrtausendalte Disciplin der Kirche, ja sogar die *gesetzliche* Verletzung mehrerer dogmatischen Bestimmungen gefallen lassen, und, — (wie Frayssinous, Duvoisin, de la Luzerne und mehrere Andere), — die Meinung zu verbreiten gesucht, als sei es gar nicht Glaubenslehre der Römisch-kath. Kirche, dafs „aufser ihr schlechterdings Niemand selig werden könne". — Nimmt man nun hinzu, dafs die Reformation in Frankreich mit Gewalt unterdrückt worden, dafs die Hierarchie in ihrem Kampfe gegen den Jansenismus und namentlich durch die berüchtigte Bulle *Unigenitus* sich in eine eben so willkürliche als despotische Rechthaberei verloren, dafs dieses gewaltsame Aufdringen eines *ganzen* bis zur äufsersten Spitzfindigkeit ausgesponnenen Systems eine eben so herbe Widersetzlichkeit gegen das *Ganze* hervorgerufen, dafs weiterhin die im-

*) Ebenso scheinen geheime Gesellschaften nur dann verboten, wenn sie, wie die *Freimaurer allgemein menschliche* Zwecke haben; nicht aber, wenn sie, wie die *Congregation* in Frankreich, Deutschland u. s. w. eine arrogante, intolerante Kirche zu restauriren trachten.

nur zunehmende Uneinigkeit unter den Religionslehrern selbst — das Bedürfnifs nach einem unerschütterlichen Haltpunkt und untrüglicher *Gewifsheit* erweckt und hierdurch die Einen zu einem abstrakten Theïsmus, die Anderen zum Materialismus, einige zum Sensualismus, andere wieder zum völligen *Indifferentismus* hingetrieben, — endlich, dafs auch im *Politischen* eine analoge Zersplitterung und Auflösung stattgefunden, welche bisher in Frankreich noch immer die wirkliche Staatsgewalt in die Hand der stärksten *Individualitäten* gebracht, die dann die Kirche je nach ihren *besonderen* Zwecken zu bestimmen, alle aber sie zu *beherrschen* gesucht haben, — dann finden wir uns in Mitten der Verhältnisse, welche allein die Erscheinung erklären können, die wir hier zu besprechen uns vorgesetzt haben.

Das Titelblatt des dritten der vorliegenden Werke zeigt uns zu oberst ein lichtausstrahlendes *Kreuz*, darunter die dreifache *päpstliche Krone über der heiligen Schrift*, den *beiden Papstschlüsseln*, dem *Schwert* und der *Palme*, und zu unterst die Worte: *Dieu et la liberté.* Hiermit wollten die Herausgeber wohl andeuten, was Alles sie miteinander zu vereinigen wünschten und strebten. Wirklich enthalten diese vermischten Blätter wahrhaft *Christliches*, ächt *Päpstliches*, und Versuche, die *Freiheit* als Willen *Gottes* darzustellen. Wir haben nun zuzusehen, inwiefern dieses Streben gelungen.

Bekanntlich ist das *Avénir*, aus welchem die vorliegenden *melanges* gesammelt, vom Abbé de la Mennais gegründet, und es ist leicht wahrzunehmen, dafs seine Hauptmitarbeiter zu ihm nur im Verhältnifs von Jüngern zu ihrem Meister stehen. Es wird daher das Verständnifs dieser Sammlung erleichtern, wenn wir vor Allen den Meister selbst kennen zu lernen suchen.

Im J. 1782 zu St. Malo in der Brétagne von christlich gesinnten Eltern geboren, lebte er als Knabe zuerst bei seinem Onkel, dann bei einem Pfarrer, bei welchem er hinsichtlich des Unterrichts gröfstentheils auf sich selbst angewiesen war. Schon mit 10 Jahren hatte er den ganzen Rousseau gelesen; aber schon in seinem 14ten oder 15ten Jahre sandte er an eine Provinzial-Akademie *eine Rede zur Bekämpfung der neueren Philosophie.* Dennoch vermochte er als Jüngling nicht, sich der Gewalt stürmischer Zweifel und heftiger Leidenschaften zu erwehren, und erst durch ein grofses, seine Seele in ihren Tiefen erschütterndes Unglück wurde er zum religiösen Leben für die ganze Folgezeit zurückgeführt.

Nun trat er (1808) mit seinen *Réflexions sur l'état de l'église en France pendant le* 18. *siècle et sur la situation actuelle*, zuerst gegen seine Zeit in die Schranken, indem er die Ueberhand nehmende *Gleichgültigkeit* gegen Religion und die hieraus folgende Entsittlichung als die unausbleiblichen Folgen des Kampfes bezeichnete, welcher zuerst von der Reformation, dann von der, zum Absolutismus sich verstockenden — weltlichen Gewalt, zuletzt von der Philosophie des 18ten Jahrhunderts und ihrer Tochter, der Französischen Revolution, gegen die Römisch-kath. Kirche geführt worden sei. Zur Heilung dieser Krankheit hält er für das dringendste Mittel — die Bildung einer neuen, wahrhaft Römisch-kath. Geistlichkeit, und empfiehlt zu diesem Zwecke Errichtung von christlichen Schulen, Missionen, Congregationen, — unter welchen er den Jesuiten das meiste Verdienst zuerkennt, — und Ausstattung der Kirche mit liegenden Gründen.

Bei dieser Gelegenheit erklärte er: *rendre les ministres de la religion dépendans, pour leur subsistance, de la charité de fidèles ou la munificence du gouvernement, c'est ôter toute dignité au ministère, et faire dépendre la religion elle-même des erreurs ou des caprices de l'administration; et certes ce fut une idée bien stupidement impie que celle de salarier le culte, comme on salarie des commis ou des professeurs.* Eine solche Kritik, welche zugleich den Papst und den Kaiser, die im Concordat vom J. IX. die Salarirung des Klerus beschlossen hatten, als stupid und gottlos brandmarkte, konnte der Kaiser nicht ertragen, und jene *Réflexions* wurden um so mehr gleich nach ihrem Erscheinen von der Polizei confiscirt, als darin auch die unbeschränkte Souveränität der fürstlichen Gewalt nachdrücklichst bekämpft war. Zwar wurde in derselben Schrift auch der revolutionäre Grundsatz, dafs alle Gewalt vom Volke ausgehe, verworfen, aber nur aus demselben Grunde, aus welchem die unbeschränkte Fürstengewalt als verwerflich dargestellt worden. Hr. de la M. sah damals in den Reformatoren und Jansenisten, in Ludwig XIV. und Voltaire, im königlichen wie im republikanischen Absolutismus, nur verschiedene Färbungen eines und desselben Verbrechens; — *ce n'était, sous différens noms, que la révolte de l'orgueil contre l'autorité — et par conséquent contre Dieu, source de*

toute autorité. Da aber der Papst der höchste Stellvertreter Gottes auf Erden, so waren alle die angegebenen geschichtlichen Thatsachen im Grunde nur Empörungen gegen den Papst; denn die Revolution war nur eine nothwendige Folge des Gallikanismus, Jansenismus, Absolutismus und Philosophismus. Uebrigens enthielt jene Schrift im Keime schon alle später ausgeführten Grundgedanken, und liefs ebenso die starke, wie die schwache Seite ihres Verfs. wahrnehmen: eine glühende Begeisterung für Religion, Sittlichkeit, Wahrheit und Menschenwohl, welche nur Gott, aber keinen Menschen fürchtet, und wie eine südliche Sonne eine Fülle prächtiger Gestaltungen hervortreibt; dabei reiche Belesenheit und einen bis auf eine gewisse Tiefe scharf eindringenden und bis auf gewisse Punkte hin folgerichtig denkenden Verstand. Fast alles Störende in seinen Arbeiten läfst sich dagegen auf das Eine zurückführen, dafs er von einer mehr oder weniger *fixen Idee von Katholicismus* ausgeht, und alles Uebrige hieran mifst oder hierdurch bestimmt. Unausbleiblich verfällt er hierdurch häufig in Willkür und Widersprüche, da er von einer individuellen Ansicht ausgeht, und auf einer Seite dasjenige, was ihm das Katholische scheint, festhält, ohne Alles hierdurch Ausgeschlossene damit in einer höheren Einheit zu begreifen. Auf jener Seite sieht er alles Positive; auf der anderen alles Negative, jedes in seiner eigenthümlichen Folgerichtigkeit; er übersieht aber ebensowohl das Negative auf der katholischen, wie das Positive in der akatholischen Seite, und statt das Akatholische theils aus der ursprünglichen Menschennatur und aus der Beschränktheit des Katholischen selbst abzuleiten, ist ihm der immer schärfer und übermächtiger sich entwickelnde Gegensatz nur ein *aus der Unterwelt hervorbrechendes ungeheures Unglück.*

(Die Fortsetzung folgt.)

XV.

Die Schlacht bei Lützen den 6ten Novbr. 1632. *Historisches Fragment zur Erinnerung an Gustav Adolph am zweihundertjährigen Jahrestage seines Todes. Von C. Frhr. v. Vincke, Hauptmann im Königl. Preufs. Generalstabe. Berlin* 1832. *in der Nauckschen Buchhandlung.*

Durch äufsere Verhältnisse gehindert, ein gröfseres Werk — (eine möglichst gründliche und vollständige Kriegsgeschichte Gustav Adolphs in Deutschland) — als Weihgeschenk für das zweihundertjährige Todesfest des unvergefslichen Königs zur Vollendung zu bringen, legt der Verf. dieses, auch in sich noch unvollendete, Bruchstück dem Publikum zur einstweiligen Beurtheilung vor. Ref. kann ihm nur Glück wünschen, zur Wahl eines so dankbaren Themas, und nächstdem Mufse und Behaglichkeit, um dasselbe in der beabsichtigten Weise und den Erwartungen, welche dieses Probefragment hervorruft, entsprechend bis zur völligen Reife der Bearbeitung durchzuführen. Der militärische Gesichtspunkt wird zwar als Hauptsache des Bestrebens genannt, doch soll es auch Hauptaugenmerk bleiben, den Zusammenhang der Begebenheiten nach Ursach und Wirkung, die Handlungen nach ihren Motiven darzustellen. Aus der, dem Berichte über die Schlacht selbst, vorangeschickten Einleitung ergiebt sich, dafs es dem Verf. gelungen ist, sich über den bornirten Standpunkt der trivialen militärischen Schriftstellerei zu erheben, die es noch nicht begriffen hat, wie es von einer naturgemäfsen und das Wesentliche berührenden Darstellung des Krieges ganz unzertrennlich ist, in eigentlich historische und politische Forschungen und Auseinandersetzungen einzugehen, weil nun einmal die Kriegsbegebenheiten und Entwürfe in der Praxis nicht isolirt dastehn und nicht isolirt erhalten werden können, indem sie nicht etwas aus dem übrigen Verbande des Völkerlebens Herausgerissenes und demselben Fremdartiges sind, sondern im Gegentheil zu den grofsartigsten und lebendigsten Kraftäufserungen desselben gehören. — Dafs die Geschichte des dreifsigjährigen Krieges bisjetzt noch in keinerlei Beziehung auf eine, ihrer inneren Bedeutsamkeit und dem Kulturbedürfnisse der Gegenwart, gleich angemessene Weise dargestellt worden ist, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung; eben so gewifs ist es, dafs in militärischer Beziehung nur die kurze Periode, in welcher der königliche Held persönlich daran Theil genommen, ein höheres Interesse gewährt, und eine Ausbeute an Belehrung verspricht; und wenn irgend ein glänzendes Meteor der neuern Geschichte, in Hinsicht der sich über Jahrhunderte verbreitenden segensreichen Folgen verdient, einen von Liebe und Ernst für seinen Gegenstand begeisterten Bearbeiter zu finden, so darf unter Allen *Gustav Adolph* — der gleich grofs als Mensch, als Feldherr und Staatsmann, sich für das gesetzmäfsige Fortbestehen der Freiheit Deutschlands und die eigentlich politische Begründung einer evangelischen Kirche in Deutschland zum Opfer dargebracht, — diese wahrhaft universalhistorische Person, höchster Glanzpunkt seiner Nation, und wie es Jean Paul ausgesprochen: ächter Feiertagsmensch, — den Anspruch darauf geltend machen, in die erste Reihe der Prätendenten gestellt zu werden.

Rühle v. Lilienstern.

№ 22.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

1. *De la Religion, considerée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil, par l'Abbé de la Mennais.*
2. *Des progrès de la Révolution et de la guerre contre l'église, par l'Abbé de la M.*
3. *Melanges catholiques extraits de l'Avenir, publiés par l'Agence générale pour la défense de la liberté religieuse.*

(Fortsetzung.)

So läfst er, um nur von der neueren Zeit zu sprechen, auf eine angebliche *persécution du glaive* (von Seiten der absoluten Monarchie und der Revolution) *et du raisonnement* (von Seiten des Jansenismus und der Philosophie) eine neue, noch gefährlichere, die *persécution de l'indifférence* nachfolgen, ohne den Zusammenhang wahrzunehmen, in welchem diese Thatsachen mit dem kathol. Mittelalter stehen. Dafs er indessen bei Abfassung jener Schrift auf's innigste von dem, was er schrieb, überzeugt war, ist auch daraus zu entnehmen, dafs, indem er zur Bekämpfung jener Indifferenz alle Hoffnung auf einen frisch begeisterten Klerus setzte, er selbst — schon 28jährig — 1811 in das Seminar von St. Malo eintrat, und sechs Jahre darauf Priester wurde. Im Seminar nun arbeitete er mit Hülfe der Materialien, die sein Bruder, Stifter und Direktor dieser Anstalt, ihm zur Benutzung überliefs, eine Schrift aus, die 1814 unter dem Titel: *Tradition de l'Eglise sur l'institution des évêques* erschien, und die Hierarchie von der Einwirkung der weltlichen Gewalt zu befreien beabsichtigte. Während aber das öffentliche Leben in seiner *Gleichgültigkeit* gegen das katholisch-kirchliche beharrte, wie gegen alle positive Glaubensmeinungen, trat der jugendlich begeisterte Priester jener nüchternen Glaubenslosigkeit mit dem ersten Bande seines *Essai sur l'indifférence* entgegen, welcher gleich bei seiner Bekanntmachung allgemeines Aufsehen erregte, und vom Klerus als ein glorreicher Triumph über die Ungläubigen und Philosophen begrüfst und gefeiert wurde. Diese Freude dauerte jedoch nicht lange. Dafs das Recht, in Religionsangelegenheiten nur seiner eigenen Ueberzeugung zu folgen, nur eine Anmafsung sei und in seiner Durchführung zum Atheismus und zu völliger Anarchie hintreibe, — dies war dem Klerus aus der Seele gesprochen; — als aber in den folgenden Bänden jenes Versuches das *allgemeine Zeugnifs* der Menschheit als die höchste Autorität hingestellt wurde, welcher das individuelle Meinen sich unterwerfen müsse, da erschraken die kirchgläubigen Hirten, und schon damals fingen sie an, den geistreichen Verf. jenes Versuches als einen verwegenen Neuerer in Religionsangelegenheiten zu betrachten, der, ohne es selbst zu wissen, sich in Häresie verstricke. Diejenigen aber, welche nicht von Vorurtheilen befangen, vor Allem immanente Consequenz — als Merkzeichen der Wahrheit anerkennen, konnten einer Polemik nicht beistimmen, welche einerseits die individuelle Ueberzeugung durch ein angeblich allgemeines Zeugnifs verdrängen wollte, von dessen Wirklichkeit Jeder doch wieder nur vermittelst seiner eigenen Forschung und auf den Grund seiner eigenthümlichen Principien sich überzeugen konnte, — welche anderseits die Souveränität einer Autorität aus Elementen construiren wollte, deren unverbrüchliche Gültigkeit gerade bestritten wurde. De la Mennais wollte auf dem *Wege der Demonstration* die individuelle Denkthätigkeit zum Eingeständnifs ihrer Nichtswürdigkeit nöthigen, nicht bedenkend, dafs gerade die Weise dieser Nöthigung die Unentbehrlichkeit der Selbstthätigkeit anerkannte. Er setzte den Individuen eine Allgemeinheit entgegen, in welcher gerade Individuen, welche diese Allgemeinheit anerkennen sollten, sich nicht miteinbegriffen fanden, so dafs diese Allgemeinheit ihnen nur als eine besondere, höchstens nur

als eine *Mehrheit* erscheinen, und als solche keinen Respekt einflöfsen konnte, da die Geschichte schon mehr als einmal den neuen Ueberzeugungen der Minderheit den Sieg über die Meinung der Mehrheit bereitet hatte.

Aber nicht nur das gebildete Publikum beharrte in seiner *Gleichgültigkeit* gegen die restaurirte Französisch-katholische Kirche, sondern auch die Regierung in Behauptung und Durchführung der sogenannten Gallikanischen Freiheiten gegen die wieder auftauchenden Prätensionen des reinen *Römischen* Katholicismus.

Hierdurch wurde nun Hr. de la M. veranlafst, seine Weltansicht genauer zu bestimmen, und dem System der Regierung in mehreren Flugschriften entgegenzutreten. So erschienen in rascher Aufeinanderfolge in den Jahren 1825 und 1826: *Quelques reflexions sur le procès du Constitutionnel et du Courrier*, — *Aphorismata ad juniores Theologos*, — und *de la Religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil.* Das diesen Schriften, und vorzugsweise der zuletzt erwähnten, zu Grund gelegte System läfst sich im Wesentlichen auf folgende Hauptpunkte zurückführen:

Gott ist Urheber der menschlichen Gesellschaft; denn als Urheber der Wesen ist er nothwendig auch Urheber der Ordnung zur Erhaltung derselben. Nothwendig zum Bestand der Gesellschaft ist 1) ein *Gesetz*, welches die Glieder derselben mit einander verbindet, und 2) eine *Gewalt*, welche dieses Gesetz handhabt. Es mufs also ein allgemeines, unveränderliches, unverjährbares *Gesetz* geben, und Alles, was demselben zuwider geschieht, ist an und für sich nichtig. Ebenso ist die *Gewalt*, (wohl zu unterscheiden von der Person der Gewalthaber) ursprünglich göttlich, und die Quelle derselben weder im Volk, noch im Souverain, sondern in der göttlichen Bestimmung der Gewalt, in Erhaltung der Ordnung und Handhabung des allgemeinen Gesetzes, zu finden. Die Gewalt ist also nur so lange göttlich, als sie dieser Bestimmung entspricht. Das allgemeine Gesetz ist aber der Menschheit bei ihrem Ursprunge offenbart und bei den übrigen Völkern nur durch Familien-Ueberlieferung fortgepflanzt, jedoch im Verlaufe der Zeiten vielfach entstellt; — bei den Juden hingegen durch eine öffentliche *Kirche* aufbewahrt worden. Christus reinigte und entwickelte diese Uroffenbarung, so dafs nun alles Gute, Wahre, und der Menschheit Nothwendige und Nützliche im Christenthum als Princip oder auch als Folgerung enthalten ist. Zugleich gründete Er eine geistige Gesellschaft, trug dem neuen Priesterthum auf, zu *lehren*, — gab ihm *Gewalt* zu lösen und zu binden, und setzte Petrus als Haupt dieser Gesellschaft ein, dessen Nachfolger als Oberhäupter derselben anerkannt worden, — nothwendig, da jede wahrhafte Gesellschaft *monarchisch* ist, und — eben wie Christus *alle* Gewalt vom Vater, so auch sein Stellvertreter alle Gewalt von ihm empfangen. „Der Papst *allein* besitzt eine ursprüngliche (*primitive*) Autorität, welcher alle andere untergeben sind, „ohne selbst irgend einer untergeben zu sein".

Da nämlich das prätendirte Recht, in Glaubenssachen seiner eigenen Ueberzeugung zu folgen, unausbleiblich zur geistigen und hiermit auch zur sittlichen und bürgerlichen *Anarchie* hinführt, und die „sogenannte „*Gewissensfreiheit* nur ein *Zerstörungsprincip* ist", so wird eben damit eine Gewalt *postulirt*, welche „das „Recht habe, den Glauben zu *befehlen* (*de commander* „*la foi*), oder auf souveraine Weise über die Lehre zu „urtheilen". Da ferner jetzt alle Wahrheit in der Kirche, und diese daher schlechthin eine *einige*, *allgemeine* und *immerwährende* sein mufs, — da aber in der ganzen Kirche der Papst die einzige *einige*, *ununterbrochen wirklich vorhandene* Gewalt ist, so ergiebt sich hieraus von selbst, dafs er infallibel und mit unbeschränkter Machtvollkommenheit bekleidet sein mufs, und dafs, wer diese päpstliche Souveränität angreift, ebendamit die Kirche, mit dieser das Christenthum, und mit diesem die bürgerliche Gesellschaft selbst angreift, so dafs ein Angriff auf jene Souveränität ein „*crime de lèse-„religion* für jeden Christen, und *de lèse-civilisation*, „*de lèse-société* für den Staatsmann ist". Dies letztere hat jedoch noch aufser dem allgemeinen, dafs kein Staat ohne Moral, keine Moral ohne Religion, keine Religion ohne Kirche, keine Kirche ohne unfehlbare, einige, continuirliche Unfehlbarkeit denkbar, — noch folgenden besonderen Grund: „Das Gefühl des Gerechten und Ungerechten hat sich immer im Gewissen (*conscience*), — im Herzen (*coeur*) der Völker erhalten". „Immer nun haben die Völker in der weltlichen Souveränität nur eine von Gott abgeleitete Macht erblickt, „eingesetzt zur Aufrechthaltung der Ordnung und in „ihrer Ausübung an das Gesetz gebunden, welches Gott „dem menschlichen Geschlecht von Anfang an gegeben". Ebenso „haben die Völker, jedesmal, wenn diese Souveränität sich vom Gehorsam gegen Gott losgesagt,

„sich auch vom Gehorsam gegen dieselbe entbunden „erachtet". Vor Christus nun hatte jenes Urgesetz keinen anderen Dollmetsch als das allgemeine Dafürhalten (*sentiment général*), und keine andere Bürgschaft als den unmittelbaren Widerstand des Volkes. An die Stelle des letzteren trat demnächst die Kirche, in welcher allein das göttliche Gesetz hinterlegt und deren Oberhaupt allein zur unfehlbaren Erklärung desselben bevollmächtigt worden. Wirklich haben nicht nur ökumenische Concilien, (das 4te v. Lateran und das 1ste von Lyon) sondern selbst Gerson und Fenelon dem Papst, vermöge seiner höchsten Bind- und Lösgewalt, auch die Macht zuerkannt, das Weltliche zu leiten und zu ordnen, und die Unterthanen vom Gehorsam gegen ihre Fürsten zu entbinden, wenn diese dem göttlichen Gesetz zuwiderhandeln. So „besitzt also die Kirche „über die weltlichen Souveräne, wie über deren Unter-„thanen eine *Nöthigungsgewalt* (*puissance coërcitive*)", und zwar um so mehr, „da die der Kirche von Gott „verliehene Gewalt, sowohl ihrer *Natur* nach, (als geist-„liche), als ihrem *Endzwecke* (der ewigen Glückselig-„keit) zufolge, weit über die weltliche des Cäsars er-„haben ist, und die Gegenlehre ist, wie dies bis zur „Reformation allgemein anerkannt war, entschieden „*ketzerisch*". So wie nun die Fürsten angefangen, sich der päpstlichen Gewalt zu widersetzen, und, gestützt auf ihr Beispiel, auf das wiederaufkommende alte Römische Recht und auf die Lehren Macchiavell's, den Staat von der Kirche, die Politik von der Religion unabhängig gemacht haben, sei „auch das Volk wieder „in sein altes Recht eingetreten, den Fürsten, welche „vom göttlichen Gesetz abweichen, den Gehorsam auf-„zusagen, und die unausbleiblichen Folgen hiervon wa-„ren entweder ein gottloser *Despotismus* der Könige, „wie der eines Heinrich VIII. und Ludwigs XIV., oder „eine völlige *Anarchie*, — wie die, welche in Folge „der Reformation im Geistlichen, und in Folge der Re-„volution im gesammten gesellschaftlichen Zustande ein-„getreten". (II. 49 ff. 67 ff. I. 19 ff. 62.)

So haben also die Reformation und die vier *ketzerischen* von mehreren Päpsten verworfenen Artikel der Gallikanischen Geistlichkeit (v. 1682.) ebensosehr den Thron, wie den Altar untergraben, indem sie das Band zerrissen, welches die Christenheit vermittelst des unfehlbaren Papstes zu einer einträchtigen göttlichen Ordnung verknüpfte, und es stehen sich jetzt in Europa zwei Gesellschaften einander gegenüber, die „der *Menschen ohne Gott*, deren Systeme fast überall in der „Regierung und Verwaltung die Oberhand haben, und „die der *Christen*, die unter der *Autorität* der Kirche „vereinigt und den politischen Atheismus unablässig zu „bekämpfen genöthigt sind". Dieser Gegensatz, den man nach allem Vorhergehenden als Opposition von *Freidenkern* und Kirch- oder vielmehr *Papst-Gläubigen* bezeichnen kann *), wird von de la M. selbst als Gegensatz der *zerstörenden* und der *erhaltenden* Kraft bestimmt, und auf den Grund dieser Ueberzeugung glaubt er mit Entschiedenheit voraussagen zu können, daſs, „wenn die Regierungen sich nicht aufs engste der Kir-„che anschlieſsen (d. h. das Supremat des Papstes an-„erkennen) kein einziger Thron in Europa aufrecht ste-„hen bleiben, und die Revolution eine allgemeine Anar-„chie herbeiführen wird".

Dies die Grundzüge des Systems, wie es bereits in der Schrift *de la Religion etc.* sich deutlich ausgesprochen findet und in den späteren Schriften desselben Verfs. im Wesentlichen unverändert geblieben, aber durch die siegreichen Fortschritte des entgegengesetzten Princips zu Folgerungen hingetrieben worden, die wir näher zu bezeichnen haben.

Zunächst wurde Hr. de la M. vor das Pariser Zuchtgericht geladen, beschuldigt, durch die eben angeführte Schrift 1) zum Ungehorsam gegen die Gesetze aufgefordert und 2) die Würde und Rechte des Königs angegriffen zu haben, indem er die Erklärung der Französischen Geistlichkeit von 1682, welche ein Staatsgesetz sei, verworfen und behauptet habe, daſs die Könige dem Papst untergeben seien und die Unterthanen betreffenden Falls vom Gehorsam gegen dieselben vom Papst entbunden werden könnten. Der Achtungswürdigkeit seines Charakters halber wurde nun Hr. de la M. (am 22. Apr. 1826) zwar vom zweiten Anklagepunkt freigesprochen, wegen des ersten jedoch schul-

*) Daſs dieser Gegensatz sich nur auf die Form bezieht, geht klar aus folgender Stelle hervor: *Peu importe ce que croit ou ne croit pas chaque protestant: quand il croit, ce n'est jamais par le motif fondamental que Dieu a révèle la vérité qui est l'objet de sa croyance; mais parceque sa raison juge que c'est réellement une vérité . . . ainsi* (!) *dès qu'en rejetant l'autorité de l'Eglise, on refuse de reconnoître un juge infaillible de la doctrine, l'idée même de religion s'évanouit* (*II.* 67.)

dig erklärt, und zu 30 Franken Strafe und seine Schrift zur Vernichtung verurtheilt. Fast zu gleicher Zeit (am 3. April 1826) machten 7 Erzbischöfe und 7 Bischöfe, die sich damals zu Paris befanden, und welchen demnächst noch 56 Prälaten beitraten, eine Erklärung bekannt, in welcher sie die Erklärung von 1682 als ächt-katholisch in Schutz nahmen und die Gegenbehauptungen des Abbé de la M. als *étranges* und als „ohne „Sendung ausgesprochen" bezeichneten.

Demungeachtet begünstigte ein Theil des hohen Klerus und des alten Adels, welche sich zu einer geheimen Congregation verbanden, die allmälige Restauration des *Römischen* Katholicismus in Frankreich auf eine Weise, welche eine heftige Opposition der sogenannten liberalen Parthei hervorrief. Graf Montlosier trat in mehreren Schriften und demnächst auch mit einem Antrag in der Pairskammer als öffentlicher Ankläger gegen die wieder eingeschlichenen Jesuiten und den ganzen sogenannten *parti-prêtre* auf, und fand so starke Unterstützung, dafs selbst Karl X. sich genöthigt sah, durch die bekannten Ordonanzen vom 21sten Apr. und 16ten Juni 1828 der Jesuiten- und Priesterparthei einen starken Damm entgegenzusetzen. Sofort remonstrirte in einer Denkschrift vom 1sten Aug. 1828 der Cardinal v. Clermont-Tonnerre, Namens des gesammten Französischen Episkopats, gegen diese Ordonnanzen, da es „nur zu offenbar sei: *qu'elles sont de nature à porter l'atteinte la plus déplorable à la prospérité de la religion Cathol. en France, et qu'elles attaquent dans plusieurs de leurs dispositions l'honneur et l'autorité de l'Episcopat*". Als aber die Regierung nicht einmal die *Befugnifs* zu einer solchen Remonstration anerkannte, und, ohne Rücksicht auf dieselbe zu nehmen, die verkappten Jesuiten vertrieb, die kleinen Seminarien schlofs u. s. w., da erhob sich auch de la M., der bereits unter den jungen Geistlichen einen grofsen Anhang gewonnen, in seiner Schrift: *des Progrès de la Revolution et de la guerre contre l'Eglise*, mit aller Macht gegen jene, die Cultusfreiheit allerdings verletzenden Ordonnanzen. Von neuem suchte er hier sein System, welches er nunmehr auch auf die Autorität der bekannten Dekretale *unam sanctam* von Bonifaz VIII. stützte, als das einzige haltbare und vernunftgemäfse zu erweisen. Zugleich gestand er zu, dafs so lange noch bestimmte Glaubensmeinungen ohne Opposition ein ganzes Volk beherrschen, „Vernunft „und Weisheit gebieten, alle unnützen und gefährlichen „Controversen zu *untersagen*". Dann aber behauptete er, dafs wenn einmal Glaubensspaltungen eingetreten seien, „die Einheit nur in Folge eines *freien* Kampfes „wieder erstehen könne". Man müsse daher „im Vertrauen auf die Macht der Wahrheit", und „im Glauben „an die Kraft Gottes" auf den thörichten Gedanken verzichten, den Geist in Fesseln zu schlagen". Ebenso gab er nun bereits zu: die liberale „Bewegung sei zu „allgemein, zu beständig, als dafs sie nur Irrthum und „Leidenschaften zum Princip haben könne"; in Wahrheit sei „der *Liberalism* nichts Anderes, als das Unvermögen (*impuissance*), in welchem jede christliche „Nation sich finde, eine *blofs menschliche* (Regierungs-) „Gewalt zu ertragen, die nur auf sich selbst beruhe und „keine Regel habe, als ihren eigenen Willen"; und mit Recht fordere er „eine Bürgschaft gegen die Willkür, „welche dem Gehorsam seine Sicherheit benehme". Ja, er sprach sogar die kühnen Worte aus: „die *Freiheit* — sei das erste, grundsächliche, wesentliche Gesetz der Gesellschaft, das Christenthum trenne nie die „beiden *gleich heiligen*, gleich *unentbehrlichen* Dinge: „Ordnung und *Freiheit*", und wenn es der *Gewalt* (*puissance*) zu gehorchen befehle, so sei unter dieser zugleich „*Autorität und Vernunft*" zu verstehen. Diesemnach forderte er für die katholische Kirche die von der Charte *allen Religionen* versprochene Freiheit, als deren wesentlichste Elemente er die *Gewissens-, Prefs- und Erziehungs-Freiheit* bezeichnete.

Solcherlei Aussprüche hatten nun allerdings einen guten Laut, und mochten gar Manche glauben machen, als sei die anderthalbtausendjährige Antinomie zwischen Zwangglauben und Freiheit, zwischen Kirche und Staat, jetzt von einem kräftigen Geiste gelöst. Aber die Enttäuschung lag nahe; man brauchte nur nach näherer *Bestimmung* und nach dem *Endzwecke* jener Freiheit zu fragen. Da zeigte sich dann, dafs „zur *Freiheit* „zwei Dinge erfordert wurden: 1) die *Legitimität* der „Gewalt, und 2) die Uebereinstimmung ihrer Thätigkeit mit der *unwandelbaren* Gerechtigkeit."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

1. *De la Religion, considerée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil, par l'Abbé de la Mennais.*
2. *Des progrès de la Révolution et de la guerre contre l'église, par l'Abbé de la M.*
3. *Melanges catholiques extraits de l'Avenir, publiés par l'Agence génerale pour la défense de la liberté religieuse.*

(Fortsetzung.)

Ueber die Legitimität hat Hr. de la M. sich hier nicht mit seiner gewöhnlichen Schärfe ausgesprochen; da er aber von den Liberalen sagt, sie läugneten „die *Uebertragung der göttlichen Gewalt*, — und hiermit die Möglichkeit einer *legitimen* Gewalt unter den Menschen", da er ferner behauptet: „das irdische Schwerdt sei nothwendigerweise dem geistlichen *untergeordnet*, wie Körper der Vernunft", da er endlich die päpstliche Gewalt als die einzige bezeichnet, bei welcher *unmittelbar* die göttliche Gewalt an Menschen *übergehe*, — so ist diesem Allem gemäfs wohl nur *die* weltliche Gewalt *legitim*, welche unmittelbar oder mittelbar vom *Papste eingesetzt* oder anerkannt ist. — Ebenso ist, wie schon früher bemerkt worden, nur der *Papst* der *ordentliche* Richter über die „Uebereinstimmung" der fürstlichen Thätigkeit mit der ewigen, jetzt nur in der Röm. kath. Kirche aufbewahrten, vom Papst unfehlbar gedeuteten Gerechtigkeit, und der Fürst, wie jeder andere Mensch, bei Gefahr des Verlustes der ewigen Seligkeit verpflichtet, in *Allem* dem Röm. Papste unterthan zu sein, — so dafs, wenn „der Fürst sich weigert, der Stellvertreter Christi im Zeitlichen zu sein, und sich gegen „die Autorität dessen revoltirt, *von welchem die seinige „sich herleitet*, derselbe alle Ansprüche auf Gehorsam „verliert, und das unterdrückte Volk Gewalt brauchen „kann und mufs, um seinen wahren Souverain zu „vertheidigen und sich wieder christlich zu constituiren."

Diesemnach besteht also die ganze von De la M. postulirte *Freiheit* einzig und allein in der *unbedingten Unterwürfigkeit unter das unfehlbare Oberhaupt der Kirche*. Die Glaubens-, Prefs- und Erziehungs-Freiheit wird aber nur in Anspruch genommen, um diesem streng Römisch-katholischen System den Sieg zu bereiten; denn zuletzt soll eben die des Fehlgehens *müde „Vernunft* einsehen, dafs ausserhalb des *kathol.* Christenthums es nur *Irrthum*, Unordnung, Calamitäten „und Knechtschaft ohne Heilmittel gebe und geben „könne". Nicht also werden jene Freiheiten als heilige, ewige *Rechte* anerkannt, sondern nur als *nothwendige Uebel*, nur als *Mittel* angesehen, um einer besonderen, diesen Freiheiten feindlichen, *Glaubenslehre*, *Staatseinrichtung* und *Erziehungsweise* die Alleinherrschaft wieder zu gewinnen.

Auf gleiche Weise fordert der Hr. De la M. auch nur *nothgedrungen* durch die jetzigen Verhältnisse eine völlige vorläufige Abscheidung der kath. Kirche von dem (gottlos gewordenen) Staat, da „eine Allianz zwischen „ihr und dem Liberalism oder der Staatsgewalt unmög„lich sei." Diese Ablösung, meint er, sei nothwendig, damit die Kirche mit der Unabhängigkeit auch ihre erste, göttliche Kraft wiedergewinne und den Glauben rein bewahre. Er behauptet zwar auch, „die Kirche „sinne für die Völker auf *neue* Geschicke und gleichsam „eine umfassende *Regeneration*, welche gegründet sei „auf *untrennbar* vereinte Ordnung und *Freiheit*"; da wir aber bereits wissen, was er unter Freiheit versteht, so haben wir bei dieser Rede nicht länger zu verweilen. Nur dies mag aus der oben angeführten Schrift hier angeführt werden, dafs er bereits die *Niederländer* deshalb gelobt, weil sie „aus einer edlen Regung von „Patriotismus und Glaubensbegeisterung ihre religiösen „und politischen Freiheiten *mit den Waffen in der Hand*

„von Joseph II. wieder erobert“ *) — und dafs er schon 1829 „die *Nähe* und *Unausbleiblichkeit* einer *Revolution* geweissagt, welche sich überall hin ausbreiten und erst nach langem Wechselkampfe zwischen Despotismus und Anarchie zu einer wahrhaften gesellschaftlichen *Wiedergburt* hinführen werde“.

Zunächst aber fand eine *Reaction* der katholischen Legitimität gegen den rationalistischen Liberalismus statt; die antijesuitischen Minister nahmen am 31. Juli 1829. ihre Entlassung, und am 8. Aug. trat das Oberhaupt der Congregation an die Spitze der Regierung. Nun begann unausbleiblich ein Zweikampf auf Tod und Leben zwischen der prätendirten *souverainen Autorität* der *Hierarchie* und des *Königs* einerseits und der gerade entgegengesetzten *Souverainität* der *individuellen Glaubensfreiheit* und des *Volkes* anderseits, welche letztere vor Allem in der *Prefsfreiheit* und demnächst auch in der damaligen Volksvertretungsweise ihre Bürgschaft hatten. Dies erkannte Polignac, indem er mit seinen Collegen dem Könige am 25. Juli 1830. vorstellte, dafs „keine Kraft im Stande sei, einer so auf„lösenden Gewalt, als die *Presse* ist, zu widerstehen,“ und dafs dieselbe „sowohl die Religion, als die Staats„ordnung, lebensgefährlich bedrohe.“

Aber zum zweitenmal, und zwar in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen wurde das mittelalterliche Kirchen- und Staats-Princip in Frankreich überwältigt, und die Schnelligkeit der Niederlage mufste jeden nicht ganz Verblendeten von der Unmöglichkeit einer abermaligen Restauration überzeugen.

Indessen hatte, wie die bisherige Verblendung, so auch die Heilung derselben mannigfaltige Abstufungen. Unheilbare zeigen noch jetzt die kirchgläubigen Provinzen. Viele kamen zur Einsicht, dafs Mifsgriffe geschehen sein müfsten. Die Einen, wie des Königs Beichtvater und andere katholische Monarchisten, hielten dafür, die Ordonnanzen seien nicht hinreichend mit Bajonetten unterstützt worden. Hr. de la Mennais und seine bereits zahlreich gewordenen Anhänger sahen dem grofsen Ereignifs schon etwas tiefer auf den Grund. Sie selbst erklären sich hierüber in der Vorrede zu den *Mélanges catholiques*. „Da die neue Revolution, heifst „es dort, noch feindseliger gegen den Katholicismus, „als gegen das Königthum gerichtet scheint, so war es „Pflicht für die Katholiken, sich strenge zu fragen, ob „sie nicht in ihren Ideen oder in ihrem Benehmen ei„nen *Verstofs* begangen, — damit, ihren Antheil am „Uebel erkennend, sie auch ihren Antheil zur *künfti„gen Restauration* der Gesellschaft darbrächten.“ Sie glaubten nun die nächste Hauptursache der Umwälzung darin zu finden, dafs die Regierung *mit Gewalt* habe bewirken wollen, was *in der jetzigen Weltlage* nur durch *reichlichste Freilassung* herbeigeführt werden könne. Um nun diese Ueberzeugung allgemein zu verbreiten, und hierdurch zum wenigsten noch gröfseren Uebeln vorzubeugen, vereinigte sich Hr. de la Mennais bereits im September 1830. mit den Ausgezeichnetesten unter seinen Anhängern, den Abbés Lacordaire und Gerbet, dem Grafen Ch. de Montalembert, dem Herrn de Coup und mehreren Anderen, zur Herausgabe eines raisonnirenden Tagblattes, welchem sie den bedeutungsvollen Namen *l'Avenir* gaben, wie sie durch das Epigraph *Dieu et la Liberté* dessen Haupt-Tendenzen bezeichneten.

Bekannt ist das Aufsehen, welches dieses Tagblatt nicht blofs in Frankreich erregte, wie denn die übermeisten katholischen Zeitschriften in Deutschland durch zahlreiche Uebersetzungen aus demselben ihm ihre Huldigung dargebracht haben. Feurige Beredsamkeit, hoher Schwung der Gedanken, überall durchleuchtende edle Gesinnung, ja mitunter die dichterische Begeisterung, und die innige salbungsvolle Religiosität bei anscheinender Folgerichtigkeit, Tiefe und umfassender Einsicht — rissen auch die Umsichtigeren mit sich fort und führten sie unmerklich an Abgründe, die sie erst wahrgenommen zu haben scheinen, als die Blitze des päpstlichen Rundschreibens (vom 25. Aug. v. J.) die Verzauberung gelöst und auch den Kurzsichtigsten die absolute Unvereinbarkeit des Römisch-katholischen *Glaubens* und der vom *Avenir* postulirten *Freiheit* zur Wahrnehmung gebracht haben mufs. So ist dieses Tagblatt nicht blofs als litterärisches, sondern auch als kirchliches Ereignifs von nicht geringer Bedeutung, da es wohl als der *letztmögliche* Versuch anzusehen sein dürfte, den *Römischen* Katholicismus mit dem Geist und den Bedürfnissen der neueren Zeit, überhaupt also das völlig Discordirende — mit einander in Concordanz zu bringen.

Wie weit indessen auch Hr. de la M. und seine

*) So wird auch die *„époque de la Ligue“* als *„une des plus belles de notre histoire“* bezeichnet!

Anhänger und Nachbeter sich *sächlich* von Rom entfernt haben mögen, mit ihrer eigensten *Persönlichkeit* sind zum wenigsten die ersteren niemals von der päpstlichen Einheit abgefallen, und selbst in ihren Lehren brechen die Römisch-katholischen Prätensionen und Beschränktheiten nicht selten auf eine so unzweideutige, ja krasse Weise durch, dafs man nur erstaunen mufs, wie ein nicht selten so heller Blick sich mit so auffallender Bornirtheit gesellen konnte.

Als Ausgangs- und Rückkehrspunkt, und als die eigentliche fixe Idee der Herausgeber des *Avenir* ist der Glaube zu betrachten, dafs *der Bischof von Rom der wirkliche, höchste, und deshalb unbeschränkte Stellvertreter Christi sei, welcher, damit Glaubensgewifsheit möglich und Anarchie (in Folge von Untersuchungsfreiheit) vermieden werde, auf unfehlbare Weise die Menschheit zu belehren und zu regieren die alleinige Vollmacht erhalten habe, welchem daher seit Christo alle Menschen unbedingt zu glauben und zu gehorchen haben*, wie denn auch Hr. de la M. und seine Mitarbeiter die ausdrücklichste Versicherung ihres vollkommenen, pflichtschuldigen Gehorsams oft erneuert, und, wie später anzuführen, die Aufrichtigkeit dieser Versicherung durch die That erhärtet haben. —

Da also die Verf. der *Mélanges cath.* alle ihre Aeufserungen nur insofern als die ihrigen behaupten wollen, als dieselben mit der päpstlichen Religionslehre übereinstimmen, so sind sie auch nicht an wissenschaftlichen Kriterien zu prüfen, sondern nur an der *authentischen* Doktrin des *Papstes*. Unbegreiflich ist in dieser Beziehung, dafs die Herausgeber des *Avenir* entweder die viele hundertmal von Rom unzweideutig ausgesprochene Lehre ignorirt, oder, wenn sie Kunde davon hatten, den schneidenden Widerspruch nicht wahrgenommen, in welchen sie sich durch so viele Behauptungen gegen dieselbe versetzt haben. Da sie aber den Papst selbst aufgefordert, sich über ihr System zu erklären, und sie sich dessen Ausspruche ohne weiteres unterworfen haben, so ist zum wenigsten an ihrer *bonne foi* auf keine Weise zu zweifeln.

Was nun die Lehre selbst betrifft, welche im *Avenir* vorgetragen worden, so ist sie in den wesentlichsten Punkten nicht von derjenigen verschieden, deren Grundzüge wir bereits aus den früheren Schriften des Hrn. de la M. dargelegt haben. Zwar kommen viele Stellen in den mannigfaltigen Aufsätzen jenes Tagblattes vor, welche eine *ausdrücklichere* Anerkennung widerrömischer, *allgemeiner* Menschenrechte zu enthalten scheinen. Zieht man aber andere, nicht minder bestimmte Aeufserungen zur Vergleichung herbei, so sieht man sich auch hier wieder genöthigt, jene freieren Stellen als oratorische Floskeln, oder als unabsichtliche Gedankenfehler anzusehen, welche für uns nur als unwillkürliche Zeugnisse für die unwiderstehliche Macht der überall durchdringenden Wahrheit Bedeutung haben. So lesen wir in einem Aufsatz des Hrn. de la M. „Schon begreift der wahrhafte Liberalismus, — „und er ist gegenwärtig unvergleichbar der zahlreich„ste, — dafs die *Freiheit* für *Alle* gleich sein mufs, „widrigenfalls sie für Niemand gesichert ist". Als solche Freiheiten, welche „*keinen Menschen* gesetzlich ge„raubt werden können", fordert er dann „*Gewissens*-, „*Unterrichts*- und *Erziehungs*-, *Prefs*-, *Associations*„und *Wahl-Freiheit*", und „völlige Freiheit der Kirche „von der Einwirkung der Staatsgewalt". Er bezeichnet diese Freiheiten sogar als *droits naturels* und *droits acquis*, und meint eine Verbindung zwischen den verschiedenen Meinungspartheien sei nicht nur möglich, sondern sogar nothwendig, da „fortan nur noch in der „*Freiheit* — Leben und zwar in der *ganzen* und *glei*„*chen* Freiheit für *Alle*". „Der instinktartige Wunsch „aber, welcher die Völker zur Freiheit hintreibe, sei im „Grunde nur der Wunsch nach Ordnung, da es nur „das gefühlte Bedürfnifs sei, die Gewalt dem Recht, „den Stoff der Intelligenz unterzuordnen", und diese Freiheit „könne keine anderen Schranken haben, als „ihre eigenen; sie halte nur da inne, wo sie, in ihrer „Ausübung zur Verletzung der Freiheit oder des Rech„tes der Anderen würde". „Gegen die allgemeinen, „*unverjährbaren* Rechte der Menschheit zu kämpfen, „sei *Thorheit*. „Alle Welt habe jetzt *nöthig*, frei zu „athmen; alle Welt wolle jetzt im Gewissen und in der „Intelligenz befreit sein", und „der Mensch überhaupt, „wie das Kind, müsse in Freiheit zunehmen, wie er „an Intelligenz zunimmt". „Nichts könne die Entwick„lung hemmen, deren Keime Gott in jedes seiner Ge„schöpfe gelegt; — die menschliche Gesellschaft ver„werfe ihre *alten* Einrichtungen, wie abgenutzte Klei„der", — und das Fundament der neuen sei „eine ge„nau bestimmte Freiheit, welche den Gesetzen der „wohlgeordneten Natur gemäfs ihr Princip im *reinsten* „*Rechte* habe, welches nicht umgestofsen werden könne,

„ohne alle Gerechtigkeit auf Erden umzustürzen". In dem von sämmtlichen Mitarbeitern am *Avenir* dem Papst überreichten Glaubensbekenntniſs wird sogar behauptet: „Auch die Individuen, die Familien, die Völ„ker hätten *göttliche* Rechte, welche nicht ein Zuge„ständniſs der Fürsten seien"; — „die *Freiheit*, näm„lich ein die Gerechtigkeit beschützendes Regiment, sei „auch *göttlichen Rechtes*, — und die Gewalt (*le pou„voir*) sei diesemnach nur unter der Bedingung göttli„chen Rechtes, daſs sie das göttliche Recht der Völker „auf Freiheit beschütze". Endlich behauptet Hr. de la M., „die *allgemeine Lehre der* (*katholischen*) *Theolo„gen und Canonisten* sei, daſs Gott die *Souverainität „unmittelbar dem Volke*, und erst mittelst des Volkes „der regierenden Person oder Körperschaft mittheile", und daſs da, wo der Papst nicht die Macht habe zu verhindern, daſs die Fürsten durch Verletzungen des unveränderlichen Gesetzes der Gerechtigkeit, (welches nur der Papst unfehlbar zu interpretiren habe), die Völker unterdrückten, „diese wieder in das allgemeine „Recht eintreten, die tyrannische Regierung zu stür„zen", — daher denn auch die *Französische*, die *Belgische* und die *Polnische* Revolutionen und die Widersetzlichkeit der *Irländer* als rechtmäſsig und als „Be„ginn einer prächtigen *Regeneration*" bezeichnet werden, und sogar erklärt wird, daſs „wenn der Fürst die „durch das Gesetz allen Bürgern verbürgten Rechte „angriffe, es nicht nur erlaubt, sondern selbst *Pflicht* „werden könne, sich zu seinem Sturze zu verbünden".

Wir schlieſsen diese Anführungen aus den Artikeln des Hrn. de la M. mit dem staunenswerthen Ausrufe, den wir einem Artikel des Hrn. Lacordaire entnehmen: „*Et Rome, ce ne sont pas des pierres; Rome, „c'est la liberté*"! (*I.* 94.) und mit folgender poetischen Aeuſserung desselben Priesters: „*La Liberté „est le nom mystérieux de Dieu, que les Juifs di„soient être caché dans le temple, et qu'on ne pouvoit „prononcer, sans faire des miracles*" (*I.* 200.).

Diesem Allem zufolge möchte es also *scheinen*, als statuirten die Hgbr. des *Avenir* ein von der Röm. kath. Kirche völlig unabhängiges, schlechthin allgemeines Vernunft- oder Naturrecht. Wirklich schreibt Hr. Lacordaire: „*Wir* lieben die Freiheit *um ihrer selbst willen*, aber „wir begreifen nicht, wie sie möglich ist ohne Gewis„sensfreiheit; — *la liberté est indivisible; elle est un „bien commun, l'héritage immortel de tous les fils d'A„dam*." Abgesehen aber davon, daſs sie dies Alles nur *unter Vorbehalt der päpstlichen Genehmigung* für gültig erklären, finden sich auch noch viele andere Aeuſserungen, welche mit jenem radikalen Liberalismus zu vereinigen uns nicht hat gelingen wollen. Wir werden, um unsere Leser selbst über die Vereinbarkeit urtheilen zu lassen, nur einige der auffallendsten anführen.

Auffallend ist es zunächst, daſs in dem, dem Papste unterbreiteten Glaubensbekenntniſs die *Glaubensfreiheit* ausdrücklich verworfen, die Preſs-, Erziehungs- und Associations-Freiheiten aber für Frankreich *nur* deſshalb gewollt werden, damit die Regierung nicht über die *katholische* Lehre zu richten habe, nicht den *katholischen* Glauben vernichten, und die Bildung von religiösen Genossenschaften (Klöstern u. dg.) nicht verhindern könne.

Bemerkenswerth ist ferner, daſs alle die angegebenen Freiheiten „des Gewissens, des Glaubens, der Presse" u. s. w. unter der Gesammtrubrik von bürgerlicher „*Toleranz*" und zwar nur als „*droit légal*" (nicht als *droit legitime*) jeder Glaubenssekte zuerkannt, diese Toleranz aber die *dogmatische* nicht impliciren soll, „welche nur die Abwesenheit alles Glau„bens sei, der Katholik aber auf *keinen Punkt* seiner „*Doktrin* verzichte." Da nun aber dem obenerwähnten Glaubensbekenntniſs zufolge „die *Doktrin der Kirche* „sich durch die *actes des papes* und der *allgem. Syno„den kund thut*", da an diese Doktrin, als an eine *unfehlbare* appellirt wird, um die Absetzbarkeit der Tyrannen zu erweisen, da mehrere Päpste und allgem. Synoden, welche Könige abgesetzt, auch die nicht blos *dogmatische*, sondern auch die *bürgerliche Intoleranz* und diesemnach Verfolgung und *Ausrottung* von Andersgläubigen zur *heiligen Pflicht* gemacht haben, — eine Doktrin, welche noch von keinem Papst und keiner allgem. Synode widerrufen worden, so ist nicht wohl abzusehen, welcher bestimmte Sinn mit jenen anscheinend liberalen Aeuſserungen zu verknüpfen sein möge.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 24.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

1. *De la Religion, considerée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil, par l'Abbé de la Mennais.*
2. *Des progrès de la Révolution et de la guerre contre l'église, par l'Abbé de la M.*
3. *Melanges catholiques extraits de l'Avenir, publiés par l'Agence générale pour la défense de la liberté religieuse.*

(Schlufs.)

Die *dogmatische Intoleranz*, wie sie seit dem Beginne des eigentlichen Papstthums im 4ten Jahrhundert fortwährend von der Röm. kath. Kirche, und noch jetzt vom Papst — und Hrn. de la Mennais und seinen Mitarbeitern verstanden worden, postulirt auch die *bürgerliche*. Wer überzeugt zu sein glaubt, dafs „*aufserhalb einer sichtbaren Kirche schlechthin keine „Seligkeit möglich, sondern ewige Verdammnifs gewifs „ist*", der mufs, wenn er nur noch einen Funken menschlichen Gefühles im Herzen trägt, die Andersgläubigen nöthigenfalls *auch mit zeitlicher Gewalt* zu bekehren, jedenfalls die Gläubigen mit *allen* zu Gebote stehenden Mitteln vor Ansteckung durch das seelentödtende Gift der Häresie zu bewahren streben; denn unvergleichlich besser ist es, dafs ein Mensch im äufsersten Falle sogar das spannenlange zeitliche, als das ewige Leben verliere. Es ist dies ein Punkt, der so oft wiederholt werden mufs, bis jenes Dogma mit allen seinen Correlaten und Consequenzen in seiner ganzen Entsetzlichkeit allgemein erkannt und auf immer aus allen Glaubensschriften ausgemerzt worden ist.

Dafs aber in die *mélanges catholiques* die *dogmatische* Intoleranz noch in dem eben angegebenen Sinne gemeint sei, ist nicht blofs daraus zu *folgern*, dafs die Glaubenslehre der kath. Kirche als die allein und durchaus wahre hingestellt wird, sondern auch durch mehrere Stellen *ausdrücklich ausgesprochen*. So setzt Hr. Montalembert den *enfans de Dieu*, die er auch *fils de l'Eglise* nennt, die *impies* und *enfans de perdition* entgegen, in deren Herzen „der göttliche Hauch erloschen sei". So bezeichnet Hr. Rohrbacher die Juden als „*ployant depuis* 18 *siècles sous la malédiction du ciel et de la terre*", und meint, in der Bretagne wisse man: *que si le Christ est sauveur principalement des fidèles, il l'est par surcroit de tous les hommes: de tous les hommes, pour le temps; des fidèles, pour le temps et l'éternité.* Wie dies aber zu verstehen sei, wird durch folgende Stelle die wir ebenfalls, um unsere Leser selbst urtheilen zu lassen, unübersetzt mittheilen wollen, in volles Licht gesetzt. Hr. von Montalembert führt nämlich als Grund, warum die Irländische Geistlichkeit das Volk im J. 1798. von der Rebellion zurückgehalten, an: *c'est parce que les évêques, craignant l'irruption de l'impiété française, et préférant pour leurs enfans le malheur dans cette vie à la mort éternelle dans l'autre, interdirent sous peine d'excommunication tout mouvement séditieux à leur troupeau*", womit noch zu verbinden, was derselbe von 300 Katholiken in Schweden sagt: „*Dieu s'est réfugié parmi ces pêcheurs. . .* (jene Kath. sind Fischer) ... *Trois cents âmes catholiques sont depuis* 30 *années sauvées — par cette seule âme* (*du père Gridaine* — ihres Geistlichen) — und folgende, eines Pius V. oder auch eines Grofsinquisitors würdige Worte Lacordaires: „*ce cri féroce est aussi divin: „Meurent ceux qui ne pensent pas „comme nous." C'est le cri du ciel contre l'enfer.*

Diese in einem zu *Paris* erscheinenden, zur *Apologie* des Katholicismus bestimmten *Tagblatt* vorkommende Stellen werden keinen Zweifel über die eigentliche Glaubensmeinung der Herausgeber übrig lassen, besonders, wenn man erwägt, was Alles in der oft wiederholten Versicherung derselben enthalten ist, dafs sie Alles, was sie vortragen, *unbedingt* dem unfehlbaren Urtheil des Papstes unterwerfen.

Dafs diese Widersprüche, welche in den vorliegenden Schriften dem unbefangenen Leser sich aufdrängen, den Herausgebern derselben nicht zum Bewufstsein gekommen, unterliegt wohl keinem Zweifel; dies ändert aber Nichts in der *Sache* selbst. Uebrigens scheint von allen Mitarbeitern am *Avenir* Hr. Lacordaire noch die bestimmteste Ahndung von jenem Widerspruch gehabt zu haben. „Schmerzlich sei es," so klagt er, „in einer „Zeit zu leben, in welcher Bürgerkrieg stattfinde zwi„schen der Freiheit und der Religion, die das Alles der „Menschheit seien. . . Die Freiheit sei auf den Buch„druck gegründet und ein nothwendiger Theil der ka„tholischen Verfassung geworden. Niemals habe man „noch einen vollständigen Bund zwischen Religion und „Freiheit gesehen; nur ein Schatten desselben sei im „Mittelalter wahrgenommen worden. . . Es seien zwei „eifersüchtige Unsterblichkeiten, deren Versöhnung und „Leben widersprechend zu sein scheinen." . . Wie aber bei Klopstock eine Stimme vom Kreuz dem Abadonnah und dem Himmelsengel verkündet: „dafs keine „Versöhnung Gott unmöglich sei, so verhalte es sich „auch mit der Religion und der Freiheit, — zweien „ursprünglichen Engeln, deren einer vom Himmel ge„fallen, und die mit einander kämpfen werden, wie man „kämpfet, wenn man nicht sterben und *doch auch nicht „auf demselben Boden mit einander leben kann.*" — Man kann wohl nicht schöner und treffender das Verhältnifs des Katholicismus und der Freiheit aussprechen, wie es sich schon von der Grenzmarke zwischen beiden, auf welchen die Hgbr. des *Avenir* damals standen, einem in das Gebiet der Freiheit hinüberschauenden Katholiken darstellen mufste.

Sind wir nun auch geneigt, die Widersprüche, in welche Hr. de la Mennais und seine Anhänger fortwährend sowohl gegen die wirkliche Lehre der Röm. kath. Kirche, als gegen die besseren Ueberzeugungen ihrer Zeitgenossen sich verwickelt haben, nur einigen falschen oder nur halb wahren Voraussetzungen zuzuschreiben, so darf doch auch nicht unbemerkt bleiben, dafs jene Männer, seit ihrem öffentlichen Auftreten, und namentlich Hr. de la Mennais schon seit 1825., von allen Seiten her in Tagblättern und besonderen Streitschriften auf jene Widersprüche aufmerksam gemacht worden sind. Jansenisten, Gallikaner, Protestanten, Philosophen und Saint-Simonisten, und namentlich die Abbés Paganel und Flottes, die Hrn. Rozaven und Frénilly, vor allem mehrere Französische Prälaten, haben abwechselnd mit Waffen der Gelehrsamkeit, der kirchlichen Autoritäten, des Verstandes, des Spottes, ja sogar des Zornes gegen die neue Lehre gekämpft. Aber alle Einwürfe prallten ab an dem scheinbar wohlgegliederten neuen Systeme. Nun wurden selbst von Rom aus die Hgbr. des *Avenir* von dem gelehrten Pater Joachim Ventura, der als Lehrer des Kirchenrechts am Erzgymnasium zu Rom von der *päpstlichen* Weltansicht wohl unterrichtet sein konnte, — durch ein Schreiben vom Januar 1831. nachdrücklichst auf den Abgrund aufmerksam gemacht, an welchem sie stünden, in welchen sie sich bereits hinabneigten: „*car*, heifst es u. a. „*de la souveraineté du peuple en politique, à „la souveraineté des fidèles en religion, il n'y a qu'un „pas bien glissant et bien facile à faire.*"

Diese Warnung bewirkte zum wenigsten so viel, dafs sämmtliche Hgbr. des *Avenir* das früher erwähnte *Glaubensbekenntnifs* unterm 2ten Febr. 1831. dem Papste zum Ausspruche über dasselbe übersandten, ohne jedoch vorläufig im *Avenir* von ihrem Systeme abzuweichen. Indessen wurde das mifsbilligende Murren von Seiten des Französischen Klerus immer lauter und allgemeiner, so dafs die Hgbr. des *Avenir* sich veranlafst sahen, die Herausgabe desselben am 15. Nov. 1831. zu suspendiren, und die Hrn. de la Mennais, Montalembert und Lacordaire sich entschlossen, sich selbst nach Rom zu begeben, um einen päpstlichen Ausspruch zu erwirken. Aber die „*pélerins de Dieu et de la liberté*", — so nannten sich die Reisenden, — fanden zu Rom nur eine frostige Aufnahme, und der Papst vermied, sich in nähere Erörterungen mit denselben einzulassen, so dafs sie sich unverrichteter Sache wieder abzureisen entschlossen.

Indessen hatte der Erzbischof von Toulouse aus den Schriften dieser Männer eine Reihe von 56 Sätzen als kirchich verwerflich zusammengestellt, und diese Censur, welcher mehrere Bischöfe beigetreten, unterm 25. Apr. v. J. dem Papst übersendet.

Lange harrten die beiden Partheien des erbetenen Ausspruchs. Endlich am Tage der Himmelfahrt Mariä (15. Aug. v. J.) brach der sogenannte Stellvertreter Christi sein mehrjähriges Schweigen und verkündete in seinem *Encyclicum ex cathedra*, was alle Römisch-katholische Christen in den in Frankreich und anderwärts eben streitigen Punkten als göttliche Wahrheit anzuer-

kennen verpflichtet seien. Dies bestand im Wesentlichen in folgendem: 1) Von allen Lehrpunkten, die einmal kirchlich festgestellt sind, darf keiner verändert, noch weggenommen werden. 2) Dem *Papste* steht die volle Macht zu, zu entscheiden, was gesunde, kirchliche Lehre sei, und die gesammte Kirche zu regieren und zu verwalten, welcher Vollmacht die Pflicht der *Bischöfe* entspricht, dem Stuhle Petri treulichst anzuhängen, und die Pflicht der *Priester*, dem Bischofe zu gehorchen. 3) Es ist rechtswidrig, die von der Kirche genehmigte Disciplin zu mifsbilligen, sie als Naturrechtswidrig, oder als unvollständig, oder unvollkommen, oder als der Staatsgewalt unterworfen zu bezeichnen: 4) Absurd und beleidigend ist es, von einer künftigen Restauration oder Regeneration der Kirche zu sprechen. 5) Nur Rom kann in einzelnen Fällen von den Kanons dispensiren. 6) Abscheulich ist es, das höchstwichtige Cölibatgesetz anzugreifen. 7) Die Ehe ist wesentlich ein Sakrament und unauflöslich. 8) Zu den verderblichsten Irrthümern gehört die Behauptung, man könne in jedem Glauben durch Rechtschaffenheit seelig werden, da ohne Zweifel alle auf ewig zu Grund gehen, welche den katholischen Glauben nicht bis zum letzten Augenblick unverletzt bewahren. 9) *Wahnsinn* (*deliramentum*) ist es daher zu behaupten, jedem Menschen sei Gewissensfreiheit zuzugestehen. 10) Nie genug zu verabscheuen ist Prefsfreiheit. 11) Widerstand, selbst gegen Tyrannen, verdammungswürdig. 12) Trennung der Kirche vom Staat verwerflich und deren Einigkeit „von „den unverschämtesten Freiheits-Liebhabern gefürchtet". 13) Verbindungen, welche unter dem Vorwand der Religion alle Arten von Freiheit predigen — sind schädlich. Endlich 14) Sache eines Stolzen, oder vielmehr Thoren ist es, die überschwänglichen Glaubens-Geheimnisse erforschen und ergründen zu wollen.

Diese Aussprüche, welche nur einen der Grundlehren und eisernen Ueberlieferung der Römischen Kirche Unkundigen befremden konnten, und von denen zum wenigsten No. 4. 9. 10. 11. 12. 13. gegen die bedeutendsten Lehren des Avenir's gerichtet waren, erreichten die rückpilgernden Herausgeber dieses Blattes zu München. Wie schmerzlich dieselben nun auch von solchen Censuren betroffen worden sein mögen, so zögerten sie doch keinen Augenblick, ihren festen *Glauben* zu bezeugen, dafs sie ihre Ueberzeugung der unfehlbaren Autorität unterwerfen mufsten, und schon unterm 10. Septbr. v. J. erklärten die Hrn. de la Mennais, Gerbet, de Coux, Montalembert und Lacordaire in den Pariser Blättern, wie sie überzeugt seien, dafs, da sie nach jenem päpstlichen Rundschreiben ihre (bisherigen) Arbeiten nicht „fortsetzen könnten, ohne mit „dem förmlichen Willen desjenigen, *den Gott zur Re-„gierung seiner Kirche gesetzt habe*, in Opposition zu „treten, — sie es als Katholiken für ihre Pflicht hiel-„ten, zu erklären, dafs sie mit ehrerbietiger Unterwür-„figkeit gegen die *höchste Autorität des Statthalters „J. C.* den Kampfplatz verliefsen, auf dem sie zwei „Jahre lang redlich gefochten". Schon unterm 27. des folg. Monats schrieb Cardin. Pacca an Hrn. de la Mennais, dafs er vom Papste ermächtigt sei, ihm „seine Zu-„friedenheit auszudrücken", — und, wie es verlautet, hat seitdem Hr. de la M. sich auf ein Landgut zurückgezogen, um eine früher begonnene Theodicee zu beendigen.

Können wir nun auch der, in dieser Zeit so seltenen, mit Energie gepaarten Demuth dieses geistig so reich ausgestatteten Mannes unsere Bewunderung nicht versagen, so müssen wir doch auch erstaunen, dafs derselbe durch den fürchterlichen Widerspruch, der zwischen jenem päpstlichen Rundschreiben auf der einen und seinen mit aller Gluth der Begeisterung und oft mit überwältigender Klarheit ausgesprochenen Ansichten und Gefühlen und den Ueberzeugungen so vieler Zeitgenossen auf der anderen Seite obwaltet, nicht zum mindesten zum Zweifel an der Haltbarkeit seines Papstglaubens erweckt worden ist!

Viele haben seine Lehre als einen herrlichen Morgenstern der von ihm verkündigten Zukunft begrüfst. Wir können in ihr nur ein glänzendes Meteor erkennen, welches nach dem Untergange des mittelalterlichen Katholicismus über zerfallenden Kirchen aufgestiegen, und bald wieder erlöschend niedergesunken, nachdem es uns in duftiger Ferne einen neuen Tempel hat wahrnehmen lassen, der nicht mehr untergehen kann, weil er allen Forderungen des Herzens und des Geistes, der Liebe und der Freiheit genügen, und die ewigen Ideen, zu deren Bezeugung Christus gelebt und gestorben, zu allgemein anerkannten Wahrheiten erheben wird.

Dr. F. W. Carové, in Frankfurt.

XVI.

Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit. Zweiter Beitrag zu seiner Charakteristik, von Friedrich v. Müller. Weimar, bei Hoffmann 1832. 27 S. 8.

Wie Goethe Welt und Menschheit in sich aufnahm, ihre Wirkungen empfand, erkannte und zur Anschauung brachte, dies hat er selbst in seinen Werken uns offenbart; wie aber er hinwiederum den Mitlebenden, den in weiteren und engeren Kreisen von seiner Wirksamkeit Berührten erschien, in welcher Weise er auf sie einwirkte, davon müssen wir die Kunde von denjenigen erwarten, die des Vorzuges theilhaft wurden, seinen persönlichen Umgang zu genießen, zu seinen Bestrebungen mitzuwirken oder durch ihn in den ihrigen gefördert zu werden, kurz von Allen, die einer direkten geistigen Mittheilung von ihm sich zu erfreuen hatten. Möge jeder, der es vermag, das Seinige hierzu beitragen, denn den nachlebenden Geschlechtern wird jeder Zug zu dem Bilde ersehnt und willkommen sein, in welchem eine so große Existenz in ihnen fortleben wird. Vor kurzem erst hat Hr. Kanzler v. Müller einen schönen Akt reinster Pietät erfüllt durch die Mittheilung der in Erfurt über Goethe's praktische Wirksamkeit gesprochenen trefflichen und gehaltreichen Worte, und schon erfreut er uns von neuem durch eine von der tiefsten Liebe zu ihrem Gegenstande durchdrungene Darstellung Goethe's in seiner ethischen Eigenthümlichkeit. In den kurzen Raum einer in der Trauerversammlung der Freimaurer-Loge zu Weimar am 9ten November 1832 gehaltenen Rede drängte derselbe die Hauptmomente zusammen, in welchen er das Leben seines großen Freundes in sittlicher Beziehung aufgefaßt hat, und da auch hier wieder durch manche Thatsachen und von dem Redner aus seiner Erinnerung mitgetheilte mündliche Aeußerungen des Gefeierten der Vortrag belebt und dieser gleichsam in die Versammlung seiner Brüder zurückgeführt wurde, so wird es dem Leser nicht unwillkommen sein, wenn wir, dem Gange des Vortrages folgend, dessen bedeutsamen Inhalt im Umrisse hier mittheilen.

Nachdem zuvörderst daran erinnert, wie vor zwanzig Jahren Goethe an derselben Stelle Wielands Todtenfeier so würdig und herrlich begangen und dadurch gleichsam einen Wink gegeben habe, wie auch sein Tod nicht mit Symbolen der Trauer, sondern mit Blumen und Kränzen zu feiern sei, dann, was er in jenen zwanzig Jahren, was in seinem Leben überhaupt geleistet, im raschen Ueberblick vorübergeführt worden; leitet die Betrachtung seines Todes natürlich auf Goethe's eigene Ansicht vom Tode. So wie denselben die Beobachtung seines eigenen Entwickelungsganges und seiner inneren Kämpfe zu dem Princip der Metamorphose in der organischen Welt hinführte, und wie er dies auch auf alle sittlichen Zustände in der Geschichte und im Leben anwandte, so erblickte er auch im Tode nichts anderes als Metamorphose. Sein lebendiger Blick sah im ganzen Universum nur Leben und Thätigkeit. Stillstand, Aufhören, Nichtsein waren ihm Worte ohne Sinn und Bedeutung. So rief er dem Redner einst in nächtlicher Stunde zu: „Glaubt ihr, ein Sarg könne mir imponiren? Kein tüchtiger Mensch läßt seiner Brust den Glauben an Unsterblichkeit rauben"!

Die Geschichte von Goethe's Jugend und erster Ausbildung, die wir von seiner eigenen Hand besitzen, wird in wenigen Monaten, bis zu seinem ersten Auftreten in Weimar fortgeführt, uns noch tiefere Blicke in die Geheimnisse seines im Kampf mit keiner Leidenschaft erliegenden Herzens thun lassen. Aus Motiven edler Selbstverläugnung enthielt er sich gleicher Ausführlichkeit bei der Darstellung seines früheren Lebens in Weimar, die er in wenige Blätter cursörisch zusammendrängte. Auf die ihm hiergegen von seinen Freunden gemachten dringenden Vorstellungen erwiderte er: „Die wahre Geschichte der ersten zehn Jahre meines Weimarischen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder eines Mährchen darstellen; als wirkliche Thatsache würde die Welt es nimmermehr glauben. Kommt doch jener Kreis, wo auf hohem Standort ein reines Wohlwollen und gebührende Anerkennung — durchkreuzt von den wunderlichsten Anforderungen — ernstliche Studien neben verwegensten Unternehmungen und heiterste Mittheilungen trotz abweichenden Ansichten sich bethätigen, mir selbst, der das alles miterlebt hat, schon als ein mythologischer vor. Ich würde Vielen weh, vielleicht Wenigen wohl, mir selbst niemals Genüge thun; wozu das? Bin ich doch froh, mein Leben hinter mir zu haben; was ich geworden und geleistet, mag die Welt wissen; wie es im Einzelnen zugegangen, bleibt mein eigenstes Geheimniß". —

(Der Beschluß folgt.)

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit. Zweiter Beitrag zu seiner Charakteristik, von Friedrich v. Müller.

(Schlufs.)

Wenn wir aber die Entbehrung solcher für Goethe's Leben bedeutsamster Mittheilungen beklagen müssen, so tröstet uns Hr. v. M. durch die Nachricht, dafs Grofsherzog Carl August durch Aufbewahrung des schönsten Theils handschriftlicher Dokumente aus jener Zeit noch am Vorabende seines Scheidens dafür gesorgt habe, dafs diese köstlichen Reliquien in späterer Zeit öffentlich kund gemacht werden, und dann werde die Welt den ganzen seltenen Werth, die ganze Charakter- und Gemüthsgröfse des Mannes kennen lernen, den kleinlicher Neid und blöder Stumpfsinn so oft aus dem Gesichtspunkte der Gemeinheit zu lästern, und, wo sie die Uebermacht seines Geistes nicht anzufechten vermochten, wenigstens in seiner sittlichen Würde zu entstellen versuchten. Mit Begeisterung fafst hier der Redner alle Gröfse, die Goethe in seinen Werken erreicht, den Ruhm, den er erworben, so dafs ihn selbst das Ausland den staunenswürdigsten Mann seines Jahrhunderts genannt, zusammen, um den Brüdern dann mit edlem Stolze zuzurufen: „*uns war er mehr*".

Nunmehr zu den einzelnen persönlichen Eigenschaften Goethe's übergehend, bemerkt Hr. v. M., dafs dessen ganze Liebenswürdigkeit, die ganze harmonische Fülle seines Daseins erst im näheren persönlichen Umgange hervorgetreten sei. Von der Natur mit grofser Empfänglichkeit und Reizbarkeit ausgestattet, hatte er von früh an jedes leidenschaftliche Uebergewicht in sich zu bekämpfen gesucht. Er fühlte wie leicht ihn jedes Nachgeben hierin über das richtige Mafs hinausführen könne, und durch schmerzliche Erfahrungen vor den Folgen zu rascher Hingebung gewarnt, machte er sich späterhin die Bewahrung des inneren und äufseren Gleichgewichts zur wahren Kunstaufgabe, wodurch denn seine äufsere Erscheinung einen Schein von Kälte erhielt, der von Fremden zuweilen für Stolz ausgelegt wurde, während für Freunde und Vertraute die Milde seines Gemüths um so reiner hervortrat. Jedes tüchtige Wollen und Wirken, auch ohne ausgezeichnete Geistesgaben, fand bei ihm Unterstützung, jedes Talent, jede nützliche Fertigkeit, die er in seiner Nähe gewahrte, Anregung oder Förderung. Eine gewisse ernste Richtung, Stetigkeit und Folge wufste er allen seinen Umgebungen mitzutheilen, daher denn auch Hausgenossen oder auch nur zu öfteren Dienstleistungen ihm Nahende eine unzerstörliche Anhänglichkeit und Ehrfurcht für ihn behielten. Die Dankbarkeit für empfangenes Gute äufserte er immer auf die sinnigste und zarteste Weise, indem er durch die Wahl des rechten Augenblicks durch Form und Bedeutsamkeit die Gegengabe zu erhöhen wufste. Am Morgen nach seiner funfzigjährigen Jubelfeier sandte er, um sein dankbares Gefühl für die unaufgefordert stattgefundene nächtliche Erleuchtung der von ihm bewohnten Strafse auszudrücken, sein Enkelpaar, die zarten Knaben, von Haus zu Haus, um den Mitbürgern zu danken. Fremdes Verdienst zu verkennen, war ihm verächtlich; jeden entschiedenen Charakter liefs er in seiner Eigenthümlichkeit gelten und selbst mit an Denkart und Bildung weit von ihm abstehenden, wenn sonst nur tüchtigen Personen, vermochte er sich auf's beste zu vertragen. Wie heftig er sich gegen litterarische und andere Gegner auch äufsern konnte, nie hat er Verdienst und Talente auch am Feinde selbst verkannt und pflegte mit höchster Milde die Charaktereigenthümlichkeit solcher Personen, die ihm früher entgegengewirkt, und weshalb sie ihrer Richtung nach ihm abhold sein mufsten, auseinanderzusetzen. Seinen Einflufs hat er nie zu eigenem Nutzen oder anderer Schaden, vielmehr stets zur Förderung des Verdienstes und der Redlichkeit benutzt. Auf Untergebene suchte er

weniger durch Befehl und Vorschrift, als durch Belebung ihres Sinnes und ihrer Liebe zur Sache zu wirken, liefs den Tüchtigen innerhalb ihrer Grenzen Spielraum, selbst Fehler und Schwächen ihnen duldsam nachsehend. „Jedes Geschäft — so schrieb er seinem Fürsten in einem ausführlichen Vortrage über die Jenaischen Museen im J. 1817 — jedes Geschäft wird eigentlich nur durch ethische Hebel bewegt, daher alles auf die Persönlichkeit ankommt, die jede auf eigenthümliche Weise behandelt sein will. Ist man der Liebe des Individuums zu seinem Geschäftszweige gewifs, so verfahre man läfslich, doch Ordnung fordernd, und erhalte verdiente Männer bei gutem Humor. Daraus entstehen nun freilich so viele kleine Welten als Individuen". — Wie anregend seine Persönlichkeit auf diejenigen, die unter seiner Leitung standen, wirkte, wird vornämlich von den dramatischen Künstlern, die dies an sich selbst erfuhren, enthusiastisch bekundet.

Die Maxime, dafs grofse und edle Zwecke nur durch treues Zusammenwirken der Gleichgesinnten zu erreichen seien, jede höhere Wahrheit eines sinnlichen Symbols, jede gemeinsame Thätigkeit geordneter Formen und Regeln bedürfe, ging aus seiner Ueberzeugung hervor, und ward von ihm auch im Maurerbunde bethätigt. Er war es, der den Grofsherzog Carl August den maurerischen Hallen zuführte und mit Herzog Ernst von Gotha unterhielt er langjährige maurerische Verbindung. Das Geheimnifs hatte überhaupt für Goethe einen besonderen Reiz, vorzüglich weil es würdige Bestrebungen vor Entweihung sichert, ihr Gelingen erleichtert und die Willenskräfte steigert. So konnte er die herrlichsten Erzeugnisse seines Geistes Jahre lang verbergen und liefs den zweiten Theil des Faust bis zu seinem Tode versiegelt. Hiermit hing dann auch seine bis zum Extrem geübte Verschwiegenheit und seine Neigung zum Räthselhaften zusammen, die ihn zu der Behauptung führte: ein Kunstwerk, das nichts zu errathen übrig lasse, sei kein wahres, vollwürdiges, denn es liege in dessen Bestimmung, den Beschauer oder Leser zum Nachdenken und zur ergänzenden Nachschaffung zu zwingen. Jeden seiner Freunde wufste er auf die gerade für diesen passendste Weise zu ehren und zu erfreuen. Seine Ueberlegenheit machte er nur in höchst seltenen Fällen und auch dann nur im Gewande humoristischer Ironie geltend. Die Liebenswürdigkeit seiner Unterhaltung überbot an Witz, Geist, Weisheit und Tiefe noch die hinreifsende Darstellungsgabe, die seinen Schriften eigen ist. Aber es bedurfte erst längeren ungestörten Gesprächs, ehe die Fülle dieser Liebenswürdigkeit sich entfaltete.

Der Redner berührte hierauf noch das Verhältnifs Goethe's zu dem Fürstenhause, dem er sich geweiht hatte. Wiewohl in Naturell, Erziehung, Lebensrichtung und Sinnesweise sehr verschieden, trafen Carl August und Goethe gleichwohl in Gefühl und Anerkennung des rein Menschlichen dergestalt zusammen, dafs von dem ersten Zusammentreffen an keiner von dem Anderen jemals mehr lassen konnte. Es wird in dieser Beziehung folgende mündliche Aeufserung Wielands angeführt: „Und wenn ich jemals noch so sehr mit Goethe zu zürnen veranlafst werden, mich von ihm oder seiner Handlungsweise noch so sehr verletzt fühlen könnte, und es fiele mir ein — was Niemand besser als gerade ich wissen kann — welche unglaubliche Verdienste er um unseren Herzog in dessen erster Regierungszeit gehabt, mit welcher Selbstverläugnung und höchsten Aufopferung er sich ihm gewidmet, wie viel Edles und Grofses, das in dem fürstlichen Jüngling noch schlummerte, er erst zur Entwickelung gebracht und hervorgerufen hat; so möchte ich auf die Knie niedersinken und Meister Goethen dafür mehr noch als für alle seine Geisteswerke preisen und anbeten." — Carl August und Goethe hatten wechselseit so grofse Achtung vor einander, Jeder wufste des Anderen Charakter und Eigenthümlichkeit so zu würdigen und zu schonen, dafs sie sich mit unbedingter Offenheit vertrauten, und dennoch, wie Grofsmächte, immer mit einer gewissen zarten Vorsicht behandelten. Einst, als in den ersten Jahren nach der Schlacht bei Jena die grofse Freimüthigkeit des Herzogs in politischen Urtheilen und Aeufserungen und seine unverholene Anhänglichkeit an die Krone Preufsen ernsthafte Besorgnisse erregten, beruhigte Goethe Herrn v. M. mit den Worten: „Seien wir unbesorgt! Der Herzog gehört zu den Urdämonen, deren granitartiger Charakter sich niemals beugt uud die gleichwohl nicht untergehen können. Er wird stets aus allen Gefahren unversehrt hervorgehen; das weifs er recht gut selbst, und darum kann er so vieles wagen und versuchen, was jeden Anderen längst zu Grunde gerichtet hätte." Wie dagegen der Grofsherzog seinen Goethe ehrte und liebte, davon geben jene einfachen Worte Zeugnifs, die

er dem Freunde als Dank für dessen Glückwunsch zu seinem Geburtstage am 3ten September 1809. zurückschrieb: „Meinen besten Dank für Deinen Antheil an dem heutigen Tage statte ich Dir ab. Wenn Du thätig, froh und wohl bist, so lange ich noch mit Dir gute Tage erleben kann, so wird mir mein Dasein höchst schätzbar bleiben. Leb wohl.

Carl August.

Nachschr. Wen an Goettlings Stelle? Doch einen sehr bedeutenden!" (Es war Döbereiner, der in dieStelle trat.) Zuletzt deutet der Redner noch auf Goethe's schönes Verhältnifs zu den Fürstinnen Anna Amalia, Luise und Maria Pawlowna, auf ihr Wohlwollen, auf seine treue ehrfurchtsvolle Huldigung und Erkenntlichkeit hin, und schliefst mit den schönen Worten, die Goethe einst am Grabe der Herzogin Anna Amalia aussprach.

Es ist ein reines, klares, belebtes Bild, in welchem Hr. v. M. die Persönlichkeit seines grofsen Freundes rasch an uns vorüberführt. Zwar sind es nur allgemeine Grundzüge, die der kurze Raum einer solchen Rede gestattet, aber sie sind grofsartig entworfen, harmonisch gegliedert und vollständig zusammen gefügt. Mögen sie denn als Capitelüberschriften dienen für alle diejenigen, die bereitwillig und im Stande sind, uns Reliquien des grofsen Abgeschiedenen mitzutheilen, so wie für solche, die, seinen Werth erkennend, in emsiger Liebe sammeln, was immer sie an That und Wort von ihm zu erkunden vermögen. Die Mittheilung solcher Reliquien aber ist Pflicht; denn was aus Goeth'es Geist hervorging, ist hinfort für Jeden nur anvertrautes, für Alle Gemeingut.

Wilhelm Neumann.

XVII.

Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit. Eine Jubeldenkschrift auf die Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. Friedrich Eduard Beneke. Berlin, Posen, Bromberg. 1832.

Lehrbuch der Logik als Kunstlehre des Denkens. Von Dr. Friedrich Eduard Beneke. Berlin, Posen, Bromberg. 1832.

Die Bestrebungen unserer Zeit, welche sich den Beinamen der philosophischen geben, sind von dreierlei Art. Die einen bewegen sich immanent in dem Flusse der Speculation, wie der bewegliche und alles bewegende Begriff der substantiellen Vernunft sie manifestirt. Sie gehören jener Manifestation selbst an, und die Idee entwickelt in ihnen ihren Reichthum, ihre Fülle, welche insofern unendlich sind, als aufser ihr nichts, sie aber alles ist. Bestrebungen anderer Art sind die des divergenten Dualismus in mannichfaltigen Gestaltungen. Ihr Element ist nicht das ewig Freie, Durchsichtige, das unendlich Beleuchtete und ewig Schaffende des Gedankens, welcher mit seinem Stoffe eins ist, sondern das Härteste und Sprödeste, das Object, was sie stets als ein unüberwindliches aufser sich haben. An ihm zerarbeiten sie sich entweder mühselig mit rühmlichem Eifer, oft sogar mit ungewöhnlichem Scharfsinn und ungemeiner Gelehrsamkeit für den Gewinn einer kaum gelösten oder genau genommen unlösbaren Schaale, oder sie verweilen an ihm mit der behaglichen Ruhe, die aus der Verzweifelung an endlicher Lösung entsteht und begnügen sich mit Figurationen. Die Bemühungen der dritten Art sind die naivsten, welche die Litteratur eines Volkes aufzuweisen hat. Sie legen sich zwar den Namen der philosophischen bei, behaupten aber selbst ihren Platz ganz aufserhalb der Philosophie zu haben; ja sie gehen in ihrer Ironie gegen sich so weit, dafs sie die Philosophie, von welcher sie sich den Titel erborgen, als ihre erste Gegnerin ansehen, und sie nur deswegen zu bekämpfen scheinen, weil sie an ihr keinen Theil haben können. Die Deutsche Litteratur hat mehrere solche Erscheinungen an sich vorübergehen und verschwinden sehen. Diese Blätter haben einige von ihnen früher charakterisirt. Zu den letzten dieser Art gehören die schnell nach einander erschienenen Schriften des Hrn. Beneke, deren Namen oben verzeichnet sind.

Die Kritik sieht sich im voraus zu der Bemerkung genöthigt, dafs sich die Unphilosophie in der ersten der beiden Schriften, welche ihrer Natur nach historisch-speculativ sein müfste, nicht gescheut hat, rückhaltslos zu verwerfen, was der philosophirende Geist in Deutschland seit und mit Kant Grofses und für alle Zeit Vortreffliches hervorgebracht hat, in der zweiten, dem ganzen Gegenstand der Untersuchung nach rein wissenschaftlichen, in Form und Stoff manches von den Früchten alter oder neuer Speculation zu entlehnen, freilich mit der unbefangenen Bewufstlosigkeit über das, was sie thue, und mit der ungeschickten Hand eines Bauen-

den, der ohne leitende Idee einige schöne Formen von fremder Kunst mit eigenen Erfindungen zusammenhängt.

Die erste der beiden Schriften zerfällt in drei Abschnitte, in deren ersten der Verf. darzulegen sucht, was Kant beabsichtigte und wodurch das Mifslingen seines grofsen Unternehmens von seiner Seite begründet wurde; in dem zweiten den Charakter der späteren Deutschen Philosophie bestimmen, in dem letzten Aussichten für die Zukunft eröffnen will. Aus dem ersten jener Abschnitte heben wir sogleich die beiden wichtigsten Behauptungen hervor, um welche sich das Räsonnement auf fast 42 Seiten dreht. Er meint nämlich, dafs die Kantische Philosophie nichts als Empirie angestrebt habe, dafs sie aber dennoch alles Wissen dem Supremat des idealistischen Begriffes unterworfen, somit also ihren eigentlichen Zweck verfehlt habe, und in die Scholastik des Mittelalters zurückgesunken sei. Diese beiden Behauptungen erscheinen nur auf der äufsersten Oberfläche, wahr, und es ist dem Verf. nicht von weitem eingefallen, dafs in ihnen und sogar für ihn selbst die sonderbarste der Parodoxien liegt. Es ist schon nicht nachzusehn, wenn man einen ärmlichen Schriftsteller, nicht aus seiner Zeit und mit ihr, wenn man einzelne Theile seiner schriftstellerischen Production nicht mit dem Ganzen zu begreifen sucht, allein unverzeihlich ist es, eine Speculation wie die Kantische nicht in sich und mit ihrer Zeit denkend zu erfassen. Denn abgesehen davon, dafs, wäre die Absicht des Hrn. Beneke die richtige, alles, was die Kantischen Bestrebungen für ihre Zeit grofsartiges, für die Zukunft wirksames und einflufsreiches hatten, zu einem blofsen Nichts zusammensänke, der ausgezeichnete Denker selbst aber als blofser Empiriker im Sinne und der Weise des Vfs. längst vergessen worden wäre, ist der Verf. über das, was er sagt, zu keinem gründlichen Bewufstsein gelangt. Die Empirie inmitten eines philosophischen Systems ist niemals die schuldlose, so möchten wir es nennen, des gewöhnlichen Beobachters, niemals die an und mit sich selbst einige Induction, welche weder weifs, was sie, noch wie ihr ist, des gemeinen Verstandes, sondern die des um sie selbst, wie um alles das, was über sie hinaus und ihr vorausgeht, wissenden Geistes. Und stimmt nun auch die Empirie des gemeinen Verstandes mit der des speculativen Denkers überein und können sie im Grunde durchaus nie verschieden sein, so hat der Philosoph den absoluten Vortheil vor dem gewöhnlichen inductorischen Denken voraus, dafs seinem Bewufstsein das universelle Mitgefühl, der Mitgedanke, der ewige Impuls des sich so oder so manifestirenden Weltgeistes gegenwärtig ist. So ist die Erfahrung der Kantischen Speculation nicht jene unbefangene, um sich selbst nichts wissende und genügsame, von welcher wir gesprochen, sondern eine Erscheinung, hinter welcher im tiefen Hintergrunde ein geheimnifsvolles Wesen liegt, ohne Licht und Gestaltung. Auch der Verf. hat dieses Ding an sich nicht unerwähnt gelassen, allein es ist ihm entgangen, wie eine Empirie, welche nichts als einen leeren und unbekannten Abgrund hinter sich sieht, nicht die des schlichten Findens und Beobachtens ist, und wie sie sich, auf nichts gestützt, von nichts getragen, in dem offenbarsten und drückendsten Bewufstsein ihrer Fallibilität in einer andern Sphäre anknüpfen und Halt suchen mufs. Dieser Punkt fand sich nun freilich, nachdem ihr die wahre Objectivität unter den Füfsen gewichen war, in dem sublimen Extreme des Subjectes, in der transcendentalen Apperception. Alles, was sonst eine wesenhafte Bedeutung gehabt, wir meinen besonders die Anschauungen und die Kategorien, jetzt in den luftigsten Räumen schwebend, wirft sich nach jenem Punkte, von welchem es unwiderstehlich angezogen wird, und der Geist der alten abgeschiedenen Metaphysik zieht wenigstens in der Kantischen Philosophie noch in dem wunderbaren Ding an sich drohend oder mitleidsvoll nach, bis er in der Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre gänzlich verschwindet. Es stand aber nicht in der Willkür und in dem Belieben des Philosophen, welches Hr. Beneke fast in seinem ganzen Buche für möglich hält und wodurch er seinen subjectiven Standpunkt beurkundet, jenen Geist, der Abschied nimmt, zu fesseln. Es lohnte nicht der Mühe, das Schattenbild, so colossal es war und so herrliche Erinnerungen sich an dasselbe knüpften, zu bannen. Es bestand gerade des Philosophen höchstes Verdienst darin, die Richtung zu erkennen, welche die des Wesens entblöfste, ausgesogene Kategorie in dem ganzen Zeitalter nahm, um ihr einen Sitz anzuweisen, wo sie auf kurze Zeit verweilen konnte, um dann einen desto höhern Aufschwung zu nehmen und neugeboren in das Reich der Idee zurückzukehren.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit. Eine Jubeldenkschrift auf die Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. Fried. Ed. **Beneke.**

Lehrbuch der Logik als Kunstlehre des Denkens. Von Dr. Fried. Ed. **Beneke.**

(Schluſs.)

So ist für den Gegenstand, welchen der Verf. in seinem ersten Abschnitt bespricht, eine andere Ansicht gewonnen. Weder hat die Kantische Speculation bloſs die Empirie beabsichtigt, noch auch *die* Erfahrung, welche der Vf. im Sinne führt, noch ist endlich die Herrschaft des bloſs subjectiven Begriffes in seiner Kritik mit jener Empirie im Widerspruch, sondern weit entfernt durch jene Herrschaft des subjectiven Extremes zu leiden, ist die Empirie der Kritik vielmehr eben nur das, was sie ist, durch und mit jener, so wie umgekehrt das absolute Subject es zu keiner andern Erfahrung bringen kann, als einer solchen, welche entweder das Ding an sich oder den unendlichen Anstoſs auſser und gegen sich hat. Die Paradoxie hat sich aufgelöst. Das Unternehmen der kritischen Philosophie ist nicht miſslungen.

Wie der Verf. in dem ersten Abschnitte, was die Masse der Kenntnisse betrifft, welche er aus Kantischen Schriften gesammelt, einen gewissen äuſserlichen Fleiſs beurkundet, so finden wir nicht einmal diesen im Verlauf seines Buches, wo er die spätere Deutsche Philosophie charakterisiren will. Vielmehr hört Ref. in diesem Theile die unangenehmen Nachklänge aus jener Periode, wo neben dem genialen Enthusiasmus und der nachhallenden Kraft, wo neben den aus beiden hervorgegangenen trefflichen Aeuſserungen des speculirenden Geistes groſse Schaaren von Nebenläufern neugierigen Blickes die auftauchenden Erzeugnisse der Philosophie mehr oder weniger genau, meistentheils nur aus der Ferne betrachteten und nichts eifriger zu thun hatten, als für den frischen Ankömmling einen Namen zu finden, womit sie dann zufrieden zu allem übrigen sich wandten, nur nicht zur philosophischen Contemplation. Der Verf. meint nämlich im Ernst die vorKantische Zeit als die der vorherrschenden Analysis, die kantische und nachkantische als die der überwiegenden Synthesis, Fichtes Lehre als Idealismus, alle nachfolgende als Realismus kenntlich gemacht zu haben. Dabei läſst er sich besonders bei der nachkantischen Philosophie auf keine einzige wirkliche Denkbestimmung ein. Seine Signaturen, welche er wie Papierschnitzel den Gestalten anhängt, gelten ihm für die wesentlichen Bestimmungen des sich realisirenden Genius, des innersten Wesens der Philosophie. Er macht es uns daher in der That nicht schwer, sondern schlechterdings unmöglich ein Urtheil im Einzelnen zu fällen, da seine Signaturen sogleich federleicht entfliehn, wie man sich ihnen nähert. Unberührt dürfen wir es nicht lassen, wie der Verf. sonderbare Dinge aus einem Buche vom Jahre 1828, wie: „Hoch im Norden wohnt der Wallfisch, unmittelbar im Gehirn der Erde. Er stellt unter den Fischen das Philosophische des Menschen dar. Darum ist sein Aufenthalt nur da, wo in dem unzugänglichen Wasserbereich das Haupt der Erdgestalt begraben liegt u. s. w. u. s. w." für etwas anderes, als für einen heitern Scherz hält, oder, war es ernstlich gemeint, es auch nur in der Ferne mit gründlichen Bestrebungen in Verbindung setzt, um jene, wie er meint, durch solches zu charakterisiren. Die Wissenschaft hat an solchen Producten keinen Theil. Sie hat sich stets von solchen Ausgeburten des begrifflosen Träumens losgesagt.

In dem dritten Abschnitt fährt der Verf. zunächst in den gedankenlosen Schmähungen aller speculativen Bildung fort und ruft, weil er sich hier selbst nicht zu genügen scheint, Bundesgenossen aus Italien, Frankreich, England herbei, welche er in seinem Namen re-

den läfst. Die Aussichten für die Zukunft, welche er dann noch eröffnet, schliefsen sich, wie sich erwarten läfst, auf eine würdige Weise an das Vorausgehende an, und nachdem er verläumdet hat, was er nicht versteht, wendet er sich zu dem, was allein für ihn vorhanden ist. Er sieht voraus, dafs der philosophirende Geist den Weg aller Speculation verlassen, dafs „die Philosophie Erfahrungswissenschaft werden müsse, dafs das zunächst hiermit zusammenliegende Ziel die Psychologie wäre, denn die gesammte übrige Philosophie sei nichts als angewandte Psychologie. Dies sei, dies wolle der Kantianismus *in seiner vollen Reinheit*. Dies sei der Inhalt der Kantischen Lehre, nicht dem Buchstaben nach, wo sie freilich zwei entgegengesetzte Sprachen rede, sondern seinem Geiste nach, der Kantischen Lehre, welche zugleich Lehre aller klaren philosophischen Denker bei allen gebildeten Völkern sei". Wir haben dem Verf. bemerkt, dafs nur für ihn die Kantische Philosophie eine doppelte Sprache rede, dafs jene Speculation in sich einstimmig nur für den mifshelliges Getön sei, der den Grundton herauszuhören unfähig ist. Auch des Verfs. Denkweise ist darin vollkommen mit sich übereinstimmend, dafs sie in dem Subjectivismus wurzelt, dafs sie aber tief unter jeder philosophischen Besonnenheit steht und dafs er deshalb sich nicht einmal zu dem von ihm angebeteten Kant emporarbeiten werde, wenn er nicht wie jener ausgezeichnete Denker zu dem tiefen Bewufstsein über seinen Standpunkt kommt. Des Verfs. Schmerz, wenn auch für ihn selbst wahr, ist grundlos, dafs die Deutschen schon lange mit allen übrigen gebildeten Völkern in der Philosophie zerfallen wären, dafs sie nichts achteten, was nicht auf ihrem Boden entsprossen und gepflegt worden, dafs sie in ihrem Dünkel sich einzig als das metaphysische Volk betrachteten. Die Deutsche Nation erkennt, wie in jeder andern Wissenschaft und in jeder Kunst, auch dankbar an, was von mehr oder weniger benachbarten Völkern in der höchsten Wissenschaft geleistet worden und geleistet wird. Alles ergreift sie nicht mit schaulustiger Neugierde, sondern mit Begeisterung, sie widmet oft manchem mittelmäfsigen Werke gröfsere Aufmerksamkeit, gröfseres Studium, als es verdienen mag und eignet sich freudig an, was es gutes enthält. Sind jedoch die Deutschen in philosophischen Dingen zu einem gewissen Selbstgefühl gekommen, so mag ihnen dies wohl nur von dem Verf. verargt werden. Dafs unsere Leistungen in diesem Gebiet hoch angeschlagen werden, beweist der Eifer, mit welchem die Fremden uns nacheilen.

Hr. Beneke äufsert in §. 72. seiner Logik: „dafs die Urtheile über — — — dasselbe Buch sehr verschieden sein können, nicht nur in Hinsicht des Ergebnisses der Beurtheilung, sondern selbst in Hinsicht desjenigen, was ein Jeder, ungeachtet der für alle gleichen Gruppe oder Reihe des Gegebenen, aus diesem zum Gegenstande seiner Beurtheilung auswählt. Ref. mufs ihm hierauf entgegnen, dafs ein Werk, welches auf einen doctrinalen Charakter und Werth Anspruch macht, zu einer Zeit, wo die Wissenschaft einen bedeutenden Umschwung gewonnen, wo sie bis zu einer ungewöhnlichen Tiefe vorgedrungen ist, und in der Form einen hohen Grad von Vollendung und selbständiger Dauer erhalten hat, zunächst den Probierstein an der vollendetsten Gestalt des Wissens finden könnte, in welchem es selbst etwas zu leisten verspricht. Das Urtheil möchte dann nicht verschieden, sondern im Ganzen genommen übereinstimmend ausfallen. Macht jedoch das Buch Anspruch auf Neuheit der Erfindung und der Darstellung, trägt es die offenbarste Geringschätzung und Verachtung der grofsen wissenschaftlichen Leistungen seiner Zeit an der Stirn, so hat sich freilich die Kritik, um gerecht zu sein, zunächst an die Production selbst zu halten, und fern von aller Vergleichung nur zuzusehn, was das Buch beabsichtigt, was es verspricht, und wie es das Versprochene leistet. In diesem Falle können zwar die Urtheile verschieden werden, eine gewissenhafte Kritik — und die Kritik ist schlechterdings gewissenhaft, wenn sie dem Vf. beim Worte hält — scheut eine solche Mannichfaltigkeit nicht. Hr. Benekes Logik setzt durch eine weitläufige Einleitung Refn. in den Stand über die Absicht, wie über die Leistung zu berichten. Die vorliegende Bearbeitung der Logik soll sich wesentlich in drei Punkten von den frühern unterscheiden. Sie will bei der Darstellung und Erklärung der Denkformen streng genetisch verfahren, demnach die einfachern den zusammengesetztern vorangehn lassen und den Entwickelungsprocefs der folgenden aus der zunächst frühern nachweisen. Sie will das dem Denken, als solchem Angehörige, das durch dasselbe Erzeugte von dem ihm ursprünglich Fremdartigen scheiden, sie will durchgehends Kunstlehre sein und die Erläuterung der Denkformen und Denkgesetze mit praktischen Nachweisungen be-

gleiten. Nehmen wir nun das ersterdet genannten drei Momente im strengsten Sinn und in seiner tiefsten Bedeutung, so kann in Wahrheit die logische Wissenschaft keinen vorzüglichern Anfang nehmen. Sie beginnt mit dem absolut Einfachen und Voraussetzungslosen, die Genesis der Denkformen ist die Genesis jenes Einfachen selbst und das Gewordene nichts als das Concrete jenes Einfachen, d. h. dessen, was es im Anfang noch nicht sein konnte, durch den Fluſs der Genisis aber werden muſste. Dabei wird der Entwickelungsproceſs weder von auſsen veranlaſst, noch von innen erzwungen sein, sondern aus der Natur und dem Wesen der jedesmaligen Kategorie sich von selbst ergeben. Das zweite der Momente muſs, wie natürlich, dem ersten innigst verknüpft sein, es ist eigentlich das Erste selbst, nur von einer andern Seite angesehn. Es ist die strenge Abweisung alles dessen, was dem begriffmäſsigen Denken widerstrebt, um dem Gedanken selbst seinen Verlauf, seine stetige Entwickelung zu sichern. Wie sollte nun eine dergestalt vollendete Denkwissenschaft etwas anderes sein, als Kunstlehre? Ist der Gedanke wirklich der aus dem voraussetzungslosen Einfachen sich zur vollern Concretion fortbildende, so hat er nichts neben und auſser sich, er ist nicht der an der Einerleiheit fortgehende und dann nach unphilosophischen Bedürfnissen zum mannichfaltigen Gemisch überspringende, nicht die Abstraction, welche sich ihre Langeweile an dem bunten Gewimmel von drauſsen liegenden Erscheinungen und Reflexionen vertreiben muſs. Er ist, er wird sich mit jedem Moment die eigene Anwendung, und wie er aus sich selbst die neue Gestalt organisch hervorgetrieben, ist er es wieder selbst, der sie durch denkende Betrachtung derselben für sich fruchtbar macht und den eigenen Saamen entfaltet. Er hat die Praxis ursprünglich in sich selbst empfangen. So verstehn wir die Forderungen, welche der Vf. an seine Denkwissenschaft macht, so müssen wir das Einfache verstehn, welches an die Spitze treten soll, so die Genesis aus ihm, so die Vermeidung dessen, was von frühern Entwicklungen in das Denken aufgenommen worden und ihm nicht angehört, so müssen wir die Technik des Gedankens begreifen. Hat der Vf. dieselbe Ansicht oder stimmt er nur äuſserlich und flach mit ein; sind jene schönen Namen nur von der strengen Wissenschaft erborgt, zwar mit dem unabweislichen Vorgefühl von der Nothwendigkeit der Sache aber ohne die Kraft in der Ausführung? Ref. muſs das letztere bekennen. Er hat überdies den Vortheil, den Beweis schon an wenigen §§ führen zu können, da auch nach des Vfs. Ansicht jene oben genannten drei Momente in dem innigsten Zusammenhange stehn, in jedem also das andere gefunden wird und auch im kleinsten Fortschritt des Gedankens alle drei enthalten sind, dann überdies die scientifische Strenge schon durch und im ersten Anfang von sich Zeugniſs geben muſs.

Der Beginn der logischen Wissenschaft des Verfs. ist in folgenden Worten enthalten. (S. 14.) „Die Begriffe entstehen, wenn mehrere Vorstellungen (oder auch andere psychische Gebilde) zugleich in unserem Bewuſstsein gegeben sind, welche einen gemeinsamen Bestandtheil in sich enthalten. In diesem Falle flieſsen, nach einem allgemeinen Entwickelungsgesetze der Seele, die *vielfach* gegebenen gleichen Vorstellungselemente zu *Einem Gesammtvorstellen* zusammen; und indem überdies das Bewuſstsein immer mehr und mehr zu *ihnen hin-* und von den nur einfach gegebenen verschiedenartigen Vorstellungselementen *abgezogen* wird, so können die letztern völlig, oder doch beinahe völlig verdunkelt, und das Bewuſstsein ganz concentrirt werden in jenem *Gesammtvorstellen*, welches dann den Namen *„Begriff"* enthält." Es kann genügen, hier nur das Wichtigste zu berühren und sogleich über die beiden ersten Fragen auf einmal zu entscheiden, ob der Verf. das Einfache an die Spitze gestellt und nichts in sein Denken aufgenommen habe, was ihm fremdartig ist. Was nun zunächst die Pluralität der Begriffe betrifft, deren Entstehungsweise gezeigt werden soll, so wird wohl Niemand an ihr das Einfache zu haben glauben, sondern sich sogleich in die Unendlichkeit der Verstandessphäre versetzt sehen, die Meinung, das Belieben, nimmt sogleich Besitz von dem Ort, wo das Princip der Wissenschaft herrschen soll. Oder ist vielleicht jene Pluralität nichts als eine *permutatio numerorum* und hat er mit dem Begriffe beginnen wollen? Wir müssen es dahin gestellt sein lassen, was der Verf. bei dem einfachen Begriffe gedacht haben würde, können uns aber nicht überreden, daſs sein Standpunkt ein anderer sein würde, als der, welcher noch aus dem Uebrigen hervorgeht. Denn er setzt hier ferner nicht nur den Begriff den Vorstellungen gegenüber und läſst jenen durch ein Zusammenflieſsen aus diesen empirisch entstehen, verunreinigt also das Den-

ken mit dem ihm fremdartigen Element, sondern er hält, was das Wichtigste ist, sogleich anfangs das Bewufstsein mit dem Objekte auseinander, und läfst dieses in seiner Halbheit und abstract auf das erstere einwirken. Der Vf. beweist unwidersprechlich, dafs er somit noch nicht über den gemeinsten Widerspruch der Verstandesreflexion hinaus ist, und dafs er dem Anfang seiner Wissenschaft Voraussetzungen untergeschoben, aus welchen man erst nach einer Reihe von Entwickelungen dahin gelangen würde, womit er willkürlich anhebt. Es sind aber die Thatsachen des Bewufstseins wie jene Voraussetzungen nichts als die rohe Masse, welche sich nie zum reinen Metall des Gedankens läutert, sondern den Glanz verdirbt, und die Continuität verhindert.

Wie nun aus solch' einem Allerlei durch Genesis, welche der Verf. anstrebt, einen Fortgang gewinnen? Nachdem der Verf. von der Entstehungsweise der Begriffe gesprochen, kommt er zur Form derselben. Wir geben einen Theil dieses §. wörtlich. „Aus dieser Entstehungsweise der Begriffe läfst sich leicht ihre Grundform, so wie ihre Vorzüge vor den besonderen Vostellungen ableiten. Das Vorstellen des Begriffes ist: 1) ein klareres in Vergleich mit demjenigen der besonderen Vorstellungen, welche zu ihm zusammengeflossen sind, in wiefern er in den letztern *einfach* gegebene Vorstellungselemente *vielfach* in sich vorstellt. Die Begriffe sind 2) in Folge ihrer gröfsern Stärke (Vielfachheit) und der innigeren Ineinanderbildung ihrer Elemente ein *festeres* und *dauerhafteres* Besitzthum unseres Geistes. Hierdurch werden 3) die Begriffe ein Mittel, auch die besonderen Vorstellungen vollkommner festzuhalten und leichter zu reproduciren. Endlich wird auch 4) die Bildung neuer besonderer Vorstellungen durch die Begriffe erleichtert." Der Leser ist von selbst im Stande, sich ein Urtheil über die genetische Darstellung des Verfs. zu bilden, und wir brauchen kaum zu erinnern, wie diese vage Gedankenlosigkeit mit sich selbst im Zwiespalte unter andern das Vielfache bald in den Vorstellungen, bald in dem Begriffe findet, und eben so die Einfachheit und die Einheit, und wie sie sogar zu gestehen genöthigt ist, dafs die Trennung der verschiedenen Vorstellungselemente von den gleichartigen eigentlich nie völlig zu Stande komme. Dazu noch diese mafslose Bestimmung des „nie völlig", aus welcher nichts als ein mafsloses Denken resultirt. Fügen wir nun endlich noch die Versicherung dazu, dafs die Technik des Verfs. eben so wenig, wie die vorigen Momente aus des Gedankens innerer Natur und Bewegung erfolgt, sondern nichts als äufserliche Reflexionen sind, die er nach kleineren oder gröfseren Abschnitten, und zwar keineswegs durchgehends, wie er verspricht, sondern nur hier und da einfügt, über Anwendung des eben gesagten auf das aufser dem Begriffe liegende Vorstellungsgebiet, so bedarf die Versicherung weiter keines Beweises, da eine solche Technik mit jenem Beginn und jener Fortführung in dem besten Einklang ist. Es sind Regeln von Methodik, welchen manche Darstellungen der Logik am Ende einen abgesonderten Abschnitt widmen und die, weil sie ohne innern Halt sind und keine Immanenz im Begriffe selbst haben, ins unendliche vermehrt oder verringert und nach der jedesmaligen Subjectivität modificirt werden können. Sie dienen nur dazu ein ärmliches Surrogat zu bilden für den Mangel an philosophischer Technik. Einen Ersatz gewähren sie nie für wahre Dialektik. Solche Vorschriften, wie sie der Vf. aufführt sind z. B. dafs wir für eine möglichst reiche und vollkommne Bildung der besondern Vorstellungen Sorge tragen, dafs wir die in angemessenen Richtungen gebildeten Vorstellungen kräftig und treu aufbehalten sollen u. s. w. Ref. würde über die gestatteten Grenzen der Anzeige hinausgehn, wenn er seine Relation fortsetzen wollte, und fügt daher nur noch zur nähern Bestimmung einer bald nach dem Anfange seiner Kritik ausgesprochenen Behauptung hinzu, dafs der Vf. im Grunde zu denen gehört, die die vollkommene Superiorität der neuesten Deutschen Speculation in Form und Methode anerkennen, aber durch ihre Subjectivität gehindert werden, sie anders als subjectiv heruntergesetzt und verstümmelt ihren Arbeiten aufzustempeln, die auch die grofsartigen Schöpfungen eines Aristoteles bewundern, sie aber nicht anders als in Form und Inhalt unverbunden und widerstrebend mit ihren Hervorbringungen in Verbindung setzen, wie das mit der Aristotelischen Schlufstheorie geschehn ist.

S c h m i d t, in Erfurt.

№ 27.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

XVIII.

1. *Solonis carminum quae supersunt. Praemissa commentatione de Solone poeta disposuit, emendavit atque annotationibus instruxit* **Nic. Bachius**, *A. A. L. L. Mag. Phil. Dr. Bonnae (imp. Weber.) et Lugd. Bat. (ap. Luchtmanns.)* 1825. 8. *(VI. u.* 116 *S.)*

2. *Mimnermi Colophonii carminum quae supersunt. Commentatione praemissa disposuit, emendavit, atque in salutem Graecorum pro patria pugnantium edidit Nic.* **Bachius**, *Ph. Dr. A. A. L. L. M. Accessit epimetrum ad Solonem poetam. Lipsiae* 1826. *ap. Vogel. (VIII. u.* 64 *S. gr.* 8.*)*

3. *Critiae tyranni carminum aliorumque ingenii monumentorum quae supersunt. Disposuit, illustravit, emendavit Nic.* **Bachius**, *Ph. Dr. etc. Praemissa est Critiae vita a Flavio Philostrato descripta. Lips. (ap. Vogel.)* 1827. *gr.* 8. *(X. u.* 142 *S.)*

4. *Philetae Coi, Hermesianactis Colophonii atque Phanoclis reliquiae. Disposuit, emendavit, illustravit, Nic.* **Bachius**. *Accedunt Dan. Lennepii et Dav. Ruhnkenii observationes integrae. Halis Saxon. (ap. Gebauer.)* 1829. *XVI. u.* 284 *S.*

Nr. 1. Die Abhandlung über den Dichter (S. 1—60.) enthält auf den sechs ersten Seiten allgemein Biographisches und Litterar-Historisches von Solon, und zerfällt dann in die 6 Abschnitte: 1. Von den elegischen Gedichten, in 6 Abtheilungen. 2. Von den Gesetzen. 3. Atlantis. 4. Von den trochäischen Tetrametern. 5. Von den iambischen Trimetern. 6. Vom Skolion. Es folgen die Frgmm. selbst nach derselben Ordnung. Kein Inhaltsverzeichnifs noch Seitenüberschriften erleichtern die Uebersicht, kein Verzeichnifs der ausgezogenen Schriftsteller die Controle des Sammlerfleifses, noch den gelegentlichen Gebrauch der Schrift bei der Lesung angezogener Schriftsteller. Hrn. Bach's Fleifs im Sammeln haben wir übrigens hierdurch nicht herabsetzen wollen: auch finden wir am Schlusse drei Frgmm. als in Bruncks Sammlung fehlend angezeigt. Nur zur Abhandlung hätten viele Stellen, selbst mehrere aus Plutarchs Solon, noch gezogen werden sollen. Sie scheinen aber zum Theil absichtlich übergangen zu sein, wie die auffallende Kürze über die eigentlichen Lebensumstände des Dichters absichtlich scheint. Die zur Abhandlung gehörigen Stellen aus den Alten sind meist nur dem Inhalte nach angeführt. Die Natur solcher Arbeiten und die Rücksicht auf die kritischen Leser erlaubt indefs wohl nur selten eine andere als blofs wörtliche Anführung. Auch der H. Hgbr. hätte wohl bei einer solchen sorgfältiger vermieden, Unsicheres und Halbwahres als wahr und sicher aufzustellen, und schwerlich würde es ihm z. B. begegnet sein, dafs er S. 2. Anm. 5. den Aelian (*Var. hist. VIII*, 16.) als Zeugen gegen Phanias Aussage bei Plutarch (*Sol.* 32.) anführte, Solon sei ein Jahr nach dem Beginn von Peisistratos Tyrannis gestorben, während beide Zeugnisse genau übereinstimmen. Aelian sagt: Ὁ δὲ οὖν Σόλων ὀλίγον ὕστερον (nach der Erhebung des Peisistr.) ὑπέργηρως ὢν τὸν βίον ἐτελεύτησεν. Zu demselben Zwecke wird die Stelle eben so in den Noten zu Philostratos Leben des Kritias missbraucht (*Crit. fr. p.* 8. *ed. Bach.*). Ebendaselbst führt Hr. B. sonderbar genug Grauert (*Aesop. p.* 50.) nebst Andern zur Entschuldigung an, dafs er sich, bei so verwickelten chronologischen Angaben, erlaube anzunehmen, S. habe noch Ol. 63. gelebt: da doch Gr. als ziemlich sicheres Resultat giebt, dafs selbst nach des Herakleides Pont. Zeugnifs (*Plut. Sol.* 32.) S's. Tod nicht

füglich lange nach Ol. 55. fallen könne. In einem Epimetrum zum Sol. (hinter *Mimnermi carm. ed. Bach. p.* 56.) bringt Hr. B. für seine und seines Rec. Meinung, Sol. habe noch lange nach Peisistratos Erhebung, Ol. 54., 4. gelebt, nachträglich ein ihm bedeutend geltendes Argument aus *Stob. Florileg. XXIX.*, 58. vor: S. hört seinen Neffen ein Lied der Sappho singen, das ihm so gefällt, dafs er's sich lehren läfst, und gefragt, wefshalb, antwortet: ἵνα μαθὼν αὐτὸ ἀποθάνω. Wie aber diefs für seine weiter hinabreichende Lebenszeit zeugen soll, ist nicht zu begreifen. Sappho's Zeit ist wohl nicht auf's Jahr genau abzugrenzen, doch halten sich die Angaben sämmtlich Ol. 37. u. 52. (S. Neue's Sappho S. 3.). Sie war also längst todt, als Peisistratos Tyrann wurde. Ein anderes Argument, das Hr. B. vom Rec. dankbar annimmt, und später in den Acten zu *Philostr. vit. Critiae p.* 6. *sqq.* näher berücksichtigt, wird durch Rechnung aus Platon's Timäos p. 28. aufgestellt. Wir lassen dieses hier unerörtert, um Mafs zu halten mit dem uns gestatteten Raume, und da wir einestheils für möglich halten, dafs Platon sich erlaubte, von der historischen Genauigkeit in Nebenumständen, die blofse Einfassung seines Gegenstandes waren, auf die für seinen Zweck weiter nichts ankam, mehr oder minder abzugehen, sie vielleicht ganz zu erdichten, anderntheils aber selbst bei verneinender Entscheidung dieser Frage mehr als ein Weg offen ist, nöthigenfalls Platons Wahrheitsliebe zu retten. Nur *einen* hieher gehörigen Irrthum, wie es scheint ein blofses Versehen, wollen wir hier rügen, dafs Hr. B. S. 48. den älteren Kritias *Solonis familiarissimum* nennt, dem dieser, ein Greis dem unmündigen Knaben, Mährchen erzählte. Richtig dagegen nannte er S. 30. und 37. des Kritias Vater Dropides so. Platons Worte darüber (*Tim. p.* 20. a. E.) sind klar: Ἄκουε δή — λόγου —, ὡς — Σόλων ποτ' ἔφη, ἦν μὲν οὖν οἰκεῖος καὶ σφόδρα φίλος ἡμῖν Δρωπίδου τοῦ προπάππου —. πρὸς δὲ Κριτίαν τὸν ἡμέτερον πάππον εἶπεν κ. τ. λ. Es kann nur *Solon* Subjekt von εἶπεν sein. Dennoch sagt Hr. B. S. 37: *Critias major, hujus nostri* (des Jüngern, der bei Platon redet) *avus, illam narrationem a patre Dropide — acceptam etc.*, und führt den Platon a. a. O. dafür als Zeugen an. Bei einer genauer wörtlichen Anführung wäre ihm das wohl nicht widerfahren. Unter den Zeugnissen über das Zeitalter des S. vermissen wir ein Frgm. aus *Diodori lib. IX.* (*T. VI. p.* 54. *ed. Tauchn.*) wo es heifst, dafs Drakon 47 J. vor ihm gelebt habe, dann aus den Scholien zu Platons Phädrus (*T. VIII. p.* 288. *ed. Tauchn.*), wo Heraklides Pont. den S. Zeitgenossen des Kyros nennt; endlich ist zwar erwähnt, dafs *Cic. Brut. c.* 10. den S. und Peisistr. zu Zeitgenossen des Servius Tullius macht, aber aus dem in anderer Rücksicht erwähnten Cap. 7. ebed. die Notiz übergangen, *Pisistratum et paullo seniorem etiam Solonem:* die vor dem möglichen Mifsverständnifs der ersteren Stelle schützt. — Ueber den Geburtsort des Dichters, und das Nähere von seinem Tode genügt uns Hrn. Bach's Erörterung ebenfalls nicht. Was sich aus den darüber vorhandenen Zeugnissen mehr oder minder sicher aufstellen läfst, wollen wir a. a. O. zu zeigen versuchen. Hier nur einzelnes. Was Hr. B. S. 1. A. 1. behauptet, ein jeder auf Salamis, als einer zu Attika gehörigen Insel, Geborner habe *Athenäer* heifsen können, ist nicht anzunehmen. Die zum Beleg aus Diodor (*fr. l. IX. init.*): ἦν δὲ καὶ Σόλων — τὸ γένος ἐκ Σαλαμῖνος τῆς Ἀττικῆς, d. i. dem Athen gehörigen Salamis, zum Unterschiede von der nicht unbekannten Stadt gl. N. auf Kypros, beweist hierfür nichts: noch weniger seine anderen Zeugen, Homer und Herodot. Aber auch unnöthig war die Annahme. Einem erwiesenen Nachkommen des Kodros, wenn auch auf Salamis geboren, gab man nicht nur die Erlaubnifs, jenen Beinamen zu führen, sondern auch das Bürgerrecht gewifs gern wieder. — Ueber seine seinem Wunsche gemäfs auf Salamis zerstreute Asche heifst es S. 3. Anm. 5.: *annon omnem fabulam Atticae comoediae imprimis debendam esse statuere liceat?* Indefs gegen des Kratinos angeführte Worte zu zweifeln, dafs diese Sage wirklich ging, wird wohl keinem einfallen: jeder Zuhörer hätte den Komiker Lügen gestraft. Hr. B. führt zwar Plutarch (*Sol.* 32.) für sich an, der von dieser Erzählung sagt: ἐστὶ μὲν διὰ τὴν ἀτοπίαν ἀπίθανος παντάπασι καὶ μυθώδης: aber er übergeht einen bedeutenden Gewährsmann für die Sache, den Aristoteles, von dem Plutarch an derselben Stelle also fortfährt: ἀναγέγραπται δ' ὑπό τε ἄλλων ἀνδρῶν ἀξιολόγων καὶ Ἀριστοτέλους τοῦ φιλοσόφου. — *Usque ad Platonem stirpem propagavit, sq.*, sagt Hr. B. vom Solon S. 1. und führt als Belege *Plut. Sol.* 32. und *Diog. Laert. III.* 1. an. Aber jener spricht nur von einer συγγένεια, allgemein, und so nennt Platon (*Tim. p.* 24.), vom Hrn. Hgbr. nicht erwähnt, Solon einen οἰκεῖος des Dropides, Solons Ahnherrn; Diogenes und die ebenfalls nicht erwähnten

Scholien Platons a. a. O. (*p.* 201. *Ruhnk.*) machen diese zu Brüdern. Aber auch so war der Ausdruck: *stirpem propagavit* von Seitenabkömmlingen nicht anwendbar. — Erwähnt aber hätte sein sollen, dafs man aus *Plut. Sol.* 6. schliefsen kann, S. sei verheirathet gewesen und nicht kinderlos geblieben. — Im Verlauf der Abhandlungen, von S. 4. an, hätte der Hr. Herausgeber durch eine mehr gedrängte Behandlung und Weglassung manches Unnöthigen leicht für das, was wir als fehlend andeuteten oder noch andeuten werden, Raum gewinnen können. Auch die Verarbeitung des vorhandenen Stoffes selbst würde bei reiferer Erwägung der einzelnen Punkte gewifs in manchem anders ausgefallen sein. Einzelne, der Inhaltsangabe eingestreute Bemerkungen werden dieses unser Urtheil erhärten. S. 5. A. 7. soll in Suidas Worten (*s. v.* Σόλων), die wir, damit sie sich selbst vertheidigen mögen, hier vollständiger hersetzen als sie dort stehen: ἔγραψε νόμους — ποίημα δὲ δι' ἐλεγείων, ὃ Σαλαμὶς ἐπιγράφεται· ὑποθήκας δὲ ἐλεγείας, καὶ ἄλλα —, gelesen werden ὑποθ. δι' ἐλεγείας. Wir begreifen nicht warum. Suidas L. A. ist gut und verständlich (vom *adj.* ἐλεγεῖος), die Aenderung also unnöthig. — Anm. 8. ist überflüssig: die Bedeutungen von ἔπη giebt *nöthigenfalls* das Wörterbuch, bei dem Leser von solchen Abhandlungen sind sie als bekannt vorauszusetzen. Sie ist unvollständig: die lyrischen Verse heifsen auch mitunter so. — S. 7—12. hätte die allgemeine Einleitung zum 1sten Abschnitt von den elegischen Gedd. Hrn. B. gröfstentheils erlassen werden können: ihre Resultate sind sehr gering. Seltsam ist gleich der Eingang. Ueber den Ursprung der Elegie gründlich zu untersuchen wird abgelehnt wegen Mangel an Zeit, — aber wer trieb denn den Hrn. Hgbr.? — dann weil wir uns seit einiger Zeit des Kallinus von Frank erfreuen. Doch aber erscheint dessen *doctissima commentatio* Hrn. B. *fallax* und *a vera aberrans.* Und demungeachtet wieder unterzieht er sich der Arbeit nicht! — Die Unterabtheilungen dieses Abschnittes sind: *Commentarii in se ipsum* (S. 12—22.) *Salamis* (— S. 25.). *De Atheniensium republ.* (— S. 30.). *Ad Critiam* (— S. 31.). *Ad Mimnermum* (— S. 32.). *Ad Philocyprum* (— S. 34.). Warum nicht, nach der muthmafslichen Zeitfolge geordnet, die Verse an Kritias, als auch nach Hrn. B's. Ansicht sicher ins hohe Alter des Dichters fallend, die letzte Stelle erhielten, ist nicht abzusehen. — Sehr unbequem ist die Einrichtung, dafs nicht zu den Fragmenten selbst auch die Stellen genannt werden, denen sie entnommen sind, sondern hier in der Abhandlung, und zwar mufs man sie über Fr. 3—5. 7—16. 21. 23—27. im Texte, über die übrigen aus den Noten suchen. S. 14—18. füllt eine Untersuchung über die Echtheit des Gedichts von den Menschenaltern, fast zur Hälfte lexicalische Excerpte über das Homerische ἕρκος ὀδόντων, deren Ergebnifs dann nicht nur wieder ein Nichts ist, sondern es wird sogar bewiesen, dafs für die Deutung dieses Ausdrucks bei Solon der Homerische Gebrauch nicht bindend sei. — Die Besorgnifs S. 17., in dem Gedichte seien die Menschenalter so genau und scharf geschieden, dafs es jemand vielleicht eher für ein Alexandrinisches Product halte, war wohl unnöthig. Wir erinnern nur an das treffliche Fragment des Panyasis von den stufenmäfsigen Wirkungen einer steigenden Anzahl geleerter Becher (*Athen. I. p.* 36.): schwerlich jemanden deshalb verdächtig. — Dafs über Fr. 5. Plutarchus, nicht Stobäus recht habe, war wohl zu glauben ohne eine Seite voll Gründe; eben so über Fr. 6., wo noch die Worte: *non uno solum loco (fr.) adscribitur a Plutarcho, sed praeterea tribus aliis*, seltsam klingen (S. 19—20.). — Die Abweichungen von der Brunck'schen Reihenfolge der Fragm. sind im ganzen löblich; nur hätten wir N. 11. vor N. 10. gestellt, wegen der ἔργα Κυπρογένους in letzterm, die doch höchstens auf den Beginn des Greisenalters deuten. Damit sind 2 Stellen des Plutarch (*Amator.* 5. *Conviv. VII. Sapp.* 13.) vereinbar; an der dritten (*Sol.* 31.) werden höchst ungereimt, um zu beweisen, dafs Alter und nicht Mangel an Mufse den S. von der Beendigung der Atlantis abgehalten hätten, Verse angeführt, die sagen, dafs er noch den Musen huldige, die also hier wenig an ihrem Orte stehen. — S. 23. pafste das *respicere videtur* wohl eher auf Ael. Aristides: die Beziehung des Cicero auf die Salaminische Geschichte ist klar genug. *Ebend. A.* 47. hätte Justin. II, 7., wo er sagt, S. habe *insolitis sibi versibus* das Volk überredet, eine Erklärung oder Widerlegung verdient. — S. 24. wird es Jeden wundern, dafs Hr. B. erst aus Hrn. Welckers Vorlesungen lernen mufste, dafs sich aus dem Anfange des Gedichtes *Salamis*, αὐτὸς κῆρυξ ἦλθον ἀφ' ἱμερτῆς Σαλαμῖνος κ. τ. λ. ergiebt, S. sei entweder wirklich nach Salamis gesandt gewesen, oder habe nur den Schein angenommen. — Die den Abschnitt *de Atheniensium re-*

publ. beginnende summarische Angabe der politischen Wirksamkeit S's., S. 25—27., namentlich seiner neuen Censusklassen verdiente, als in guten historischen und archäologischen Werken schon hinreichend behandelt, diese Ausführlichkeit nicht. Mit sorgfältiger Benutzung alles dessen, was darüber von Alten und Neuen geschrieben ist, und mit dem übrigen Leben zu einem organischen Ganzen verbunden, hätte es hingegen wohl zu einem historischen Grunde dienen können, um, wenigstens schärfer bestimmend, als es geschehen ist, bei den einzelnen Fragmenten mitunter die Zeit ihrer Abfassung mehr oder weniger sicher anzugeben. Dann wäre hoffentlich auch klarer hervorgetreten, wie die Einheit des sogenannten Gedichts auf die Athener zu verstehen war. Hr. B. giebt ihm als Inhalt S's. ganzes politisches Wirken bis zu Pisistr. Erhebung (S. 25.); aber dann gehörten Fr. 17. u. 19., vielleicht auch 18, nicht mehr dazu. So machen denn nach ihm Freude an der neuen politischen Schöpfung, ihr Lob, Regeln zu ihrer Erhaltung, Besorgniſs um ihre Dauer, endlich Miſsmuth und Vorwürfe über die Thorheit seiner Landsleute und Schmähreden gegen den Usurpator Theile desselben Gedichts aus. Wir halten dies für ein Aggregat von einzelnen unter sich nicht zusammenhangenden, bloſs durch ihren Inhalt zusammengehaltenen elegischen Ergüssen, unter verschiedenen Zeitumständen, in verschiedener Stimmung erzeugt: dafür spricht nächst dem subjectiven Charakter, den die Fragmente tragen, auch die lose Art der Zusammenfassung, mit der die Alten dieselben erwähnen. — In demselben Hauptabschnitt, *de legibus*, wird S. 34 f. aus Aristoteles geschlossen, Verfassungen und Gesetze seien ehemals in Verse gefaſst und gesungen worden. Aber die Worte des Aristoteles können mindestens eben so gut als eine zur Erklärung des Wortes νόμος aufgestellte Behauptung gelten. Der in derselben Beziehung dort A. 68. erwähnte Aelian aber zeugt mit seiner Notiz, daſs die Kreter ihre freien Kinder die Gesetze hätten singen lassen und auswendig lernen, vielmehr für das Gegentheil: denn es liegt darin, daſs diese Kretische Sitte eine den übrigen Hellenen, mithin auch den Athenern, fremde war. — Daſs viele vor S. Gesetze in Versen geschrieben, bedarf der Belege. Wie bei den von Plutarch (*Sol.* 3.) erwähnten Versen des Solon Hrn. Welcker's Scharfblick aus dem darin vorkommenden Worte τύχην ihre Unechtheit folgert, hätten wir gern näher angedeutet gesehen. — Mit unverhältniſsmäſsiger Weitläuftigkeit wird Abschnitt 3. S. 35—56. von dem Inhalte des, wie Platon selbst sagt von S. nicht vollendeten, noch seinen Zeitgenossen mitgetheilten epischen Gedichts Atlantis gehandelt. — Ob wir uns nicht desselben Fehlers bei der Beurtheilung der *vita Solonis* schuldig gemacht haben, wissen wir nicht; aber wir gingen deshalb das Ganze durch, um den Schein zu meiden, als hätten wir absichtlich nur einzeln bemerkte Schwächen der Arbeit hervorheben wollen. Es fehlt ihr offenbar, in zwei Worten zu sagen, an der gehörigen besonnenen Umsicht und am rechten Maſshalten. Auch der Bearbeitung der Fragmente darf man diesen Vorwurf machen. Die Kritik selbst hat oft aus Mangel an unbefangener Ruhe das Wahre verfehlt, die Angabe der Lesarten hat nicht selten unnöthige Breite erhalten, und so auch zum Theil die erklärenden Anmerkungen, von denen wir manches, vorzüglich Lexicalisches und Parallelstellen ausgeschieden wünschten, mit Rücksicht auf die Klasse von Lesern, für die sie bestimmt sind. Nicht selten endlich ist die Erklärung auch ganz verfehlt; Fleiſs und ernste Liebe zur Wissenschaft gestehen wir übrigens Hrn. B. mit Vergnügen zu, und wünschen nur daſs Derselbe unsre Bemerkungen im guten Sinne aufnehme, sie unbefangen prüfe, und so erkenne, daſs nur Unpartheilichkeit und Interesse am Gegenstande aus ihnen rede. — Zwei Fragm. des Solon haben wir in der Sammlung vermiſst: das eine steht bei Hesychius unter ἀγχιστίνδην (behandelt von *Valckenaer ad Ammon. p.* 9. Vgl. *Steph. thes. graec. ed. Paris.* 1831. *T. I. p.* 544 *sq.*, das andere beim Schol. zu Platons Hippias d. Aelt. (*T. VIII. p.* 297. *ed. Tauchn.*). —

Nr. 2. S. 3—23. füllt eine Abhandlung über den Dichter, S. 24—49. die Fragmente aus den elegischen, S. 49—52. die aus den angeblichen iambischen Gedichten, S. 53—64. das Epimetrum zum Solon, die beiden letzten 2 Register, *a*) der verbesserten oder erläuterten Schriftsteller, *b*) der Sachen und Worte: will sagen der besonders erklärten. Wir hätten statt des letzteren, nur aus 25 Artikeln bestehenden, hier und beim Solon einen *index vocum adhibitarum* gewünscht, in der Art wie ihn Kritias und Philetos, Hermes. u. Phanokl. erhalten haben; auch den *index scriptorum excerptorum* vermissen wir ungern.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

1. *Solonis carminum quae supersunt. Praemissa commentatione de Solone poeta disposuit, emendavit atque annotationibus instruxit Nic. Bachius.*
2. *Mimnermi Colophonii carminum quae supersunt. Commentatione praemissa disposuit, emendavit, atque in salutem Graecorum pro patria pugnantium edidit Nic. Bachius.*
3. *Critiae tyranni carminum aliorumque ingenii monumentorum quae supersunt. Disposuit, illustravit, emendavit Nic. Bachius. Praemissa est Critiae vita a Flavio Philostrato descripta.*
4. *Philetae Coi, Hermesianactis Colophonii atque Phanoclis reliquiae. Disposuit, emendavit, illustravit Nic. Bachius. Accedunt Dan. Lennepii et Dav. Ruhnkenii observationes integrae.*

(Fortsetzung.)

In der Abhandlung ist zuerst vom Geburtsort des Dichters, dann von der Zeitbestimmung seines Lebens die Rede. Hr. B. hielt sich hier mit Recht an Suidas, gegen Schoenemann (*de Mimnermo diss. Gotting.* 1823. 4.) und Passow (in e. Privatmittheilung an den Hrn. Vf.). Auch stimmen wir seiner symbolischen Erklärung des Patronymikons *Λιγυρτιάδης* bei. Anfang und Ende des Artikels bei Suidas heifst (wie Hr. B. aus der *ed. Mediolan.* 1499. (nicht 1449.) citirt, wir in der des *Aemil. Portus, Genf* 1619 lesen): *Μίμνερμος Λιγυρτιάδου· — ἐκαλεῖτο δὲ καὶ Λιγυαστάδης, διὰ τὸ ἐμμελὲς καὶ λιγύ· κ. τ. λ.* Wir halten mit Hrn. B. beide Namen für einen: aber deshalb mufste er auch an beiden Stellen gleichmäfsig geschrieben werden, und da Suid. ihn durch *λιγὺς*, nicht *λιγυρὸς* erklärt, so würden wir *Λιγυστιάδης* vorziehen. Die Schlufsworte, *ἔγραψε βίβλια* †) *ταῦτα πολλά*, ist verderbt, und durch die Weglassung von *ταῦτα* wohl nicht hergestellt. Porphyrio zu *Hor. epist. II*, 2, 101. nennt nur 2 Bücher. Wahrscheinlicher ist eine Lücke an dem mit †) bezeichneten Orte. Suidas giebt bei den Dichtern meist Zahl und Inhalt der B. B. an. — Dafs Mimn. ausübender Flötenspieler war (S. 8—10.), ist wohl nicht zu läugnen. — Dafs die ihm zugeschriebene Erfindung der Elegie nur etwa von der ersten Einführung des erotischen Inhaltes zu verstehen sei (S. 10—15.), glauben auch wir. S. 18 ff. ist von M. als Musiker, und von Schicksalen, Charakter, Form und Anordnung seiner Gedd. die Rede. Ein Liebeslied, nach dem Namen seiner Geliebten Nanno benannt, bei der er kein Glück machte, ist der einzige Titel, unter dem erotische Frr. von ihm erwähnt werden, aber hieraus mit Hrn. B. (S. 20.) anzunehmen, dafs dieser Titel alle erotische Gedd. des M. umfafst habe, ist kein Grund da: höchstens kann man sagen, Nanno war das bekannteste und deshalb öfter namentlich erwähnt. Dafs es historische und mythologische Episoden enthalten hat, zeigen Fr. 12. und 5. 9.; aber wenn Hr. B. (S. 22.) behauptet, des Pausanias Notiz über Mimnermos: *ἐλεγεῖα εἰς τὴν μάχην ποιήσας τὴν τῶν Σμυρναίων πρὸς Γύγην τε καὶ Λυδοὺς, φησὶν ἐν τῷ προοιμίῳ κ. τ. λ.* sei von einer historischen Episode der Nanno zu verstehen, so ist er eben so im Irrthum wie der in einem Zusatz hinter Kritias Frr. S. 133. von ihm gegen seinen Rec. (Lit. Bl. zur Allg. Schulztg. Febr. 1827 S. 94 ff.) zur Vertheidigung angeführte Conr. Schneider in Daub's und Creuzer's Studien IV, 6 f. Genannter Rec. bringt die vorerwähnte Notiz aus Porphyrio bei: *Mimnermus duos libros luculentos scripsit.* Waren auch solche Eintheilungen meist späterer Grammatiker Werk, so sehen wir doch oft — wie es auch schon an sich am natürlichsten ist — dafs sie, wenn der Dichter in mehreren Gattungen arbeitete, sich auf die wesentliche Scheidung derselben gründeten.

Falls nun, was freilich dahin steht, jene Notiz Glauben verdiente, so böten sich uns von selbst hier 2 Hauptgattungen, die erotische (dazu Nanno und die übrigen Liebeslieder gehören), worin das Lyrische, und die historisch-patriotische (die Elegien auf den Kampf der Smyrnäer und Lyder: man denke an Tyrtäos, an Solons und Simonides Salamis), worin das Epische Hauptcharakter ist. — Dafs Hr. B. (S. 20. Anm. 26.) Wieland's, Groddeck's und Anderer Irrthum rügt, M. habe Nanno als Greis geliebt, billigen wir; nur nicht weil es, wie er sagt, die Sache selbst lehrt, dafs dem nicht so gewesen: verliebte und erfolglos liebende Greise sind nichts seltenes: sondern weil Fr. 3. aus der Nanno, ausdrücklich von des Dichters Jugend spricht; auch drücken die meisten Liebeslieder Scheu vor dem kommenden Alter, nicht Klagen über das gegenwärtige aus.

Hr. B. war von der Richtigkeit seiner Muthmafsung über den Umfang der Nanno so überzeugt, dafs er in der Fragmentsammlung es gar nicht einmal für nöthig hielt, die unter diesem Namen erhaltenen Notizen und elegischen Bruchstücke zusammenzustellen, sondern sie in bunter Reihe sich folgen liefs. In der Kritik der Frr. vermissen wir sowohl Umsicht und Besonnenheit in der Bestimmung des Textes, als angemessene und Mafs haltende Auswahl des zur Begründung der Kritik oder zur Erklärung beigebrachten Materials. Die folgenden Bemerkungen werden diesen Tadel genügend rechtfertigen.

Fr. I. Vs. 4. Um zu zeigen, wie ἁρπαλέος, von ἁρπάζω stammend, in den Begriff *anziehend*, *angenehm* übergehen konnte, heifst es: *hoc ita interpretandum esse, ut* ἁρπάζειν, *quod imprimis usurpari solebat de raptu mulierum, aetate Graecorum heroica satis illo quidem frequenti, referretur ad ea, quae raptum comitantur aut consequuntur,* κρυπταδίην φιλότητα καὶ μείλιχα δῶρα καὶ εὐνήν, *effectus pro causa.* Es folgt eine lange Citatenreihe über den Gebrauch des ἁρπάζω und Griechischer und Lateinischer Synonymen vom Weiberraub! Also eine ganze Seite voll Verkehrtes und Unnöthiges über eine Sache, die nöthigenfalls in zwei Worten gesagt wär. Von ἁρπάζω rauben, an sich ziehen od. reifsen, kommt ἁρπαλέος, *anziehend*, *angenehm*, oder auch *reifsend schnell*, *flüchtig*. Für die letzte Bedeutung erklärt sich Hr. B. (im Epimetr. zum Mim. hinter Kritias Fr. S. 130.): für die erste spricht der Zusammenhang hier deutlich. Der Gegensatz liegt im Unangenehmen des Alters. Der Sinn von Vs. 3. an, den man besser mit dem Folgenden verbindet, ist: *Heimliche Liebe und Genufs sind liebliche Blüthen der Jugend Männern und Frauen; doch kommt das beschwerliche Alter, das den Mann zugleich häfslich u. schlecht macht, so reiben immer böse Sorgen den Sinn auf, und er freut sich nicht mehr an den Strahlen der Sonne, sondern* u. s. w. — Vs. 6. lese man κακὸν st. καλὸν, nach der offenbaren Herstellung Herrmann's (zum *Viger.* S. 929.), den indefs Hr. B. als unberufenen Arzt zurückweist, da die L. A. der Mss. gesund sei. Die in den Anm. gegebene ganz unstatthafte Erklärung vertauscht er im Epim. hinter Krit. S. 130. mit folgender: *quae* (*senectus*) *deformem atque formosum virum pari modo* (ὁμῶς = ὁμοίως) *aestimat*: *h. e. senectus non magis parcit formoso quam deformi viro.* Aber καλὸς pafst nicht in den Vers, da es von Mimn. mit langem α gebraucht ist (Fr. III. Vs. 3.), wie immer bei Homer, fast immer bei Hesiod, immer bei Mimnermos Zeit- und Kunstgenossen, Solon (Fr. IV., 21. δηώσας κάλ' ἔργα zu lesen. Ebend. Vs. 24.), bei Kallinos (Fr. 4. *ed. Bach.*), bei Tyrtäos (II., 9. VI., 1. 30. *ed. Bach.*), meist bei Theognis (Vs. 83. 936. 973. 1081. 1142. 1267. 1343. 1350. 1369. zweimal. 1377. *ed. Welck.*). Ferner dürfen wir ὁμῶς καὶ nicht trennen: wir finden es eben so, für *aeque ac*, *eben so wie*, ein verstärktes τὲ καὶ, bei Mimn. selbst noch zweimal, Fr. III. Vs. 3. und 7. (Vgl. auch über dessen Homerischen Gebrauch Passow's Griech. Wörterb. unter ὁμῶς N. 1. b.). Angenommen endlich, ὁμῶς τίθημι könne heifsen, was Hr. B. will, *gleich achten* (aber man vgl. des Mimn. Gebrauch Fr. III., f. γῆρας — ἄγνωστον τιθεῖ ἄνδρα), so wäre diefs der Wahrheit nicht ganz angemessen. Liebenswürdigkeit und Frauengunst geht nicht *allen* Männern mit der Jugend verloren.

Fr. II. Vs. 4. τερπόμεθα, πρὸς θεῶν εἰδότες οὔτε κακόν, οὔτ' ἀγαθόν. In der Anm. heifst es: *i. e. quum a diis nec mala nec bona acceperint* (soll wohl heifsen *acceperimus*). Dazu ist Sol. IV., 3. f. citirt: Μοῦσαι — ὄλβον πρὸς θεῶν δότε ἔχειν. Der Sinn ist doch wohl: *und wissen nicht von den Göttern, was uns bevorsteht, nicht Böses noch Gutes.* Das Folgende: *Spectant haec ad deoram vitam securam*, ist unverständlich wie die erste Erklärung. Soll es etwa sein, *ad juvenilem hominum vitam instar deorum securam?* — Vs. 11. ff. πολλὰ γὰρ ἐν θυμῷ κακὰ γίγνεται· ἄλλοτέ τ' οἶκος τρυχοῦται — ἄλλος δ' αὖ παίδων ἐπιδεύεται — ἄλλος νοῦ-

σον ἔχει θυμοφθόρον, κ. τ. λ. Vs. 11. läfst ein Cod. τ' aus, Grotius und Brunck lesen δ'. Bei diesen Abweichungen, sagt Hr. B., darf man zur Emendation schreiten. Er bringt deshalb ἄλλοθεν in den Text zum Gegensatz mit dem vorhergehenden ἐν θυμῷ, und erklärt: *Alia senectutis sunt mala in ipso animo collocata, alia extrinsecus irrumpentia.* Hätte er gesagt, *in ipso animo orta*, so wäre ein Gegensatz da, der jetzt fehlt in seiner Erklärung: denn was eindringt in die Seele, wohnt dann darin. Es wäre ein Gegensatz da, sagen wir, aber nur in Hrn. Bach's Worten, nicht in der That und bei unserm Dichter. Denn wird nicht dem Greise das Abnehmen seines Vermögens, der Verlust seiner Kinder Seelenschmerz machen? Bei der νοῦσος steht sogar noch ausdrücklich θυμοφθόρος als Beiwort. Eine Adversativ-Partikel hat Hr. B. bei seinem Gegensatze gar nicht einmal vermifst. Doch *ein* unbefangener Blick auf das Ganze zeigt, alle drei Gedanken, von ἄλλοτε bis θυμοφθόρον, sind Beispiele zu den πολλὰ κακὰ ἐν θυμῷ γιγνόμενα Vs. 11., die der Dichter a. E. Vs. 16. wieder schlechtweg κακὰ πολλὰ nennt.

Fr. III. Anm. zu Vs. 2. füllen überflüssige Citate über πτοιοῦμαι, *sich fürchten*, *schaudern*, eine halbe Seite. Vs. 3. war die nach Bekker erwähnte L. A. ἐπὶ πλέον, *länger*, wohl in Erwägung zu ziehen. Setzt man ein Kolon vorher, und verbindet das Wort mit dem Folgenden bis τιμήεσσα, so verschwindet auch der Schein eines Anakoluths, und die Nothwendigkeit, πλέον durch *länger* zu übersetzen; welches beides Hrn. B. grofse Mühe machte, jenes jedoch mit Unrecht, dieses mit Recht.

Fr. III. setzen wir mit wenigen Auslassungen her (aus *Athen. XI. p.* 470.):

Ἠέλιος μὲν γὰρ ἔλαχεν πόνον ἤματα πάντα,
οὐδέ ποτ' ἄμπαυσις γίγνεται οὐδεμία
ἵπποισίν τε καὶ αὐτῷ, ἐπὴν ῥοδοδάκτυλος Ἠὼς
Ὠκεανὸν προλιποῦσ' οὐρανὸν εἰσαναβῇ.
5. τὸν μὲν γὰρ διὰ κῦμα φέρει πολυήρατος εὐνὴ
κοίλη, Ἡφαίστου — — — — —
— — —, ὑπόπτερος ἄκρον ἐφ' ὕδωρ
εὕδονθ' ἁρπαλέως, — — — ...
— — — —, ἵν' οἱ θοὸν ἅρμα καὶ ἵπποι
10. ἑστᾶσ', ὄφρ' Ἠὼς ἠριγένεια μόλῃ.
ἔνθ' ἐπέβη ἑτέρων ὀχέων Ὑπερίονος υἱός.

Anm. zu Vs. 3. beschenkt uns Hr. B. oder eigentlich Schweighäuser, dem er folgt, mit einer zur Abendröthe gewordenen Eos. Er sagt: ῥοδοδάκτυλος Ἠὼς *h. e. non significat auroram, sed* (*ut rectissime interpretatur Schweigh.*) *rubeum colorem, qui occidente sole coelum colorat. Opponitur autem infra vs.* 10. *Aurora*, Ἠὼς ἠριγένεια. Wir übergehen überflüssige etymologische Excerpte aus Schweigh. und Buttmann, und geben nur noch Hrn. B's. Erklärung der Verse a. E. der Anm. *Ne tunc quidem Soli concessum est otium quum robur coeli vespertini ex Oceano ascendit, licet omnes quieti indulgeant: namque per mare invehatur necesse est orientem versus, ut postridie, aurora praegrediente, denuo cursum ineat.* Unbegreiflich ist, was Schweigh. und Hrn. B. bei der Erklärung dieser so klaren Stelle durch den Sinn gefahren sein mag. Sahen sie vielleicht Helios Nachtfahrt im Schlafe über den Okeanos für keine ἄμπαυσις an?! Der Dichter sagt: *der Gott hat keine Ruhe Tag für Tag* (ἤματα πάντα), *noch auch seine Pferde, sobald sich Eos zu ihrer Fahrt aus dem Okeanos erhebt* (versteht sich *frühmorgens*). *Denn er fährt schlafend im Schiffe wieder zum Osten zurück, wo sein Gespann steht, bis Eos kommt, dann besteigt der Hyperionide einen anderen* (d. i. einen dem der Eos folgenden, *einen zweiten*, nicht ihren eigenen) *Wagen* (und so erneut sich seine Tagesarbeit ohne Aufhören). Wir glauben mit unserer Erklärung von ἑτέρων ὀχέων Vs. 11. zugleich auch Hrn. Welker's gewagte und gezwungene Auslegung (in dessen *Sylloge epigr. Graec. p.* 11.), *iterum conscendit vehiculum*, zurückgewiesen zu haben, die uns Hr. B. (*Epimetr. V.* hinter *Philetae etc. reliqq.* S. 266.) als Eleganz anpreist.

Nro. 3. u. 4. Wir hatten eine Gesammtbeurtheilung der von Hrn. B. bis jetzt herausgegebenen Elegiker zu liefern übernommen, haben indefs den dafür gestatteten Raum schon fast überschritten, indem wir, um die Bezeichnung des wahren Werthes dieser Arbeiten um so sicherer zu begründen, lieber einzelne Theile genau durchgehen mochten, als das ganze nur summarisch abschätzen, und dabei oft blinden Glauben fordern, und den Schein der Anmafsung auf uns laden. Wir haben nun in den bisherigen Bemerkungen unserer Leser Geduld mit den einzelnen Ausstellungen vielleicht sehr auf die Probe gestellt, und um so eher hoffen wir, wird man uns verzeihen, wenn wir uns über vorstehende zwei Schriften fast nur auf die einfache Angabe ihres Inhaltes beschränken. Unser Urtheil von der Beschaffenheit und dem Werthe derselben ist von dem über die frü-

hern nicht wesentlich verschieden: nur hat die Breite der Anmerkungen vielleicht noch zugenommen, namentlich in N. 4. durch die vielfache wörtliche Anführung von Noten anderer Schriftsteller. Wir wollen indeſs Hrn. B. die Befähigung zu solchen Arbeiten, behandelt wie wir sie wünschen, nicht unbedingt absprechen. Unser Tadel in dem Vorigen war vielfach und über mancherlei, aber nur mehr Vorsicht in der Auswahl und Aufnahme von Lesarten und Conjecturen, strenge Scheidung alles Unangemessenen, besonders auch aus den Anmerkungen, bei denen man an bestimmte Classen von Lesern zu denken hat, da auch hier, wer es Allen recht machen will, es Keinem recht macht, und mehr organisches Verarbeiten des vorhandenen Stoffs, würde die Brauchbarkeit und den Werth seiner Schriften schon um vieles erhöhen, die im Uebrigen, wie wir gern gestehen, von sorgfältigem Sammeln des Materials, fleiſsigem Berücksichtigen der bedeutendsten neuern philologischen, namentlich grammatischen Schriften, und von Vertrautheit mit ihrem Inhalte, endlich von einem sichtlichen *Streben* nach Wahrheit, Klarheit und Evidenz allerdings zeugen.

In N. III. geht S. 4—15. das Leben des Kritias von Philostratos vorauf, mit nebenstehender Lateinischer Uebersetzung, der, wie es scheint, die des Olearius zu Grunde liegt: wir haben dessen Ausgabe nicht zur Hand. Die Anm. dazu knüpfen biographische und literar-historische Notizen über Krit. an den Text, ungeordnet, wie dieser sie eben veranlaſst. Es ist in denselben auſser den Noten des Olear. mit Recht besonders fleiſsig Weber's Progr. *de Crit. tyranno. Francof. ad Moen.* 1824. 4. benutzt, nur nicht immer mit Erwähnung der Quelle; zu den Frgmm. selbst ebenfalls. S. 19—24. folgen Vorbemerkungen über den literarischen Standpunkt des Kritias. Die am Ende gegebene Uebersicht der Anordnung der Frr. ist: A. *Ποιημάτων.* 1. Ἐλεγοι. 2. Ἑξάμετροι. 3. Ἴαμβοι. B. *Συγγραφῶν.* 1. Πολιτεῖαι. 2. Βίοι. 3. Περὶ φύσεως ἔρωτος ἢ ἀρετῶν. 4. Ἀφορισμοί. Ὁμιλίαι. C. *Λόγων εἶδος.* D. Ἐξ ἀδήλων εἰδῶν. Hrn. B. gebührt das Verdienst der ersten Sammlung und Gesammt-Bearbeitung der Frr. Die Sammlung ist fleiſsig, die Anordnung im ganzen löblich. *Die elegischen Frr.* S. 25—48. sind sämmtlich, — mit wie vielem Recht, läſst sich bei den letztern nicht sagen —, zu den Πολιτείαις ἐμμέτροις gezogen. Hrn. B's. Programm über diese, Breslau 1826. 4. besitzen wir nicht. Die ersten Stücke handeln von Sitten, Gebräuchen und Erfindungen verschiedener Staaten; N. 3. ist aus einem Lobe des Alcibiades, N. 4. auch ein solches Lob, oder ein gnomischer Wunsch. Auch N. 5. ist gnomisch. *Von den Hexametern* S. 48—55. loben 10. den Anakreon; ein einzelner, philosophischen Inhalts, konnte auch aus Pentametern entlehnt sein, gehörte also unter die ἄδηλα εἴδη a. E. Daſs die ersteren zu *vitis illustrium poetarum* (oder *virorum* wie Hr. B. meint) gehörten, läſst sich allerdings muthmaſsen. Es folgen *die Jamben* S. 55—88. Schon Fabricius (*T. II. p.* 294. *ed. Harl.*) setzte mit Recht Kritias unter die Tragiker. Die Zeugnisse dafür sind zahlreich und sicher. Die betreffenden Frr. des Sisyphos und Peirithoos — von der Atalante als unsicher abgesehen — sollten daher nach Gebühr als Dramen nicht unter Ἴαμβοι aufgeführt sein; auch sind Fr. 15 bis 17 (aus dem Peirith.) gar Anapästen. Das groſse Stück zu Anfang N. 9. (S. 55. ff.) hat offenbar zu einem Drama gehört, von dem man Euripides u. Krit. zugleich als Verfasser nannte, Hrn. B's. Annahme 2 zerschiedener Stücke ist sehr unwahrscheinlich: daher denn, da dasselbe auch von dem zweiten Drama, Peirithoos, feststeht, beide zusammen unter der Rubrik *frr. incerti auctoris* an d. E. der Sammlung gebracht werden muſsten. Die Citate aus des Eurip. Sisyphos S. 76. f. waren dann eben so wie es beim Peirith. geschehen ist, unter diese Abth. wirklich einzureihen. — Von den pros. Fragmenten umfassen *die Politien* S. 89—98. Auſser den überlieferten Namen der Pol. der Lakedämonier und Thessaler noch eine der Athenäer zu statuiren war kein Grund da. Das voraufgestellte Fr. 23. zieht man wohl besser bestimmt zu der Pol. der Lakedämonier, wenn man es einmal zu den Politien, und nicht lieber unter die ἄδηλα εἴδη sezzen will. *Die Abtheilung der* Βίοι S. 99—101. steht auf zu schwachen Füſsen. Die Einleitung verstehen wir nicht: was soll Philostratos *de vitis Sophistarum* zu dem Inhalt der *Βίοι Κριτίου*? Eine Spur, daſs die Frr. aus pros. Schriften seien, ist nirgends. Am natürlichsten verbände man noch die drei ersten mit den Hexametern von Anakreon (s. oben), das vierte, Chilons Wahlspruch betreffend, mit den vorerwähnten ethisch-gnomischen Bruchstücken.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 29.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

1. *Solonis carminum quae supersunt. Praemissa commentatione de Solone poeta. disposuit, emendavit atque annotationibus instruxit Nic.* **Bachius.**
2. *Mimnermi Colophonii carminum quae supersunt. Commentatione praemissa disposuit, emendavit, atque in salutem Graecorum pro patria pugnantium edidit Nic.* **Bachius.**
3. *Critiae tyranni carminum aliorumque ingenii monumentorum quae supersunt. Disposuit, illustravit, emendavit Nic.* **Bachius.** *Praemissa est Critiae vita a Flavio* **Philostrato** *descripta.*
4. *Philetae Coi, Hermesianactis Colophonii atque Phanoclis reliquiae. Disposuit, emendavit, illustravit, Nic.* **Bachius.** *Accedunt Dan.* **Lennepii** *et Dav.* **Ruhnkenii** *observationes integrae.*

(Schlufs.)

Der Titel des folgenden Abschnitts S. 101—104. heifst handschriftlich: Περί φύσεως ἔρωτος ἢ ἀρετῶν. Hr. B. schreibt: ἢ ἐρώτων, gewifs falsch: das Fr. redet von einer andern Gemüthsrichtung. Vielleicht hiefs es π. φ. ἐρώτων ἢ ἀρετῶν, s. v. a. π. φ. χαρακτήρων, von der Beschaffenheit der Leidenschaft oder Tugenden. *Aphorismen und Homilien* S. 104—106. Die Abth. Λόγων εἶδος S. 106—113., zwei aus *Xenoph. Hellen.* abgedruckte sogenannte Reden des Krit., die dieser weder niedergeschrieben noch so gehalten, mit langen kritischen Noten dazu, mufste aus den Fragmenten ganz wegfallen. Die Argumente, mit denen Hr. B. sie einführt, sind unhaltbar, und der wohl nicht absichtslos gewählte Ausdruck *ingenii monumenta* auf dem Titel des Buchs, kann uns nicht abhalten, dies zu rügen. Die Namen Perikles, Alkibiades, Kritias, gehören in die Geschichte der Attischen Beredsamkeit, aber nicht weiter; auch Passow in seinen Grundzügen der Litt. Gesch. hätte Kritias mit Quadratschrift neben jene stellen sollen. Zuletzt steht der Abschnitt ἐξ ἀδήλων εἰδῶν S. 114—118. Angehängt ist ein Epimetr. zu Krit. I, 12. S. 119—123., ein Epim. zum Mimnerm. S. 124—134. In der Erwiederung auf Pinzger's Recension (wir haben absichtlich so wenig diese Beurtheilung als irgend eine andere der von uns angezeigten Bach'schen Schriften bisjetzt gelesen) hat sich Hr. B. S. 127. über das *Mimnerm. p.* 37. von ihm gebrauchte *dubito an non* nicht besonders gerechtfertigt. Endlich S. 135—142. vier *indices:* 1) *vocabulorum,* 2) *rerum,* 3) *locorum ex quibus frr. coll. sunt,* 4) *scriptt. vel emend. vel illustratorum.*

N. IV. ist sehr reichhaltig. Die dazu benutzten neuern Schriften sind in der Vorrede angezeigt. 1. *Philetas.* Benutzt: Kaiser's Ausgabe. Heinrich's *Obs. in auctt. vett.* Jakob's Anm. zur Griech. Anthologie. Ueber Leben und Schriften S. 1—18. Von andern Philetas und deren schriftlichen Resten S. 19—22. *A.* Die poet. Frgm., S. 25—67., enthalten *α*) elegische und hexametrische Stücke: Fr. 1—25. *β*) Jamben: Fr. 26—32. *B*) Grammatisches, S. 68—82.: Fr. 33—64. Der dritte Abschnitt, *Naxiaca,* 2 Frr., auch dem Kallinos zugeschrieben, wird in den *Addend.* S. 272. auf Meineke's Erinnerung zurückgenommen und einem Philetas beigelegt. Eine Vergleichung mit der *ed. Kayser* a. E. zeigt eine Bereicherung der Sammlung um 10 (eigentl. 9.) Frr.

2. Hermesianax. Benutzt: Heringa's *Obs. critt.* Heinrich's *Obs.* Ilgen's *Opusc. philol.* Weston's Hermesianax und dessen Rec. v. Porson. Rigler's und Axt's Hermesianax. Hermann's Programm v. 1828. erst in den *Addend.* auszugsweise mitgetheilt. Jakob's handschriftliche Bemerkungen. Vollständig abgedruckt sind

a. E. d. B. S. 207 — 229 Lennep's *Animadvv. ad Coluth. etc. p.* 161 — 171. und Ruhnken's *Appendix ad epist. crit. p.* 283 — 303. Die Frr. der Elegien des Hermesianax füllen S. 109—184. Vorauf gehen 2 Abhh. über Leben und Schriften des Dichters, und über *aliti Hermesianactes* (S. 87 — 108.). Zu dem grofsen Stück der Leontion, aus Athenäos, ist Rigler's und Axt's Lateinische metrische Uebersetzung stückweise wörtlich abgedruckt, und nur verändert, wo Hr. B. im Text oder in der Erklärung abwich. Dessen Text schwimmt wie man sagt auf den Noten: wenige Verse haben immer zwei Seiten Anmerkungen (63 Seiten auf 98 Verse!). Es scheint, dies ist selbst Hrn. B. viel vorgekommen, denn sonst hätte er wohl Lennep's und Ruhnken's Anmerkungen noch mit hinein verarbeitet, statt sie, was für den Leser nicht bequem ist, hinten besonders abdrucken zu lassen.

3. Phanokles. Benutzt: Ruhnken's *Append. l. c.* Jakob's Anm. zur Gr. Anthol. Axt's Hermes. *p.* 27 *sq.* Den Fragmenten ist voraufgestellt, was sich über den Dichter und seine Gedichte muthmafsen läfst. Nach Lennep's und Ruhnken's Noten folgen dann 5 Epimetra: 1) *De Orphei Agriopa*, zu Hermes. Fr. 5. Vs. 1—14. 2) *De Musaei Antiopa*, zu Hermes. F. 5. Vs. 15 — 20. 3) *De Antimachi Lyda*, zu Hermes. Fr. 5. Vs. 41 ff., mit einer Fragmentsammlung des Gedichts gl. N. und einer Nachlese zu Schellenberg's und Blomfield's Sammlungen. 4) *De voce* Ἀλιμυρής, zu Phanokl. Fr. 1. Vs. 17. 5) Zu Solon's, Mimnerm. und Krit. Fragmenten. Endlich über 7 Seiten *Addenda et corrigenda*, meist aus und über Hermann's Programm zum Hermes., das erst nach Vollendung der Arbeit des Hrn. B. erschien, und *Indices vocabulorum, rerum, locorum ex quibus fragmenta collecta sunt.*

Ottomar Friedrich Kleine, in Duisburg.

XIX.

Melanchton oder Encyclopädie und Methodologie der Gymnasialstudien mit der nöthigsten Litteratur von C. Chr. Gottlieb Wiss, Dr. der Theol. u. Philos., Consistorialrathe, Gymnasialdirector u. Prof. zu Rinteln. Lemgo 1830, Meyersche Hof-Buchhandlung. VIII. u. 272. 8.

In den letzten Decennien haben die Gymnasien in mehrern Staaten Deutschlands eine weit vollkommenere und den Anforderungen der Zeit und dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaften angemessenere Einrichtung erhalten; und wenn dieselben auch in andern Deutschen Staaten, durch einsichtige Leitung und andere Umstände minder begünstigt, gleichsam noch im Kampfe mit der neuen Zeit begriffen sind, so scheint doch der Zeitpunkt nicht mehr ferne, wo gleichwie alle Deutsche Universitäten, so auch die meisten Gymnasien auf denselben Wegen nach demselben Ziele streben werden. Aber während dieser Verbesserung und neuen Gestaltung derselben ist auch der Streit über ihre Aufgabe wieder erneuert und hartnäckiger geführt worden als je; und haben die allerverschiedensten Richtungen derselben von dem unbedingtesten Realismus bis zum aufs höchste gesteigerten Humanismus, selbst die alten Schulen mit ihren Namen und Lehren eifrige Vertheidiger gefunden: so dafs, wenn auch die Gymnasien selbst in diesem Sturme der widerstrebenden Meinungen — Dank sei es der Festigkeit und der Weisheit der Männer, welche sie lenkten — auf der Bahn ihrer Entwickelung ungestört fortgeschritten sind, ja manches durch den Kampf der Ansichten baar Gewonnene sich zu Nutze gemacht haben, doch viele unrichtige und unklare Ansichten über ihre Leistungen, selbst unter Gebildetern, Wurzel gefafst haben. Daher ist eine ausführliche Darstellung des Deutschen Gymnasiums der neuern Zeit, worin, mit steter Rücksicht und Hinweisung auf die so reiche Litteratur dieses Faches, sein Begriff und seine Bestimmung festgestellt, hieraus der Umfang seiner Leistungen, die verschiedenen Lehr-Objekte und ihr Verhältnifs zu einander ermittelt, jedes einzelnen Wichtigkeit und Umfang für den Zweck des Gymnasiums dargethan, und endlich die Methode eines jeden Unterrichts in allen seinen Verzweigungen behandelt, ein so zeitgemäfses als nützliches Unternehmen. Eine solche Arbeit scheint der Hr. Dir. Wiss in dem vorliegenden Buche laut Titel und S. 3 — 6. der Vorrede beabsichtigt zu haben, worüber wir hier kurz berichten wollen.

Das Buch zerfällt in drei Theile: eine allgemeine Einleitung, die Encyklopädie der sämmtlichen Unterrichtsgegenstände des Gymnasiums und die Methodologie. Die allgemeine Einleitung handelt zuerst von dem Namen und der Bestimmung des Gymnasiums. Ueber die Bestimmung desselben ist der Hr. Vf. etwas schwankend. Nach S. 5. sind es „Schulen, welche künftige Gelehrte zunächst in den allgemein bildenden Sprachen

und Wissenschaften, Fertigkeiten und Künsten von dem Standpunkte an, wo sie die ersten Elemente des menschlichen Wissens gefaſst haben, bis dahin, wo sie die Universität besuchen, unterrichten"; und nach S. 11. sind es „Schulen, welche den Erziehungsunterricht zur höhern Menschenbildung durch solche Mittel gewähren, welche zugleich auf die künftigen Berufsstudien ihrer Zöglinge vorbereiten", und an andern Stellen sind es Anstalten, welche die Humanitätsbildung zum Ziele haben. Nach des Ref. Ansicht sind sie öffentliche Lehranstalten, welche die Bestimmung haben, ihre Schüler mit der Ausbildung des Geistes und des Herzens und den Kenntnissen auszurüsten, welche zum akademischen Studium und dem wissenschaftlichen Berufe erfordert werden. — Hierauf werden die verschiedenen Unterrichtsgegenstände hergezählt und zugleich, meistens aus dem allgemeinen Gesichtspunkte der Humanitätsbildung, kurz motivirt; worunter wir keinen einzigen von den jetzt in wohleingerichteten Gymnasien aufgenommenen vermissen, vielmehr einige finden, welche nach der Bestimmung des Gymnasiums, theils der Neigung und der Zukunft jedes Einzelnen überlassen, theils den Universitäten vorbehalten bleiben müssen. Dahin rechnen wir das Studium der Philosophie, wenigstens in der Allgemeinheit, wie es hier S. 14. u. 16. hingestellt ist, besondere Vorträge über Griechische und Römische Alterthümer und Mythologie, und die Italienische und Englische Sprache; worauf wir unten noch zurückkommen werden.

In der Encyklopädie wird zuerst bestimmt, welche Kenntnisse und Fertigkeiten zum Eintritte in das Gymnasium, und, was eigentlich den Schluſsstein des ganzen Werkes machen muſste, welche Kenntnisse und Fertigkeiten zur Reife für das akademische Studium qualificiren. Letztere stimmen mit Ausnahme der Logik, der Italienischen und Englischen Sprache mit dem im Preuſsischen Staate schon längst, und jetzt auch in mehrern andern Deutschen Staaten als zum Uebertritte an die Universität befähigend, festgestellten Maſse von Kenntnissen Uebungen und Fertigkeiten im Wesentlichen überein. Zur Aufnahme in das Gymnasium soll der Knabe in den Sprachen schon „so weit gekommen sein, daſs er das Deutsche, Lateinische und Französische fertig lesen und so nach Verhältniſs niederschreiben kann, mit den Paradigmen in diesen Sprachen und den ersten Regeln der Lat. Syntax bekannt ist und durch die grammatische Erklärung eines Lat. und eines Franz. Elementar-Buches in der Anwendung des Gelernten eine angemessene Vorübung erlangt hat". Refn. scheint diese hohe Forderung von Vorkenntnissen in den Sprachen so unzweckmäſsig als unpädagogisch. Denn erstens stimmen die Sachverständigen darin überein, daſs nichts verderblicher sei, als den zarten Knaben mit zu vielerlei namentlich mit den Elementen mehrerer Sprachen zugleich, wie hier gefordert wird, zu beschäftigen. Dann wird hier, da es zwischen den Elementarschulen und den Gymnasien keine öffentliche Mittelschulen giebt, auch vom Vf. keine in Vorschlag gebracht werden, der so wichtige Gymnasial-Unterricht auf den höchst unsichern Boden des Privat-Unterrichts oder sonstiger Nebenschulen gebaut, da es doch in Rücksicht auf Betragen, Fleiſs, Art und Weise zu studieren von so hoher Wichtigkeit ist, ob der Knabe gerade im Anfange und in den Elementen von einsichtsvoller Hand geleitet wird. Da ferner die Französische Sprache an einer öffentlichen Deutschen Lehranstalt für den wissenschaftlichen Beruf ein Nebenfach ist, und keinen andern Zweck haben kann, als den Schüler in den Stand zu setzen, sich künftighin in der Litteratur dieses Nachbarvolkes zurechtzufinden; so ist die Forderung dieser Vorkenntnisse im Französischen um so unstatthafter, weil demselben im Gymnasium ohnehin schon, wenn es den ganzen 8jährigen Cursus (S. 209.) und zwar in der Art getrieben werden soll, daſs ihm in den untern Klassen wöchentlich 4 Unterrichtsstunden, in den obern wöchentlich 2 gewidmet werden, ein viel zu groſses Uebergewicht beigelegt ist. Endlich ist hierbei nicht in Betracht gezogen, daſs der Gymnasial-Schüler, wenn er sich erst durch das Studium der übrigen Sprachen gründliche allgemeine grammatische Kenntnisse, und einen bedeutenden Wortreichthum im Lateinischen erworben, dann unter gehöriger Anleitung das Französische mit leichter Mühe und in kurzer Zeit erlernt. Im Preuſsischen Schulplane ist dieses alles genau berücksichtigt. Das Gymnasium beginnt mit den Elementen des Lateinischen und legt so die erste Grundlage des wissenschaftlichen Unterrichts selbst. Damit die Kraft des zarten Knaben nicht zu sehr zersplittert werde und derselbe im Lateinischen desto rascher und sicherer fortschreite, soll in den zwei untersten Klassen sonst keine Sprache gelehrt, und mit dem Griechischen erst in Quarta (der Vf. läſst das Griechische schon in der untersten Klasse eintreten (S. 145.), so daſs der zehnjäh-

rige Knabe (S. 20.) mehr oder minder mit den Elementen von 3 fremden Sprachen zugleich geplagt wird) der Anfang gemacht werden, mit dem Französischen aber nach der neuesten Instruction erst in Tertia oder Secunda; wo man schon gründliche grammatische Kenntnisse im Deutschen und Lateinischen, und im Lateinischen auch Wortvorrath, voraussetzen darf. Und damit diese Sprachkenntnisse zur Erlernung des Französischen gehörig benutzt und überhaupt dieser Unterricht gründlich betrieben werde; so soll gemäfs derselben Instruction darauf hingearbeitet werden, dafs ein Philologe diesen Unterricht besorge. Durch diese Anordnung ist dieses Lehr-Object denn nun zugleich auch im Unterrichtsplane auf den beschränkteren Raum eines Nebenfaches zurückgewiesen.

Hierauf werden die in der Einleitung aufgeführten Lehrgegenstände in einzelnen Kapiteln oder Abschnitten wieder vorgenommen, in welchen das, was dort zur Empfehlung derselben nur kurz und im allgemeinen angedeutet ist, weiter ausgeführt, und auch die im Gymnasium darin zu lösende Aufgabe angegeben wird. Dem Hrn. Verf. gebührt das Lob, dafs er über mehrere derselben viel Vortreffliches, und wohl das Meiste, was sich über sie als Bildungsmittel, über ihre Schönheit und Unentbehrlichkeit für den gebildeten Mann und im gewöhnlichen Leben sagen läfst, gesagt oder doch angedeutet hat; namentlich über das Deutsche, die Mathematik, die Redekunst und den Unterricht in der Religion. Dagegen sind aber andere mehr durch allgemeine Phrasen über ihre Schönheit und Nützlichkeit, und nicht nach ihrer Bedeutsamkeit für den Zweck des Gymnasiums oder doch nur einseitig gewürdigt. Auch ist bei mehreren das Pensum nicht einmal gehörig angegeben, zu geschweigen aus ihrem Verhältnisse zu eben diesem Zwecke hergeleitet und ermittelt. So wird z. B. in der Aufgabe im Deutschen die Litteraturgeschichte vermifst, welche der Hr. Verf. vom Gymnasial-Unterrichte sicherlich nicht hat ausschliefsen wollen, da er ja sogar die Litteraturgeschichte der Römer und der Griechen (S. 255.) in denselben aufgenommen, und überhaupt die Aufgabe im Deutschen mit Recht ziemlich hoch gestellt hat. Bei Empfehlung des Studiums der alten Sprachen wird des Haupt- und auf keine andere Weise zu ersetzenden Bildungsmittels, welches das grammatische Studium gewährt, nicht gedacht. (Ueberhaupt ist das ganze Kapitel über die alten Sprachen, welches doch, sowohl weil dieselben im Gymnasial-Unterrichte den ersten Platz einnehmen, als auch weil diese Studien in der neuesten Zeit so vielfach angegriffen worden sind, eine besonders gründliche und ausführliche Bearbeitung verdiente, über alle Mafsen oberflächlich und mangelhaft behandelt; was um so tadelnswerther ist, da hierüber gerade die besten Vorarbeiten vorhanden waren. Unter den vielen in der jüngsten Zeit über diesen Gegenstand erschienenen Schriften nennen wir die eine, welche hier wohl allen, welche mit der Litteratur dieses Faches genauer bekannt sind, zuerst in den Sinn kommen wird, die vortreffliche Abhandlung von Fr. Thiersch in dessen Werke über gelehrte Schulen; in welcher die Frage von dem Werthe und der Bedeutsamkeit des klassischen Unterrichtes in den Gelehrtenschulen nach ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Theilen auf eine neue und der Wichtigkeit des Gegenstandes würdige Weise erörtert, und über die vielen Punkte, welche in der vorliegenden Schrift mehr durch allgemeine Phrasen und Andeutungen abgefertigt sind, so gründlich als bündig geredet ist. In dem Abschnitte über die Geschichte wird ungeachtet der langen Lobrede auf dieselbe doch ein in Rücksicht auf die Gymnasien wichtiger Gegenstand nicht berührt, nämlich dafs dieser Unterricht ein vortreffliches Mittel sei, in dem jungen Staatsbürger Anhänglichkeit an die vaterländischen Institute und Liebe zu Fürst und Vaterland zu erwecken und zu nähren. Das Kapitel „Singkunst", welches der Verf. so vorzüglich bedacht hat, dafs es einen weit gröfseren Raum einnimmt, als das über die alten Sprachen, enthält als Einleitung eine 10 Seiten lange Lobpreisung der Musik (?). Da wird geredet von Jubal, Linus und Orpheus, von David und Salomon, von Pythagoras und Epaminondas und Andern, welche besondere Verehrer der Tonkunst gewesen sind, bis auf Luther herab: auch von den melodischen Kehlen der Vögel, vom Gebrülle des Löwen, vom Säuseln der Abendlüfte, vom brausenden Rauschen des Meeres, vom Glockenton und besonders viel von der Orgel, ihren Posaunen, Violons, Gedackten, Mixturen und Flöten, alles um einzuleiten, dafs in den Gymnasien auch Unterricht im Gesange müsse ertheilt werden, über dessen Empfehlung nun auf einer starken Seite nur das Allerbekannteste, und über dessen Umfang im Gymnasium — nichts gesagt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 30.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Melanchton oder Encyklopädie und Methodologie der Gymnasialstudien mit der nöthigsten Litteratur von C. Chr. Gottlieb Wiss.

(Schluſs.)

Der dritte Theil des Buches enthält die Methodologie. Nachdem der Hr. Verf. das Wort unterrichten (weit genug) auf *rechan* bei Otfried zurückgeführt hat, folgen allgemeine Bemerkungen über Unterrichtsmethode überhaupt, welche wir mit vielem Interesse gelesen haben, obgleich uns das Kapitel für die liebe Jugend, über die Methode des Lernens, nicht hierher zu gehören scheint. Nun folgt die Eintheilung des Gymnasiums in Klassen, und ein ausführlicher Lehrplan. Der Hr. Verf. theilt das ganze Gymnasium in 4 zweijährige Klassen, und jede Klasse in 2 Ordnungen, welche aber denselben Unterricht genieſsen (S. 144.). In dem Lehrplane wird der Lehrstoff jeder Klasse in jedem Lehrfache oder doch der Abschnitt oder Theil des Schulbuches, welcher durchgemacht werden soll, angegeben. Letzteres scheint in einem Buche, welches einen so allgemeinen Zweck hat, ein Deutsches Gymnasium zu constituiren, unpassend, und es klingt so als ob man den Bericht eines besondern Gymnasiums, etwa desjenigen, dem der Hr. Verf. vorsteht, des von Rinteln, hörte, wenn es hier z. B. heiſst: „in Quarta wird in 2 Stunden wöchentlich das Wesentliche der Syntax nach Ramshorn's Schulgrammatik erklärt, dauert ein arithmetischer Lehrgang nach Schmidt ein Jahr; in Secunda findet in der Arithmetik ein zweijähriger Lehrgang statt, indem im ersten Halbjahre in 2 Stunden nach Schmidt die ersten 4 Abschnitte vorkommen, im zweiten der fünfte, im dritten nach Garthe's Lehrbuch die Buchstabenrechnung u. s. w.; in Prima wird nach einem zweijährigen Lehrgange 1 Stunde zu Exercitien nach *meiner Praxis* angewandt, u. s. f." Dazu kommt, daſs derjenige, welcher diese Schulbücher nicht genauer kennt, die vom Verf. vorgeschriebene Aufgabe daraus nicht immer gehörig abnehmen kann, der Einseitigkeit in Ansehung der Schulbücher nicht zu gedenken.

Die Eintheilung des Gymnasiums in 4 zweijährige Klassen scheint Referenten ganz unpraktisch. Denn abgesehen davon, daſs dieselbe, selbst in den minder bedeutenden Gymnasien, eine alles Gedeihen des Unterrichtes hemmende Ueberfüllung der Klassen herbeiführen würde, würde sie zur Folge haben, daſs diejenigen Schüler, welche etwa gegen das Ende des ersten Semesters oder im zweiten Semester des zweijährigen Cursus nicht mehr folgen könnten (und deren giebt es in den untersten Klassen wenigstens immer), entweder zu ihrem eignen Verderben sowohl als zum höchsten Nachtheile der ganzen Klassen noch ein ganzes Jahr mitgeschleppt werden, oder was höchst ungerecht wäre, entlassen oder was eben so ungerecht und verderblich wäre auf 2 Jahre zurückgesetzt werden müſsten. Dann ist auch nicht bedacht worden, daſs bei dieser Anordnung nur alle 2 Jahre neue Aufnahmen in das Gymnasium statt haben könnten. Denn wenn der Hr. Vf. eine jede dieser Klassen in 2 verschiedene Ordnungen theilt, „welche zwar denselben Unterricht genieſsen, aber dabei nach der verschiedenen Schwierigkeit der Leistungen verschieden in Thätigkeit kommen, ohne daſs doch die Einheit des Unterrichts und der Arbeiten aufgegeben wird"; so ist uns eine solche Vorkehrung, namentlich in den untern Klassen, so unerhört als unbegreiflich. Eben so wenig kann Referent zu der Einführung des Italienischen und Englischen in die Gymnasien seine Beistimmung geben, da der Gymnasiast ohnehin schon mit zu vielen Lehrfächern überladen ist, und sich nicht nachweisen läſst, daſs das Verständniſs dieser Sprachen für den gröſsern Haufen der Studirenden unentbehrlich sei; wenn aber der Hr. Verf. unter anderm bemerkt, daſs junge Leute dadurch oft Fortkommen und Beförderung gefunden, so ist das ein Umstand,

sophische, ästhetische und grammatische Erklärungen gilt, auf eine dem Schüler faſsliche Weise im Lateinischen Idiome mitzutheilen, und es daher zu befürchten wäre, daſs die Jugend das, was sie durch diese Einrichtung an Mundfertigkeit gewinne, an frischer und lebendiger Auffassung der Schriftsteller und an gründlicher klassischer Bildung doppelt und dreifach verlöre. Uebrigens sind wir ferne, hierdurch den löblichen Gebrauch, in Prima immer den einen oder den andern leichteren Klassiker auf Latein zu erklären, und wohlgeleitete Lateinische Sprech- und Disputirübungen über einen faſslichen Gegenstand aus dem Gebiete des klassischen Alterthums in Verdacht ziehen zu wollen.

Ueber die Methode des Unterrichtes in der Mathematik und in der Religion, finden sich hier viele sehr interessante und lehrreiche Bemerkungen, welche den vielerfahrnen und denkenden Schulmann bekunden, nur möchte es nicht rathsam scheinen, in den Religionsstunden durch Primaner frei vorgetragene Betrachtungen (S. 218.) halten zu lassen. Das Kapitel über die Methode des historischen Unterrichts ist aber gegen alle Erwartung mager, da doch über diesen Gegenstand so gehaltreiche Schriften, von Schaaf, Kohlrausch, Loebell und vielen Andern (deren Namen wir auch in der Angabe der Litteratur vermissen) vorhanden waren. Gerne möchten wir sowohl diese, als auch die übrigen Kapitel einer näheren Würdigung unterziehen, allein es gebricht an Raum; und darum nur noch ein Wort über den philosophischen Unterricht.

Der Hr. Verf. will, daſs im Gymnasium auch Logik vorgetragen werde, wie dieses laut den Programmen auch in mehrern Gymnasien des Preuſsischen Staates geschieht. Allein dagegen dringen sich uns mehrere Bedenklichkeiten auf. Unsere erste Bedenklichkeit ist die gehörige Qualification der Lehrer. Soll denn der Gymnasial-Lehrer, an welchen heut zu Tage ohnehin so groſse Forderungen gemacht werden und gemacht werden müssen, nun auch noch Professor der Philosophie sein, oder will man zwischen einer Gymnasial-Logik und einer akademischen einen Unterschied machen und es mit ersterer nicht allzu genau nehmen? Würde aber auf diese Weise nicht alle Neigung und Liebe zu den philosophischen Studien in der Jugend erstickt werden? — Dann sind weder die 1 Stunde, welche diesem Studium in den Preuſsischen Gymnasien, während eines jährigen Cursus wöchentlich zugewendet wird, noch die vom Verfasser vorgeschriebenen 2 Stunden in einem halbjährigen Cursus, hinreichend, hierin etwas Tüchtiges zu leisten. Endlich darf beim Gymnasial-Schüler auch nicht die Reife und Selbstständigkeit des Geistes vorausgesetzt werden, welche zu einem gedeihlichen Betreiben dieser Wissenschaft erfordert wird. Und daher scheint es Referenten räthlicher, daſs der philosophische Unterricht im Gymnasium auf das Hauptsächlichste der empirischen Psychologie und die faſslichsten Theile der Geschichte der Philosophie der Griechen und Römer beschränkt werde, und rein propädeutisch bleibe. —

Wenn dieses Buch nun auch in Ansehung der tabellarischen Uebersicht über das ganze Gebiet des Gymnasial-Unterrichtes, welche es gewährt und einiger mit achtungswerther Gründlichkeit behandelten Abschnitte, so wie auch hinsichtlich vieler einzelnen, besonders für den praktischen Schulmann lehrreichen Bemerkungen über die verschiedenen Lehr-Objekte des Gymnasiums und ihre Behandlungsart empfohlen zu werden verdient: so kann dasselbe aber überhaupt und von dem Standpunkte aus betrachtet, was hier geleistet werden muſste, nur als eine höchst mangelhafte und oberflächliche Arbeit bezeichnet werden, die unter den Erwartungen, wozu man bei den vielen vortrefflichen Vorarbeiten und Hülfsmitteln, welche die gröſsern und kleinern Werke über denselben Gegenstand oder einzelne Theile desselben, Programme und andere Schulschriften, und besonders die Schulverordnungen der verschiedenen Staaten darboten, berechtigt war, sehr weit zurückgeblieben ist.

Dr. Loers, in Trier.

№ 31.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Februar 1833.

XX.

Diodori bibliothecae historicae lib. VII—X. et XXI—XL. Excerpta Vaticana e recensione Ludovici Dindorfii. Accedunt A. Maii annotationes. Lipsiae 1828. 8. *X. u.* 150 *S.*
Lectiones Diodoreae partim historicae partim criticae. Conscripsit F. R. C. Krebsius. Hadamariae et Weilburgi 1832. 8. *XIV. u.* 282 *S.*

Das allgemeine Geschichtswerk des Diodoros bestand ursprünglich aus vierzig Büchern, und umfaſste den Zeitraum von der frühesten Sagengeschichte bis zur 180sten Olympiade, so zwar, daſs er seinem eignen Bekenntniſs zufolge in den sechs ersten Büchern die Begebenheiten und Mythologieen bis zum Trojanischen Kriege, im siebenten bis siebzehnten Buche die allgemeine Geschichte bis zum Tode Alexandros des Groſsen, in den letzten dreiundzwanzig Büchern die darauf folgenden Ereignisse bis auf Julius Cäsar erzählte. Von diesen vierzig Büchern haben sich vollständig erhalten die fünf ersten und das elfte bis zum zwanzigsten, einzelne minder bedeutende Lücken abgerechnet; von den übrigen giebt es nur noch Excerpte und Fragmente. Es ist bekannt, daſs der Byzantinische Kaiser *Constantinus VI. Porphyrogenitus*, wie aus andern Griechischen Historikern, so insbesondere auch aus der Bibliothek des Diodoros Auszüge veranstalten lieſs, welche in dreiundfunfzig Büchern mit besondern Ueberschriften die ganze Geschichte umfassen sollten. Davon sind nur noch drei Titel vorhanden: 1) *περὶ πρεσβειῶν* oder vielmehr *πρέσβεων* *), 2) *περὶ ἀρετῆς καὶ κακίας*, 3) *περὶ γνωμῶν*, und darunter zahlreiche Excerpte aus Diodor. Zuerst gab Ursinus aus *lib. X—XL.* dann Hoeschelius aus *lib. XXI—XXVI.* endlich Valesius aus *lib. VI—X. XXI—XL.* die *Excerpta de legationibus* und *de virtutibus et vitiis* heraus. Es fehlten also bis dahin noch die aus Diodoros gemachten *Ἐκλογαὶ περὶ γνωμῶν*.

Dem berühmten Bibliothekar Aug. Mai war es beschieden, durch Entdeckung und höchst mühevolle Entzifferung eines in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom befindlichen *Codex palimpsestus* diese nicht unbedeutende Lücke in der Griechischen Litteratur einigermaſsen auszufüllen. Der Codex, welcher nach dem Urtheile des Herausgebers ungefähr im zehnten Jahrhundert zu Constantinopel geschrieben, später mit anderer Schrift übertüncht worden ist, enthält Auszüge aus Polybios, Diodoros, Dionysios, Dio Cassius u. A. zuerst gedruckt in der *Scriptorum veterum nova collectio. Tom. II. Romae* 1827. 4. Um sich eine Vorstellung davon zu machen, mit welchen Schwierigkeiten der erste Herausgeber zu kämpfen hatte, um die so verwischten ursprünglichen Schriftzüge herauszulesen, darf man nur das beigegebene Facsimile in Augenschein nehmen: und doch möchte dessen Entzifferung noch halb so leicht von Statten gehen, als die des zerkratzten Originals. Wollen wir daher auch der Ausdauer des Restaurators den wohlverdienten Dank sagen, und in Erinnerung dieses Hauptverdienstes anderweitige Nachsicht üben. Wir haben es hier lediglich mit den Excerpten des Diodoros zu thun, worüber sich Mai in der Vorrede S. XV. also äuſsert: *Vaticani palimpsesti lectio nuspiam mihi felicior se obtulit, nuspiam uberiorem materiam suppeditavit quam in Siculo Diodoro: septem enim quaterniones integros reperi, atque in his ineditos quinque. Nullae ob foliorum defectum sunt lacunae: tantum ii sunt hiatus, quos eclogarius instituti sui tenax sponte reliquit, atque a me asteriscis notati fuerant cett.* Jene Blätter liefern Auszüge aus *lib. VII—XII.*, dann aus *lib. XV—XL.*, wovon Mai die aus *lib. XI. XII. XV—*

*) *Cf. Schweighaeuser. praef. ad Polyb. II. p. XV. Niebuhr. ad Corpus script. hist. Byz. P. I. p. XXXV.*

XX. nicht hat abdrucken lassen, weil diese Bücher vollständig erhalten sind. Es wäre aber doch wünschenswerth, dafs er wenigstens die Varianten daraus ganz genau verzeichnet hätte; denn die Lesarten eines so alten und aus den frühesten Handschriften der vollständigen Bücher des Diodoros excerpirten Codex bleiben immerdar sehr beachtenswerth. Nachträglich werden S. 568. f. aus einem *Florilegium Vaticanum* noch vier Bruchstücke des Diodoros mitgetheilt.

Alle diese neuentdeckten Auszüge des D. hat Hr. L. Dindorf sowohl unter dem vorstehenden besondern Titel, wie auch als dritten Band der Gesammtausgabe des Diodoros mit vielen Verbesserungen und Conjecturen wieder abdrucken lassen. Doch ehe wir zu näherer Betrachtung der *Excerpta Vaticana* vorschreiten, können wir uns der Bemerkung nicht enthalten, dafs in der neuen Dindorfschen Ausgabe der *bibliotheca historica* eine dem gegenwärtigen Standpuncte der Philologie bei weitem nicht entsprechende Anordnung des Erhaltenen befolgt worden ist. Diesen Mifsstand scheint der Herausgeber selbst gefühlt zu haben, indem er *Vol. II. P. II. p.* 213—245. in einer tabellarischen Uebersicht das chaotische Gemengsel von Valesianischen, Ursinischen, Vaticanischen Excerpten und Fragmenten zweckmäfsiger zusammenzustellen versucht hat. Der allein richtige Weg wäre aber der gewesen, dafs gleich von vorn herein mit mehr Selbständigkeit und mit weniger Abhängigkeit von Wesseling verfahren worden wäre. Wir würden daher zwischen das fünfte und elfte der vollständigen Bücher die Excerpte des sechsten bis zehnten, ferner Buch 11—20., alsdann die Excerpte aus Buch 21—40. in historisch und kritisch begründeter Reihenfolge gesetzt haben, so zwar, dafs da, wo von einem und demselben Factum ein doppelter Auszug vorhanden ist, der vollständigere den Vorzug erhalten und der mehr beschnittene unter den Text gebracht würde, und zwar entweder vollständig oder mit blofser Angabe der Varianten, je nachdem das eine oder das andere Verfahren nothwendiger erscheint. Die Auszüge der vollständig erhaltenen Bücher hätten denselben nach Weise der Epitomen des Livius vorgesetzt werden können. Die übrigen Fragmente müfsten gehörigen Orts eingeschaltet werden. Es wäre allerdings eine äufserst schwierige und in einzelnen Fällen vielleicht mit unübersteiglichen Hindernissen verbundene Aufgabe, alles auf die bezeichnete Art durchzuführen. Wenn man sich aber auch hier und da genöthigt sehen sollte von dem aufgestellten Grundsatze abzuweichen, so würde man dabei doch im Einzelnen nicht viel verlieren, im Ganzen aber aufserordentlich viel gewinnen.

Die Vortheile des neuen Fundes bestehen nicht allein in den excerpirten historischen Büchern des Diodoros (weil aber eben nur Sentenzen ausgehoben werden sollten, so mufste natürlich hier die Mittheilung von Thatsachen in den Hintergrund treten), sondern hauptsächlich auch darin, dafs bis jetzt unbekannte poetische Ueberbleibsel des höheren Alterthums mit an's Licht gezogen worden sind. So lesen wir zum erstenmal mehrere in Hexametern abgefafste Orakelsprüche der Pythia, einige Disticha des Tyrtäos, ein Distichon des Solon *), ein Fragment des Euripides, zwei schöne lyrische Stellen über die Macht des Goldes und den noch gewaltigeren Einflufs der Weisheit. Seite 3 wird zwar weiter nichts gemeldet, als dafs Lykurgos einen Orakelspruch aus Delphi gebracht habe des Inhaltes:

ἁ φιλοχρηματία Σπάρταν ὀλεῖ, ἄλλο δὲ οὐδέν.

Unmittelbar darauf folgen fünf Disticha, ohne dafs ihr Urheber genannt wird. Allein es ist sonnenklar, dafs der erste Vers als Orakel der Pythia (*v. Plutarch. instit. Lacon. c.* 41.) durchaus nicht zu den Distichen gehört; und da Plutarchos (*Lycurg. c.* 6.) drei Disticha des Tyrtäos anführt, von denen sich zwei unter den neuentdeckten befinden, so unterliegt es keinem weiteren Zweifel, dafs wir nunmehr auf einmal zwölf zusammenhängende Verse des Spartanischen Heldendichters gewonnen haben. Eine genauere Prüfung zeigt, dafs sie zu der *Εὐνομία* desselben gehörten. Es springt aber zugleich in die Augen, wie handwerksmäfsig der Epitomator sein Pensum extrahirt haben mufs, der einen in Dorischem Dialekt abgefafsten Hexameter des Delphischen Gottes mit den epischen Distichen des Tyr-

*) Es ist in der Handschrift zwar verstümmelt, kann aber durch Einschalten einiger Sylben leicht geheilt werden:

λείης δ' ἐξάραντ' ἄ[ρα] ῥήδιόν ἐστι κατασχεῖν ὕστερον·
ἀλλ' ἤδη χρὴ [περὶ] πάντα νοεῖν.

d. h. die Beute zu behaupten ist leicht für denjenigen, welcher sie in den Händen hat; oder mit andern Worten: ein Tyrann kann die einmal errungene Herrschaft später leicht festhalten, aber man mufs eine solche Zukunft nicht erst abwarten, sondern jetzt schon alles umsichtig bedenken, damit jener Fall gar nicht eintritt. Dindorf will *οὐ ῥήδιον*, und ihm ist Doederlein gefolgt in Niebuhr's Rhein. Museum III, 1. S. 13.

tios zusammengewürfelt und äußerlich wie zu einem Ganzen verschmolzen hat: eine Erscheinung, welche sich nur zu oft wiederholt und den Beweis liefert, daſs die zum Excerpiren gedungenen Byzantinischen Grammatiker in der Litteratur eben nicht viel mehr als gemeine Miethlinge waren. Indessen ist es doch sehr auffallend, daſs Hr. D. nach Mai's Vorgang hinter den ersten Hexameter nicht einmal ein Punctum, sondern ein bloſses Kolon gesetzt hat. Ob der Epitomator sich noch einer zweiten Sünde dadurch schuldig gemacht hat, daſs er den Orakelspruch, welcher bei Plutarch den Königen Alkamenes und Theopompos ertheilt wird, auf den Lykurgos zurückschiebt, oder ob Diodoros selbst schon einer abweichenden Sage gefolgt ist, müssen wir füglich dahin gestellt sein lassen, wiewohl die erstere Annahme mehr innere Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite hat. Jedenfalls scheint der ursprüngliche Zusammenhang folgender gewesen zu sein: Diodoros erzählte zuvörderst, wie schon frühzeitig den Spartanern prophezeiht worden sei, nur durch Geldgier werde ihr Staat einst zu Grunde gehen; dann gedachte er, wie es scheint, der von den Königen Polydoros und Theopompos in Uebereinstimmung mit der göttlichen Autorität in Delphi gemachten Clausel: *αἱ δὲ σκολιὰν ὁ δᾶμος ἕλοιτο, τοὺς πρεσβυγενέας καὶ ἀρχαγέτας ἀποστατῆρας ἦμεν*, und berief sich dabei auf einen der glaubwürdigsten Gewährsmänner, den Tyrtäos.

Daſs die *Excerpta Vaticana* unter den Händen des Hrn. D. nur gewonnen haben, zeigt schon eine flüchtige Vergleichung der Römischen und Leipziger Ausgabe. Die gröſstentheils ebenso scharfsinnigen als wohl begründeten Emendationen des Hrn. D. sind entweder gleich in den Text aufgenommen oder hinter den kritischen Noten Mai's mitgetheilt worden. Es liegt in der Natur der Sache, daſs noch manche Stelle zu verbessern und zu erläutern übrig sein wird, und eine von D. selbst in doppelten *Addendis* (*praef. ad Vol. III. p. X. Vol. II. P. II. p. IX sqq.*) gegebene Nachlese liefert dafür den augenscheinlichsten Beweis. Auſserdem sind die exegetischen, zumeist historischen Anmerkungen Mai's wieder abgedruckt, und nur hier und da mit einem kleinen Scherflein bereichert worden. Es wäre aber zu wünschen, daſs Hr. D. durch das Licht seiner Gelehrsamkeit und ungewöhnlichen Belesenheit noch manchen Nebel zerstreut, manches Dunkel aufgeklärt und manchen Zweifel gehoben hätte.

Da wir in Verbindung mit der Dindorfschen Ausgabe die Anzeige der *Lectiones Diodoreae* des Herrn Collaborators Rudolf Krebs in Weilburg übernommen haben, so werden wir weiter unten hauptsächlich solche Stellen einer genaueren Prüfung unterwerfen, welche von beiden Gelehrten behandelt worden sind. Die *Lectiones* des Hrn. Kr. zerfallen in 15 Kapitel, worin sowohl die Lösung mancher anderer im Diodor sich darbietender Schwierigkeiten mit Geschick versucht, als auch insbesondere eine vernünftigere Anordnung der Fragmente und Excerpte des siebenten und achten Buches erzielt wird. Das Hauptverdienst des Verfassers scheint uns eben darin zu liegen, daſs er dem oben bereits angeregten Bedürfniſs entgegenzukommen bestrebt ist, die Ueberbleibsel der verlornen Bücher des Diodoros auf eine dem Charakter und der innern Beschaffenheit der historischen Bibliothek entsprechende Art zusammenzustellen und ihr Verhältniſs zu dem Ganzen und untereinander so weit als möglich nachzuweisen. Die den Fragmenten und Excerpten beigefügten Anmerkungen sind meistentheils kritischen und historischen Inhaltes, gegen deren Abfassung im wesentlichen weiter nichts zu erinnern ist, als daſs sie mitunter durch ungehörige und zu weit hergehohlte Erörterungen überladen sind, z. B. S. 32. 120. 129. 134. 137. 186. 205. und anderweitig. Die Darstellungsweise ist verständlich, grammatisch richtig und den Umständen nach auch gewählt, nur zuweilen etwas zu weitschweifig und mit ganz eignen Diatriben durchspickt: übrigens ein verzeihlicher Auswuchs, der sich mit der Zeit schon abreiben wird, wenn erst die Masse des Stoffes den Vf. nöthigt, sich lediglich an die Sache zu halten.

Im 3. 5. 8. 9. und 10ten Kapitel wird über die Reihenfolge der Bruchstücke des siebenten Buches gehandelt (*Cap. III.* ist wohl nur durch einen Schreibfehler in der Ueberschrift zweimal *libri sexti* gegeben) und zunächst den Fragmenten ihr gehöriger Platz angewiesen, und dann werden die neben einander gestellten im Einzelnen erläutert. Ein aus dem Armenischen Eusebios von Mai in's Lateinische übersetztes Bruchstück hat Hr. K. hier, wie auch noch an andern Stellen, im Stile des Diodoros in's Griechische zurückübersetzt, und zwar, wie es scheint, mit vieler Gewandtheit. Mag auch die hier vorgeschlagene Anordnung theilweise noch problematisch und von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet hier und da auf ein anderes Resultat

führen: solch ein planmäſsiges Verfahren behält immer seinen eigenthümlichen Werth und bleibt jedenfalls höchst ersprieſslich für ein philologisches Studium des, wenn auch nicht gerade mustergültigen, so doch sehr reichhaltigen Geschichtschreibers. Bei jedem Werke des menschlichen Geistes ist schon ein groſser Schritt vorwärts gethan, wenn erst ein Licht aufgeht über dem chaotischen Gewirre.

Zuvörderst wird die Grenzscheide des siebenten und achten Buches mit vieler Wahrscheinlichkeit in den Anfang der Olympiaden gesetzt, so daſs im siebenten Buche alle Ereignisse seit dem Falle Trojas bis zur ersten Olympiade begriffen waren. Alsdann behandelt der Verf. die auf die Lykurgische Verfassung sich beziehenden *Excerpta Vaticana*. Ob die Worte aus *Cap. IV.* ὅτι τοὺς μὴ διαφυλάττοντας — δίκαια auch hierher zu ziehen sind, bleibt dahingestellt. Mit vollem Rechte aber wird eine Stelle aus den *Excerptis Vales. p.* 77, 73. *ed. Dind.* hier passend untergebracht. Der *Cod. Vat.* ist zu Anfange verstümmelt, und beginnt erst mit den Worten ἔτ᾽ οἴομαι. Aber Mai hat schon richtig erkannt, daſs die *Excerpta Vales. p.* 77, 69. *Dind.* ergänzend eingreifen. Mit Zuziehung des Herodotos und Eusebios wird das Orakel um einen ganzen Vers vollständiger, als es früher war. Dindorf hat aus den Schriftzügen des *Cod. Vat.* ἔτ᾽ οἴομαι das Herodotische ἔλπομαι restituirt, und da er in der Note die Maischen Lesarten nur verstümmelt anführt, so erfährt man gar nicht einmal, was denn in der *editio princeps* steht, nämlich: ἀλλὰ θεὸν καὶ μᾶλλον ἔτ᾽ οἴομαι. Hr. K. gedenkt der handschriftlichen Lesart mit keinem Worte, obgleich sie die Spur einer andern Recension des Orakels an sich zu tragen scheint. Wollte man recht genau verfahren, so müſsten die anderswoher entlehnten Worte eingeklammert werden, so daſs erst mit dem halben Verse ἔτ᾽ οἴομαι, ὦ Λυκόοργε die Vaticanische Epitome anhebt, wie denn auch Mai drei Unterscheidungsstriche angebracht hat. — S. 139. giebt K. mit Mai δὴ γὰρ ἀργυρότοξος, allein man muſs aus metrischen Gründen entweder mit Hermann δὴ γὰρ ὁ ἀργ. oder mit Dindorf. δὴ γάρ ῥ᾽ ἀργ. emendiren: ὧδε γὰρ ἀργ. wäre hier weniger passend. Ferner schreibt K. mit D. nach Plutarch. εὐθείαις ῥήτραις ἀνταπαμειβομένους, und übersieht dabei, daſs der *Cod. Vat.* die Spuren einer weit genuineren und noch nicht interpolirten Lesart darbietet: εὐθείην ῥήτρας, woraus sich mit Leichtigkeit, und ohne gegen die Lehren der Paläographie zu verstoſsen, herstellen läſst εὐθείην ῥήτραν oder lieber ῥήτρην. Ein solcher Wink eines so alten diplomatischen Actenstücks gilt in der Kritik mehr, als eine von Plutarch entweder aus dem Gedächtniſs niedergeschriebene oder modern zugestutzte Redensart. Die Erklärung der ursprünglichen Lesart ist sehr einfach, wenn man nur richtig construirt: ῥήτρην ἀνταπαμειβομένους εὐθείην, *i. e.* ὥστε εὐθείην εἶναι. Das Volk soll jeden Gesetzesvorschlag, welchen die Könige und Geronten in die Volksversammlung bringen (*ergo acceperunt cf. p.* 252.) ohne Winkelzüge beantworten, d. h. die etwa vom Volke in Vorschlag zu bringenden Einwendungen und Modificationen sollen grade und gerecht, aber nicht im schlimmen Sinne des Wortes demagogisch sein; denn für diesen Fall lautet das Grundgesetz: τοὺς πρεσβυγενέας καὶ ἀρχαγέτας ἀποστατῆρας ἦμεν. Die von K. gegebene Erklärung: *cives directis sententiis respondentes, i. e. simpliciter aut accipientes, quae a regibus senatuque proposita erunt, aut reiicientes*, ist gänzlich miſslungen; denn auf diese Weise hätte das Spartanische Volk einerseits eine sehr bedeutende Gewalt ausgeübt, indem es ihm frei stand die königlichen Vorschläge ohne weiteres zu verwerfen, andrerseits wäre ihm nicht einmal das Recht einer besonnenen und ruhigen Berathung und modificirender Vorschläge verstattet gewesen. Die beigebrachte Stelle des Plutarch will nichts anderes sagen, als daſs es keinem Gemeinen erlaubt gewesen ein Gesetz vorzuschlagen (εἰπεῖν γνώμην), sondern daſs den Königen und Geronten die Initiative zukam, und daſs das Volk ihren Gesetzentwürfen sein Endurtheil hinzufügen durfte (ἐπικρῖναι). Eine ἐπίκρισις aber ist wohl ohne vernünftige Berathung undenkbar. Es ist jedoch noch ein wesentlicher Unterschied, ob ein Volk selbst Gesetze in Vorschlag bringen darf, oder ob es bloſs die von der Regierung vorgeschlagenen zu begutachten hat. Der königlichen und senatorischen Gewalt also stand das προβούλευμα zu, dem Volke die ἐπίκρισις. Vergl. Nitzsch *hist. Homeri I. p.* 54. —

(Der Beschluſs folgt.)

№ 32.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Diodori bibliothecae historicae lib. VII—X. et XXI—XL. Excerpta Vaticana e recensione Ludovici Dindorfii. Accedunt A. Maii annotationes.

Lectiones Diodoreae partim historicae partim criticae. Conscripsit F. R. C. Krebsius.

(Schluſs.)

In dem vorletzten Distichon giebt der Cod. den Pentameter höchst verstümmelt: *μηδάτι ἐπιβουλεύειν τῇδε πόλει*, welchen Dind. zwar ganz passend für den Zusammenhang, aber ohne alle weitere Begründung, zu ergänzen vorgeschlagen hat: *μηδ᾽ ἐπιβουλεύειν τῇδε πόλει τι κακόν.* Dem Rec. fiel dabei gleich die oben angeführte Klausel ein, und er glaubte daher auf dieser Grundlage mit voller Sicherheit folgenden Pentameter wiederherstellen zu können: *μηδέ τι βουλεύειν τῇδε πόλει σκολιόν*, worauf später auch K. gekommen ist. — Eine unstatthafte Interpretation giebt K. vom letzten Distichon: *Maior autem numerus in suffragiis populo ferendis vincat valeatque*, welche ihm übrigens gar nicht in den Sinn gekommen wäre, wenn er nicht erst das handschriftliche *τε* in *δὲ* verändert hätte. Auch dürfte es schwer fallen, den Beweis zu führen, daſs *δήμου πλῆθος* in diesem Zusammenhange (anders steht es mit *Herodot. VII,* 89.) die *Stimmenmehrheit* bedeute; noch weniger aber würde je ein Grieche, um auszudrücken, die Majorität sollte entscheiden, gesagt haben: *πλήθει νίκη καὶ κάρτος ἕπεσθαι.* Wenigstens wäre es entsetzlich geschraubt. Ein unbefangenes Auffassen der Worte selbst führt auf ein ganz einfaches Resultat; Wenn die Lakedämonier die gegebenen Vorschriften befolgen, dann wird der Gesammtmasse des Volkes Sieg und Stärke zu Theil, d. h. dann wird, wie es auch schon der erste Spartanische Gesetzgeber beabsichtigte, der Staat immerdar eine kräftige Stellung behaupten, und nicht durch innere Fractionen geschwächt. Dafür spricht auch das diplomatisch überlieferte *τε*. Man construire: *καὶ (τε) Ἀπόλλων ἔχρη — ἕπεσθαι*, d. h. A. weissagte als Erfolg für das Volk Sieg und Stärke.

Eben so geschickt und umsichtig, wie die Lycurgea, ordnet Hr. K. diejenigen Bruchstücke des siebenten Buches, welche sich auf die älteste Makedonische Geschichte beziehen, und sucht ihren innern Zusammenhang in einleitenden Worten so weit als möglich nachzuweisen. Wir müssen es indessen miſsbilligen, daſs er S. 153. die Worte der *Excerpta Vat.* nicht wörtlich wiedergiebt, sondern seiner Uebersetzung des Eusebios accommodirt. Im ersten Verse, wo der Cod. die durchaus ungriechische Form *Τημενίδεσσι* darbietet, pflichtet K. stillschweigend der Dind. Aenderung *Τημενίδαισι* bei; er hätte aber einen Schritt weiter zurückgehen und *Τημενίδῃσι* oder vielmehr *Τημενίδῃσιν* schreiben sollen. Vergl. Buttmanns ausf. Gramm. II. S. 148. Thiersch S. 245. 278. — Die Vs. 5. von D. gemachte Conjectur *ὕπνῳ*, statt *ὑπ᾽ ἠῷ*, leidet trotz ihrer Leichtigkeit an einer prosodischen Bedenklichkeit: wenigstens gebrauchen die älteren Dichter die erste Sylbe von *ὕπνος* immer lang.

Die Ueberreste des achten Buches werden *Cap. XI—XIV.* behandelt, und zwar so, daſs auſser einer Notiz von den Eleern die älteste Geschichte Roms, der erste Messenische Krieg, die Gründung von Syrakus, Kroton und Sybaris vom Anfange der Olympiaden bis Ol. *XVIII*, 1. einen Theil des Inhaltes gebildet zu haben scheinen. K. berichtet S. 194., Pausanias *IV*, 9. setze ein nach Ithome gebrachtes Orakel in Olymp. *XI*, 1., obgleich sich Pausanias an der citirten Stelle jeder genaueren Zeitbestimmung enthält. Wenn der Vf. auſserdem behauptet, die Rechnung des Pausanias, der den ersten Messenischen Krieg von Olymp. *IX*, 2. bis *XIV*, 1. den zweiten von Ol. *XXIII*, 4. bis *XXVIII*, 1. währen läſst, stimme deshalb nicht mit einer Andeutung des Tyrtäos (*αἰχμηταὶ πατέρων ἡμετέρων πατέρες*), weil der Zwischenraum von 39 Jahren zu kurz sei, als daſs

sie Kämpfer des ersten hätten sein können: so macht er aus einer allgemeinen Ausdrucksweise ein bloſses Rechenexempel, und vergiſst doch ungeachtet seiner arithmetischen Akribie, daſs Tyrtäos nicht gleich zu Anfange des zweiten Krieges mit seinen Elegieen aufgetreten ist. Dazu kommt, daſs der Dichter nicht das Ende, sondern den ganzen Zeitraum des ersten Krieges (19 Jahre) nennt, so daſs man ebenso gut von dem Anfange oder der Mitte als von dem Ende desselben an rechnen kann. Schlagen wir also einen Mittelweg ein, und rechnen von Olymp. *XII* bis *XXV.*, so erhalten wir mindestens 50 Jahre als Zwischenzeit. Angenommen nun auch, daſs kein Mann in Sparta vor dem dreiſsigsten Jahre Kinder gezeugt hätte, konnten denn da die Enkel derjenigen, welche vor und während dem ersten Kriege Söhne gezeugt, nicht schon am zweiten Theil nehmen? Ich dächte, gerade diese müſsten damals die Blüthe und den Kern der Nation ausgemacht haben. Die von K. S. 260. betretene Bahn ist zu schlüpfrig, als daſs er ohne Gefahr auszugleiten weit fortschreiten dürfte.

Das bei Gelegenheit der Gründung Krotons gegebene Orakel ist in dem Cod. sehr verunstaltet, und wohl am wahrscheinlichsten so zu restituiren:

> *Μύσκελλε καλόνωτε, φιλεῖ σ' ἑκάεργος Ἀπόλλων,*
> *καὶ γενεὰν δώσει τοι· ὁ δὲ πρότερόν γε κελεύει*
> *οἰκίσσαι σε Κρότωνα μέγαν καλαῖς ἐν ἀρούραις.*

Vs. 1. giebt der Cod. *καλὰν ὥς τε φιλεῖς*, woraus D. zwar scharfsinnig, aber mit zu geringer Beachtung der paläographischen Spuren *βραχύνωτε* gebessert hat, wie Myskellos auch in einem andern Orakel genannt wird. Wenn K. gegen das in letzterer Hinsicht empfehlenswerthere *καλόνωτε* erinnert, daſs die erste Sylbe von *καλός* sonst lang gebraucht werde, so kann man erwiedern, daſs schon Hesiodos ausnahmsweise die Kürze und spätere Dichter überhaupt die Mittelzeitigkeit zugelassen haben. Die übrigen Verbesserungen haben wir dem Scharfblicke Hermanns zu danken. Das zweite Orakel scheint im dritten Verse nach *Homer. Iliad. ι*, 529. (*cf.* 549.) also ausgefüllt werden zu müssen:

> *ἦδε δὲ Κουρήτων [μενεχαρμῶν] ἡ ἱερὰ χθών.*

Wir können diese Bemerkungen nicht abbrechen, ohne dem Verf. der *Lectt. Diod.* dringend ans Herz zu legen, das einmal betretene Gebiet nicht eher zu verlassen, als bis es seinem Fleiſse und seiner sichtenden Urtheilskraft gelungen sein wird, sämmtliche Ueberbleibsel des Diodoros in historisch und logisch begründeter Reihenfolge zusammenzustellen und mit kritischen und exegetischen Anmerkungen zu erläutern.

Dr. N. Bach.

XXI.

Homer's Werke, im Versmaſs der Urschrift übersetzt. Erste Abtheilung, Odyssee. Von Ernst Wiedasch, Professor zu Wetzlar. Stuttgard, in der Metzlerschen Buchhandlung, 1830. 5 Bändchen in 12.

Herr Prof. Wiedasch, dem kunst- und wissenschaftliebenden Publicum durch seine vor einigen Jahren erschienene Uebersetzung des Pausanias vortheilhaft bekannt, hat mit vorliegender Arbeit ein Unternehmen bestanden, das an sich selbst schon einen Beweis ablegt für schönen und in unserer Zeit nicht gerade häufigen Ernst, durch eine mehr schwere, als glänzende Thätigkeit die Interessen der Bildung zu fördern. Denn daſs der ausgesprochene Vorsatz, den in Deutschland einheimisch gewordenen Homer von Johann Heinrich Voſs, nach seiner funfzigjährigen ruhmvollen Geltung, durch einen neuen, und natürlich besseren zu ersetzen, sich unter uns, bei denen die Gewohnheit eine heilige Gewalt übt, nur sehr langsam zur dankbaren Anerkennung durcharbeiten werde, haben mehrfache Proben, zum Theil namhafter Gelehrten, die etwas Aehnliches ankündigten, durch die kalte Theilnahme, ja Nichtachtung, welche sie erfahren müssen, dargethan. Es ist daher auch gröſstentheils bei den Proben geblieben, und von den wirklich nennenswerthen Uebersetzern, die sich in den letzten Jahren an Homer gewagt, hat auſser Hrn. Prof. Wiedasch keiner den Vorsatz bis zu Vollendung eines der beiden Werke durchgeführt. Ein äuſserliches Verhältniſs kommt überdies in Betracht. Offenbar nämlich ist die Gegenwart solcherlei Studien, als welche ein ruhiges Fortschreiten der Bildung, eine behagliche Einschränkung auf leidliche und gesicherte Zustände voraussetzen, abgünstig, man konnte fast sagen, feindlich gesinnt. Ehe alle diese leidenschaftliche Aufregung, dieses fieberisch bewegliche Dreinreden von Klerikern und Laien in Alles „was sie verstehn und nicht verstehn", nicht wieder einer besonnenen Festigkeit und gleichmäſsigem Fortschritte gewichen ist, wo

für jede begründete Aufgabe wie für jeden richtigen Beruf sich Raum und Anerkenntnifs ergiebt, wie sollte da Liebe und Freude an so zarten, gründlichen und friedlichen Bestrebungen, wie die Nachbildung alterthümlicher Geisteswerke sie erfordert, in gröfseren Kreisen Platz finden? Wird doch sogar behauptet, dafs wir jener ewigen Muster des Schönen und Kunstreichen zu heutiger weltbürgerlicher Vollkommenheit gar nicht weiter bedürfen!

Unserm Freunde, der unter solchen Aspekten seine Uebertragung Homer's bis zum Abschlusse der Odyssee gebracht, haben wir nicht erst Muth und Beharrlichkeit auf seinem Wege, auch trotz dieser Aspekten, einzusprechen. Denn so, in strenger Atmosphäre, und unverzärtelt durch ein schmeichelhaftes Entgegenkommen, kann die Frucht seines Fleifses durch die innere Tüchtigkeit desto gediegener reifen. Er selbst hat, bei dem achtbaren Sinne von Bescheidenheit und Ernst, den wir an ihm aus persönlichem Umgange kennen, schwerlich den Gedanken von seiner Arbeit, dafs dieselbe, auch nach mehrjähriger Sorgfalt und Feile, schon in dieser ersten öffentlichen Erscheinung ihrer Aufgabe genüge: neue, abermals mehrjährige Anstrengung, und, was hier mehr zu sagen hat, als absichtliche Sorgfalt, ein tieferes und tieferes Hineinleben in den Geist der Aufgabe selbst, wird ihn besser, als es unsere dermalige Erörterung vermögen wird, darüber belehren, wiefern, selbst an den Geist der Vossischen Verdeutschung (diese für ihre Zeit betrachtet) gehalten, dieselbe noch von dem Ziele beifallswerther Vollendung steht. Nicht, als ob das bis jetzo von ihm Geleistete des Beifalls und der Anerkennung nicht werth wäre! Wir stehn nicht an, ihn aus genommener Kenntnifs seiner vorliegenden Odyssee für vollkommen geeignet und würdig zu erklären, dafs er seinem Vaterlande den Vossischen Homer durch eine formal und real dem Standpunkte einer nun auch um ein halbes Jahrhundert weiter geschrittenen Kunst entsprechende Dolmetschung ersetze: allein dafs dies durch diese erste Auflage bereits geleistet sei, dürfen wir ihm noch nicht zugestehn. Kein Wunder! Seine Arbeit wird ebenfalls, um das zu sein, was bisher die Vossische war, sich durch funfzig Jahre bewähren müssen, und so eben ist mit derselben nur erst der Anfang gemacht; er mufs mit Vofs zuvörderst noch für die öffentliche Meinung in Gränzstreitigkeit liegen; er mufs annoch sich von dem Muster des Vorgängers mit völliger Selbstständigkeit lösen, um frei und ruhig zum unbestrittenen Besitze des Vorzuges zu gelangen. Auf diese Aussicht kann er eine Reihe von Jahren in stillem Fleifse sorgsam hintrachten: unterdefs werden sich die Wolken des vaterländischen Bildungshimmels zerstreuen, die Begeisterung für die unvergängliche Hoheit des Alterthums wird in erneuter und allgemeiner Kräftigkeit wiederkehren, und eine in den Gütern dauerhafter Gesittung begnügte Mitwelt wird auch dem neuen Deutschen Homer ihre gründliche Neigung nicht versagen.

Nun sind wir aber den Lesern wie auch dem Verfasser eine Auseinandersetzung schuldig, wiefern wir denn eigentlich mit dem, was er bereits erreicht hat, noch nicht zufrieden sein können. Der Vossische Homer, abgesehn von den in der wissenschaftlichen Welt Niemanden mehr unklaren oder verborgenen Mängeln desselben, war ein in Einem Gusse freithätig und mit grofser subjektiver Unabhängigkeit von jeder Art Vorbild oder Anmuthung, in Begeisterung, Eifer, und dem Verdienste originaler Kunstleistung gleichkommendem Schöpfungsdrange zu Stande gebrachtes Werk. Diese Freiheit und innere Nothwendigkeit ist es vor allem, welche wir in der Uebersetzung des Hrn. Wiedasch vermissen. Der Vorgänger blickt noch überall viel zu sehr durch! Wir wollen nicht läugnen, dafs es ungemein schwierig sein wird, seinen Einflufs ganz zu beseitigen; Viele werden die Reminiscenzen aus ihm sogar als eine Tugend ansehn; und ohne Zweifel kann und mufs Einzelnes, was er nun einmal in Wendungen oder einzelnen Ausdrücken mit Virtuosität festgestellt hat, beibehalten werden. Die wissenschaftliche Kritik indessen wird gleichwohl von einem neuen Uebersetzer Homers nicht einen korrigirten Vofs, sondern eine vollständig und unabhängig abgerundete, in sich selbst Eine, und eigne freie Lebendigkeit athmende Arbeit begehren; und diese Ansicht können wir auch nicht anders, als in Hrn. Prof. Wiedasch voraussetzen. Nun aber dringt sich uns bei Lesung seiner Odyssee noch in zu vielen Stellen das Gefühl auf, dafs hier nicht sowohl eine mit völliger Unbefangenheit in frischem Leben sich aus dem Geiste der Urschrift hervorbildende Nachschöpfung, als eine verbessernde Variation der Vossischen Uebersetzung obwalte. Wir hätten für Hrn. Wiedasch es möglich wünschen mögen, dafs während seiner Ausarbeitung bis zur Druckfertigkeit des gesamm-

ten Werkes die Vossische Uebersetzung für ihn gar nicht hätte vorhanden sein können. Referent weiſs aus eigner Erfahrung, daſs man, wo gelegentlich die Ader des eignen freien Nachbildens stockt, sich nicht enthalten kann, nachzusehn, wie sich der Vorgänger geholfen hat: und dann ist es mit dem ungetrübten Glücke einer einfluſslosen Auffassung vorbei, der eigne Versuch verliert seine jungfräuliche Reine, es wird ein aus Vergleichung und Nachbesserung eines Fremdartigen entstehendes Product.

Hr. Professor Wiedasch ist dem verstorbenen Voſs in Bezug auf Klarheit und genaue Befolgung der rhythmischen Forderungen, nicht minder in gründlicher, besonders grammatischer Kenntniſs des Griechischen bestimmt überlegen: das sind Vortheile der Zeit und der fortgerückten Studien, man darf mit dessen Anerkennung nicht fürchten, die mächtigen Manen zu kränken; in verständiger Auffassung seiner Angelegenheit, in Liebe, in Treue für dieselbe, dürfen wir ihn nicht unter jenen setzen. Die *Anhänglichkeit* aber an den Vorgänger, die man hier in doppelter Beziehung ganz richtig verstehn wird, hindert ihn, den erstrebten Vorsprung zu gewinnen; nicht Impietät, sondern Verdienst wird es ihm sein, von derselben sich loszumachen. Treu, richtig, lesbar, und vor der Vossischen durch Leichtigkeit und Anmuth ausgezeichnet, ist seine Verdeutschung in den meisten Fällen schon jetzt: aber, wie dermalen ihre Sache noch steht, sieht man diesen löblichen Eigenschaften *weniger ein Ringen mit Homer, als eines mit Voſs* an. Während z. B. Hr. Prof. Wiedasch den bekannten Vers, welcher bei Voſs heiſst: *Als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg*, unabhängig von diesem Vorbilde, und in einfach glücklicher Annäherung an Homer, so wiedergiebt: *Als nun Eos am Morgen erschien mit rosigen Fingern;* hat er in einer nicht kleinen Zahl andrer Verse und Ausdrücke nur solcher Art Veränderungen mit der Vossischen Uebersetzung vorgenommen, daſs sie, ohne gerade durch metrische Rücksichten motivirt zu sein, auch keine eigentlichen und wesentlichen Verbesserungen genannt werden können: so daſs man entschieden wünschen muſs, der Verfasser hätte eine ganz neue und andersgewendete Uebertragung dieser Stellen gegeben. Denn der *erfindungsvolle* Odysseus ist keine Verbesserung für den *erfindungsreichen*, da es zu sehr auf Einförmigkeit mit dem aus Voſs beibehaltenen *weisheitsvollen* hinausläuft, während Voſs das πολυμήχανος und δαΐφρων hat variiren wollen; und das *Gelüste* der Speis' und des Trankes ist eher gesuchter, denn einfacher als die *Begierde* danach. Was wir aber angedeutet, daſs der Geist der neuen Uebersetzung auch selbst noch nicht ganz mit dem der Vossischen zu vergleichen sei, dafür liefern unter anderm unstatthafte Betonungen, wie die *Chariten* mit vorletzter langer Sylbe, und die durchaus zu verwerfende, ungeschickte und unmündige Umstellung des Subjects bei dem Verbum im directen Satze: *Schön und künstlich er war; Jünglinge dann Mischkrüge mit Trank bis oben erfüllten; Wackeres Sinns er mir scheint*, und Aehnliches, den Beweis. Die letztberührte Wendung, aus den Dichtern des Mittelalters erneuert, kommt so häufig vor, daſs wir annehmen müssen, der Verfasser habe sie für eine Bereicherung der Sprachwendungen gehalten. Dies ist sie so wenig, daſs wir erklären müssen, seine Uebersetzung werde dadurch auf eine dem guten Geschmacke ganz widerstrebende Weise entstellt.

Um aber das Verhältniſs dieser neuen Uebersetzung zu Homer so gut, wie zu dem Vorgänger Voſs, in ein gehöriges Licht zu setzen, dem Publikum darzuthun, was es von derselben zu erwarten hat, und dem Hrn. Verf. nach unsern Kräften die Erkenntniſs der Gesichtspunkte, nach welcher dieselbe einer reifenden Nachbesserung bedarf, zu erleichtern, gehn wir ein Paar Stücke derselben nach allen Rücksichten, welche dabei zur Frage kommen können, durch. Wir wählen hierzu den Anfang des ersten, und den des fünften Buches, weil uns dabei die anziehende Vergleichung zweier anderen Proben zu Gebote steht, nämlich der bekannten Wolfischen, (Litterarische Analekten III.) und der aus der Homerischen Odyssee zweiten Probe von Konrad Schwenck, (Frankfurt am Main 1826, 8.). Gleich der Anfang der Odyssee, wie der der Ilias, bietet einem gewissenhaften Uebersetzer schwer zu übersteigende Hindernisse dar. Voſs lieſs die bukolische Cäsur des ersten Verses fahren, um den πολύτροπος treffend wiederzugeben; doch gestattet die metrische Schwäche nicht, dessen *vielgewandten* beizubehalten. Wolf, um jene Cäsur zu bewahren, setzte für das bezeichnungsvolle Adjectivum kahlweg, den *listigen*.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Homer's Werke, im Versmafs der Urschrift übersetzt. Erste Abtheilung, Odyssee. Von Ernst Wiedasch.

(Fortsetzung.)

Hr. Prof. Wiedasch, während er einer Charybdis zu entgehn suchte, hat der Scylla, gleich dem Helden seines Dichters, ihren Tribut zollen müssen. Indem er übersetzt hat: *Nenne mir, Muse, den Mann, den verschlagenen*, hat er seinerseits die von Voſs und Wolf beobachtete Cäsur *im dritten Trochäus*, wie die Grammatiker sie nennen, *Ἄνδρα μοι ἔννεπε Μοῦσα*, vernachlässigt. Wir halten es aber eigentlich für wesentlicher, daſs diese Cäsur, als daſs jene bukolische, die im epischen Hexameter etwas Zufälliges ist, in der Uebersetzung wiedererscheine, so gut, wie wir uns der männlichen in der dritten Arsis (der *πενθημιμερής*), *Μῆνιν ἄειδε θεά*, bei'm ersten Hexameter der Ilias keineswegs entäuſsern würden. Dann sind, wie schon die Alten bemerken, die Anfangswörter beider Gedichte, wo nicht symbolisch, doch von höchst gewichtvoller Bedeutung, so sind es auch diese beiden Cäsuren, indem die im ersten Verse der Ilias dem kräftigen Tone des kriegerischen Epos, die im ersten Verse der Odyssee aber dem sanfteren dieser mehr idyllischen Dichtung charakteristisch entspricht. Der Ausdruck *verschlagen* ist überdies nicht günstig gewählt, da wir ihn mehr in nachtheiligem, als in vortheilhaftem Sinne gebrauchen, das Griechische Beiwort aber, was bereits Eustathios anmerkt, nothwendig hier einen lobenden Begriff hat. Es liegt auſserdem in demselben eine Prägnanz, indem es einen *viel Umhergekommenen* und einen *Vielgewandten* oder *Sinnreichen* zugleich bedeutet; dieses Schillern in der Bedeutung muſste im Deutschen wiederemstrebt werden, zumal da wir den ganz ähnlichen Ausdruck *vielgewandert* oder *vielfachbewandert* bilden können, welcher letztere hier seine Stelle recht gut finden mochte. Nach allem diesem ist klar, daſs der völlig richtige und glückliche Anfang der Deutschen Odyssee noch nicht zu Tage gefördert ist. Vers 3 hat Voſs einfach und wörtlich: *Vieler Menschen Städte gesehn, und Sitte gelernt hat*, wobei freilich der Trochäus, mit dem der Vers anhebt, und die Beibehaltung der alten Interpunction, welche diesen Zusatz mit dem zweiten, statt mit den folgenden Versen verknüpft, tadelhaft ist. Wolf gab das zweite Verbum auf, und übersetzte: *Viel Wohnstätt' auch sah er, und mancherlei Sitten der Menschen;* der buchstäblichen Nachbildung des Rhythmus zu Liebe ungenau und mit müſsigem Einschiebsel des *mancherlei*. Hr. Wiedasch aber: *Viel Wohnstätte gewahrt', und Menschengesinnung erkannt' er*, durch die Vereinzelung des Begriffs *Wohnstätte* von dem zugehörigen Genitiv *Menschen* entschieden verfehlt. Auch kann der Plural von *Wohnstatt* nicht *Wohnstätte* sein, für *Wohnstätten*. Vers 5 ist *ἀρνύμενος* durch ein Flickwort überladen, *bemüht rastlos*. Vers 6 ist das bedeutungsvolle *οὐδ᾽ ὧς* vernachlässigt, und dagegen eine weder der rhythmischen Form, noch der Construction nach angenehme Wendung hereingebracht: *Gleichwohl rettet' er nicht die Gefährten sich*. Diese Umschreibung des Possessivpronomens durch den Dativ des reflexiven wird von unsern metrischen Uebersetzern bis zur Ungebühr getrieben, und sollte vom Deutschen Homer mindestens ganz fern gehalten werden. Voſs hat sie mit groſsem Rechte verschmäht! An unserer Stelle war auch gar keine Noth dafür vorhanden. Der folgende Vers lautet: *Denn durch eigene Schuld wildfrevelnde gingen sie unter*. Die *Wildfrevelnden* nehmen den Mund zu voll; auch hier gefällt Voſs vor Wolf und Wiedasch durch Einfachheit: *Denn sie bereiteten selbst durch Missethat ihr Verderben*. Die Vers 8 und sonst sehr häufig gebrauchte Umschreibung des Besitzgenitivs durch die Partikel *von* kann nicht gebilligt werden, da sie sprachwidrig ist. Denn wenn der unkritische Gebrauch

der Menge diese Umschreibung zuläfst, so wird sie, die Menge, nur der eigentlichen Bedeutung derselben, welche eine ursächliche ist, sich nicht bewufst: der Gelehrte aber soll ihrer bewufst sein, und sie folglich nicht, aus Bequemlichkeit, falsch anwenden. Die Rinder *vom* strahlenden Gott Hyperion aber sind, was im Griechischen Βοῦς ἀφ' Ὑπερίονος sein würden, Rinder, die entweder von ihm *abstammen*, oder von ihm *als gegebene herrühren*, oder *aus seiner Gegend kommen*; aber *ihm gehörende* Rinder drückt diese Wendung nicht aus. Vers 12. haben alle drei Uebersetzer die Redensart: πόλεμόν τε πεφευγότες ἠδὲ θάλασσαν etwas angeschwellt; Vofs: *den Schlachten entflohn und des Meeres Gewässern;* Wolf: *dem Getümmel des Kriegs und den Wogen entronnen;* Wiedasch: *dem Gewühle der Schlacht und den Wogen entflohen.* Hier lag das Wörtliche nahe: *entgangen dem Kriege sowohl wie dem Meere.* Einen seltsamen Gebrauch finden wir in dieser Uebersetzung von der Partikel *fortan* gemacht, die zuerst, als Flickwort, Vers 13., eingewebt ist: *Ihn nur, der fortan sich nach Rückkehr sehnt' und Gemahlin.* Offenbar söll sie hier soviel, als *immer*, *in Einem fort*, bedeuten; diese Neuerung wird aber, aus gerechten Gründen, keines Sprachkenners Beifall erlangen. In der Betonung mit der Partikel *um* zusammengesetzter Begriffe verfährt der Hr. Verf. ebenfalls ohne Princip. Vers 16. sagt er *in der zweiten Umkreisung*, mit Bekürzung von *um*, während wir das intransitive *umkreisen*, für *hin-* und *herkreisen*, auf der ersten Sylbe betonen, wie auch das Substantivum *Umkreis*. Nun aber braucht z. B. Hr. Wiedasch *um* ebenfalls gegen die Regel in *umwerben*, mit dem Ton auf der ersten, und Vers 39. heifst es von Aegisthos: *dafs nicht jenen* (den Agamemnon) *er tödt', und nicht umwerbe die Gattin*, was eigentlich soviel ist, als die Gattin nicht *durch Werben umwerfe*. Vers 22. fg. übersetzt Vofs dem Sinne wie dem Rythmus nach untadlich: *Fern war dieser nunmehr zu den Aethiopen gewandelt, Aethiopen, die zwiefach getheilt sind, äufserste Menschen.* Denn die Verlängung des *i* in dem fremdländischen Namen der Aethiopen kann für keinen metrischen Verstofs angerechnet werden, da das Wort schon im Griechischen auf diesem Vocale den Accent hat, und die Deutsche Aussprache jener rythmischen Freiheit nichts in den Weg legt. Wolf besserte hier nicht glücklich: *Jener indessen besucht' in der Fern Aethiopens Völker, Völker, getheilt zwiefältig, die äufsersten Menschen der Erde.* Denn die im Originale so bedeutsame Wiederholung des fremden Völkernamens wird nun, da nicht das *nomen proprium* wiederholt wird, müfsig und matt, und überdies schleppt der Vers einen ebenso müfsigen Zusatz in *der Erde* nach. Herr Wiedasch variirt nur diese verfehlte Wolfische Nachbildung: *Jener indessen besucht' Aethiopens Völker, die fernen Völker, getheilt zwiefach, und des Erdlands äufserste Menschen.* Es bedarf keiner Bemerkung, dafs diese Variation sich noch matter gestaltet, als Wolfs Wendung, und sich von Homers anmuthiger Einfalt noch mehr entfernt. Die Composition *Erdland*, um dies beiläufig zu sagen, ist ebenfalls keine beifallswerthe Bereicherung der Uebersetzungssprache. Vers 40. ist eine Uebereilung wider das richtige Verständnifs begangen, die man von Hrn. Prof. Wiedasch nicht hätte erwarten sollen: *Denn einst wurde Vergeltung geübt vom Atreiden Orestes*, statt, wie Vofs und Wolf es richtig bezogen haben: Denn *einst wurde Rache des Atreiden vom Orestes genommen.* Orestes heifst nur der *Agamemnonide*, nie der *Atride*. Herakles zwar heifst der *Alcide*, und Achilles der *Aeacide*, von Grofsvätern: aber diese Benennung würde nicht für sie stehend geworden sein, wenn ihre Oheime oder Väter in den alten Epopöen ebenfalls schlechthin so bezeichnet worden wären. Auch hätte in unserer Stelle das nach seiner Auslegungsweise ohne grammatisches Object bleibende τίσις Hrn. Wiedasch auf seinen Fehlgriff aufmerksam machen sollen. Vers 48 fg. heifst es: *Doch es zerreifst mir das Herz um des weisheitvollen Odysseus Trauriges Loos* u. s. w. Hier scheint eine grammatische Unrichtigkeit obzuwalten. Auch ist dies wohl kaum der rechte Ausdruck für einen Schmerz der hochherzigen Göttin, wenn schon im Griechischen δαίεται ἦτορ steht, und Wolf hier vorangegangen ist. Vofs ist hier gewifs passender verfahren: *Aber mich kränkt in der Seele des weisheitvollen Odysseus Jammergeschick.* Die herrliche Stelle Vers 57 fgg. bei Vofs: *Aber Odysseus, Sehnsuchtsvoll, nur den Rauch von fern aufsteigen zu sehen Seines Lands, ja zu sterben begehret er*, leidet so an etwas schwachen Rythmen; auch ist *von fern* eigentlich vom Uebersetzer eingeflickt, das Uebrige ist ziemlich wörtlich. Wolf überlud hier zugleich und behielt auch den Zusatz Vossens bei: *Aber Odysseus, Sehnet sich nur, Rauchwolken vom Land auf-*

wirbeln zu sehen, Wenngleich fern und den Tod dann wünschet er. Hr. W. folgt den Spuren beider: *Aber Odysseus Sehnsuchtsvoll, auch nur noch des Rauches Gewölk von der Heimath Steigen zu sehn, wünscht innig den Tod:* der Vossische Zusatz nur ist glücklich hinweggeschafft. Mit dem Wolfischen *Gewölk* mufste dasselbe geschehn; hier ist ein Versuch: *Aber Odysseus, Sehnsuchtsvoll, wenn blofs er den Rauch selbst noch von der Heimath Aufziehn sähe, begehrt sich den Tod.* Das ἐντρέ. εται φίλον ἦτορ im 60. Vers übersetzt Hr. W. durch: *Rühret dir nicht innre Bewegung das Herz*; das heifst aber den Commentar statt der Uebersetzung geben, was wenig poetisch ist.

Gehn wir zum fünften Buche über! Dessen erster Vers im Originale ein Spondaicus; Hr. Prof. Wiedasch aber hat ihn, gleich Vofs und Schwenck, daktylisch geschlossen. Nach der Genauigkeit in den Rhythmen, die sich unser Freund in seiner Arbeit zum Gesetze gemacht hat, mufs dies auffallen. Denn die Grundlage solcher Genauigkeit mufs consequente Durchführung sein. Ζεὺς ὑψιβρεμέτης (Vers 4) giebt er *Zeus, der gewaltige Donnrer*, sehr matt und keineswegs dem, wie es scheint, wegen der schwachen Länge im betonten Artikel verschmähten *der hochdonnernde Zeus* bei Vofs, aequivalent: eine solche schwache Länge zu Anfang des Verses hat überdies Hr. Wiedasch gleich selbst: *Ein stabtragender Fürst* (Vers 9). Es liefse sich versuchen: *Zeus, der die Höh'n durchdonnert.* Schwenck hat nackt das ungenügende *der Donnerer.* Vers 13 hat Hr. W. für κράτερ' ἄλγεα πάσχων, *die schrecklichsten Leiden erduldend.* Wozu der Superlativ, und nicht vielmehr einfach mit Schwenck: *gewaltige Leiden?* Sollte dies in der Beziehung zweifelhaft erscheinen, weil *gewaltig* mehr schlechthin für *grofs*, als, was es hier besagen soll, für *überwältigend*, gebraucht wird, so setze man *schwerdrängende.* Die bekannte Redeform ποῖόν σε ἔπος φύγεν ἕρκος ὀδόντων (V. 22), bei Vofs: *Welch ein Wort ist dir aus den Lippen entflohen*, haben beide jüngeren Uebersetzer mit Wolf gegeben: *Welch Wort doch entfuhr dir den Schranken der Zähne?* Ueber Umschreibungen, wie *die Zähne dir* statt *deine Zähne*, haben wir uns schon ausgesprochen; niemand wird hier im Ernste geltend machen, es sei im Griechischen eine doppelte Construction, φύγεν σε, und φύγεν ἕρκος ὀδόντων, und die werde hier nachgebildet. Ist aber ferner ἕρκος ὀδόντων wirklich Paraphrase der *Lippen*, und nicht der *Zähne*, so mufs es auch durch *Schutz*, und nicht durch *Schranken der Zähne* übersetzt werden; denn nur so hat es einen Sinn, und ist nicht *leere* Umschreibung.

(Der Beschlufs folgt.)

XXII.

Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom, von Dr. Eduard Gerhard, königl. Preuss. Prof., dirig. Sekretär des Instituts. Berlin, 1832. 32 S. 8.

Was im gebildeten Europa sich für antike Kunst interessirt, ist einstimmig über die hohe Wichtigkeit des seit 1829 in Rom bestehenden Vereins für archäologische Correspondenz und der von demselben herausgegebenen Denkmäler und Druckschriften. Obgleich unter der Protection eines gefeierten kunstliebenden Deutschen Fürsten von Deutschen gegründet und fortwährend unter begünstigender Mitwirkung des königl. Preufsischen Minister-Residenten beim päpstlichen Stuhl, von Deutschen geleitet, scheint dieser Verein im Deutschen Vaterlande, bei aller Anerkennung, doch bis jetzt eine *fördernde* Theilnahme in verdientem Mafse, welche den billigen Erwartungen der Unternehmer entsprechen könnte, noch nicht zu finden. Eine solche, dem ferneren Gedeihen des Instituts unentbehrliche Theilnahme in Deutschland zu steigern, ist der Zweck der vorliegenden kleinen Schrift, worin Prof. Gerhard, die leitende Seele des wahrhaft grofsartigen, im reinsten Interesse der Wissenschaft begonnenen Unternehmens, mit gerechtem Selbstgefühl und eindringlicher Rede seinen Deutschen Landsleuten über die Leistungen, Erwartungen und Bedürfnisse des Institutes freimüthig zuspricht. Nicht Deutschland, — England, Italien und Frankreich waren es, welche bisher das Bestehen desselben möglich machten.

Nach einem von dem Geburtstage Winkelmann's (dem 9ten December) datirten Vorworte, wird über die Druckschriften des Vereins (*Monumenti inediti, Annali, Bullettino* und *Memorie dell' Instituto di Corrispondenza archeologica*), über dessen Sammlungen (einen wachsenden Vorrath antiker Denkmäler, noch wichtigeren Schatz von Zeichnungen nach Antiken, nebst antiquarischem Büchervorrath, dessen Benutzung gelehrten Fremden in Rom gestattet wird) und über die Zusammenkünfte der Mitglieder, die während des Winters in dem von der königl. Preufsischen Gesandtschaft dazu vergünstigten Lokal im Palast Caffarelli auf dem Capitol stattfinden, wo auch die erwähnten Sammlungen aufgestellt sind, — nächstdem von den ökonomischen und den allgemeinen Interessen des Instituts Rechenschaft gegeben: so dafs wir diese Blätter dem Deutschen Publicum, an welches sie gerichtet sind, zu geneigter Beherzigung angelegentlichst empfehlen müssen. Zugleich erlauben wir uns, mit dem Wunsche, auch dadurch die Zwecke des Instituts zu fördern, die Beifügung folgender unmafsgeblicher Bemerkungen.

Es sind besonders zwei Umstände, welche der Verbreitung

der Schriften des Vereins in Deutschland im Wege stehen: ihre fremde Sprache und ihre vermuthete Kostbarkeit. Die erste wird aber unerlafslich durch den Ort, welcher allein den Mittelpunkt einer den ganzen klassischen Boden des Alterthums umfassenden Correspondenz bilden kann: — und dies ist *Rom*; der unverrückbare Mittelpunkt alles Kunsthandels und Kunstlebens. Nach Rom strömen die Denkmäler aus allen entfernteren Gegenden, wie der eigene Boden der Hauptstadt der Welt noch immer darin der ergiebigste bleibt, ihre Sammlungen die reichsten sind. In Rom sammeln sich die Reisenden aller Völker, deren Kunstliebe oft dort erst sich entzündet. Von Rom aus reist man nach Griechenland, nach dem Orient, nach Aegypten, wie nach Neapel und Sicilien, und dorthin kehren die Wanderer zurück. Nur Italienisch kann aber die Sprache einer von Rom aus geführten archäologischen Correspondenz sein, und Italiener werden immer die zahlreichsten Nachrichten über neue Funde und in den Kunsthandel gebrachte Gegenstände beisteuern; weil die antiken Denkmäler, die anderswo Einzelne beschäftigen, dort Gegenstand der Industrie, des Erwerbes, der allgemeinsten Theilnahme sind. Auch erweiset die der Schrift des Prof. Gerhard beigefügte Liste der Subscribenten, dafs verhältnifsmäfsig die Mehrzahl der Exemplare der Schriften des Instituts in Italien verlangt wird, und Italiener dessen thätigste Correspondenten sind. Man wird also, um in Deutschland ihre Nachrichten zu erhalten, auch ihre Sprache sich müssen gefallen lassen. Für eigentliche Journal-Zirkel können ohnehin diese Schriften nicht bestimmt sein. — Nach Rom bildet Paris den belebtesten Mittelpunkt artistischer und antiquarischer Bestrebungen. Der Boden Frankreichs ist nach Italien der ergiebigste an antiken Denkmälern, und die Pariser Sammlungen derselben sind diesseits der Alpen die reichsten. Die Französische Sprache ist die gewöhnlichste des schriftlichen Verkehrs durch das ganze gebildete Europa; mit Recht führen daher sämmtliche Schriften des Instituts neben dem Italienischen auch einen Französischen Titel, und beide Sprachen theilen sich in den Inhalt. Selbst der Druck der Hefte wird unter Panofkas Leitung zum Theil in Paris besorgt. Man hat von einer Europäischen, einer Weltlitteratur gesprochen; das Institut für archäologische Correspondenz setzt es sich zum Ziel, eine solche, wiewohl für einen bestimmten gemeinsamen Zweck, zu vermitteln. Aus allen Ländern Europas und rings an den Küsten des Mittelmeeres zählt es Mitarbeiter und Theilnehmer. Da indefs Deutsche das Unternehmen leiten und Deutscher Geist allenthalben dasselbe beseelt, so dürfte es nicht unangemessen sein, neben dem Italienischen und Französischen auch ein Deutsches Titelblatt den Heften vorzusetzen, und zu Zeiten einzelne Deutsche Aufsätze darin mitzutheilen, die ohnehin durch Uebersetzung oft einbüfsen. Zu besserer Verständigung könnte der Inhalt derselben in aller Kürze Italienisch beigefügt werden. Sehen sich bei den citirten vielen Deutschen Werken die auswärtigen Leser doch immer auf Deutschland zurückgewiesen. — Uebrigens hat Hr. Prof. G. noch auf andere Weise für eine unmittelbare Verknüpfung der Thätigkeit des Instituts mit der Deutschen Litteratur gesorgt, indem er seit dem Anfange dieses Jahres ein „*Archäologisches Intelligenzblatt*" erscheinen läfst, welches mit der allgemeinen Litteratur-Zeitung in Verbindung monatlich zweimal ausgegeben werden soll. Die ununterbrochene, zuverlässige und rasche Mittheilung archäologischer Neuigkeiten aus Italien und Griechenland ist die Bestimmung desselben.

Was zweitens den Preis der Schriften des archäologischen Instituts betrifft, so ist derselbe, in Vergleich zu ihrem Umfange und der Wichtigkeit des Inhalts, nichts weniger als hoch, selbst die Versendungskosten nach Deutschland mit eingeschlossen. Das Institut hat in den vier Jahrgängen seiner dreifach abgetheilten Jahresschriften gegen zweihundert wichtige antike Denkmäler zur Anschauung gebracht, unzählige andere durch beiläufige Erwähnung künftiger Untersuchung empfohlen, durch Abhandlungen und kürzere Erörterung für alle Zweige der Alterthumskunde unentbehrliche Beiträge geliefert. Wer von ihren Mittheilungen sich ausschliefst, verzichtet darauf, an den Fortschritten der Alterthums-Wissenschaft Theil zu nehmen. Gleichwohl kosten das *Bulletino*, die *Annali* und *Monumenti inediti* zusammen, bei glänzender Ausstattung des Aeufseren, in Deutschland jährlich nicht mehr als 14 Thaler Preufsisch. Die *Memorie* (*Mémoires de l'Institut de correspondance archéologique*) so wie die Sammlungen der Gemmen-Abdrücke, (*Impronte gemmarie*), wovon bis jetzt zwei Centurien ausgegeben sind, bilden besondere Serien. Oeffentliche und Schulbibliotheken sollten es sich zur Pflicht machen, diese Schriften, welche ihnen dereinst doch unentbehrlich sein werden, gleich bei dem Erscheinen derselben zu besitzen, um einem so wichtigen Institut eine immer umfassendere Wirksamkeit, und den verdienstvollen Unternehmern die Frucht ihrer Arbeit zu sichern. Vielleicht dürfte der Zutritt neuer Theilnehmer dadurch erleichtert werden, dafs die Kupfertafeln der *Monumenti inediti* jedes Jahrganges besonders numerirt würden. Die jetzt immer fortlaufenden Zahlen der grofsen Folioblätter scheinen die stillschweigende Anforderung einzuschliefsen, alle früheren Jahrgänge nachzukaufen, was zum wenigsten für den Einzelnen lästig werden kann. Auch dürfte sich noch mehr für die regelmäfsige Ankunft des *Bullettino* in Deutschland, etwa in monatlichen Lieferungen, sorgen lassen; was aber wieder eine zahlreiche Theilnahme diesseits der Alpen voraussetzt. Eine so eben eintreffende Abtheilung der Jahresschriften des Instituts für das abgelaufene Jahr und des ersten Heftes der *Memorie* wird Gelegenheit bieten, mit Nächstem auf die umfassenden und gediegenen Leistungen dieses Deutschen Vereins zurückzukommen.

E. H. Toelken.

№ 34.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Homer's Werke, im Versmafs der Urschrift übersetzt. Erste Abtheilung, Odyssee. Von Ernst Wiedasch.

(Schlufs.)

Sonach möchte man übersetzen dürfen: *Trautestes Kind, welch Wort kam dir vom Schutze der Zähne?* Wer wird aber nicht empfinden, dafs diese ganze Uebertragungsweise etwas zu Seltsames und Fremdartiges hat, als dafs man sich nicht an eine dem Deutschen Genius angemessenere halten möchte, zumal da wir selbst zu sagen pflegen: *Es ist mir kein Wort über die Zunge, über die Lippen gekommen*? Wo nämlich beide Sprachen Einen und denselben Gedanken durch verschiedenartige Sprüchwörter typisch gemacht haben, da scheint es ohne weiteres das Gehörige, sich in diesem typischen Ausdrucke zu halten, es müfste denn sein, dafs der der Uebersetzungssprache der Vorstellungsweise des Volks, aus dessen Idiom übersetzt wird, entschieden widerstrebte. Vs. 24, wo Vofs sehr harttönig ist (*dafs einmal zu jenen mit Rach' heimkehret' Odysseus*), wird Hr. W. unangenehm durch ein eingestoppeltes *doch*, was ihm öfter, als man zulassen darf, aushilft: *Dafs doch Odysseus jenen ein Rächender käm' in die Heimath.* Prof. Schwenck hat ungeziert und fliefsend: *Dafs heimkehrend an jenen Odysseus Rache verübe.* Der φίλος υἱὸς (Vers 28) wird der *eigene* Sohn übersetzt; das ist gesucht, und dennoch nicht genau. Die σχεδίη πολύδεσμος Vers 33 wird ganz unverständlich gegeben durch ein *vielumwundenes* Flofs, was um so wunderlicher ist, da es ja der Dichter Vers 243 fgg. genau beschreibt, und Eustathios das Beiwort von den Klammern und Fugen hinlänglich erklärt. Die *ambrosischen* Sohlen des Hermes (Vs. 45) vertauscht Hr. W. nach Wolf's Vorgange mit Sohlen *göttlicher Kunst.* Da sich aber nirgend eine Andeutung findet, wer eigentlich den Göttern Kleider und Schuhe macht, so steht es dahin, ob jene Beziehung in dem Ausdrucke liegen soll, und es ist wohl das Beste, ihn mit Vofs und Schwenk in seinem mystischen Halbdunkel zu lassen. Der λάρος ὄρνις Vers 51 wird durch *geflügelte* Möve übersetzt: diese müfsige Bezeichnung konnte nicht des Dichters Absicht sein, als er den Ausdruck ὄρνις zusetzte, sondern er wollte damit das Vogelhafte an den Bewegungen des Hermes bestimmter herausheben; und wer an Seeküsten und Strommündungen die Möven ihr Wesen treiben gesehn, wird in der That das Homerische Bild, wie freilich immer, von der glücklichsten Anschaulichkeit finden. Vofs ging allerdings auch hier Hrn. W. mit einer *flüchtigen* Möve voran. Hr. Prof. Schwenck folgte nicht ebenso. Das *fruchtentblöfsete* Meer für ἅλς ἀτρύγετος (Vers 52) ist auch keine gelungene Nachbildung zu nennen, wenn schon die *weit einöden* Gewässer bei Vofs eben so wenig gefallen, und Schwenck mit dem *ödumwogenden* Meere etwas chargirt. Von der Möve heifst es dann Vs. 53 *Fisch' auffangend.* Wie schön hat dies Schwenck gegeben: *Jagend nach Fischen umher!*

Hierbei lassen wir es bewenden: denn wie viel, bei einer sorgfältig und mit Liebe zu Stande gebrachten Arbeit, immer noch von neuem zu erwägen ist, werden diese Proben hinlänglich darthun. In einiger Zeit, für viele Stellen wohl schon jetzt, wird Hrn. Prof. W. seine Arbeit selbst als die eines Dritten erscheinen, und er wird ihr den Scharfsinn der zwei fremden Augen mit noch gründlicherem Erfolge zuwenden können, als wir dies jetzt im Vorübergehn thaten. Es wäre von uns anmafsend, wenn wir denken wollten, dafs nicht im umgekehrten Falle er uns eben dieselben Fingerzeige hätte geben können. Dann wünschen wir seiner schönen Unternehmung eine freudige Erneuung, und zwar auch in einer für den Ernst dieser Studien ansprechenderen äufseren Gestalt: denn diese Taschenausgaben werden ja unterdefs verschwinden, und wieder

einer solidern Form der nicht bloſs zum Zeitvertreibe vorhandenen Bücher Platz machen. Ja es wäre schon jetzt eine Octavausgabe dieses Wiedaschischen Homer zu wünschen. Von dieser müſsten dann aber auch die Spuren fremder eingreifender Hand wegbleiben; wie wir aus Andeutung des Verfassers wissen, daſs sich Gesang I, Vers 433 statt seiner handschriftlichen Lesart: *Nie auch naht' er in Lust ihr, den Zorn abwendend der Gattin*, durch die Redaction dieser Uebersetzungssammlung eingestellt hat: *Nie auch naht' er in Lust ihr, scheuend die zürnende Gattin.* Man würde es einem Autor, der in der Litteratur nicht erst anfängt, kaum verübeln können, wenn er nicht einmal wirkliche Verbesserungen sich in seine Arbeit einschieben lieſse; wenn man ihm aber gar solche Entstellungen aufdringt, was soll er dazu sagen?

Weber, in Bremen.

XXIII.

Geschichte der neueren Deutschen Poesie. Vorlesungen von August Wilhelm **Bohtz**. *Göttingen bei G. Kübler* 1832. 330 *S.* 8.

Von Allem, was bisher über *allgemeine* Geschichte der Deutschen Poesie gedacht und gesagt worden ist, halten wir die Andeutungen Tieck's in den Vorreden zum Deutschen Theater, zu den Schriften von Lenz, Schröder und Kleist für das Gelungenste. Reiche Sachkenntniſs des Einzelnen und Durchbildung der ästhetischen Begriffe vereinigen sich darin zum treffendsten Urtheil. Besonders zeichnet sich Tieck durch lebendige Verknüpfung des Allgemeinen mit dem Einzelnen aus. Nur aus diesem Verfahren entspringt wahrhafte Geschichtschreibung. In der Auffassung des Ganges der Deutschen Poesie haben wir eine solche genetische Methode immer noch zu sehr zu vermissen. Unsere individuelle Kritik über einzelne Dichter und Dichterwerke ist bedeutend; an Skizzen dieser und jener Periode in ihrem allgemeinen Geiste fehlt es auch nicht; allein gerade eine Einigung des Universellen mit dem Individuellen, die Erzeugung des Einzelnen durch das Besondere und Allgemeine, das Hervorgehen des Einen aus dem Anderen, das Werden der Kunst mangelt noch. Franz Horn giebt uns in seiner Geschichte der Deutschen Poesie seit Luther ein Aggregat vereinzelter Gemälde, die für sich oft gründlich und richtig charakterisirt sind, denen aber die innere Beziehung aufeinander abgeht. In der Kraft des zusammenfassenden Ueberblickes, im natürlichen Sinn für die Uebergänge der Richtungen ineinander steht Menzel am höchsten; allein seine Konstruction ist oft zu flüchtig und in der Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine läſst er sich häufig durch Zufälligkeiten und Nebenbestimmungen hintergehen. Bouterweck, Wachler, Koberstein haben in ihren Geschichten eine Verbindung des Allgemeinen und Besonderen angestrebt; Bouterweck wird darin von der Gewalt des Stoffes niedergehalten, denn er hat das Verdienst, Vieles zuerst gelesen und in den Umkreis der Litteratur wiedererhoben zu haben; Koberstein ist durch seine compendiarische Form beschränkt und durch dieselbe einer Atomistik verfallen, welche er auſserdem vermieden haben möchte; am freiesten erscheint Wachler, eine höhere Gestaltung der früheren Manso'schen Behandlung.

Der Vf. der vorliegenden Geschichte offenbart in seiner Einleitung über die genannten Litteratoren eine sehr richtige Einsicht. Wir hofften bei ihm jene Fehler vermieden zu sehen, die bei seinen Vorgängern so klar von ihm erkannt werden. Wir erwarteten eine Geschichte, in welcher die allgemeinen Entwicklungsstufen aus sich selbst in ihre verschiedenen Kreise auseinandergingen und die Dichter mit ihren Werken aus der Zeit und deren Tendenzen begriffen sein würden. Allein wir stieſsen wieder auf jene Einseitigkeit der Reflexion, die, von der Anschauung des Individuellen entzückt, aus seinem Zauberbann sich nicht zu erlösen weiſs. Es wäre gegen alle Gerechtigkeit, dem Vf. abzusprechen, wie tief er das Bedürfniſs einer Darlegung des Zusammenhanges der einzelnen Erscheinungen fühlt, wie sehr es ihm bei ihrer Betrachtung um den Begriff des Wesentlichen und Allgemeinen in ihnen zu thun ist. Aber es bleibt bei ihm Sehnsucht; seine Stärke liegt in der Auffassung und Schilderung des *Einzelnen*, worin er oft durchaus befriedigt. Freilich würde ihn darin der Hinblick auf die *ganze* Poesie, den er *mitunter* sehr glücklich anwendet, vor so einseitigen Verirrungen wie z. B. S. 114. bewahrt haben, wo er von Goethe sagt: „Wie zeigt es sich, daſs er unter den Poeten der Seelenmaler sei, vor allem an seinen weiblichen Charakteren! Nicht nur sind Goethe's Frauen wahrer und individueller gezeichnet, als die irgend ei-

nes anderen neueren Künstlers; sondern wie derselbe das Weib in allem ihren Liebreiz und in ihrer Holdseligkeit darstellt, hat er zugleich nicht selten die Seelenhoheit und den Adel der Frauen auf wunderbare Weise verherrlicht u. s. w." Dies Lob scheint uns gänzlich übertrieben. Wir wüſsten wirklich nicht, warum des Sophokles Deïanira, Elektra, Antigone, des Cervantes Dorothea, Clara, Sigismunda u. s. w., des Shakespeare Desdemona, Cordelia, Julie, Rosalinde, Viola u. s. w. nicht eben so hoch stehen und psychologisch eben so tief sein sollten, als die Goethe'schen *Frauen*? Offenbar sind diese lieblich-hohen Gestalten dem Verf. nicht gegenwärtig gewesen, als er jene Worte schrieb. Solche Uebereilungen, falsche Herausstellungen sind ihm mehrfach entschlüpft.

Jene Zusammenhanglosigkeit ist der gröſste Mangel dieser Vorlesungen, der um so mehr zu bedauern ist, je mehr im Einzelnen zartes Gefühl, Sicherheit des Geschmacks und die Reinheit des Enthusiasmus für die Kunst sichtbar werden. Die Zersplitterung der Dichter, wie S. 13—36., S. 192—225., ist in einer *Geschichte* durchaus unzulässig. In jeder Kunstgeschichte müssen nothwendig die allgemeinen Perioden, in diesen die besonderen Entwicklungsmomente als Epochen und in diesen die Unterschiede der einzelnen Schulen und Dichter hervortreten. In der Geschichte der Deutschen Poesie nimmt man gewöhnlich sieben Perioden an; dies kann man nur, wenn man den Begriff der Epoche mit dem der Periode verwechselt; Guden scheint bei Abfassung seiner chronologischen Tabellen neuerlich diesen lästigen Ueberfluſs gefühlt zu haben; er setzt nur drei Perioden, bis zur Reformation, bis zum Anfang des achtzehnten Jhs. und bis zur Gegenwart. Die Bezeichnung derselben als ältere, neuere und neueste Litteratur ist freilich noch ganz äuſserlich. Tieferes Studium wird allmälig Benennungen herbeiführen, welche, statt der kahlen, nichtssagenden Reflexion auf die Zeit die *innere Eigenthümlichkeit* jeder Periode aussprechen. Ein Blick auf den Inhalt jener Perioden reicht hin, uns zu überzeugen, daſs die erste wesentlich einen unmittelbar *romantischen*, die zweite einen unmittelbar *antiken* Charakter hat; wir sagen unmittelbar, weil die Kunst nicht zum Begriff ihres Principes gelangte. In der dritten Periode ist die Geschichte der *Kunst* auf das engste mit der Geschichte der *Kritik* verwebt. Die Dichter sind sich ihres allgemeinen Standpunktes auch bewuſst. Diese *Reflexion* macht sie zu *modernen* Dichtern. Betrachtung des künstlerischen Schaffens finden wir auch in den vorigen Perioden, bei Opitz, bei Gottfried von Straſsburg u. s. w., allein es fehlt an einem durchgreifenden Kriterium; es ist die Macht des unmittelbaren Sinnes, der Tact der Empfindung, die sich über den Werth und Unwerth von Kunstwerken und über die Natur des künstlerischen Producirens äuſsern. Dagegen ist es höchst charakteristisch, daſs am Eingang der dritten Periode unserer Litteratur der Zwist der Sächsischen und Schweizerischen Schule hervortritt; die Kritik sucht sich darin auf der einen Seite des Wesens des Romantischen, auf der anderen des Begriffs der correkten, präcisen, plastisch abgerundeten Darstellung oder des Wesens des Antiken als Princips für die Kunst bewuſst zu werden. Die dritte Periode muſste sowohl das Romantische der ersten, als das Antikisirende der zweiten Periode, wie es zunächst in Nachahmung Italienischer und Französischer Muster, in der Aneignung der classischen Mythologie, in Lateinischen Versen erschienen war, zu höherer Wiedergeburt in sich vereinigen. Der Vf. deutet zwar einzelne Momente dieser Bewegung S. 8—11. an, allein bloſs factisch, ohne auf die *Nothwendigkeit* dieser Stufenfolge sich einzulassen.

Weiterhin spricht er von Haller, Hagedorn u. s. w. im Einzelnen treffend, allein ohne Beziehung der Dichter auf einander. Günther's erwähnt er dagegen schon S. 10., Bodmer's S. 11. ziemlich flüchtig. Sollte aber nicht bis auf den Kampf der Gottsched'schen und Bodmer'schen Schule die *erste* Epoche der dritten Periode zu setzen sein? Zuerst war darin das Bestreben, aus der Unnatur und dem Unmaſs der zweiten Schlesischen Schule sich loszuwinden. Diese Tendenz muſste eine unmittelbare sein; das frische Gefühl sträubte sich in seiner Gesundheit mit Ekel gegen jene Verirrungen. Günther ist aus diesem Grunde weit mehr zu würdigen. Die Liederlichkeit, welche in der Phantasie der Schlesischen Schule ausschweifte, war in ihm *That*; eben dadurch ward seine Poesie reiner und edler; die Wollust war bei ihm lebendiger Genuſs, nicht, wie bei jenen Dichtern, geistige Selbstbefleckung, und seine Reue, seine verzweiflungsvolle Klage war von der Wahrheit seiner Schuld durchdrungen. F. Horn und W. Müller haben diese Entzweiung Günther's sehr richtig erkannt. — Hagedorn, Haller, Uz u. A. standen darin höher als

Günther, dafs sie im Leben über den Taumel der Begierde, dem der Unglückliche so oft erlag, hinausdrangen, und so mit ihrer Poesie ein *adliges* Selbstgefühl erweckten. Ramler, Gleim, Denis, Zachariä, welche der Vf. an die genannten Dichter anschliefst, können hier durchaus ihre Stelle noch nicht finden. Statt nun Liscow, Rabener, Gefsner, Elias Schlegel u. s. w. neben einander hinzustellen, hätte die allgemeine Richtung der Kunst, wie sie in jenem schon berührten Streit der Sachsen mit den Schweizern erschien, entwickelt werden müssen; Gottsched hielt das Verständige, formell Abgeschlossene des Französischen Geschmackes fest; Bodmer und Breitinger hoben die Natürlichkeit der Empfindung, den Reichthum der Phantasie und das Volksmäfsige in der Englischen und Alttestamentischen Dichtung siegreich hervor.

Nur dadurch, glauben wir, kann die zweite Epoche der dritten Periode richtig verstanden werden. Der Verf. stellt Klopstock und Wieland, Lessing und Winkelmann zusammen, kommt dann sogleich auf Goethe und erst lange hinterher, als er schon von Kotzebue und Iffland gesprochen, auf Herder. Unmöglich kann dies ein treues Bild geben. Herder mufs vor Goethe betrachtet werden; Winkelmann aber in einer Geschichte der Poesie zwar nicht übergangen, allein verhältnifsmäfsig doch nicht mit der Ausführlichkeit behandelt werden, die ihm der Verf. widmet, dagegen Maler Müller, Hippel, Heinse, Klinger und, was uns besonders aufgefallen ist, da der Verf. so viel vertraute Bekanntschaft mit Tiecks Verdienst um Lenz verräth, Lenz in viel zu verkürztem Maafsstab gezeichnet sind. Sollten nicht Klopstock, Wieland und Lessing die eigentlichen Wendepunkte dieser zweiten Epoche sein und sollte ihr allgemeiner Charakter nicht darin bestehen, dafs die *Reflexion* ihre unmittelbare *Productivität* hemmte? Die Nothwendigkeit der Kritik konnte aber nicht umgangen werden; Alles war so verständig geworden, dafs die Dichter ohne solche Rechtfertigung sich nicht hervorwagten. Wir legen es dem Dichter als indirectes Geständnifs seiner Schwäche aus, wenn er jetzt, wie einst Schiller vor der Braut von Messina, oder Immermann vor seinem Trauerspiel in Tyrol, eine apologetische Theorie drucken läfst. Wer nimmt aber bei Klopstock Anstofs, wenn er vor seinem Messias Abhandlungen über die heilige Poesie, über die Nachahmung der Griechischen Sylbenmaafse im Deutschen antrifft?

Klopstock erfafste einen *objectiven* Inhalt, den protestantischen Glauben und den Patriotismus. Aber die Auffassung ist bei ihm durch Reflexion vermittelt und daher stellt sich das, was seinem Gehalt nach der *modernen* Zeit angehört, in *antiker* Form dar. Aus diesem Widerspruch dürften sich die meisten seiner Schönheiten, wie seiner Mängel begreifen lassen. Die nämliche Richtung, wie er, nur in verschiedenen Schattirungen, verfolgten Bodmer, Denis, Kretschmar, Ramler, die beiden Stolberge, Vofs. Der letztere hat seine allgemeine Bedeutung eben darin, dafs er von dem Objectiven des prostestantischen Lebens zu den subjectiven Seiten desselben übergegangen ist. Er singt nicht den Messias, sondern den behaglichen Pfarrer, nicht den Kampf mit den Römern, sondern das friedliche Hegen und Pflegen der Gärten und Felder, nicht die Inbrunst der himmelanschwebenden Andacht, sondern die kritische Verachtung des Katholicismus und die Furcht vor seinen Umtrieben. — Ohne Gelingen versuchte Wieland in der Jugend die Klopstock'sche Weise. Seine Eigenthümlichkeit war die Ironie über das abstracte Tugendideal; daher erliegen bei ihm die interessirenden Personen der Verführung der Sinnlichkeit. Der Verf. erkennt dies an, macht ihm aber den Vorwurf der Unsittlichkeit und der Flachheit im Romantischen, ohne die positiven Verdienste Wielands genugsam herauszustellen. Als Gegensatz zum Hohlen der stoischen Erhabenheit in der Klopstockschen Poesie konnte das Lächeln des Dichters noch kein humoristisches sein, wie der Verf. es von ihm verlangt, sondern erst ein epikuräisches. Der Fortschritt, den Wieland machte, war besonders die Bereicherung der Phantasie durch harmlosen Glanz der alten Sagen und durch Schilderung wirklicher Lebensverhältnisse; beide Elemente stellten sich bei ihm in *moderner* Form dar. —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 35.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Geschichte der neueren Deutschen Poesie. Vorlesungen von August Wilhelm **Bohtz.**

(Schlufs.)

Die Einseitigkeiten Klopstocks und Wielands sind von dem Verf. mit aller Schärfe charakterisirt. Wir hätten gewünscht, dafs er sie mit den folgenden Tendenzen enger verknüpft hätte. An die Wielandsche Poesie hätte nach unserer Ansicht die Gefsnersche, weiterhin die nachahmende eines Alxinger und Müller ihren inneren Anhaltspunkt gefunden. Es wäre zu zeigen gewesen, wie die Klopstocksche Lyrik bei Hölty zur Popularität fortging; die Gesänge seiner sanften, sedlichen Schwärmerei wurden Volkslieder. Hier hätten auch J. G. Jakobi und Claudius ihren Ort gehabt. Auf der anderen Seite gewann das Epische in den Balladen Bürger's ebenfalls allgemein ansprechende, nationale Form. Für die Anerkennung des Volksthümlichen wirkte Herder durch Kritik, durch Erinnerung an ältere Dichter, durch Uebersetzung fremder Nationalpoesie höchst fruchtbar; als Dichter war er untergeordnet; seine Legenden und reflectirenden Gedichte verdienten aber eine weitläuftigere Würdigung, als ihnen hier zu Theil geworden, weil sie die Morgenröthe von Schillers philosophischer Poesie waren. Der Vf. hält sich dagegen zu lange bei dem Geschichtschreiber auf und nimmt ihn ungefähr ebenso, wie Jean Paul und Menzel ihn aufgefafst haben. Lessing ist sehr gründlich beurtheilt. Er wirkte, wie Herder, durch Kritik und Poesie; in dieser hätte jedoch die Hinwendung zur *Wirklichkeit* stärker hervorgehoben werden müssen. Die neue Gestalt, welche Lessing dem Lustspiel, dem Schauspiel und der Tragödie gab, wäre dadurch begreiflicher geworden.

Wenn nun die Dichter der ersten Epoche, Haller, Hagedorn u. s. f. zunächst vom Gefühl ausgingen, wenn sie hauptsächlich im Lyrischen glänzten, so war in den eben genannten Dichtern der zweiten Epoche die Empfindung mit der Reflexion entzweiet. In Lessing's dramatischen Werken hob sich dieser Widerspruch scheinbar auf. Allein die wahre Auflösung desselben war die Thätigkeit der dritten Epoche. Sie mufste wieder auf etwas Unmittelbares zurückgehen, auf die Anschauung der *Natur*. Diese Richtung artete aber bis zur blofsen Copie der gemeinen Wirklichkeit aus und die *Idealität* setzte sich ihr entgegen. Endlich suchte das Reale und Ideale eine noch höhere Versöhnung zu erreichen, die als das Princip des *Romantischen* sich entwickelte. Shakespeare war für alle Momente dieser Epoche der bewunderte Heros, dem Alle nacheiferten, weil Natur, Idealität und jene zauberische Farbenpracht des Romantischen, die weltumfassende Unendlichkeit desselben in ihm unmittelbar vereinigt sind. Sollten wir die eben angedeuteten Unterschiede in den Dichtern aussprechen, welche als deren machtvolle Träger erscheinen, so würden wir Goethe, Schiller und Tieck als solche nennen. Bei Goethe aber tritt das eigenthümliche Verhältnifs ein, dafs er durch alle Stufen der Epoche hindurchgeht und deshalb in jeder wieder berührt werden mufs, obwohl seine tiefste Bedeutung in der Wirksamkeit liegt, welche er in der ersten Entfaltung derselben äufsert.

Der Vf. würde durch eine genauere Schilderung der Dichter der sogenannten Drang- und Sturmperiode das Auftreten Goethe's gewifs erfolgreicher vorbereitet haben. Er wirft sich sogleich auf den Götz und Werther. Und doch möchte sich in jenen enthusiastischen Dichtern ein sehr bestimmter Zusammenhang nachweisen lassen. Sollte nicht Lenz in seiner rohen Universalität das Wesen dieser Dichtung mit ihren verschiedensten Nüancirungen ganz unmittelbar enthalten? Sollte nicht der Widerspruch, der ihn selbst bis zum Wahnsinn zerrüttete, in Heinse und Klinger sich auseinandersetzen? Heinse glühet für die Schönheit der äufse-

ren Form des Lebens; Klinger bewegt sich in dem Kampf einer bis zur Verrücktheit stolzen Moralität mit bestehenden bürgerlichen und politischen Verhältnissen und der in ihrem Organismus waltenden Vorsehung. Bei dem Maler Müller kommt die krankhafte Empfindung des Herzens zur Beruhigung, ja bis zur seligen Befriedigung in kleinen für sich abgeschlossenen Kreisen des Daseins. Seine Niobe und sein Faust, seine Genovefa und seine Idyllen, endlich seine liebliche Erzählung, Charis und Fatime, sind die verschiedenen Momente seiner allmäligen Verklärung. Das Unreife der Form verschwand jedoch nie ganz bei ihm und nicht er, sondern Goethe war es, der in seinem tiefen Gemüth alle jene Regungen vereinte und in vollendeter Gestaltung wiedergebar. Wir glauben mit der Bemerkung nicht zu irren, daſs von den Geschichtschreibern der Deutschen Poesie der reichhaltige Stoff, den Goethe in seiner Biographie gerade für jene Zeit mittheilt, noch nicht hinlänglich benutzt ist; fast nur auf den Faust hat man diese Anwendung gemacht. Wir können den Vf. von solcher Vernachlässigung nicht frei sprechen; überdem müssen wir ihn beschuldigen, Goethe's Romanpoesie ganz bei Seite geschoben zu haben. Von den dramatischen Leistungen Goethe's spricht er mit vieler Ausführlichkeit und mit gediegener Einsicht. Bei der Betrachtung des Faust hat er sich zu sehr gehen lassen. Ihr Umfang hat gar kein Verhältniſs zu dem Maaſs der Kritik anderer Dichtungen. Ein solches Auslaufen der Reflexion wäre nun immer noch zu entschuldigen, wenn der Vf. Neues vorbrächte. Allein obwohl seine Darstellung recht gut geschrieben ist, so können wir doch nicht sagen, im Inhalt wesentlich etwas Anderes getroffen zu haben, als wir durch die Erörterungen von Göschel, Hinrichs und Schubarth bereits besitzen. Wozu daher eine solche Wiederholung und noch dazu mit so breiten Citaten aus dem Gedicht? Warum nun der Vf. über Wilhelm Meisters Lehrjahre, über die Wanderjahre, Wahlverwandtschaften, Erzählungen der Ausgewanderten und die Novelle mit Stillschweigen fortgeht und nur vom Werther spricht, ist uns völlig räthselhaft. Und doch haben wir über die Lehrjahre von Fr. Schlegel, über die Wanderjahre von Hotho schon so gründliche Beurtheilungen! Auch die Lyrik Goethe's ist nicht allseitig genug charakterisirt; ihre spätere Entwicklung ist ganz übergangen. Und doch haben wir schon auch für diese von Fr. Schlegel im zehnten Band seiner sämmtlichen Schriften, eine so vortreffliche Charakteristik.

Das zweite Moment der letzten Epoche tritt in das Extrem *gemeiner* und *idealer* Wirklichkeit auseinander. Jene Richtung, wie diese, entfaltet sich in Romanen und Dramen. Ritterliche Abenteuerlichkeit, seichte Sentimentalität, die prosaischen Details eines engen Familienlebens, werden bald mit mehr, bald wenigerem Glück behandelt. Spieſs, Cramer, Starke, Gotter, Iffland, Kotzebue, Babo, Schröder u. s. w. entwickeln diese Richtung. Goethe und Schiller erheben dieselbe aus ihrer Versunkenheit. Durch das grelle Ausmalen des Widerspruchs zwischen dem Ideal und dem gewöhnlichen, kalten Lauf der Welt, so wie durch die gewaltsame Magie des theatralischen Effectes wird Schiller der eigentliche Mittelpunct dieser Zeit, in welcher wir Deutsche zugleich an Fleck, Schröder und Iffland unsere gröſsten Schauspieler besitzen. Schiller's Dramen sind von dem Vf. mit vieler Liebe und Sorgfalt und dennoch ohne Uebertreibung, wie dieselbe bei Menzel vorherrscht, beurtheilt worden; wir halten diesen Abschnitt für den besten des ganzen Buches.

Mit Schiller beendigt der Vf. seine Geschichte der Poesie. Dies scheint uns in Vorlesungen, die deren neuere Zeit betreffen, doch etwas zu früh. Müssen wir ihm auch Recht geben, wenn er S. 242. meint, daſs erst spätere Generationen die neueren Dichter wahrhaft zu beurtheilen im Stande wären, so dürfte er doch Manchen zu eilig vorübergegangen sein, von denen jetzt schon ziemlich bestimmte Anschauungen möglich sind, wie Menzel, F. Horn, W. Müller, Tieck u. A. in ihren Urtheilen dies darthun. Novalis, Tieck, Jean Paul, die Schlegel als Dichter u. s. f. werden mit allgemeinen, ganz unausreichenden Prädicaten erwähnt. Bei der Neigung des Vfs. zur Komik, bei der Begeisterung für das Humoristische, die er überall offenbart, haben wir es besonders bedauert, daſs er sich an keine Entwicklung Jean Paul's und Tieck's gewagt hat. Uns scheint das letzte Moment der gegenwärtigen Epoche ziemlich bestimmt in eine *negative* und *positive* Richtung zu zerfallen, die eben, weil sie einander bedürfen, eine tiefere Einheit anstreben. Die negative Richtung ist am entschiedensten in der Schlegelschen Kritik hervorgetreten; mit ihr war eine reflectirende poetische Polemik verbunden; aus dieser Schule war Novalis der, welcher in seiner Sehnsucht den Uebergang zum *Po-*

sitiven barg. Dies selbst trat in zwiefacher Gestalt auf, als Anerkennung des positiven Geistes im *Geschichtlichen*; daraus ging die Tendenz zum Katholischen, wie bei Z. Werner; zum Fatalistischen, wie bei ihm, bei Müllner und Grillparzer; zum epischen Drama und zum historischen Roman, wie bei den Dichtern des Hohenstaufeschen Cyclus, wie bei Fouqué, bei Zschocke, bei W. Alexis u. s. w. hervor. Auf der anderen Seite stand die Berechtigung der Subjectivität mit der *Willkür* der Phantasie, des Witzes, der Ironie, des Humors. Der Mittelpunct jener objectiven Seite ist H. v. Kleist, der in diesen Blättern bereits eine weitläuftige Darstellung gefunden hat; der Mittelpunct der subjectiven Seite ist Jean Paul, der an Wildheit, aber auch an Kühnheit und Umfang alle anderen Humoristen, Benzel-Sternau u. s. w. übertraf. Der, in welchem die negative und positive Seite zur Harmonie verschmelzen, ist unstreitig Ludwig Tieck. Er ist die Momente, die wir eben mit wenigen Zügen andeuteten, mit frischer Kraft durchgangen; er hat ihre Einseitigkeiten getheilt, allein er ist in keiner festgewurzelt, sondern immer hat sein unerschöpflicher Genius ihn daraus errettet und zu immer neuen und höheren Gebilden fortgeführt. Er erscheint darum als der Reichste und Selbstständigste unter den lebenden Dichtern, der auch in der Dichtung unserer Gegenwart, in der *Novelle*, die Meisterschaft behauptet. Arnim, Brentano, Hoffmann, Steffens, Immermann u. A. schliefsen sich hieran an. — Nur Ein Zug unterscheidet die jüngsten Poeten von Tieck; er allein ist es, der das Werden einer andern Poesie ankündigt; dies ist die unmittelbare Theilnahme am *Politischen*. Diese kennt Tieck nicht; er hat wohl mannigfache Reflexionen über das Wesen von Staat und Kirche, aber die materielle Innigkeit für die Freiheit ihrer Gestaltung, wie sie bei Arndt, Rückert, Schenkendorf, Grabbe, Platen, Heine, Chamisso und Uhland erscheint, fehlt ihm.

Doch wir brechen hier ab. Wir wollten nur zeigen, dafs eine Fortführung der Gesch. unserer Poesie über die Begrenzung, welche der Vf. ihr giebt, möglich sein dürfte. — Blicken wir auf die vorliegenden Vorlesungen zurück, abstrahiren wir von dem gerügten Unzusammenhang und von der durch ihn hervorgelockten Unvollständigkeit, so ist daran der feste *ästhetische* Standpunct, wie er in der fünften Vorlesung über das Verhältnifs der Hellenischen Kunst zur Christlichen auseinandergelegt wird, nicht genug zu loben, weil die Behandlung der Geschichte unserer Poesie bisher gerade von dieser Seite so grofse Mängel zeigt. Jedes Scheinleben der Kunst, worin entweder nur die Reflexion des Gedankens ohne den Reiz einer entsprechenden äufseren Gestaltung, oder nur die Sinnlichkeit der Form ohne Verklärung durch geistige Fülle, wird in seiner Unangemessenheit zur Idee des Schönen schonungslos enthüllt. Die unverkennbare Aufrichtigkeit, welche dabei hervorleuchtet, nimmt sehr günstig für den Vf. ein und diese bedenkend, wollen wir ihm die Redseligkeit, in die er gern verfällt, zu Gute halten. Er wird es selbst einsehen, dafs Phrasen wie z. B. S. 83. von Goethe: „Da wollte der *Himmel* den Deutschen sichtbarlich wohl. Es erhob sich ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling u. s. f." in einer philosophischen Geschichtschreibung der Poesie, wofür wir doch die seinige nehmen müssen, völlig unangemessen sind.

Karl Rosenkranz.

XXIV.

Das Leben des Königl. Preufsischen Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, dargestellt von Johannes Voigt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1833. 8.

Wir empfangen hier von bewährter Hand den Lebensabrifs eines persönlich höchst achtungswerthen, im thätigen Berufe des Bürgers und Staatsdieners redlich bemühten, und in schwierigen Zeitumständen bedeutend gewordenen Mannes, der es allerdings verdient, dafs sein Namen auch in weiteren Kreisen, als die seines unmittelbaren Wirkens waren, ehrenvoll bekannt werde. Die kleine Schrift des Hrn. Prof. Voigt wird diesen Zweck um so sichrer erfüllen, als der Name des Verfs. ihr die beste litterarische Empfehlung ist, und diese durch den Inhalt sogleich vollkommen bestätigt wird. Diese Blätter sind mit frischer Wärme und ruhigem Bedacht geschrieben, und indem sie die persönlichen Züge deutlich genug ausdrücken, gehen sie zugleich auf sachreiche Erörterung eben so wichtiger als bisher noch wenig besprochener Gegenstände ein. Sie werden dadurch ein erwünschter Beitrag zur Aufklärung desjenigen Zeitraums unserer vaterländischen Geschichte, wo die Loose nicht nur dieser, sondern auch viel weiterer Entwicklungen, sich vorzugsweise

in dem alten Preufsen bereiteten, und von da mit entscheidender Wirkung in die allgemeinen Ereignisse übergingen.

In dieses Baltische Küstenland durch den Krieg von 1806. unerwartet zurückgeworfen, und noch geraume Zeit nach dem Frieden von Tilsit durch feindliche Macht dort eingeschränkt, walteten ungebeugt und kühn der Muth, die Geisteskraft und der Thateifer, welche dem Preufsischen Staate von jeher so nöthig als eigen waren, und die auch jetzt, nach der überraschenden Niederlage, sich aufrecht erhalten hatten. In diesem kaum noch geretteten äufsersten Landwinkel, hart an das Meer gedrängt, vom Feinde argwöhnisch bewacht, von Freunden aufgegeben, ganz auf sich allein verwiesen, arbeitete ein verjüngtes Leben aus der tiefsten Noth schon wieder zu glänzender Entfaltung sich hervor. Hier wurden die Waffen geschmiedet und die Anordnungen erdacht, durch welche das Verlorne wiedergewonnen und aus dem Zerstückelten ein neues Ganze hergestellt werden sollte. Von hier aus ergossen sich die bekräftigenden Gesinnungen in die noch vom Feinde bedrückten Landestheile, knüpften sich in die weiteste Ferne die Fäden vaterländischer Verbindung. In völlig neuer Gestalt kam die ganze Staatsführung von hier aus zu der spät befreiten Hauptstadt zurück. Und als nach wenigen Jahren die ersehnte Wendung der Geschicke begann, die Macht des Feindes auch für Preufsen wieder bekämpfbar wurde, war es abermals hier, zwischen Memel und Weichsel, dafs die entscheidende That vollbracht wurde, und, nicht ohne wirksamen Zutritt der örtlichen Kräfte, Bestand empfing.

Diese Vorgänge sind, der äufsern Gestalt und den folgenreichen Wirkungen nach, bisher nur im Groben und Ganzen bekannt und anerkannt; der innere Zusammenhang aber des wirklichen Geschehens, die Umstände und Einflüsse, welche dabei thätig waren, so wie der Antheil bestimmter Personen, mit Einem Worte alles, was die eigentliche Geschichtskenntnifs ausmacht, ist in Dunkel gehüllt geblieben, und es giebt neuerer Begebenheiten und Entwicklungen von gleichem Umfang und von gleicher Wichtigkeit kaum einen andern Abschnitt, von dem öffentlich so wenig gewufst würde, als von dem, was zwischen 1807. und 1813. im Baltischen Preufsen vorgegangen ist.

Die Ursachen einer solchen auffallenden Erscheinung lassen sich zum Theil wohl sagen; die neuen, dort in Preufsen anhebenden Geschichtsläufe schlossen sobald nicht ab; sie führten von grofsen zu immer gröfseren Begebenheiten in weite Ferne hin, wo die Mitte Europäischer Bewegung sie aufnahm, und wohin der allgemeine Antheil auch durch die Fülle der rückhaltlosen und raschen Nachrichten stets gerichtet blieb. Die Männer, welche in dem bezeichneten Zeitabschnitt in Preufsen thätig waren, blieben es gröfstentheils auch ferner, aber in andern Räumen und Wirksamkeiten, sie konnten wenig Mufse und kaum Neigung haben, aus der weiten Gegenwart in jene beengte Vergangenheit zurückzugehen, und diejenigen, welche denn doch aus der ihnen undankbar werdenden politischen Thätigkeit lieber ausschieden, mochten schwerlich dafür die noch mifslichere Arbeit des Mittheilens von Denkwürdigkeiten eintauschen. Vielem, was in der Hauptsache bekannt war, wollten die Unterrichteten wohl auch defshalb keine ausführlichere Oeffentlichkeit geben, weil die nachgefolgten Entwicklungen mit den anfänglichen Entwürfen und Richtungen nicht zu einem klaren und festen Bilde zu vereinigen waren; und insofern mag für die Enthüllung jener merkwürdigen Verhältnisse und Betreibungen der schickliche Augenblick allerdings noch nicht gekommen sein. Zu wünschen ist nur, dafs wegen dieses Umstandes nicht versäumt bleibe, wenigstens vorläufig zu sammeln und zu ordnen, was einst eine nicht mehr verfängliche, sondern nur lehrreiche Mittheilung für die Nachlebenden werden kann.

Was uns aber von solchem Stoffe jetzt durch die vorliegende Schrift dargeboten wird, ist ganz geeignet, die Aufmerksamkeit für jene Gegenstände noch zu rechter Zeit zu wecken, und den Berufenen zu mahnen, in der angedeuteten Richtung weiter zu gehen. Das Mitgetheilte ist auch schon an sich höchst dankenswerth, wenngleich daraus nicht grade schon unverändert festzuhaltende Aufschlüsse, sondern zunächst noch Zweifel und das Bedürfnifs weiterer Untersuchung sich ergeben sollten. Der nächste Zweck des Verfassers war ohnehin die Schilderung eines persönlichen Lebens, und von diesem Standpunkt aus bedingt sich der Blick, welcher den Umgebungen zugewendet wird.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 36.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Das Leben des Königl. Preussischen Staatsministers Friedrich Ferdinand Alexander Reichs-Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, dargestellt von Johannes Voigt.

(Schluss.)

Der Graf Alexander zu Dohna-Schlobitten ward geboren im Jahre 1771. auf dem Schlosse Finkenstein in Preussen. Sein Geschlecht, durch Alterthum, Güter, Einfluss und Staatsämter eines der angesehensten in der ganzen Provinz, genoss der höheren Auszeichnung eines altvererbten Edelsinns, würdiger Bildung und wahrer Frömmigkeit. Sein Vater war einer der tapfern Generale Friedrichs des Grossen, und der Waffenruhm des siebenjährigen Krieges prägte sich durch die frühsten Lebenseindrücke dem Jüngling ein, der jedoch die Laufbahn der Studien und des Civildienstes zu verfolgen bestimmt wurde. Redlich, kenntnissreich und geschickt, durchwandelte er mit Ehren die mannigfachen Stufen der Verwaltung, theils in Berlin, theils in dem neuerworbenen Polen, und fand sich endlich als Direktor der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Marienwerder mit grosser Befriedigung im Kreise der Heimath angestellt. Hier trafen ihn die Stürme des Krieges vom Jahre 1806. und er hatte Gelegenheit, den kräftigsten Eifer und die entschlossenste Treue für das Vaterland in mannigfacher und erfolgreicher Thätigkeit darzuthun. Gegen den Kaiser Napoleon persönlich, wie gegen Gefahr und Andrang jeder Art, wusste er seine Pflichtgesinnung und Würde festen Muthes zu behaupten. Noch während des Krieges wurde er zum Präsidenten, nach dem Frieden von Tilsit aber, als der Minister vom Stein sich zurückziehen musste, an dessen Statt zum Minister des Innern ernannt. Zwei Jahre lang nahm er als solcher an allen grossen Thätigkeiten, welche damals in Preussen betrieben wurden, eifrig Theil, zog sich aber wieder auf seine Güter zurück, als der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg an die Spitze der Geschäfte getreten war, und die Führung derselben ganz neu geordnet wurde. Die Ostpreussischen Landstände wählten ihn darauf zum Direktor der Landschaft, wodurch er zugleich Präsident des Ostpreussischen und Litthauischen Stände-Ausschusses wurde, und nun aufs neue die thätigste Wirksamkeit für die Provinz auszuüben hatte. Hier suchten ihn abermals die Weltereignisse auf, als das Jahr 1813. in Preussen den Schauplatz einer neuen Geschichtswendung wählte, und die Verhältnisse drangvoller und ausserordentlicher, als jemals vorher, sich gestalteten. Graf Dohna, nunmehr zum Civilgouverneur der Provinz Preussen ernannt, blieb in seiner neuen Stellung allen Gefahren und Schwierigkeiten stets gewachsen, und sein Muth und Eifer überstieg alle Hindernisse. Die Landwehr in Preussen kam zu Stande, und zwar, wie hier behauptet wird, lediglich durch ihn, allem heftigen Widerspruche zum Trotz, der am stärksten grade von der Seite erhoben worden sei, der man nachher allgemein die Ehre der Sache zugeschrieben habe. Nach dem Kriege trat er in das frühere Verhältniss eines General-Landschafts-Direktors zurück, bis im Jahre 1824. die neugegründeten Provinzialstände ihm als Abgeordneten des Ritterstandes auch in dieser Richtung eine belebtere Wirksamkeit eröffneten, worin er auf vier nacheinanderfolgenden Landtagen mit unverdrossener Liebe thätig war, bis er im Laufe des letzten, für welchen er zum Stellvertreter des Landtag-Marschalls ernannt worden war, am 21. März 1831. durch den Tod abgerufen wurde.

So nahe noch der Lebenszeit des Verstorbenen, und im noch frischen Eindruck des wohlerworbenen Ansehens und der trefflichen Persönlichkeit desselben, hat es freilich unser Verfasser nicht wohl vermeiden können, den gegebenen Umrissen eine Farbe der Trauer und der Klage mitzutheilen, und die biographische Darstellung an eine lobrednerische streifen zu lassen. Es

ist dies ein Erbfehler unsrer Zustände wie unsrer Neigungen, daſs wir unsre Helden, Gönner und Freunde, wenn wir öffentlich von ihnen reden, auch gar zu gern nach denjenigen Seiten hin, wo sie es nicht immer vertragen, zu äuſserst vollkommenen Wesen emporsteigern. So viele biographische Arbeiten sind dadurch ganz verdorben und unlesbar. Eine herrschende Stimmung von Gutmüthigkeit und ängstlicher Berücksichtigung will uns immerfort, auch wo wir selbst kaum dazu geneigt sein können, den Versuch des Rechtfertigens, des Entschuldigens, ja sogar, der Wahrheit entgegen, die Pflicht des Verschweigens aufnöthigen. Im gegenwärtigen Falle hat unstreitig, mehr als solche äuſserliche Forderung, der wahre Herzensantheil des Verfassers den lobrednerischen Anflug bewirkt, der über das Ganze hinzieht. Allein die Wahrheit wird deſshalb auf keine Weise beeinträchtigt. Der Verfasser, bei seiner sichtbaren Zuneigung, erdichtet nichts, und verhehlt nichts. Er giebt ein mildes, aber kein falsches Bild, und mit feiner Geschicklichkeit hat er die Züge so geordnet und angedeutet, daſs auch diejenigen, welche minder vortheilhaft erscheinen müssen, in ihrer Eigenheit nicht verloren gehen, und daſs der aufmerksame, sehenwollende Leser sich nirgends geblendet fühlt, sondern am Schlusse der glänzenden Schilderung doch nur einen gemäſsigten, bezeichnungsvollen Eindruck bekommen hat, worin sich alles auf das Richtige und Gehörige zurückgeführt findet.

Wenn der Verfasser gelegentlich einflieſsen läſst, Graf Dohna habe bei allem unermüdlichen Geistesstreben doch nur historisches Wissen und kein philosophisches erlangt; wenn bemerkt wird, gegen seine Geschäftsführung als Beamten habe man wohl dieses und jenes einwenden gekonnt; wenn ferner angedeutet wird, eigentlich schöpferische Ideen seien ihm nicht zu Gebot gewesen, und er habe stets Vorbilder und Beispiele für sein Handeln nöthig gehabt: so wird es nicht schwer sein, diese Schattirungen überall gehörig einzutragen, und dadurch erst den wahren Ausdruck eines Karakters zu gewinnen, der in den bloſsen Lichtseiten nicht einmal Haltung haben würde. So wird uns neben dem Lobe schöner Frömmigkeit auch keineswegs die Thatsache der Bornirtheit vorenthalten, zu welcher diese Richtung sich verirren konnte, indem sie z. B. die Juden von dem Dienste bei der Landwehr ausschlieſsen wollte, weil dieses ein ächtchristliches Institut sei; wobei man nur nicht abzusehen vermag, warum die Linienregimenter denn in Hinsicht des Christenthums weniger empfindlich sein sollten; in diesen aber haben Juden bekanntlich im Befreiungskriege mit ächtem Vaterlandseifer mitgekämpft, und zum Theil Offizierstellen und selbst das eiserne Kreuz erworben. Eben so wenig sind die salbungsvollen, mit Versen aus Paul Gerhards Liedern geschmückten Vorträge, welche Graf Dohna bei Eröffnung der Landtage zu halten pflegte, und deren einige hier angeführt werden, bei aller guten Meinung, die in ihnen athmet, und die wir in vollem Maſse anerkennen, als Proben eines politischen Redetalents aufzustellen, und wenn auch unser Verfasser sie zu rühmen geneigt scheint, so überläſst er doch, indem er die Sache selber mittheilt, sie ihrem eignen Gewicht, und giebt dem Sinne jedes Lesers anheim, was er nach eigner Prüfung davon halten könne. Dies ist eine richtige Unpartheilichkeit, und ein solches Verfahren immer empfehlenswerth, als das beste Gegenmittel der Ueberschätzung, zu welcher die persönliche Vorliebe so leicht hinreiſst.

Wir hätten jedoch diese Schattirungen, welche der Verfasser günstig zu vertheilen gewuſst, und deren Hervorhebung allerdings etwas Miſsliebiges zu haben scheint, hier nicht so ausdrücklich zusammengestellt, sondern lieber ganz unberührt gelassen, bedürfte es nicht für das Nachfolgende einer auch von diesen Seiten ergänzten Anschauung des verdienten Mannes, damit ihm nichts beigelegt werde, was ihm nicht gemäſs erscheint, und am wenigsten dann, wenn Andre deſshalb aus dem, was bisher in Aller Augen als ihr rechtmäſsiger Besitz gelten konnte, erst verdrängt werden sollen. Es handelt sich nämlich hier um die keineswegs gleichgültige, oder bloſs die Ehre der Personen angehende Frage, wer als der Stifter der Landwehr in Preuſsen zu betrachten sei, der General von Scharnhorst, wie man bisher allgemein für unbestritten hielt, oder, wie hier behauptet wird, der Graf Dohna? Wir werden diesen Gegenstand kürzlich untersuchen.

Bei dem Vordringen der Russen nach Preuſsen forderte der Freiherr vom Stein, damals Russischer Bevollmächtigter, und mit ihm der General von York, der für Preuſsen handelte, im Namen des Königes die Bewaffnung des ganzen Landes. „Es kam auf eine Form an, sagt unser Verf., in welcher die Landesbewaffnung vor sich gehen muſste. Da trat

Dohna als Stifter der Landwehr

auf und der große Gedanke der Volksbewaffnung wurde von ihm für Preußen ins Leben eingeführt. Weil Oesterreich nicht lange vorher eine Landwehr eingerichtet hatte, so schlug Dohna, immer geneigt, Vorbilder und Beispiele auf sich stark einwirken zu lassen, ohne die Einrichtung der Oesterreicher genau zu kennen, die Aufstellung einer Landwehr von 30,000 Mann und die Errichtung eines Landsturms als Reserve an Ort und Stelle vor." Man sieht schon aus diesen Worten, daſs die Sache bereits von anderen Seiten geboten, mit dem Namen Landwehr aber nichts als ein bloſser *Namen* vorgeschlagen war, dem sich gar keine bestimmte Vorstellung verknüpfte. „Es fehlte, wie der Verf. weiter erzählt, an der nöthigen Detailkenntniſs, wie eine solche Landwehr im Einzelnen zu organisiren, abzutheilen und einzurichten sei, und Dohna zog daher einen zufällig gegenwärtigen Freund, den Oberst von Clausewitz, — ehemals in Preuſsischen und nun in Russischen Kriegsdiensten — dabei zu Rathe, und arbeitete in Gemeinschaft mit diesem gebildeten und kenntniſsreichen Offizier den Landwehrplan vollständig aus, ein Plan, der nachher Vorbild für ganz Deutschland wurde, und durch den die ganze Politik Europa's auf einen anderen Standpunkt kam." Wir gestehen, daſs es nach dem Vorhergehenden uns nicht wenig schwer fallen würde, in der bezeichneten, gemeinschaftlichen Arbeit denjenigen Theil des Planes auszumitteln, den wir dabei vorzugsweise auf Rechnung des Grafen Dohna setzen sollen. Der Plan indeſs wurde, durch Graf Dohna's jüngeren Bruder in das Hoflager und Hauptquartier nach Breslau überbracht, wo derselbe aber das entsetzlichste Widerstreben fand, und dies gerade bei dem Manne, „von dem allgemein geglaubt und erst jüngst wieder behauptet worden ist, *daſs er zuerst die Idee einer allgemeinen Landwehr nach dem Beispiele Oesterreichs verbreitet habe.*" Die unterstrichenen Worte sind aus dem Aufsatz über Scharnhorst citirt, der unlängst in Ranke's historisch-politischer Zeitschrift mitgetheilt worden. „Mit dem General Scharnhorst nämlich — fährt der Verf. fort — hatte Graf Ludwig Dohna wegen des Landwehrplans anfangs die heftigsten Kämpfe zu bestehen. Da vorauszusehen ist, daſs Vielen die Behauptung sehr befremdend sein wird, so mag Folgendes zu ihrer Begründung und Rechtfertigung dienen."

Nun soll aus der Bildung und dem Lebenslaufe Scharnhorst's unwahrscheinlich gemacht werden, daſs die Idee der Landwehr in ihm habe entstehen können, es wird beigebracht, wie er das Volk und den gemeinen Soldaten früher wenig habe kennen gelernt, wie er dann von letztern die schlechteste Meinung bekommen, und den gemeinen Mann überhaupt nur in seiner Trennung vom Volke, durch allgemeine militairische Form, der Umbildung zum wahren Krieger fähig gehalten habe. Der Verf. fährt in diesem Sinne dann fort: „Es sprechen allerdings Zeugnisse dafür, daſs Scharnhorst schon im Jahre 1808. eine allgemeine Landesbewaffnung im Plane hatte und öfter auch zur Sprache brachte. Er wollte neben dem stehenden Heere zur Vertheidigung des Vaterlandes noch eine Reserve errichten, wie er es auch selbst nannte." Er habe jedoch, heiſst es ferner, unter der allgemeinen Volksbewaffnung immer nur ein Zuströmen des Volkes zu den Linientruppen oder jener Reserve verstanden, und in diesem Sinne auch dem entworfenen Plan, nach welchem die Provinz Preuſsen neben der vollständigen Linie noch eine besondere Landwehr zu errichten beschlossen habe, sich anfangs entschieden widersetzt. Daſs Scharnhorst also der *Sache* nicht entgegen war, bekennt der Verf. selbst, wiefern aber jene *Reserve* nicht, wohl aber diese *Landwehr* der Sache entsprochen habe, darüber möchte, so lange nicht beide Plane vorliegen, schwer zu streiten sein; nur bringen wir in Erinnerung, daſs Graf Dohna mit dem Namen Landwehr auch nur ganz allgemein die Sache wollte, aber mit dem aus Oesterreich vernommenen Worte keine bestimmte Form der Organisation zu verbinden wuſste, daſs diese erst durch Clausewitz hinzukam, und Scharnhorst also des Letztern Vorschläge bekämpft haben müsse. Nun war jedoch Clausewitz, was der Verf. unbeachtet läſst, Scharnhorst's vertrautester Schüler und Freund, ganz eingeweiht in dessen Ansichten und Entwürfe, und auf's innigste mit ihm einverstanden. Gerade Clausewitz aber ist es, der, anstatt sich selber die Ehre beizumessen, Scharnhorst für den Stifter der Landwehr erklärt, denn die oben angeführten Worte in Ranke's Zeitschrift, die unser Verf. bestreitet, sind ja, was er übersehen zu haben scheint, die eigenen Worte von Clausewitz! Dieser bekennt hiedurch genug, daſs sein dem Grafen Dohna gegebener Entwurf keinen Anspruch auf etwas Selbsteignes habe machen wollen, sondern im Wesentlichen nach den Ideen Scharnhorst's bearbeitet gewesen sei. Auch eine Verschiedenheit in der

Auffassung und Anwendung desselben Grundgedankens, die sich zwischen Clausewitz und Scharnhorst wohl annehmen liefse, würde ersterer, wenn *sie* der Gegenstand der erwähnten Kämpfe in Breslau gewesen wäre, doch irgendwie angedeutet haben. Er schweigt aber von jenen Kämpfen, die wir doch, den von unserm Vf. beigebrachten Briefstellen zufolge, nicht in Abrede stellen dürfen, und wir werden dadurch von selbst auf die Vermuthung geführt, dafs der Einspruch, zu welchem Scharnhorst sich bewogen fand, nicht die Grundzüge der militairischen Einrichtung überhaupt, sondern nur deren bestimmte Veranschlagung und Gestaltung in der Provinz Preufsen betroffen habe, welches sogar durch die angeführten Briefstellen bestätigt wird. In der That sind wir auch anderweitig längst berichtet, Scharnhorst sei in Betreff der Volksbewaffnung hauptsächlich gegen alles nach seiner Ansicht zu Oertliche und zu Provinzielle aufgetreten, was der Allgemeinheit und Gleichmäfsigkeit der Sache, worauf bei Kriegseinrichtungen soviel ankommt, Störung und Nachtheil gedroht habe.

Ferner wird zur Beantwortung der Frage, ob Scharnhorst je selbst einen Plan zur Errichtung einer Landwehr entworfen und mitgetheilt habe, als angeblich entscheidende Verneinung eine schriftliche Aeufserung des Grafen Dohna mitgetheilt, die aber in Wahrheit eine solche Verneinung gar nicht enthält, sondern nur die Versicherung, dafs in den Akten des ständischen Ausschusses durchaus kein solcher Plan von Scharnhorst sich vorfinde, und Graf Dohna mit Scharnhorst wohl mehrmals über den Gegenstand gesprochen habe, ihm aber nicht erinnerlich sei, dafs er einen schriftlichen Plan darüber in Händen gehabt! Dafs in den Akten eine Sache nicht vorkomme, beweist doch wahrlich noch nichts gegen diese, da jene überhaupt nur sehr lückenhafte Zeugnisse für die Geschichte abgeben und oft gerade die wichtigsten Anfänge, Verabredungen und Beschlüsse erst ganz fern von ihrem Ursprunge aufnehmen, wenn sie schon längst, und vielleicht unter ganz anderer Namensvertretung in die exoterische Bahn eines gewöhnlichen Geschäftslaufes übergegangen sind. Hier aber wird die Berufung dadurch vollends unerheblich, dafs nur von Akten eines ständischen Ausschusses der Provinz die Rede ist, mit welchem Scharnhorst gar keine Geschäftsverbindung hatte, und wo sich daher eine Schrift von ihm am wenigsten zu finden braucht.

Nach allem diesen wird wohl niemand mehr versucht sein, den Ruhm, Stifter der Preufsischen Landwehr heifsen zu dürfen, von Scharnhorst auf den Grafen Dohna zu übertragen. Bei Gegenständen solchen Umfangs und solcher Wirkung ist überhaupt das Verdienst des Schaffens nur selten vollständig auf einen Urheber zurückzuführen; der Gedanke, der Entwurf, die Autorität, die That, ja sogar die Wiederaufnahme und die Verbesserung, — alle diese Bestimmungen, die nach den mannichfachsten Verhältnissen sich vertheilen und vereinigen können, bedingen den verschiedenartigsten Antheil, der auch dadurch keinem Einzelnen verneint werden soll, dafs für die Gemeinschaft so vieler Glieder Ein Haupt erkannt und auf dieses der dem Ganzen gebührende Ruhm gelegt wird. Der Gedanke einer Volksbewaffnung war schon längst ein Gemeingut aller Welt, als Oesterreich im Jahre 1809 unter dem Namen Landwehr den ersten Versuch einer Ausführung im Grofsen machte, die alles Verdienst einer neuen Schöpfung hatte. Was Scharnhorst aber seit 1807 meinte, betrieb und ausführte, möge er es Reserve oder Landwehr genannt haben, im Wesentlichen war es stets dieselbe Sache, war die Einrichtung, welche in Oestreich inzwischen gelungen war, welche dann für Preufsen im Jahre 1813 mit so eigenthümlicher Energie sich gestaltete, und hier in kraftvoller Entwicklung noch fortbesteht. Dafs Scharnhorst die Sache erfunden, kann niemanden einfallen zu behaupten, wir wissen sogar zuverlässig, dafs der Graf Wilhelm zur Lippe, Scharnhorst's Lehrer im Kriegswesen, alle Formen der Volksbewaffnung scharfsinnig durchdacht, und in seinen Handschriften gerade diejenigen aufgestellt und empfohlen hat, die späterhin vorzugsweise in Preufsen zur Anwendung gekommen und bewährt geblieben sind. Darum aber wird Scharnhorst nicht weniger — und wenn er nicht, gewifs kein Anderer, — als Stifter der Preufsischen Landwehr zu nennen bleiben.

Schliefslich aber in Betreff des Grafen Dohna glauben wir, dafs er der unzweifelhaften Verdienste und Tugenden als Staatsmann, Bürger und Mensch genug besessen hat, um ihn an dem schönsten Ruhme nichts entbehren zu lassen, wenn ihm auch die Ehre, Urheber der Preufsischen Landwehr zu sein, nicht erstritten wird, sondern diese nach wie vor Scharnhorst verbleibt, von welchem sie nur auf seinen grofsen Lehrer zurückstrahlt. Dem Grafen Dohna dagegen wird niemand das auch in solcher Begränzung grofse Verdienst absprechen, die Volksbewaffnung in seiner Provinz mit Entschlossenheit, Eifer und Ausdauer betrieben zu haben, und an seiner bedeutenden Stelle den Ansprüchen der Zeitumstände und des Vaterlandes nirgends zurückgeblieben zu sein. Werther indefs noch wird er uns, wenn wir ihn in seinem redlichen, reinen und wohlthätigen Privatleben, in seinem gebildeten Umgang, in seiner ländlichen Einsamkeit und häuslichen Umgebung betrachten, wo zu dem vollständigsten Glück ihm nur die Gattin fehlte; diese jedoch blieb ihm versagt, denn eine frühe und treubewahrte Neigung zu einem durch Glauben und schon geknüpftes Eheband ihm hoffnungslos entrückten Frauenzimmer hielt in ihm jeden Wunsch einer andern Verbindung unterdrückt. Unserm Verfasser scheint dieser Umstand nicht bekannt geworden zu sein, sonst würde er solchen, als das einzige Romantische, das diesem übrigens ganz in den Gränzen und der Richtung gegebener Verhältnisse gleichförmig geführten Lebensgange begegnet ist, wohl nicht unerwähnt gelassen haben. —

K. A. Varnhagen v. Ense.

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

XXV.

Cabanis, Roman in sechs Büchern von W. Alexis. 6 Bde. 8. Berlin bei G. Finke. 1832.

Das Erkennen und die Darstellung der Weltbegebenheiten in ihrer Causalverbindung ist die grofse Aufgabe des Historikers und wie schwer ist schon diese zu lösen. Wieviel feine Fäden müssen aufgesucht, verfolgt, entwirrt und wieder verknüpft werden, um eine klare Darstellung zu schaffen von den Erscheinungen einer bedeutenden Geschichtsperiode. Und dennoch werden uns, wenn das Werk gelungen ist, nur die allgemeinsten, nur die öffentlichen Gestaltungen des Menschenlebens vor Augen gestellt. Freilich sehen wir ihn vor uns aufwachsen, den Baum der Geschichte vom ersten Keim bis zur völligen Entwickelung, bis er dasteht in der ganzen Kraft seines Stammes, in der Pracht seiner Blüthen und Blätter; dann wieder, wie er allmählig abnimmt, verdorrt und verschwindet. Die eigentliche geistige Kraft aber, die dieses Wunder erzeugt, bleibt uns fast immer unsichtbar. Sie liegt in dem Boden des Privat- und Familienlebens, und wie Antäus seine Kraft dem Erdboden entnimmt, den er berührt, so können auch die Helden der Geschichte nur aus dem Boden des Volks emporwachsen, dem sie angehören. Ihr Leben und ihre Thaten sind Blüthen und Blätter, welche die innere geistige Kraft dieses Bodens in ihnen emportreibt, und die herabfallend ihn wieder zu neuer kräftiger Vegetation befruchten und düngen. Wie aber die Geschichte solcherweise mitgelebt, mitempfunden und mitbereitet wird in Volksklassen, Familien und Einzelwesen, wie sie in individuellen Bildern in ihnen sich abspiegelt, dies beruht auf Eigenschaften und Wirkungen, die zu fein sind für die messenden und wägenden Forschungen des Historikers, zu unkörperlich für seine plastische Darstellung. Nur das Organ des Dichters vermag sie zu entdecken und zu behandeln, und da sie als Thatsachen in Wort und Schrift begränzt sich nirgend kundgeben, so muſs der Dichter solche Thatsachen theils den Ueberlieferungen und Volkssagen entnehmen, theils auch sie selbst erfinden, um an diesen ihr Dasein als vorhanden aufzuzeigen. Ist aber dieses geschehen, so ist ihre Wirklichkeit nicht minder deutlich und erkennbar, als die des historischen Faktums und der Geist vergangener Zeiten wird der Gegenwart verständlich in seinen geheimsten innersten Regungen. Dies ist die Aufgabe, die dem Dichter des historischen Romans gestellt ist. So hat sie der grofse Brittische Geschichtsdichter verstanden, so hat er sie nach den verschiedensten Richtungen hin in immer neuen Combinationen sich vorgelegt und fast immer befriedigend gelöst. Unter den Deutschen Schriftstellern, die nach einem so grofsen Vorbilde diese schwierige Laufbahn zu betreten wagten, hat keiner noch so wohlverdienten Preis errungen, als der Verf. des vorliegenden Romans. Sein erstes Werk in dieser Gattung war dergestalt im Sinn und Stil des berühmten Meisters gearbeitet, daſs es so lange für dessen eigene Schöpfung gelten konnte, als der Verf. die scherzhaft kühne Täuschung walten lieſs, ja daſs jener selbst der glücklichen Kühnheit die rühmlichste Anerkennung nicht versagen konnte. Sein zweites Werk in dieser Dichtungsart hatte sich nicht minderen Beifalls zu erfreuen. Hier aber liegt ein drittes umfassenderes vor uns, das unsere Aufmerksamkeit um so viel mehr in Anspruch nimmt, als der Gegenstand desselben unserer Liebe und Bewunderung in Zeit und Raume näher, ja so nahe liegt, daſs die Wahrheit und Tiefe der Darstellung durch Vergleichung mit unseren eigenen Wahrnehmungen, wenigstens mit den Erzählungen und Nachklängen, die in unsere Jugendzeit herübertönten, geprüft werden, und ihr Werth durch unmittelbare Mitempfindung sich geltend machen kann. Die Zeit Friedrichs des Grofsen und wie sein Volk in Gefühl und That

von seinem Geist durchdrungen, belebt und fortgebildet wurde, wird uns hier in einem ausgedehnten von mannigfachen Figuren und Gruppen erfüllten Gemälde vor Augen gestellt. Die Aufgabe erscheint als schwierig in vielfacher Beziehung, wenn man bedenkt, dafs diese Zeit, so reich auch an grofsen Thaten und mächtigen Wirkungen, dieses doch nur war durch die urkräftige Geistesmacht des Herrschers und also im Ganzen poetische Gefühle anzuregen wohl geeignet ist, in ihren einzelnen Elementen aber und besonders in ihren geselligen Verhältnissen wenig Stoff zur poetischen Gestaltung darbietet. Die unteren Klassen waren roh und durch die Natur des Bodens zu schwerer Arbeit verurtheilt; die mittleren in spiefsbürgerlicher Beschränkung fest- und von aller Mitwirkung am öffentlichen Leben ferngehalten; die höheren nach unerreichter Französischer Bildung hinstrebend und die dem Könige nach seiner Geistes- und Bildungsrichtung zunächst stehenden Personen ebenfalls dem fremden Volke angehörig, also nicht national; Alle aber mehr belebt und in Handlung gesetzt durch den Willen des Regenten, als durch innere Eigenthümlichkeit. Wahrlich, einen so sterilen Boden, so dürftige Elemente hat wohl selten ein Romandichter mit der poetischen Wünschelruthe berührt. Woher sollte der Verf. den Helden seiner Dichtung, woher die Figuren zu seinem Bilde nehmen? Dafs es ihm dennoch gelungen ist, einem so spröden und kalten Stoffe den poetischen Funken zu entlocken, und ein so glänzendes ächt volksthümliches Leben daran zu entzünden, ist ein Sieg, zu dem wir ihm aus vollem Herzen Glück wünschen. Sehr glücklich nimmt Hr. W. A. seinen Standpunkt, indem er dem Helden seinen Ursprung bei den Refügiés in der sogenannten Französischen Kolonie in Berlin anweist, so jedoch, dafs derselbe durch seinen Pflegevater auch mit dem Deutschen Bürgerstande in Verbindung tritt; indem er ihm ferner zur Zeit des Regierungsantritts Friedrichs des Grofsen ein neunjähriges Alter giebt, und endlich dadurch, dafs er ihn durch die spätere Enthüllung seiner Geburt dem Adel zugesellt, wodurch der Verf. sogleich eine Reihe der gröfsten Vortheile für seine Dichtung erndtet, und uns in den Stand setzt, die Zeit nach allen Richtungen hin zu überschauen und zu erkennen. Wie in allen monarchischen Staaten, so ist auch bei uns Preufsen, bei aller Verschiedenheit des Volkscharakters in den Provinzen, die eigentliche Physiognomie des Staats doch am deutlichsten in der Hauptstadt zu erkennen und man kann sagen, dafs wer Berlin nicht durchgelebt hat, von Preufsen wenig wissen wird. In der Physiognomie von Berlin aber war die, jetzt freilich in das allgemeine Leben weniger erkennbar übergegangene Französische Kolonie bis vor nicht allzulanger Zeit noch ein charakteristischer, im Portrait der Spreestadt unentbehrlicher Zug. Das eng zusammenhaltende, sich streng bewachende, vornehm abgesonderte und doch durch Höflichkeit entgegenkommende Benehmen dieser in gesellschaftlicher Bildung und äufserer Politur dem umgebenden Volke bedeutend vorangeschrittenen Klasse hat auf die innere und äufsere Gestaltung Berlins die gröfste Einwirkung gehabt, und das Leben derselben ist hier in seinen Berührungen mit dem ursprünglich Deutschen Stadt- und Familienleben vortrefflich dargestellt. Durch seinen Ursprung in dieser Kolonie ist nun der Held des Romans schon einer höheren Bildung überhaupt, dann aber dem auf der damaligen Bildungsstufe so einflufsreichen und dem Könige und seinen nächsten Umgebungen sich anschliefsenden Französischen Elemente bedeutend näher gerückt, und ihm eine weitere Bahn zum Leben und Handeln eröffnet. Da der Knabe Cabanis seinem vermeintlichen Stande nach zur Bürgerklasse gehört, so führt er natürlich einen nicht unbeträchtlichen Theil seines Lebens auf der Strafse, wodurch uns denn auf diese und ihre Bevölkerung, so wie auf die mit Recht berühmte Berliner Strafsenjugend und ihre genialen Unternehmungen ein freier Blick geöffnet wird. Auch die, wie damals alles Preufsische, gar strenge Kinderzucht ist in ihrer Erscheinung und ihren Wirkungen wohl geschildert. Die Strenge war von jeher ein Grundzug Preufsischer Nationalität und zeigte sich im Regiment und im Volke gleich stark, so dafs schwer zu sagen ist, in welchem von beiden sie eigentlich ihren Ursprung hatte. Gewifs aber ward sie durch Wechselwirkung beider verstärkt und befestigt und hatte in der Regierungsperiode Friedrich Wilhelms I. ihren Kulminationspunkt erreicht. Neben dieser Strenge und durch ihren Einflufs vermehrt zeigen sich dann drei andere Züge des Preufsischen National-Charakters, die je nach der Verschiedenheit der Naturen als Vorzüge oder Fehler, nämlich als Ehrgefühl, Festigkeit und Gewandtheit, oder als Stolz, Trotz und Pfiffigkeit sich offenbaren. Diese Preufsische, auf starren Moralprincipien gegründete, und jene coloniefranzösische, mehr auf

Ehrgefühl und Socialpolitik beruhende Strenge, werden hier in ihren Wirkungen auf das Familienleben gezeigt, und wie sich aus der unverständigen Anwendung derselben auf die Erziehung des jungen Cabanis und seines vermeintlichen Bruders Gottlieb die Charaktere beider und zwar in der oben angedeuteten Weise so ganz verschieden hervorbilden, wird in den mit psychologischem Sinn erfundenen Begebenheiten entwickelt. Dabei treten denn nun Figuren, Bilder und Scenen hervor, die durch ihre innere Wahrheit zwar jeden Leser anziehen, den älteren Bewohner Berlins aber zunächst als unmittelbar aus dem Leben gegriffen ansprechen müssen. Dafs den ersten der vorliegenden sechs Bände, und er ist nicht der kleinste, die Geschichte des Knabenalters unseres Cabanis ganz einnimmt, ist ein in der Romanenlitteratur vielleicht ungewöhnliches Beispiel, zugleich aber ein Beweis davon, dafs ächt künstlerische Behandlung für jeden Gegenstand die Theilnahme des Lesers zu gewinnen weifs. Zwar treten hier noch Kinder als Hauptfiguren in dem Gemälde auf, worin die Gestalt und die Verhältnisse unserer Vaterstadt so sicher und scharf umgränzt sich darstellen; gerade dadurch aber gewinnt dasselbe für uns bedeutend an anziehender Kraft, indem die Begebenheiten und Zustände in der eigenen Erzählung des Helden in der ganzen Frische und Naivetät wiedergegeben sind, mit welcher die tiefe Empfänglichkeit und scharfe Beobachtung des kindlichen Gemüths sie, unverlierbar für das Gedächtnifs und genau bis in das kleinste Detail, in sich aufzunehmen pflegt, wobei sich denn sogleich das Kunstwerk von seiner vortheilhaftesten Seite, nämlich von der psychologischen, darstellt. Der Charakter des Helden wird uns nicht nur in seiner Naturanlage, sondern auch in seiner Fortbildung durch nationale Erziehung und Umgebungen als ein Produkt der Nothwendigkeit gezeigt. Wenn derselbe dann späterhin durch die Entwickelung seines Familienverhältnisses in eine höhere Region emporgehoben wird, so erscheint uns sein Handeln um so mehr als ein nothwendiges und naturgemäfses, wobei wir dann zugleich in die Welt- und Kriegsbegebenheiten, in welche er als thätig einwirkend mit verwickelt wird, und in das damalige Leben der höheren Stände einen tieferen Einblick gewinnen. Am Ende des ersten Bandes sehen wir den heranwachsenden Knaben Cabanis der übel angewandten Strenge trotzend aus dem väterlichen Hause entweichen. Schon ist der erste Schlesische Krieg ausgebrochen, und der Knabe, verstimmt und verletzt durch innere und äufsere Einflüsse, fühlt einen Widerwillen gegen das Preufsische Wesen, gegen sein Vaterland, selbst gegen Friedrich, und eine Art romantisch-kindliche Begeisterung für Maria Theresia, die seinem Gefühl nach unritterlich Angegriffene. Der Zufall führt ihn seinem wirklichen Vater, dem Marquis von Cabanis, zu, der sich ihm jedoch noch nicht als Vater zu erkennen giebt, wiewohl er ihn als Sohn erzieht. Dieser geistreiche Sonderling, durch eine von Friedrich Wilhelm I. wegen seines Rücktrittes zur katholischen Religion erlittene persönliche Mifshandlung in der eigenen Meinung seiner Ehre beraubt und hierdurch unglücklich gemacht, mit dem bittersten Hafs gegen Preufsen und Friedrich erfüllt, und in die mannigfachen gegen die Person des Königs gesponnenen Intriguen und Machinationen verwickelt, weifs es einzuleiten, dafs sein, inzwischen in den Oesterreichischen Kriegsdienst getretener Sohn zum Werkzeug bei der kurz vor der Schlacht bei Hochkirch versuchten Gefangennehmung Friedrichs gebraucht werden soll. Der junge Cabanis aber, in welchem indessen das Gefühl der Vaterlandsliebe und die Begeisterung für Friedrich durch dessen Heldenthaten erweckt und auf's höchste gesteigert ist, und der deshalb schon mehrmals seinen Abschied aus den kaiserlichen Diensten nachgesucht, ja dieselben zuletzt förmlich gekündigt hat, warnt und rettet Friedrich aus der drohenden Gefahr, und geht zugleich zu den Preufsen über. In dieser Situation finden wir ihn nach einem Zwischenraum von achtzehn Jahren im zweiten Bande wieder, wo sich zugleich ein Liebesbündnifs zwischen ihm und einer jungen Gräfin anknüpft, die er am Schlufs des Romanes heirathet. Dieses durch die Ereignisse der Zeit vielfach durchkreuzte Liebesverhältnifs, die Thaten und rastlosen, aber lange vergeblichen Anstrengungen des jungen Mannes, sich die Anerkennung des Monarchen zu erwerben, bilden den epischen Faden, an welchem das Werk mit immer steigendem Interesse in lebhafter Handlung und in steter sehr kunstreicher Verknüpfung mit den bedeutendsten Ereignissen jener denkwürdigen Zeit, bis zu dem befriedigenden Schlusse fortgeführt wird. Scenen aus dem Hof- und Kriegs- wie aus dem Familienleben sind mit grofser Wahrheit und Lebendigkeit ohne Zwang und Unwahrscheinlichkeit eingewebt, und durch die dramatische Behandlungsweise des Dichters dergestalt

zur Anschauung gebracht, dafs wir überall den Ereignissen beizuwohnen glauben können. Unter der reichen Fülle der Schilderungen, die uns in dieser Weise zu Zuschauern machen, verdient die Darstellung des Ueberfalls bei Hochkirch, welche durch die ächt künstlerische Behandlung des mit gröfster Treue und Genauigkeit benutzten historischen Stoffes von ergreifender Wirkung ist, besondere Auszeichnung. Der Ueberfall des gräflichen Schlosses durch eine von Gottlieb, dem vermeinten Bruder des Helden, geführte Räuberbande, die Wiedererkennungsscene zwischen Gottlieb und Cabanis im dritten Bande, das Zusammentreffen des Letzteren mit dem Russischen General Tottleben, die Scenen in Berlin zur Zeit der Anwesenheit der Russen und Oesterreicher im vierten, die Rückkehr der Truppen nach dem Hubertsburger Friedensschlufs im sechsten Bande und viele andere Bilder jenes stürmisch bewegten Lebens, deren Eindruck durch ihre geschickt ausgeführte Verbindung mit dem Leben der handelnden Personen erhöht wird, sind nicht minder kräftig und anziehend. Diese Vorzüge, wodurch das vorliegende Werk den besten Leistungen dieser Gattung an die Seite tritt, sind hoch zu würdigen, doch hat hierin der Verf. auch andere mehr oder minder glückliche Nebenbuhler. Sein vorragendstes Verdienst aber besteht in der psychologischen Gestaltung und Entwickelung der Charaktere. Sein tiefer Blick in die inneren Regungen der Gemüthswelt, die glückliche Auffassung und Darstellung ihrer Erscheinungen eröffnen uns ein Schauspiel, das unsere Theilnahme auf eine höhere und feinere Weise beschäftigt, als jene glänzenden Schilderungen der bewegten Aufsenwelt. Dies Verdienst ist ein wirklich nationales, und hier ist mehr als Walter Scott. Dieser, der bei seinen Darstellungen von den geschichtlichen Studien ausging, schematisirt sich die Charaktere nach den Andeutungen der Geschichte, und wo er sie erfindet, dienen sie ihm nur zu Trägern, an welchen die allgemeine Gestalt und Farbe eines bestimmten Zeit- und Weltabschnittes zur Erscheinung gebracht wird. Sie sind gleichsam Personificationen allgemeiner Sitten- und Gesinnungszustände eines Volkes, und mehrentheils Figuren, wie es deren viele giebt. Ihre beifällige Wirkung beruht auf ihrer scharfen Ausprägung und leichten Erkennbarkeit. In der Darstellung menschlicher Gefühle verfällt W. Scott oft genug in gewöhnliche Sentimentalität. Unser Verf. hat seine Charaktere auf andere Weise gebildet, indem er sie an der innersten Wurzel auffafste, und dann ihre Gemüthsentwickelung, wie sie unter den gegebenen Umständen erfolgen mufste, durch alle Situationen ihres Lebens begleitete, wodurch sie sich denn nothwendig zu wahrhaft individuellen Gestalten ausbildeten. Unter den hier auftretenden Personen ist keine, die nicht auf solche Weise durch natürliche Wahrheit und psychologische Nothwendigkeit zur bestimmtesten Gestaltung gelangt, keine, die durch Uebertreibung verzerrt oder durch Unbedeutsamkeit lästig wäre, und es sind dem Verf. nicht nur die feineren und höheren geistigen Bildungen, wie Cabanis, Eugenie, Fräulein Amelie, sondern auch die einer niedrigeren Lebensstufe entnommenen Personen, wie Gottlieb, der Inspector Bohm, dann die schwächeren Charaktere, wie der Graf Meroni, der Kammerherr v. Kurz u. a. auch die Figuren aus der roheren und niedrigsten Volksklasse vortrefflich gelungen. Der alte Marquis v. Cabanis, ein Charakter, der bei seiner phantastischen Sonderbarkeit doch als naturwahr und dabei höchst ergötzlich erscheint, dürfte der einzige sein, bei welchem der Verf. sich in einzelnen Zügen zur Ueberladung hat verleiten lassen. Dagegen ist Fräulein Amelie, die naive raffinirte Realistin, eine ganz eigenthümlich interessante Gestalt. Selbst die Nebenpersonen, von denen bei aller Fülle und Mannigfaltigkeit keine als überflüssig erscheint, treten so weit als nöthig individualisirt und immer als ächte Repräsentanten ihrer Gattung hervor. Die übermäfsige Breite in der Schilderung äufserer Gegenstände und Beiwerke, die selbst in den berühmtesten neueren, vorzüglich Englischen Romanen dem Leser so lästig fällt, und sich selbst über Kleidung, Wohnung, Geräthschaften, Speisen u. dergl. weitschweifig ausdehnt, ist in diesem Romane glücklich vermieden; dagegen wendet der Verf., der darum keinesweges in ungeduldiger Hast von Begebenheit zu Begebenheit forteilt, die Mufse, die er dem Leser auf den Ruhepunkten der epischen Entwickelung zuwendet, mehr auf Gespräche zwischen den auftretenden Personen, die freilich zuweilen von grofser Ausdehnung sind.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 38.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Cabanis. Roman in sechs Büchern von W. Alexis.

(Schlufs.)

Dem gewöhnlichen Leser, der im Roman nur das Vergnügen der Spannung durch frappante Ereignisse und ungewöhnliche Verwickelungen aufsucht, könnte dieser dialogische Theil des Werkes allerdings etwas breit vorkommen. Wir unsererseits gestehen, dafs wir in eben diesen Regionen desselben den gröfsten Theil des darin enthaltenen Genusses gefunden haben, indem hier die Hauptpersonen die eigenthümlichen Richtungen ihres Gemüthslebens, wie sie durch Zeit und Verhältnisse sich gestalten und fortbilden, vor uns enthüllen, und das Belauschen solcher Mittheilungen ist eben der feinere Reiz der Romandichtung. Hier ist die eigentliche Werkstätte des Künstlers, worin das Kunstwerk sein inneres Leben empfängt, denn durch die Offenbarung der Gemüthswelt unterscheidet sich der Roman als das moderne Epos von dem antiken, in welchem das geistige Leben des Individuums vielmehr zurücktritt und die Verschiedenheit der Charaktere sich nur in ganz allgemeinen Gestaltungen äufsert, Handlung und Begebenheit aber den Grundstoff des Kunstwerks bilden. In der glücklichen Erfindung und kunstreichen Ausbildung jenes psychischen Grundstoffes nun erkennen wir das schönste Verdienst des vorliegenden Werkes. Was zunächst das Bild der Zeit und des Volkes betrifft, das uns hier entgegentritt, so finden wir Wahrheit und Würde auch hier vereint. Preufsischer Sinn und Preufsisches Volksleben treten in allen ihren Beziehungen als Elemente des Werkes frisch und ächt hervor; die durch die schwersten Lasten und Leiden nie unterdrückte, der gröfsten Opfer fähige, vertrauende Hingebung und Begeisterung des Volks für Friedrich, wie sie in Stadt und Feldlager sich bewährte, in lebendigen Bildern und Scenen zur Anschauung gebracht, zeigt sich in der Kraft überzeugender Wahrheit. Man wird es inne, wie in diesem Volke unter anscheinend prosaischen Formen, unter der dünnen Eisdecke kalter Reflexion und nüchterner Verständigkeit, ein tiefes und edles Gefühl still und beinah unbewufst fortlebt, das, wie es die spätere Geschichte bewiesen hat, wenn die Zeit es erweckt, nicht nur in helle Flammen der Begeisterung aufzulodern, sondern auch mit nachhaltiger Wärme ausdauernd zu beleben vermag. Das militairische Leben ist sowohl äufserlich, als in seinen Wirkungen auf Gemüth und Gesinnungen ebenfalls lebendig, im Ganzen auch zeitgemäfs aufgefafst und glücklich dargestellt, nur möchte man in die Charakterzeichnung der als bedeutendere mitwirkende Personen aufgeführten Offiziere etwas zuviel von der Bildung der heutigen Zeit hineingetragen finden, eine Bemerkung, die auch auf andere auftretende Hauptpersonen, besonders die weiblichen, auszudehnen, dabei aber wohl zu bedenken ist, dafs jeder Autor bei seinen Dichtungen unter der Potenz seiner eigenen Zeit steht, und, auch abgesehen von der unbewufsten Einwirkung ihres Geistes, um seine Mitwelt nicht abzustofsen, die strenge Wahrheit des Stoffes, der sich sonst zu roh darstellen würde, in die Form und Sinnesweise seiner Zeit herüberbilden mufs. Wir haben zunächst die, obgleich mit aller Freiheit und Bestimmtheit der Charakterzeichnung, doch mit grofser Besonnenheit und weiser Mäfsigung durchgeführte Art zu loben, wie die persönliche Erscheinung des grofsen Königs in manchen bedeutenden Situationen und in ihrer Einwirkung auf die Begebenheiten des Romans dargestellt wird. Diese gewaltige und eigenthümliche Persönlichkeit tritt ganz dem Bilde entsprechend auf, das in bestimmten und kräftigen Zügen durch die Geschichte fortlebt, und die Wahrheit der Darstellung hat in dieser Hinsicht eine scharfe Probe glänzend bestanden, indem sie, verglichen mit der gleichzeitig erschienenen trefflichen Geschichte Friedrichs des

Großen von Preußs, statt in dem hellen Lichte der Historie zu erbleichen, vielmehr darin ihre Bestätigung findet, und gleichsam den scharfen historischen Umriss durch die poetische Färbung dem Leben noch näher führt. So wird denn nicht minder lebendig auch Zieten, so wird Tottleben, und manche andere historische Person, auf anziehende Weise in die Handlung verflochten, so Ramler als episodische Erscheinung ergötzlich eingeführt. Ueberall sind die vorhandenen Ueberlieferungen so sorgfältig als glücklich benutzt, und finden wir sogar viele, wenn auch nur den ächten Söhnen Berlins bekannte Stadtverhältnisse und Anekdoten hineingezogen und als Beiwerke verwandt, so macht dies dem der Quelle näher Stehenden die Dichtung nur um so heimischer und lieber, während es für den Fremden ihren Reiz durch Reichthum und Wahrheit bedeutsamer Localbeziehungen erhöhen muſs.

Der Stil des Werkes ist mehr dem Stoffe nachgebend als ihn beherrschend, weniger durch epische Ruhe und Abründung, als durch Lebhaftigkeit, malerische Kraft und scharfe Bezeichnung anziehend und durch letztere Eigenschaften von guter Wirkung. Auch hierin zeigt sich deutlich die nationale Färbung. Zuweilen sind, wo es darauf ankommt, das locale Colorit recht genau zu treffen, ächt Berlinische Ausdrücke und Wendungen gebraucht, wie z. B. „Der kann was von (etwas davon) erzählen". — „Passen Sie acht"! — „Da ist gar kein Geheimniſs bei". — „Hätte (wäre) ich ihm doch noch begegnet". — „Den Taubenschlag hübsch mit (damit) ausschmücken", u. dgl. Solche Redewendungen finden sich jedoch nicht immer bloſs im Munde der handelnden Personen, sondern sind zuweilen wohl unwillkürlich auch in die Erzählung mit übergegangen, was vielleicht zu vermeiden, so wie überhaupt hin und wieder der Gebrauch der familiairen Redeweise etwas mehr zu beschränken gewesen sein möchte.

Der Verf. hat die Deutsche Litteratur, die nicht reich ist an ächt nationalen Romanen ersten Ranges, durch diese dichterische Belebung eines bedeutenden Zeitabschnittes der vaterländischen Geschichte mit einem ausgezeichneten Werke bereichert, das seiner Gesinnung und seinem Talente gleiche Ehre macht. Die allgemeine Anerkennung würde in Frankreich oder England unter gleichen Umständen verbürgt sein. In Deutschland, in Preuſsen, muſs solche gehofft und erwartet werden, weshalb wir denn lebhaft wünschen, daſs diese Anzeige das ihrige hierzu beitragen möge.

Wilhelm Neumann.

XXVI.

Essai sur les soulèvemens Jurassiques du Porrentruy. Description géognostique de la série jurassique et théorie orographique du soulèvement. Avec cinq planches. Par J. Thurmann. (Extraits des Mémoires de la société d'histoire naturelle de Strasbourg.) Paris, 1832. 84 S. 4.

Die Alpen und der Jura sind Gebirge, zu denen der Geolog unablässig sich hinwenden wird. Ihr Studium ist nie erschöpft; man wird an ihnen immer wieder Neues finden und Schwankendes gern prüfen. Von Scheuchzer in die verschiedenen Zweige der physikalischen Erdkunde erst recht eingeführt, wird dieses Welttheilgebirge insbesondere noch durch Saussure's Forschungen in jeder Zeit der Geschichte der Geologie auftreten. Den Arbeiten darüber in letzter Zeit von Ebel, Hugi, Merian, Thirria, Voltz u. s. w. treten nun des Verfs. Forschungen neu hinzu. Das von Merian (1829.) in den Abhandlungen der Schweizer Gesellschaft gegebene Profil vom Jura regte den Verf. auf seinen botanischen Wanderungen im Berner Jura zu vorliegender Arbeit über den Porrentruy *) an; er glaubte, daſs jenes Profil die wahre Lösung des Problems der Jurahebungen enthalte.

Der Gegenstand dieses Heftes ist die Juraformation, eine der mächtigsten und wichtigsten Abtheilungen von Gesteinsschichten unserer Planetenrinde und über unsern Weltheil weit verbreitet. Nach dem Juragebirge frühe schon benannt, ging ihre genauere Kenntniſs doch erst vor einigen Jahren von England aus, wo sie reich ist an hinlänglich von einander zu unterscheidenden Gebilden. Der geognostische Zusammenhang Südostenglands und Nordwestfrankreichs, nur durch

---

*) Der Porrentruy (ehemaliges Bisthum Basel, jetzt Leierbergische Aemter) bildet den mittlern Theil der Jurakette zwischen den Cantonen Basel, Solothurn, Neufchatel, Frankreich und dem ehemaligen Canton Bern.

den Canal getrennt, führte diese Kenntnifs natürlichen Weges durch Frankreich endlich dem Jura an seiner Nordwestgrenze (Voltz, Thirria) wieder zu, an dem man jetzt Aehnliches, fast noch mehr wahrnimmt.

Die Bekanntschaft mit Voltz, das Erscheinen von Thirria's Abhandlungen, worin dieselben Gebilde aus dem Dept. Haute-Saône beschrieben werden und die Benutzung des reichen Strafsburger Museums brachten des Verfs. Untersuchungen zur Reife. Im ersten Theil werden die Gebilde mit bündiger Gründlichkeit, methodisch beschrieben, wie Arten (*Species*), deren Begriff auf diese Weise wirklich selbst in der positiven Geologie sich hervorheben zu lassen scheint. Das Gebilde erhält seine Bezeichnung, es wird seine Synonymie aufgeführt, mineralogisch, auf die Natur des Gesteins und geognostisch auf Structur, Mächtigkeit und Zusammenhang, es werden seine Versteinerungen, Abänderungen und Uebergänge beschrieben. Die meiste Uebereinstimmung geht daraus mit den von Thirria beschriebenen Gebilden im Dept. Haute-Saône hervor; die der Cantone Basel, Aargau, Solothurn und Neufchatel sind ihnen sehr ähnlich.

Der Verf. hat die Eintheilung der Juraformation in die obere, mittlere und untere Etage beibehalten, den von Thirria in die obere gebrachten Astartenkalk in die mittlere verlegt, und die mittlere Etage in zwei Gruppen, deren gegenseitige Stellung gerechtfertigt wird, getheilt, in deren unterer einige neue Benennungen vorkommen. Die Versteinerungen sind gröfstentheils von Voltz bestimmt, manche sind neu und werden noch von letzterem beschrieben werden.

Um einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Juraformation im Juragebirge, wo man sie für so einförmig hielt, zu geben, mögen die einzelnen Gebilde folgen, welche der Verf. im Porrentruy antraf. Die obere Juraetagè bildet die Portlandgruppe, in der der Portlandstein und Kimmeridgethon vereinigt werden. Die mittlere Etage besteht aus der Gruppe des Coralrags (*groupe corallien*), die von oben nach unten im Astartenkalk (*calcaire à Astartes*), Nerineenkalk (*calcaire à Nérinées*), Coraloolit (*oolite corallienne*) und Coralkalk (*calcaire corallien*) zerfällt, und der Oxfordgruppe (*groupe oxfordien*), die in Chaillengestein (*terrain à Chailles, Calcareous-grit*) und Oxfordmergel (*marnes oxfordiennes, Oxford-clay, Kellowny-rock*) zerfällt. Der Mangel oder die grofse Seltenheit von *Gryphaea cymbium* und *G. dilatata* in letzterer Gruppe ist für den Jura merkwürdig. Die untere Juragruppe oder die Oolitengruppe besteht aus *Dalle nacrée* (*Cornbrash?*), rothem sandigem Kalk und Mergel (*Forest marble et Bradford-clay?*), Grofsoolit, Mergel mit *Ostrea acuminata* (Walkerde), Oolit (*oolite subcompacte*, Unteroolit), Eisenoolit (*oolite ferrugineuse*, Eisenregenstein) und Oberliassandstein (*grès superliasique, Marly-sandstone*), der in Lias übergeht. Darunter liegt Lias, von oben nach unten: schwärzliche bituminöse Mergel mit einigen Versteinerungen des Unteroolits und schon mit *Posidonia*, unten mit *Posidonien*-führendem bituminösem Schiefer wechselnd, und Gryphitenkalk, den eine bunte Mergelschicht mit dem Keuper verbindet. Der Keuper besteht aus wechselnden Schichten bunten Mergels mit Gyps oder Dolomit und verhärtetem Thon. Ein Thongyps scheint den Keuper mit dem Muschelkalk, der aber im Porrentruy nicht mehr wahrgenommen wird, zu verknüpfen. In anderen Thälern des Jura umschliefst nicht der Keuper, sondern der Muschelkalk die Gypse. Bei Bohrversuchen sand man in den Bergen des Porrentruy dolomitische Kalkschichten des Muschelkalkes mit Kiesel und Gyps, die bei 225 Meter noch nicht zu Ende waren. In den Cantonen Basel, Aargau und Solothurn ist der Muschelkalk sehr entwickelt, im Canton Neufchatel scheint er ganz zu fehlen und im südwestlichen Jura im Allgemeinen selten zu sein.

Die Juraformation liegt über Europa gröfstentheils mehr oder weniger horizontal; im Jura dagegen ist sie gehoben. Diese Hebungen hat der Verf. begonnen mit einer Genauigkeit zu studiren und darzulegen, wie bis jetzt nicht versucht war. Es war nöthig sich zuvor zu überzeugen, dafs der Berner Jura im mittleren Theil des Jura liegend und mit dem schon von Merian untersuchten Canton Basel verbunden, wahrscheinlich alle Phänomene der ganzen Kette, d. h. den mittlern Ausdruck dafür enthalte. Im zweiten Theil seiner Abhandlung (S. 40.) legt der Verf. die Theorie der Hebung dar. Sie ist unstreitig eine der wichtigsten und schönsten Folgen der Erhebungsansicht, der schon Steno (1667.) zugethan war, die an L. v. Buch ihren gründlichsten Verfechter fand und zuletzt von E. v. Beaumont hie und da etwas zu kühn, zur Bestimmung des relativen Entstehungsactes der Gebirgssyste-

me über den ganzen Erdball in Anwendung gebracht wurde. *)

Im Jura geschahen blofs Hebungen ohne eigentliche Ablösungen oder Verschüttungen. Der Verf. hebt genau das Allgemeine der Wirkung der hebenden Kraft auf ihren Widerstand heraus und unterscheidet die verschiedenen Fälle von Brüchen und Biegungen der Formen, welche daraus entstehen, so wie die Grenzen, bis zu denen das gehobene Gestein aufgebrochen ist. Die Portlandgruppe ist nicht in den gehobenen Ketten, sondern in den Ebenen vorhanden. Die Hebungen sind wenigstens im nordöstlichen Schweizer Jura nicht jünger als die Portlandgesteine (im südwestlichen Jura waren sie nach Beaumont viel später), welche sich nach der allgemeineren Hebung der Ketten im mittleren Jura abgesetzt haben. Diese Gesteine sind nur an einigen Stellen gehoben, was im Innern des Jura sogar an der Molasse wahrgenommen wird. Der Verf. nimmt vier Ordnungen von Hebungen an: 1) Hebungen, bei denen kein unter der Coralgruppe liegendes Gestein zum Aufbruch gelangte; 2) Hebungen, welche die ganze Oxford- und Oolitgruppe zum Aufbruch brachte; 3) Hebungen, welche den Lias und Keuper zum Aufbruch brachten und 4) Hebungen, welche den Muschelkalk zum Aufbruch brachten. Aufbrüche älterer Gesteine giebt es nicht. Den theoretischen Sätzen folgen beobachtete Beispiele, deren Formen in der Natur durch ideale Figuren erläutert werden, worin die Abänderungen vernachlässigt sind, welche bei der Entstehung unvermeidlich vor sich gehen müfsten, und welche auch die Tertiair- und Diluvialzeit später über sie brachten.

Diese Beachtung der Hebungen, oder vielmehr der Gebilde, bis zu welchen dabei Aufbrüche entstanden, ist unläugbar von grofser Wichtigkeit und gewinnt der Geologie eine neue Seite ab. Sie bereichert aber mehr die Lehre von den Bergformen, als dafs sie weiter als bisher in die Lehre des relativen Erhebungsalters von Gestein einführte. Man kann sagen, die Formation ist unabhängig von den Aufbrüchen; die Hebung war allgemein und gleichzeitig, die Aufbrüche jedoch drücken mehr die locale Wirkung dieser hebenden Kraft auf das gehobene Gestein aus und wurden von der Intensität der Kraft und der Mächtigkeit und Festigkeit der Gesteinsdecke bedingt. Wo die verschiedenen Gebilde in dünnen Lagen über einander liegen, da konnten bei gleicher Kraftintensität die Aufbrüche bis zu früher entstandenen Gebilden geschehen, als da, wo diese Lagen mächtiger sind; die locale Kraftintensität konnte dagegen auch bei gleichem Hebungsalter eine gröfsere Reihe dickerer Gebilde aufbrechen, während nicht weit davon der Aufbruch von weit weniger dünneren Gebilden geschah. Hiezu kann nun noch kommen, dafs an einer Stelle mehr, an der andern weniger Formationen sich überlagern, und dadurch die Aufbrüche in möglicherweise sehr verschiedenen Formationen bei gleichzeitiger Hebung veranlassen. Die Gebirgsphysiognomik aber wird durch des Verfs. Forschungen wissenschaftlich, ihr Einflufs auf die Lehre von den Bergformen, der Gebirgsstructur und der Gebirgsverhältnisse ist unverkennbar, ein gründlicheres Studium und eine richtigere Bezeichnung der Gebirge und ihrer einzelnen Theile wird daraus erwachsen, von der Landschaftsmalerei wird genauere Beachtung des Ausdrucks der Berggestalten zu verlangen sein, das Kartenwesen mufs an charakteristisch-plastischem Ausdruck in horizontaler Projection nothwendig gewinnen, dem Geologen aber wird es willkommen sein, von einem Gebirge schon aus der Ferne angedeutet zu bekommen, was es ihm erschliefsen werde. Die Form der Berge wird durch die Ordnung der Hebung oder wohl richtiger der Aufbrüche bedingt. Je mannigfaltiger die Gebilde der aufgebrochenen Rinde sind, um so complicirter ist die Physiognomie des Berges, um so zahlreicher sind die Nebenumstände, welche dabei auf die Ausbildung der Hügel und Kämme eines Gebirges mit einwirkten, und das Erkennen des ursprünglichen Zusammenhanges von Gebirgstheilen erschweren, den spätere horizontale Ueberlagerungen sogar gänzlich zu verdecken im Stande sind. Die Ursache der verschiedenen Berge und Kämme des Juragebirges läfst sich durch des Verfs. Methode wirklich entwickeln.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Ref. erlaubt sich in Betreff der neuesten, in Deutschland noch nicht weiter bekannten chronologischen Anordnung der Erhebungssysteme der Berge von E. de Beaumont, so wie anderer, darauf Bezug habender Untersuchungen, auf seine „*Palaeologica* zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe" (Frankfurt a. M. bei Schmerber 1832.) S. 263., hinzuweisen.

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Essai sur les soulèvemens Jurassiques du Porrentruy. Description géognostique de la série jurassique et théorie orographique du soulèvement. Avec cinq planches. Par J. Thurmann.

(Schlufs.)

Die Beispiele sind als vertikaler Durchschnitt und auch als horizontale Projection in Kartenmanier gegeben. Die Auseinandersetzungen beruhen auf der Annahme einfacher Hebung. In einem und demselben Gebirge können aber Hebungen zu verschiedenen Zeiten Statt gehabt haben, wodurch die Entwickelung der daraus hervorgehenden Formen um so schwieriger, aber gerade nicht unmöglich wird. Die verwickelten Fälle sind gewöhnlich nur Wiederholungen und Combinationen von einem Paar sehr einfacher Phänomene. Der Verf. zieht alle Fälle in Betracht, welche bei den verschiedenen Hebungsordnungen vorkommen und sucht sie besonders zu bezeichnen. Es ist zu bedauern, dafs die neuen Ausdrücke, welche dabei in Anwendung kommen, sich in der Französischen Sprache nicht so scharf und allgemein verständlich geben lassen; sie treten hauptsächlich nur in Bezug auf die Juraformation und das Juragebirge in Anwendung.

Die Gebirge zweiter Ordnung sind im mittlern System des Jura die häufigsten, sie setzen darin eine Menge ausgedehnter Ketten zusammen. Auch auf die Gebirgswasser und ihre Folgen und die Bewohnbarkeit eines Gebirges hat die Ordnung der Hebung Einflufs. Der Verf. beachtet auch den Zusammenhang zwischen der Berggestalt und der Vegetation, der in so fern wirklich besteht, als die Höhe, der Grad der Neigung der Gebirgsabfälle, die Beschaffenheit der Kämme, welche von ihnen umschlossen werden u. s. w. nothwendig gewisse Pflanzenarten mehr oder weniger begünstigen wird. Die verschiedenen Ordnungen gehen auch in einander über, so dafs die complicirtere von der weniger complicirten begleitet wird, und auch die verschiedenen Fälle einer und derselben Ordnung kommen beisammen vor. Die Querthäler, welche die Ketten der verschiedenen Ordnungen durchschneiden und dabei die Structur derselben im Profil entblöfsen, handelt der Verf. ebenfalls ab; sie sind dem Geologen, dem Botaniker und dem Maler von gleichem Interesse. Der Längenthäler wird auch gedacht (S. 71.). Die Breite der Basis eines Berges steht in directem Verhältnifs zu der Tiefe des Aufbruches (S. 70.), d. h. je tiefer letzterer heraufgefördert wurde, um so breiter ist die Basis des Berges, worin dieses Statt hatte. Die Höhen scheinen in kein ähnliches Verhältnifs gebracht werden zu können. Der Knoten, in dem sich zwei oder mehrere Systeme begegnen, ist fast immer eine Combination aus unregelmäfsigen Formen, und gewöhnlich von Aufbrüchen älteren Gesteins oder doch von geraderen Aufrichtungen begleitet.

Die dritte Ordnung ist deutlich im Durchschnitt des Mont Terrible zu sehen. Die Berge vierter Ordnung sind in den Cantonen Solothurn, Aargau u. s. w., d. h. im Nordostjura häufig, fehlen gänzlich in den Ketten des Porrentruy und des Cantons Neufchatel und erscheinen im übrigen grofsen südwestlichen Jurasystem selten. Der Vf. verspricht, in der Folge das Gesetz darzulegen, welches, von Westsüdwest nach Ostnordost gehend, die Anciennität der Aufbrüche im ganzen Jurasystem befolgt, und wornach die Erschütterungen im Jura keine Formation unter dem Muschelkalke zur Oberfläche geführt haben. In einem folgenden Hefte soll auch, auf Karten und allgemeine Durchschnitte des Jura gestützt, gezeigt werden, dafs die ganze Jurakette des Porrentruy wirklich so beschaffen ist, wie aus der systematischen Beschreibung der Hebungsformen hervorgeht, später soll dieselbe Theorie auf den Canton Neufchatel Anwendung finden und untersucht werden, wie weit sie

auf das ganze Jurasystem anzuwenden sei. Möchte der Vf. diese Fortsetzungen recht bald erscheinen lassen.

Den Schluſs machen belehrende Noten (S. 73—82.), die sich auch über den Pflanzenstand auf verschiedenen Gesteinen der Höhen und Thäler des Jura verbreiten. Aus den Ergänzungen ist einer vergleichenden Zusammenstellung der Gebilde der Juraformation von Calvados nach Herault's *tableau des terrains du dépt. du Calvados* (Caen 1832) und des Porrentruy zu gedenken, aus der viel Uebereinstimmendes beider Gegenden hervorgeht. Zuletzt ist eine Tabelle über die Juraformation im Porrentruy angehängt, worin auf die Mächtigkeit der einzelnen Gebilde und ihre charakteristischen Versteinerungen Rücksicht genommen ist; die ganze Mächtigkeit beläuft sich auf 230,000 Meter.

Wie Beaumont's Bestimmung der Erhebungsalter der Gebirge, so wird diese Gebirgszergliederung des Vfs. bis in die einzelnen Gipfel und Thälchen ein neuer erfolgreicher Schritt der Geologie unserer Tage sein, und das Relief der Erdrinde erst recht deutlich machen helfen.

Hermann v. Meyer.

XXVII.

Agrostologia Brasiliensis s. Descriptio Graminum in Imperio Brasiliae huc usque detectorum. Auct. C. G. Neesio ab Esenbeck. Stuttgart et Tubing. sumt. J. G. Cottae 1829. 8.

Genera et Species Asterearum rec. Ch. G. Nees ab Esenbeck. Vratislav. 1832. 8.

Ersteres Werk hat auch den Titel: *Flora Brasiliensis edid. C. F. Ph. de Martius Vol.* 2. *P.* 1. Hr. v. Martius hatte nämlich die Pflanzen, welche er von seiner Reise durch Brasilien mitgebracht, zur Beschreibung vertheilt, einige natürliche Ordnungen für sich behalten, andere Andern übergeben, und so die Gräser Hrn. Nees v. E. zu Bonn, jetzt zu Breslau. Sr. Durchl. der Prinz Maximilian von Neu-Wied hatte damit vereinigt, was er von seiner Reise nach Brasilien mitgebracht, und wir ebenfalls, was sich im Königl. Herbarium zu N. Schöneberg an Brasilianischen Gräsern befindet, meistens von dem für uns viel zu früh verstorbenen Reisenden, dem wackern Sello, gesammelt. Hätten H. Pohl und Mikan ebenfalls sich diesem Verein angeschlossen, so wäre, sonderbar genug, aus Deutschland, der Mitte des Europäischen festen Landes, eine möglichst vollständige Flora von Brasilien hervorgegangen. Aber Ref. hört, daſs auch dieses Werk aufhören wird, weil nach Cotta's Tode kein Verleger es, wie jener, übernehmen will. Das ist schlimm für die Wissenschaft, weil es zeigt, daſs man nicht viel Theil nimmt an der beschreibenden Naturgeschichte, welche doch überall vorangehen muſs, wenn man nicht auf einen hohlen Boden treten will. Wir wollen indessen hoffen, daſs die Sache sich ändern möge, und daſs diese Flora fortgesetzt wird, wie sie angefangen wurde. Werke, wie diese, lassen sich nur beurtheilen, wenn man sie eine Zeitlang gebraucht hat; ein Durchlesen ist nicht möglich und ein Durchblättern verleitet nur zum Absprechen nach der einen oder der andern Seite, und wirklich sind die meisten Recensionen botanischer Werke auf diese Weise entstanden. Ref. ist nicht in diesem Falle; er hat das vorliegende Werk gebraucht, und zwar anhaltend gebraucht, und kann darüber nur das Urtheil fällen, daſs es in Rücksicht der Genauigkeit der Beschreibungen und der kritischen Bestimmungen der Arten vortrefflich und in eigentlicher Bedeutung des Wortes ausgezeichnet ist. Man kann sich nicht genug über den Verf. wundern, der, wenn er in andern Schriften, wo er sich der Speculation überläſst, über die Thatsachen hinausgeht, zuweilen dahin schwebt, wie Atalanta über den Aehren, hier, wo es auf Zergliederung der Gegenstände ankommt, mit einer Schärfe und Genauigkeit die Aehren zerlegt, welche wenig zu wünschen übrig läſst. Mit einer gleichen umsichtlichen, scharfen Kritik hat er die Pflanzen zur Bestimmung der Arten verglichen und dazu viele Herbarien benutzt, deren er in der Vorrede erwähnt. Daſs eine Menge neuer Arten hier beschrieben ist, läſst sich erwarten, und wir können hinzufügen, sehr genau und treffend beschrieben. Nach der im Anhange beigefügten *Observatio geographica* von Martius beträgt die Zahl der neuen Arten für die Familie *Paniceae* allein 110, für alle übrigen 75 Arten. Von den bereits beschriebenen Arten hat der Vf. eine Diagnose gegeben, dann eine vollständige Synonymik, eine genaue Angabe der Standörter, oft auch noch eine *Observatio* beigefügt, wodurch die Art von andern verwandten unterschieden, oder irgend eine Merkwürdigkeit angegeben wird. Die Zahl der Gattungen ist weder zu sehr vermehrt noch vermindert worden; er hat z. B. die Gattung *Panicum* beinahe ganz in ihrem ersten Linneischen Umfange gelassen und nur *Oplismenus* und *Pennise-*

tum getrennt. Fast ist dieses zu wenig; ich sehe nicht ein, wie man auf diese Weise *Paspalus* von der Abtheilung *Digitaria* sondern will, denn dafs diese Gattung immer eine kleine Kelchklappe haben soll, wäre sie auch *minutissima*, oder wie man spafshaft genug sagt, *subnulla*, dient nicht zur Erkennung, weder natürlich noch künstlich. Uebrigens nimmt der Vf. *Thrasya*, *Trichachne* (so nennt er sehr gut *Acicarpa Ruddi*) *Stenotaphrium*, *Hymenachne*, *Gymnothrix* an, setzt auch noch zwei Gattungen für die Familie *Paniceae* hinzu: nämlich *Chaetium*, so genannt wegen der borstenförmigen Gestalt der einen Kelchklappe, und *Otachyrium*, wegen der mit einem Anhange (Ohr) versehenen einen Blumenklappe. Es ist sonderbar, dafs die Familie *Paniceae*, deren Auszeichnung doch nur in einer Verstümmelung besteht, zwischen den Wendezirkeln so häufig und in so mannigfaltigen Formen erscheint. Desto eigenthümlicher ist den warmen Gegenden die Familie *Olyreae*, nicht zahlreich an Arten, wovon der Vf. sechs Gattungen aufführt. In der vierten Familie *Saccharineae* macht Ref. auf die treffliche Theilung und Vertheilung der Gattung *Andropogon* in andere aufmerksam. Aus der Familie *Stipeae*, die doch auf keine Weise von der Familie *Agrostideae* getrennt werden kann — *Stipa* und *Calamagrostis* haben sogar einen zweifelhaften Gattungsbezirk — sind nur zwei Gattungen, aus der Familie *Agrostideae* sieben Gattungen aufgeführt. Die Familie *Chlorideae* ist reich an Gattungen und Arten, die Familie *Hordeaceae* desto ärmer an Arten, wenn man das Land mit unserer Zone vergleicht, und die Zahl wird noch geringer, wenn man die gebaueten, also nach Brasilien eingeführten abzieht. So ist auch die Familie *Festucaceae* arm an Arten in jenem Lande, die Gattung *Eragrostis* ausgenommen. *Leersia* und *Oryza* stehen auch hier allein in der Famlie *Oryzeae*. Die Familie *Bambuseae* ist der warmen Zone allein eigen. Ich habe im *Hort. botan. Berol.* P. 1. versucht, manche Gattungen zu charakterisiren, worauf der Vf. keine Rücksicht genommen hat, vielleicht weil er schon mit der Arbeit zu weit vorgerückt war, als er die meinige erhielt; ich will nur an *Festuca*, *Bromus*, *Eragrostis*, *Ceratochloa*, die keinesweges zu *Bromus* gehören kann, und an die Vertheilung von *Uniola* erinnern. Die verschiedene Form der *rachis* an *Festuca* und *Bromus* ist auffallend, bedeutend und natürlich. Die natürlichen Charaktere der Gattungen und Familien, welche in neuern Zeiten durch de Candolle's Werke fast allgemein geworden sind, hat auch der Vf. angenommen. Ich habe nichts dagegen, dafs man vorläufige Zusammenstellungen macht, und die Kennzeichen nach Umrissen zeichnet, aber das kann nicht immer so bleiben. Wenn ich die Kennzeichen zweier Gattungen oder Familien, oft in grofser Menge angegeben, mit einander vergleiche, und zuweilen nicht eines findet, was irgend eines in dem andern Charakter ausschliefst, so werde ich lebhaft daran erinnert, was jemand einst sagte: eine Pflanze nach dem System und der Beschreibung bestimmen, heifse eine Charade auflösen. Der Vf. könnte durch seine Genauigkeit und Scharfsinn viel zur Bestimmung jener Charaktere beitragen.

Ref. vereinigt hiermit die Anzeige des in der Ueberschrift genannten anderen Werkes von demselben Vf.: *Genera et Species Asterearum*.

Der Vf. hat schon seit langer Zeit an einem Werke über diese Pflanzenfamilie gearbeitet und bereits eine kurze Synopsis herausgegeben. Ehe nun das grofse versprochene Werk mit Abbildungen herauskommt, liefert der Vf. hier die Beschreibung der ihm bekannten Arten und Gattungen mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit und Kritik. Es kommt hier nicht sowohl darauf an, neue Arten zu beschreiben, — wir haben der Arten wahrlich genug — sondern die Arten, welche unsere Gärten überfüllen, gehörig zu bestimmen, und Art von Abart zu unterscheiden. Mit Herbarien allein ist nicht viel auszurichten; es ist eine lange Kultur nöthig, und diese hat der Vf. sorgfältig angewandt, wovon sich Ref. schon vor mehrern Jahren im Bonner Garten überzeugt hat. Es ist zweckmäfsig eine so grofse Gattung wie *Aster* so sehr zu vermindern und zu trennen, als möglich; der Verf. hat also die von Cassini, Kunth, Lessing und Andern gesonderten Gattungen angenommen, auch einige neue hinzugefügt, z. B. *Sericocarpus*, eine sehr glückliche Zusammenstellung, wozu *Conyza linifolia* und *asteroides Linn.* auch *trifoliata Walt.* gehören, ferner *Tripolium*, natürlich zusammengestellt, obgleich schwächer charakterisirt, als die vorige, u. a. m. nach einzelnen Arten bestimmt. Warum der Vf. die Cassinischen Ausdrücke *Clinanthium* und *Periclinium* angenommen hat, ist nicht einzusehen. Ersteres sollte Griechisch und nicht Französisch zusammengesetzt, *anthoclinium* heifsen, und ist unnütz, da *receptaculum* eben so gut ist. Statt des letztern nichts Be-

deutendes sagenden haben wir das bedeutende *peranthodium*. Cassini weifs sich etwas damit, dafs er eingesehen, die Blüthe der Syngenesisten sei nur genäherter Blüthenstand, Inflorescenz. Ohne dem Aegyptischen Priester beim Herodot nachahmen zu wollen, möchte man doch sagen: Ihr — — bleibt immer Kinder, ist denn das was sich des Morgens zu öffnen, des Abends zu schliefsen vermag, nur Inflorescenz? — Mit wahrer botanischer Sehnsucht sehen wir dem ausführlichen Werke des Vfs. über die Astereen entgegen.

Link.

XXVIII.

Commentar über den Brief Pauli an die Galater von L. J. Rückert. Leipzig 1833, *bei Köhler.*

Der Hr. Vf. ist durch seinen Commentar zum Briefe an die Römer als Exeget bereits vortheilhaft bekannt, und man darf erwarten, dafs er seine exegetischen Leistungen fernerhin noch vermehren wird. Vorliegenden Commentar erhielt Rec., als von ihm selbst eine Erklärung des Briefes an die Galater so eben gedruckt war, und es kann daher erst jetzt dasjenige berührt werden, was früher, wenn es möglich gewesen wäre, ausführlicher berücksichtigt sein würde. — Beide Commentare des Hrn. Vfs. zeugen von einer besonnenen, mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit vereinten Auslegung, obwohl sie zugleich in verschiedenen Beziehungen mancherlei Mängel haben. In der Vorrede zum Briefe an die Römer zählt der Hr. Vf. ausführlich die einzelnen Forderungen auf, welche an die Exegese zu machen seien, wobei er ganz unverhohlen den Grundsatz ausspricht, dafs der Exeget weder orthodox noch heterodox, weder Supernaturalist noch Rationalist, weder fromm noch gottlos, weder sittlich noch unsittlich, weder zart empfindend noch gefühllos sein dürfe (*p. IX.*). Zur Ehre des Hrn. Vfs. sei's indefs gesagt, dafs jenes geist- und seelenlose exegetische Nichts in ihm selbst noch nicht personificirt ist; denn in der Auslegung läfst er seine Grundsätze ganz ruhig zur Seite liegen und geht stets so zu Werke, wie er es gerade am angemessensten hält. Sollte es auch mit solchen abstracten Grundsätzen wirklich ernst gemeint sein, so müfste man der Sache von vorn herein absichtlich Gewalt anthun wollen, da die wahren objectiven Grundsätze sich in der Entwicklung dessen, was der Sache in jedem einzelnen Falle zum Grunde liegt, zeigen, so dafs die vorhergefafsten subjectiven Grundsätze entweder sach- und vernunftwidrig oder gänzlich überflüssig sind. Hauptsächlich verlangt aber der Hr. Vf. von dem Exegeten Unbefangenheit und beklagt sich deshalb oft bitter darüber, dafs von diesem oder jenem Ausleger in die Worte des Apostels das eigne System hineingetragen sei, da doch der Exeget gar kein System haben dürfe. Indefs auch mit dieser Forderung nimmt es der Hr. Vf., wenigstens in Bezug auf sich, so genau gerade nicht; denn er selbst hält sich zunächst im *theologischen* oder *dogmatischen* Gebiete auf *empirisch - psychologischem* Standpuncte, wo am allerwenigsten die verlangte Unbefangenheit anzutreffen ist. Mit hellem *psychologischem* Blicke durchschauet er in dem Apostel jede einzelne Falte des Herzens, kennt die verschiedenen Seiten und Richtungen des Gemüths durch und durch, weifs auf das genaueste wie das Innere gerade jetzt gestimmt ist und aus welcher Tonart es redet. Hierbei dient ihm die Erfahrung zum Mafsstabe, so dafs diejenigen Stimmungen oder Zustände, welche sich in besonderen Fällen bei diesem oder jenem aus der grofsen Menge *empirischer* Lebensmaschinen einstellen, auch dem Apostel zugeschrieben werden, und wohl gar mit der selbstgefälligen Versicherung, dafs nur der *psychologische* Hellseher den tiefen Sinn des Apostels zu durchdringen vermöge (Galat. p. 63. 108. 112. 118. 122. 125. 195. n. 196. 199. 213. 248.). Allein mitunter wird doch der *psychologische* Blick, die *empirische* Aussicht und Einsicht etwas trübe; alsdann scheint es dem Hrn. Vf. als ob der Apostel sehr dunkel und unklar rede, oder sich in ferne Abschweifungen begebe und Sinn und Zusammenhang ganz unbestimmt lasse, weshalb denn *Vieles* für unerklärlich ausgegeben, jedoch zum Ersatze dafür die Bemerkung hinzugefügt wird, dafs wenigstens die Schwierigkeiten sämmtlich aufgedeckt seien (p. 93. 110. 156. 228. 244. 253. 257. 277.). Zuvörderst mufs die Auslegung ganzer Stellen noch unberücksichtigt bleiben, um vorerst die Entwicklung einzelner schwieriger Begriffe beleuchten zu können. Nach dieser Seite hin bleibt sich aber der Hr. Vf. nicht konsequent, indem er einige Hauptbegriffe weitläuftig auseinandersetzt, andere dagegen im Wesentlichen unerörtert läfst, obwohl sie bald diese, bald jene Bedeutung bekommen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1833.

Commentar über den Brief an die Galater von L. J. Rückert.

(Schluſs.)

So wird z. B. der biblische Begriff von νόμος, υἱὸς τοῦ θεοῦ, ἀλήθεια, ἐκκλησία, βασιλεία τοῦ θεοῦ u. a. nirgends zusammenhängend entwickelt; dagegen über δικαιοσύνη wird in breiter Ausführlichkeit gesprochen, und über das Gesprochene nebenbei groſses Aufsehen gemacht (Röm. I, 17. p. 37 u. ff.). Am Schlusse der langen Erörterung heiſst es, daſs Gott nach der durch Christi Tod geschehenen Versöhnung „allen Menschen die δικαιοσύνη anbiete, ohne ihr eignes Verdienst, ohne allen Einfluſs des Gesetzes, oder seiner Erfüllung, folglich aus bloſser Gnade, rein umsonst, unter der einzigen Bedingung, dies erworbene Heil mit gläubigem Vertrauen anzunehmen, *so wie's ihnen dargeboten wird.* Demnach ist die δικαιοσύνη ein fertig daliegendes Gut oder Gnadengeschenk, welches Jedermann ohne weitere Vermittlung, auf Glauben sogleich annehmen kann; denn jenes „gläubige Vertrauen" kommt äuſserlich hinten nach, obgleich in allen den Stellen, welche der Hr. Vf. citirt, die πίστις als der nothwendige Vermittlungspunkt bezeichnet wird, durch welchen der Christ sich die in Gott begründete Gerechtigkeit (δικαιοσύνη τοῦ θεοῦ) einzig und allein zu eigen machen kann. Nach des Apostels Lehre bethätigt sich die segensreiche Kraft der göttlichen Gnade nur in dem Gläubigen, und deshalb muſs bei dem Begriffe der δικ. gleichsehr von Seiten des Menschen der Glaube als von Seiten Gottes die Gnade in ihrer beiderseitigen Nothwendigkeit hervorgehoben werden, so daſs der Mensch von Gott gerecht gemacht wird, indem er sich vermittelst des Glaubens zugleich selbst dazu erhebt. Jenes abstracte Resultat der ganzen Erörterung rührt vornehmlich daher, daſs, bei der unbedingten Willkür der göttlichen Gnade, unter der πίστις nur ein Vertrauen auf etwas, oder, wie es einmal unbestimmt heiſst, „ein Erfassen und Festhalten der Idee in der Person Christi" verstanden wird (Galat. p. 97. 116. u. a.). Eine solche Meinung ist jedoch einseitig, da die πίστις nicht bloſs ein äuſseres Annehmen des Dargebotenen und Vertrauen darauf, sondern zugleich dies in sich begreift, daſs der Christ von dem wahren und heiligen Wesen des Erlösers durchdrungen, von seinem Geiste im Denken, Wollen und Thun wirklich beseelt und geleitet werde; denn vermittelst des Glaubens soll Christus in ihm leben und er zum treuen Abbilde desselben werden (Gal. II, 20. IV, 19.). In ausführlicher Weise läſst sich der Hr. Vf. noch über die ἀγάπη aus, von welcher, nach einer langen geräuschvollen Vorrede, zuletzt gesagt wird, sie sei „die Bewegung des Glaubenden, der mit der einen Hand den Himmel — Gott in Christo — mit der andern die Erde — die gesammte Menschheit — zu umfassen strebt, oder die Flamme, die aus der Brust hinauf zum Himmel lodernd mit ihren Strahlen Alles um ihn her erleuchtet und erwärmt. Kurz die Liebe ist das Lebensprincip dessen, der im Glauben eine feste Haltung gewonnen hat (Galat. p. 235.). Hiergegen läſst sich nur wenig sagen; denn in dem ersten Luftgebilde ist der Inhalt zu sehr verflüchtigt, und in dem letzten Satze erhält man über den Begriff der ἀγάπη eben so wenig Aufschluſs, da ja auch die πίστις das Lebensprincip des Christen ausmachen soll. Am allerwenigsten erkennt man aber in jenen Worten einen *Paulinischen* Sinn, wie denn überhaupt in dieser Beziehung die Ausführung der trefflichen Vor- und Grundsätze des Hrn. Vfs. nicht selten vermiſst wird, worüber seine Vorstellung vom πνεῦμα den klarsten Beweis liefert. Eine vollständige Entwicklung, welche den Inhalt dieses Begriffs seinen wesentlichen Bestandtheilen nach zusammenbegriffe, findet man zwar nicht; aber mit besonderem Nachdrucke wird häufig die Behauptung hingestellt, daſs das πνεῦμα, wenn es nämlich in Bezug auf den Menschen steht, nicht etwa den göttlichen Geist selbst, sondern „den bessern Theil der

intelligiblen Natur, die höhere Geistigkeit der christlichen Bestrebungen" bedeute, auf welche der in sich ab- und verschlossene Geist Gottes als Urheber äufserlich einwirkt (Röm. p. 24. 26. 111. Galat. p. 122, 123. 188. 233. 252. 263. u. a.). Wie lassen sich mit einer solchen Behauptung Stellen, wie 1 Cor. II, 10. 12. III, 16. VII, 40. Röm. VIII, 9. 11. Eph. III, 16. u. v. a. vereinen? Was ist diese höhere Geistigkeit und der von ihr abgesonderte göttliche Geist anders, als ein eingebildetes abstractes Gedankending? Wo findet sich bei dem Apostel auch nur eine Andeutung, dafs der Mensch ein von dem göttlichen Geiste verschiedenes höheres geistiges Wesen habe, in welchem er die Wahrheit und Freiheit besitze? Giebt es etwa mehrere wahre Geister, von denen jeder für sich seine aparte Wahrheit hätte? Von dem Apostel wird der Mensch einerseits als ἄνθρωπος σαρκικός dargestellt, wie er der rein natürliche oder fleischliche, der gebrechliche und ohnmächtige, der irrige und sündige ist, und in enger Verbindung mit diesem σαρκικός als ἄνθρωπος ψυχικός, dessen irdisch-beschränktem Verstande die weltliche Afterweisheit angehört (1 Cor. II, 14. *cf.* Jac. III, 15.), endlich im Gegensatze gegen beide als ἄνθρωπος πνευματικός, wie er vom Geiste Gottes wahrhaft und wirklich beseelt, und eben hierdurch im Besitze der göttlichen Wahrheit und Freiheit ist. Soll nun hiervon jener höhere geistige Mensch, als zwischen Himmel und Erde schwebend, noch geschieden sein, so sucht man sein Dasein bei Paulus vergebens.

Dem *empirisch-psychologischen* Standpunkte, welchen der Hr. Vf. im Theologischen einnimmt, entspricht der *grammatisch-verständige*, auf welchem er im *philologischen* Gebiete steht; denn wie dort von den subjectiven Gefühlen oder eignen Zuständen, so wird hier von dem Verstande manches Fremdartige der Sache untergeschoben, und die wahre Beschaffenheit derselben nicht selten verkannt. Der Hr. Vf. hat im Griechischen gute Kenntnisse, ist mit der neutestamentl. Sprache und mit der Septuaginta bekannt, und weifs viele *grammatische* Regeln; aber eine zusammenhängende Anschauung des inneren geistigen Wesens und nothwendigen Baues der Sprache blickt nirgends durch, und da den guten Kenntnissen dieser Grund fehlt, so ist das Einzelne oft willkürlich, einseitig, ja selbst falsch. In den meisten Fällen sind es jedoch überlieferte fixe Behauptungen, von welchen der Hr. Vf. Gebrauch macht, ohne ihre Einseitigkeit zu erkennen. Hierher gehören z. B. die Versicherungen, dafs in den Ausdrücken εὐαγγέλιον θεοῦ, δικαιοσύνη θεοῦ, ἀλήθεια θεοῦ, πίστις Χριστοῦ und ähnlicher der Genitiv entweder *gen. subjecti* oder *objecti* sei, so dafs von dem Einen jedesmal das Andere ausgeschlossen wird. Allein hat denn das Evangelium, oder die Gerechtigkeit, oder die Wahrheit nicht ebensowohl in Gott den Grund und Ursprung, als zugleich den Gegenstand und wahren Inhalt? Ist Christus nicht gleichsehr der Urheber als der Gegenstand des Glaubens, und kann von ihm eine Offenbarung ausgehen, die über etwas Anderes, als über ihn selbst oder das in ihm offenbare göttliche Wesen Aufschlufs giebt? Man kann wohl mitunter das Eine etwas mehr als das Andere urgiren; allein sollte beides scharf von einander geschieden werden, so würde sicher, wie ja auch häufig der Fall ist, eine andere Construction gebraucht sein; wo aber dieses nicht geschehen, da hält man auch in Erklärung und Uebersetzung am besten den Genitiv fest, welcher, als Casus der Substanz, das Subjective und Objective noch unmittelbar in sich vereinigt. Die Trennung des Subjectiven und Objectiven geschieht erst im Accusativ, wo das Eine, als Vermitteltes, in bedingter Abhängigkeit dem Andern gegenüber steht, während im Dativ das Eine, obwohl auf das Andere bezogen, dennoch eben so frei und selbstständig als das Andere erscheint. In diesen drei Casus sind die Verhältnisse, in welchen ein Gegenstand zu dem anderen stehen kann, bereits unmittelbar enthalten, werden aber, wie sie zunächst im Räumlichen oder Zeitlichen sich bilden und darauf im Geistigen bestehen, durch Hinzufügung der Präpositionen genauer bezeichnet und nach ihren verschiedenen Seiten hin ausgeprägt. Die substanzielle Beziehung, in welcher der eine Gegenstand zu dem andern steht, indem er nämlich aus diesem andern seinen Ursprung und Inhalt hat, wird durch ἐκ, die vermittelnde Beziehung des Einen zum Andern durch εἰς, endlich die immanente Beziehung durch ἐν bezeichnet, und die vielen weiteren Modificationen, welche diese drei Grundverhältnisse noch in sich zulassen, werden durch die übrigen Präpositionen nach ihrer distincten Unterschiedenheit einzeln ausgedrückt. So wenig nun jene drei Casus mit einander verwechselt werden, eben so wenig die ihnen entsprechenden drei Präpositionen, obwohl ihre mannichfaltigen Bedeutungen mitunter einander berühren können. Es ist deshalb die Behauptung, dafs ἐν für εἰς stehe,

eben so falsch, als die andere, dafs ἐκ für ἐν stehen soll, und dennoch behauptet der Hr. Vf. sehr oft, dafs ἐν für εἰς gebraucht sei. Den sichersten Beweis dafür findet er in dem Gebrauche des ἐν bei καλεῖν (Galat. p. 15.); allein wenn bei καλεῖν der Zusatz ἐν εἰρήνῃ (1 Cor. VII, 15.), oder ἐν ἐλπίδι (Eph. IV, 4.), oder ἐν ἁγιασμῷ (1 Thes. IV, 7.) folgt, so ist ja hier das Beruhen keinesweges gedacht, wie es erst *hinzielt nach*, sondern wie es bereits *verwirklicht* ist oder sein soll *in* dem Frieden u. s. w. Weniger falsch, aber doch einseitig ist die Behauptung, dafs ἐν in Ausdrücken, wie ἐν Χριστῷ, oder ἐν πνεύματι, oder ἐν ἀληθείᾳ nur *instrumental* sei; denn in Bezeichnung des immanenten Verhältnisses fällt hier Mittel und Zweck zusammen, und kann denn anderseits Christus, oder der Geist, oder die Wahrheit je als blofses Mittel gefafst werden? Mit jenem Ausdrucke „*instrumental*" wird überhaupt grofser Mifsbrauch getrieben, da z. B. nicht blofs ἐκ (Galat. p. 95.), sondern sogar κατά *instrumental* sein soll (Röm. p. 78.). Das Erstere ist wiederum einseitig, das Letztere aber falsch; denn wenn es heifst, dafs der Mensch nicht gerecht werde ἐξ ἔργων νόμου (Gal. I, 16.), so ist doch wohl hiermit gesagt, dafs der *Ursprung* (welcher mehr als das Mittel umfafst) nicht in den Gesetzeswerken liege; wenn aber καθ᾿ ὑπομονὴν ἔργου ἀγαθοῦ steht (Röm. II, 7.), so kann dies unmöglich einen anderen Sinn haben, als: wie es der Beharrlichkeit entspricht, gemäfs der Beharrlichkeit des guten Werkes, also: in oder unter Beharrlichkeit im Gutesthun. Das *Instrumentale* kommt zu seinem vollem Rechte in διά *c. Gen.*, aber grade hier wird es von dem Hrn. Vf. verdrängt; denn διὰ γράμματος (Röm. II, 27. p. 108. u. 109.) erklärt er sprachwidrig: „ob du gleich das geschriebene Gesetz hast", wogegen es, bei richtigem Verständnisse der Worte, seine eigentliche Bedeutung beibehält (dich der du Uebertreter bist durch das geschriebene Gesetz, d. h. der du Kraft des geschriebenen Gesetzes als Uebertreter des Gesetzes dastehst, denn nur dem Gesetze gegenüber kann er Uebertreter des Gesetzes sein). Auch über διά *c. Acc.* ist er in Ungewifsheit, indem er nicht weifs, wie δι᾿ ἀσθένειαν (Gal. IV, 13.), welches er richtig: *unter Leibesschwäche* übersetzt, begründet werden soll; indefs διά drückt ja bekanntlich auch mit dem *Acc.* zuweilen die Dauer aus (z. B. διὰ νύκτα), und dadurch ist es hier gerechtfertigt. Am willkürlichsten geht er aber mit ἀπό um, welches bei τῶν δοκούντων (Gal. II, 6.) heifsen soll: „was anlangt", da dies in der Bedeutung: von Seiten, liege (p. 70.). Allein die Bedeutung: von Seiten, hat zunächst eine rein örtliche oder zeitliche Beziehung, mit welcher sich sodann der Ausgangs- Entstehungs- oder Begründungspunkt verknüpft; aber jenes: was anbelangt, liegt in ἀπό eben so wenig, als in ἐκ. Ueber den willkürlichen Gebrauch einiger anderer Präpositionen (z. B. des παρά und des ἐπί, welches *c. Gen.* Gal. III, 14. so viel als περί, *de*, heifsen soll, da es im Gegentheil hier, wie in ἐπὶ τριῶν oder ἐφ᾿ ἑαυτοῦ, den bestimmten quantitativen Umfang bezeichnet) mufs Rec. schweigen, um nur noch einige andere grammatische Punkte beleuchten zu können.

Wie mag der Hr. Vf. die Behauptung rechtfertigen, dafs μή allen Gattungen von Fragen vorgesetzt werde und deshalb nie zur Bestimmung des Sinnes einer Frage dienen könne (Röm. II, 3. p. 119.), da es doch in allen Stellen bei Paulus nur einen negativen Sinn in sich schliefst, und deshalb ganz richtig gebraucht ist? Auch bei anderen Fällen findet der Hr. Vf. in der Paulinischen Sprache oft Fehler, welche jedoch nicht in Wahrheit sondern nur auf *seinem* grammatischen Standpunkte als solche gelten können. Es soll z. B. der Artikel bei δυνάμενος (Gal. III, 21. p. 164.) nicht zu rechtfertigen sein, und dennoch sagt er selbst: ὁ δυνάμενος stehe für τοιοῦτος, οἷος δύνασθαι, oder ὅστις δυναθείη. Kann denn der Artikel irgendwo nothwendiger sein, als wo eine solche demonstrative Bezeichnung oder nähere Bestimmung statt findet? Auch der Artikel vor ταράσσοντες (Gal. I, 7. p. 18), wo gleichfalls die demonstrative Bezeichnung der Beschaffenheit (jener dort erwähnten τινές) ausgedrückt ist, macht dem Hrn. Vf. viel Schwierigkeit, und er kommt dabei auf den glücklichen Einfall, „dafs die spätere Gräcität den Unterschied der Partic. mit und ohne Artikel minder klar durchschauet habe" — welches in der That der kürzeste Ausweg ist! Allein mitunter scheint auch der Hr. Hf. den Artikel nicht so recht klar durchschauet zu haben; denn Gal. II, 5. (p. 69.) übersetzt er εἴκειν τῇ ὑποταγῇ: „nachgeben durch oder mit Unterwürfigkeit". Dies ist tautologisch, aber davon abgesehen, was soll hier der Artikel? Mufs es nicht vielmehr, mit demonstrativer Hinweisung auf das Jüdische Gesetz, heifsen: durch *die* Unterwerfung (nämlich nicht überhaupt, sondern grade unter das Jüdische Gesetz). Endlich mag hier die Ansicht des Hrn. Vfs. über den Aorist noch zur Sprache kommen, so ächt grammatisch sie auch zu sein scheint. Dieses Tempus soll nämlich nur den einmaligen Act, die geschehene und vergangene Thatsache bezeichnen, weshalb zu γνόντες τὸν θεόν (Röm. I, 21. p. 53.) die Bemerkung folgt: der Apostel nehme vielleicht an, „dafs einmal eine Zeit gewesen, wo die Menschheit Gott wirklich erkannt habe, und nur nachher von dieser Erkenntnifs zum Götzendienste abgefallen sei"; und zu τὴν σάρκα ἐσταύρωσαν (Gal. V, 24. p. 263.) wird bemerkt: „das σταυροῦν werde von Paulus, der den Christen, wie immer, ideal denke, als vollendet gedacht, nicht als ein erst zu erwartendes oder fortwährendes". Solche Aufschlüsse verdankt der Hr. Vf. nicht der Bibel, sondern *seiner* Grammatik, welcher man indefs nicht zu viel trauen darf; denn der Aorist bezeichnet vielmehr dasjenige, was in der allgemeinen Erfahrung, in der Natur der Sache, oder in dem Begriffe und der Bestimmung begründet ist, und kann deshalb, da er die Zeit überhaupt umfafst, sich ebensowohl auf die Gegenwart als auf die Vergangenheit, kurz auf alle drei Zeitdimensionen beziehen. Zum Belege hierfür mag man Stellen ansehen, wie *Hom. Il. III*, 33. (wo in dem angeführten Erfahrungssatze: wie der Wanderer erschrickt, wenn er eine Schlange sieht, der Aor. steht, obgleich an keinen bestimmten vergangenen Fall zu denken ist), oder *Xenoph. Anab. I*, 9, 25. (wo erzählt wird, dafs Cyrus einem Freunde Wein über-

schickt habe mit der Bitte, ihn auszutrinken — ἐκπιεῖν — worin, da es doch nicht heifst: ihn ausgetrunken zu haben, die Bestimmung des Weines angegeben wird.).

Es bleibt jetzt noch übrig, die *Auslegung*, wenigstens in einigen schwierigen Stellen, zu betrachten. Als *Exeget* steht aber der Hr. Vf. auf *historisch-kritischem* Standpunkte, indem er mit grofser Sorgfalt die verschiedenen Ansichten über eine Stelle anführt, sie in der Regel genau prüft, und zuletzt einer beistimmt, oder wenn er vielleicht etwas Eigenes darreicht, so geschieht dies nie ohne die lauteste Anzeige, dafs ihn *sein eignes* Nachdenken darauf geführt habe (Galat. p. 76. u. 77. 234. 240. 278. u. a. a. O.). Allein in dem Resultate, welches sich aus der Betrachtung fremder Ansichten oder aus dem eigenen Nachdenken ergiebt, erkennt man nicht immer dasjenige wieder, was nach der Bedeutung und Construction der Texteswörte, und nach dem Sinne und Zusammenhange des Ganzen der Apostel gedacht und gesagt hat, sondern statt dessen sieht man oft nur das *Eigene* des Hrn. Vfs., wie in der *empirischen Psychologie* und *Grammatik*. Er stimmt z. B. mit überflüssigem Wortgepränge Cap. I, 7. (p. 17.) denen bei, welche den Satz ὃ οὐκ ἔστιν ἄλλο nicht auf das unmittelbar vorhergehende εὐαγγέλιον, sondern auf das entfernte μετατίθεσθε beziehen, in dem Sinne: womit (nämlich mit dem Abfalle) es keine andere Bewandnifs hat u. s. w. Da jedoch hiernach die Art und Weise, wie sie abgefallen sind, bezeichnet werden soll, so mufste statt ἄλλο nothwendig ἄλλῳ τινὶ τρόπῳ und statt ἔστι auch wohl ἐγένετο stehen, oder es hätte der Apostel wie 1 Tim. V, 25. die Redensart ἄλλως ἔχειν gebrauchen müssen. Aufserdem war aber in dem Folgenden eine bestimmte Bezeichnung der Bewandnifs zu erwarten; allein statt dessen deutet der Apostel auf das wahrheitswidrige Treiben der Irrlehrer hin, und sagt sodann, dafs selbst ein Engel vom Himmel kein Evangelium, welches dem von ihm verkündigten entgegengesetzt sei, lehren könne, woraus doch auf das deutlichste hervorgeht, dafs er den Wahn, es gebe aufser dem von ihm verkündigten noch ein anderes wahres Evangelium, vertilgen will. Bei der schwierigen Stelle Cap. II, 2. u. 3. gesteht der Hr. Vf. ein, dafs in den Worten μήπως εἰς κενὸν τρέχω ἢ ἔδραμον, wenn sie nach der gewöhnlichen Auffassung als Absichtssatz genommen werden, der Indic. ἔδραμον anstöfsig sei, und dennoch behält er selbst den Absichtssatz bei, obwohl man, abgesehen von dem grammatisch Falschen, erst auf den fernsten Unwegen zu einem Sinne kommt. Den eigentlichen Sinn der Worte hier darzulegen und zu begründen, würde zu weitläuftig sein. — Mit den gröfsten Schwierigkeiten kämpft der Hr. Vf. Cap. II, 17. (εἰ δὲ ζητοῦντες δικαιωθῆναι ἐν Χριστῷ εὑρέθημεν καὶ αὐτοὶ ἁμαρτωλοί, ἄρα Χριστὸς ἁμαρτίας διάκονος), und nach weitschichtigen Verhandlungen, welche insgesammt widersinnig ausfallen, fällt ihm zuletzt noch dieser Sinn ein: „Wenn wir, obwohl wir durch Christum Gnade bei Gott suchen, dennoch zu sündigen fortfahren — *ist Christus* ein Sündendiener? d. h. meint Ihr, dafs Christus dann an uns Gefallen, gröfseres Gefallen als an den Heiden finden, und so uns in unserer Sünde stärken und fördern werde"? In dieser Erklärung mufs das Unrichtige, Willkürliche und Gezwungene gleichsehr auffallen. Wie nothwendig war hier bei dem direct entgegengesetzten „obwohl" und „dennoch" ein καίπερ und ὅμως? wie kann man ferner in εὑρίσκεσθαι ohne weiteres jenes „fortfahren" hineinschieben? wie läfst sich aus ἁμαρτίας διάκονος der hineingezwungene Sinn rechtfertigen? und wie soll man diesen Vers auf natürliche Weise mit dem Ganzen in Zusammenhang bringen? Der Apostel kämpft, in der festen Ueberzeugung, dafs der Mensch einzig und allein aus dem Glauben oder in Christo gerecht werde, gegen diejenigen, welche, um nicht Uebertreter zu sein, neben dem Evangelio noch die Gesetzeswerke für nothwendig halten, und sagt nun: wenn wir, indem wir in Christo gerecht zu werden streben, grade selbst als Sünder erfunden werden (also: wenn wir in unserem Streben, nicht aus den Gesetzeswerken, sondern in Christo gerecht zu werden, noch selbst als Sünder erscheinen), so ist also Christus ein Sündendiener? nämlich da er das Gesetz aufgehoben hat, und einzig und allein jenes Streben von uns fordert. — Etwas Ungewöhnliches weifs der Hr. Vf. noch dadurch in seine Auslegung zu bringen, dafs er mitunter, während manche schwierige Stelle (auch III, 20.) ohne Resultat bleibt, durch einzelne Worte auf wichtige Entdeckungen geführt wird, welche nicht leicht ein anderer Ausleger gemacht haben würde. So hat er (p. 21.), um nur Einiges herauszuheben, ausfindig gemacht, dafs der Apostel, weil er alle Autorität verachtet habe, eigentlich ein *ächter Rationalist* gewesen sei. War denn nicht Christus dem Apostel die höchste Autorität? Wäre dies bei den Rationalisten der Fall, so liefse sich eine Vergleichung derselben mit dem Apostel wohl entschuldigen. Eine andere Entdeckung, dafs nämlich die ἀσθένεια, welche IV, 13. erwähnt wird, auf ein *Augenübel* hindeute, wird p. 205. mitgetheilt. Da nämlich der Apostel IV, 15. zu den Worten, dafs die Galater aus lauter Liebe ihm ihre eignen Augen würden gegeben haben, noch hinzusetze: εἰ δυνατόν, so gehe hieraus hervor, dafs auf seiner Seite das *Bedürfnifs* und auf Seiten der Galater der *Wunsch* gewesen sei, dessen Ausführung jedoch die *Unmöglichkeit* verhindert habe. Demnach ist wohl aus den Worten: Du würdest mich in den Himmel heben, wenn es möglich wäre, zu folgern, dafs auf meiner Seite wirklich das *Bedürfnifs*, auf der Seite des Andern wirklich der *Wunsch* vorhanden ist? — Ein weiteres Eingehen in Einzelheiten ist um so weniger nöthig, da Vieles von dem, was in grammatischer und exegetischer Hinsicht Anstofs erregt, bereits gegen Winer beleuchtet ist.

S. Matthies.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

März 1833.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1833.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Göttingen.
Aschbach, in Frankfurt a. M.
Bach, in Breslau.
v. Baer, in Königsberg.
*Bartels.
Barthold, in Greifswald.
F. Benary.
A. Benary.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy, in Halle.
Beseler, in Kiel.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Blume, in Lübeck.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
Bonnell.
*Bopp.
Capellmann, in Düsseldorf.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
Damerow, in Greifswald.
Daub, in Heidelberg.
Diez, in Bonn.
*Dirichlet.
Dirksen.
Dove.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellendt, in Königsberg in Pr.
Encke.
Ewald, in Göttingen.
Falck, in Kiel.
v. Felgermann.
Förstemann, in Halle.
Fr. Förster.
Franz, in Griechenland.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
Goldfuſs, in Bonn.
Göschel, in Naumburg.
Göttling, in Jena.
Graff.
v. Griesheim.
Grunert, in Brandenburg.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hiecke, in Zeitz.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswald.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm v. Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Lübeck.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Ideler.
Kaufmann, in Bonn.
Keferstein, in Halle.
Kleine, in Duisburg.
Klöden.
Kosegarten, in Greifswald.
Krüger, in Quedlinburg.
Kufahl.
Lappenberg, in Hamburg.
v. Ledebur.
Lehnerdt, in Königsberg in Pr.
Leo, in Halle.
Leupold, in Erlangen.
*Link.
Lisch, in Schwerin.
Lobeck, in Königsberg in Pr.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Matthäi, in Göttingen.
Matthies, in Greifswald.
Mayer, in Bonn.
Meinecke, in Prenzlau.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
H. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kiel.
Mittermaier, in Heidelberg.
Mohnike, in Stralsund.
Moser, in Königsberg in Pr.
v. Müffling, in Münster.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller.
Münch, in Stuttgart.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees v. Esenbeck, in Breslau.
Neue, in Dorpat.
W. Neumann.
C. F. Neumann.
Niethammer, in München.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Otto, in Breslau.
Panofka, in Rom.
Pelt, in Greifswald.
Petersen, in Kreuznach.
v. Pfuel, in Neufchatel.
Plaſs, in Verden.
Pohl, in Breslau.
Poley.
Pott.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
Reinganum.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
v. Rommel, in Kassel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rötscher, in Bromberg.
Fr. Rückert, in Erlangen
Rühle v. Lilienstern.
v. Rumohr.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz, in Wien.
v. Scharnhorst, in Magdeburg.
Schmidt, in Erfurt.
Schmidt, in Bielefeld.
Schnitzler, in Straſsburg.
Schömann, in Greifswald.
Schott.
Schön, in Breslau.
Schubert, in Königsberg in Pr.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Schwenk, in Frankfurt a. M.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Steffens.
Stern, in Göttingen.
Strauſs, in Tübingen.
Streckfuſs.
*Toelken.
Trendelenburg, in Frkf. a. M.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
*Varnhagen v. Ense.
Vatke.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Wachsmuth, in Leipzig.
Ad. Wagner, in Leipzig.
Walter.
Weber, in Bremen.
Weber, in Halle.
Weber, in Neustrelitz.
Weiſse, in Leipzig.
Wendt, in Göttingen.
Wendt, in Posen.
Wiegmann.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
*Zumpt.

Inhalt des März-Heftes.

Literarische Anzeigen.

der Christen. (Fortsetzung.) Das Pfingstfest. IV. Kalender-Bestimmmungen. (Fortsetzung.) Zehnjährige Uebersicht der beweglichen Feste. V. Das Menschenleben. VI. Feuer auf der englischen Goelette die sechs Schwestern. VII. Ueber Kinderhirten. Ein Vorschlag für alle Landbewohner, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt. VIII. Das Bett im Sommer. IX. Der Vater im Schnee. (Erzählung von W. Alexis.) X. Das Vater Unser. (Mit Musik.) XI. Gerechtigkeitsliebe. XII. Die Höhle des Tigers. XIII. Leben und Begebenheiten einer Fahnenträgernonne. XIV. Würdige Jahresschlußfeier eines braven Gutsherrn. XV. Classification der Conversationstöne. XVI. Wiegenlied, mit Melodie von C. M. v. Weber. XVII. Der kluge Hund. XVIII. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. (Fortsetzung.) A. Die Edlern, Bessern, Vernünftigern. I. Wohlthätige Stiftungen. 1. Der Bürgerrettungsverein in Magdeburg. 2. Pischels Erziehungsanstalt für arme Kinder. 3. Anstalt zur sichern Aufbewahrung kleiner Kinder und zum Schutze vor Verwahrlosung. 4. Zwei brave Testatoren. II. Lebensrettungen, — Muth und Entschlossenheit in Gefahren. 1. Zwei wackere Lebensretter. 2. Die braven Lebensretter in Hittdorf. 3. Der muthige Retter in Tyrol. B. Die Schlechteren, weniger Vernünftigen. I. Mörder. 1. In Frankreich. 2. Der Mörder seiner Frau. 3. Ein vierfacher Mord. 4. Die Mörderin ihres Mannes. 5. Der unnatürliche Vater. 6. Zwei Mörder im Hannoverschen. 7. Ein Raubmord im Nassauischen. 8. Ein Vatermörder. 9. Selbstmord aus Melancholie. 10. Noch ein Selbstmörder. 11. Ein Selbstmörder eigener Art. II. Seeräuber. III. Betrüger. 1. In Warschau. 2. Ein verschmitzter Betrüger in Paris. XIX. Gedenkt der Armen. XX. Das Goldmacherdorf. XXI. Treu bis in den Tod. XXII. Vortheile in der Haushaltung. (Fortsetzung.) Benutzung der erfrornen und gefaulten Kartoffeln. XXIII. Reiche Früchte kluger Betriebsamkeit. XXIV. Beschreibung eines Verfahrens, wodurch man die Essiggährung außerordentlich beschleunigen, und starken Essig ohne Unterbrechung in Zeit von zwei Tagen auf ökonomische Weise im Großen bereiten kann. XXV. Das Rechnen. XXVI. Einweihung eines neuen Schulhauses. XXVII. Wie der Ackermann B. zu W. seine Wiesen verbesserte. XXVIII. Das arabische Pulver. Nach Holberg. (Fortsetzung und Schluß.) XXIX. Die afrikanische Sklaverei. Aus der Lebensgeschichte eines Appenzellers. XXX. Lebensbegebenheiten eines Würtembergers. XXXI. Die Windsbraut bei Leinde. XXXII. Gespenstergeschichten. (Fortsetzung.) 1. Der gerächte Spuk. 2. Die Orgel. XXXIII. Der Bart und dessen Geschichte. XXXIV. Reise des Magisters Jonathan Kind von Greifswalde nach Merseburg. XXXV. Entschlossenheit in Gefahr. XXXVI. Das neu begründete Blinden-Institut in Braunschweig. XXXVII. Für Auswanderungslustige. (Fortsetzung.) 1. Ist das Colonisationssystem auch in unserem Zeitalter anwendbar? 2. Skizzen aus Ober-Canada. XXXVIII. Kaiser Paul und sein Günstling Frogère. XXXIX. Der Morgenstern nach dem Allemannischen von Hebel. XL. Gewittergefahren. (Fortsetzung.) 1. Gefährlichkeit des Glockenläutens bei Gewittern. 2. Schädlichkeit des Flüchtens unter Bäume. 3. Merkwürdiger Blitzschlag bei Braunschweig. 4. Blitzschlag bei Bevern im Braunschweigischen. XLI. Anleitung zur Errichtung und Untersuchung der Blitzableiter. (Fortsetzung und Schluß.) XLII. Religions-Toleranz. XLIII. Geistesgegenwart, die Siegerin in einem ungleichen Kampfe. XLIV. Das heimliche Klaglied der Männer. XLV. Feuersgefahren. (Fortsetzung.) 6. Beispiele. XLVI. Ueber Feuersbrünste und Brandstiftungen in unserer Zeit, ihre Veranlassung und die Mittel ihnen zu begegnen. XLVII. Feuerdichte Kleidung. XLVIII. Die artesischen Brunnen. (Mit einer Abbildung.) XLIX. Aberglauben und Vorurtheile. (Fortsetzung.) Die Todesahnung. L. Jährliche Salzproduktion der deutschen Bundesstaaten. LI. Der unerschrockene Schweizeroberst. LII. Lebensrettungen. (Fortsetzung.) 1. Der rettende Pudel. 2. Der kühne Lebensretter. 3. Ein zwölfjähriges Mädchen rettet zwei Männer mit eigener Lebensgefahr. LIII. Alte Leute. Beispiele aus neuerer Zeit. (Fortsetzung.) LIV. Fünf in gerader Linie von einander abstammende Familienglieder zu gleicher Zeit am Leben. LV. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. (Fortsetzung.) A. Durch Wasser. 1. In Wien. 2. In Pommern. 3. Im Ostfriesischen. 4. In den Niederlanden. 5. Im Badenschen. 6. In Ungarn. B. Durch Schnee und Lawinen. 1. In Steiermark. 2. In Kurhessen. 3. In Ungarn. 4. In der Schweiz. 5. In Frankreich. C. Durch Stürme. 1. In Preußen. 2. In Asien. 3. In Westindien. D. Durch Naturereignisse anderer Art. 1. Durch Felsensturz. 2. Durch Erdbeben. 3. Verwüstungen zweier Windhosen. a) Im Würtembergischen. b) Im Hannoverschen. E. Durch Einsturz. 1. In München. 2. In Köthen. 3. In Posen. F. Bei Kindern durch Mangel an gehöriger Aufsicht. 1. Im Braunschweigischen. 2. In Schlesien. G. Durch Gift. 1. Durch den Samen des Stechapfels. 2. Durch Fliegengift. 3. Durch den Genuß des Fleisches von erkrankten Thieren. H. Durch Thiere und thierisches Wuthgift. 1. Zwei Reisende in Ungarn werden die Beute der Wölfe. 2. Wasserscheu, durch den Biß eines anscheinend gesunden Hundes verursacht. I. Durch Schießpulver und Gewehre. 1. Pulverexplosion in der Schweiz. 2. Unglücksfall durch ein sich entladendes Gewehr. 3. Ein Soldat in Antwerpen erschießt im Scherz ein Mädchen. 4. Noch ein trauriges Beispiel. K. Durch Dämpfe und deren Entzündung. 1. Durch Entzündung eines Steinkohlenschachtes in Ronchamp. 2. Der Kohlendampf erstickt zwei Mädchen. 3. Unglücksfall, veranlaßt durch das Platzen eines Dampfkessels. LVI. Mittel zur Vertilgung der Fliegen. LVII. Empfehlung eines sehr einfachen und sichern Verfahrens, brennende Schornsteine zu löschen. LVIII. J. Read's Apparat zur Rettung von Menschen aus Feuersgefahr. (Mit Holzschnitt.) LIX. Rache und Edelmuth. (Wahr.) LX. Beschreibung der von Hrn. Prof. Gelpke in Braunschweig erfundenen Maschinen zur Versinnlichung der Erscheinungen unseres Sonnensystems, welche aus einem Planetarium, Tellurium und Lunarium bestehen. Schlußwort.

Dieser für alle Stände, besonders aber für den Bürger und Landmann so empfehlenswerthe, längstbekannte Kalender, 21 Jahre von dem trefflichen, zu (früh verstorbenen) André, mit Liebe und Fleiß redigirt, wegen zunehmender Kränklichkeit und dem Tode seines seligen Gründers in den Jahren 1831 und 32 unterbrochen, erscheint hier in seiner 22sten Verjüngung, besorgt von Herrn J. H. Meyer zu Braunschweig. — Alle bisherigen Freunde und Beförderer dieses Unternehmens, so wie alle Freunde des Guten und Wahren, ferne und nah, denen nicht besondere Einladungen zugekommen, werden eingeladen, ihre Beiträge bis Ende Mai's jedes Jahr durch Buchhändler-Gelegenheit und Vermittlung der Unterzeichneten an Herrn Meyer gelangen zu lassen.

Und so möge denn dieses Haus- und Volksbuch, das durch alle Länder deutscher Zunge verbreitet, bisher des Guten viel gestiftet, und eine Menge nützlicher Kenntnisse vervielfältigt hat, in diesem und noch vielen folgenden Jahren, seinen Beruf treu und zeitgemäß erfüllen.

Damit dieß geschehe, hat die Unterzeichnete den Preis möglichst niedrig gestellt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Gedruckt bei *J. F. Starcke*, in Berlin.

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

XXIX.

Max. Schmidtii Commentatio de Pronomine Graeco et Latino. Halis MDCCCXXXII. 102 S. 4. *außer den Schulnachrichten.*

Die Pronomina und der größte Theil der, mit ihnen im innigsten etymologischen Verbande stehenden Partikeln, besonders der Griechischen und Lateinischen, sowie der Sanskritsprache, sind seit wenigen Jahren, nachdem zuerst Bopp — in seinen akademischen Abhandlungen, denen sich nunmehr als fünfte die 1832. auch einzeln erschienene: *Ueber den Einfluß der Pronomina auf die Wortbildung im Sanskrit und in den mit ihnen verwandten Sprachen* anschließt, — die Untersuchung auf die Bahn brachte und fortan unermüdlich verfolgte, durch dessen, und Anderer eben so geistreiche als in ihren Gesammtergebnissen meist sehr befriedigende Bemühungen auf eine Weise beleuchtet worden, die, weil sie in einen der geheimsten Gänge der Sprache, und somit auch des, aus sich heraus dieselbe gebärenden Geistes breite Streiflichter geworfen hat, vielleicht in nicht minderem Grade das Interesse des philosophischen Publikums als des sprachforschenden in Anspruch zu nehmen, berechtigt ist.

An diese Untersuchungen reiht sich nun als Fortsetzung und Erweiterung derselben auf eine höchst würdige Weise obige Schrift an. In den ersten 16 §§. dieser vortrefflichen Abhandlung entwickelt deren Verf. das Wesen der Griech. und Lat. Pronomina nach Form und Bedeutung; die übrigen 10 sind der Betrachtung ihrer Declination, einiger aus ihnen hervorgehenden Partikeln und zu ihnen hinzutretenden Zusatzsylben gewidmet. Seine Forschungsmethode ist besonnen und geht in die Tiefe; fremde, aber verwandte Sprachen müssen ihm zur Aufhellung seines Gegenstandes dienen; Schwierigkeiten werden selten verhehlt oder umgangen, viele aber glücklich gelöst: die gewonnenen Resultate sind reichhaltig, mehrere fruchtbare sein volles Eigenthum; — und deren stets scharfsinnige und mit klarer Bestimmtheit abgefaßte Darlegung machen es schwierig, da wo man sich zu einer abweichenden Ansicht geneigt fühlt, die seinige zu widerlegen oder doch wankend zu machen. Mögen einige nun folgende Gegenbemerkungen und Erweiterungen zu des Hrn. Vfs. Augen zugleich von der Achtung des Ref. gegen den vorliegenden Gegenstand der Forschung und von der gegen die Person, welche ihm zu jenen den erfreulichen Anlaß gab, zeugen!

Zu §. 4. Der Verf. bemerkt ganz richtig die Verschiedenheit der Stämme, aus welcher die Formen der ersten beiden persönlichen Pronomina zusammengeflossen sind; bei näherer Betrachtung jedoch möchte sich wohl ergeben, daß diese Verschiedenheit einem großen Theile nach äußerer Schein oder bloße Schattirung sei, innerlich und wesenhaft aber nicht statt finde; wonach denn die vom Verf. über diese Verschiedenheit angestellte Reflexion eine Beschränkung erleiden würde. Vorab werde hier bemerkt, daß wenigen oder keinem jener Stämme als solchen an sich die Kraft der *Zwei-* oder *Mehrzahl* einzuwohnen scheine, diese ihnen vielmehr erst, sei es durch Beifügung anderer Pronomina, durch Flexionsendungen der Mehrheit, oder auch durch die besondere Einschränkung des Sprachgebrauchs verliehen sei; z. B. das Sanskr. *nau* (νώ) und das Lat. *nôs* sind nur kraft der Endung, jenes Dual, dieses Plural; der Stamm selbst aber ist, wie wir unten sehen werden, von Natur singularisch, oder vielmehr rücksichtlich der Zahl indifferent. Wenn einige Sprachen Stämme, welche gewöhnlich nur im Singulare erscheinen, auch in die mehrheitlichen Zahlen aufnehmen, so mag dies immerhin als Neuerung gelten; diese wird dennoch auf den Umstand des Sprachgefühls zurückdeuten. Im Neupersischen findet sich z. B. *tûs* (mehrere du d. h. ihr) als unzweifelhafter Plural des Singularstammes *tû*; fer-

ner im Pali: *tu-mhê* (ὑμεῖς), *tu-mhâkam* (ὑμῶν), deren letzter Bestandtheil mit den gleichbedeutenden Sanskritformen: *ju-shmê* in den Veda's und *ju-shmâkam* (dort, wie gewöhnlich, *mh* st. *shm* durch Umstellung und mit Verwandlung des *sh* in *h*) übereinkommt. Weniger beweisend möchten in der ersten Person Pers. *mâ* (Sanskr. *a-smê*), *mes* der Litthauischen Familie, Serb. *mi* u. s. w. sein, weil man sie aus *a-sma* deuten könnte; unbestreitbar aber bleibt es doch, dafs die erste Sanskr. Pluralendung *-mas* vom Singularstamme mit *m* ausgeht. Sodann ist der Gegensatz zwischen den *geraden* und *abhängigen* Casus keinesweges, wie der Verf. anzunehmen scheint, so zwingend, dafs sie verschiedene Stämme verlangten; wie z. B. *asmê*, *jushmê*, ἡμεῖς, ὑμεῖς, *nos*, *vos*; *tu*, *te* zeigen; selbst die Personalendung *-mi*, *-μι*, welche natürlich nominativisch gefafst werden mufs, beweiset dies, trotz dem was der Verf. dagegen einwendet. Einverstanden also mit dem Vf. darüber, dafs die Ausbildung eines Gegensatzes zwischen der Einzahl und Mehrzahl, zwischen dem Nominativ und den abhängigen Casus der beiden ersten Personalpronomina auf einem natürlichen Gefühle beruhe, bestreiten wir nichts destoweniger dessen Nothwendigkeit, und gehen nun zu dem Versuche über, jenen Gegensatz, wenigstens theilweise, als in der Zeit geworden und unursprünglich aufzuweisen.

In der *ersten* Person möchte die Gleichartigkeit der Elemente des Nom. *ah-am* (ἐγ-ών) mit denen von *âha* (ἦν, *dixi*) der Vermuthung Raum geben, dafs er verbalen Ursprungs sei mit der Bedeutung: *hic qui loquor*; es wird sich uns aber unten noch eine andere darbieten, welche auch ihn den, mit *m* beginnenden obliquen Casus beigesellt. — Das *a* in *a-sma* (ἄ-μμες) sucht Bopp in seiner dritten Abhandlung mit dem pronominalen *a* dritter Person in Verbindung zu setzen, wozu ich mich, ihrer geistigen Unvereinbarkeit wegen, nicht wohl entschliefsen kann; ich stehe nur darüber noch ein wenig bei mir an, ob jene Form, als aus *ma+sma*, oder mit Bopp (Abh. I.) aus *wa+sma* verstümmelt, zu deuten sei. Wie dem nun sein möge: in beiden Fällen glaube ich zu der Aphäresis die Veranlassung in dem, von mir in überaus mannichfaltigen Verzweigungen beobachteten Streben der Sprache nach Umgehung *gleicher* oder auch selbst zuweilen nur *ähnlicher* Laute wiederzufinden. In *asma* scheint daher eine anlautende Labialis der zweiten (*m*) gewichen zu sein, wie in *imitari*, wenn man es mit μιμεῖσθαι zusammenhält. Was die Zusatzsylbe *sma* im *Plur. pers.* 1. 2. und im *Sing. pers.* 3. betrifft, welche Bopp mit vollem Rechte als solche dargestellt hat, so kann ihr etymologischer Zusammenhang mit den Wörtern *sam-* (mit) und *sa-ma*, *sima* d. h. etymologisch: zusammengemessen 1) *similis*, *idem* 2) zu einer Ganzheit verbunden oder *totus*, *omnis*; welches letztere Wort daher nebst dem Armen. *amên* (Franz. *tout*) unstreitig vom Sanskr. *amâ*, mit, stammt, (vgl. *prônis*, und *cunctus*, worin das Präfix *com* enthalten ist), Poln. *sam* (selbst; allein), welche beide Bedeutungen auch in αὐτός und im Ungar. *maga* vereinigt sind, keinen Augenblick einem Zweifel unterliegen, und es handelt sich nur darum, der besonderen Absicht der Sprache oder ihren Absichten auf die Spur zu kommen, welche sie zur Anfügung derselben vermochten. Man könnte sich zuerst versucht fühlen, das *sma* für *sam* (mit) flexivisch gebraucht zu denken, da im Gothischen *mma* (*mm* st. *sm*) als Dativendung über das Pronomen hinausreicht. Indefs, selbst abgesehen davon, dafs dies *mma* nicht die wahrhafte Dativendung, sondern nur der übriggebliebene Träger derselben (z. B. *tha-mma* st. *ta-smai*) ist, giebt die Erscheinung, dafs mehrere Feminalformen im Sanskr. aus dem feminalen *smi* entspringen (*Bopp. Gramm. crit.* p. 326.), für die pronominale Geltung jener Sylbe Beweises genug an die Hand. Im Singular von Pronominalstämmen wollte nun unstreitig die Sprache durch Beifügung jenes *sma* st. *sama* deren Form und Bedeutung kräftigen; sie legte die Begriffe: *derselbe*, *selbst* hinein, nur dafs diese, wie im Engl. *him-self* (*semet ipse*), *my-self* (mein Selbst) u. s. w., welche zu Anfange einen indirecten Casus oder ein Possessivpronomen einschliefsen, allmälig ziemlich erblafsten. Auf ähnliche Weise gebraucht der Tibetaner sein *rang*, selbst, (*Abel-Rémusat*, *lang. Tart.* p. 365.) z. B. *nga-rang-gi* (*de moi*, *mon*; *gi* als Genitivendung nach p. 360.) und *nge-rang* (*nous*): so wie der Deutsche sein *all* in *all-da*, *al-so*. Das Lat., auch in den Romanischen Wörtern *medesimo*, *même* u. s. w. fortlebende *-met*, welches der Verf. unberührt läfst, könnte allenfalls als *Abl. pers.* 1. gedeutet werden; richtiger aber ohne Zweifel als Ablativ von *sama* mit weggefallenem *s* (vgl. *mêrus* mit Sanskr. *smâja*, Erstaunen, von √ *smi*), also z. B. *tumet* (du nach deinem Selbst). Grimm *III*. p. 13. ahnet einen Zusammenhang dieses

-mét mit dem Gothischen *missô* (*invicem*) und mit *miss-* (*perperam*), allein diese liegen den Sanskr. Indeclinabeln *mithas* (1) *mutually*, *reciprocally* 2) *privately*, *mithuna*, *par animantium*) und *mithjâ* (*falsely*, *untruly*) näher, und scheinen durch Assimilation des *th* entstanden.

Dagegen ist die Verwandtschaft der Sanskritpartikel *sma*, welche man gewifs irrig als bloſses Füllwort betrachtet, schwerlich abzuweisen. Sie hat vermuthlich auch den Sinn: *at the same time*, und kann daher, mit einem Präsens verbunden, scheinbar diesem den Sinn der Vergangenheit verleihen, insofern als die Gleichzeitigkeit mit einer vergangenen Begebenheit selbst vergangen sein muſs, wie denn im Latein: *Haec dum geruntur*, *illud factum est*, u. dgl. oft genug gesagt wird. *Nal. I.* 12. wäre z. B. *tatra sma râdshatê Bhaimî* nach aller Strenge zu übersetzen: dort glänzt (glänzte) zur selbigen Zeit (desgleichen, auch) Bhaimi. Gleichen Ursprungs ist die Persische Partikel *hemi*, *mi*, welche, nebst *be*, zur Modification gewisser Tempora eben so dient, wie andere im Slawischen und Deutschen (*Grimm II. p.* 868.); *hem*, *hemin* entsprechen nämlich dem Sanskr. *sam*, *sama*; und der Vocal *i* läſst sich auch in den Sanskritwörtern *samj-atsh* (*Bopp. R.* 199.), *samîpa* (Mahrattisch *samâpa*, nahe, in *Kennedy's Mahr. Dict.*) aus *sami + ap* (*aqua*), wie *dwîpa* (*insula* u. s. w.) aus *dwi + ap*, und *pratîtshi* aus *pratjatsh*, nachweisen. In den Pluralformen *asma* und *jushma* liegt, um dies jetzt nachzuholen, dem *sma* wahrscheinlich eine, von der in den Singularpronominen dritter Person abweichende Bedeutung, nämlich die einer Gesammtheit, zum Grunde, genau wie im Goth. *samath* (in Gesammtheit), welchen ich für einen alten, geretteten Ablativ halte, wozu vielleicht in *sint-vluot* neben *sin-vluot* (*diluvium*), falls *t* nicht bloſser Einschub, wie in *allenthalben*, ein Analogon steckt, mit Sanskr. *sanat* und *sanâ* (*omni tempore*), wofür im Deutschen *sin* (von allen Seiten, zu aller Zeit), z. B. *sinteins* (*quotidianus*, aus S. *dina*, Tag), *Grimm II. p.* 554., vergleichbar. *Asmê* heiſst folglich: Wir insgesammt, oder, falls es für *ma + smê* steht, noch genauer: Ich in der Gesammtheit, in Verein mit den Uebrigen d. i. Wir. Die natürliche Folge hievon ist, daſs jene Pluralformen, was auch der Vf. schon bemerkt hat, als eine kollektive Einheit gefaſst, und daher auch mit einzelnen Singularendungen verbunden worden sind. — Unserer obigen Erklärung von *ah-am* ziehen vielleicht andere die Deutung aus einem früheren *mah-am* vor, da sich auch hier zwei *m* begegnen; und das *h* etwa zur Vermeidung des Hiatus, wie sonst zuweilen *j*, eingeschoben sein könnte. Rücksichtlich der Zusatzsylbe *am*, welche das Griech. und Lat. nur in einigen Ueberresten (ἐγ-ών, ἐγ-ώ, *eg-o* mit abgeworfenem Nasale; ἐγών-η; Böot. τούν, τούν-η, ferner ὦ τᾶν st. *tw-am*) aufbewahrt hat, glaube ich, dessen etwaige Verwandtschaft mit *amâ* (*cum*, *prope*) oder *amu* (*ille*) unerörtert lassend, nur bemerken zu müssen, daſs ihr, wie einigen anderen Pronominen, auch Pluralität zu bezeichnen obliegt. So wahrscheinlich in den verbalen Dualendungen, *-tam*, τον; *-tâm*, την (*tu*, du, und *ta*, er, + *am*; woraus sich das kurze *a* der *pers.* 2. st. *twam*, vgl. *tê* st. *twê Bopp Gramm. p.* 326., neben dem langen der 3. erklärt), wie im Plur. *-ma-s* (in den Veden *-ma-si*) d. i. ich und du = wir; *-an-ti* (*amu* oder *ana + ti*) d. i. *hic ille*, *ii*; *-as* (im Neutrum und bei einigen Pronominen z. B. *kê* st. *ka + i*: das Pron. *i*) als Nominativendung im Plur. z. B. *wîrâs* d. i. *wîra + as* (st. *asau*, *ille?*): Ein Held und noch einer = Helden u. s. w. Zugleich wird diese Betrachtung es weiter bestätigen helfen, daſs wir oben mit Recht dem *sma* für Singular und Plural eine eben so verschiedene Function zugestanden, als ohne Frage das pronominale *s* im Singular, und in *-ma-s*, *-tha-s*, *-ta-s* als Personalendungen der Mehrheit ausübt. — Das *n* der Formen *nau* und *nas* (letzteres Acc. Pl. st. *na-ns*, hier mit Beibehaltung des *s*, welches sonst bei den meisten männlichen Substantiven dem *n* zu weichen pflegt) scheint bloſser Stellvertreter eines *m*, wie vielleicht in *nri* (*vir*), wenn es nebst *marta* (*vir*) von √ *mri* stammen sollte. Vgl. 1. Pers. s. Imper *-ni*. *Nôs* und die Gr. und Sanskr. Formen dieses Stammes gehören der Mehrzahl lediglich durch die Endungen an. Die Aufnahme des flexivischen *s* in das Possessivum *nos-ter* ist Miſsbrauch, der sich aber dadurch entschuldigt, daſs z. B. auch der Nom. *trafus* und das Griech. τρις (in τρισκαίδεκα st. τρεῖς, wie πολις; nicht das Adv. τρίς) in der Zusammensetzung vorkommen können, ohne daſs darauf Rücksicht genommen würde, ob sie mit einem Neutrum oder mit einem indirekten Casus verbunden werden. — Es bleiben jetzt nur noch der Nom. Plur. *waj-am* (wir) aus gunirtem *wi* und die Dualformen *âwâm* (zusammengesetzt mit *am*), *âwaj-ôs*

aus *âwa* und *âwi* zu betrachten übrig. Möglich, dafs sich jenes *wi* mit *wi* ebenfalls berührte, wie z. B. √ *wah* und *wah* (wachsen); lieber möchte ich jedoch jene Formen aus dem Zahlworte *dwi*, *dwa* (2) deuten und darin einen noch zu Tage liegenden Hinweis auf Dialog anerkennen. Der Mangel des *d* in jenem Zahlworte zeigt sich, aufser anderen Fällen, am bestimmtesten in *winçati* (20); das *â* in den eigentlichen Dualformen halte ich nicht für einen müfsigen Vorschlag, sondern für Verstümmelung aus *ma* oder *wa*, welche das folgende gleichfalls labiale *w* herbeiführte, und glaube darin um so weniger zu irren, als schon Bopp im Litth. *mu-ddu* und *we-du*, Goth. *vi-t* (wir zwei) die Zwei als unläugbaren zweiten Bestandtheil erkannt hat; *ju-wâm*, *ju-waj-ôs* würden alsdann dem Litth. *ju-du* (ihr zwei) entsprechen.

Auch die *zweite* Person besteht, wo ich nicht irre, aus weniger wahrhaft verschiedenen Stämmen, als der erste Anschein giebt. *Tu* als Grundstamm zeugt durch Auswuchs eines *a* die Form *twa*; letztere ist auch als Pron. 3. Pers. (*other*, *different*) üblich, und erinnert so an das oftgenannte Zahlwort, welches sich von jenem nicht mehr unterschiede, als das Suff. in *awa-dja* (gleichbedeutend mit *awa-ma*, niedrig) und *apa-tja* (ein Nachkomme), vorausgesetzt, dafs hier das Taddhitasuffix *tja* mit den Präfixen *awa*, *apa* verbunden ist, und weder jenes von *a* + √ *wad*, noch dieses von *a* + √ *pat*, wie sie bei Wilson erklärt werden, abstammt. In beiden Fällen hätte ein Halbvocal das dumpfe *t* zu sich herabgezogen. *Tu* erschiene hienach als: der zweite (δεύτερος), der andere im Gegensatze zu dem primär gesetzten Ich; oder richtiger umgekehrt *dwi*, *dwa* als *tu* + *i* oder + *a* (du und er d. i. zwei). Die verschiedenen Verbalendungen zweiter Personen zeigen, trotz ihrer Abweichungen, doch, da sie nur die dentale Classe auf und ab schwanken, innere Einheit und stellen sich mit dem *t* der 3. Pers. wenigstens insofern in einen Gegensatz, dafs letzteres nirgends aspirirt erscheint, so dafs man fast die Aspiration der 2. Pers. einer Einwirkung des *u* oder *w* auf die Dentalis beizumessen geneigt wird. Uebrigens scheinen die Endungen und Pronomina der 2. Pers. *-si*, *tu*, *twa* (*-swa*) doch nicht von denen der 3. *sa*, *ta*, *-ti*, *tja* (im Imperativ selbst *-tu*) allzuweit abgelegen, vielmehr beide sowohl durch Form als Bedeutung, nämlich im Allgemeinen die eines *Nicht-ichs* oder einer, von der redenden verschiedenen Person (daher z. B. ὁ οὗτος!; *iste* für *tu*), ziemlich nahe an einander gerückt. — Die Formen *was*, *wâm* fügen sich leicht der Erklärung aus *twa* nach Hinwegnahme der Dentalis; und das Griech. σφώ, sofern man darin mit dem Verf. S. 8. das σφ als Stellvertreter für *tw* betrachtet, und die Sanskr. mediale Imperativendung *-swa* kommen derselben bestätigend entgegen. Gestehen wir indefs, dafs *wâm* auch möglicher Weise eine aus dem gleichbedeutenden *juwâm* um des zwiefachen Halbvocals willen gekürzte Form sein könnte. — Was den noch übrig bleibenden Stamm *ju* betrifft, so dürfte selbst dieser (vgl. *-si* als Verbalendung) zu *tu* in ähnlichem Verhältnisse stehen, als *sja*, *tjat* (*ti* + *a*) zu *sa*, *tad*, nur dafs ihm die anlautende Dentalis abhanden gekommen wäre.

Uebrigens bedarf es kaum einer Erinnerung, dafs alle jene, von uns gemuthmafsten Entstellungen der beiden ersten Personalpronomina in eine sehr frühe Zeit fallen müfsten, da dieselben, die einen in dieser, die anderen in jener der Sanskritsprachen sich wiederfinden, und dafs das Probehaltige in unserer Untersuchung über jene Sanskritpronomina im Allgemeinen auch für die entsprechenden Formen verwandter Sprachen Gültigkeit haben werde.

Zu §. 5. u. 6. Der Verf. giebt zuerst eine sehr vollständige Uebersicht der, über das Pron. ἵ oder ἱ vorkommenden Stellen bei den alten Grammatikern, und entscheidet sich nach Erwägung derselben dafür, dafs ἱ mit dem Lenis die ächte, mit dem Sanskr. *i*, Lat. *i-s* vergleichbare Form sei. Ref. ist der Meinung, dafs in jener Form und in mehreren, derartigen obliquen Casus *zwei*, formell durchaus geschiedene Promina, nicht eines, vorliegen, und daraus zum Theil die Widersprüche in den Angaben darüber herrühren mögen. Die eine, ἵ, geht — ich gebe es zu — dem Sanskr. *i* u. s. w., vielleicht in einzelnen Fällen z. B. in ἵνα, auch dem, aus *i* erwachsenen *ja* (*qui*) parallel, während die andere allerdings den Nom. Sing. zu dem Pron. reflex. bildet. Der Vf. läugnet das letztere, jedoch aus Gründen, die mir nicht genügend vorkommen. Während er die Frage über den Spiritus des Worts so genau ventilirt, ist die bei weitem wichtigere über dessen Digamma unberücksichtigt geblieben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Max. Schmidtii Commentatio de Pronomine Graeco et Latino.

(Schlufs.)

Nun geben aber die aus Priscian vom Verf. a. St.: *Fi*; und, wenn man anders nicht diese Zeugnisse in Zweifel zieht, mufs dies *Fi* wenigstens als Nom. Pron. reflex. gelten. Freilich giebt es auch Beispiele eines Digamma in Griech. Wörtern, selbst da wo Parallelen verwandter Sprachen *rein* vocalisch anlauten; dieser Satz kann aber nicht auf das directe Pronomen ἵ (Lat. *is*) neben dem früher durchgängig digammirten Pron. refl. Anwendung finden. Ferner erinnert sich der Vf. sehr wohl, dafs σφεῖς in der That als Nom. vorkomme, und stellt gleichwohl — wovon man den Grund nicht einsieht — selbst die Möglichkeit desselben für den Sing. in Abrede (S. 19.). Was ist denn das Wesen des Pron. refl.? eine kurze Erledigung dieser Frage wird uns das Recht, über des Vfs. Meinung zu urtheilen, an die Hand geben. Dies Pron. bezeichnet in der Regel *Identität einer Vorstellung als grammatischen Objects mit derselben als Subjecte in einem und demselben Satze*, oder, schematisch ausgedrückt, das Verhältnifs *a : A*, wie das Recipr. *A : b + B : a*. *Ipse* (selbst; αὐ-τός, nach dem Verf. §. 11. *„iterum hic"*, allein in der Bedeutung „selbst" vielmehr: der auf der einen, den anderen entgegengesetzten Seite) ist das Umgekehrte des Pron. refl., indem es Identität eines (logischen oder realen) *Subjects mit sich als Objecte* (*A : a*), als Ganzes mit seinen Gliedern, Theilen u. s. w. angiebt; es bleibt hier die Vorstellung zunächst innerhalb ihrer selbst stehen, und fafst sich in ihren eignen *Gegensätzen* auf; sodann indefs auch in ihrem Gegensatze zu den aufser ihr liegenden, zu den *Objecten* des in Rede stehenden Subjects; während, um auch dies nicht unbemerkt zu lassen, *idem* (derselbe, ὁ αὐτός) — schon die Beifügung des hinweisenden Artikels lehrt es — Vorstellungen, die, als sich gegenseitig *deckend* (*A : A*), bemerklich gemacht werden sollen, *wiederholt*, und *is, qui* blofs die Verknüpfung eines Subjectbegriffes mit einem Prädicatbegriffe zur Anschauung bringt. *Ipse* läfst sich sonach in einiger Beziehung als Nom. des Reflexivums ansehen; nur mufs man nicht vergessen, dafs jenes um defswillen auch der ungraden Casus fähig ist, weil bald auf das gramm. Subject, bald auf das Object als das Wichtigere reflectirt werden kann z. B. *semet ipse* (*non alius*) oder *ipsum* (*non alium*) *laudavit*. Schon in so fern bleibt ein mit αὐτός in der Bedeutung einstimmiges ἵ denkbar; es kommt noch hinzu, dafs die Identität des grammatischen Subjects eines abhängigen Satzes mit dem des regierenden sehr zweckmäfsig durch den Nom. Pron. refl. bezeichnet würde z. B. *A nescit quid A* (d. i. ἵ, *ipse*; wenn *B*, müfste es *is* u. s. w. lauten) *fecerit*; ja, da der Grieche in solchen Fällen, wie: *A affirmavit se* (*a*) *fecisse*, nicht des Acc., sondern des Nom. sich bedient, fände ἵ z. B. in: *A* ἔφασκεν ἵ (αὐτός, *A*, nicht *B*) πεποιηκέναι eine passende Stelle. — Wir werden jetzt darthun müssen, dafs der Ursprung des digammirten *Fi* und des etwaigen digammalosen ἵ oder ἵ wesentlich verschieden sei. Das indeclinable *swaj-am* (*ipse*) im Sanskrit hat offenbar zur Grundform *swi* mit Guna, welche sich zu *swa* (*suus*) verhält, wie *dwi : dwa* (2). Eine Neutralform daraus scheint in der Partikel *abhiswit* zu liegen, genau wie *it* (es) in anderen; defshalb ist es wahrscheinlich, dafs *Fiδ*-ιος (*Tabb. Heracl. ed. Mazochi p.* 182.) und das ebenfalls digammirte ἴσος mit den Bedeutungen: *sibi proprius, suae magnitudinis* (vgl. πόσος) aus jenem, nicht aus dem reinvocalischen Stamme *i* entspringen; wenn man sie nicht etwa für verbal, nämlich aus *di-videre* und Sanskr. √ *wish* (theilen) entsprungen, nimmt. Das δ in ἴδ-ιος erklärt sich, wie das im Sanskr. *mad-ija* (*mihi proprius*); auch kann ich nicht mit dem Verf. (S. 75.) Buttmann's

Erklärung der Wörter ἡμεδαπός, ἀλλοδαπός u. s. w. so ganz verwerflich finden; vielmehr halte ich den ersten Theil der Zusammensetzung für gerettete Ablative mit schliefsendem Dental (z. B. *â s m a t*), welcher Casus im S. das *Woher* ausdrücklich bezeichnet, auch bei den Pronominen häufig in Zusammensetzung eingeht. Als Adverbia zeigen δόμον-δε *quibus-cum* einen ganz analogen Hergang, und die Adjectivbildung aus ἀπό hat so wenig etwas Befremdliches als die Wörter ἀντίος, ἀμφίον und selbst ἄπιος; im Lat. *propinquus, longinquus* aus *prope, longe* und *hinc, reciprocus* aus *reque proque* (rück- und vorwärts); ξεῖνος, ἐκεῖνος von ἐξ, ἐκεῖ; der Mangel des ι findet sich auch in ἄντα, sei es nun, weil es ursprünglich fehlte, oder unterdrückt ward. In letzterem Falle kann man an die √ ι (*ire*) sich halten, da auch im Lat. *nostr-â-tes, Arpin-â-tes*, wie *equ-i-tes, Samnites, Tiburtes* mit den Sanskritwurzeln *jâ, i* (gehen) zusammengesetzt sind: *nostra ex [terra] euntes i. e. oriundi* u. s. f.; auch ὕβρ-ι-ς (Uebertretung, *trespass*) ist aus ὑπέρ mit √ ι (gehen) nach Umänderung des π (vgl. ὄγδοος) geworden. Jenes Beibehalten der Dentalis in Pronominen, wovon ich auch in *ad-as* (*illud*) gegen Bopp's Meinung (Abh. V. S. 1.) ein Beispiel zu erkennen glaube, indem ich den ersten Theil als Neutralform des Stammes *a*, den zweiten als apocopirtes Neutrum zu *asau* (*ille*) betrachte, hat auch sonst in verwandten Sprachen Spuren hinterlassen z. B. Litth. *idant* (damit, auf dafs), wo *id* Neutrum von *jis* (er) ist; ferner im Lat. *sed, sedum*, die vom Pron. refl. stammen; auch scheint das Pers. mit dem Sanskr. *swi* gleichstämmige *khû-d* (*kh* st. *s*) neben *khûi* (*ipse*), so gefafst werden zu müssen, wenn nicht *d* für den Sanskritstamm *ta* (der) steht. Das zu ihnen hinzugefügte Possessivsuffix dritter Person *sh* giebt *khûdesh, khûish* (spr. *khish*) d. i. sein Selbst, wie im Ungar. *maga maga-m, maga-d* (sein, mein, dein Selbst); und mit *khish-ten* (*suum ipsius corpus* st. *ipse*) scheue ich mich nicht Goth. *si-lba* (*suam vitam, suum corpus habens* d. i. *ipse*; wahrscheinlich aus dem Refl. mit unterdrücktem *v* z. B. *sik*, wie *mik*, und *leib, vita, corpus*) zu vergleichen, da auch das Hebr. *nephesh* und Sanskr. *âtman* (*anima*) für: selbst gebraucht werden. — Jenem *swi* kommt nun das Griech. *Fi* (vgl. τύ: *tw-am*) gleich, indem es vorn verstümmelt ist, wie ἰδίω statt *swidjâmi*, woraus zugleich erhellet, dafs selbst ἵ mit dem Lenis jenem *swi* identisch sein könnte. Hieran mufs ich die, wie es scheint, vom Verf. nicht klar erkannte Bemerkung reihen, dafs nun nicht blofs mehrere Formen des Pron. refl. auf *swi*, als auch in der ersten auf μι, welches trotz dem Zweifel des Verfs. als Personalendung nothwendig nominativisch steht, und auf ἐμι; in der zweiten auf τύ; endlich solche wie τεό u. s. w. auf τί, kurz auf ι- und υ- Declinationen zurückzuführen sind. Nicht nur die Lat. Gen. *mis, tis, sis* (*Ruddim. p.* 200.; die beiden letzten mit Ausstofs eines *u*) weisen mit Bestimmtheit auf Grundf. *mi, tu, svi* zurück, sondern auch z. B. ἐμέος, ἐμεῦς, ἐμοῦς, ἐμείως; τεῦς, τεοῦς (oder τέους?) erklären sich unter jener Voraussetzung leicht, wenn man πόλεος, πόλευς, πόλεως (Grundf. πόλι = S. *puri*); ἡμίσους (Grundf. ἥμισυ) mit ihnen zusammenstellt; sollte ἑῆ-ος, Buttmann zum Trotz, dennoch zu *swi* und nicht zu ἐύ (S. *su-*) gezählt werden müssen, so böte sich auch dafür πόλη-ος als Vergleichspunct dar. Der Verf. sucht (S. 88.) derlei Formen mit solchen Gen., wie *cujus; alterius* u. s. w. und mit den Griech. auf -οιο in Einklang zu bringen; wohl, nur müssen wir -οιο, -ου, Lat. -*ei*, -*i* = S. *a-sja*, mit Auswurf des *s*, als unpassenden Vergleich ablehnen, und auch jene Lat. Gen. nebst dem Dat. im Sing. der *i*- Decl. zueignen. *Awi* im Sanskr. (Nom. *awis*, Lat. *ovis*) bildet im Gen. *awês*, Lat. mit gekürztem Ausgange: *ovĭs*; hieneben gilt aber im Griech. auch *οἰ-ός* d. h. σ mit einem Bindevocale. Daher mufs nun z. B. *alt-us, ali-i* zu dem Nom. *alis* (nicht zu *alius*) bezogen werden, aus welchem Grunde hier das Geschlecht nicht unterschieden wird, so wenig als in *qui-cum* (*quocum, quacum*); das *i* gehört der Grundform an, und *u* (vgl. *nomin-us*, gew. *nomin-is*) ist Bindevocal. *Ipse, ille, iste* (*e* st. *i*), *qui, hi-c, alter* u. s. w. sind, wie *i-s* lehrt, des *s* verlustig gegangen, welches am Ende Lat. Wörter nicht blofs in der Poesie, sondern auch im täglichen Leben z. B. *mirare* st. *miraris*; in den Gen. *Jovi, nepoti* (Struve, Lat. Decl. S. 27.) vielfach, wie *s* im Sanskrit als Wisarga, verhauchte. Die Formen ἐμέο, ἐμεῦ, ἐμοῦ; σέο; ἕο u. s. w. möchten freilich, wenn man ἐμεῖο dgl. als ursprünglich und dies für ἐμοῖο (vgl. πεῖ mit ποῖ; δυοῖν, δυεῖν; πλέον, πλεῖν) gesetzt denkt, eine Deutung aus *sja* d. h. nach Decl. 2. zulassen, doch scheinen auch sie aus ἐμέ-ος u. s. w. mit Abfall des *s* (wie im Sanskr. *tawa*, τέ-ο, τεῦ; deiner) erwachsen. Ob τεοῖο u. ähnl. wirk-

liche Gen. Possessivi sind, mag für das Griech. zweifelhaft bleiben; von *mei, tui, nostri* behauptet dies der Verf. mit Recht, nur muss man sie sich neutral denken: *τὸν κατ' ἐμέ* (des sich auf mich Beziehenden, des Meinigen, meiner) und *nostri* (des uns Betreffenden, *τοῦ ἡμετέρου*) als Gen. n. sing., aber *nostrum* (der Unseren) als Gen. plur. persönlichen Geschlechts. — Eine der Hauptschwierigkeiten bei der Erklärung einer Menge Griech. Pronominalformen beruht theils auf dem Ausstofse von *w, j, s*, theils auf deren und ihrer entsprechenden Vocale häufigen Umwandlung in *ε*, welche man z. B. sogleich aus der Decl. von *πόλις, ἄστυ* ersehen kann. Mit Recht unterscheidet daher Buttmann — was auch immer der Verf. S. 43. dagegen vorbringen mag — die Formen des Indefinitum strenge von dem Artikel. Die Grundform des letzteren ist *τό* ohne *ι* (S. *ta*, woneben freilich auch *tja*, dessen *j* vielleicht in dem *ε* der Ion. Formen *τουτέου, αὐτέων* seine Spur zurückgelassen hat), wogegen das indefinite und fragende *τί* durchgängig mit, sei es nun wirklich erscheinendem oder maskirtem *ι*, welches ihm auch, seiner Einstimmung mit dem Sanskr. und Zendischen Indefinitum *tshi* (*Bopp. Gramm. p.* 328.) wegen, gebührt. *Τοῦ, τεῦ* (*τινός*) sind aus *τέο*; *τῷ* aus *τέῳ*; *ὅτων* aus *ὁτέων* u. s. w. contrahirt; in *ἄττα* dgl. ist *ι* geschwunden. *Ὅστις* und *ὅτις* unterscheiden sich nur dadurch, dafs jenes Juxtaposition, welche im ersten Gliede Flexion gestattet, das zweite wahre Zusammensetzung ist, in welcher das *ὁ* nicht etwa, wie der Vf. (S. 45.) glaubt, indeclinabel geworden, sondern als flexionslose Grundform sich darstellt; *ὁτέοισιν, ὁτέῃσιν* sind aus den Grundformen *τεο, τεα* (*τι + ο, α*) nach Decl. 2. 1. gebildet, genau wie *eu-m, ea-m* neben *i-m*; das ursprüngliche *ι* hat hier, wie öfters, die Aeol. Mundart in *τίῳ, τίοισιν* (*Neue, Sapphonis fr. XXXIV.*) geborgen, welches dieselbe freilich auch zuweilen unorganischer Weise an die Stelle anderer Vocale schiebt z. B. *θιός, θιός*, S. *dêwas*; *τεοῦς*, S. *tawa* (deiner). — Das Pron. refl. bedarf einzig der Casusbezeichnung, um die verschiedenen Lagen gegen sein Subject anzugeben; dagegen sind Zahl, Geschlecht, Personenverschiedenheit, wie der Verf. schön ausführt, mittelbar durch das Subject, als welchem jenes identisch gesetzt wird, jedesmal schon mitgegeben und defshalb entbehrlich; mit vollem Rechte hebt der Verf. daher den Unterschied der Stämme *σφι, φι, ψι* = *Fι* als einen blofs scheinbaren auf, nur dafs er auch hier das *ι* übersah, obwohl doch *σφεῖς* (wie *πόλιες*), *σφι-σί* (wie *τρι-σί*; *πόλι-αι Herod. I.* 151.) u. s. w. sich als der *ι*-Decl. angehörend hinlänglich beurkunden. Im Lat. *sibi, se* übersehe man nicht den Wegfall eines *v* (wie in *sos* st. *suos*). *Ἑοῖ, οἷ* wird wohl am passendsten den Griech. Formen *μοί, σοί*, der Lat. *me* (als Dativ) und den Sanskr. *mê, tê* d. h. *ma, tva* mit locativem *i*; der Acc. *ἑέ, ἕ* mit *μέ, σέ*; Lat. *sê, mê, tê*; Sanskr. *mâ, twâ* (*mâm* wohl *mâ-am* vgl. *mahj-am*) d. h. mit der Partikel *â* (bis an), welche sonst im Instrumentalis erscheint, und der Abl. *sê* st. *sed* dem Sanskr. *mat* analog gebildet angenommen. — Ein Digamma oder dessen Mangel begründet nach Obigem den wahren formellen Unterschied zwischen *Fι* (S. *swi*), und denjenigen Formen, welche etwa mit der Sanskr. Grundform *i* (*is*) stimmen; auch mufs deren Bedeutung als ursprünglich geschieden betrachtet werden, obwohl einerseits im Sanskr. *i-m* nach Rosen (*Ved. spec. p.* 11.) nicht blofs im Sinne von *eum*, sondern auch von *semetipsum* gebraucht wurde, wie in Luther's Bibelübersetzung nicht selten *ihn, ihm* steht, wo wir jetzt das Refl. setzen, und *ihr* auch die reflexive Bedeutung für Fem. und den Plural übernimmt, andrerseits aber *οὗ* u. s. w. häufig im directen Sinne vorkommt. Der Grund dieses letzten sonderbaren Gebrauchs, welchen übrigens doch auch das Deutsche in: *sein* (eigentlich *sibi*, dann aber auch *alii proprius*), welches auffallender Weise blofs auf das Masc. sing. zurückweist, und dessen einfachere Grundform ich im Goth. *svês* (*proprius*) mit einem Derivatum der √ *as* (*esse*) verbunden wähne, theilt, ist wohl weniger die vom Verf. S. 27. angegebene, als vielmehr die vermittelnde Bedeutung von *swajam* (*ipse*); kamen doch ebenfalls die obliquen Casus von *αὐτός* nach Verben geradezu — selbst enklitisch — für: *ihn, sie, es* in Gebrauch, seitdem die Stellung jener Formen und die Schöpfung von *ἑαυτοῦ* jeder Zweideutigkeit vorbeugten.

Der Erklärung von *i-pse* (S. 25.) aus *i* (*is*) + *σφι, ψι*, kann Ref. nicht beitreten, nämlich nicht etwa der Bedeutung, sondern vielmehr der Form wegen und um des Zusammenhanges willen, in dem *pse* mit anderen Affixen, wie *pote, pte* u. s. w., die sich durch keine im Lat. übliche Buchstabenvertauschung mit *svi* vereinigen lassen, augenscheinlich steht. Im Litthauischen und Lettischen bezeichnet *pat's*: Herr, Gemal, *selbst*,

und entspricht dem Sanskr. *patis*, Gr. πόσις, Lat. *potis* z. B. *Dii potes*, von der √ *pâ* (*tueri*). Der Sinn: *selbst* hat sich aus jenem Worte gerade so, nur vielleicht in umgekehrter Ordnung, herausgebildet, als aus *ipse* die Andeutung des Herrn im Gegensatze zu Dienern, des Gemals zur Gemalin u. s. w. (*Ruperti ad Juven. I.* 26.); *ipse* setzt sich nämlich, dem früher Bemerkten zufolge, als das, in der Geltung eines Subjects in ihm über sich als Object Vorwaltende (z. B. der Geist des Menschen im Gegensatze zu dessen Körper) und sodann gleichsam als Mittelpunkt und Herrscher der auf dasselbe bezogenen Objecte überhaupt. Schon längst hat man nun, und zwar mit Recht, *utpote* (d. i. *quo ipso modo*, oder *eo ipso modo*, *ut*) aus *uti* und *pote* erklärt, nur dafs man freilich bei der gewöhnlichen Bedeutung des letzteren (stark, vermögend, möglich), die Sache sich nicht klar denken konnte. Jenes *pote* findet sich dann weiter 2, in *suo-pte* u. a., nur synkopirt, wie τίπτε. 3, als *pse* z. B. *i-pse*, *rea-pse* (*re eapse*) und apokopirt in *sei qui-ps* (*si quis ipse*). *Pse* : *pte* = *lapsus* : *raptus*; vgl. *eopte*, *eapse*. *Sirem-pse* (*similis*) ist wahrsch. aus *sa* (*cum*) + *sama* (*idem*) im Sanskr. zu deuten. 4, als *ppe* durch Assimilation in *qui-ppe* = *quî* + *pse*, folglich da *quî*, wie *uti*, modal steht, dem *utpote* völlig analog. 5, durch Verstummen des einen *p* nach einem dritten Consonanten: *pe* in *nem-pe* st. *nam* (Sanskr. *nâma*, *nominatim*) + *ppe*. Endlich 6, in *quis-piam* u. s. w. für *ppe* + *jam* mit Auflösung des *j* in seinen Vocal, wie in *quon-iam*. Der Verf. (S. 31.) denkt sich dieses *piam* freilich als Oskische Form für *quam*, aber da *quips* (Struve, Lat. Decl. S. 323.) als Indefinitum vorkommt, und zudem *quisquam* vorhanden ist, halte ich in *quispiam* das Wort *jam* für unverkennbar. Auch dafs *pe* in *nem-pe*, *ipsi-ppe* mit *que* identisch sei, bezweifele ich, so wie noch mehr, wenn jemand in den genannten Formen an ποτέ (organisch: κοτε) oder an die Präpositionen ποτί, die sich in Lat. Compp. versteckt hält, und *ape* (S. *api*, *pi*, Gr. ἐπι) denken wollte.

Wir müssen dem Wunsche entsagen, den Hr. Verf. auch nur mit geringerer Ausführlichkeit auf seinem ferneren Wege zu begleiten, aber die Pflicht heischt es, noch mit ein paar Worten auf zwei Hauptsätze der Abhandlung die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken. *Erstens* sucht derselbe in §. 7. (nicht: 8.) die Meinung zu begründen, dafs die gröfste Zahl Sanskr., Griech., Lat. u. a. Pronomina, die mit *k*, *s*, *j*, *t*, *p*, *h* anlauten, durch Buchstabenwechsel aus einer Urform mit *tsh*, wobei er auf *tshit* und *tshana* verweist, metamorphosirt seien; indefs trotz mancher zu deren Gunsten beigebrachten, zum Theil scharfsinnigen Gründe, sieht Ref. sich nichts desto weniger gezwungen, jene Identification in *so* weiter Ausdehnung, in welcher sie vom Verf. genommen wird, als durchaus gewaltsam und unstatthaft zu bezeichnen. Die sowohl geistig als leiblich in den Sanskritsprachen begründete, natürliche Scheidewand zwischen *unbestimmten* (Interrog., Indef.) und *bestimmten* Pronominen (Determ. und Demonstr.), unter deren jede das, eines nur ihm eigenthümlichen Stammes ermangelnde *Relativum* eingeordnet ist, soll man nicht einreifsen wollen. Die Zahl der Demonstrativen, welche es ebenfalls nicht erlaubt ist, willkürlich durch einander zu mengen, ist je nach verschiedenen Beziehungen verschieden; am bemerkenswerthesten darunter aber *ta* in seinem entschiedenen Gegensatze zu *ka*, als Repräsentanten der unbestimmten Reihe. Die Differenz zwischen *t* und *k* (auch palatalem *tsh* z. B. Zend : *tshis*; S. *mâ-kis* Gr. μήτις), welche nur hin und wieder Verderbung entstellt hat, ist keinesweges gleichgültig; *k*, als eigentlicher Schreibuchstabe, wefshalb im Sanskr. eine Menge Namen schreiender Thiere damit beginnen, wird in dem, am weitesten *zurückgelegenen* Organe gebildet; man möchte sagen, dafs es, aus der Tiefe der Seele hervorgeholt, deren unruhige Bewegung (Ausruf, Frage) male, indem die Stimme, als ob man Hast hätte, sie hörbar zu machen, gleich auf ihrer ersten Station gebrochen wird; das *t* dagegen gleitet ruhig nach der *Zunge* fort und dann mit freiem Durchgange in die Aufsenwelt, aus der sie ein vom Ich Verschiedenes (*ta*, der; *tu*, du; vgl. √ *tan*, ausstrecken) vor das Auge und die Seele führt; während *m*, durch das Zusammenkneipen der *Lippen* (μύειν) bei seiner Hervorbringung zu dem sprechenden Subjecte den gleichsam wiedereingefangenen Laut zurückbeugend, dieses dadurch als Ich darstellt.

Ein *zweiter* Hauptsatz des Vfs. ist aufserdem, dafs im Griech. und Lat. keine oder nur äufserst wenige Adv., die feminine Casusformen seien, sich fänden, und er sucht nun diejenigen, welche einen solchen Anschein darbieten z. B. πῆ, *quâ*, *quum* unter andere Casus im Neutrum, als Locativ, Instrumentalis, deren Namen auch in der Griech. und Lat. Etymologie zu erblicken, nur noch Altgläubigen unter den Grammatikern befremdend sein mag, u. s. w. unterzubringen. Hierüber nur dies, dafs sich, wie man es auf einem solchen Boden, als die Flexion der Pronomina ist, zur Zeit noch nicht anders erwarten kann, mehreren Ansichten des Verfs. nicht unbegründete Gegenansichten entgegenstellen liefsen. —

Aug. Fr. Pott.

№ 43.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

XXX.

1. *Karl Heinr. Dzondi, die Funktionen des weichen Gaumens beim Athmen, Sprechen, Singen, Schlingen, Erbrechen u. s. w. Mit eilf Abbild. in Steindruck. Halle bei C. A. Schwetschke und S. 1831, in 4. p. XII. u. 74.*

2. *Recherches sur le Méchanisme de la voix humaine: ouvrage qui a obtenu un prix à la société des sciences physiques et chimiques de Paris, précédé du rapport de M. M. G. Cuvier, de Prony et Savart à l'Acad. roy. des sc. par F. Bennati, Docteur en Médecine et en Chirurgie etc. Paris chez J. B. Baillière.* 1832. 8. *S. XIX. u.* 160. *Mit einer Steindrucktafel.*

Diese beiden Schriften gehören nach ihrem Stoff und nach der Weise, wie sie denselben behandeln, der experimentalen Physiologie an.

Man pflegt zwar, wenn von Experimentalphysiologie die Rede ist, nur an Vivisektionen zu denken, weil gerade diese Seite der physiologischen Forschung am meisten auffällt, in neuerer Zeit vorzugsweise von Franzosen, Engländern und Deutschen bearbeitet und am häufigsten von den litterärischen Zeitblättern besprochen worden ist; jedoch sehr mit Unrecht, indem das Gebiet des physiologischen Experiments eine viel weitere Ausdehnung hat. Gewiss würde man in den hier angeführten Schriften sich umsonst nach etwas dergleichen als Vivisektionen umsehen. Dennoch enthalten sie empirische Anschauungen sowohl in Form der Beobachtung als des Versuches, die nur an einem Lebendigen, aber unversehrt Lebendigen aufgefasst werden. Es sind autoptisch-physiologische Erfahrungen, die theils durch eigenes Körpergefühl, theils durch den Tastsinn, theils durch Augenschein an sich oder Andern, nicht ohne Zuthun absichtlicher Bewegungen bestimmter Körpertheile erworben werden. Einmal werden uns hier von einem solches Körpers vollkommen mächtigen scharfsinnigen Arzte und gewandten Operateur, der die lebendigen Bewegungen des eigenen weichen Gaumens zum Ziele seiner Beobachtungen gewählt hat, mancherlei Aufschlüsse über seine vielfachen Funktionen mitgetheilt; sodann unternimmt gleichfalls ein Arzt, der zugleich ein kunstfertiger Sänger ist, durch geschärfte Aufmerksamkeit auf sein eigenes Organ und durch Erfahrungen an den ausgezeichnetsten Individuen dieses Kunstfaches physiologische und pathologische Resultate zu erlangen, wie sie von blosser anatomischer Kenntniss und von physikalischer Theorie allein ohne erfahrungsmässige Gegenprobe kaum zu erlangen sind.

Wir sehen schon aus diesem im Allgemeinen, dass das physiologische Experiment nicht bloss an den Zuckungen gemarterter Thiere seinen ausschliesslichen Gegenstand findet, sondern dass ein nicht weniger reiches Feld ihm offen steht, an den mannigfaltigen Aeusserungen der natürlichen Bewegungen des gesunden Menschenleibes, soweit diese den äussern Sinnen zugänglich sind, sowohl, als an der besonnenen Bewegungskraft, wie sie als gymnastische Kunstfertigkeiten, als sogenannte Herkulische Stücke, als Handgriffe der Handwerker und Künstler u. s. w. sich dem physiologischen Interesse darbietet. Wir wollen hier nur noch beispielsweise der menschlichen Sprache erwähnen und bemerken, welche Tiefe der Erfahrung sich hier der physiologischen Forschung eröffnet; desgleichen gilt vom Gesange, von der Mimik, von virtuoser Behandlung musikalischer Instrumente u. s. w. Weiterhin vertieft sich die physiologische Beobachtung in die Sphäre des sensiblen Lebens bis an die höchsten Regionen der Psyche, und man glaube ja nicht, dass hier das aktive Experiment keine Anwendung finde; denn gerade da, wo die lebendige Bewegung am freiesten ist, muss alles was wissenschaftlich begründet sein soll, erst durch ab-

sichtliches Veranlassen in unsere Gewalt und freie Handhabung gebracht werden. Wie reich aber ist das Feld experimentaler Beobachtung des Physiologen dort, wo es gilt die rein physikalischen Bedingungen zu erforschen, denen die organischen Apparate, wenn gleich unter der Herrschaft höherer Kräfte, nicht weniger unterworfen sind als die Korrelate derselben in der umgebenden Aufsenwelt. Nicht weniger reichhaltig zeigen sich die chemisch-organischen Phänomene, die zarten Vorgänge der Plastik des vegetativen Lebens, die Strömungen einer höheren Lebensdynamik, und eröffnen ebensoviele unendlich tiefe Gebiete der experimental-physiologischen Forschung, die allerdings nicht weniger äufsere Begünstigung und Bevollmächtigung ansprechen dürften, als die, beinahe monopolartig da und dort gehegte und gepflegte Anatomie.

Also in einem der unblutigen, hier beiläufig angeführten Erfahrungsbereiche haben unsere Autoren sich umgethan, um der Wissenschaft neue Ausbeute zu gewinnen.

Es ist charakteristisch, ja auffallend, wie verschieden die beiden Schriftsteller, der Deutsche und der Romanische (Bennati ist ein in Frankreich heimisch gewordener Italiener) auftreten. Der erstere, obgleich ein Veteran in der Deutschen medicinischen Litteratur, spricht allenthalben mit einer solchen, beinahe schüchternen Bescheidenheit, dafs wir uns eigends erst versichern mufsten, ob die Schrift nicht etwa von einem Sohne des Verfs. herrühre. Ueberall findet man die Meinungen und Ansichten anderer Autoren über dieselben Gegenstände mit der gröfsten Sorgfalt aufgeführt, ehe gewagt wird, die eigene Erfahrung als letztes Resultat bisheriger Forschung beizubringen.

Wie verschieden tritt dagegen der andere auf! Als Schriftsteller kaum bisher bekannt, wendet er sich sogleich an das höchste Tribunal der Naturwissenschaft in Europa, gewinnt die Belobung der höheren Autoritäten und ehe ein Jahr vergeht, hat sein Name die Reise um die Welt gemacht. Wenn man jedoch nach dem Hauptresultate seiner Forschung sich umsieht, so ist es theils nicht genau anzugeben, theils mufs man mit Cuvier als Berichterstatter eingestehen, dafs es für die Wissenschaft nicht neu sei, nur durch Bennati's Vortrag (dessen persönliche Erscheinung recht angenehm sein mag) interessant gemacht wurde, und eine erneute Aufmerksamkeit der Physiologen verdiene. —

Gewifs ist das Thema, die Erforschung des Mechanismus der menschlichen Stimme beim Gesange, im hohen Grade interessant, und schon darum nicht wenig schwierig, dafs es aufser physiologischen Kenntnissen auch Kunstfertigkeit im Gesange, und was noch mehr ist, nicht gemeine Fertigkeit in sinnlicher Selbstbeobachtung voraussetzt. In unserm Autor scheinen diese Bedingungen in ausgezeichneter Weise verbunden zu sein, und wir sind ihm für diesen Prodromus (denn anders kann man die Schrift doch nicht nennen) recht dankbar, indem wir erwarten, er werde, wie es am Ende der Introduktion versprochen wird, seinen Gegenstand fortwährend verfolgen, und, wie wir hinzuwünschen, die Wissenschaft einmal mit einem Werke vollkommener Reife beschenken. Indessen wollen wir wenigstens dasjenige anzugeben suchen, was er nach unserm Erachten angestrebt hat, was aber durchaus noch nicht als ein bestimmtes Resultat betrachtet werden kann.

Bennati hatte schon im Jahre 1821 durch Gallini, Professor der Physiologie an der Universität von Padua, der dortigen Academie seine Ideen über die Kehlstimme und Oberkehlstimme (*voix laryngienne et surlaryngienne*) (letzteres bedeutet unsere Fistelstimme), ferner seine Ansicht über die zwei Register der menschlichen Stimme, communicirt. Seitdem beschäftigte er sich mit diesem Gegenstande durch zwölf Jahre bis er im Jahre 1829 mit Deleau's merkwürdigen Versuchen bekannt wurde, wonach ein in den innern Rachenraum mittelst einer Röhre durch die Nase eingeführter Luftstrom, bei sonst stimmloser Bewegung der Sprachwerkzeuge, eine Lispelrede zu unterhalten vermag. Bei Wiederholung des Versuches, als er zufällig seine Stimme mit dem Sausen jenes Luftstroms vereinigte, liefs sich ein Doppelschall und ferner eine deutliche Doppelrede vernehmen. Dies mag ihn in der schon früher gebildeten Ansicht bestärkt haben, dafs auch ohne wirkliches Tönen der Stimmritze im Oberkehlraume ein Schall erzeugt werden könne. Er geht von dem Satze aus, dafs der Kehlkopf, er mag gehoben werden mit gleichzeitiger Verengerung der Stimmritze, wie es bei höheren Tönen der Fall ist, oder er mag herabgezogen, und die Stimmritze erweitert werden, dieses in solchen Grenzen geschehe, dafs damit der grofse Umfang der menschlichen Stimme nicht erklärt werden könnte, und dafs also aufser jenen Bedingungen noch andere vorhanden sein müfsten. Diese setzt er nun zum Theil, wenig-

stens für die Fistelstimme, in die Bewegungen des hintern Gaumensegels und in die dadurch bewirkten Raumveränderungen der Schlundhöhle, indem der Kehlkopf als ein Blasinstrument nur sekundär dazu beitrage. Ueber die Bewegungen des hintern Gaumensegels hat der Autor sehr vielfache Beobachtungen an den ausgezeichnetsten Sängerinnen und Sängern Europas angestellt, und dies ist wohl das Verdienstlichste seiner gegenwärtigen Arbeit, und er scheint auf das daraus hervorgehende Resultat den Hauptwerth seiner Arbeit zu legen, „dafs nämlich nicht blofs die Muskeln des Larynx es sind, welche zur Modulirung der Töne der Gesangstimme dienen, sondern auch die des Zungenbeins, der Zunge, und jene des obern, vordern und hintern Theils der Stimmröhre, ohne deren gleichzeitige und angemessen kombinirte Beihülfe die dem Gesang nothwendige Weise der Modulation nicht Statt finden könne." Man sieht aus diesem Resultat, welches überdies, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, den Anspruch auf Neuheit kaum machen kann, dafs die empirischen Data den Autor zur wahren Theorie noch nicht geführt haben. Wenn diese einmal vollkommen gelingen wird, so wird man wohl auf des Autors Beobachtungen Rücksicht nehmen, es wird aber auf einem ganz andern Felde als dem der biologischen Beobachtung zu Stande kommen müssen, nämlich dem der Physik, wie schon Savart, auf dem besten Wege dazu ist.

Das Uebrige der Schrift enthält noch zwei Reklamationen gegen Gerdy und gegen Malgaigne, und die Uebersetzung eines Kapitels über den Mechanismus der Stimme aus einem Buche des Amerikaners Dr. J. Rush, dessen Titel vom Autor blofs Französisch: *Philosophie de la voix humaine* angegeben wird, worüber jedoch sich weiter auszulassen hier nicht mehr der Raum ist. Wir wollen nur noch bemerken, wie bei dergleichen physiologischen Beobachtungen und Experimenten etwas leicht für wesentlich gehalten werden kann, was nur beziehungsweise gilt, oder gar zufällig ist. So hält Bennati eine angemessene Erhebung des Kehlkopfs und des Zungenbeins für jeden bestimmten Ton für nothwendig, und doch kann man bei konstanter Fixirung beider eine ganze Tonskala und darüber bei jeder beliebigen Erhöhung oder Senkung der Kehle ertönen lassen. Eben so wenig ist die Gestalt der Zunge bei tiefen und hohen Tönen, in der natürlichen und Fistelstimme etwas wesentliches; man kann ihr willkürlich jede nur sonst mögliche Gestalt geben, ohne dafs am Tone, den *timbre* etwa ausgenommen, etwas geändert würde. Der Unterschied, den Malgaigne aufstellt, dafs bei der natürlichen Stimme die Mund- und Nasenhöhle der Luft freien Durchgang lassen, bei der Fistelstimme letztere verschlossen sei, kann gleichfalls nicht gelten, indem jede dieser Stimmen unter beiderlei Bedingungen ertönen kann. Bei allen diesen Tonerzeugungen hängen die angeführten Lagen der Stimmwerkzeuge blofs von der Gewohnheit des Individuums ab, und man mufs eben eine höchst entwickelte Freiheit des Organs selbst besitzen, um nicht getäuscht zu werden und das wesentliche mit dem zufälligen zu vermengen. Mit dem Verschwinden (*effacement*) des Zäpfchens, davon Bennati sowohl als Gerdy sprechen, beim Angeben sehr hoher Fisteltöne hat es eine ganz eigene Bewandtnifs; dasselbe erigirt sich nämlich, und stellt sich, wie auch Dzondi bemerkt, horizontal mit der Spitze nach hinten, so dafs es bei allmäliger Erhebung den Schein hat, wie wenn es sich verkürzte, und endlich ganz verschwände.

Beinahe zu gleicher Zeit mit den Französischen Naturforschern und unabhängig von ihnen, hat Dzondi seine Untersuchungen über die Funktionen des weichen Gaumens angestellt. Sein Hauptverdienst besteht darin, dafs er die Selbstständigkeit der hintern Gaumensegel in ihrer Bildung und Verrichtung genauer und klarer dargestellt hat, als es bisher sonst irgendwo geschehen ist.

Der Hauptversuch, oder Demonstration, besteht darin, dafs man die Zunge so viel als möglich aus dem weit offenen Munde hervorstreckt, und nun die veränderte Lage der vordern und hintern Gaumensäulen gegen einander beobachtet. Wenn man überdies die Zunge dabei dreht oder zur Seite bewegt, so wird die Unabhängigkeit beider noch mehr in die Augen fallen, indem die vordern auf mannigfache Weise mit der Zunge ihre Lage verändern, indefs die hintern, wenn sonst der weiche Gaumen in Ruhe bleibt, unverrückt bleiben. Dies alles würde zwar schon aus der anatomischen Betrachtung der Theile hervorgehen, wird aber erst durch den angeführten Versuch *in vivo* vollkommen einleuchtend. Der andere Versuch besteht in der Beobachtung der Bewegungen des weichen Gaumens und der hintern Gaumensegel während des leeren Schlingens bei offenem Munde, wobei sich zeigt, dafs die Säulen des letztern bis beinahe zu völli- sich ... Schlie-

fnung einander nähern, welche Spalte ferner noch durch das Zäpfchen bedeckt wird. Dieselben Bewegungen und die dabei Statt findende Spannung werden auch durch Einbringung des Daumens in die Mundhöhle und Anlegen der Hohlhandfläche desselben gegen den weichen Gaumen beobachtet. Endlich hat er auch die Erhebung des Zäpfchens mit der Spitze nach hinten bei hohen Tönen richtig bemerkt, und sie nicht, wie die Französischen Forscher, für eine Verkürzung oder gar ein Verschwinden derselben ausgegeben.

Für alle diese Beobachtungen sind Abbildungen beigegeben, welche die Sache hinreichend aufklären, es ist jedoch jedem, der sich näher dafür interessirt, zu rathen, die Versuche und Beobachtungen an sich selbst oder Andern anzustellen. Dzondi hat nun die auf solche Weise gemachten Erfahrungen, mit Berücksichtigung der anatomischen Data, zur Erklärung der Vorgänge beim Schlingen und beim Erbrechen in Anwendung gebracht, auch hat er ganz richtig auf die Mitwirkung des hintern Gaumensegels beim Hervorbringen der tiefern Gaumenbuchstaben, namentlich der Semitischen Sprachen, aufmerksam gemacht. Dies wäre die gelungene Partie seiner Arbeit. Es findet sich aber auch eine mifslungene in dieser Schrift.

Er hat sich durch die Okularinspektion des weichen Gaumens, wobei der Rand des hintern Gaumensegels sammt dem Zäpfchen bei allen Bewegungen desselben von der hintern Wand des Schlundes absteht und frei herabzuhängen scheint, zu der Behauptung verleiten lassen, dafs der weiche Gaumen nicht geeignet ist, die Oeffnung der Choanen zu schliefsen. Man kann sich jedoch von der Falschheit dieser Behauptung durch das oben beschriebene Einbringen des Daumens leicht überzeugen, wenn man nicht schon durch das unmittelbare Gefühl der freiwilligen Bewegungen des *Velum* vom Gegentheil überzeugt sein sollte. Dafs eine solche Ansicht auf die Erklärungen der Funktion des Gaumens beim Athmen, beim Sprechen, Singen, Schnarchen, Rückschneuzen (wie es der Autor nennt) nicht ohne beirrenden Einflufs sein konnte, versteht sich von selbst, und liefse sich durch kritisirende Anmerkungen weitläuftig ausführen. Wahrscheinlich ist Dzondi von dieser Ansicht längst zurückgekommen, und es ist zu wünschen, dafs er seine bessere Ueberzeugung mit neuen Beobachtungen vermehrt bei Gelegenheit an den Tag lege.

Purkinje.

XXXI.

Ausführliche Grammatik der Lateinischen Sprache zum Schulgebrauche. Von August Grotefend. — 1. *Th. Die Lehre vom Worte.* 1829. *XVI und* 222 *S.* — 2. *Th. Die Lehre vom Satze.* 1830. *XVI und* 517 *S.* — *(Ein dritter Theil wird die Lehre von der Rede enthalten.)* — *Hannover, bei Hahn.*

Die bisherigen Verfasser Lateinischer Grammatiken haben sich meist darauf beschränkt, eine übersichtlich und bequem geordnete Aufführung und verständige Auseinandersetzung und Erklärung der Spracherscheinungen im Dienste, und als Mittel für den philologischen Zweck einer gründlichen Exegese und Kritik der Römischen Schriftsteller, so wie für den Zweck eigner Komposition in der fremden Sprache zu geben. Von Herrn August Grotefend liefs sich nach seinen frühern Arbeiten im voraus vermuthen, dafs er bei Bearbeitung einer Latein. Grammatik, mit jener allerdings höchst verdienstlichen, aber doch, vom wahrhaften grammatischen Standpunkte aus betrachtet, nur untergeordneten Behandlungsweise sich nicht begnügend, die Sprache um ihrer selbst willen in ihrer Gliederung und Entfaltung darzulegen versuchen werde. In dieser Erwartung finden wir uns auch nicht getäuscht; denn, wenn gleich Hr. G. seinem Werke die Bestimmung für den Schulgebrauch gab, so hat er defshalb doch keineswegs eine strenger wissenschaftliche Haltung ganz aufgegeben, — vielmehr gilt ihm gerade eine solche für den pädagogischen Zweck mit Recht für höchst wichtig, — sondern nur, freilich nicht überall mit Glück, modificirt. Diese praktische Tendenz des Buches bei Seite lassend, beachten wir es dem Charakter dieser Blätter gemäfs, nur nach seiner wissenschaftlichen Bedeutung. Und diese hat es unstreitig in hohem Maafse, so dafs es sicher das Studium der Latein. Sprache gar sehr fördern wird.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Ausführliche Grammatik der Lateinischen Sprache zum Schulgebrauche. Von August Grotefend. Erster und zweiter Theil.

(Schluſs.)

In dem Verf. vereinigt sich mit einer die gewöhnliche weit übersteigenden Kenntniſs dessen, was, besonders auch in neuester Zeit, theils unmittelbar, theils durch die allgemeinen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen von Herling und Becker mittelbar, für Ergründung der Lateinischen Sprache geleistet worden ist, ein begeistertes Gefühl für die geistige Lebendigkeit der Sprache, eindringender Scharfsinn, weiter Umblick, kühne Kombination, heller Blick für die charakteristische Physiognomie der Sprachen, endlich die Gabe klarer und scharfer Darstellung. Freilich wird dieser reichen Begabung durch gar manchen Mangel (wovon weiter unten) Eintrag gethan, auch ist sie nicht überall in gleichem Maſse wirksam; demungeachtet — kann es nur einen Augenblick zweifelhaft sein, daſs aus dem Zusammentreffen so mannichfacher günstiger Bedingungen ein reiches, höchst eigenthümliches, vielseitig anregendes Werk sich ergeben muſste? Aber daſs die erst jetzt recht hoch gestellte Aufgabe schon so weit gelöst würde, daſs nur noch etwa für den innern Ausbau des Gebäudes etwas zu thun übrig bliebe, vor der Nothwendigkeit weiteres Umbaues aber dasselbe gesichert wäre, das muſste schon der gegenwärtige, durch und durch gährende Zustand der Lateinischen Grammatik, welche nur durch eine Reihe tüchtiger Monographieen, wie sie noch nicht sehr zahlreich vorhanden sind, ihrer neuen Gestaltung entgegenreifen kann, schlechterdings unmöglich machen. — Das vorliegende Werk nun genauer durchzugehen, gebricht uns hier durchaus der Raum; wir müssen uns begnügen, alles Detail ganz bei Seite lassend, nur einige der wichtigsten Punkte zu berühren, wobei wir den Verf. nicht zu verletzen glauben, wenn wir, auf beschränktem Raume Tadel und Lob gleich ausführlich zu begründen auſser Stande, vorzüglich Mängel seines Werks hervorheben.

Der etymologische Theil ist für die Wissenschaft von geringerer Bedeutung. Zwar hat der Verf. sich nicht begnügt, die Formen nur nebeneinander aufzuzählen, sondern ist mit Geist und Kühnheit in viele noch immer dunkle Gegenden dieses Gebiets vorgedrungen; aber indem sich mit den subjektiven Hülfsmitteln, welche nur wenige Grammatiker in reicherer Fülle in sich tragen, nicht auch eine genaue Kenntniſs der breitern objektiven Basis, welche diesen Forschungen durch Bopp und Grimm und die von beiden Meistern gegründete Schule zu Theil geworden ist, und der tief eindringenden Erörterungen W. v. Humboldt's verbindet, so befindet sich der Verf. nur zu oft auf weit weniger sicherem Boden, als er im Selbstgefühle seiner Kraft glauben mag. Wir sehen ihn hier mehrfach (z. B. I. S. 147. und 148.) Becker folgen, wo er nicht folgen sollte; umgekehrt giebt es in der Syntax Stellen, wo er Becker und Herling hätte folgen sollen, aber statt dessen einen ziemlich weit von dem Rechten abführenden Seitenweg einschlägt. Mit dem Gesagten müssen wir den ersten Theil verlassen, indem wir nur noch einen (freilich vom Verf. selbst 2. Th. S. VII. nicht standhaft genug vertheidigten) Vorzug desselben hervorheben, daſs darin, nach Herling's und Becker's Vorgange, endlich einmal auch in der Latein. Sprache dem Verbum sein Recht geworden, indem es seinem Begriffe gemäſs, als nicht bloſs ein Glied eines Satzes, sondern einen ganzen Satz ausdrückend, an die Spitze der Formenlehre gestellt ist, eine Anordnung, die, wie Ref. sich nicht enthalten kann zu bemerken, auch ihm schon bei mehrfältigen Versuchen als die zugleich einzig und allein wahrhaft *praktische* sich bewährt hat.

Die Syntax einer Sprache ist ihrer Natur nach, wenn gleich nicht so unabhängig von der Kenntniſs

aller verwandten Sprachen, als Viele, zum Theil, wie sich aus seiner Casustheorie ergiebt, unser Verf. selbst, glauben mögen, doch weit weniger dadurch bedingt als die Laut- und Formenlehre. So erblicken wir sie denn auch bei Hrn. Grotefend entschieden gereifter als diese. Was wir jedoch noch darin vermissen, ist die rechte und volle Verarbeitung der verschiedenartigen Ansichten, welche keineswegs immer, wie es wohl den Anschein haben kann, und wie sie selbst zunächst ihre Stellung zu einander nehmen, einander unbedingt ausschliefsen, sondern oft eine Kombination, welche zugleich die wahre Kritik derselben enthalten würde, zulassen, ja fordern. Hrn. Grotefend's Ansichten berühren sich vielfach mit den von den scharfsinnigsten Männern in neuerer Zeit ausgesprochenen gegen einander streitenden, aber nicht so, dafs er nun etwas wissenschaftlich ganz Gesichertes giebt, als vielmehr so, dafs er der noch zu lösenden Aufgabe der Verarbeitung der gegenwärtigen Leistungen durch seine eigenen noch neue Elemente darbietet. So ist zwar die Casuslehre mit ganz besonderer Liebe gearbeitet, mit grofser Bündigkeit und Stetigkeit entwickelt, und am Schlusse (S. 310—312.) mit der eindringendsten Kraft und einschmeichelndsten Wärme der Darstellung und mit tiefem historischen Geiste zusammengefafst; wir bewundern die glänzende Kombination, mit welcher die Genera und die drei Casus Genitiv, Dativ und Accusativ in eine innerliche Beziehung gesetzt sind, und so der Ansicht, welche die letztern als Ausdrücke von Kausalitätsverhältnissen betrachtet, durch die concretere Fassung dieser allerdings sonst für das erste Sprachzeitalter viel zu abstracten Verhältnisse eine bedeutende Stütze verliehen ist. (Der Genitiv stellt nämlich nach dem Verf. den Gegenstand als zeugend, männlich die Thätigkeit veranlassend, dar, der Dativ denselben als empfangend, weiblich die Thätigkeit zulassend, und der Accusativ als gezeugt, sächlich durch die Thätigkeit hervorgebracht). Aber einseitig scheint uns diese Theorie doch, so lange sie nicht mit der entgegenstehenden Wüllnerschen, nach welcher jene Casus nur Ausdrücke für die Richtungsverhältnisse: Woher, Wo, Wohin, sind, kombinirt, und auf diese Weise eine der von Becker schon in seinem Organismus der Sprache gegebenen Darstellung verwandte gefunden wird. Beide Anschauungsweisen, die von Grotefend, so wie die von Wüllner als ursprüngliche geltend gemachte, müssen wohl als analoge gleichermafsen festgehalten, aber keine derselben darf der andern durch gänzliche Zurückführung auf dieselbe, die auch ohne Künstelei und Zwang gar nicht möglich ist, geopfert werden; sie fallen im Genitiv mehr zusammen, sie treten in dem doppelten Gebrauch des Accusativs für das Hervorgebrachte (mit welchem Wüllner nicht recht fertig werden kann), und für das Ziel (das umgekehrt Hrn. Grotefend sich nicht recht fügen will) aus einander. Wir finden auch in dieser ursprünglichen Doppelseitigkeit der Bedeutung der genannten drei Casus durchaus nichts befremdendes. Denn wenn einestheils für die Phantasie die der Genusunterscheidung analoge Auffassung der Kausalität unter einer dem Geiste in seinem Naturleben sich von selbst darbietenden concreten Form allerdings ganz nahe lag, was berechtigt uns deshalb, jene Phantasie als so durch und durch innerlich zu denken, dafs sie die doch auch sich ihr darbietenden *Richtungs*verhältnisse gar nicht als solche und nach ihrer Aeufserlichkeit sich vorgestellt hätte? — Uebrigens schliefst diese doppelte Verwendung der genannten Casus keineswegs das ursprüngliche Bestehn auch solcher, welche nur für die *eine* Art jener Kategorieen bestimmt waren, aus; und so können wir die zu ausschliefsende Vorliebe des Vfs. für jene *Casus obliqui*, die ihm für die in der ersten Periode *schlechterdings*, aber auch *allein* nothwendigen gelten, nicht billigen; ein Locativus wenigstens, wenn man auch die Herleitung des Ablativs aus dem Dativ, bei dem Verf. aus dem Genitiv (S. 304.), sich gefallen lassen wollte und dürfte, ist ja im ältesten Lateinisch dagewesen; ja er hat diese seine frühere vom Vf. geläugnete Existenz gerade in der Rache bewiesen, die er für diese Geringschätzung an demselben dadurch genommen hat, dafs er den Verf. bei der Konstruktion der Städtenamen (S. 307.) wo nun ohne ihn einmal gar nicht auszukommen ist, zu den entsetzlichsten Spitzfindigkeiten nöthigt. Wir unserstheils halten ihn gar hoch in Ehren, den lieben Localis, weil er gerade vorzugsweise es ist, der die altklassische Schule der Philologen zur Anerkennung der Sanskritstudien bewegt. Man sehe nur die vortreffliche Auseinandersetzung von Hoffmann in Jahn's Jahrbb. f. Philol. u. Pädag. 1828. 2. Band, S. 18 u. f.

In der Lehre vom Verbum behandelt der Vf. die zusammengesetzten Verbalformen in einem besondern Kapitel. Von der apriorischen Feststellung einer, mit

mathematischer Kombination auskalkulirten Zahl von Temporibus, fühlen auch wir uns nicht sonderlich erbaut; auch ist es allerdings gar nicht gleichgültig, ob eine grammatische Form durch Umschreibung oder durch einfache (d. h. einfach *gewordene*) Formen bezeichnet wird; allein die Nothwendigkeit gänzlicher Auseinanderstellung der nicht umschriebnen und der umschriebnen Tempora, scheint uns mit nichten daraus zu folgen; vielmehr gewinnt es beim Verf. dadurch den Anschein, als ob *legens sum*, *lecturus sum*, *lectus sum*, (*legendus sum*) alle gleich üblich gewesen wären, und *für den Gebrauch der Sprechenden* gleich sehr nur die Bedeutung von periphrastischen Verbalformen gehabt hätten, da doch in der That *legens sum* gar nicht eine zusammengesetzte Verbalform genannt werden kann, weil darin *legens* einem Adjectiv gleich ist und für ein fehlendes Adjectiv steht, wogegen *lecturus* unn *lectus sum* zum Ersatz für fehlende einfache Verbalformen dienen, und zumal *lectus sum*, als dem *legi* parallel, auch dem Charakter und der Wirkung einer einfachen sich sehr nähert. Der natürlichste Weg ist der von Billroth in seiner Latein. Syntax (Leipzig 1832) eingeschlagne, wodurch der abstracte Charakter der für den juristisch-militärischen Geschäftsgebrauch ganz durchgebildeten Römischen Sprache recht hervortritt.

Eben demselben müssen wir in der Auffassung des Conjunctivs den Vorzug vor Hrn. Grot. geben. In der That ist diese Partie wohl die schwächste des ganzen Werkes. Es ist uns unerklärlich, wie der Verf. nach Herling's Erörterungen in dem 3. Stück der Abhandl. des Frankfurt. Gelehrtenvereins in dem Conjunctiv immer noch nur den Ausdruck der Kategorie der Möglichkeit (Hr. Grot. fügt noch die der Nothwendigkeit hinzu, vergl. Becker's Deutsche Gramm. S. 118.) hat erblicken können; das ganze Heer von Hülfswörtern: *mögen*, *dürfen*, *können*; *sollen*, *müssen*, *wollen*, wird aufgeboten, um den proteusartigen, leicht entschlüpfenden Feind deso sicherer zu fangen; aber alle diese Bestimmungen sind theils zu bestimmt, und drücken dann nur mit ihrer Last das leichte, geistige Wesen des Conjunctivs, theils doch nicht bestimmt und erschöpfend genug, so dafs gerade die eigentliche Individualität des genannten Modus unbegriffen zurückbleibt. Der Optativ, (wohl die historisch erste Gebrauchsweise des Conjunctivs) ist er nicht etwas viel concreteres und individuelleres, als auch das ihm von jenen Hülfsverbis noch am nächsten kommende: „*mögen*"? Auch mufs man ja gerade das Hülfsverbum selbst, um z. B. *deus bene vertat* wahrhaft treu zu übersetzen, in den Conjunctiv stellen; denn durch eine Uebersetzung mit dem Indicativ ginge die subjektive Intension des Willens verloren; *vertat* ist warm und inbrünstig; *Gott mag helfen* wäre kalt, gleichgültig, resignirend. — *Moriar, si* . . . ist durch: *ich will des Todes sein* (S. 145.) untreu übersetzt; die energische Färbung jenes Ausdrucks, in welchem der Sprechende von aufsen her die Strafe über sich herbeiruft, geht hier im Deutschen zwar nicht verloren, wird aber nicht treu wiedergegeben, sondern durch eine andere Wendung ersetzt. — Und der Gebrauch des Conjunctivs in der *oratio obliqua*, der sich später in aller Unschuld unter der Firma der Möglichkeit mit einschleichen will, während gerade der ganze Modus, als den in sich reflectirten Gedanken darstellend, (der Vf. selbst tritt dem Richtigen nahe, S. 387. „die noch irgend eine Zwischenvorstellung gestaltet") *modus obliquus* genannt werden könnte, ist er nicht etwas von der Möglichkeitsbezeichnung himmelweit verschiedenes? — Auch sonst noch hätten wir an der Behandlung des Conjunctivs manches auszusetzen; wir bemerken nur, dafs die Art, wie der Verf. Etzler's allerdings beachtenswerthe Bemerkungen gestattete, uns nicht die richtige scheint, und dafs mit einer erkünstelten Einfachheit, wie in §. 341., aus dem sich sogar die Möglichkeit grundfalscher Fügungen, z. B. des Plusquamperf. Conj. im nicht konditionalen Sinne nach dem Präsens Indicat., folgern liefse, die Vielseitigkeit und Feinheit in der Verwendung des Conjunctivs sich der Wissenschaft nicht unterwerfen lassen. Noch ist die Inkonsequenz der Methode in dieser Lehre, gehalten gegen die von den Casibus, bemerklich zu machen, insofern in letzterer mit Recht psychologisch, in der erstern aber (abstract) logisch zu Werke gegangen wird. — Fehler, wie die angeführten, rühren wohl zuletzt daher, dafs des Verfs. Sprachphilosophie überhaupt noch nicht recht zusammenhängend und gerundet ist; wir finden in manchen wichtigen Punkten einen etwas beschränkten Blick, in andern ein unsicheres Schwanken, noch in andern eine gewisse Uebereilung. In jeder dieser Hinsichten ein Beispiel. Der Verf. gelangt nicht, wenn er auch S. 119. mit einem „*gewissermafsen*", einem Worte, dem wir überhaupt zu oft in der neuern Sprachphilosophie begegnen, der richtigen Ansicht näher tritt, zur Erkenntnifs der *syn*-

taktischen Bedeutung des Adjectivs und des Substantivs, indem er seine allerdings etwas ganz richtiges enthaltende Definition beider (I, S. 41. ferner S. 68. und 69.) nicht mit der Ansicht, welche in dem Substantive das Subjectwort, und in dem Adjective das Prädicatwort erkennt, — eine Bedeutung, welche beide auch im Wortgefüge, z. B. *arbor viridis*, beibehalten — kombinirt, sondern einseitig und ausschliefslich festhält. — Das für die neueste Sprachphilosophie — fast möchten wir sagen: verhängnifsvolle Pronomen erklärt der Verfasser bald ganz richtig als Bezeichnung *eines Gegenstandes* in blofs deutender Weise, (s. z. B. I. S. 67.) bald wieder als blofsen Ausdruck von Beziehungen, also als Formwort, (s. I. S. 12. 14. 113.). Auch Becker mufs durch die Unmöglichkeit, seine falsche Definition des Pronomens festzuhalten, und durch das daraus hervorgehende vielfache Schwanken in seinen Büchern unwillkürlich der Wahrheit die Ehre geben. — Die Copula ist dem Verfasser kein wesentlicher Theil des Satzes (II. S. 280.). Der Verfasser, der doch sonst selbst (z. B. S. 173.) das Logische zwar unterscheidet vom Grammatischen, aber deshalb doch nicht ganz fallen läfst, hat hier nicht bedacht, dafs die Copula logisch allerdings ein wesentlicher, ja gerade der eigentlich charakteristische Theil des Satzes ist, ohne den statt eines solchen nur ein Wortgefüge da sein würde; nach S. 1. II. beim Verfasser wäre freilich auch *arbor viridis* ein Satz zu nennen, was er doch nicht hat sagen wollen. Aber auch grammatisch ist die Copula vorhanden, ursprünglich zwar blofs negativ, indem die nur neben einander gestellten materialen Elemente des Satzes, das Pronomen und der participial gedachte Verbalstamm, noch für nichts andres als für einen Satz gehalten werden konnten, indem das Wortgefüge nur ein sekundäres, aus dem einfachen Satze erst hervorgehendes, syntaktisches Produkt ist; späterhin aber ist die Copula freilich nicht, was ganz begreiflich ist, da sie etwas rein formales bezeichnet, in einem *materialen* Lautgebilde vorhanden, (*est* hält doch wohl Niemand mehr für reine Copula!) sondern in einem, selbst ganz geistigen phonetischen Ausdrucke, in dem Accente, der durch die eigenthümliche Zusammenschmelzung der beiden materiellen Elemente des Verbs und Satzes, nämlich des das Prädicat ausdrückenden Stammes und der das Subject ausdrückenden Personalendung, den *Schein* des auch materiellen Vorhandenseins von noch einem Dritten, der Copula, hervorbringt, und so auch das geistigere Interesse dessen befriedigt, der sein Denken in der Sprache ganz will abgedrückt sehen. —

Ueber die *Anordnung* der Syntax, welche sehr abweichend von der üblichen ausgefallen ist, finden wir hier nur noch Raum zu der Bemerkung, dafs die vom Verfasser in der Lehre vom einfachen Satze wider seine bessere wissenschaftliche Ansicht, und nur aus praktischen, uns jedoch nicht im mindesten einleuchtenden, Gründen (1. Th. S. XIV.; 2. Th. §. VI.) gewählte Anordnung die Nachtheile der herkömmlichen, nicht in syntaktischem Geiste und von syntaktischem Standpunkte, sondern von Unterschieden und Bestimmungen der Flexionslehre aus entworfenen Aufstellung theilt, und den Verfasser mehrfältig, um nur das Unrichtige und Schiefe in den zur Bezeichnung des Ganges gewählten Ueberschriften der Kapitel zu verbergen, bei Abfassung der Regeln selbst zu arger Unbestimmtheit gezwungen hat. So gleich S. 6. „Jedes Nomen" (wir fragen nur: also auch das Adjectivum? aber das *Pronomen substantivum* nicht?) „steht als Objekt eines Verbs in einem *Casus obliquus*". — Die Lehre von der Satzverbindung wird in einer der Herlingischen und Becker'schen verwandten Weise behandelt, wobei freilich, indem der Verfasser den analogen Weg beim einfachen Satze einzuschlagen für praktisch bedenklich hielt, Inkonsequenz der Anlage und Disposition und statt des schönen und wahrhaft wohlthuenden Parallelismus, der sich bei Herling und Becker findet, eine störende Divergenz eintritt. Die Abweichungen aber in der Theorie des Verfassers über das Satzgefüge von der Herlingischen und Beckerschen Lehre können wir keineswegs für die Aenderungen gelten lassen, deren dieselbe allerdings noch zu bedürfen scheint.

Und hiermit — schliefsen wir nicht, sondern brechen wir ab, damit getröstet, dafs wir auf das seiner vielfachen Mängel ungeachtet ausgezeichnete Werk noch oft genug anderwärts zurückkommen werden.

Robert Heinrich **Hiecke**.

№ 45.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

XXXII.

Handbuch der analytischen Chemie von Heinrich Rose. 2te Auflage: Bd. I. die Lehre von den qualitativen chemisch-analytischen Untersuchungen. XII. und 600. *Bd. II. die Lehre von den quantitativen chemisch-analytischen Untersuchungen. Berlin* 1831. *IV. u.* 743. 8.

Wenn die Chemie überhaupt die Eigenschaften der einfachen sowohl als der zusammengesetzten Körper und die Gesetze, nach welchen sie auf einander einwirken zu ihrem Gegenstande hat, so wendet die analytische Chemie diese Eigenschaften und Wechselwirkungen dazu an, die zusammengesetzten Körper in ihre Bestandtheile zu zerlegen und das Gewicht dieser Bestandtheile oder das Verhältniſs der Zusammensezzung näher zu bestimmen. Bei der Zersetzung eines Körpers zu diesem Zwecke, muſs daher zunächst die Natur seiner Bestandtheile — qualitativ — ausgemittelt werden, ehe die quantitative Untersuchung vorgenommen werden kann. Um jenes zu bewirken, wird der Körper in Wechselwirkung mit andern gesetzt, um dadurch Erscheinungen hervorzubringen, die charakteristisch für die einzelnen Bestandtheile sind, die man in denselben vermuthet, und durch welche, je nachdem sie erfolgen oder ausbleiben, die Anwesenheit oder Abwesenheit der einzelnen Bestandtheile und somit die Natur des Körpers erkannt wird. Die zu diesem Behufe angewandten Körper heiſsen Reagentien. Um die dergestalt erkannten Bestandtheile quantitativ zu bestimmen, werden entweder dieselben Reagentien, welche zur qualitativen Ausmittelung der Bestandtheile gedient haben, angewandt, wenn sie entweder den einzelnen Bestandtheil isolirt darstellen, oder damit Produkte bilden, deren Gewicht genau bestimmt und aus diesem das des einzelnen Bestandtheils berechnet werden kann, oder es müssen, wenn das erhaltene Produkt keine solche genaue Bestimmung zuläſst, die dergestalt erhaltenen Produkte von neuem mit anderen Körpern verbunden — aufgelöst — werden, welche Verbindung durch anderweitige Reagentien wieder zersetzt wird, und das so lange, bis eine Verbindung, Auflösung, erhalten wird, aus welcher durch bestimmte Reagentien entweder eine genaue Trennung und Isolirung der einzelnen Bestandtheile oder eine solche Verbindung derselben mit dem Reagens bewirkt werden kann, aus deren Gewicht das des erhaltenen Bestandtheils sich ergiebt. Dieser Proceſs erfordert daher auſser der immer gegenwärtigen vollständigen Kenntniſs von den Eigenschaften sowohl der einfachen Stoffe als der einfachen Verbindungen, so wie ihres wechselseitigen Verhaltens die sorgfältigste Beobachtung und Beurtheilung der Erscheinungen, die gröſste Genauigkeit im Experimentiren, so wie Scharfsinn in der Wahl der Anwendungsart und der Aufeinanderfolge derjenigen Mittel, durch welche das angegebene Ziel zu erreichen ist. Es ist nach dem angegebenen einleuchtend, daſs nach der verschiedenen Natur des Körpers, d. h. nach den verschiedenen Bestandtheilen, aus denen er zusammengesetzt ist, auch der Gang der Untersuchung verschieden sein wird. Eben so ist es klar, daſs das Ergebniſs der Analyse immer nur denjenigen Grad der Genauigkeit zeigen wird, den der jedesmalige Standpunkt der Wissenschaft zuläſst, und daſs demnach, so wie eine solche Untersuchung in dem aufgestellten Umfang nur erst bei einer bestimmten Entwickelungsstufe der Wissenschaft möglich ist, wir auch, nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft, bei der Vollkommenheit der Apparate, den groſsen Fortschritten, welche die Chemie in den letzten Decennien gemacht hat, und der auf das vollkommenste begründeten Proportionslehre annehmen zu können glauben, die Analyse der Körper auf den höch-

sten Grad der Vollkommenheit gebracht zu haben. Wenn sich hierin auch eine Befangenheit in der gegenwärtigen Art und Weise die Körper und ihre Bestandtheile anzusehen ausspricht, und selbst auf empirischem Wege schon dadurch leicht gezeigt werden kann, dafs wir mit nichten die Ueberzeugung haben können, alle Stoffe, die wir gegenwärtig als einfach betrachten, würden sich auch in der Folge als solche bewähren, so ist es doch sicher, dafs in Beziehung zu der früheren der gegenwärtigen Analyse der höchste Grad der Vollkommenheit zuerkannt werden mufs.

So wie die Analyse selbst, so sind auch die Schriften darüber dem jedesmaligen Standpunkte der Wissenschaften entsprechend. Sie enthalten bis auf die der neuesten Zeit aufser den allgemeinen Vorschriften, die auf die Vorbereitung der Körper zum Analysiren, so wie auf die einzelnen Operationen, Durchfiltriren, Aussüfsen u. s. w. sich beziehen, nur die Darstellung des Verfahrens, dessen sich die Verf. zur Untersuchung des einen oder des andern Körpers bedient haben, wie dieses von Klaproth, Vauquelin, Buchholz, Stromeyer u. s. w. geschehen ist. In der neuesten Zeit kam Pfaff zuerst dem allgemein gefühlten Bedürfnisse entgegen, alle diese Vorschriften zum Analysiren im Allgemeinen mit dem besonderen Verfahren der bereits analysirten einzelnen Körper in ein Ganzes zu vereinen. Und wie zeitgemäfs dieses Unternehmen war, ergiebt sich daraus, dafs schon nach Verlauf von drei Jahren eine 2te Auflage seines Werkes nothwendig geworden ist. Pfaff setzte nur die allgemeinsten chemischen Kenntnisse voraus, — er hat sein Werk nach einer früher gebräuchlichen und unverfänglichen Art für Chemiker, Staats-Aerzte, Apotheker, Oekonomen und Bergwerkskundige bestimmt. — Daher schickt er nach der Geschichte und Litteratur auch die umständliche Lehre von den Reagentien, von den analytischen Operationen, den dazu nöthigen Geräthschaften u. dgl. den eigentlichen Vorschriften zur Zerlegung der einzelnen Körper voraus. Aber so schätzbar dieses Werk auch in litterärischer und mancher andern Beziehung war, so entsprach es doch nicht vollkommen dem Bedürfnifs der Chemiker vom Fach, die eine systematische Zusammenstellung derjenigen Verfahrungsarten forderten, nach welchen *jeder Stoff* in der Verbindung mit *jedem andern* erkannt und abgeschieden werden könne. Diese Aufgabe konnte natürlich nur von einem in analytischen Untersuchungen sehr geübten und gründlichen Chemiker gelöst werden, wie solches in dem vorliegenden Werke von dem Vf. auf eine unübertreffliche Art geschehen ist. In diesem Werke, welches, ohne dafs es auf dem Titel bezeichnet ist, für Alle bestimmt ist, welche sich gründlich mit analytischer Chemie beschäftigen wollen, bleibt alles unerwähnt, was der Vf. als zu dem eigentlichen Zwecke nicht gehörig, wie Geschichte, Litteratur, oder als bekannt bei seinen Lesern voraussetzt, wie die Lehre von den Reagentien u. dgl.

Der Inhalt ist folgender: In der 1sten Abtheilung des Isten Bandes werden die charakteristischen Kennzeichen der einfachen Substanzen und ihrer einfachen Verbindungen, oder ihr Verhalten gegen Reagentien abgehandelt, und zwar zuerst das der Basen von S. 4—161., dann das der Säuren von S. 161—358, beide die Säuren wie die Basen, sowohl im freien als gebundenen Zustande, und zuletzt der einfachen Stoffe von S. 358—398. In der 2ten Abtheilung wird eine Anleitung zu qualitativen Untersuchungen gegeben, und zwar werden zuerst (I) diejenigen Reagentien in kurzem aufgeführt, welche zu Untersuchungen der in Verbindungen häufig vorkommenden Bestandtheile angewandt werden; dann noch die, welche vorzüglich dazu dienen, um einzelne bei der Analyse ausgeschiedene Bestandtheile näher zu prüfen, oder seltene Substanzen zu untersuchen von S. 402—412. Die Zahl der erstern beschränkt der Verf. auf 24, die der letztern auf 28. Unter der Aufschrift (II) von den Apparaten, welchen kaum zwei Seiten gewidmet sind, läfst sich der Verf. nur umständlich über die sogenannten Reagentien-Röhren aus, — wenn ich nicht irre, sind sie zuerst von Guyton-Morveau eingeführt worden — zu deren Selbstverfertigung er sogar eine Anleitung giebt. Die übrigen unentbehrlichen Apparate werden nur erwähnt. Dann folgen (III) einige wenige allgemeine Regeln von S. 415—420.; und endlich (IV) die Anleitung zur qualitativen Untersuchung selbst, welche, je nachdem die Verbindung einfach, d. h. nur aus einer Base verbunden mit einer Säure (oder aus einem Metall verbunden mit einem nichtmetallischen Stoffe) oder zusammengesetzt, und je nachdem die eine oder die andere entweder im Wasser löslich oder unlöslich (oder schwer löslich) hingegen in Säuren auflöslich oder endlich auch in Säuren unlöslich (oder schwer löslich) ist, in sechs verschiedene Abschnitte (IV bis IX.) zerfällt, von S. 420—473., wobei jedoch

die Untersuchung sich keineswegs auf alle früher abgehandelten Bestandtheile, sondern nur auf eine bestimmte Anzahl der gewöhnlich vorkommenden beschränkt, und zwar auf 25 Basen, 6 Säuren und 3 nichtmetallische Stoffe, welche mit den Metallen der Basen verbunden, häufig in der Natur vorkommen.

Der Gang der Analyse, welchen der Verf. bei den einzelnen Abschnitten aufstellt, zerfällt in zwei Theile, um 1stens die Base oder das Metall und dann 2tens die Säure oder den nicht metallischen Körper aufzufinden. Um einen anschaulichen Begriff von diesem Gange der Untersuchung zu geben, möge der zur Auffindung der Base oder des Metalls unter den 25, welche in der Verbindung enthalten sein können, hier näher erwähnt werden.

Unter den verschiedenen Reagentien, welche auf Basen überhaupt charakteristisch einwirken, ist der Schwefelwasserstoff insofern das Vorzüglichste, als nach dem verschiedenen Verhalten desselben die Basen oder die Metalle derselben in verschiedene Abtheilungen zerfallen, je nachdem durch dasselbe ein Schwefelmetall gebildet wird oder nicht, je nachdem das gebildete aus der Auflösung niederfällt, oder aufgelöst bleibt, je nachdem dieses Bilden und Niederfallen des Schwefel-Metalls aus der sowohl neutralen als sauer, oder nur aus der neutralen Auflösung erfolgt, je nachdem die Farbe des gebildeten Schwefel-Metalls schwarz, braun, gelb oder weifs ist, und endlich je nachdem das niederfallende Schwefel-Metall in Schwefel-Ammonium auflöslich ist, oder nicht. Bei Anwendung dieses Reagens auf die saure oder neutrale Auflösung der zu untersuchenden Verbindung, zeigt die Wirkung sofort an, zu welcher Gruppe der Metalle das aufgelöste gehört, so dafs nach diesem Resultat die Base nicht mehr unter 25, sondern unter höchstens 6 oder 9 näher zu bestimmen ist, indem nur diese wenigen Basen entweder in vollkommen neutralen Salzen durch Schwefelwasserstoff keinen Niederschlag bilden, wie es mit den zu den Alkalien und Erden gehörigen Basen der Fall ist, oder eine ähnliche Anzahl zunächst nur im neutralen Zustande der Auflösung einen Niederschlag bilden, in sauern hingegen aufgelöst bleiben wird, während eine andere Anzahl auch im sauern Zustande eine Fällung bewirkt; in beiden letztern Fällen wird aber die Anzahl der Basen, unter welchen die gegenwärtige zu bestimmen ist, bedeutend beschränkt werden, wenn man zugleich 1stens die Farbe des gebildeten Niederschlages und 2tens das Verhalten desselben zu Schwefelammonium, und ob er sich in dieser Flüssigkeit auflösen läfst oder nicht, untersucht. Es wird dann gezeigt, wie aus dem früher aufgestellten Verhalten der einzelnen Basen zu den charakteristischen Reagentien unter der geringen Anzahl der möglich anwesenden die eigentlich gegenwärtige leicht erkannt werden kann.

In einem ferneren Abschnitt (X) von S. 473—493. wird eine Anleitung zur Untersuchung aller bekannten, unorganischen Bestandtheile aufgestellt; welche wieder in die Untersuchung der im Wasser löslichen und der im Wasser unlöslichen Substanzen zerfällt.

In dem XI. Abschnitt wird eine Anleitung zur qualitativen Untersuchung von einigen häufiger vorkommenden Substanzen, die nur gewisse Bestandtheile enthalten, und namentlich 1stens über die Analyse der in der Natur vorkommenden kieselsauern Verbindungen S. 493 — 523. und 2tens über die Analyse der Mineralquellen von S. 524 — 537. gegeben.

Im Abschnitt XII. wird eine Anleitung zur Untersuchung von Gasarten, und endlich im Abschnitt XIII. eine Anleitung zu Löthrohruntersuchungen gegeben.

Der 2te Band enthält *die Lehre von den quantitativen chemisch-analytischen Untersuchungen*, und zwar nach der Anzahl der einfachen Stoffe in 53 Abschnitten, dergestalt geordnet, dafs zuerst die Metalle, welche Basen bilden, und dann diejenigen, welche Säuren darstellen, aufgestellt werden, nach welchen dann die andern nicht metallischen Stoffe folgen. Die quantitative Bestimmung der Metalle wird im Allgemeinen von der Base gegeben, da in den Verbindungen, in welchen nicht die Base, sondern das Metall enthalten ist, das Gewicht desselben leicht aus dem Gewicht der Base bestimmt werden kann. Ebenso wird das Gewicht der einfachen nicht metallischen Stoffe im Allgemeinen durch das gefundene Gewicht der aus ihnen gebildeten Säuren bestimmt. Die Ordnung, die der Hr. Verf. dabei befolgte, ist folgende:

Er giebt zuerst das Verfahren an, um die eine Basis des Kali quantitativ zu bestimmen, indem er es frei von andern Basen, und nur in Verbindung mit einer Säure oder als Kalium mit einem Haloid voraussetzt. Bei der zweiten Base, die darauf folgt, dem Natrum, wird zugleich das Verfahren angegeben, um sie von der ersten, vom Kali, zu trennen; bei der 3ten, um sie von

den ersten beiden abzuscheiden u. s. f., so dafs z. B. bei der 14ten Basis aufser dem Verfahren, sie aus der Verbindung mit Säuren vollkommen abzuscheiden und quantitativ zu bestimmen, auch noch die Methoden angegeben werden, um sie von jeder der vorhergehenden 13 Basen genau zu trennen, inwiefern es nicht bereits in dem ersteren Verfahren angegeben worden ist. Was sich bei dieser quantitativen Untersuchung von selbst versteht, ist, dafs bei der Bestimmung der einzelnen Bestandtheile, deren Anwesenheit bereits durch die vorausgegangene qualitative Untersuchung dargethan worden ist, nicht immer die Abscheidung von den übrigen Bestandtheilen, und die Darstellung im isolirten Zustande bezweckt wird, sondern ist es oft weit zweckmäfsiger, einzelne Bestandtheile in Verbindung mit andern auszuscheiden, wenn diese Verbindung in Rücksicht des Verhältnisses seiner Bestandtheile genau untersucht ist.

Nach diesen kurzen Umrissen des Inhaltes mögen noch folgende Bemerkungen hier eine Stelle finden, mit welchen wir am sichersten die hohe Achtung gegen den Hrn. Verf. auszusprechen glauben, als wir dadurch beizutragen streben, dieses Werk bei einer gewifs bald erfolgenden 3ten Ausgabe von diesen unbedeutenden uns aufgestofsenen Mängeln zu befreien.

Wenn es S. 18. heifst: Phosphorsaures und Borsaures Ammoniak hinterlassen beim Glühen in Glasgefäfsen einen Rückstand, und dann hinzugefügt wird, dafs sich eben so Fluorwasser-Ammoniak verhält, wenn man es in *Glasgefäfsen* erhitzt, da es sich hingegen in Platingefäfsen vollständig verflüchtigt, so kann dieses leicht zu der irrigen Ansicht verleiten, als wenn auch die ersten beiden Ammoniaksalze in Platingefäfsen geglühet, keinen Rückstand lassen, da sie Phosphorsäure oder Borsäure hinterlassen, von welchen die Phosphorsäure nur bei einem sehr anhaltenden heftigen Glühen ebenfalls verflüchtigt werden kann. Sehr oft ist das Verhalten mancher Körper ohne allen Grund, worauf es offenbar beruht, angegeben, was den doppelten Nachtheil hat, dafs 1stens dadurch die Darstellung ohne Noth weitläufig, dann aber die Wirkung selbst gleichsam als *qualitas occulta* weniger im Gedächtnifs bleibt, als wenn die Theorie derselben hinzugefügt worden wäre. Dieses ist z. B. bei der Wirkung des Ammoniak's verbunden mit einem Ammoniaksalz auf mehrere Basen der Fall, indem dann der Niederschlag, welchen das Ammoniak an und für sich in der Auflösung der Base hervorbringt, beim Zusatz eines Ammoniaksalzes oder Chlorwasserstoff-Ammoniak nicht erfolgt, und wenn er früher gebildet worden ist, sogar wieder aufgelöst wird; wovon offenbar der Grund der ist, dafs die Ammoniaksalze mit dieser Base ein auflösliches Doppelsalz bilden, wie dieses z. B. bei der Auflösung der Talkerden, der Manganoxydul, der Eisenoxydul-Salze der Fall ist.

Die Auflösung des Kupferchlorürs in Salzsäure hat nicht, wie S. 90. angegeben ist, eine braune Farbe, sondern ist vollkommen farblos. Die braune Farbe rührt von einer geringern oder gröfseren Menge Kupferchlorid her, welches bei der Auflösung des Chlorürs in Salzsäure durch den Zutritt der atmosphärischen Luft unmittelbar gebildet wird. Man kann daher sehr leicht die klare und farblose Auflösung des Chlorürs in eine braune und undurchsichtige Flüssigkeit verwandeln, wenn man sie mit der grünen Auflösung des Chlorids vermischt; umgekehrt kann die braune Auflösung auch wieder entfärbt werden, wenn man sie in verschlossenen Gefäfsen in Berührung mit metallischem Kupfer setzt, welches nach Verhältnifs des gegenwärtigen Chlorids in wenigen Stunden, oder erst in mehreren Wochen bewirkt wird.

Bei der Wirkung des Kaliumeisencyanür auf Kupferoxyd-Auflösungen S. 95. wäre es nicht überflüssig gewesen zu bemerken, dafs diese Reaktion einen bestimmten Grad der Verdünnung dieser Auflösungen voraussetzt, indem die gesättigten unmittelbar keinen Niederschlag bewirken.

Bei Einwirkung der Auflösung von Zinnchlorür auf Silberauflösung S. 104. wird angegeben, dafs bei einer geringen Menge der Zinnauflösung ein weifser Niederschlag von Chlorsilber gebildet wird, bei einer gröfseren Menge von Zinnchlorür hingegen wird die Auflösung besonders beim Erhitzen durch reducirtes Silber braun gefärbt. Diese Angabe mufs dahin berichtiget werden, dafs das Zinnchlorür wie aller oxydulirten Zinnsalze, einen braunen oder auch violett-blauen Niederschlag mit der Silberauflösung bildet, welcher von ähnlicher Art, wie der Goldpurpur aus Zinnoxyd und entweder metallischem Silber oder was wahrscheinlicher ist einem niedrigeren Silberoxyd als das gewöhnliche ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Handbuch der analytischen Chemie von Heinrich Rose. 2 Bde. 2te Auflage.

(Schluss.)

Bei Anwendung des Chlorürs entsteht freilich zuerst Chlorsilber, aber bei einer hinreichenden Menge von Zinnchlorür wird selbst das Chlorsilber dergestalt zersetzt, daſs die angegebene Verbindung daraus hervorgeht. Natürlich wird das Chlorsilber um so mehr gebildet werden, wenn das Zinnchlorür, wie es der Vf. angiebt, und wie es um eine klare Auflösung zu erhalten nöthig ist, freie Salzsäure enthält. Man kann jedoch auch in diesem Falle leicht dieses Produkt erhalten, oder den weiſsen Niederschlag in den braunen oder violett-blauen verwandeln, wenn man flüssiges Ammoniak hinzufügt.

Das Zinnchlorür färbt nur dann die Platinchloridauflösung tief braunroth ohne eine Fällung zu bewirken, wie S. 120. angegeben wird, wenn die Platinauflösung nicht zu verdünnt ist. Ist dieses hingegen der Fall, so wird allerdings ein Niederschlag von oranger Farbe bewirkt.

Von dem, was der Hr. Verf. von dem Verhalten der Palladiumauflösungen d. h. der Auflösung des Palladiumoxyduls in Säuren oder des Palladiumchlorürs gegen Reagentien angiebt S. 123. u. 124. muſs Folgendes berichtiget werden.

Der braune Niederschlag, welchen Kali hervorbringt, ist im Ueberschuſs des Fällungsmittels bei Anwendung der reinen nicht salzsäurehaltigen, salpetersauern Auflösung vollkommen und leicht auflöslich, und nur bei Anwendung des Chlorürs oder der salzsauern Auflösung schwer oder nicht vollkommen auflöslich. Eben so findet das, was der Hr. Verf. von Ammoniak angiebt, nur bei der Auflösung des Chlorürs statt; aus der reinen salpetersauern Auflösung hingegen bewirkt es keinen Niederschlag, sondern nach Verhältniſs der Menge des zugesetzten Ammoniaks wird die braune Farbe der Flüssigkeit immer heller, dann gelb und endlich vollkommen farblos.

Bei kohlensaurem Natrum, welches im Gegensatze des kohlensauren Kalis einen braunen Niederschlag bewirkt, findet ebenfalls ein Unterschied bei den beiden Palladiumauflösungen statt, indem bei der salpetersauern dieser Niederschlag im Ueberschuſs des Fällungsmittels vollkommen auflöslich ist, beim Chlorür hingegen nicht. Die in Salpetersalzsäure bewirkte Auflösung verhält sich wie die des Chlorürs.

Schwefelsaures Eisenoxydul bewirkt allerdings eine Fällung, indem es das Metall reducirt; nur wirkt dieses Reagens hier nicht so empfindlich, wie auf die Silber- oder Goldauflösung ein. Ist daher die Palladiumauflösung sehr verdünnt, so wird keine Fällung wahrgenommen, so wie auch die Auflösung, wenn die Reduktion stattgefunden hat, ungeachtet des Ueberschusses an Eisensalz keineswegs vollkommen entfärbt, d. h. alles Palladiums beraubt wird.

Endlich muſs noch beim Zinnchlorür hinzugefügt werden, daſs der dunkelbraune Niederschlag, der hier bewirkt wird, bei viel freier Salzsäure sich grün färbt, oder sich mit grüner Farbe auflöst, was eben charakteristisch für Palladium ist.

Der Unterschied, den der Hr. Verf. bei Einwirkung des schwefelsauern Eisenoxyduls auf die Goldauflösung angiebt, daſs zuerst eine blaue Färbung und dann ein brauner Niederschlag von metallischem Gold bewirkt wird, beruht einzig und allein auf dem Verhalten des fein zertheilten Goldes zum Licht, indem es bei durchscheinendem Lichte blau, bei reflektirtem hingegen braun erscheint. Fällt daher viel Gold nieder, was bei einer gesättigten Auflösung geschiehet, so ist die blaue Farbe kaum in dem ersten Moment wahrzunehmen. Metallisches Zink bewirkt in den Auflösungen der Zinnoxydsalze oder des Chloris eben so die Reduktion des Zinns,

wie in den Oxydulsalzen, nicht aber wie S. 145. angegeben wird, einen weifsen gelatinösen Niederschlag von Zinnoxyd.

Beim Telluroxyd S. 168. wäre noch anzugeben, dafs die Auflösungen desselben ebenfalls durch oxydulirte Eisensalze metallisch gefällt werden; nur erfolgt hier diese Reduktion erst bei einem bestimmten Grade der Sättigung der Auflösung, bei sehr verdünnten Auflösungen hingegen findet sie hier noch weniger wie bei der Palladiumauflösung statt. Eben so ist für diese Metallauflösung das Zinnchlorür ein eben so charakteristisches als empfindliches Reagens. Es bewirkt einen braunen schwarzen Niederschlag.

Zu diesen Bemerkungen, deren Zweck aber angegeben worden ist, füge ich noch aus derselben Absicht Folgendes hinzu.

Es wäre wohl vortheilhaft, wenn der Hr. Verf. neben dem allgemeinen Verfahren, um die einzelnen Stoffe von den übrigen zu trennen, auch noch die besondern Verfahrungsarten, um Körper bestimmter Art am vortheilhaftesten zu analysiren, als Beispiele aufführen möchte, wie derselbe solches angegebenermafsen in qualitativer Hinsicht von den kieselsauern Verbindungen und den Mineralquellen aufgestellt hat, und wie solches mit einigen von Berzelius in der letzten Abtheilung seines Lehrbuchs der Chemie geschehen ist; was gewifs den Werth dieses angezeigten Werkes noch erhöhen wird.

Eben so ist es wohl wünschenswerth, dafs der Hr. Verf. das bereits früher z. B. von Klaproth in einzelnen Fällen angewandte Verfahren, Metalle aus ihren Auflösungen durch Reduktion vermittelst anderer Metalle abzuscheiden und quantitativ zu bestimmen, einer nähern Prüfung unterziehen möchte. So wenig genau die Resultate dieser früheren Versuche auch sein mögen, so sehr steht zu erwarten, dafs gegenwärtig und nachdem aus der Reihe der Metalle diejenigen, welche auf nassem Wege reducirbar und welche nicht reducirbar sind, so wie diejenigen, welche die erstern zu reduciren vermögen und welche nicht, ausgemittelt worden sind, bei manchen analytischen Untersuchungen von dieser Reduktion ein vortheilhafter Gebrauch sich wird machen lassen.

Fischer, in Breslau.

XXXIII.

Philosophia cabbalistica et Pantheismus. Ex fontibus primariis adumbravit atque inter se comparavit Dr. M. Freystadt. Regimonti Prussorum (apud Borntraeger) 1832. *pgg. XII.* 143. 8.

Der Zweck der vorliegenden Schrift ist, die Kabbala von dem Vorwurfe des Fatalismus, der Irreeligiosität und des Pantheismus zu reinigen, der ihr hin und wieder und noch in neuerer Zeit gemacht worden *pg. VII. VIII.* Defshalb ist die doppelte Aufgabe, welche sich der Verf. gesetzt, wie er zugleich als nähere Erklärung der Aufschrift selbst angiebt: 1) eine Darstellung der Kabbala nach den ursprünglichen Quellen, 2) eine Darstellung des Pantheismus, und zwar inwiefern er der Kabb. ähnlich und von ihr unterschieden sei. Die Schrift zerfällt hiernach in die 3 Hauptabschnitte 1) die Kabbala, 2) der Pantheismus in seinen verschiedenen Formen, 3) das Verhältnifs der Kabbala zum Pantheismus, ihr bestimmter Unterschied, und die Beurtheilung beider; eine kurze *Introductio* und *Conclusio* bilden aufserdem den Ein- und Ausgang der Abhandlung. Diese will der Verf. indefs nur als einen Versuch (*rudis adumbratio VII. XII.*) betrachtet wissen, den er vielleicht später besser, vollständiger und in Deutscher Sprache ausführe, und indem er sich noch besonders gegen bestimmte Anforderungen verwahrt, welche der Leser an die gegenwärtige Schrift etwa machen könnte *VII. X.* legt er vielmehr das Hauptgewicht auf die Zusammenstellung eines kabbalistischen Systems nach den *ältesten Originalschriften VII. VIII. X.* u. s. w., welche Seite seiner Arbeit, wie er meint, billig selbst den Zorn der neueren *Theosophen* ein wenig entwaffnen sollte, wenn ihnen auch der philosophische Theil seiner Schrift — die Auffassung des Pantheismus — kaum zusagen könnte. Somit hat uns der Vf. selbst die doppelte Seite der Beurtheilung gegeben; und da wir uns eben, mit aller Bescheidenheit dem philosophischen Systeme als zugethan bekennen, von welchem Hr. Freystadt im voraus — und mit Recht — glaubt, keine Billigung seiner philosophischen Arbeit erwarten zu können, so finden wir hierin einen Grund mehr uns zugleich im Interesse des Verfs. vorzüglich an den ersten Theil der Schrift und an die ma-

teriells Seite derselben zu halten, wo das Urtheil am wenigsten philosophisch verdächtigt werden kann; nur kürzlich wollen wir sodann angeben, mit welchem philosophischen Bewufstsein Hr. Freystadt den Pantheismus aufgefafst, und allerlei Beschuldigungen gegen ältere und neuere philosophische Systeme ergehen läfst.

Die Schwierigkeiten, welche ein sorgfältiger Bearbeiter der kabbalistischen Lehren zu überwinden hat, können demjenigen nicht unbekannt sein, welcher der Rabbinischen Litteratur überhaupt, besonders aber diesem Zweige derselben eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zugewandt hat. 1) Die erste Schwierigkeit, welche unmittelbar dem Bearbeiter entgegentritt, ist, hier in einem gröfseren Mafse als bei anderen Rabbinischen Werken, das sprachliche Verständnifs der Schriften, in welchen kabbalistische Gegenstände behandelt sind. Denn, bald vorherrschend Chaldäisch, bald vorherrschend Hebräisch, häufig ein Gemisch beider, ist die an sich schwierige Sprache nicht selten noch *absichtlich* erschwert und verdunkelt, und der ohnehin verworrene Gegenstand gemeiniglich noch verworrener, durch eine unbeholfene oder abschweifende Darstellung. 2) Die zweite Schwierigkeit entsteht durch die kritische oder vielmehr unkritische Beschaffenheit jener kabbalistischen Schriften. In ihnen findet sich nämlich Altes und Neues, Aechtes und Falsches im bunten Gemisch neben einander, ja ganze Werke, und man darf sagen, gerade die Hauptwerke, welche mit der Prätension der Originalität und des höchsten Alters auftreten, verrathen offenbar den Charakter und das Gepräge einer spätern Zeit. Die Unmittelbarkeit der sogenannten Quellen hört hiermit zunächst auf, der Bearbeiter wird erst kritisch sich einen Weg bahnen, sich erst anderweitig seine Quellen vermitteln müssen; dies ist aber um so schwieriger als von aufsen, 3) fast noch jede historische Basis für die Kabbala fehlt. Diese, welche man gewöhnlich ganz einseitig nur innerhalb ihrer Schriften auffafst, ist bevor ihre Schriften verfafst selbst schon vorhanden; aber als was und wie? was ist ihr Entstehen und wie ist sie in ihrem Entstehen? Sie ist nichts fixes, sondern ein geistiges Moment, flüssig und beweglich; eine geistige Erscheinung, die eine gewisse Breite, eine historische Entwickelung, und innerhalb dieser ihre verschiedenen Formen und Gestaltungen hat. Was ist also die Entwickelung der Kabbala, und wie ist diese in jener? Um hier einen historischen Boden zu gewinnen, ist vor allen Dingen eine wissenschaftliche Bearbeitung *der Rabbinischen Litteratur* überhaupt von Nöthen, und zwar sowohl wie sie unmittelbar, als stete Consequenz des Judenthums, und des bestimmt Jüdischen Geistes, als auch wie sie mittelbar, durch Einflufs fremder geistiger Elemente, in den verschiedenen Ländern und Zeiten, und in den verschiedenen Stufen und Richtungen sich gebildet hat. Statt einer solchen haben wir aber bis jetzt leider kaum mehr als dürre Namenregister und Jahreszahlen, — oft nicht einmal zuverlässig, mit mehr oder minder reichen Notizen kümmerlich zusammengehalten, und erst in der neuesten Zeit sind vortreffliche Vorarbeiten und Beiträge zu einer Jüdischen Litterärgeschichte, vor allen von Dr. Zunz geliefert worden, in einem Werke — „Gottesdienstliche Vorträge der Juden" — auf das wir hier noch öfters zurückzuweisen haben, und über welches nächstens in diesen Blättern ausführlich berichtet werden soll.

Hat nun der Vf. für seine Darstellung der Kabbala diese Schwierigkeiten, — welche allerdings der billige Beurtheiler berücksichtigen würde —, nach Kräften zu überwinden gesucht? Wir sagen *Nein*, er hat sie in ihrem Umfange nicht gekannt, sich dieselben wenigstens nicht zum Bewufstsein gebracht. Nur die erste Schwierigkeit — das sprachliche Verständnifs der sogenannten Originalschriften — hebt Hr. Freystadt bedeutend hervor, und indem er ihr vorzüglich die Schuld beimifst, dafs die bisherigen Darstellungen der Kabbala noch *niemals* aus den *ursprünglichen* Quellen — *nunquam ex primordiis (primariis) fontibus* —, sondern nur höchstens aus trüben Kanälen geflossen seien, wiederholt er oft und nachdrücklich, dafs er seine Darstellung nur aus den erstern geschöpft (*non e recentioribus commentariis sed e primigeniis rell. VII. VIII.* u. a. m.) und sucht zugleich ein günstiges Vorurtheil der Leser dadurch zu gewinnen, dafs er — die sonst überflüssige — Mittheilung macht, wie *er*, bis zum 17ten Jahre ausschliefslich mit Jüdischer Theologie, mit Hebräischer und Chaldäischer Litteratur, und besonders mit dem Studium des Thalmud's und ähnlicher Werke beschäftigt, ohne grofse Schwierigkeit die Hauptquellen bearbeiten *konnte* (*pg. VIII.*), als welche der Verf. *einzig und allein* (*VIII. 8. unici fontes*) anerkennt, 1) den *Sohar* von *Rabbi Simeon ben Jochai* 2) *Sefer Jazirah* von *Rabbi Akibah* 3) die *Tikkune Sohar* (Nachträge des *Sohar's*) (*VII. VIII, X.* 7. 8. 15. 18. 20. u. oft.). Indem

also der Vf. ursprüngliche und abgeleitete Quellen scheidet, so sollte man meinen, dafs ein Unterschied der Art ihn weiter und tiefer und gleichsam von selbst auf die andere Schwierigkeit habe führen müssen, allein dem ist nicht so; Hr. Freyst. nimmt blindlings den Sohar als von Rabbi Sim. b. Joch., Sefer Jez. als von R. Akibah verfafst an, ohne auch nur zu ahnen, wie tüchtige Rabbinische Gelehrte der früheren und späteren Zeit, rücksichtlich des Sohars, dieser unbegründeten Annahme widersprechen; sonst könnte Hr. Freyst. nicht so gerade hin sagen: *Satis habui si ad systema cabbalisticum quodammodo componendum iis libris usus sum, qui ab omnibus ad unum primarii atque originales existimantur* p. X. So z. B. bezweifelt schon Elia del Medigo (und Frühere, vgl. Zunz *pg.* 409.), die Aechtheit des Sohars, es bestreitet sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der unter dem Namen Jacob Emden (Jacob Zwi) bekannte Rabbiner von Altona, in seinem „Bücher-Mantel" (מטפחת הספרים); u. schon aus der gelehrten aber unkräftigen Vertheidigung des Verfs. von „Benjochai" (Wien 1815), und aus Hrn. Tholucks *bloſser Versicherung* der Aechtheit des Sohars (Stellen d. Soh. Vorr.), mag der Herr Verfasser sehen, mit welchem Recht er Obiges ausspricht. Jenes *Satis habui* sagt aber Hr. Freyst., indem er erklärt, dafs man über den Ursprung (*de origine*) der Kabbala nichts Neues oder Gewisses von ihm erwarten solle, da dieser streitige und schwierige Punkt einerseits des beschränkten Raumes wegen hier nicht behandelt werden könne, andererseits nicht nothwendig zu seiner Aufgabe gehöre. Hiermit ahnet der Verf. nur theilweise die 3te Schwierigkeit, indem er glaubt, sich derselben überheben zu können; aber vergeblich; denn gleich im Anfange des 1sten Theils (Kap. 1.) — den wir jetzt näher prüfen wollen, fühlt er die Nothwendigkeit, über Bedeutung, Ursprung- und Geschichte der Kabbala zu reden. In diesen harten Punkten nimmt aber der Verf. keinen Anstand, mit einem so sichern und abweisenden Ton aufzutreten, als ob er aus und nach den Quellen berichte, während er den Leser für die Dinge, die er aufführt, statt aller Beweise — auf Jost's Geschichte der Juden verweiset. Hierher gehört, wenn er erzählt, dafs nach der Auflösung der *Synagoga magna* die Bedeutung der Kabbala von Massora sich bestimmt geschieden (*pg.* 12.), dafs um das 2te Jahrhundert vor Chr. 3 Schulen vorhanden, aufser der philosophischen nämlich, eine *gesetzgebende* — die Masorethische nennt sie der Vf. nach Jost — und eine *kabbalistische*, welche sich mit dem Geheimnisse über Gott und Welt, künstlich aus dem Buchstaben des Alten Testamentes geschlossen, beschäftigt habe. Allein, was bei Hrn. Jost (Thl. 3. S. 38—41. 69—78. Anhang *p.* 119.) über alte kabbalistische Schulen, Simeons Wirksamkeit (Thl. 3. *pg.* 53.), die philosophischen Schulen (*pg.* 59—64.) und die endlichen Siege der Massora (*pg.* 41.) des Weitläufigen vorgetragen wird, das ermangelt, unseres Wissens durchaus aller Stütze in den Quellen, aus denen sich in der That nur 2 Citate angeführt finden (Jost *pg.* 72. Anmerkung) 1) *Chagiga cap.* 2, 1., die indefs über *Cabbala* mit dem bestimmt untergelegten Sinne nichts aussagt, und vielmehr bei Zunz auf den einfachen Inhalt reducirt ist (*pg.* 163.) sodann 2) *Sohar ad Gen.* welcher *für diese Zeit* keine Beweiskraft hat. Folgert nun Hr. Freystadt *pg.* 12. *ergo cavendum est ne quis sub Cabbala traditionem oralem subaudiat*, so fällt dieses nach dem Vorhergehenden als grund- und bodenlos von selbst zusammen; und eine ganz andere Belehrung giebt hierüber Zunz, vgl. über Kabbala *pg.* 44. 353. 402., als Geheimlehre *pg.* 59., besonders den betreffenden Abschnitt *pg.* 157 — 170. aufserdem 298. 306 folg. 402 — 409. Nachdem hierauf der Vf., mit gewaltiger Seichtigkeit (*pg.* 13.), über die Einfachheit der ursprünglichen Religion im Verhältnifs zur Theologie gesprochen, so begnügt er sich (*pg.* 15.) in Betreff des *Ursprungs* der Kabbala, mit dem vermeintlichen Resultate, (*satis est, si sciamus?* *pg.* 15.), dafs sie kurz vor Christo entstanden, aber erst im 2ten Jahrhundert n. Chr. ihre Schriftsteller gefunden, nämlich im R. Simeon b. Jochai und Rabbi Akibah. Als *Geschichte* der Kabbala erzählt sodann Hr. Freystadt, dafs vom 3ten bis zum 10ten Jahrhundert das Studium der Kabbala in Verfall gerathen, von jener Epoche aber habe es angefangen zu blühen und zu gelten bis auf den heutigen Tag. Allein worauf begründet sich diese Angabe vom *Verfall* und der *Blüthe* der Kabbala? Der Verf. sagt nur kurzweg *certum est* (?) von den Schriftstellern; und die er anführt (Isaac Loria, Moses Cordwero u. s. w.) ist keiner älter als das 16te Jahrhundert.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Philosophia cabbalistica et Pantheismus. Ex fontibus primariis adumbravit atque inter se comparavit Dr. M. Freystadt.

(Schluſs.)

An diese Mittheilungen über Bedeutung, Ursprung und Geschichte, fügt der Vf. schliesslich einiges über die Eintheilung der Kabbala (in theoretische und praktische u. s. w.) was indessen von keinem Belang ist, und besser und deutlicher in andern Schriften sich findet. Das 2te Kap. giebt wieder eine *neue* Eintheilung, die sich theils auf die Quellen, theils auf die bloſse Form bezieht, aber nach beiden Seiten hin oberflächlich und nichtssagend ist. Der Verf. unterscheidet nämlich *Cabbala primaria* und *secundaria*, unter *ersterer* begreift er die *deutlichen* Lehren der älteren Bücher (*doctrina, quae ex veterum scriptorum claro verborum sensu late patet pg.* 19. vgl. *pg.* 121.), unter der letztern hingegen die Orientalischen Bilder, das Symbolische und Allegorische des Sohar u. s. w. (*pg.* 18.), und die Zusätze Jüdischer und Christlicher Commentatoren (*pg.* 121. 126.). Aber 1) von den Bildern und der Allegorie sagt der Vf. selbst, daſs sie sich wie die Form zum Inhalte verhalten (*pg.* 17.), daſs die symbolische Sprache nur eine Orientalisch-philosophische Manier sei, die, wenn sie erklärt, mit dem ächten Geiste der Kabbala nicht im Widerspruche stehe (*pg.* 50. 127.) 2) was die *Christlichen* Commentatoren anbelangt, so leuchtet von selbst ein, wie diese nichts mit der Kabbala als solcher gemein haben (vgl. auch *pg.* 126.). Es blieben also 3) nur die Zusätze der Jüdischen Commentatoren; und in der That scheint hier Hr. Freystadt einen Unterschied machen zu wollen zwischen seinen ursprünglichen Quellen der Kabbala und Isaac Loria, Irira u. s. w. Allein zum eigentlichen Unterschiede kömmt es nirgends. Es behauptet der Vf. nur, Isaac Loria und Irira könnten nicht ganz davon freigesprochen werden, wenigstens *etwas* Fremdartiges und Falsches (*peregrina quaedam et adulteria*) — was also nicht primär, sondern secundär — der alten Kabbala beigemischt zu haben, *gröſstentheils* aber hielten sie den wahren Sinn der Kabbalisten fest und hätten auſserdem das Verdienst einer deutlicheren und geordneteren Darstellung (*pg.* 54. vgl. auch 121.). Was und wieviel bleibt also von dem ganzen Unterschiede der *primaria* und *secundaria* übrig? Und hier ist, bevor wir weiter schreiten, der Ort, noch mit wenigen Worten Hrn. Freystadt's Benehmen gegen die früheren Schriftsteller über Kabbala zu gedenken. Ist es nämlich, nach der eben angegebenen Behauptung des Vfs. mit dem besagten Unterschiede nicht so arg, ist bei Isaac Loria und Irira des Falschen nicht gar zu viel, warum tadelt derselbe so hart und wiederholt andre Schriftsteller, daſs sie sich an diese beiden angeschlossen? (*pg.* 55.), warum beruft er sich so sehr auf seine *ursprünglichen* Quellen? und kann dem Leser gar nicht genugsam bedeuten, daſs nicht die anderen, sondern nur *er* dieselbe verstanden, vgl. z. B. *pg.* 19. Nur der wüste Knorr scheint eine Ausnahme zu machen, von dessen *Cabbala denudata* es heiſst, daſs dieselbe, wiewohl sie auſser einigen neueren Commentarien nur wenige und zwar die dunkelsten und schwierigsten Stellen des Sohars enthalte, doch in höchster Instanz von allen Commentatoren benutzt worden. Indessen gesteht der Vf. sich selbst den Gebrauch späterer kabbalistischen Werke zum Verständniſs des öfters hieroglyphischen und allegorischen Stiles zu (*pg.* 8.), beruft sich selbst auf Subsidiarwerke, und führt aus ihnen *Beweis*. Was aber Knorr betrifft, so hat in letzter Instanz (*cap.* 4.) auch der Verfasser ihn zu benutzen gewuſst, und zwar mehr als recht und gewiſs mehr als gut, wenn es ihm auch gerade nicht darum zu thun war, daſs der Leser es wisse (s. unten).

Aus der sogenannten *Cabbala primaria* stellt nun Hr. Freystadt 24 Hauptsätze — in Beziehung auf Gott,

Welt, Schöpfung u. s. w. — auf, begründet 1) auf Citaten aus dem Sefer Jezirah, deren indefs nur sehr wenige sind 2) auf Stellen aus Sohar, von denen sich viele bereits bei Knorr finden, vgl. *pg.* 22. 23. 34. 35. 43. 47. mit Knorr *Cabb. denud. Vol. II. P.* 3. *pg.* 188. 189. *P.* 2. *pg.* 392. *P.* 3. *pg.* 189. 190. *P.* 2. *pg.* 448. *nr.* 518 folgg. *pg.* 526. *nr.* 46 folg., 3) aus dem Tikkune Sohar, deren mehrere schon Rittangel anführt, vgl. *pg.* 21. bei Ritt. *pg.* 162.; *pg.* 24. bei Ritt. *pg.* 64.; *pg.* 27. R. *pg.* 130.; *pg.* 28. R. *pg.* 185.; *pg.* 47. R. *pg.* 75; aufserdem aber, wie schon bemerkt, 4) auf Subsidiarwerken, so gleich beim Eingang *pg.* 21. dann *pg.* 24. 27. 38. 45. 46. (vgl. auch *pg.* 117. und den daselbst für Kabb. geführten Beweis). Von jenen 24 Sätzen sind indefs mehrere schon hinlänglich bekannt, andere sind gewöhnliche Jüdische Lehrsätze, gehören zur sogenannten Jüdischen Theologie, wie z. B. Satz IV. u. V. vgl. *Maim.* יסודי התורה 2, 10. 1, 7. 11. Die *pg.* 22. angeführte Sohar-Stelle (auch *Cabb. denud. Vol.* 2. *P.* 3. *pg.* 188 *sq.*) ist offenbar aus *Maim. l. l.* 1, 8. 9. geflossen. Die Anführung aus *Tikkune Soh. pg.* 48. Anmerk. ** stammt aus *Berach. fol.* 10. *a.* und findet sich variirend *Vajikr. rabb. c.* 4. *f.* 169. *d.* 170. *a. Midr. Ps.* 103. *Jalkut Ps.* 857. *f.* 121. *d.* Manche Stellen hingegen, z. B. aus Sohar, erhalten, nachdem sie aus ihrem Zusammenhang genommen sind, eine andere Auffassung, man vgl. nur *pg.* 23 * mit der weiteren Beschreibung im Sohar, die indefs der Verf. wohl als *secundaria* trennen wird. Von dieser handelt er im 3ten Kap. und es folgt denn das 4te Kap., das die bedeutsame Aufschrift führt *Philosophiae cabbalisticae in Christianismo et Mohammedanismo vestigia.* Hier erwartet gewifs ein jeder, dafs der Vf. sich auf das Verhältnifs der *Cabbala* zum Gnosticismus oder zum Christlichen Mittelalter einlasse; aber er will dies übergehen und vielmehr nur kurz nachweisen, wie Christenthum und Muhammedanismus mit dem Judenthum nicht nur *theologisch*, sondern auch *philosophisch* zusammenhängen. Wie zeigt dies nun Hr. Freyst. bei dem einen und dem andern? 1) in Beziehung auf das Christenthum, will er einige Spuren der Kabbala im N. Test. selbst nachweisen und er führt deshalb aus demselben 17 Stellen *Lateinisch* und *Syrisch* an, *Syrisch*, wie er sagt, wegen der Verwandtschaft dieses Idioms mit den kabbalistischen Schriften, man höre ihn selbst ... *textum syriacum, qui propter linguarum cognationem scriptis veteribus maxime est conformis, scripturus sum. Editio mea est Gutbirii pg.* 60 *, und hierin hat der Verf. eine gute Präcedenz an dem *Philologo christiano*, der in dem *dialogo cum Cabbalista* (bei *Knorr cabb. denud. Vol. II. adumb. pg.* 5.) ebenso sagt *iuxta textum syriacum, qui scriptis vestris cabbalisticis maxime est conformis*, worauf denn wirklich (bei *Knorr l. l. pg.* 6 *sqq.*) — dieselben Stellen in Syrischer Sprache und nur mit Hebräischen Lettern zu lesen sind. Zwar citirt Hr. Freyst. nach einem Vers jenes Buch, aber offenbar fast apokryphisch, indem er nur ganz vag schreibt *conf. dialogos quosdam in Cabb. den.* Hier würde kein Citat, nicht einmal das allergenaueste den Vorwurf eines *verheimlichten Ausschreibens* abwehren können, sondern nur eine direkte und offne Erklärung des Sachverhältnisses, geschweige denn eine Anführungsweise wie die des Vfs. Und wozu soll die Mystification mit der Gutbirschen Ausgabe und den Syr. Lettern, zumal diese, wie die folgenden Arabischen, nur mühsam und schlecht lithographirt, dem Buche kaum zur besondern Zierde gereichen. Die Knorrschen Stellen selbst betrachtet, die der Vf. unter 2 kabbalistische Rubriken bringt (*de deo occulto* und *de Adam Kadmon*), so enthalten sie wohl zum *Theil* Gedanken, die im Hebräismus und Judenthum ihren Keim, Bilder die von dort ihre Farbe, und Ausdrücke, die eben daselbst ihre Heimath haben, aber die hier im N. T. zugleich durch eine unendlich weitere Entwickelung, tiefere Bedeutung und geistigere Beziehung schon ganz andre geworden, und am wenigsten Spuren der Kabbala, im Sinne des Vfs. sind; wie kann z. B. nur dem μονογενὴς υἱός Joh. 1, 18. der Adam Kadmon der Kabbalisten zu Grunde liegen, oder dem Worte 1 Joh. 1, 5. ὅτι ὁ θεὸς φῶς ἐστι καὶ σκοτία ἐν αὐτῷ οὐκ ἔστιν οὐδεμία die kabbalistischen Licht-Emanationen u. s. w. Für die spätere Kabbala wäre vielmehr umgekehrt zu zeigen, welches und wie viel Christliches Element in dieselbe eingedrungen sei. 2) In Beziehung auf den Muhammedanismus werden ein Paar Stellen Arabischer Schriftsteller aus Tholuck's spekulativer Trinitätslehre citirt; mit denen, wie sich erwarten läfst, nichts bewiesen ist. — Hiermit ist der erste Theil, die Darstellung der Kabbala zu Ende. Werfen wir einen Blick auf diese Arbeit zurück, so sehen wir, wie dem Vf., der nur vom sprachlichen Verständnifs ausgehend, weder die Quellen der Kabbala tiefer untersucht, noch ihre Entwickelung versucht hat, sich dieselbe unter der Hand ganz und gar verkehrt hat. Denn rück-

sichtlich der ersteren läfst sich nicht zweifeln, dafs Sefer Jezirah und Sohar dem Mittelalter angehören — wie denn Zunz jenes in's 8te, dieses sogar in's 13. Jahrh. nicht ohne gewichtige Andeutungen herabsetzt, — Tikkune Sohar aber das Machwerk einer noch spätern Zeit sei. Hiernach ist denn zu würdigen, was der Vf. von alter Kabbala sagt, die in der That in dieser Abhandlung nicht zu finden ist; vielmehr erhalten wir statt einer Darstellung der Kabbala eine Zusammenstellung einiger einfachen Sätze aus jenen spätern Schriften, besonders aus dem Sohar, — eine Arbeit, die immerhin verdienstlich, aber nicht schwer ist.

Bei der kümmerlichen und magern Beschaffenheit dieses ersten Theiles, wird man denselben wenig geeignet finden, etwa stellvertretend Genugthuung für den zweiten zu geben, da er kaum Kraft genug hat, die Schuld der eignen Existenz zu vertreten. Und wahrlich von ganz besonderem Werth und Güte müfste derselbe sein, wenn er uns mit dem quasi-philosophischen Theile versöhnen sollte. Von Philosophie im eigentlichen Sinne kann hier nicht die Rede sein. Denn der Vf. redet und urtheilt von Philosophie und Theologie, ohne auch nur für die eine oder andere etwas mehr als einige dürre Sätze und Abstraktionen der Verstandesphilosophie zu wissen. Diese nimmt er dann mit gleich grofser Gedankenlosigkeit als Anmafsung, zum Mafsstab der Beurtheilung der tiefsten philosophischen und theologischen Gegenstände, ja ganzer philosophischer Systeme (Spinoza, Fichte, Schelling, Hegel), mit denen er in der That kaum die alleroberflächlichste Bekanntschaft hat. Der Hauptsatz, von welchem der Vf. ausgeht, ist *Deus non caeca rerum naturae radix*, *sed summa intelligentia* während er dem Pantheismus überall mit dem andern Satz: *ut sine Deo non mundus ita sine mundo nullus Deus* verfolgen will; dies führt er denn sofort aus, indem er mit seltener Verstandesbeschränktheit die verschiedenen philosophischen Systeme auf seine Weise zum Pantheismus stempelt, und sie dem Leser vorführt, indem er aus einem jeden philosophischen System einzelne Gedanken, deren Entwickelung er nicht kennt und begreift, wie etwa dürre Pflanzen aus einem Herbario, herausnimmt. Die weiteren Details und faulen Früchte einer solchen Darstellung des Pantheismus muthen wir dem Leser dieser Blätter um so weniger an, als überhaupt der Standpunkt der Verstandesphilosophie, sowie die aus demselben sich hervorthuende Art der Polemik und stückweise Behandlung und Auffassung philosophischer Systeme hinlänglich bekannt, und auch in diesen Blättern schon zum öftern und nach Gebühr gewürdigt sind. Ist doch heut zu Tage jene Philosophie wie das übriggelassene Manna der Kinder Israel in der Wüste, das am Morgen wurmstichig und stinkend ward. Wie endlich die philosophische Auffassung der Kabbala ausfällt, wird man nach diesem, und dem über den ersten Theil bemerkten, leicht ermessen können. — Doch genug von diesem *specimen*, welches das erste, und vielleicht, wir wollen's wünschen, das letzte des Hrn. Vfs. in dieser Art ist. Möge derselbe, bevor er zur weiteren Bearbeitung der Kabbala schreitet, sich erst eine wissenschaftliche Kenntnifs der Rabbinischen Litteratur und ächte philosophische Bildung anzueignen suchen. Die Zeit des blofsen *Herrenspielens* in der Rabbinischen Litteratur, und des *Vagabondirens* in der Philosophie ist nachgrade nun vorüber.

Ferd. Benary.

XXXIV.

Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 *et* 1828; *ou L'indicateur Italien; par M. Valery, conservateur-administrateur des bibliothèques de la couronne, bis jetzt* 3 *Theile, Paris* 1831; *ein vierter wird erwartet.*

Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neustes allgemeines Handbuch für Reisende. Von Karl Friedrich Scholler. (Nebentitel: Italienische Reise, von K. Friedr. Scholler) 1*ster Band. Leipzig* 1831. 2*ter Band, das.* 1832. 437 *u.* 369 *Seiten.*

Wir verbinden die Anzeige dieser neusten Reisen durch Italien, obgleich sie im Uebrigen wenig Aehnlichkeit haben, da beide sich nicht begnügen einen Bericht von den Erlebnissen der Reisenden zu geben, sondern zugleich, oder, wie die des Hrn. Valery, vorzugsweise, als Handbücher und Wegweiser für andere dienen sollen.

Hr. Scholler beschreibt eine Reise nach dem gewöhnlichen Zuschnitt und mit den stehenden Begebnis-

sen einer halbjährigen Italiänischen Reise, treu und wahrhaft, woraus also jeder, der ihm nachzufolgen gedenkt, was ihm selber mit Vetturinen, Custoden und Ciceronen, in Wirthshäusern und Doganen, leidliches und unleidliches begegnen wird, wie im Spiegel erblicken kann. Ob er es vorher weifs oder nicht, ist übrigens gleich: erfahren wird er's doch. Die Reisenden (Hr. Scholler selbviert, und eine Dame in der Gesellschaft) verliefsen Erlangen im Februar 1829, brachten 4 Tage in Mailand, 10 in Venedig, 2 in Bologna, den Ostermonat April in Rom zu: bis dahin geht die Beschreibung im zweiten Bande: sie bemühten sich überaus angestrengt, ohne Wind und Wetter zu scheuen, und sahen was zu sehen ist. Dies ist der Aufzug des Gewebes: den Einschlag besorgte Hr. Scholler daheim in litterarischer Mufse, mit gelehrten Hülfsmitteln aller Art, besonders den artistischen, ausgestattet. Die Form der Reisebeschreibung ist geblieben, die gelehrten Nachträge erweitern den Text oder treten in zahlreichen Noten unter denselben. Der Titel *Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien*, scheint uns demnach etwas hochtrabend und buchhändlerisch lokkend: wenigstens vom Volksleben zeigt sich im Buche überaus wenig: und wie viel gehört auch dazu es kennen zu lernen und beurtheilen zu dürfen! Vor allem zuerst, dafs der Reisende seine vaterländische Reisegesellschaft aufgebe, sich den Italiänern als Italiäner gebe, in ihre gesellschaftlichen Kreise eingehe, was unsre Reisenden weder konnten noch wollten. Dagegen bemüht sich Hr. Scholler überaus fleifsig, Verzeichnisse der besehenen oder sehenswerthen Kunstwerke, besonders der Gemählde zu geben: er ergeht sich auch mitunter in Kunstbetrachtungen, die von Liebe zur Sache und idealer Richtung zeugen, entgegengesetzt der sich jetzt aufthuenden atomistischen Kunstansicht. So über Raphaels Cäcilia in Bologna, Theil I. S. 296—309. Am meisten erscheint die Nacharbeit im zweiten Theile, der von Rom allein handelt, schon mit Benutzung der neuen gelehrten Beschreibung der Stadt Rom von Bunsen und seinen Theilnehmern. Das Tagebuch tritt etwas zurück, selbst die Charwoche wird nur kurz geschildert, dagegen nehmen topographische Untersuchungen über das alte Rom einen bedeutenden Raum ein: so besonders über den Capitolinischen Berg von S. 74—121. Hr. Scholler bestätigt die Niebuhrische Ansicht, dafs umgekehrt, als jetzt gewöhnlich angenommen wird, der Tempel des Jupiter, das Capitolium im eigentlichen Sinne, auf dem südwestlichen Gipfel, dem *monte caprino*, gelegen habe, nicht auf dem nordöstlichen, wo jetzt *Ara Celi* sich erhebt. Aber so viel Fleifs auf diese Untersuchung gewandt ist, so ersetzt sie doch eine *zusammenhängende* Darstellung nicht, welche auf die Beschreibung des Römischen Forums gebaut, die älteren Zustände des Capitolinischen Berges vor der Umgestaltung desselben durch Michel Agnolo darstelle, wie wir sie zunächst und allein von Hrn. Bunsen erwarten dürfen. Gewifs geht Hr. Scholler irre, wenn er den Hauptaufgang zum Capitol, die in den *clivus Capitolinus* verlängerte *via sacra*, durch den Triumphbogen des *Septimius Severus* um den *carcer Tullianus* herum auf der östlichen Seite den Berg hinauf bis an den Fufs von *Ara Celi* führt; denn Bogen und Gefängnifs lagen aufserhalb des Forums, der Weg zum Capitol geht aber (nach *Tacitus Hist.* 3, 71.) über das Forum um die Tempel an seiner nördlichen Seite herum den Berg hinauf: nur ein abgelegener und ominöser Seitenweg führt nach *Dio Cassius* 58, 5. bei dem Gefängnifs vorbei herunter.

Der Französische Reisebeschreiber, Hr. Valery, hat vor dem Deutschen Autor den Vortheil eines wiederholten und längeren Aufenthalts in Italien voraus. Er beginnt sein Werk mit der Bemerkung, es sei schwer Italien nur ein Mahl zu besuchen, und wer nicht dahin zurückgekehrt sei, möchte kaum für würdig gehalten werden können, überhaupt dort gewesen zu sein. So hatte er es drei Mahl bereist, das erste Mahl im Jahre 26 ganz, alsdann im Jahre 27 den nördlichen, und im Jahre 28 den südlichen Theil wieder besucht. Die Ergebnisse dieser drei Reisen verarbeitete er ohne Angabe und Sonderung der Zeiten in geographisch geordneten Abschnitten; der erste Theil enthält Mailand mit seinen Umgebungen und das Venetianische, der zweite Ferrara, Bologna, Modena, Parma, Mantua, der dritte Florenz, die Romagna und Neapel, der vierte, dessen Erscheinung in Paris so eben angekündigt wird, also wahrscheinlich Rom und Latium.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Voyages historiques et littéraires en Italie, pendant les années 1826, 1827 et 1828; ou L'indicateur Italien; par M. Valery.

Natur, Volksleben, Kunst und Alterthum in Italien. Als neustes allgemeines Handbuch für Reisende. Von Karl Friedrich Scholler.

(Schluſs.)

Gewöhnlich pflegen die Reisenden in Italien das Alterthum und die neuere Kunst zum Gegenstand ihrer Studien zu machen. Hrn. Valery scheint das klassische Alterthum nicht vorzugsweise angezogen zu haben: wenigstens ist, was er darüber bemerkt, nur das Gewöhnliche und Oberflächliche. Deshalb hat uns, was er über Neapel, die Ausgrabungen und die Schätze derselben sagt, am wenigsten befriedigt, und über die Alterthümer Roms erwarten wir keine neuen Aufschlüsse. Die neuere Kunst, besonders die Mahlerei, beschäftigt ihn sehr, das heiſst, er hat mit groſser Ausführlichkeit den Schmuck des Kirchen und Palläste verzeichnet, die Nahmen nach Lanzi und Cicognara berichtigt, und öfters Urtheile, *schön, vortrefflich, ausdrucksvoll* u. s. f. hinzugefügt. Aber diese Ausführlichkeit ersetzt doch einen Guiden nicht, wie man ihn in jeder nahmhaften Stadt Italiens kaufen kann und gern kauft, weil er den Plan der Stadt und immer noch andere interessante und neueste Nachrichten enthält. Selbst den Cicerone und Custode kann der Reisende nicht entbehren, wenn er nicht Zeit zu verlieren hat. Dagegen müſste eine Reisebeschreibung durch Italien, wenn sie eine Anleitung für den Freund der Kunst sein soll, weit mehr auf die verschiedenen Mahlerschulen eingehen, die man von Ort zu Ort, von Provinz zu Provinz fortrückend, nach ihren Meistern und ihrer Eigenthümlichkeit in dem Zusammenhang der äuſsern Verhältnisse und ihrer Kunstbestrebungen kennen lernen kann. Denn das ist eben der ungemeine Werth einer Reise durch Italien, daſs die verschiedenen Stile der Kunst sich massenweise und gesondert darstellen, so daſs der Reisende, von einem kundigen Führer unterstützt, durch die wiederholten Eindrücke sich leicht ein Urtheil, nicht über das Allgemeinste, was schön und nicht schön ist, sondern worin die Eigenthümlichkeiten der Meister bestehen, erwerben kann. Die Florentinische und Lombardische, Bolognesische und Venetianische Schulen treten wirklich örtlich aus einander: Tizian, Paul Veronese, Pordenone, Tintoretto können nur im Venetianischen, Cimabue, Giotto, Angelico da Fiesole, ferner Masaccio, Ghirlandajo, Lippi, Fra Bartolomeo nur in Florenz, Correggio in Parma, Francia vorzüglich nur in Bologna, Giulio Romano in Mantua, Pietro Perugino in Perugia, Rafael im Vatican erkannt werden, und selbst die groſsen Sammlungen in Florenz und Rom, wiewohl sie museenartige Vollständigkeit erstreben, haben doch den Hauptcharakter der Provinzialität nicht verloren. Aber darauf gehen *beide* Werke, über die wir berichten, gar nicht oder sehr wenig ein: sie zählen neben einander Correggio und Caravaggio, Francia und Dominichino, Rafael und Rubens her, preisen das Verschiedenartigste ziemlich auf dieselbe Weise, während wir mehr als ein allgemeines Urtheil verlangen, die Art der Composition und das Technische, worin die Mahler des 17. Jahrhunderts denen des 16ten so sehr nachstehen, berücksichtigt wünschten. Daſs alle Bilder nahmhaft gemacht werden, darauf kommt es bei der unermeſslichen Menge nicht an, aber was an jedem Orte wesentlich zu sehen und was daran zu lernen ist, das wünschten wir vorzugsweise hervorgehoben und in dem Reisehandbuch nachgewiesen und erläutert zu sehen.

Auf Reisebegebenheiten und Italienisches Leben läſst sich Hr. Valery gar nicht ein: wahrscheinlich berührte es ihn, den Franzosen, weniger fremdartig, als es den Deutschen Reisenden berührt, wie denn überhaupt nur die Reisenden aus dem Norden, Engländer und

Deutsche, die Subjektivität der Auffassung so hervorkehren und in der Darstellung solcher Eindrücke ausführlich zu sein pflegen. Die neusten Zustände werden mäſsig berücksichtigt: es sind besonders nur die *lourds Allemands* in Ober-Italien, welche Hrn. Valery gar oft chokiren, obgleich er mit besonderer Achtung die Gelindigkeit der Oestreichischen Regierung und ihre Sorge für Straſsen, Wohlthätigkeitsanstalten und für den Elementarunterricht hervorhebt. „Diese Regierung, sagt er *T.* 2. *p.* 157., ist zugleich pädagogisch und militärisch: ihre Beamten sind Unteroffiziere und Schulmeister, ihr letztes Mittel der Stock und die Ruthe". Ueber die von Reisenden sonst wenig besuchte Republik Marino und ihren jetzigen kleinstädtisch-aristokratischen, aber doch achtbaren Zustand handelt ein Kapitel des 3ten Theils S. 264—268. Canova, mit den Ordensbändern der Kaiser und Könige geschmückt, suchte nur das Bürgerrecht von Marino nach und fühlte sich geschmeichelt als er es erhalten: dort lebt der gelehrteste Italiäner jetziger Zeit, Borghesi, inmitten seiner reichen Münzsammlung und seiner Arbeiten über die *fasti consulares*, und zieht die Einsamkeit der freien Landstadt, deren Bürger er geworden ist, dem Glanz der Hauptstädte vor. Hr. Valery ist Katholik aus Grundsatz und poetischem Gefühl: er findet schon etwas *Protestantisches* darin, daſs in Italien die Kirchen um die Mittagszeit, weil die Custoden doch auch genieſsen wollen, geschlossen werden. Allerdings müſste ein Reisender in protestantischen Ländern verzweifeln, wenn unsre Kirchen reicher mit Werken der Kunst begabt wären: es ist wirklich und nicht blos für den Fremden betrübend, daſs der Eingang in das eigentliche Gemeindehaus den gröſsten Theil der Woche verschlossen, und nur gleichsam geschäftsmäſsig einige Stunden des Sonntags geöffnet ist.

Dagegen gewinnt Hr. Valery's Reisehandbuch einen eigenthümlichen Werth durch die fleiſsige und mit besonderer Vorliebe hervorgehobene Berücksichtigung der Italiänischen Litteraturgeschichte und ihrer biographischen und bibliographischen Beziehungen. Hr. Valery ist Bibliophile von Profession: er besucht und berichtet über alle nahmhaften Bibliotheken: freilich sieht er, wie diese Herren pflegen, im Allgemeinen mehr auf das Aeuſserliche und auf die herkömmlichen Raritäten, älteste Drucke, Exemplare auf Pergament, schöne Codices mit Mahlereien oder Inschriften merkwürdiger Männer, überhaupt auf das, was sich in der Litteraturgeschichte schon einen Nahmen gemacht hat: Unbenutztes nachzuweisen oder Neues zu entdecken ist im Fache des klassischen Alterthums seine Sache nicht, und seine eingemischten Urtheile über philologische Gegenstände zeugen mitunter von elegantem Vorurtheil, um nicht Oberflächlichkeit zu sagen, z. B. wo er von dem Mediceischen Codex des Virgil spricht; *T. II. p.* 37.: *C'est d'après ce manuscrit que Heyne a mis et que l'on met encore dans certaines editions l'orthographe du temps de la république,* (*is pour es, o pour u*) *usage pedantesque, puisque cette vieille orthographe détruit l'harmonie des vers,* als ob er diese *Harmonie* besser verstände als der Römische Dichter selbst, wenn einmahl jene Handschrift alle Gewähr des höchsten Alterthums hat. Aber über die Anfänge der neuern Litteratur, über Dante, Petrarcha, Bembo, Ariosto, Tasso, Castiglione, und ihren in den Bibliotheken zerstreuten Nachlaſs, auch über die Lateinische Litteratur dieser Zeit, berichtet er inhaltreicher und aus selbständiger Kenntniſs. Die Abschnitte über Arquà in den Euganeischen Bergen und über Ferrara gewinnen dadurch ein groſses Interesse; besonders werden alle Beziehungen auf Dante mit Liebe aufgesucht und erläutert, auch sonst über andere litterarische Personen, wie über Ocheda in Florenz, interessante Notizen beigebracht. Tiefe Verehrung für Dante spricht der Verf. bei der Beschreibung seines Mausoleums in Ravenna aus: „Eine Reise durch Italien, sagt er *T. III. p.* 251., ist nothwendig für das vollkommene Verständniſs Dante's: um ihn zu begreifen muſs man sowohl die Schönheiten der Natur, die er beschrieben, betrachtet haben, als die Kunstwerke, wozu er begeisterte; die alten Bilder von Giotto, Orgagna, Lucas Signorelli, das Grandiose Michel Agnolo's sind seine beredteste und wahrhafteste Erklärung. Wenn man ihn so studiert hat, würde man versucht sein, wie der junge Mark Aurel über irgend eine Rede, die gewiſs weit unter Dante's Versen war, auszurufen *O omnia!* Dieser Dichter des 13ten Jahrhunderts hat alles gefühlt und alles ausgedrückt. Man rühme nicht mehr so laut unsere Fortschritte, unsere Vervollkommnung: menschliche Kunst und alles, was erlernt werden kann, hat sich vervollkommnen können, der Geist hat sich keinesweges erweitert".

C. G. Zumpt.

XXXV.

System der Metallurgie v. C. F. B. Karsten, Kön. Preufs. Geh. Ober-Bergrathe. Berlin 1—4. Bd. 1831. 5ter Bd. 1832. Nebst einem Atlas von 51 lithographirten Tafeln in Roy. Folio.

Es ist wohl nöthig, ein Werk wie dieses, welches nur für einen besondern Kreis geschrieben zu sein scheint, und allerdings in diesem Kreise unentbehrlich ist, zur allgemeinen Kunde zu bringen. Rein technische Lehren, wozu die Metallurgie gehört, pflegen in den besten Fällen, entweder mit einer gelehrten Allgemeinheit oder mit einer handgreiflichen Besonderheit vorgetragen zu werden; die Vereinigung des Allgemeinen mit dem Besondern ist höchst selten. Hier ist aber ein Werk, wo gründliche Gelehrsamkeit mit genauer Sachkenntnifs auf eine seltene Art vereinigt erscheint. Und ein solches Werk war das gröfste Bedürfnifs für diese Wissenschaft, wo es durchaus an einer Uebersicht über das Ganze fehlt und wo man aus einer Menge von Zeitschriften und einzelnen Werken über einzelne Verfahrungsarten die Nachrichten zusammenstellen mufs. Indessen es kam hier nicht blofs auf eine Zusammenstellung der Nachrichten an, sondern auf eine kritische Würdigung derselben, und niemand ist im Stande diese zu geben, der die Verfahrungsarten nicht selbst gesehen. Schon früher und über dem Bereich der kritischen Jahrbücher hinaus erschienen die metallurgischen Reisen des Vfs. durch den metallurgischen Theil des südöstlichen Europa's, möchte man sagen. Das Handbuch der Eisenhüttenkunde in 4 Bänden von den Jahren 1827 und 1828 ist in diesen Jahrbüchern angezeigt worden, verdient hier aber eine rühmliche Erwähnung. In dem ersten Theile dieses Werkes findet sich eine Geschichte der Metallurgie. Die Handbücher, Lehrbüber und noch mehr die Systeme einer Wissenschaft müssen hergebrachter Weise zuerst eine Geschichte der Wissenschaft enthalten und diese ist, besonders in den chemischen Wissenschaften ein stehender Artikel, nämlich schon seit langer Zeit von dem Vorgänger abgeschrieben und mit den Zusätzen vermehrt, welche dem Verf. aus neuern Zeiten eben einfallen. Die Quellen der Geschichte haben die meisten nicht gesehen, viel weniger untersucht. Das ist hier ganz anders. Unser Verf. hat die Geschichte seiner Wissenschaft zu einem Gegenstande seiner genauen Untersuchung gemacht und die Quellen selbst benutzt. Es ist sehr zu verwundern, dafs die Metallurgie in jenen früheren Zeiten schon solche Fortschritte gemacht hat, als wir bei diesen Forschungen bemerken. Man wundert sich eine Menge von Mitteln zu finden, wodurch die Metalle rein dargestellt werden, welche auf Kenntnisse der Chemie deuten, wie man sie nur in neuern Zeiten erlangt hat. Sie setzen ein Nachdenken voraus, was man nur bei einem bessern Zustande der bürgerlichen Gesellschaft und bei einem hohen Grade der Cultur anzuwenden pflegt. Auch hier werden wir nach Indien gewiesen, dem Mutterlande der Cultur in frühern Zeiten. Die Waffen, womit die Homerischen Helden fechten, sind aus Kupfer (χαλκός) oder aus Kupfer und Zinn (κασσίτερος) oder aus Zinn allein. Daraus bestanden auch die Waffen, welche Vulkan für Achill verfertigte. Schwert und Lanze waren von Kupfer, die Beinschienen von Zinn und zur Verzierung wurde Gold gebraucht. Eben so wurde das Schild aus Kupfer und Zinn gemacht und mit Gold verziert. Es scheint, dafs ganz reines Kupfer den Alten gar nicht bekannt war, sondern dafs es immer Zink und Zinn enthält, zwei Metalle, welche ihm eine gröfsere Härte geben und es auch vor dem Rost (Grünspan) schützen, wie dieses die Farbe, die Eigenschaft und selbst die chemische Untersuchung der Ueberbleibsel aus dem Alterthum lehren. Eisen wurde in den Homerischen Zeiten selten gebraucht, und nur in kleinen Stücken meistens zur Verzierung. Es kommt also darauf an, woher die Alten das Zinn hatten, denn dieses gehört zu den seltenen Metallen. Wir werden nach Indien gewiesen, wo Zinn schon seit alten Zeiten gewonnen wird. Der Vf. redet zweifelhaft darüber; er würde entschieden davon reden, wenn ihm bekannt gewesen wäre (auch mir war es bei meinen frühern Untersuchungen unbekannt) dafs *kastira* (nom. *kastiram*) im Sanskrit Zinn bedeutet, offenbar dasselbe Wort als κασσίτερος. Die Griechen behielten also das Wort in ihrer Sprache, was sie dem Zinn gaben, als sie noch in ihrem Mutterlande wohnten, wo Indisches Zinn verarbeitet wurde. Als sie in ihre späteren Sitze übergingen, erhielten sie das Zinn durch die Phönicier aus dem Westen, wie eine merkwürdige Stelle bei Herodot beweiset. Ich kenne die Kassiterischen Inseln nicht, sagt er (*L.* 3. *c.* 115.) woher uns das Zinn kommt. Und bald nachher: ich weifs nicht, wie sich

das Meer zur äussersten Spitze von Europa verhält, von der äussersten Spitze aber kommt nur Zinn und Bernstein. Plinius sagt sogar *fabulose narratur in insulas Atlantici maris peti.* Dann setzt er hinzu: *Nunc certum est in Lusitania gigni et Gallaecia.* Dass in Portugal auf Zinn gebauet wurde, ist im Lande selbst eine bekannte Sache; bei Viseu findet sich noch ein *buraco do stauno* (Zinnloch) wo man sonst Zinngraupen gegraben hat. Aber Plinius spricht hier ab, denn es ist wohl nicht zu zweifeln, dass auch England Zinn lieferte, wie die Zusammenstellung mit Bernstein beweiset, den man von der nördlichen Europäischen Küste holte. Aber es würde eine vergebliche Mühe sein, nach einer genauen Bestimmung der Kassiterischen Inseln zu fragen, da Herodot selbst nichts von ihnen weiss und die Phönicischen Kenntnisse, wenn sie auch geschrieben waren, wegen der Grundverschiedenheit der Sprachen nicht zu den Griechen reichten. Dass *stannum* bei den Alten nicht Zinn bedeute, sondern ein Metallgemisch sagt der Verf. richtig, aber er führt nicht an, dass Beckmann in seiner Geschichte der Erfindungen dieses zuerst aus einander gesetzt. Zinn heisst bei den Alten, bei Plinius wenigstens, *plumbum album*; es ist zu fürchten, dass die Verwirrung in den Namen von Plinius selbst herrührt, der nicht selten Verwirrungen dieser Art gemacht hat. Denn der Vf. führt schon eine Ableitung des Wortes *stannum* aus dem Cornischen *stean* oder dem Welschen *ystaen* an, welches Zinn bedeutet, wozu ich noch das gallische oder hochschottische *steacin* setze. *Staunum* kommt ohne allen Zweifel von jenen Worten her und bedeutet ursprünglich Zinn, denn die Ableitung von *stagnare* ist eine Klügelei der Grammatiker und verdient keine Beachtung. Doch es ist hier nicht der Ort, diese und manche andere im Buche abgehandelten Gegenstände genauer zu betrachten; wir wollen nur die Philologen aufmerksam machen, dass sie sich hier wegen Sacherklärungen unterrichten können. Die zweite Abtheilung über das Vorkommen und die Verbreitung der Metalle auf der Erdoberfläche ist eine genaue und vollständige Zusammenstellung des darüber Bekannten. Es wird aber nicht allein von dem geognostischen Vorkommen, sondern auch im Allgemeinen von der Verarbeitung der Erze und der Summe der Produktion abgehandelt, so dass diese Abtheilung dem Statistiker sehr wichtig ist. Der zweite Theil enthält zuerst die Aufbereitung der Erze, die verschiedenen mechanischen Verfahrungsarten, um das Erz vom nicht erzhaltigen Gesteine zu scheiden; dann die Erzabnahme und die Erzprobe, diese sinnreiche Art die Probe im Kleinen nach einem verjüngten Maßstabe der grössern Arbeit vorangehen zu lassen, Hierbei genau von den verschiedenen Europäischen Gewichten. Im dritten Theile wird von der Schmelzarbeit und den Vorbereitungen dazu geredet, also vom Brennmaterial, Gebläse, von den Schmelzöfen und der Rüstarbeit. Im vierten und fünften Theile werden die Metalle besonders nach der Art ihrer Gewinnung abgehandelt. Zuerst das Eisen, wegen seiner verschiedenen Zustände das schwierigste für Theorie und Praxis. Eisen verbindet sich in reinem Zustande mit andern Metallen und zwar chemisch, nicht so, wenn es schon mit Kohle verbunden ist; in diesem Zustande geht es nämlich in der Regel mit solchen keine Verbindung ein, sondern es entsteht nur ein Gemenge. Daher wirken die Legirungen anders, wenn sie dem reinen Eisen, dem Stabeisen als wenn sie Stahl zugesetzt werden. Silicium verbindet sich mit Stabeisen chemisch und macht dieses minder fest. Hingegen wirkt es auf die Beschaffenheit des Roheisens gar nicht. Der grösste Siliciumgehalt, den der Verf. im Roheisen fand, betrug 3,46. Alumium verbindet sich sehr schwer mit reinem Eisen und scheint auch dessen Festigkeit zu mindern. Der Zustand, in welchem sich die Kohle im kohlenhaltigen Eisen befindet, ist ein dreifacher, indem sie theils im ungebundenen Zustande, als Kohlenmetall (Graphit) vom Eisen aufgenommen wird, theils mit der ganzen Masse des Eisens verbunden, theils endlich mit einer gewissen Quantität Eisen zu einer bestimmten chemischen Verbindung, zu einem Polykarburet vereinigt ist und von einer andern überwiegenden Quantität Eisen, welche an jener Verbindung keinen unmittelbaren Antheil nimmt, aufgelöst gehalten wird. Von der Menge der Kohle ist der Grad der Weichheit des Eisens niemals abhängig, sondern diese wird bloss durch das Ausscheiden oder durch das bestimmtere Hervortreten der Kohle bestimmt, sei es als freie ungebundene Kohle oder als Polykarburet. Es scheint mir dieses eine sehr wichtige Bemerkung für die Lehre von der Festigkeit überhaupt, die demnach mit der Gleichartigkeit der innern Mischung in einem bestimmten Verhältnisse stehen mag. Die absolute Festigkeit des nicht gehärteten Stahls scheint bedeutend grösser zu sein, als die des Staheisens und zwar etwa in dem Verhältnisse von 13 zu 10. Durch das Härten verliert der Stahl an Festigkeit. Mit dieser durch Versuche erwiesenen grossen absoluten Festigkeit des Stahls meint der Verf. sei die Erfahrung schwer in Uebereinstimmung zu bringen, dass sich der gehärtete Stahl sehr leicht zerschlagen lässt. Man schreibt diese Erscheinung der Sprödigkeit des Stahls zu, fährt der Vf. fort, indess muss es künftigen Forschungen überlassen bleiben, die wahre Ursache dieses jetzt noch unerklärten Verhaltens aufzufinden. Ich meine, die Erscheinungen der Sprödigkeit, des Drehens überhaupt, lassen sich aus einer anziehenden Kraft allein, von welcher die Festigkeit abhängt, nicht erklären; man muss auf die allen Körpern eigene zurückstossende Kraft zurückgehen. Dann folgt es aber keinesweges, dass ein sehr fester Körper nicht zugleich leicht zersprengbar sei, denn beim Zerschlagen oder Zersprengen findet ein Drehen Statt und diese andere Kraft kommt in Wirkung. Wirklich sind auch die härtesten Körper oft leicht zersprengbar, wovon der weisse Brasilische Topas ein auffallendes Beispiel giebt. — Auf den Tafeln sind Oefen und Anstalten zur Aufbereitung der Erze im verjüngten Maßstabe abgebildet worden. Der Umschlag der Tafeln enthält in beiden Blättern Ansichten der Hütten in dem Preussischen Staate, damit das Aeussere des Innern würdig erscheine.

Link.

№ 49.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

XXXVI.

Geschichte Baierns nach seinen alten und neuen Bestandtheilen. Für Gebildete des In- und Auslandes, vor Allem für Baierns reifere Jugend. Von Dr. Karl Wilhelm Böttiger, öffentl. Prof. der Geschichte und Litteratur zu Erlangen, Universitäts-Bibliothekare und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Erlangen, Verlag von Carl Heyder 1832. (Preis 1 fl.) 414 enggedruckte Seiten 8.

So lange die quellenmäfsige Bearbeitung der Deutschen Staatsgeschichten aus mehr zu öffnenden und besser zu ordnenden Archiven so grofsen Schwierigkeiten wie bisher unterworfen ist, mufs man immer zufrieden sein, wenn Schriftsteller von dem Geist und der Gewandtheit des Verfs. auf einer vollständigen Grundlage der gedruckten Notizen uns eine gedrängte Uebersicht der Hauptbegebenheiten eines Landes liefern. Gar viele treffliche Sammler, Forscher und Darsteller haben sich an dem reichen Stoffe der Baierischen Geschichte versucht (wenn wir gleich noch nicht hieraus einen Mafsstab höherer Kultur des Baierischen *Volkes*, nach Seite 406. des vorliegenden Buches folgern möchten); und wenn gleich sonder Zweifel aus dem Baierischen Staatsarchiv zu München, (das nach Stumpf's Versicherung alle Baierischen, Kurpfälzischen, Pfalzneuburgischen und Pfalzzweibrückischen Staatsurkunden und Staatsakten enthält), viele neue und treffliche Beiträge zur Baierischen wie zur allgemeinen Deutschen Geschichte geliefert werden könnten und müfsten, so ist doch die Hauptmasse der Baierischen Geschichte von fast allen Seiten durch so viele verschiedenartige Schriftsteller (wie Zschocke, Mannert, Buchner, von Lang, Fefsmaier u. s. w. bis auf Aventinus zurück) bearbeitet worden, dafs ein Handbuch wie das gegenwärtige zur Belehrung gebildeter Leser, so wie zum Unterricht der reifern Jugend nicht zu früh erscheint. Nicht dafs wir nicht lieber Werke, wie das leider unvollendete von Stumpf (Baierns politische Geschichte 1. Band 1816, aus den besten archivalischen Quellen und mit besonderer Rücksicht auf Baierns auswärtige Verträge und Verhältnisse geschrieben) zum Besten der noch immer nicht genug aufgehellten Geschichte der Deutschen Politik in den drei letzten Jahrhunderten von einer gleich gewandten Hand in gleich lebendiger, das Einzelne ergreifender Manier bearbeitet sähen; (wieviel würde besonders die Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs durch eine bisher vernachlässigte vollständigere Benutzung der damaligen Baierischen Kriegs- und Staatsnotizen gewinnen!) aber das Bedürfnifs, wie es der Verf. in seiner Vorrede angieht, ist da, und er hat demselben schnell und geschickt abgeholfen. Nicht nur Altbaiern, sondern auch die Schwäbischen, Fränkischen und Rheinischen Länderbezirke des Königreiches hat er umfafst und mit besonderer Liebe die drei Kleinodien, die alten ehrwürdigen Reichsstädte Nürnberg, Regensburg und Augsburg, nicht seit dem Moment des Anfalls, sondern durch alle Jahrhunderte in Umrissen und Einzelnheiten hervorgehoben; auch hier, wie in seiner Sächsischen Geschichtsdarstellung der Beschreibung der Sitten, den Bildungsstufen der Kunst und Wissenschaft Platz gegönnt. Der wahre Mittelpunkt der Baierischen Geschichte ist das Haupt der von Stumpf beschriebenen Katholischen Liga des siebzehnten Jahrhunderts; und wir freuen uns daher, hier wie bei Mannert eine aus dem höhern Gesichtspunkt der Menschheit geschöpfte, minder panegyrische Charakteristik dieses sonst so trefflichen Fürsten zu finden, als uns Zschocke in den Worten giebt (Band III. in der Vorrede): „Maximilian I. der „Deutsche sei ein gröfserer Fürst und Held gewesen „als Gustav Adolph der Schwede und im höhern Sinne „des Worts". Auch kann man aus andern Aeufserun-

gen freimüthiger Unparteilichkeit des Verfs. den sichern Schluſs ziehen, daſs er nicht minder wie wir und mehr als einmal bei gewissen Anzeigen und Vorboten neuester Reaktion bedenkliche Betrachtungen angestellt hat, wenn er gleich in gerechter Anerkennung des vielen Trefflichen, welches die neueste Regierung gefördert und bereitet hat, uns auf den sonderbaren Gang der Spirallinie des menschlichen Geschlechts aufmerksam macht, welche oft scheinbar rückwärts geht, um alsdann wieder schnell emporzusteigen (S. 409.). Wie wäre es auch möglich, nach menschlicher Art zu reden, daſs ein Land, ein Volk, ein Staat, wie Baiern, bei einer solchen verschiedenartigen materiellen und geistigen Zusammensetzung in einem gerechten gleichmäſsigen Fortschritt zur politischen Bildung vordringen und binnen zehn, zwanzig oder auch dreiſsig Jahren über alle Hindernisse und Nachwehen des innern, oft feindseligen Widerstreits, und so mancher verunglückter Experimente (besonders der kirchlichen und scholastischen Aufklärung) triumphiren sollte? Die vom Verf. beliebte Eintheilung der Baierischen Geschichte (im Ganzen drei Bücher, wovon das erste bis zum Sturz der Welfen 1180 n. C. G., das zweite bis zur Festsetzung der Untheilbarkeit 1508, das dritte, reichhaltigste und wichtigste in zwei angemessenen Unterabtheilungen, bei denen der Westphälische Friede und Maximilians I. Tod den Wendepunkt bilden, bis zur neuesten Zeit 1832 reicht), ist wohl untadelhaft. Auch hinsichtlich der enthaltenen Thatsachen haben wir, so weit unsre specielle Kenntniſs reicht, keinerlei Irrthümer von Bedeutung bemerkt. (In der Pfälzischen Geschichte ist der Verf. mit Andern nicht wohl unterrichtet, wenn er die Ursache der Entzweiung des galanten, unruhigen und anfangs eifersüchtigen Kurfürsten Karl Ludwig mit seiner Gemalin Charlotte von Hessen, Tochter der berühmten Amalia Elisabeth S. 324. in deren Kälte gegen ihn sucht). Auſser einigen Stellen einer zu gesuchten Darstellung (z. B. in der Einleitung: „die Geschichte ist nach Religion und Natur die dritte der groſsen Offenbarungen „u. s. w. Nur für den Verdorbenen (?) sind ihre Lehren und Beispiele zu allen Zeiten verloren gewesen. „Jenes Lob gilt auch von der Geschichte des Vaterlan„des im engern Sinne (denn jedes Land ist Vaterland, „weil jedes Land *dem Vater* ist!)" scheint uns auch eine gewisse nachlässige Leichtfertigkeit des Stils nicht allenthalben der Würde der Geschichtschreibung gemäſs zu sein z. B. S. 361. „Zum Besten der Finanzen wurde „auch das Bergwesen, besonders der Salzbau sehr be„rücksichtigt; als aber Baron Hompesch das Finanzwe„sen zu ordnen anfing und die vielen übergroſsen und „unnöthigen Gnadengehalte zu mindern oder einzuzie„hen begann, *muſste* er schnell wieder nach Düsseldorf „zurück, und ein übelberüchtigter Mann, ein Freiherr „Betschart, der eine Kurfürstliche Maitresse, doch als „*noli me tangere*, heirathen muſste, auch wohl früher „das Zuchthaus verdient hatte, verwaltete nun die Fi„nanzen so, daſs er, von seiner eigenen Frau verrathen, „nach einem merkwürdigen Proceſs ins Gefängniſs „*muſste*". Daſs die Berichte über die neueste Zeit oft raisonnirenden, wenn gleich gediegenen, Zeitungsartikeln gleichen, (S. 405.), wo die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer gemäſsigten Opposition in der Repräsentativ-Verfassung gezeigt wird, enthält gegen die zweite Kammer einen, wir wissen nicht ob in dieser Art verdienten, versteckten Verweis „weil sie ein heilsames Preſsgesetz, welches die Censur für alle inne„ren Angelegenheiten ganz aufhebt, und nur auf poli„tische Zeitungen und auswärtige Politik beschränkt, „polizeiliche Eingriffe in den litterarischen Verkehr be„seitigt und dabei Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und das „Geschwornengericht einführt, verwirft, um vielleicht (?) „sich endlich noch viel gröſsern Beschränkungen unter„werfen zu müssen"); liegt in der Natur der noch bestehenden Gährung und der Lebhaftigkeit, womit der Verf. sein Ziel bis auf das neueste Jahr verfolgt, wenn gleich der Stoff noch lange nicht genug gesichtet, noch der Geschichtschreibung überhaupt anheimgefallen ist, wie dies der einsichtsvolle Verf. in der Vorrede zu seiner Rechtfertigung selbst bemerkt.

Rommel.

XXXVII.

Joh. Wagler, natürliches System der Amphibien mit vorangehender Klassifikation der Säugethiere und Vögel. Ein Beitrag zur vergleichenden Zoologie. Mit einer Kupfer- und Verwandtschaftstafel. München, Stuttgard u. Tübingen bei Cotta. 1830. 8.

Seit die Masse der bekanntgewordenen Thierformen zur leichtern Uebersicht eine Klassificirung noth-

wendig machte, gestaltete sich diese nach dem Zwecke und Bedürfnisse des Individuums und seiner Zeit zwiefach, jenachdem es nämlich dabei um Kenntnifs und Erforschung des Besondern, oder um allgemeine Gesichtspunkte für die Naturbetrachtung zu thun war. Im ersteren Falle verlangte man von einem Systeme nur eine solche Zusammenstellung des Besondern, die dessen Auffinden und Erkennen erleichterte. Entweder genügte es schon, dem Namen nach die Arten zu kennen, oder man ging doch nur höchstens darauf aus, jede derselben nach ihrer gesammten Organisation und der Totalität ihrer Lebenserscheinungen zu erforschen. Immer bleibt hier das Besondere für sich allein Gegenstand der Betrachtung; sein leichtes Auffinden im Systeme die einzige Anforderung, die man an dieses zu machen hat. Es genügen einzelne willkürliche Merkmale für die Zusammenstellung, nur müssen sie von der Art sein, dafs sie allen in derselben Abtheilung enthaltenen Geschöpfen zukommen und sie von den unter andern Rubriken begriffenen unterscheiden.

Anders stellt sich die Aufgabe, wenn es sich um allgemeine Gesichtspunkte für die Naturbetrachtung handelt. Indem man diese durch die Systematik erzielt, tritt der Zweck des leichtern Erkennens der Arten mehr in den Hintergrund. Es wird Bedürfnifs dem, was man am Einzelnen erforscht hat, möglichst allgemeine Gültigkeit zu geben. Uebereinstimmung der Lebenserscheinungen zeigt nun aber die Erfahrung nur da, wo sich die Organisation in ihrer Gesammtheit oder doch im Wesentlichen übereinstimmend zeigt. Sollen mithin die am Besondern gemachten Erfahrungen durch die Systematik für eine bestimmte Gruppe allgemeine Gültigkeit erhalten, sollen die Abtheilungen des Systemes, als Zusammenstellungen des Besondern unter allgemeinen Gesichtspunkten, ein Schliefsen aus dem Allgemeinen auf das Besondre und umgekehrt gestatten, so genügt nicht mehr eine Zusammenstellung nach einzelnen willkürlichen Merkmalen, sondern es mufs das in derselben Abtheilung Begriffene in der Totalität seiner Organisation oder doch im Wesentlichen derselben übereinstimmen. Es handelt sich dann darum, die Grundformen, die Typen, welche die Natur in aller Mannigfaltigkeit bewahrt, aufzusuchen und sie als Mittelpunkte ganzer Gruppen festzustellen. Ein solches Verfahren verdient mit Recht den Namen eines natürlichen Systemes, da es die Abtheilungen nicht selbst schafft, sondern als von der Natur gegebene in dieser auffindet. Eine Systematik dieser Art hat sich in unserer Zeit, deren Bedürfnifs und Resultat sie ist, die Bahn gebrochen, und wenn auch durchaus nicht vollendet in der Durchführung, rückt sie doch durch riesenhafte Fortschritte der Erfahrung der Vollendung ersichtlich näher.

Die vom Verf. in diesem Buche versuchte Systematik gehört ihrem Wesen nach keiner von beiden genannten an. Sie verwirft es, nur das Erkennen erleichtern zu wollen, verlangt eine Zusammenstellung nach den wichtigsten Momenten des Körperbaues und der Lebensart (*p.* 87. *nota*) und bietet dennoch, wo sie neuert, keine feste Gesichtspunkte für allgemeine Betrachtungen; sie will eine natürliche sein, und thut der Natur, deren Wesen sie gänzlich verkennt, dadurch, dafs sie das Gleichartige von einander reifst und das Fremdartige verbindet, unerhörte Gewalt an; sie verlangt eine Uebereinstimmung in der Totalität der Organisation und fafst doch wieder nur einzelne Eigenschaften auf, ohne sie in festen Merkmalen auszusprechen; sie rühmt sich der gröfsten Konsequenz (*p.* 37. *n.*) und ist ein Gewebe von Inkonsequenz; kurz, sie ist in Wahrheit von allem dem, was sie sein will, nichts ganz; nur das einzige, wofür sie sich ausgiebt, ist sie wirklich, ein Beitrag zur vergleichenden Zoologie, allein einer solchen, die schwerlich irgend Eingang finden möchte. Bei allem dem ist dies Buch reich an Beobachtungen, entfaltet einen Schatz specieller Kenntnisse und ist von *einer* Seite eine nicht hoch genug zu schätzende Bereicherung der Wissenschaft.

Unwillkürlich dringt sich beim Anblicke der Schwindel erregenden Mifsgriffe, die es enthält, die Frage auf, wie es nur möglich ist, dafs, da doch so viele Elemente zu einer natürlichen Systematik gegeben sind, dennoch soviel des Subjektiven nicht nur in diesem, sondern in so vielen andern Systemen der Zoologie wuchern kann, da man doch denken sollte, dafs, wenn wirklich die Natur selbst die Unterschiede setzt, und es nur der sorgfältigen Beobachtung bedarf, um sie aufzufinden, die Systematik ein rein Objektives sein müfste, und man begreift sehr wohl, wie Viele, und unter diesen gerade die tüchtigsten Empiriker, des Unfuges müde, an der Möglichkeit eines wahrhaft natürlichen Systemes verzweifeln. Der Grund von diesem scheint aber hauptsächlich darin zu liegen, dafs man sich weder über die Principien der Systematik gehörig verständigt, noch, da

man nur allein auf Unterscheiden ausgeht, das wahre Wesen der Natur erkannt hat, die nicht dies einseitige Unterscheiden ist, sondern überall die Einheit des Unterschiedenen zu offenbaren strebt. Indem man aber dies Letztere aufser Augen setzt, und nicht die leitenden Principien feststellt, wird der subjektiven Ansicht freier Spielraum gegeben. Man wirft zusammen, wo man trennen sollte, oder trennt, wo man verbinden sollte, indem man bei hervorspringender Verschiedenheit die wesentliche Uebereinstimmung aufser Augen läfst. Jeder glaubt Recht zu haben, indem er das, was er giebt, in der Natur gefunden haben will. Nimmer aber bleibt dies ausgeschlossen, wenn man sich nur damit begnügt, die durch die Erfahrung aufgefundenen Abtheilungen als vorhanden aufzuweisen, ohne sie in ihrer Nothwendigkeit darzuthun. Versucht hat man Letzteres freilich, aber meist nur einen leeren Schematismus gegeben, indem man in ein nutzloses Spiel mit Analogien verfallen ist. Auch vorliegendes Buch giebt von einer Verirrung der letztern Art ein grelles Beispiel und zugleich den sprechendsten Beweis, dafs selbst die reichste Erfahrung in der Systematik zu keinem Resultate führt, wenn nicht philosophische Bildung die Begriffe geregelt, und aus dem Schatze der Erfahrung die allgemeinen Principien festgestellt hat. Unstreitig hatte sich der Verf., der leider in der schönsten Fülle der Gesundheit durch einen seltenen Unglücksfall zu früh der Wissenschaft entrissen wurde, in den 3 Thierklassen, deren Systematik der Gegenstand dieses Buches ist, die reichste Specialkenntnifs erworben, die irgend ein Zoolog nur besitzen kann. Ohne im geringsten der Wahrheit zu nahe zu treten, darf man dreist behaupten, dafs er in specieller Kenntnifs unter den wenigen Herpetologen neuerer Zeit der Tüchtigste war. Von der Gründlichkeit seiner ornithologischen Kenntnisse liefert sein *Systema avium* auf jeder Seite Belege, und dafs ihm auch tüchtige Kenntnifs der Säugethiere nicht mangelte, beweisen die in diesem Buche gegebenen Bemerkungen zu dieser Thierklasse. Auf seinen Reisen hatte er sich mit den gröfsten Museen Europens bekannt gemacht. Eine grofse Menge von Manuscripten, in Leyden, Paris, London, Berlin ausgearbeitet, war das Resultat seiner sorgfältigen Studien. Mit welch' einem unverdrossenen Fleifse er arbeitete, weifs nur der zu würdigen, der den glühenden Eifer des Verewigten für seine Wissenschaft kannte, und selbst Zeuge seiner unermüdlichen Thätigkeit war. Sein lange versprochenes System der Amphibien mufste daher zu grofsen Erwartungen berechtigen, um somehr, als der Verf. schon vor dessen Erscheinen die vorhandenen Systeme als unnatürlich verwarf, welchen Ausspruch er selbst versteckter in diesem Buche wiederholt, obwohl in Wahrheit seine Eintheilung dieser Klasse nur in unwesentlichen Punkten von den vorhandenen abweicht, während eine konsequente Durchführung seines Principes eine völlige Umgestaltung hätte hervorbringen müssen. Nach diesem Principe ergiebt sich nämlich die Systematik einer Thierklasse nicht allein aus ihr selbst, sondern wird zugleich durch die Systematik der ihr vorhergehenden Klassen, deren Nachbildung sie ist, bestimmt; so die Systematik der Amphibien durch die der Säugthiere, Vögel und Greife, einer vom Verf. neu geschaffenen Mittelklasse. „Ihr System, sagt der Verf. (Vorwort *p. V.*) mufste, wenn ich *logisch* ordnen und das der Amphibien nicht wie einen vom Körper abgerissenen Theil, von dem sich Jeder abnehmen kann, was er will, hinstellen wollte, vorausgeschickt werden. Von welchen Grundsätzen ich dabei ausgegangen, sagt das Buch". Indem er es also nicht für gut findet, seine Grundsätze hier völlig auszusprechen, nöthigt er den Leser, sie mühsam aus dem Buche zusammenzusuchen, wodurch gegen ihn ein zwiefacher Verdacht rege wird, der nämlich, dafs er selbst diese Principien und deren Konsequenzen nicht klar genug durchdacht habe, oder der, dafs er sie geflissentlich nicht ausgesprochen, weil er sich selbst bewufst gewesen, sie keineswegs durchgeführt zu haben. Letztern Verdacht mufs Ref. vom Verf. pflichtmäfsig entfernt halten, da er durch die Briefe seines verstorbenen Freundes beweisen könnte, dafs dieser fortdauernd von seiner Konsequenz überzeugt zu sein glaubte, und dafs der Gedanke, welchen er in diesem Buche auszuführen beabsichtigte, bis zuletzt seine feste Ueberzeugung war. Leider kann Ref. ihn aber nicht gegen jenen ersten Verdacht in Schutz nehmen; vielmehr sieht er sich genöthigt, ihn selbst der gröfsten Unklarheit und Inkonsequenz zu beschuldigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Joh. Wagler, natürliches System der Amphibien mit vorangehender Klassifikation der Säugethiere und Vögel.

(Fortsetzung.)

Den Grundgedanken der vom Verf. versuchten Systematik finden wir in dem aus Goethe's Morphologie entnommenen Titelmotto: „Es ist mit den Ableitungsgründen, wie mit den Eintheilungsgründen, sie müssen durchgehen, oder es ist gar nichts daran" — angegeben, und bestimmter noch *p.* 88. *nota*, wo es heifst: „die sich ewig gleich bleibende Gesetzmäfsigkeit der Natur nur einigermafsen erachtend, welche in Verkettung aller ihrer Wesen so ersichtlich ausgesprochen ist, hätten diese Systematiker doch wahrlich einsehen sollen, dafs eine Klassifikation einer Thierklasse, welche nicht auf alle übrigen Thiere anwendbar ist, auch nicht die wahre sein könnte". Nach diesem, an sich ganz falschen, Grundgedanken müfste demnach das unterscheidende Moment, welches den Ordnungen zu Grunde liegt, in allen Thierklassen durchgängig dasselbe sein, die Zahl der Ordnungen müfste in allen Klassen gleich bleiben, die Ordnungen sich einander als analoge entsprechen, und die Reihefolge dieser analogen Ordnungen müfste dieselbe sein. Dies sind die Punkte, die sich aus einem solchen Principe folgern lassen, und die der Verf. selbst gelegentlich postulirt, ohne aber auch nur einen derselben in der Wirklichkeit nachzuweisen. Gleich den ersten Punkt löst der Verf. nicht im Geringsten, selbst nicht einmal an diesen Thierklassen; denn einmal weist er gar nicht nach, welches denn dieses von ihm aufgefundene gemeinsame Moment des Unterschiedes und der dadurch erheischten Eintheilung sei; er stellt Ordnungen auf, ohne deren *gemeinsamen* Charaktere mit wenigen Worten anzugeben, oder wo er solche Eigenschaften angiebt, sind sie nicht unterscheidend. Wir müssen daher glauben, dafs diese Ordnungen, wo sie von den allgemein anerkannten abweichen, auf einem unsäglichen Unterschiede beruhen, der sich nur fühlen, aber nicht in Worten ausdrücken läfst. Ist jedoch eine die Zusammenstellung des Besondern bedingende Aehnlichkeit wirklich eine solche, die nicht allein im subjektiven Gefühle des Systematikers, sondern in der Natur selbst sich findet, so mufs sie sich auch in Worten aussprechen lassen. Gerade darin aber, dafs dies der Verf. nicht gehörig vermochte, giebt er den sprechendsten Beweis, dafs seine Systematik nur zu oft eine schlechterdings subjektive, mithin keinesweges eine natürliche ist. Es würde eine ganz unnütze Mühe sein, sämmtliche vom Verf. in den ersten Thierklassen neu aufgestellte Ordnungen in ihrer Unnatur nachzuweisen; es genüge hier nur an den von ihm aufgestellten Ordnungen der Säugethiere das Gesagte darzuthun, da nach des Verfs. Ansicht gerade diese es sein sollen, auf deren, wie er glaubte, richtigen Auffassung das Uebrige seiner Systematik beruht (*p.* 83.). Ihrer sind 18; nämlich: 1) *Homines.* 2) *Simiae* (mit Einschlufs der Faulthiere). 3) *Lemures* (mit Einschlufs der Nachtaffen). 4) *Vespertiliones.* 5) *Sorices* (*Insectivora*). 6) *Scrofae* (*Pachydermata*). 7) *Hyraces.* 8) *Glires.* 9) *Didelphydes* (*Marsupialia*). 10) *Ursi.* 11) *Feles.* 12) *Canes.* 13) *Cameli.* 14) *Pecora.* 15) *Equi.* 16) *Ceti* (*sic*). 17) *Orycteropodes.* 18) *Glottides.* — Die Reihefolge dieser Ordnungen ist nach des Verfs. Ansicht nothwendig so und nicht anders, nicht eine blofse Meinung. Diese ganze Nothwendigkeit beschränkt sich indessen auf ganz unklare Begriffe von einer Art Nachbildung, von einem Uebererben gewisser Eigenschaften u. s. w. Ref., um sich jedes harten Urtheiles zu enthalten, giebt davon einige Beispiele und überläfst es dem Leser, sie zu beurtheilen. Die Pachydermen folgen z. B. deshalb den Insectivoren, weil in vielen derselben die Nase rüsselartig verlängert sei, und weil der Tanrek im Aeufsern Aehnlichkeit mit dem

Schweine habe (*p.* 42 fg.). Zwischen Hunden und Kameelen fehlt eine innig verbindende Ordnung. Eine leise Andeutung von jenen zu diesen zeigt sich indessen unter den Hunden schon in der schief herabgezogenen Kreuzgegend der Hyänen und im Gebisse der Kameele hat sich noch Einiges erhalten, was für den Vorgang von Raubthieren vor ihrer Ordnung spricht (! *p.* 50.). Es folgen ferner auf die Pferde die Walle; jene bereiten diese vor; „zwischen beiden, heifst es *p.* 53., fehlen verbindende Glieder, wahrscheinlich Wasserpferde. Die Nase der Pferde hat indessen schon eine Aehnlichkeit mit der breiten Nase des Manati und durch das Zurücktreten beider seitlichen Finger unter die Haut, so wie überhaupt in den an der Spitze von einer einzigen Hornscheide umhüllten Füfsen, wird schon sehr ersichtlich die scheinbar nur aus einem Stücke bestehende flossenartige vordere Extremität der Walle vorbereitet". — So steht es mit der Nothwendigkeit der Reihefolge. Seltsam nun ist, dafs der Verf., nachdem er so mühsam eine fortlaufende Reihe konstruirt und in ihrem Endpunkte, den Zungensäckern, den Uebergangspunkt zu den Vögeln gewonnen hat, nun doch in der beigefügten Verwandtschaftstafel diese Reihe sich kreisförmig in sich zusammenschliefsen läfst, wodurch der Mensch einerseits die Affen, andrerseits die Ameisenbären zu seinen Nachbaren erhält. Er giebt also selbst die lineare Reihefolge und den Uebergangspunkt auf und hängt seine Ordnungen der Vögel radienartig in verschiedener Entfernung den entsprechenden Säugethierordnungen an. Man sieht daraus, dafs er über die eigentliche Art des Zusammenhanges keinesweges mit sich im Reinen war. Eben so wenig war es über die eigentliche Bedeutung seiner Ordnungen. Sowohl die wenigen von ihm neu gegründeten Ordnungen der Säugethiere, als auch die der Vögel, welche er fast sämmtlich neu schuf, ohne sie durch eine Summe von Merkmalen zu bestimmen, zeigen, dafs er das Wesen der Systematik durchaus verkannte, indem er zwischen Kognation, Affinität und Analogie fast nirgends gehörig zu unterscheiden wufste. Ohne eine gehörige Würdigung dieser 3 Verhältnisse ist aber eine durchaus natürliche Systematik unmöglich. Indem diese vom Besondern ausgeht und das Gleichartige nach der Gesammtheit seiner Organisation zusammenfafst, gelangt sie zu den Sippen, Familien, Ordnungen, zur Klasse. Die Vielheit der gemeinsamen Charaktere, welche die in diesen Abtheilungen begriffenen Thiere an sich tragen oder an sich tragen müfsten, ist in möglichster Vollständigkeit als der Typus festzustellen, in welchem sie sowohl unter sich übereinstimmen, als auch sich von andern Abtheilungen gleicher Dignität unterscheiden. Dies Verhältnifs der in einer Gruppe begriffenen, nach gleichem Typus gebildeten Thiere, läfst sich am besten durch den Begriff *cognatio, Stammverwandtschaft*, bezeichnen. Es ist aber hierbei durchaus festzuhalten, dafs man es bei Auffassung solcher von der Natur selbst gegebenen Gruppen mit der Natur zu thun hat, die in allen Unterschieden die Einheit zu erhalten strebt, daher die Unterschiede, die sie in diesen Gruppen setzt, eben so wieder aufzuheben, zu verwischen trachtet. Dies vermag sie, sofern der Typus eine Summe, eine Vielheit unterscheidender Merkmale ist, und sie einzelne derselben fehlen läfst und mit denen andrer Gruppen vertauscht. Dadurch wird der Unterschied nur an einzelnen Formen in seiner ganzen Stärke bewahrt, in andern dagegen geschwächt. Der Unterschied der Gruppen ist mithin ein gradueller, indem an dem darin begriffenen Besonderen die Summe dieser unterscheidenden Eigenschaften gröfser oder geringer ist. Danach ist zu gruppiren. Die Ordnungen, Familien, Gattungen, in denen der Typus am reinsten ausgeprägt ist, müssen die Mitte ihrer Gruppe einnehmen, denn in ihnen ist die Stammverwandtschaft am stärksten; die andern treten, je schwächer der Typus in ihnen ausgeprägt ist, um so näher an die Gränzen. In ihnen ist das Band der Kognation lockerer, die Aehnlichkeit mit der angränzenden Gruppe gröfser; auf letzteres Verhältnifs mufs nach des Ref. Ansicht, der sonst zu vage Begriff: *Affinität* beschränkt werden; man nenne sie *Gränzverwandtschaft*. Indem man nun so gruppirt, erhält man zugleich den Schlüssel zur Erklärung der Mittelformen, die der nur unterscheidenden Systematik überall störend entgegentreten, und dem in das Specielle der Zoologie minder eingeweihten leicht für eine Ohnmacht der Natur, die Begriffsunterschiede festzuhalten, gelten, während sich, wenn man die Sache aus jenem Gesichtspunkte betrachtet, gerade in dieser Aufhebung des Unterschiedes seiner als unterschieden gesetzten Momente das Wesen des Begriffes manifestirt.

Endlich ist aber noch von jenem zwiefachen Verwandtschaftsverhältnisse, welches zur Zusammenreihung des Stamm- und Gränzverwandten nöthigt, das Verhält-

nifs der Analogie streng zu unterscheiden. Diese Analogien sind keinesweges zu vernächlässigen, vielmehr eines sorgfältigen Studiums würdig. Sie bieten oft den Schlüssel zu vernünftiger teleologischer Erklärung ähnlicher Organisation, werden nicht selten wichtig für die geographische Verbreitung der Formen, wie für die Erkenntnifs einer gegenseitigen Beziehung unterschiedener Abtheilungen (z. B. der Insectivoren zu den Nagethier-Familien); allein sie dürfen weder in leere Tändeleien ausarten, noch weniger darf über diese blofse Aehnlichkeit der trennende Unterschied aufser Augen gelassen werden. Beides ist dem Verf. nur zu oft begegnet, indem er für Stammverwandtschaft nimmt, was nur Aehnlichkeit, Analogie, ist. Nur Stammverwandtes, dem ein gemeinsamer Typus zum Grunde liegt, darf aber in derselben Abtheilung begriffen werden. Kognation, wie Affinität beruhen auf solchen Eigenschaften, wodurch die Verschiedenheit der in einem solchen Verhältnisse begriffenen, verringert wird, während es ein wesentlicher Charakter der Analogie ist, dafs sie den Unterschied nicht beeinträchtigt. Ref. wird über die Arten der Analogie, wie überhaupt über die Verwandtschaften der Thierformen in einem besondern Werke, in welchem er die Abtheilungen des natürlichen Systemes in ihrer Nothwendigkeit darzulegen bemüht war, umständlicher sprechen, bemerkt nur hier so viel, dafs die Analogie, wie dies der Verf. vielleicht nicht immer geahnet hat, nicht nur zwischen den verschiedenen Klassen der Hauptabtheilungen, oder zwischen den Ordnungen verschiedener Klassen bestehen kann, sondern dafs sie zwischen Familien derselben Ordnung, ja zwischen Gruppen einer Familie auftritt, also überhaupt da, aber, wohl zu bemerken, nicht immer, wo sich ein durchgreifender Unterschied innerhalb derselben Abtheilung geltend macht, und die so unterschiedenen Wesen eine Aehnlichkeit erhalten, die oft nur das unterscheidende Merkmal ihrer Reihe allein übrig läfst. In solchen Fällen wird die Aehnlichkeit des Analogen so überwiegend, dafs man fast verleitet wird, den geringer scheinenden, aber konstanten Unterschied für ein künstliches Trennungsmerkmal zu halten; (man vergleiche z. B. in dieser Hinsicht die Gattung *Perameles* und *Hypsiprymnus*). So ist es unserm Verf. in minder schwierigen Fällen vielfach ergangen, z. B. in der Klasse der Säugethiere, wenn er die Faulthiere wegen einer weit schwächern Analogie unter die Affen, den Nachtaffen unter die Aeffer (*Lemures*) stellt, obwohl beide den Typus ihrer Gruppe unverändert und deutlich genug an sich tragen. In andern Fällen verkennt der Verf. das Verhältnifs der Affinität, d. h. die Schwächung des Typus an den Gränzen und dessen durch Austausch der Eigenschaften bewirktes Hinüberspielen in angränzende Abtheilungen, so z. B. wenn er das abweichendste Säugethier, das Schnabelthier, mit nicht minder abweichenden Saurern zu einer neuen begriffslosen Klasse verbindet, so wenn er die zu den Nagethieren hinüberneigenden Klippdachse (*Hyrax*) oder die zu den Pachydermen übergehenden Kameele als eigne Ordnungen trennt, obgleich beide, wenn auch geschwächt, den Typus ihrer Ordnung an sich tragen. Allein in Rücksicht auf jenes Bestreben der Natur, durch Uebergänge die Schroffheit der Unterschiede aufzuheben, dürfen, wenn das System ein treues Abbild derselben sein soll, die abweichenden Formen nicht von ihrem Typus getrennt werden, indem es gerade darauf ankommt, diese (gleichsam) Kunstgriffe der Natur auch in der Systematik gegenständlich zu machen. — Wenn nun das Aufstellen jener Ordnungen der Klippdachse, der Kameele, in deren Abweichung vom Typus noch einige Entschuldigung findet, so bleibt dagegen die Zersplitterung der Raubthiere in Bären, Katzen, Hunde räthselhaft. Man begreift nicht, wie derselbe Systematiker, der jene Ordnungen abtrennt, die so abweichenden Robben mit den Bären (*Planti-* und *Digitigraden* mit Ausschlusse der Katzen) verbinden konnte, und was ihn eigentlich veranlafste, die Katzen und Hunde in 2 besondere Ordnungen loszureifsen; wohl nichts anderes, als um in den Bären eine (seiner Meinung nach) analoge Ordnung für die Reiher, in den Katzen und Hunden, deren Ordnungsverschiedenheit er bald wieder (*p.* 50.) selbst bezweifelt, analoge Ordnungen für die Falken und Geier zu haben. Dies bleibt das Einzige, woraus man sich dies Verfahren des Verfs. erklären kann; denn er selbst sagt *p.* 82. „Es giebt keine Vögel, welche mit den ersten Ordnungen der Säugethiere (den Menschen und Affen) sowohl in Betracht ihres Körperbaues, als ihres Betragens Vergleiche bestünden, mithin *zufolge des Parallelismus, den ich zur Festsetzung der Ordnungen, Familien u. s. w. annehme*, weder die erste noch die zweite Ordnung der Vögel. Ihre Klasse beginnt mit der dritten u. s. w." In Wahrheit bleibt also nur der gegenseitige Parallelismus, welchen der Verf. zwischen

den Ordnungen der Klassen zu erkennen glaubt, das Princip zur Aufstellung der Ordnungen. Allein der Vf. bricht über diese seine Ansicht in den obigen Worten selbst den Stab, indem er bekennt, dafs entsprechende Ordnungen der Vögel für jene genannten der Säugethiere fehlen; auch für die *Sorices*, für die *Scrofae*, für die *Oryoteropodes* werden keine entsprechenden Ordnungen der Vögel nachgewiesen, so wie andrerseits nach des Verfs. eigenem Geständnisse für die Ordnungen der Sperlinge, Krähen, Hühner, Gänse, Schwebspechte (*Trochilus*) unter den Säugethieren analoge Ordnungen fehlen. Dafs diese untergegangen sein können, oder sich noch finden werden, sind nichtssagende Ausreden. Es bleiben also nur wenige Ordnungen übrig, die nach des Vfs. Ansicht Analogie zeigen. Welcher Art aber diese Analogie ist, die überdem nicht einmal auf alle in einer Ordnung begriffenen Thiere Anwendung findet, (wie z. B. die zwischen den Kuckucken des Verfs. und den Beutelthieren), möge der Leser selbst aus folgenden Beispielen entnehmen: Die Landtrappen (*Otis*) sind den Pferden analog, weil sie schnell laufen, in Polygamie leben, weil, wie bei den Pferden Zähne im Zwischenkiefer, so bei den Trappen ein Einschnitt an der Oberkieferspitze vorhanden ist. Kuckucke und Beutelthiere werden einander verglichen, weil unter jenen einige (d. h. die *cuculi* im engsten Sinne) ihre Eier in fremde Nester legen, diese ihre Jungen unreif in den Zitzensack bringen! — Bei diesem Verfahren liefse sich wohl in allen Fällen ein Parallelismus nachweisen. Während nun der Verf. für die Vögel und Säugethiere einen solchen Parallelismus der Ordnungen postulirt, begnügt er sich bei den Amphibien damit, in den Tribus seiner Amphibien-Ordnungen die Repräsentanten für die Ordnungen jener Klassen nachzuweisen, da er doch, um konsequent zu sein, jede dieser Tribus, wie z. B. die der Katzen und Hunde zur Ordnung hätte erheben müssen. Das Einzige, was wir mit einiger Konsequenz durchgeführt finden, ist der seltsame Gedanke, dafs die Familien sich nur auf die Form und Anheftung der Zunge gründen lassen; allein auch dieser Eintheilungsgrund kann nicht, wie es der Verf. doch fordert, auf alle Klassen angewandt werden. Offenbar ist der Vf. durch seine längere Beschäftigung mit den Amphibien, in denen Form und Anheftung der Zunge in den Familien konstanter ist, verleitet, in der Klassifikation auf dieses Organ eine solche Wichtigkeit zu legen; jedoch selbst in den Amphibien giebt es einzelne Ausnahmen, welche den Verf., wie es jeden nach einzelnen Merkmalen klassificirenden Systematiker zu begegnen pflegt, gezwungen haben, lieber die Konsequenz, als die Natürlichkeit der Abtheilungen fallen zu lassen, so bei den Fröschen, wo Gattungen mit ganz angewachsener Zunge mit solchen die eine frei bewegliche Zunge haben, in einer Familie vereinigt sind. Für die Säugethiere und Vögel ist die Anwendung dieses Familiencharakters durchaus zwecklos; denn der eigentliche Zweck, weshalb man Familien aufstellt, ist nur der, innerhalb der Ordnungen das Gleiche in engern Kreisen unter gemeinsamen Gesichtspunkten zu vereinigen, um so bei leichterer Uebersicht das Gemeinsame und Verschiedenartige der Organisation und Lebenserscheinungen besser hervorheben zu können. Dieser Zweck wird aber nicht erreicht, indem bei diesem Verfahren meistens jede Ordnung der Säugethiere und Vögel nur Eine Familie erhält, mithin Ordnungs- und Familiencharakter zusammenfällt, so dafs der Verf. genöthigt wird, nach andern Eigenschaften Unterabtheilungen zu bilden, die er dann aber nicht Familien, sondern Zünfte und Gruppen nennt. Die Konsequenz in Durchführung jenes Eintheilungsgrundes ist also auch hier nur eine scheinbare, und mithin das Durchgehen desselben Eintheilungsprincipes durch alle Thierklassen auch hierin keineswegs nachgewiesen.

Doch wir wenden uns ab von dieser Schattenseite des Buches zu der glänzenden Seite desselben, die leider nur zu sehr durch jene Anhänge verdunkelt ist, und übergehen, um der eigentlichen Hauptsache nicht noch mehr zu entziehen, die seltsam aus heterogenen Elementen zusammengesetzte, durchaus begrifflose Klasse der Greife, in welcher die Monotremen mit den abweichenden urweltlichen Saurergattungen *Ichthyosaurus*, *Plesiosaurus*, *Ornithocephalus* oder *Pterodactylus* verbunden werden.

Auch in der Hauptsache des Buches, der Systematik der Amphibien, müssen wir gestehen, dafs der Verf. nicht giebt, was er erwarten liefs; denn wenn er in der Vorrede damit dem *Mangel* eines natürlichen Systemes dieser Klasse zu begegnen glaubt, so spricht er den vorhandenen Systemen die Natürlichkeit ab und läfst ein originelles erwarten, was das Seinige aber durchaus nicht ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 51.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Joh. Wagler, natürliches System der Amphibien mit vorangehender Klassification der Säugethiere und Vögel.

(Schlufs.)

Im wesentlichen sind die 8 Ordnungen, nämlich: *Testudines*, *Crocodili*, *Lacertae*, *Serpentes*, *Angues*, *Caeciliae*, *Ranae*, *Ichthyodi* unter veränderten Namen dieselben, welche bereits von Andern versucht wurden. Die zweite Ordnung ist bekanntlich schon von Merrem und Fitzinger von den Saurern abgerissen; die *Lacertae* und *Serpentes* sind die zu Ordnungen erhobenen Abtheilungen von Fitzinger's *Squamata*, indem dieser bereits *Anguis* und *Ophisaurus* richtig stellte; nur darin weicht der Verf. von ihm ab, dafs er mit Recht die Blödaugen (*Typhlopi*) den Schlangen vindicirt. Die 5te Ordnung, Wühlen (*Angues*), begreift heterogene Thiere, die nicht zu *einer* Ordnung verbunden werden dürfen. *Acontias* gehört unstreitig zu den aberranten Saurern, wie schon die Beschuppung und das vorhandene untere Augenlied, die Ohrbildung und die Anatomie beweist. Ueber die Chalciden kann Ref. nicht entscheiden, da er sie nicht aus eigener Ansicht kennt. Es bliebe also nur die Zusammenstellung der Gattung *Chirotes* und der Amphisbänen richtig, die aber auch bereits Fitzinger in *einer* Familie vereinigt hatte. Die 6te Ordnung, die *Blindwühlen*, *Caeciliae*, hat bereits Merrem als solche aufgestellt. Die 7te und 8te Ordnung sind schon von Fitzinger gegeben, denn des Verfs. *Ranae* sind dessen *Mutabilia*, und die *Ichthyodi* die *Immutabilia* desselben Vorgängers. Selbst die Unterabtheilungen der Saurer, die der minder Eingeweihte für Eigenthum des Verfs. nehmen möchte, sind in Wahrheit Ergebnisse der Forschungen Anderer. So hat Ref. die dickzüngigen Eidechsen schon 1828 nach der Körpergestalt und Lebensweise in Baum- und Erdagamen (*Platycormae* und *Stenocormae* des Vfs.) getheilt, sie bei der systematischen Anordnung der Amphibien des hiesigen Museums eingeführt und sie auch bereits in einer der Versammlung der Naturforscher zu Berlin mitgetheilten Abhandlung (abgedruckt im Berichte *Isis*, 1829. *p.* 422.) angedeutet. Diese Verschiedenheit ist so auffallend, dafs sie eigentlich Keinem entgehen kann und man sich wundern mufs, wie sie Cuvier übersehen konnte. Anders ist es mit der geographischen Verschiedenheit der Dickzünger nach dem Gebisse; auch diese hatte Ref. in jener Abhandlung ausgeführt, aber mit der Bemerkung, dafs die Entdeckung von Hrn. Kaup gemacht sei. Der Vf. hat demnach Unrecht, wenn er ohne dessen zu gedenken *p.* 228., sich selbst diese Entdeckung beilegt. So viel über die Originalität der Abtheilungen; über die Dignität derselben, also über eine natürliche Systematik dieser Klasse gründlich zu sprechen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht. —

Wenn nun der Verf. nach jenen Andeutungen die Vorarbeiten Anderer zum Theil in seinem Systeme aufnahm, so unterliefs er es dagegen in andern Fällen, und that damit offenbar einen Rückschritt, so z. B., indem er in der grofsen Gruppe seiner seitenzähnigen freizüngigen Eidechsen die verschiedenen Formen vermischt, auf deren Unterschied Ref. sowohl in seinen Beiträgen zur Amphibienkunde (*Isis*. 1828. *p.* 375 fg.) als auch in der oben erwähnten Abhandlung hingewiesen hatte. Es sind diese Unterschiede deshalb festzuhalten, weil sie sich, wie Ref. künftig zeigen wird, an anatomische Verschiedenheiten knüpfen, und durch Vernachlässigung derselben der in die Augen fallende Parallelismus der Formen durchaus verloren geht. Dasselbe gilt auch für die Schlangen. Offenbar hat der Verf. deren Systematik dadurch zurückgebracht, dafs er den Unterschied zwischen Giftschlangen und Giftlosen fallen läfst. Uebergänge zwischen den in ihrem Typus unterschiedenen Gruppen dürfen in einem natürlichen Systeme nie zur Aufgebung des Unterschiedes füh-

ren, am wenigsten, wenn diese Uebergänge nur einzelne Eigenschaften, nicht den wesentlichen Unterschied des Typus betreffen. Dafs Letzteres in Hinsicht auf jene Unterabtheilungen wirklich der Fall ist, glaubt Ref. nach seinen bisherigen doch noch nicht durchgeführten Untersuchungen versichern zu dürfen. Die Schlangen mit hintern Furchenzähnen stören den Unterschied durchaus nicht. Die Drüse, welche jene Zähne versorgt, hält mit der Giftdrüse der eigentlichen Schlangen keinen Vergleich aus, ist nur in einigen Fällen z. B. bei *Psammophis*, *Coelopeltis* eine besondere, sowohl von der Augen- als Lippendrüse verschiedene Drüsenmasse; in vielen Fällen aber nichts weiter als eine enorme Vergröfserung der Lippendrüse, so wie auch bei dem Mangel der letztern die Augendrüse eine so bedeutende Vergröfserung erfahren kann, dafs sie den Anschein einer Giftdrüse gewinnt. Soll die Systematik der Schlangen eine natürliche werden, so hat man jenen Unterschied nicht aufser Acht zu lassen; man hat hauptsächlich kleinere Gruppen, wahrhaft natürliche Familien aufzustellen. Schädelbau, Verschiedenheit der Drüsenbildung, Gebifs, geben dafür wichtige Unterschiede an die Hand. Hier also, wie überall, hat die Anatomie zu entscheiden, und die durch deren Ergebnisse sanktionirten Familien sind, was recht gut thunlich ist, durch übereinstimmende äufsere Merkmale, selbst durch sichere Charakteristik einer gewissen Physiognomie, die nicht trügt, kenntlich zu machen.

Es wäre noch die Aneinanderreihung der Abtheilungen kurz zu beleuchten, die, wie der Verf. (p. 83.) richtig bemerkt, nicht nur eine blofse Meinung sein darf; allein sie wird nie natürlich sein, wenn man nur einzelne Merkmale im Auge hält, wie dies der Verf. that, wenn er z. B. wegen der Scheide der Zunge, wovon sich schon ein Rudiment bei *Ameiva* (*Podinema*) *Teguixin* findet, die Warneidechsen an's Ende der Eidechsen bringt, und mit ihnen den Uebergang zu den Schlangen macht, oder wenn er die Chamäleon wegen der Zunge an jene reiht. In diesen und vielen ähnlichen Mifsgriffen zeigt er, dafs er besser zu unterscheiden, als den Zusammenhang des Unterschiedenen festzuhalten verstand. Und so kommen wir denn schliefslich dahin, das gröfste, unsere ganze Anerkennung fordernde Verdienst dieses Werkes hervorzuheben; denn wenn sich auch dieses fast einzig auf eine sorgfältige Unterscheidung der Genera beschränkt, so sichert es doch mehr als alles Systematisiren dem Verf. bei der Nachwelt ein bleibendes, dankbares Andenken. Viele neue Charaktere sind von ihm mit Glück zu generischen Unterschieden erhoben worden, die man vordem kaum in einer Artbeschreibung berücksichtigte, und sie werden selbst denen, die der Aufstellung kleinerer Genera abhold sind, meistentheils als feste Anhaltspunkte zur Unterscheidung der Arten dienen. Die zahllosen Formen der Nattern, für die ein Cuvier keine feste Sippenmerkmale finden zu können eingestand, sehen wir durch des Vfs. Scharfblick, nach meist festen Merkmalen, in viele kleine Genera getrennt, die, wenn der Vf. die Schlangen in natürlichen Gruppen zusammengestellt hätte, das so schwierige Erkennen der Nattern sehr erleichtern würden. Indessen dürfen wir auch hier nicht vergessen, dafs dem leider zu früh uns entrissenen Heinr. Boje dieses Verdienstes Palme gebührt. Er war es, der zuerst die Bahn zur sichern Unterscheidung der Schlangen bahnte, indem er neben minder auffallenden äufsern Merkmalen überall die Zahnbildung zu Rathe zog. Er war auch des verstorbenen Vfs. Lehrer. Unser Vf. vermehrte allerdings die Gesichtspunkte dieser Diagnostik; aber tadelnswerth ist es, dafs er in seinem ganzen Systeme die für alle Zeiten musterhafte Charakteristik seines Vorgängers verliefs, nur einzelne Charaktere angab, und bei den Schlangen die Beschreibung des Gebisses, die er für die Saurer so sorgfältig gegeben hat, nirgends oder doch nur sehr dürftig lieferte. Bei jener kurzen Charakteristik werden aber Mifsgriffe nicht ausbleiben. Manche Gattungen lassen sich auch nach des Vfs. Charakteristik gar nicht unterscheiden, so z. B. *Elaps* und *Erythrolamprus*, wie überhaupt das Hinweisen auf die Charaktere anderer Genera sehr lästig ist. Manche Unterschiede, wenn sie die einzigen oder von andern eben so unwesentlichen begleitet sind, scheinen zu unerheblich, so, ob die Nasenlöcher in einem einzigen oder zwischen 2 Schildern liegen, oder ob die Schuppen des Rückens gekielt oder glatt sind u. s. w. Ersteres variirt nach des Ref. Erfahrungen zuweilen bei Individuen derselben Art, und würde 2 im übrigen sehr übereinstimmende Arten, wie z. B. *Col. laevis Merr* und *Col. Riccioli Metax*, generisch trennen; letzteres hält Ref. deshalb für keinen generischen Unterschied, weil sich in vielen, sonst übereinstimmenden Formen diese Verschiedenheit zeigt, so dafs es den Anschein hat, als könnte innerhalb einer natürlichen Gattung beides vor-

kommen. Beispiele dieser Art geben die Gattung *Elapodes* und *Catestoma* oder *Geophis Wagl.* (nach *E. chalybeus* des Ref. vom Vf. gebildet), ferner *Coelopeltis* und *Rhabdodon* (*Fleischmann Dalmatiae nova serpentum genera* 1831.), wo der Unterschied noch stärker ist, indem jene vertiefte, diese erhaben gekielte Schuppen besitzt; auch bleibt sich der Vf. selbst nicht konsequent, wenn er in der Gattung *Eryx* und *Periops* Schlangen beider Art verbindet, wie er sich auch sonst bei Festsetzung der Genera ähnlicher Inkonsequenzen schuldig macht. So trennt er z. B. die Sippen *Zootoca* und *Pedarcis* hauptsächlich wegen des Mangels der Gaumenzähne, die aber nicht einmal bei *Podarcis* immer fehlen, von *Lacerta*, während er das vom Ref. unter dem Namen *Sceloporus*, später von Cuvier als *Tropidolepis* aufgestellte Genus mit *Tropidurus Neuw.* trotz dem Mangel der Gaumenzähne und trotz anderen erheblicheren Unterschieden vereinigt. Doch es ist nicht möglich, hier, wo es sich höchstens um die Principien handeln kann, in das Einzelne einzugehen. Ref. behält sich demnach vor, specielle Bemerkungen gelegentlich in einer Reihe von Abhandlungen, nach des Verfs. ausdrücklichem Wunsche, in der *Isis* mitzutheilen. Eins glaubt er jedoch hier noch zur Sprache bringen zu müssen, indem damit besonders in diesem Buche größer Unfug getrieben wird. Es ist dies die Veränderung in der Nomenklatur. Der Verf., nicht zufrieden, so viele Namen neuer Genera in das System einzuführen, ändert auch noch viele der bestehenden nach Linné's Grundsatze: *Nomina generica, quae ex graeca vel latina lingua radicem non habent, reiicienda sunt.* Ref. möchte indessen die Gültigkeit dieses Grundsatzes, obwohl er viele Anhänger gefunden, in Zweifel ziehen, und zwar erstens, weil er Linné hierin nicht als Gesetzgeber anerkannt und 2) weil dadurch der eigentliche Zweck der Nomenklatur ziemlich oder völlig verloren geht. Die Frage, ob Linné hier als Gesetzgeber anzuerkennen ist, wird sich leicht beseitigen lassen, wenn man erwägt, ob es denen, welche eine Sprache schufen, oder dem, der sich einer geschaffenen Sprache nur bediente, zukommt, für deren Anwendung Gesetze vorzuschreiben. Doch wohl nur den ersteren. Griechen und Römer nahmen aber ohne Scheu fremde Thiernamen in ihre Sprache auf, wo dieser eigene Namen dafür fehlten. Sie begnügten sich nur damit, ihnen eine Griechische oder Lateinische Form zu geben, so wurde der Ur zum *Urus*, der Wisent zum *Bison* und *Bison*, der Elk zum *Alces* und *Achlis*, und so liefsen sich noch viele anführen, wenn wir hier etymologisiren wollten. Thaten dies aber die Schöpfer selbst, so stempeln sie dies Verfahren zum gesetzlich werdenden Sprachgebrauche. Wir dürfen uns demnach desselben Verfahrens bedienen und sind zur Beibehaltung solcher Namen verpflichtet, da durch deren Aenderung der eigentliche Zweck der Nomenklatur verfehlt wird, dieser aber bekanntlich darauf gerichtet ist, die einmal gewonnenen Resultate der Forschung sicher zu stellen und Irrthum und Verwirrung zu vermeiden. Durch nichts wird aber gröfsere Verwirrung und Mifsverständnifs herbeigeführt, als durch jene unnöthigen Veränderungen. Nöthig erscheinen diese nur in solchen Fällen, wo dieselben Namen früher an andere Geschöpfe vergeben sind; solche behält aber der Verf. bei, so *Python*, *Sepedon*, während beide schon bei den Insekten vorhanden sind, ja macht selbst solche, die wenn nicht schon gebrauchten ganz gleich wie *Chalcis*, *Platynotus*, doch wenigstens ihnen zu ähnlich sind, z. B. *Hypsilophus* (*Ypsolophus* bei den Lepidopteren), *Oxybelis* (*Oxybelus* bei den Hymenopteren), *Euprepis* (*Euprepia* bei den Lepidopteren). In solchen Fällen erscheinen Abänderungen unerläfslich, sonst aber lasse man, was irgend erträglich ist; verwerfe höchstens die hybriden, aus verschiedenen Sprachen zusammengesetzten Namen, und begnüge sich mit leichten Abänderungen der falsch gebildeten. Man lege mehr Werth auf die Sachen, als auf die Nomenklatur, dieses Menschenwerk in der Wissenschaft. Anders wären die Namen ausgefallen, wenn die Natur sie selbst ihren Geschöpfen aufgedrückt hätte; wie Homer von jenem Raubvogel sagt: χαλκίδα κικλήσκουσι θεοί, ἄνδρες δὲ κύμινδιν.

Dem Werke schliefsen sich lithographirte Abbildungen in gröfstem Folio an, unter dem Titel: „Natürliches System der Amphibien. — Tafeln." Sie stellen auf 7 Tafeln die Genera der Schildkröten und Krokodile nach ihrer äufsern Form und den wichtigsten Unterschieden des Skelettes dar; sind demnach mit den in demselben Verlage erschienenen *Icones amphibiorum*, wovon leider nur 2 Hefte herausgegeben sind, nicht zu verwechseln. Letztere geben kolorirte Abbildungen und sehr sorgfältige Beschreibungen einzelner Arten ohne systematische Folge. Beide Werke enthalten die besten Abbildungen, die in Hinsicht der Auffassung des charakteristischen Habitus, wie in Korrektheit der darge-

stellten Hautbekleidung Alles übertreffen, was bis dahin im Felde der Herpetologie erschienen ist. Sie gereichen sowohl der aufmerksamen Leitung des Verfs., als der Verlagshandlung, welche so etwas Ausgezeichnetes für einen äufserst billigen Preis liefert, und nicht minder der Münchener Lithographie zur höchsten Ehre. Um so mehr ist zu bedauern, dafs beide Werke, auf welche Deutschland stolz sein darf, durch des Verfs. frühen Tod leider im ersten Beginnen unterbrochen sind.

Wiegmann.

XXXVIII.

Ueber das Dogma. Zugleich Beantwortung der Frage: Wer wird selig? Von Dr. F. Brenner. Landshut 1832. *Verlag der Krüll'schen Universitäts-Buchhandlung.* 8. *VIII. u.* 202.

Die wissenschaftliche Kritik hat ein dreifaches Amt. Sie *berichtet* über Werke, durch welche die Welt der Litteratur wahrhaft erweitert, bereichert, verschönt oder doch geordnet und aufgehellt wird. Dies ist ihr schönstes und freudigstes Amt. Demnächst *berichtigt* sie Ansichten und Behauptungen, wo das Dargebotene *inhaltvoll* genug ist, um solche Sichtung zu verdienen; und *bekämpft* und *richtet* Werke, welche durch *formelle* Konsequenz oder sonstige Vorzüge einen nachtheiligen Einflufs ausüben können. Endlich, — und dies ist ihr unerquicklichstes Geschäft, — hat sie Schriften *sich selbst richten* zu lassen, welche weder ihres Inhaltes, noch ihrer Form halber sonderlich Beachtung verdienen, aber durch Stellung und Prätensionen ihrer Vf. zu einem Urtheile auffordern.

Zu den Schriften dieser dritten Klasse gehört auch die vorliegende, deren Vf. kath. Priester, Domherr und, dem Vernehmen nach, dem Priester-Seminar zu Limburg vorgesetzt ist, und im Vorwort die „Akatholiken" beschuldigt, „unter dem *Vorwande*, den Ihrigen die „kathol. Glaubenslehre kennen zu lehren, *abscheuliche Lügen* statt der Wahrheit im Publikum zu verbreiten, um „dadurch den *Hafs* gegen die Kirche noch mehr anzu„fachen und zu verstärken". Der Hr. Verf. sieht sich deshalb gemüfsigt, sein schon früher begonnenes *) Geschäft, — „die Unredlichkeit und Unwissenheit aufzu„decken, die in der Darstellung der Wahrheit von Seite „(*sic*) ihrer Feinde obwalten", — fortzusetzen und in der vorliegenden Schrift sich vor Allem zu beschäftigen „mit Feststellung und Erklärung der Begriffe von *Dogma* „und *Religion*, von *Glaube* und *gottgefälligem Wan„del*, ferner mit Erfassung des Christenthums nach sei„ner letzten und höchsten Tendenz", woraus sich ergeben soll, „dafs nicht jeder Irrthum Ketzerei und ver„dammlich, daher auch nicht jeder darin Begriffene vom „Kirche und Seligkeit ausgeschlossen sei". —

Die nächste Veranlassung zu dieser Schrift scheint Hr. Br. in der Abhandlung des Dr. Dav. Schulz: „*Was „heifst Glauben und wer sind die Ungläubigen*"? (Leipz. 1830.) gefunden zu haben. Hr. Dr. S. sucht in dieser Schrift zu erweisen, in den christlichen Urkunden werde überall auf Lauterkeit der Gesinnung und rechtschaffene Lebensfrömmigkeit, nicht auf Glaubens- und Lehrmeinungen gedrungen, (S. 50 ff.); der *wahrhaft christliche Gottesglaube* sei keine blofse Funktion des Denkvermögens, sondern lebendiges Durchdrungensein von der Gottesidee (S. 74 ff.), welches sich als frommes Leben offenbare (S. 112 ff.), und nur, wer der Gesinnung und Bestrebung nach gut, sei der *wahre Gläubige*, (S. 144 ff.); hingegen die Lehre von stellvertretender Sündenbüfsung zur Versöhnung der Menschen mit Gott und von der sogenannten Erbsünde auf keine bestandhaltige Weise in der heil. Schrift begründet, (166. u. 223 ff.); vielmehr bestehe das wahre Christenthum nur in *gottgefälliger Gesinnung* und *gottseligem Leben*, und nur *dieses* sei Bedingung des Heils (59 ff.). Beiläufig charakterisirt auch Hr. Dr. S. (p. 9. u. 10.) mit Bezug auf einige Schriften des Referenten **), den Glauben der Katholiken in wenigen Zügen, welche, aus den höchsten Autoritäten der Röm. kath. Kirche geschöpft, sich im Wesentlichen auf folgende Sätze zurückführen lassen:

*) Der Vf. bezieht sich auf folg. zwei Schriften: „*Das Gericht, oder Aufdeckung der Unwissenheit und Unredlichkeit lutherischer Doktoren der Theologie und Pastoren in Darlegung des kath. Lehrbegriffs*". *Bamb.* 1829. u. „*Lichtblicke von Protestanten, oder neueste Bekenntnisse für die Wahrheit bei ihren Gegnern*". *Bamb.* 1830.

**) „*Ueber alleinseligm. Kirche*" 1820. und „*Was heifst Röm. kath. Kirche*"? 1828.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Ueber das Dogma. Zugleich Beantwortung der Frage: Wer wird selig? Von Dr. F. Brenner.

(Fortsetzung.)

1) Der Katholik muſs glauben, *was* die untrügliche heil. kath. Kirche oder deren Oberhäupter und Repräsentanten zu glauben vorschreiben.

2) Er muſs dies glauben, *weil* die Kirche es glaubt und zu glauben gebietet.

3) Keinesfalls darf er die Gedanken des *eigenen* Geistes an die Stelle der *Kirchenlehre* setzen.

4) Nur im Schooſse dieser Kirche ist die *ewige Seligkeit* zu erlangen.

5) Die Kirche muſs daher alle Mittel aufbieten, um ihre Mitglieder vor Abweichung vom alleinwahren Glauben und somit vor ewiger Verdammniſs zu bewahren, mithin nöthigenfalls dieselben zeitlich strafen *), um sie für ewig zu retten, und die Widerspenstigen ausstoſsen, um die Uebrigen vor gleichem Abfall zu bewahren.

Hr. Dr. Brenner scheint nun an dieser Charakteristik besonderen Anstoſs genommen zu haben, indem er sie S. 16. u. 17. nicht, wie wir, im Auszug, sondern *in extenso* anführt, mit der Vorbemerkung, daſs „Hr. „S. die Sache *sehr übertrieben*, wenn er den Glau„ben der Katholiken also beschreibe", und mit der Nachbemerkung, daſs Ref., welchem Hr. S. diese Beschreibung „*nachbete*, — den wahren kath. Glauben niemals „erfaſst habe". —

Es wäre diesemnach zu erwarten gewesen, daſs Hr. Dr. B. vor Allem die biblische Entwickelung der Lehre vom *christl.* Glauben, welche Hr. S. uns dargeboten, exegetisch bekämpft, und demnächst den Werth und den Sinn der wörtlich angeführten kirchlichen *Autoritäten*, auf welche Ref., und, (wie Hr. B. behauptet, demselben nachbetend,) Hr. S. jene Charakteristik des kathol. Glaubens geschöpft, kritisch beleuchtet hätte. Hr. B. hat aber einen andern Weg einzuschlagen für gut befunden, und wir haben nunmehr über diesen Weg und die auf demselben gewonnenen Resultate zu berichten. Dieser Bericht wird hinreichen, die Schrift des Hrn. B. ihrem Gericht zu überliefern, da, wenn es sich herausstellen sollte, daſs Hr. B. über alle Hauptpunkte sich selbst widerspricht, es überflüssig wird, noch weiter zu erweisen, daſs derselbe sich auch in die vielfachsten Widersprüche wider die Lehre der ökumenischen Koncilien, der Glaubensbekenntnisse, Katechismen u. s. w. verwickelt habe; — denn, wer sich selbst in einer und derselben Schrift so oft widerspricht, dem gebricht es jedenfalls an wissenschaftlicher Urtheilskraft, und er ist zum Schweigen zu verweisen, wenn er Andere der Unrichtigkeit ihres Urtheils zu bezüchtigen sich anmaſst.

Die erste Frage, welche Hr. B. sich zur Beantwortung aufgestellt, ist: „was ist unter *Dogma* der Röm. „kathol. Kirche zu verstehen"? — Seine Antwort lautet, wie folgt: „*Was die Kirche in Bezug auf das* „*objektive Wesen des Himmelreichs mit Klarheit und* „*Bestimmtheit als Offenbarungswahrheit bekennt, ist* „*Dogma im engeren Sinne des Wortes, oder Glau*„*benssatz*" (S. 5.). Die Elemente dieser Definition werden folgendergestalt bestimmt:

1) „Unter *Kirche* ist zu verstehen: *a*) die von dem „Apostelfürsten gegründete *Gemeinde zu Rom*, *b*) die „*apostol.* Mutterkirchen, *c*) die *christl.* Gemeinden in „ihrer Gesammtheit, *so daſs jede* Lehre, welche *ent*„*weder* die Röm. Gemeinde, *oder* die von den Apost. „gestifteten, *oder* die an *allen Orten* vorfindlichen Kir„chen" (auch die Griechischen und akathol. christliche??) „bekennen, *eben dadurch* den dogmatischen Cha„rakter erhält, wie solches durch die ältesten und „berühmtesten kirchlichen Zeugen bewährt wird, als „*Wahrheit*, als *Lehre Christi und der Apostel* aner-

*) S. u. a. *Concil. Trident. sess. VII. de Bapt. can.* 14.

„kannten und anerkannt wissen wollten, *was sich auf* „*eine der drei Weisen herausstellte*" (S. 9. 10.). Wir bemerken hier nur, dafs, dieser Definition zufolge, *sowohl* die von der *Röm.* Gemeinde anerkannten Lehren, welche in den päpstl. Bullen und Dekretalen zu glauben befohlen, *als* auch die entgegengesetzten Lehren, welche von den anderweitigen *apost.* Mutterkirchen festgehalten würden, — als Röm. kath. *Wahrheit* angesehen werden müssen.

2) „Unter dem *objektiven Wesen des Himmelreichs* „wird *Alles* verstanden, was nicht unmittelbar dem Wil„len des Menschen zum Handeln anbefohlen (!), son„dern was seinem Geiste zur Aufklärung über *seine* „*ewigen Angelegenheiten* und *über die Anstalten Got*„*tes zur Abhülfe derselben* vorgestellt wird. Dadurch „aber ist der *Inhalt der Dogmen* dahin bestimmt, dafs „sie nicht vorschreiben, was der Mensch *thun* soll, son„dern dafs sie nur berichten, entweder *was da gesche*„*hen ist*, *oder was ewig besteht*, oder *was noch sein* „*wird*. Hiernach wäre also das Gebot: du sollst Va„ter und Mutter ehren, zwar kein Dogma, wohl aber „der Satz, dafs *Gott selbst dieses Gebot verkündet* hat". (S. 12. 13.). Wir müssen es den verehrlichen Lesern überlassen, dieses Gedankenchaos zu entwirren, und gehen zur weiteren Determination der Elemente der vorangeschickten Definition fort.

3) „Das *Bekenntnifs* der *Kirche* geschieht nicht „blofs durch das Wort, sondern auch durch die *That*. „*Ihre Einrichtung*, *ihr Leben und Walten* ist gleich„falls Bekenntnifs, so, dafs eben *nicht immer* ein be„stimmter Ausspruch zur Konstituirung eines *Dogma* „gehört, sondern hierzu eine *gewisse*, — streng beobach„tete Form und Regel, eine allgemeine Handlungsweise „schon hinlänglich ist". (S. 13.). Ob hier unter *Kirche* (nach S. 9.) die vom Apostelfürsten gestiftete, *oder* die anderen apost. Mutterkirchen, *oder* die überall verbreitete christl. Kirche zu verstehen, — ist nicht angegeben. Dagegen hat Hr. Dr. Br. folgende Kautel für nöthig erachtet: „Es ist übrigens von einem *Bekennt*„*nisse* der *Kirche*, und nicht von einem *Glaubensbe*„*fehle* die Rede", *denn:*

a) „Der *Glaube* kann vernünftigen, freien Wesen „*nicht geboten* werden, *weil* Glauben ein *Fürwahrhalten* „*aus Gründen* ist" — und „weil er bei Vielen wegen „physischer und geistiger Hindernisse gar nicht mög„lich ist";

b) „der Glaube ist auch *Pflicht*";

c) „noch (*sic*) ist der Glaube eine *Gabe Gottes*, „nach dessen Wohlgefallen er Verschiedenen *verschie*„*den verliehen* wird" u. s. w. u. s. w. (S. 13 f.). „Da„her kann es auch ein zum Glauben befohlenes oder „ein sog. *dogma imperatum*, wie man sonst wollte, ei„gentlich nicht geben". (15.)

4) „Nur was die Kirche *als Offenbarungswahrheit* „bekennt, ist Dogma... Dafs sie aber Etwas als Of„fenbarungswahrheit bekennt, macht sie selbst schon „auf doppelte Weise bemerklich":

a) „sie sagt es *entweder* ausdrücklich, dafs sie eine „Lehre oder Anordnung Gottes, *oder* seiner Gesandten „verkündet".

b) „*Oder* sie giebt ihrer Lehre *solche Zusätze*, ihren „Formen solche Bedeutung, dafs man sie *hieraus* für „*göttlich erkennen mufs*; wenn sie z. B. deren *jetziges* „*und allgemeines* Vorhandensein bemerkt, wenn sie „sich auf *überkommene Tradition* beruft, wenn sie mit „ihrer Annahme den christlichen Charakter, die *Recht*„*gläubigkeit*, das *ewige Leben*, mit ihrer Verwerfung „die *Ausschliefsung aus der Gemeinde*, *den Verlust* „*der Seligkeit* verbindet, wenn sie dieselben mit deut„lich ausgesprochenen göttlichen Lehren und Anstalten „in eine und dieselbe Reihe stellt". — „Hierbei mufs „aber auch noch der Inhalt der Lehre so beschaffen „sein, dafs er immer etwas Höheres und *Unbegreif*„*liches* mit sich führt, dafs er *niemals* durch blofse „*Vernunft*- oder Erfahrungs-Wissenschaft vollends er„kannt werden kann, dafs er somit, wie die Theologen „sich auszudrücken pflegen, eine *gewisse Schwierig*„*keit zu glauben an sich* hat"; (*sic*): „*daher* sind z. B. „die Sätze: Christus *hat die Taufe eingesetzt*, Christus „ist *gekreuzigt worden und gestorben*, *keine Dogmen*, „weil dergleichen von der *Geschichte* auf das Gewis„seste bezeugt worden". (S. 18.) Es braucht wohl nicht ausführlich nachgewiesen zu werden, dafs diese letztere Behauptung in absolutem Widerspruche steht mit den unter No. 2. angegebenen Kriterien des Dogma's; da diesen zufolge die Einsetzung der Taufe, wie alles zur *heil. Geschichte* und zu den göttlichen Veranstaltungen Gehörige, zum Dogma zu rechnen ist, während nach No. 4. ausdrücklich alles Geschichtliche, als *gewifs* zu *wissen*, vom *Dogmatischen*, als dem *schwer* zu *Glaubenden*, abgeschieden wird. Aber wie S. 18. längst vergessen, was S. 13. gelehrt, so ist selbst schon S. 19. wieder

vergessen, was S. 18. behauptet; denn es heifst daselbst: „würde die Kirche sich begnügen, blofs allein „die von Christus bei der Abendmahlsfeier gesprochenen Worte vorzutragen, so wäre höchstens Dogma „dieses, *dafs Christus dieser Worte sich bedient*", — was doch wohl auf gleiche Weise von der Geschichte bezeugt wird, als dafs Christus die Taufe eingesetzt. — Wollte man aber auch Hrn. Br. als einem Autoritätgläubigen zu gut halten, dafs er auf die innere Uebereinstimmung seiner eigenen Aeufserungen keinen Werth zu legen scheint, so ist doch wohl nicht zu entschuldigen, dafs er so ohne weiteres die Worte: „*gekreuzigt „und gestorben*" aus dem apostolischen Bekenntnisse wegstreicht.

5) Soll „auch noch die *Klarheit und Bestimmtheit* „solches (Glaubens-) Bekenntnisses zu beobachten" sein, so dafs, „wenn das, was die Kirche bekennt, *Dogma* „sein soll, — es nicht *unkenntliche* (!) Merkmale in „sich enthalten, nicht *zweideutig*, nicht *vielsinnig* sein „darf u. s. w." (19.) Wir lassen dahin gestellt sein, wie sich die hier geforderte Bestimmtheit und Klarheit mit den Angaben unter No. 3. u. 4. vereinigen lasse, wonach „nicht immer ein *bestimmter* Ausspruch zur „Konstituirung eines Dogma gehört", und das Dogma „etwas *Unbegreifliches* mit sich führen mufs". Wir sehen überhaupt von manchen Wunderlichkeiten in den näheren Bestimmungen des *Dogma's* ab, um durch anderweitige Aeufserungen des Verfs. zu ermitteln, was denn eigentlich unter Röm. kath. Dogma zu verstehen sei. Da nämlich nach S. 5. „das Dogma von der *Sittenvorschrift* genau getrennt ist", und nach S. 18. auch alles, „was von der *Geschichte* bezeugt wird" vom Dogma ausgeschlossen, so möchte man wohl vermuthen, dafs zum wenigsten die *Glaubenslehren von Gott, Offenbarung und Kirche* zu den Dogmen gezählt werden dürften. Wer aber solche Vermuthung ausspräche, der hätte von Hrn. Dr. Br. wohl den Vorwurf zu gewärtigen, „dafs er den wahren kath. Glauben niemals erfafst habe". Wir lesen nämlich S. 6. u. 7. dafs „*über „den Bereich der* (eigentlichen) *Dogmen*" (oder der „Dogmen im engeren Sinne des Wortes", von welchen im Vorhergehenden die Rede gewesen) *hinaus* alle jene *Wahrheiten* „liegen, welche bis zur Erkenntnifs des „göttlichen Ansehens der Kirche aufgefafst und dargelegt werden müssen, — wohin z. B. die Lehren von „*Gott*, von dessen geschehenen *Offenbarungen*, von seinen *Gesandten*, von *Wundern* und *Weissagungen*, „von *Er*- und Einrichtung einer *Kirche*, von deren „*Merkmalen, Aufgabe, Ansehen* gehören". — Hr. Br. fügt nun zwar hinzu, diese Wahrheiten könnten „in „Beziehung auf die gegebene Bestimmung vom Dogma, „*Fundamental*- oder *General-Dogmen* heifsen"; es geht aber aus Nachfolgendem deutlich hervor, dafs hierbei das Wort Dogma nur *uneigentlich* zu nehmen, mithin füglich durch *Lehre* zu ersetzen sei. Denn gleich nach jener Aufstellung von Fundamentaldogmen heifst es: „Hierbei geschieht es nun allerdings, dafs gerade jene „*Grund*lehren, worauf die *eigentlichen Dogmen* beru„hen, auf *blofse Aussage der Geschichte*" (! die Lehre von Gott blofs auf Aussage der Geschichte !) angenommen werden, daher auch *nicht jenen Grad von Gewifsheit* haben, „dessen sich jene Wahrheiten erfreuen, „welche die *Kirche vorträgt*". Wir erinnern nur nebenbei an No. 4., wo Sätze vom Dogma ausgeschlossen werden, weil sie „von der *Geschichte* auf's gewis„seste bezeugt", nicht „eine gewisse Schwierigkeit zu „glauben an sich haben", — und führen, um die sogenannten Fundamentaldogmen als *nicht* zu dem Dogma der Röm. kath. *Kirche* gehörig zu erkennen, noch folgendes an: S. 7. u. 8. wird bemerkt: „die *meisten* Fun„damentaldogmen seien auf solche Weise bezeugt, wie „nicht leicht ein Faktum bewahrheitet sei; — deswegen „sei zu ihrer *gewisseren* Erkenntnifs eine höhere Be„zeugung nicht nothwendig, welche aber da gefordert „werde, wo es sich um die richtige Erklärung und Dar„stellung einer *nicht so klar* zur Anschauung vorliegen„den Lehre handle, welches bei den *eigentlichen Dog„men* gröfstentheils der Fall sei". Wir bemerken wieder nur nebenbei, dafs nach dem Vorhergehenden einmal die Aussagen der *Geschichte*, wozu auch die *Fundamentallehren* der Kirche gehören, „nicht jenen Grad „von Gewifsheit haben", als „die Wahrheiten, welche „die *Kirche* vorträgt", d. h. als die Dogmen; — „das „anderemal die meisten Fundamentallehren" so klar zur gewissen Erkenntnifs vorliegen, dafs sie nicht, wie die Dogmen, eine höhere Bezeugung erheischen, — und suchen uns den Unterschied zwischen jenen Fundamentallehren und den eigentlichen Dogmen auf andere Weise klar zu machen. Nach S. 34. ist „jedes *Dogma* „eine *Offenbarungswahrheit*" und legt „den Gläubigen „die *Verbindlichkeit* auf, sie als unverwerfliche Lehre „anzuerkennen", und zwar, nach S. 35. wegen der

„von Christus und seinen Aposteln den Gläubigen auf„erlegten ausdrücklichen *Pflicht des Gehorsams* und der „Ehrerbietung gegen die Lehren und Anordnungen ih„rer Vorsteher", und weil die *Kirche* „Allen das *Ana„them*" (d. h. nach S. 18. Ausschliefsung von der Gemeinde und von der Seligkeit) „spricht, welche *entwe„der* das *Gegentheil lehren, oder* das, was sie achtet, „wissentlich verachten". Nun heifst es aber S. 45. dafs der Begriff von *Ketzerei*, — (nämlich als einer „besonnenen und beharrlichen Annahme des *Gegentheils* ei„nes *Dogma* zur Bekämpfung und Aufhebung dessel„ben von einem seines *dogmatischen* Gehalts wohl kun„digen Christen" S. 42.) — „bei Leugnung einer theo„logischen Lehre, die keine *dogmatische* Autorität für „sich hat, z. B. der Behauptung — eines *Papstes* u. „s. w. und *selbst* bei *Leugnung* der oben bemerkten „*Generaldogmen* — nicht anwendbar sei". Hiernach könnte man also Gott, seinen Gesandten und den der Kirche verheifsenen heiligen Geist leugnen, und diese *Fundamentallehren* bekämpfen, ohne ein *Ketzer* zu sein, und es schien fast, als hätten wir hiermit ein scharfes Unterscheidungsmerkmal gewonnen. Dafs man die *kirchlichen* Glaubensbekenntnisse, die *canones* der Koncilien und die Katechismen, wie auch alles, von Hrn. Dr. Br. den Fundamentallehren zugewiesene Material, welches die Kirche bei Gefahr ewiger Verdammnifs zu glauben vorschreibt, dafs man mithin die sogenannten *Generaldogmen* nicht leugnen kann, ohne in *Ketzerei* zu verfallen, — dies thut hier Nichts zur Sache, wo es sich nicht darum handelt, über die etwaige *Rechtgläubigkeit* des Hrn. Vfs. in's Klare zu kommen, sondern nur zu ermitteln, *was* derselbe lehre, und *ob* seine Behauptungen sich unter einander vertragen. Wir lassen daher jene sogenannten Fundamentallehren als nebensächlich und als ohne Seelengefahr verleugbar, bei Seite liegen, um uns nur an das *eigentliche Dogma* zu halten.

Auf dieses letztere bezieht sich die Behauptung (S. 52.) dafs „erst die mit freiem Bewufstsein aufgefafste „und zur Vertilgung des *Dogma* mit Hartnäckigkeit ver„theidigte ketzerische Lehre zum Ketzer mache". Diese Ketzerei ist nun nicht nur Sünde, sondern auch schwere Sünde. (S. 52.) und nicht nur „eine Art Götzen*dienst*", — sondern „der *Antichristianismus*, der sich — im Aller„heiligsten niederläfst, und von den *Gläubigen* den „Weihrauch fordert". (53.) Mit Recht „erkannte daher „die *Kirche* als eine ihrer *heiligsten* Pflichten, die *Ketze„rei (sic!)* nach fruchtlosen Zurechtweisungen mit der „Strafe der Ausschliefsung aus ihrer Gemeinschaft zu „belegen". (54.) „Die *Kirche* ging in ihrem Eifer noch „weiter, so dafs *sie* auch die *Ausrottung* ihrer Urhe„ber, Anhänger und Begünstiger sich zum Geschäfte „machte", (58.) womit also nach der oben von S. 13. angeführten Stelle die Nothwendigkeit dieser Ausrottung selbst zum eigentlichen *Dogma* erhoben werden ist.

Nun heifst es zwar S. 153. (wohl nicht ganz respektsvoll): „Vom *Dogma* kam es, dafs die *Kirche* „nebst dem Hirtenstabe auch das Schwerdt und Fesseln „und Marterinstrumente zur Hand nahm, wobei sie je„doch offenbar sich *übergriff*", — und S. 59. „*dies ge„waltsame* Verfahren" (welches die Ketzer „zu ewiger „Einkerkerung verdammte, oder sie der weltlichen Ge„walt zur *gebührenden* Strafe überliefs", oder „auch „zum Tilgungskriege wider sie aufforderte", —) „war „nicht blofs in der *Kirche* herrschend, sondern bei Al„len, welche den rechten Glauben zu besitzen und zu „verkünden sich *anmafsten*", und S. 62.: „mit solcher „Procedur ist *man*" (die Kirche!) *offenbar* „*zu weit* „gegangen; *denn* die Verwerfung einer Glaubenslehre „ist *Sache der Ueberzeugung*, welche durch physische „Zwangsmittel *nicht* abgeändert werden kann; — ein „strenges Verfahren in diesem Punkte verfehlt *meistens* „den Zweck, erzeugt Heuchelei, Furcht, Sklavensinn" u. s. w. — Indessen wird dieser Tadel bald darauf wieder durch Rechtfertigung jener strengen Bestrafung aufgehoben, indem als Entschuldigungs- und Milderungsgründe derselben u. a. vorgebracht worden: dafs „die „Ketzerei die Offenbarung zerstört, — die Kirche we„nigstens theilweise erschüttert und niederreifst, — und „den Fundamentalglauben zerstört"; ferner, dafs „die „Ketzerei *mehr im Verstande wurzelt*, und Auswuchs „ist eines übermüthigen Geistes und einer rechthaberi„schen Wisserei, somit auch mehr *teuflischer* Natur"; (66.) endlich, dafs „die Völker ihrer Rohheit wegen, „mehr durch Drohungen und Strafen, als durch *Unter„richt* und *Ueberzeugung* im wahren Glauben erhalten „werden konnten" u. s. w. (S. 67.) —

(Der Beschlufs folgt.)

№ 53.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Ueber das Dogma. Zugleich Beantwortung der Frage: Wer wird selig? Von Dr. F. Brenner.

(Schlufs.)

Uebrigens wird zur Milderung dieser Milderung gleich darauf hinzugefügt, die in Betreff der „Verhängung bürgerlicher Strafen über Ketzer — *noch vorhandenen* Bestimmungen seien — für *unsere* Tage weiter nichts als geschichtliche Erinnerungen, — und gesetzt auch, dafs manche dergleichen *fort*während noch „*nachgesprochen* werden, wie z. B. im *Eide* der Bischöfe, — so seien dies entweder *blofse Formeln* „ohne Bedeutung oder es *müsse* ihnen ein anderer den „Zeitumständen entsprechender Sinn untergelegt werden". (68.)

Wollen wir uns nun auch durch diese eigenmächtigen Zusicherungen einigermafsen gegen Wiederentzündung der kaum erloschenen *Glaubens-Auto's* beruhigen lassen, so scheint zunächst doch noch das andere *unauslöschliche Auto*, welches dem einen *Urketzer* bereitet ist, diejenigen zu erwarten, welche durch beharrliche Bekämpfung eines eigentlichen Dogma's sich des „*Antichristianismus*" und des „Götzendienstes" schuldig machen. Dies führt uns zur zweiten, in der vorliegenden Schrift erörterten Frage: —

„*Wer wird selig*"? — Zur Beantwortung derselben führt uns Hr. Br. (S. 69 ff.) durch Bestimmung des „*Verhältnisses des Dogma zur Religion*". Hier erfahren wir mit einemmale, „der *dogmatische Glaube* sei „nichts anders als das *Fürwahrhalten* der kirchlichen „Bekenntnisse; — er habe einen *anderen Gegenstand*, „einen *andern Zweck*, eine *andere Aeufserung*, als die „Religion. Jener habe die sogenannten Glaubenslehren „zum Gegenstande, diese das Menschenwohl; jener suche zu seinem Bekenntnisse zu *machen*, was die Kirche bekennt; diese strebe durch Wohlthun *hienieden* „einen Himmel zu schaffen" u. s. w. (S. 77.) „*Dogmen* „*seien* daher, weil sie sich mit dem Gebote der Liebe „nicht befassen, *keine Religionslehren*", (78.) „die *Moral allein* sei Religionslehre; selbst die Ausspendung „und der Empfang der *Sakramente* könnten nicht streng „für *Religionshandlungen* gelten". (79.) „Der dogmatische Glaube — ohne Religion bleibe *völlig leer* und „verdienstlos". (80.) Weiterhin heifst es zwar „der „dogmatische Glaube gebe der Religion tiefen Grund „und *reges Leben*"; (86.) „die *Dogmen*, welche *zugleich Gnadenmittel* seien (!!), flöfsen doppelt heilsam „auf das religiöse Leben ein, indem *sie* der Seele „den heiligen Geist mittheilen, wodurch sie zu allem „Guten befähigt und gekräftigt wird" u. s. w. (91.) Dann aber wird (S. 94.) erklärt: „*Nur* was Gott *gleich* „*macht* (!), *führt* zu ihm, und läfst bleiben bei ihm, „nämlich die *Liebe*. *Aufser ihr* einigt *Nichts* mit dem „höchsten Gute; daher ist es auch *nur* die *Religion*, „welche die Seligkeit gewährt". Und nun erfahren wir, dafs „*der dogmatische Glaube, oder die Annahme der* „*eigentlichen Dogmen nicht, wie die Religion, noth*„*wendig zur Seligkeit ist*, so dafs derjenige, welcher „die Glaubenslehren nicht er- und bekennt, eben so „dem *ewigen Verderben* anheim fiele, als derjenige, der „auf das Gesetz der Liebe nicht achtet, und selbes nicht „befolgt". (S. 98.) Die Richtigkeit — dieser allerdings etwas überraschenden Lehre wird nun u. a. dadurch *erwiesen*,

1) dafs „*nicht alle* (!) Dogmen auf solche Weise „geoffenbart sind, dafs dadurch *ihre Nothwendigkeit* „*zum Heile* — an den Tag gelegt würde"; (99.)

2) dafs „*nicht alle* (!) mit jener Bestimmtheit und „Schärfe ausgesprochen sind, welche sie an sich haben „müfsten, wenn ihre Annahme zur Seligkeit nothwendig wäre"; (100) u. s. w. Erwiesen wird sie —

3) „aus den Behauptungen berühmter Theologen", (es werden *nur* folgende genannt: „Sotus, Vega, Me-

„dina, Corduba, Castropalao, Hurtad, Sa. Azorius, „Ambr. Catharinus, Costat, Suarez, Haunold, Ilsung, „Lugo, Laymann, Gravina, Hermann und Leſs") „nach „welchen bei dem *Glauben an Gott*" (dies ist nach dem früheren kein Dogma, sondern nur eine Fundamental-lehre!) „nur ein *treuer Wandel* in seinem *Glauben*, „keineswegs die Kenntniſs und Annahme der sogenann-„ten Religionsgeheimnisse zur Seligkeit nothwendig „ist"; (113) — endlich

4) aus der *Lehre der Kirche* von dem Glauben"; *denn* das Koncil v. Trient erklärte *sess. VI. de just. c.* 15. „*asserendum est, non modo infideli-„tate, — sed etiam quocunque alio peccato morta-„li, — acceptam justificationis gratiam amitti, divinae „legis doctrinam defendendo, quae a regno Dei non „solum infideles excludit, sed et fideles quoque „fornicarios" etc.* (115.) — (*!!!*)

Hr. Dr. Br. weiſs nun zwar recht gut, denn *er sagt es uns*, — 1) daſs „Christus deutlich und bestimmt „und oftmals sagt, daſs diejenigen, die *glauben*, geret-„tet, die nicht glauben, verdammt werden" (S. 115.); 2) daſs „die Apostel verkünden, daſs der *Glaube* an „Christus und insbesondere an seine göttliche Sohn-„schaft und Auferstehung die Seligkeit, der *Unglaube* „die Verdammung nach sich zieht"; (119.) 3) daſs „die „*Väter* gleichfalls den *dogmatischen Glauben* zur Se-„ligkeit fordern und die Irrlehrer der Verdammung preis-„geben"; (121.) 4) daſs „mehrere *Theologen* vom *ersten* „Range (der heilige Thomas, Bonaventura, u. s. w.) den „ausdrücklichen *Glauben* an den dreieinen (*sic*) Gott „und an die Menschwerdung des Sohnes zur Erlan-„gung des ewigen Lebens fordern" (123.) 5) daſs das *symb. Athanasianum* und die *professio fidei Trident.* einige sehr nachdrückliche Stellen darüber enthal-ten (124.); 6) daſs „die *Kirche* auf dem *allgemeinen* „Koncil im Lateran v. J. 1215 feierlich bestimmt hat: „*una est fidelium universalis ecclesia, extra quam „nullus omnino salvatur*". (134.) 7) Daſs „die *Kir-„che* auf dem allgemeinen Koncil zu *Florenz* sage, daſs „ein Jeder, der nicht mit ihr verbunden ist, in das *ewige* „Feuer kommen werde, daſs die *Religion*, auch die ei-„frigste, nicht retten könne", (125.) und „selbst Kinder „wegen nicht geschehener Taufe — in die Hölle kom-„men" (130.); 8) daſs „das *Koncil* von *Trient* (*sess. V. „Decr. de pecc. orig.*) vom kathol. *Glauben* sage: *fid. „cath. sine qua impossibile est placere Deo*", (126.) und in der oben v. S. 115. angeführten Stelle „die *Un-„gläubigen* ausdrücklich vom Himmelreiche ausschlie-„ſse"; (127.) 9) daſs „die *Kirche* ihren Mitgliedern „oder ihren Ankömmlingen das Bekenntniſs der ihnen „einwohnenden Rechtgläubigkeit vorschreibe"; (127.) daſs sie „*von jeher* dem *Dogma* die bedeutendsten Stel-„lungen in ihrem Heiligthum und übrigen Bereiche ge-„geben", (147.) daſs schon beim Unterrichte das *Dogma* „nicht selten eine Rolle spiele auf Kosten der Reli-„gion", (155.) 10) daſs „so wie gewisse, einzig durch „das *Dogma* erkennbare Anstalten und Mittel zum Heile „*nothwendig* sind, z. B. die Erlösung, die Taufe, das „Buſssakrament, so es auch ihre *gläubige* Auffassung „von Seite (*sic*) desjenigen ist, der das Heil durch sie „erlangen soll"; (128.) 11) daſs „aus jener Behauptung „die Richtigkeit des beliebten Spruches folgen würde, „daſs man, um in den Himmel zu kommen, weiter „nichts, als ein *rechtschaffener Mensch* zu sein brau-„che"; (134.) endlich 12) daſs „nach jener Behauptung „aller (wesentlicher) Unterschied der Konfessionen auf-„hört", (136.) da, wie S. 137. bemerkt wird, den aka-tholischen Christen „*das eigentlich Nothwendige zur „Seligkeit*, oder die *Religion*, ohnehin beigebracht „wird". —

Dies Alles weiſs Hr. Dr. Br. so gut, wie jene Myriaden Katholiken es *explicite* oder *implicite* wuſsten, welche seit anderthalb Jahrtausenden im *rechten Glauben* zu leben, zu wirken, zu verdammen und zu verfolgen und dann auch zu sterben geglaubt haben, indem sie Alle — jene angeführten unbildlichen Stellen unbildlich, das klare *ja* als *ja*, das *nein* als *nein* genommen, und in ihrer schlichten Weise die beiden Hauptfragen der vorliegenden Schrift etwa so beantwortet haben mögen: „wir glauben, daſs man vor Allem *glauben* muſs: daſs „man den Glauben der Kirche haben muſs, um in den „Himmel kommen zu können", — „darum glauben wir „Alles, was die Kirche durch ihre bevollmächtigten Leh-„rer uns zu glauben vorschreibt". Aber Hr. Dr. Br. will nun eben „die *Unredlichkeit* und *Unwissenheit*" der Akatholiken aufdecken, welche „*abscheuliche Lügen*" über die kathol. Glaubenslehre verbreiten, (Vorw. III.) und da diese Akatholiken so unwissend und unredlich sind, daſs sie mit jenen einfältigen Myriaden die kathol. Glaubenslehre aus den *Glaubensbekenntnissen* und Entscheidungen der *ökumenischen Koncilien* schöpfen, so muſs Hr. Br. wohl zu zeigen sich bemühen, daſs Chri-

nus, die Apostel, die Kirchenväter, die Koncilien, — die Kirche überhaupt, etwas Anderes gemeint und gesagt haben, als sie wirklich in dürren Worten gesagt haben. Er muſs daher namentlich zu erweisen suchen, 1) daſs die *Worte* des Tridentinums: „ohne den *kath.* „*Glauben sei es unmöglich*, Gott zu gefallen", — und „die *Ungläubigen* sind vom Himmelreich ausgeschlos„sen", — in Wahrheit Nichts anderes aussagen, als: „der dogmatische Glaube, oder die Annahme der ei„gentlichen Dogmen ist *nicht* nothwendig zur Selig„keit" (S. 98.); — und 2) daſs die Lehre des *Florentinums*: „daſs *jeder*, der nicht mit der kath. Kirche ver„bunden ist, in das ewige Feuer kommen werde, und „daſs die *Religion*, auch die eifrigste, nicht retten kön„ne", — daſs diese Lehre in Wahrheit Nichts anderes aussage, als: „daſs *nur* die *Religion* zur Seligkeit führt und sie gewährt, (S. 94.) und daſs nicht nur den akatholischen Christen „das eigentlich *Nothwendige* zur „Seligkeit, oder die Religion, ohnehin *beigebracht* wird" (S. 137.), sondern daſs auch die wohlthuenden *Heiden* selig werden (S. 111.), und „die Vorschriften der Re„ligion ihrem Hauptinhalte nach *jedem* Menschen *schon* „*von Natur aus einwohnen*". (S. 103.)

Wie viel oder wie wenig Mühe es nun auch Hrn. Br. gekostet haben mag, dieses Alles und noch viel Mehreres zu erweisen, so wird uns, nach so mühseligem Gange, doch wohl erlassen werden, Hrn. Dr. Br. noch weiter in dem Labyrinth seiner Widersprüche zu begleiten, in welchem der Fuſs bald an den einschneidenden Ecken ächt Röm. kath. Lehren anstöſst, bald wieder in's Bodenlose zu versinken Gefahr läuft.

F. W. Carové.

XXXIX.

***Flora regni borussici. Flora des Königreichs Preuſsen oder Abbildung und Beschreibung der in Preuſsen wildwachsenden Pflanzen von Dr. Albert Dietrich. Erster Band. Erstes bis drittes Heft, jedes mit 6 kolorirten Tafeln. Berlin, L. Oehmigke* 1833.**

Die Floren der meisten politisch begränzten Länder, befinden sich in der gemeinsamen Verlegenheit, daſs sie mit den geographischen Grenzen der Floren nicht in Einklang stehen, so daſs erstere entweder Pflanzen verschiedener geographischen Floren in sich aufnehmen oder hinwiederum einzelne Pflanzen derselben geographischen Flor von sich ausschlieſsen müssen. In diesem Falle befinden sich sogar die Floren politischer Länder, die ganz oder theilweise vom Meer umgeben sind und Inseln oder Halbinseln bilden, wie z. B. die *flora danica, flora anglica etc.* Denn die Grenzen der Floren werden nicht vom Wasser, sondern nur von Gebirgen gebildet, so daſs z. E. die Flor aller Küstenländer des mittelländischen Meeres in Asien, Afrika und Europa einen gemeinsamen Charakter hat, der sich südlich erst mit dem Atlas, nördlich und westlich mit den Alpen und Pyrenäen ändert. Wenn man dieses berücksichtigt, so findet man, daſs in dem angegebenen Betracht eine Flor der verschiedenen zu Preuſsen gehörenden, meist nur von politischen Grenzen eingeschlossenen Länder im Ganzen sich doch nur in demselben Verhältniſs befindet, als die Flor der meisten anderen zugleich mehr natürlich und geographisch begrenzten Länder, weil auch diese ebensowenig eine bestimmte natürliche Flor mit pflanzengeographischen Grenzen umfassen. Von dieser Seite betrachtet, fällt das Bedenkliche, was auf den ersten Blick für den Uneingeweihten das Unternehmen der Herausgabe einer Flora von dem Königreich Preuſsen haben könnte, sogleich weg, und zugleich tritt dabei ein ganz anderer Zweck als der der Charakteristik einer natürlichen Flor heraus. Dieser Zweck ist nämlich zunächst, wie bei den Floren einzelner Ortsumgebungen und Provinzen ein örtlicher, praktisch auf die Bildung im Staate berechneter, und es kömmt also nur darauf an, daſs demgemäſs der Inhalt mit Sachkenntniſs bearbeitet wird. Dies ist von dem Verf., der den Botanikern bereits durch seine *Flora berolinensis* und seine Ausgaben des Willdenowschen Selbststudiums und der ersten Bände der *Species plantarum* als ein fleiſsiger Bearbeiter bekannt ist, nach den vorliegenden Heften wohl zu erwarten. Hr. Dr. Dietrich gehört nicht zu den trocknen descriptiven Botanikern, die ohne vergleichende Rücksicht und ohne Kenntniſs der Entwickelung der Arten unter verschiedenen Verhältnissen, bloſs die vorliegenden Formen in steifen Terminis lang und breit beschreiben; im Gegentheil er beobachtet, so weit es ihm möglich ist, im Freien die natürliche Entwickelung und macht seine Beschreibungen und Abbildungen mit Rücksicht auf die Auſsenverhältnisse nach lebenden

Exemplaren. Er hat außerdem den Zweck seines Unternehmens ganz richtig in einem patriotischen Sinn mit Liebe und Eifer aufgefaßt und ohne dies gerade ausgesprochen zu haben, werden doch schon aus dem Beispiel seiner Behandlungsweise auch diejenigen das Nützliche des Unternehmens errathen, welche von der wissenschaftlichen Seite her nicht einzusehen im Stande sind, was eine Flor von Länderstrichen, die vom Niemen bis zur Mosel sich ausdehnen, für eine Bedeutung haben soll. Anforderungen, wie an eine von natürlichen Grenzen geographisch eingeschlossene Flor, dürfen an Werke solcher Art nicht gemacht werden.

In den vorliegenden drei Heften sind sämmtliche Abbildungen und Beschreibungen aus der Familie der Orchideen: *Orchis Morio L. O. palustris Jacq. O. coriophora L. O. latifolia L. O. lanceata Dietr. O. maculata L. Platanthera bifolia Rich. Gymnadenia conopsea Rich. Herminium Monorchis R. Br. Neottia latifolia Rich. Epipactis palustris Sw. E. latifolia Sw. Malaxis paludosa Sw. M. monophylla Sw. Liparis Loeselii Rich. Spiranthes autumnalis Rich. Goodyera repens Rich. Cephalanthera pallens Rich.* Unter diesen befindet sich eine in der Berliner Flor neu entdeckte Art (*O. coriophora*) die der Verf. 1825 zuerst hinter dem neuen Garten bei Potsdam auffand und die später auch auf den Wiesen zwischen Berlin und Köpenick gefunden ist. *Spiranthes autumnalis* war früher von Willdenow bei dem Dorfe Rummelsburg gefunden, wurde von Anderen dann lange nicht gesehen. Herr Prof. Kunth fand sie in der Köpenicker Heide wieder und nach einem Exemplar von daher giebt der Verfasser eine Abbildung. Etwas entfernter von Berlin, in der Nähe von Rheinsberg hat Ref. schon vor mehrern Jahren noch eine ausgezeichnete, bisher nur aus der Schweiz und dem mittleren Deutschland bekannte Species: *Ophrys arachnites* auf Wiesen mit Kalkgrund gefunden, die später auch noch mit aufzunehmen sein wird. *Orchis lanceata Dietrich* ist die bisher als schmalblätterige Abart von *O. latifolia* betrachtete Pflanze, welche hier um Berlin an einigen Orten z. B. bei Tegel häufig vorkommt und die sich außer den schmalen Blättern noch durch einen schlankern Wuchs und durch späteres Blühen auszeichnet. Ob sie sich bei der Fortpflanzung durch Saamen als eigne Species bewähren würde, lassen wir dahingestellt; jedenfalls erscheint es zweckmäßiger, solche bestimmt hervortretenden Formen zu charakterisiren, als nahe verwandte Species oder *Subspecies* ohne weiteres zu vereinigen, wie dies in der *flora berolinensis* des Hrn. v. Schlechtendal häufig geschehen ist, wo die so ausgezeichnete *Orchis palustris Jacq.* kurzweg als Synonym mit *O. Morio* betrachtet, *Verbascum Thapsus* und *thapsiforme*, *Thymus exserens* und *T. Serpyllum*, *Carex Davalliana* und *C. dioica* u. m. a. gar nicht, weder als Varietäten noch als Species oder Subspecies, unterschieden sind, während wieder leicht übergehende Formen wie *Arctium Lappa* und *Bardana* als *A. majus* und *minus*, *Salix alba* und *S. vitellina etc.* in bestimmt verschiedene Arten gespalten sind. Es kömmt bei diesen Unterscheidungen wirklich zunächst weniger darauf an, ob dergleichen Formunterschiede sogenannte gute Arten sind, als vielmehr darauf, daß dergleichen überhaupt nur als verschiedene Formen nach den Graden ihrer Verwandtschaft durch Vergleichung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, bezeichnet werden. Ihr wahres Verhältniß zum Speciesbegriff ist in verschiedenen Gattungen und Familien ganz verschieden, weil überhaupt der Speciesbegriff kein absoluter, sondern nur ein relativer ist, der sich also in den verschiedenen Gattungen mehr oder weniger ändert. Man ist bei näherer Einsicht dieser Verhältnisse genöthigt in Gattungen, wo viele nahe verwandte Species sich an einzelne Typen anreihen, ebensoviele Stammspecies oder Typenspecies festzustellen und diesen die, wegen ihrer geringen Verschiedenheit, mit bestimmt ausgezeichneten Arten nicht in gleichen Rang zu stellenden Formen unterzuordnen. Wir können also in derselben Gattung Species oder wahre Arten, zu denen weiter keine Formen gehören, und Stammspecies, zu denen mehrere Typen gehören, unterscheiden. Hegetschweiler hat dies neulich richtig angedeutet, doch scheint der Begriff von Stammspecies nicht in der Ausdehnung als H. seine *Gentes* nimmt, angenommen werden zu dürfen, wenn man nicht in die Nothwendigkeit gerathen will, oft noch eine dritte Speciesunterabtheilung anzunehmen, was die Uebersicht vielleicht erschweren würde. Es wäre zu wünschen, daß auch der Hr. Verf. in der Folge auf die Vereinigung verwandter Formen zu Typenspecies Rücksicht nähme.

(Der Beschluß folgt.)

№ 54.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Flora regni borussici. Flora des Königreichs Preufsen oder Abbildung und Beschreibung der in Preufsen wildwachsenden Pflanzen von Dr. Albert Dietrich. Erster Band. Erstes bis drittes Heft.

(Schlufs.)

Gehörigenorts hat Hr. Dr. Dietrich Bemerkungen über den Nutzen der beschriebenen Pflanzen, über das Wachsthum und andere Eigenschaften derselben hinzugefügt, z. E. im ersten Heft über die Gewinnung der Salepwurzel. Die Bemerkung, dafs man in Persien den Salep wahrscheinlich von unbekannten Orchisarten mit gröfseren Knollen als unsere Orchisarten sammele, scheint uns dahin einzuschränken, dafs es immerhin *O. Mascula*, *militaris* u. a. gröfsere Arten mit eiförmigen Knollen sein können, von denen man dort Salep sammelt, weil diese schon bei uns Knollen von der Gröfse des Orientalischen Saleps haben; dagegen haben die gewöhnlich als Saleppflanzen bei uns mitgenannten Arten: *O. Morio*, *O. palustris* u. a. allerdings so kleine Knollen, dafs von ihnen wohl im Orient kein Salep gesammelt werden kann.

Die Einrichtung der Beschreibungen ist folgende: Zuerst ist der systematische Lateinische, dann der Deutsche Namen angegeben; dann der Gattungs- und Artencharakter in Lateinischer Sprache und Synonyme und Citate aus den vorzüglicheren Floren; Zuletzt folgt Deutsch eine ausführliche Beschreibung der ganzen Pflanze nebst einer Angabe der Standorte derselben in den verschiedenen Preufsischen Provinzen.

Die koloristen Abbildungen sind von dem geschickten hiesigen Pflanzenzeichner Hrn. Schmidt auf Stein gezeichnet, und in Rücksicht auf Treue des Habitus, des Kolorits und der ganzen Ausführung als durchaus gelungen zu betrachten und den besten Abbildungen dieser Art an die Seite zu stellen. Es wäre nicht unzweckmäfsig, wenn der Hr. Verf. manche Gattungen und die ausgezeichneten Species noch durch Analysen der Blumen und Früchte, die auf jeder Tafel hinreichend Platz finden, näher erläuterte.

Dieses Werk ist seiner ganzen Richtung nach besonders den Gymnasien, Realschulen, den Forstleuten, Oekonomen und sonstigen Liebhabern der vaterländischen Flor zur Belehrung als vorzüglich zu empfehlen und wir wünschen durch diese Anzeige dazu beizutragen, dafs die Aufmerksamkeit näher auf ein Werk gerichtet werde, das auch in Bezug auf äufsere Ausstattung sehr wohlgefällig und vorzüglich zu nennen ist.

Zugleich nehmen wir diese Gelegenheit wahr, eine andere Arbeit des Hrn. Dr. Dietrich über die Europäischen Arten der Gattung *Gladiolus*, nebst Abbildung einer bei Berlin neu entdeckten Art dieser Gattung zu erwähnen, welche in dem Jahresbericht der Königl. Realschule von 1832 erschienen ist. Der Verf. fand auf den Wiesen um Johannisthal bei Berlin einen *Gladiolus*, den man anfangs für *Gladiolus communis* hielt. Indessen fand sich bei näherer Vergleichung, dafs die Pflanze von dem kultivirten *Gladiolus communis* verschieden sei und Hr. Dr. Dietrich nennt sie hier *Gladiolus pratensis*. Dieselbe Pflanze ist auch von dem Institutsgärtner Hrn. Bouché kultivirt und beobachtet worden und Hr. Prof. v. Schlechtendal hat sie nach diesem in der *Flora: Gladiolus Boucheanus* genannt. Wir haben also sogleich zwei Namen für eine Pflanze, die zwar eine neuerkannte Zier in der Berliner Flor ist, deren wahrer Grad von systematischer Verschiedenheit nach unserem Ermessen doch erst anzugeben sein wird, wenn man die wildwachsende ächte Urart des jetzt überall nur kultivirten *Gladiolus communis* verglichen hat. Von *Gladiolus imbricatus* ist der *Gladiolus pratensis Dietr.* leicht durch gröfsere Blumen und den ganzen Habitus zu unterscheiden. Von *Gladiolus communis* unterscheidet ihn der Verf. durch die

mehr linienförmigen Narben und durch die Kürze des untersten Blumenabschnittes. Auf jeden Fall ist es zweckmäfsig, die Pflanze vorerst durch eigenthümliche Charaktere zu unterscheiden, bis man durch Kultur und Fortpflanzung mittelst Saamen die Beständigkeit derselben und die Grade der Verwandtschaft mit dem *Gladiolus communis* näher kennen gelernt hat.

Dr. C. H. Schultz.

XL.

Beiträge zur Einleitung in's Neue Testament und zur Erklärung seiner schwierigen Stellen, von Matthias Schneckenburger, Dr. der Phil. und Repetent. Stuttgart, bei F. L. Löflund und Sohn. 1832. 8. *S. VIII. u.* 230.

Der Verf. nennt diese Beiträge Bruchstücke, meistens umfassenderer Arbeiten, mit denen er sich gegenwärtig beschäftige, aber es habe ihm passend geschienen, sie zusammendrucken zu lassen, da sie sich sämmtlich auf Einen Gegenstand, die historische Grundlage unsers Glaubens und unserer Theologie, bezögen. Eine solche Sammlung einzelner Abhandlungen nun ist durchaus billigenswerth, sofern durch dieselben die Wissenschaft theils positiv durch Aufhellung dunkler Punkte und Beseitigung irriger Vorstellungen, theils negativ durch Anbahnung neuer gründlicherer Untersuchungen, durch geistreiche Winke und scharfsinnige Bemerkungen, die eine nochmalige Prüfung veranlassen, im Einzelnen gefördert wird. Dies ist mit der vorliegenden Sammlung unstreitig der Fall, und obwohl der Werth der einzelnen Aufsätze ziemlich verschieden ist, so sind sie doch alle sehr anregend und zeugen von einem gründlichern Studium und einem eigenthümlichen Forschungsgeiste. Ref. will sie der Reihe nach durchgehen und, soweit es der Raum dieser Blätter gestattet, mit einigen Bemerkungen begleiten.

I. *Chronologie der Leidenswoche.* Als Resultat der Untersuchung giebt Hr. Schn. folgendes Schema:

12. Nisan, jüd. d. h. 11. Abend — 12. Abend.	Verkündigung des Todes in Bethanien; zwei Tage vor Ostern.
13. Nisan 12. Ab. — 13. Ab.	Erster Tag der süfsen Brote im weitern Sinn. Absendung der zwei Jünger, um das Mahl zu bestellen. Jesus in Bethanien.
14. Nisan. 13. Ab. — 14. Ab.	Abendm. (Passahmahl), Gang nach dem Oelberg, Gefangennehmung, Verhör vor Kaiphas, vor dem Rathe, vor Pilatus, vor Herodes. Passahfest, dessen zweite Hälfte als Werktag galt.
15. Nisan. 14. Ab. — 15. Ab.	Wiederholtes Verhör vor Pilatus, Verurtheilung, Kreuzigung, Abnahme, Begräbnifs. Erster Tag des 7tägigen Ostercyklus (ἄζυμα), zugleich Rüsttag auf das grofse [illegible].
16. Nisan. 15. Ab. — 16. Ab.	Paraskeue (auf Pfingsten), Garbenfest.
17. Nisan. 16. Ab. — 17. Ab.	Wache am Grabe bestellt. Besorgung der Specereien. Tag nach der Paraskeue.
18. Nisan. 17. Ab. — 18. Ab.	Sabbat, der eine Woche schliefst, Sabbatruhe.
19. Nisan. 18. Ab. — 19. Ab.	Auferstehung. Erster Wochentag.

Zweierlei ist hierin von der gewöhnlichen Rechnung abweichend, 1) dafs die Begebenheiten vom letzten Mahle Christi bis zu seinem Begräbnisse nicht blofs Einen, sondern zwei Tage ausfüllen, 2) dafs zwischen der Auferstehung (d. h. dem am Sonntag früh leer gefundenen Grabe) und der Kreuzigung drei Tage und vier Nächte angenommen werden. So scharfsinnig Hr. Schn. seine Gründe für diese Rechnung zusammengestellt hat, so können wir dieselbe doch schon deshalb nicht annehmen, da sie auf folgenden unerwiesenen und unerweislichen Voraussetzungen beruht: 1) dafs das Passahmahl am Anfang des 14. also nach unserem Sprachgebrauche am Abend des 13. gefeiert worden sei. Die Frage dreht sich um die Bedeutung des schwierigen Ausdruckes *been haarbaim* Exod. 12, 6. Num. 9, 3., aber die gewichtigsten älteren und neueren Ausleger haben es immer mit den Rabbinen vom Nachmittag und Abend des 14. Nisan verstanden, nach welchem mit einbrechender Nacht der 15. Nisan begann. Nur der Evangelienharmonie zur Liebe haben es einige Exegeten vom *Anfang* des 14. Nisan gedeutet, der doch erst bei völliger Dunkelheit anbrach, so dafs, wenn dann das Osterlamm gegessen ward, es schon am 13. des Abends hätte geschlachtet werden müssen, was der Mosaischen Bestimmung widerspricht; 2) ist es dem Mosaischen Gesetze Lev. 23, 6. 7. durchaus zuwider, anzunehmen, dafs der 15. Nisan, der als der erste Tag der ungesäuerten Brote ein streng gefeierter Festtag war (Exod. 12, 16.), auf den Procefs und die Verurtheilung verwandt worden

sei. Diese Bemerkung gilt auch gegen Tholuck, so wie überhaupt gegen alle diejenigen Ausleger, welche annehmen, Christus habe, wie die anderen Juden, am Nachmittage des 14. Nisan das Passahlamm mit seinen Jüngern gegessen, was eben so unstatthaft ist als die Aushülfe, welche jüngst in den Stud. und Krit. Hr. Prof. Rauch in der längst beseitigt geglaubten Hypothese fand, dafs das Passahlamm am Abend des 13. Nisan gegessen worden sei. 3) Ermangelt es alles historischen Grundes, statt des 15. den 16. Nisan, also den zweiten Tag der ungesäuerten Brote, als einen Hauptfesttag aufzustellen; die Darbringung der Erstlinge der Ernte (gerösteter Körner) machte ihn dazu keineswegs und die Bezeichnung durch „grofses Manipelnfest" ist durchaus willkürlich und gewagt, nicht minder auch die Deutung des Wortes Paraskeue, womit Johannes den Tag der Kreuzigung Christi bezeichnet, was nach Hrn. Schn. „Paraskeue auf Pfingsten" heifsen soll, *weil* Philo diesen Tag als *προέορτον ἑτέρας ἑορτῆς μείζονος* darstellt, *προέορτος* aber mit *παρασκευὴ* synonym sei. 4) Nimmt Hr. Schn. als ausgemacht an, dafs der Ausdruck *φαγεῖν τὸ πάσχα* Joh. 18, 28. allgemein als Theilnahme am Festkultus zu deuten sei. Allerdings hat das Wort *πάσχα* sowohl im A. T. als auch bei den Rabbinen oft die weitere Bedeutung nicht nur des Passah*festes*, sondern auch der Passahfest*opfer*. Aber wenn selbst Tholuck, der sich sonst besondere Mühe gegeben hat, diesen Sprachgebrauch nachzuweisen, gestehen mufste, „es habe unläugbar etwas Hartes, die sonst für den Genufs des Passahlammes gewöhnliche ganze Formel *φαγεῖν τὸ πάσχα* ohne weitere grammatische Andeutung [ja vielmehr bei historischen Gegenandeutungen!] in einem andern Sinne zu nehmen", so müssen wir wohl gegen jene Auslegung, auf die, hätten wir blofs das Johanneische Evangelium, gewifs niemand gefallen wäre, ein gerechtes Mifstrauen hegen. — Ref. mufs demnach auch diesen Versuch, die Evangelien über diesen Punkt mit einander auszugleichen, für verfehlt erklären und findet überhaupt die Methode nicht sehr kritisch, von vornherein durch Vergleichung der verschiedenen Angaben ein sicheres Resultat finden zu wollen, bevor ausgemittelt ist, wie jeder einzelne Evangelist, namentlich Johannes, für sich betrachtet die Zeitfolge darstelle. Auf diesem letztern Wege wird jeder Unbefangene finden, dafs die Synoptiker Christum das Passahlamm geniefsen lassen und seinen Todestag auf den 15. Nisan setzen, Johannes dagegen vom Passahmahle nichts weifs und die Kreuzigung Christi auf den 14. setzt, an dessen Abend das Passahlamm gegessen ward. Dann entsteht die Frage, ob keine oder welche von beiden Relationen die richtige sei, und wie ein Irrthum in der Tradition entstehen konnte. Ref. glaubt diese Aufgabe im 1. Abschn. seiner schon vor 10 Jahren zur Vertheidigung der Authentie des vierten Evangeliums verfafsten *Commentatio critica* befriedigend gelöst zu haben, und es hätte ihn sehr interessirt, wenn Hr. Schn. eine Widerlegung der dortigen Beweisführung versucht hätte. Der gleichen Ansicht ist auch Ideler in s. Handbuche der Chronologie Bd. 1. S. 515 u. ff. und in s. Lehrbuche der Chronologie 1821. S. 215, aufser dafs das, nach dem Vorgang Früherer, von ihm vorgeschlagene Ausgleichungsmittel, Christus habe das Osterlamm um einen Tag früher gegessen, als es die Cerimonialgesetze der Juden mit sich brachten, schwerlich den Beifall Vieler finden wird.

II. *Bemerkungen über das Verhältnifs zwischen Matthäus und Lukas.* Sie sind vorzüglich gegen De Wette gerichtet, der sich in s. Einl. dahin ausgesprochen hatte, „dafs sich bei Lukas Spuren von einer blofs gedächtnifsmäfsigen und untreuen Benutzung dessen finden, was sich bei Matthäus in ursprünglicher Gestalt finde, und dies spreche dafür, dafs Matthäus, wenn auch nicht unmittelbar, auf Lukas einen gewissen Einflufs gehabt habe". Hr. Schn. weist in einer Reihe von Beispielen das Gegentheil nach, und Ref. kann nicht umhin, dem von ihm gezogenen Schlusse beizustimmen, dafs, wenn Lukas uns nicht den Urtypus der evangelischen Erzählung gegeben habe, dies noch weit weniger von Matthäus zu behaupten sei, der oft willkürlich und unhistorisch zusammenstellt, was nicht zusammengehört, und oft in Abhängigkeit, wenn nicht von Lukas selbst, doch von dessen Quellen erscheint.

III. *Andeutung möglicher Zweifel an dem apostolischen Ursprung des Evangeliums Matthäi.* Einige Vertheidiger der Authentie dieses Evangeliums haben, ohne Zweifel im Bewufstsein, dafs die dortige Aufeinanderfolge der Reden, Thaten und Schicksale Jesu die Kritik nicht aushalte, demselben den Zweck untergelegt, sein Verf. habe den Charakter Jesu ganz abgesehen von Zeit- und Ortsverhältnissen schildern wollen. Nun hat Hr. Schn. sehr gut nachgewiesen, dafs allerdings das Bestreben des Verfs. gewesen sei, die Thatsachen in

eine chronologische und örtliche Verbindung zu bringen, dafs aber die aus innern Gründen und aus der Vergleichung mit den andern Evangelien nachweisbare Unzuverlässigkeit, Unrichtigkeit, ja bisweilen Undenkbarkeit jener Verbindung der *Haupt*grund für die Zweifel an dem apostolischen Ursprung des Evangeliums sei. Um das oft wörtliche Zusammentreffen des Matthäus mit Lukas zu erklären, nimmt Hr. Schn. mit grofser Wahrscheinlichkeit an, dafs der Verf. des Matthäus evangelische Aufsätze, die auch Lukas aufnahm, benutzte, verwirft dagegen mit Recht die Hypothese, dafs das Matthäusevangelium die Uebersetzung eines Hebräischen Originals sei. Weil darin bis zur letzten Lebensperiode ausschliefslich Galiläa der Schauplatz der Wirksamkeit Christi ist (was er erst noch gegen Olshausen erweisen mufste), so ist die Vermuthung, dafs das Matthäusevangelium eine Zusammenstellung der Galiläischen Tradition sei, sehr natürlich; der *Geist* dieses Evangeliums jedoch ist der, dafs sie die Geschichte von der Instauration und dem Wesen des in die äufsere Wirklichkeit eingetretenen Reiches Gottes im Gegensatz gegen die untergehende Jüdische Hierarchie darstellen soll. — Nun noch Eine Bemerkung! Hr. Schn. sagt, „allen Zweifeln an der Authentie dieses Evangeliums komme gewissermafsen die einstimmige Tradition des Alterthums entgegen, dafs Matthäus Hebräisch geschrieben habe". Allein sehr wahrscheinlich gründen sich alle diese Zeugnisse auf die Autorität des einzigen Papias bei Eusebios, und dieser älteste Zeuge berichtet nur, dafs Matthäus τὰ λόγια in Hebräischer Sprache zusammengestellt habe. Wie lange wird es noch dauern, bis endlich alle Theologen einsehen, dafs man kein Recht hat, τὰ λόγια von einer Lebensbeschreibung Christi zu verstehen, sondern nur von seinen Reden? Und steht dies fest, was hindert dann anzunehmen, dafs diese von Matthäus in Hebräischer Sprache veranstaltete Sammlung der Reden Christi später von einem unbekannten Redaktor in einen historischen oder messianisch-dramatischen Rahmen gebracht worden sei?

IV. *Uebersetzung und Erklärung von Matth. XI, 12. u. 19.* Diesen ersten Vers erklärt Hr. Schn. so: „Das Himmelreich leidet Gewalt, wird feindselig behandelt, und gewaltthätige Feinde rauben es weg, d. i. verhindern seinen Eintritt". Wenn sich bei dieser Erklärung ein Zusammenhang mit dem Vorigen denken läfst, so ist hingegen die Verbindung mit dem Folgenden sehr schwierig, namentlich durch die Partikel γάρ. Auch das Verlassen der natürlichen Bedeutung von ἁρπάζειν, *rauben, an sich reifsen*, ist kaum zu rechtfertigen. Ref. findet bis jetzt folgenden Sinn am wahrscheinlichsten: „So wie sich *aber* das Reich Gottes kräftig hervordrängt und sich unter vielen widerstrebenden Elementen in der Welt festsetzt und behauptet, so müssen auch diejenigen, die es gewinnen wollen, mit Energie und Kraft sich seiner bemächtigen; die Lauen und Saumseligen kommen zu kurz. *Denn* die Zeit der Propheten ist jetzt vorüber, und der unmittelbare Vorläufer des Messias (ja dieser selbst) ist schon mitten unter euch". Vs. 8. 19. wird von Hrn. Schn. so übersetzt: „und so ist die Weisheit von ihren eigenen Kindern gemeistert worden". Nicht übel, wenn sich nur die Bedeutung *meistern, verwerfen* für δικαιοῦν im N. T. nachweisen liefse. Da es hier aber gerade die entgegengesetzte Bedeutung *rechtfertigen, loben* hat, so weifs Ref. diesen Vers noch immer nicht besser als durch Annahme einer Ironie zu erklären.

V. *Vom ungerechten Haushalter.* Luk. 16, 1 u. ff. Ohne in die Gründe einzugehen, warum weder die Erklärung Schneckenburger's, noch die von diesem beurtheilte Olshausensche dem Ref. genügen kann, obgleich beide wahre Momente an sich haben, will er möglichst kurz seine eigene Ansicht von dieser schwierigen Parabel darlegen. Im Gleichnifs vom verlornen Sohne ward die falsche Anwendung der Güter gezeigt, das Verlorensein des Ich im Genusse der Welt und die Zurückführung des Verlornen durch die versöhnende Liebe des Vaters; der Gegenstand dieses Gleichnisses hingegen ist die rechte, sowohl treue als auch kluge Anwendung des anvertrauten Gutes. Die Art, wie der verlorne Sohn sein Gut verwandt hatte, würde nicht einmal die Welt für klug erachten; nun zeigt Christus, welche Anwendung des Gutes klug ist im Sinne der Welt, um aus dieser Klugheit, welche eigentlich nur eine Schlauheit ist im Bewufstsein der Ungerechtigkeit, eine weise Lehre zu ziehen für die Kinder des Lichtes. An sich ist es nicht nothwendig, den reichen Mann auf die Welt oder den Weltfürsten zu beziehen, obwohl es wegen Vs. 15. allerdings dem Sinn der Parabel entspricht, den reichen Mann zum Begriffe des Weltfürsten zu erheben und so das in der Parabel Specielle zu verallgemeinern.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Beiträge zur Einleitung in's Neue Testament und zur Erklärung seiner schwierigen Stellen von Matthias Schneckenburger.

(Schlufs.)

Unter dem Haushalter sind dann überhaupt die Menschen zu denken, inwiefern sie unter dem Herrn der Welt stehen und ihm dienen, also die Nichtchristen, die aufserhalb des Reiches Gottes stehen. Nun lobt der reiche Mann den untreuen Haushalter wegen seiner Klugheit, dafs er sich noch bei Zeiten Freunde zu machen gesucht habe. Der reiche Mann als Weltfürst spricht dieses Lob aus im Namen der Welt, sein Urtheil über diese Handlungsweise ist das Urtheil der Welt. Das Folgende „denn die Kinder u. s. w." kann nicht mehr als vom reichen Manne gesprochen gedacht werden, schon deswegen nicht, weil der Haushalter davon nichts verstanden hätte; sondern die Worte enthalten von Seiten Christi eine vorläufige Rechtfertigung jenes Lobes, wie wenn es hiefse: „und wohl hatte er Recht, ihn zu loben; denn die Kinder u. s. w." Dadurch wird nun zugleich die folgende Anwendung auf die Jünger Christi und die sich ihm nähernden Zöllner eingeleitet: „Auch ich gebe euch den Rath: Machet euch Freunde u. s. w.". Warum sagt aber Christus *den ungerechten Mammon?* Man kann zunächst daran denken, dafs der Reichthum der Zöllner vorzugsweise ein ungerechter war, theils wegen des ungerechten politischen Verhältnisses der Römer zu den Juden, theils weil auch manches dabei auf unrechtliche Weise erworben sein mochte; allein, auch wenn die nachfolgenden Worte nicht wären, worin ἄδικος μαμμωνᾶς mit ἀλλότριον parallelisirt und dem ἀληθινὸν und ὑμέτερον entgegengesetzt wird, so hätte dennoch der Ausspruch Christi, der allen Kindern des Lichtes gilt, eine tiefere Bedeutung. Jedes geistige und leibliche Gut, das wir besitzen, haben wir von Gott, welchen die Christen als den Eigenthümer und einzigen reichen Herrn der Welt verehren; die Menschen haben kein eigenes Gut, es ist alles nur ein auf kurze Zeit ihnen anvertrautes Pfund, ein ἀλλότριον, das sie nach dem Willen Gottes zu seiner Ehre und zum Besten der Brüder verwenden sollen, und die Treue besteht darin, das unter dieser Bedingung empfangene fremde Eigenthum nach dem Willen des wahren Eigenthümers zu verwalten. Aber wer kann sich rühmen, alle seine geistigen und leiblichen Kräfte durchaus nur so und nie anders verwandt zu haben? Darum eben ist alles Gut ein ungerechtes, d. i. ein untreu verwaltetes. Wenn wir es treu verwalten zum Besten der Brüder, so ist das zugleich die rechte Klugheit; wir können nicht besser für uns selbst sorgen, weil diese Brüder einst unsere Zeugen sein werden vor Gott, deren Lob uns nicht fehlen würde und die uns mit Freuden aufnehmen würden in die ewigen Wohnungen des Himmels. So fällt die rechte Treue mit der wahren Klugheit zusammen. (Diese Erklärung des ἄδικος μαμμωνᾶς hält fest an der — vgl. Vs. 10. — vorherrschenden Bedeutung von ἄδικος, *ungerecht*, *untreu*, synonym mit ἄπιστος. Doch macht der Gegensatz von τὸ ἀληθινὸν und vielleicht schon von αἰωνίους σκηνὰς diese Bedeutung schwankend, um so mehr als *mammon dischkaz* im Chald. eine beinahe sprichwörtliche Formel gewesen zu sein scheint in der Bedeutung von *divitiae fallaces i. e. quae tanquam fluxae possessores fallere possunt.* Beispiele s. in Buxtorfs *Lex. Chald. p.* 1218. und Lightfoots *Hor. Hebr.* Nimmt man nun ἀδ. μ. statt untreu verwalteten Reichthum für vergänglichen Reichthum, so ändert dies doch am wesentlichen Sinn der Parabel nichts). Wer im Geringfügigen und Vergänglichen treu ist, der hat die Fähigkeit, über ein wahrhaftes und dauerhaftes Gut gesetzt zu werden; wer sich aber in der Verwaltung fremden Eigenthums untreu und damit auch unklug erwies, ist weder fähig noch mündig, über ein eigenes wahres und unvergäng-

liches Besitzthum gesetzt zu werden. So ist das irdische Leben eine Schule der Erziehung für das ewige Leben. Aber niemand bilde sich ein, zweien Herren dienen zu können, d. h. das ihm anvertraute geistige und leibliche Gut nach Gottes Willen zu verwalten und zugleich dasselbe wie ein Eigenthum nach eigenen Lüsten zu verwenden; diese beiden Richtungen und Handlungsweisen schliefsen einander absolut aus. So fasse ich den Zusammenhang von Vs. 1—13. auf.

VI. *Das Evangelium Johannis und die Gnostiker.* Hr. Schn. beginnt diesen Aufsatz also: „Es ist heutzutage zur allgemeinen Anerkennung gekommen (? vgl. dagegen z. B. Tholucks Kommentar 3. Ausg. §. 3.), dafs der Evangelist Johannes bei seiner Geschichtserzählung oder richtiger bei seiner geschichtlichen Deduktion der göttlichen Würde Jesu, auf die seiner Zeit im Allgemeinen und namentlich dem Orte seiner Wirksamkeit nicht abzusprechenden gnostischen Bestrebungen Rücksicht genommen habe u. s. w." Diese Rücksichtsnahme oder vielmehr „Absicht" des Johannes sucht er nun vornehmlich durch die „sonst unerklärliche" Auslassung von Thatsachen, welche die andern Evangelisten erzählen, zu erweisen. Ein besonderes Gewicht legt er hierbei auf die Auslassung der Verklärungsgeschichte, welche der Mifsdeutung ausgesetzt war, auch Christus sei wie Moses und Elias „ein in sinnlicher Scheinform auftretendes Wesen" und nicht ein wahrer Mensch gewesen. Joh. habe also diese Erzählung ausgelassen, um nicht dem Doketismus Nahrung zu geben, von dessen Bekämpfung sich nicht nur in den Briefen, sondern auch im Evang. einige Spuren fänden, nämlich 1, 14. 19, 34. 21, 10. Aber, möchte man fragen, meinte Joh. verhindern zu können, dafs diese Erzählung nicht auf anderem Wege seinen Lesern bekannt werde? oder, wenn er dies nicht verhindern konnte, meinte er durch sein Ignoriren dieses Faktums dasselbe in Schatten stellen und dem Glauben daran Abbruch thun zu können? Wäre es nicht weit ehrlicher und zugleich zur Erreichung der vorgeblichen Absicht klüger gewesen, das Faktum getreu zu referiren und durch die Bestimmtheit der Relation möglichen Mifsdeutungen zuvorzukommen? Dies nur im Vorbeigehen. — Ferner, meint Hr. Schn., könnte Joh. den Seelenkampf in Gethsemane ausgelassen haben, weil dort ein stärkender Engel vorkommt und somit Christus als den himmlischen Mächten nicht über-, sondern untergeordnet erscheinen konnte (vgl. jedoch Hebr. 2, 7—9.!), zumal in einer Zeit und in Gegenden, wo der Engeldienst im Schwang gewesen sei. Ueberhaupt bleibe es auffallend, wie sparsam und vorsichtig Joh. in seinem Evang. mit den Engeln umgehe. Ferner sei zu bemerken, dafs, während der Ausspruch im Kreuz Matth. 27, 46, welcher so mifsdeutet werden konnte, dafs der leidensunfähige Aeon, der Christum verlassen hatte, bei Joh. fehle, wogegen er 19, 26. 28. zwei bei den Andern fehlende Aussprüche Christi berichte, die gegen gnostische Irrthümer gerichtet sein könnten. Betreffend die Art endlich, wie Joh. die Begebenheit der Taufe erzählt, im Gegensatz von den andern Evangelisten, die das Herabkommen des Geistes als ein äufserlich objektives Faktum darstellen, während es bei Joh. nur als Erfahrung und Gesicht des Täufers erscheint, wirft Hr. Schn. folgende Frage auf: „Was *bewog* wohl den Evang. *zu dieser Wendung*? Offenbar die Vorsicht, durch die *direkte* (? getreue?) Erzählung des Faktums jenem Gnostisiren einen Anhalt zu geben, von welchem aus die weitere Folgerung, das Göttliche sei erst bei der Taufe auf Christum herabgekommen und habe ihn vor seinem Leiden wieder verlassen, hätte gezogen werden können". Hiermit schliefst unser Vf., und hätte vielleicht manchen Leser in einiger Verlegenheit gelassen, was er auf so viele Beweise Triftiges entgegnen wollte, hätte er nicht in einer Anmerkung vollends noch Folgendes hinzugefügt: „Wenn Joh. der einzige Evangelist wäre, welcher von der *Himmelfahrt Christi* schweigt, so liefse sich dies Schweigen am einfachsten auch in Zusammenhang bringen mit der besprochenen Auslassung ähnlicher höchst wichtiger Thatsachen, wie z. B. der Verklärungsgeschichte, und aus denselben Gründen erklären" — u. s. w. Konsequent also wäre es, auch die Himmelfahrtsgeschichte für absichtlich ausgelassen zu erklären. Wie konnte aber Joh. denken, dafs diese Geschichte unbekannt bleiben würde? und wozu sie verschweigen, nachdem er den auferstandenen Christus so reden liefs, wie 20, 17., und schon früher wie 6, 62. vgl. 3, 13? Stimmt nicht alles weit besser zusammen, wenn wir die Himmelfahrt als ein zwar nicht sinnlich wahrnehmbares Faktum, aber als ein Bild des Aufgehobenwerdens zum Vater begreifen, welches sich in der Tradition durch verschiedene Momente hindurchgehend allmälig bis zu der ausgemahlten Erzählung in der Apg. erweiterte? Von der umgekehrten Voraussetzung ausgehend begreifen wir weder bei Matth. noch bei Joh. die Weglassung, weil die *bewufstermafsen* letzte Stunde des Zusammenseins der Jünger mit dem Herrn und seine darauf erfolgte sichtbare Erlösung in den Himmel einen so tiefen Eindruck bei den Jüngern hätte hinterlassen müssen, dafs sich das Andenken an diesen faktischen Schlufs der Geschichte Jesu gewifs in allen aus apostolischer Quelle fliefsenden Erzählungen erhalten hätte. An diesem Beispiele zeigt sich nun deutlich, wie schwach begründet die Hypothese der Weglassungen überhaupt sei. Wollen wir irgendwo einen festen Fufs fassen, so müssen wir von der Authentie des Ev. Joh., falls diese einmal für uns feststeht, ausgehen, und dann kann doch wohl dasselbe,

welches allein von einem unmittelbaren Augenzeugen herrührt, nicht mehr einer Kritik durch den Inhalt der drei andern Ev. unterworfen werden, deren Relationen alle mehr oder minder die Spuren der verwischenden Tradition an sich tragen. Wenn wir nun in diesen von Begebenheiten lesen, welche die Aufmerksamkeit der sinnlichen Menge, die sie sah oder davon hörte, besonders an sich zogen, so dürften wohl leicht andere triftigere Gründe, warum Joh. dergleichen weniger erzählt, gefunden werden, als die Besorgnifs gnostischer Mifsdeutungen. Der umgekehrte Gang der Kritik ist bei Hrn. Schn. um so auffallender, als er selbst dem Ev. Matthäi den apostolischen Ursprung abspricht und auch sonst diese und jene Erzählung aus einer „unwillkürlichen Poesie der Tradition" erklärt. Ref. konnte nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie leicht ein solches Herausbringenwollen von Zwecken, die sich die Evangelisten vorgesetzt, auf Irrwege führt; denn ein solches Nachforschen bleibt nicht dabei stehen zu fragen, warum hat dieser erzählt, was jener wegliefs, und umgekehrt? sondern man will auch wissen, warum hat er es so und nicht anders erzählt? und wenn man dann hierbei allerlei Kunstgriffe und *Wendungen* zu entdecken meint, wie (nach Hrn. Schn.) Johannes z. B. der Geschichte der Taufe gegeben haben soll, so ist schwer zu sagen, wie die nach bestem Wissen und Gewissen unbefangene *Ehrlichkeit* und Glaubwürdigkeit der Evangelisten damit zusammen bestehen kann. Allein es ist eben eine auf modernem Grund und Boden erwachsene Tendenz, besonders den historischen Schriftstellern des N. T. den Zweck beizumessen, dafs sie gewisse Vorstellungen verbreiten und andern entgegenarbeiten wollten, — wobei der Einflufs, den damals Schriften auf das Volk haben konnten, überschätzt und der Unterschied der Zeiten übersehen wird.

VII. *Die Pharisäer, Religionsphilosophen? oder Ascetiker?* Die Antwort erfolgt am Schlusse noch befriedigender, als man nach der abstrakten Fragestellung erwarten sollte. „Nur wie man etwa von einer Theologie der Franciskaner und Jesuiten im Unterschied von der kath. Theologie sprechen kann, darf man auch die Pharisäischen Lehrmeinungen von den allgemein Jüdischen unterscheiden. Das Unterscheidende besteht nur in einzelnen Uebertreibungen. (?) Die Pharisäer sind die *par excellence* rechtgläubigen Juden; die Sadducäer sind dagegen rationalistische Heterodoxen, die Essäer Mystiker". Doch ist diese Fassung des Unterschiedes immer noch etwas einseitig, indem dadurch der politische Gegensatz, indem die Pharisäer die Repräsentanten des hierarchischen Princips waren, noch nicht begriffen wird.

VII. *Die Pfingstbegebenheiten.* Ein anziehender und geistreicher Aufsatz! Zuvörderst unterscheidet Hr. Schn. mit Recht die Vorstellung, die der Erzähler von dem Faktum hat und geben will, von der Deutung desselben, oder das rein Geschichtliche von dem Poetisch-symbolischen in der Erzählung. Der unbefangene Ausleger wird folgenden Sinn in der Relation finden: Juden, die aus allen Weltgegenden herkommend und verschiedene Muttersprachen redend in Jerusalem am Pfingstfeste zugegen waren, hören, wie die Apostel in eben diesen Sprachen reden, und entsetzen sich darüber, da doch die Apostel lauter Galiläer wären. Nun fragt er sich: Läfst sich das Faktum als wunderbares irgendwie annehmbar machen? *oder* läfst sich auf eine probable Weise erklären, wie eine ursprüngliche Begebenheit durch die unwillkürliche Poesie der Tradition in die vorliegende Form umgestaltet worden sei? Behufs der zweiten Art der Erklärung weist Hr. Schn. auf folgendes hin: 1) Das ekstatische (?) Reden in den ersten christl. Gemeinden ward als Gabe des h. G. verehrt; wievielmehr müssen die Apostel diese Gabe besessen haben; waren sie doch mit Feuer und Geist getauft! 2) Menschen aus allen Ländern waren gläubig geworden und in allen Zungen hörte man das Heil verkündigen. 3) Der Eine Glaube löste die Fesseln der Sprache; wie in Babel Zerstreuung durch gottgewirkte Sprachentrennung, so im Christenthum Zusammenführung durch gottgewirkte Spracheneinigung. 4) Pfingsten war den Juden das Fest des Gesetzes, welches der redende Gott unter Feuerflammen durch Moses ertheilt hatte; so ward jetzt Pfingsten das Fest der neuen Gesetzgebung, als der verheifsene Geist durch den Mund seiner Organe, die er unter Flammenzucken ergriffen hatte, das Gesetz des Lebens aussprach, um die Zerstreuten und Getrennten zu sammeln. 5) Schon im A. T. hatte der Geist verheifsen, in andern Zungen reden zu wollen Jes. 28, 11. 1 Kor. 14, 21. Mit Feuerzungen rüstete er nun seine Organe aus Jes. 6, 7. Apg. 2, 4. Dies ward nun auch zu einem Reden *in* andern Zungen, in den Zungen aller derer, welchen das Heil vom Geiste verkündigt wurde. — Wem aber diese Entstehung der poetisch-mythischen Ausschmückung durch solche symbolische und antitypische Vorstellungen nicht genügt, sondern das Wunderbare des Faktums festhalten will, den verweist Hr. Schn. in Betreff des χάρισμα γλωσσῶν auf die wenn auch schwächeren, doch sehr verwandten Analoga des animalischen Magnetismus und Somnambulismus. Aber giebt es da sichtbare *feurige* Zungen?!

IX. *Mildere Ansicht mehrerer Juden vom neuentstandenen Christenthum.* Vorzüglich mit Rücksicht auf Apg. 5, 26. 38. 39. 23, 9. — X. *Die natürliche Theologie des Paulus und ihre Quellen.* Hr. Schn. versteht darunter dasjenige Wissen von Gott, welches der Apostel den aufserhalb der Alttestamentischen Oekonomie Lebenden, den Heiden, zuschreibt, und jedem Menschen als solchem von Gott geoffenbart ist. Es werden hierfür die Stellen Apg. 14, 15—17. 17, 23 ff. und besonders Röm. 1, 19 ff. erörtert, ihr philosophischer Gehalt entwickelt und mit dem Systeme Philo's verglichen. Diese Abhandlung zeugt von spekulativem Talent und grofser Belesenheit. — XI. *Bemerkungen über Röm. VIII*, 18 ff. Das „Seufzen der Kreatur" wird von einer Sehnsucht der Natur nach ihrer Verklärung gedeutet, in Uebereinstimmung mit meinem Paul. Lehrgebr. 4. Aufl. S. 399 u. f. — *XII. Uebersetzung und Erklärung von* 2 Kor. 5, 1—5. Der 3. Vs., in welchem die Hauptschwierigkeit liegt, wird so erklärt: „Nämlich auch entkleidet der jetzigen Hülle, werden wir nicht blofs, sondern wieder mit einer andern bekleidet sein". Allein schon weil hierbei die

vulgäre Lesart *εἴγε καὶ ἐκδυσάμενοι* statt der ältesten, von Lachmann recipirten *εἴπερ καὶ ἐνδυσάμενοι* vorausgesetzt wird, kann Ref. einstweilen die in s. Paul. Lehrbegr. 4. Aufl. S. 390 u. ff. vorgetragene Auslegung noch nicht aufgeben. — XIII. *Aphorismen über den Brief an die Epheser.* Zweierlei ist es vornehmlich, worauf die Zweifel an der Authentie dieses Briefes sich gründen, 1) der allgemeine, aller individuellen Beziehungen entbehrende Charakter der gegen die Bestimmung des Briefes für eine Gemeinde, die mit Paulus in dem engsten Verhältniss gestanden hatte, 2) das Verhältniſs des Briefes zu dem an die Kolosser und die Schwierigkeit, die Verwandtschaft der Ideen und des Vortrags zu erklären. Hr. Schn. nimmt, wie alle die Ausleger, die besonders das Gewicht des ersten Punktes fühlen, eine encyklische Bestimmung desselben an; erst später habe ihn die Gemeinde zu Ephesus sich vindicirt, um auch ein besonderes, an sie gerichtetes Schreiben des Apostels aufweisen zu können. *Ἐν Ἐφέσῳ* 1, 1. hält er für unrecht und *τοῖς ἁγίοις τοῖς οὖσιν* erklärt er: „den Heiligen, die es in der That sind". Ist das wahrscheinlich, schon nach Vergleichung von 1, 1. in 1 Kor. 2 Kor. Philipp., Kol. 1, 2. u. Röm. 1, 7? Was den zweiten Punkt betrifft, so schien De Wette'n der Epheserbrief eine wortreiche Exposition des Kolosserbr. zu sein, während Hr. Schn. umgekehrt den letztern für einen kürzern Auszug des erstern hält mit schon bestimmterer praktischer Anwendung. „Im Begriffe, an die Kolosser zu schreiben, nahm P. vielleicht jenen ersten Brief zur Hand, und unwillkürlich gingen auch gleichgültige und zufällige (!) Reminiscenzen von Wendungen und Ausdrücken in den neuen über" Allein es kommt dem Ref. wenigstens gar nicht psychologisch vor, den speciellen Brief aus dem allgemeinen hervorgehen zu lassen, sondern wenn P. beide Briefe geschrieben hat, so muſs durch das Specielle, was er den Kolossern zu sagen hatte, die allgemeine Richtung der Gedanken in ihm hervorgerufen worden sein, welche sich dann im Epheserbriefe ausprägte. — XIV. *Nachtrag über die Kolossischen Verführer.* Was Hr. Schn. schon in einer frühern Schrift darzuthun gesucht hatte, daſs jene Irrlehrer Jüdische Proselytenmacher gewesen, wird hier neuerdings sehr wahrscheinlich gemacht. Doch dürfte sich kaum genügend erweisen lassen, daſs dieselben geradezu auſserhalb des Christenthums und in innerlicher Opposition gegen dasselbe gestanden haben. — XV. *Der Brief an die Hebräer und der an die Laodicener.* Es wird nachgewiesen, daſs der Br. an die Hebräer seinem Inhalte nach für die Laodicener bestimmt sein *konnte;* aber die Identität ist doch zu bezweifeln, weil er vor dem an die Kolosser abgefaſst sein müſste, und, setzt Ref. hinzu, die Empfehlung eines entschieden nicht-Paulinischen Briefes durch Paulus, wenn auch nicht unmöglich, doch wenigstens höchst unwahrscheinlich ist. — XVI. *Ueber die Abfassungszeit der Briefe an die Thessalonicher.* Hr. Schn. beweist mit Recht gegen Schrader, der eine spätere Abfassungszeit annimmt, daſs kein Grund vorhanden sei, von der hergebrachten Ansicht abzugehen, daſs beide Briefe nach der ersten Reise des P. durch Makedonien, wahrscheinlich zu Korinth, geschrieben worden seien. — XVII. *Anfrage über* 1 *Tim.* 1, 3. Zur Hebung der historischen Schwierigkeit schlägt Hr. Schn. folgende scharfsinnige Emendation vor, *προςμείνας* statt *πρόςμεῖναι* zu lesen, und dann entweder *πορευόμενος* mit *ἵνα παραγγείλῃς* zu verbinden, oder es in *πορευόμενον* zu verändern und mit *σὲ* zu konstruiren. Aber sollte dann nicht eher *προςμένων* stehen? Jedenfalls würde es auch bei der Wahrscheinlichkeit dieser Konjektur um die Authentie dieses Briefes nicht besser stehen. — XVII. *Die zwei schwierigsten Stellen des N. T.* 1) Gal. 3, 20. Ref. hat schon in seinem Kommentar S. 240. die hier vorgetragene Auslegung geprüft und nicht haltbar gefunden. 2) Jak. 4, 5. „eifersüchtig liebt der Geist, der in uns seine Wohnung genommen hat; er will nicht nur das halbe Herz, daſs wir halb an der Welt hangen und in ihr stolziren". Eine sehr beachtenswerthe Erklärung. — XVIII. *Ueber den theologischen Charakter und die Abfassungszeit des Briefes Jakobi.* Das Resultat der Erörterung ist, daſs sehr wahrscheinlich Jakobus Alphäi Sohn Verf. dieses Briefes ist, und daſs derselbe das älteste Denkmal der christlichen Schriftstellerei ist, weil darin von einem Zwiespalt zwischen Juden- und Heidenchristen noch nichts vorkommt, ja daſs er sogar über das sogenannte Apostelkoncil 1 Apg. 15. hinaufreiche, da sonst Jakobus nicht mehr so geradezu auf das Gesetz hätte provociren und das Christenthum gleichsam mit ihm identificiren können (?). Unter den Gründen, warum der Brief ungeachtet seines apostolischen Ursprungs doch nicht gleich anfangs in dem Kanon seinen Platz fand und überhaupt weniger leicht aufkommen konnte, führt Hr. Schn. auch den an, daſs „die oberflächliche Ansicht einen Widerspruch mit Paulinischer Lehre und eine Begünstigung des Gesetzwesens darin finden konnte". Zu dieser oberflächlichen Ansicht, daſs der Brief Jakobi eine Polemik gegen die (freilich einseitig aufgefaſste) Paulinische Doktrin enthalte, muſs sich auch Ref. bekennen, wenn er auch im Uebrigen die Muthmaſsungen des Hrn. Schn. nicht unwahrscheinlich findet. — XIX. *Scholien zum Briefe des Judas.* — *XX. Aphorismen über den Antichrist.* Apok. 13, 5—8. 2 Thess. 2, 34. Aus einer Vergleichung der hauptsächlichsten Prädikate des Antichrist mit einigen Stellen des Philo geht hervor, daſs die Selbstvergötterungssucht Caligula's, welcher auch von den Juden im Bilde verehrt sein wollte, sehr wohl die Auffrischung der Ideen Daniels und Ezechiels von einem widergottischen Herrscher veranlaſst haben konnte. — Gern spricht Ref. am Schlusse dieser Anzeige seine Achtung vor dem tüchtigen Forschungsgeiste und der nicht sehr gewöhnlichen Belesenheit des Verfs. aus.

Usteri.

№ 56.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
März 1833.

XLI.

Das System der Medicin im Umrisse dargestellt und vorzüglich seinen Zuhörern gewidmet. Von Fr. A. B. Puchelt (Prof. der Med. u. Direktor des med. Klinikums an der Universität zu Heidelberg). Theil I., die allgemeine Gesundheits-, Krankheits- und Heilungslehre enthaltend. Heidelb. 1826. *XXVIII.* 567. *Theil II., die besondre Krankheits- und Heilungslehre enthaltend: Band I.* 1827. *X.* 729. *Bd. II.* 1829. *VI.* 800. *Bd. III.* 1831. *VIII.* 818. *Bd. IV. (Litteratur und Register enthaltend).* 1832. 252.

Der würdige Verf. dieser Schrift spricht in der Vorrede den Wunsch aus, dafs einer seiner frühern Schüler eine Beurtheilung dieses Werkes geben wolle. Während der Hr. Vf. in Leipzig lebte, war ich eine Zeitlang sein aufmerksamer Zuhörer und habe dankbar einen nicht geringen Theil meiner ärztlichen Bildung aus seinen lehrreichen Vorträgen geschöpft. Schon damals sprach sich seine, seitdem vielfach geprüfte Grundansicht dahin aus: dafs das Eigenwesen der konkreten Krankheit durch Beziehung auf einzelne Organe zu begründen sei. Sehr wahr bemerkt der Hr. Vf.: „dafs die Lokalisation der Krankheit die der neueren Zeit eigenthümliche Richtung in der Wissenschaft der Medicin zu sein scheine. Nur verfalle man nicht selten wieder in den Fehler, dafs man, die zum Theil hohlen nichtssagenden Phrasen der ältern Pathologie von sich weisend, irgend einer einzelnen Krankheit ein gar zu grofses Feld einräume. Man verfiel dadurch eigentlich wieder in denselben Fehler, den man verlassen zu wollen schien, d. h. man generalisirte auf eine ungeeignete, natur-, vernunft- und erfahrungswidrige Weise, nur auf eine andere und noch dazu viel gröbere Art, als vorher". Der wahre Grund dieses Uebelstandes dürfte hauptsächlich in dem Mangel an gehöriger Kenntnifs des naturgetreuen, nicht phraseologischen Theiles der alten Pathologie enthalten sein; denn wo diese fehlt, wird leicht jede von einem geistreichen Beobachter durchgeführte Monographie so imponirend wirken, dafs die aus derselben gewonnenen Eindrücke sich fast ausschliefsend in den Vordergrund drängen. In dem wissenschaftlichen Leben manches Arztes, der einer hohen Selbstständigkeit sich rühmt, würde man, je nachdem durchgreifende Arbeiten der genannten Art am litterarischen Horizonte nach einander sichtbar geworden sind, eine bunte Reihe der verschiedensten Phasen unterscheiden können. — Der Vf. hat dieses Werk zunächst als Leitfaden zu seinen Vorlesungen niedergeschrieben; er entscheidet sich einzig und allein für den lebendigen freien Vortrag und nennt es Pflicht eines jeden akademischen Lehrers, diese Fertigkeit sich anzueignen; denn es müsse Verwunderung erregen, wenn man von akademischen Lehrern hört, welche die Zeit der Vorträge mit Vorlesen ihrer Hefte, oder eines Handbuches, oder mit ausführlichen Diktaten vergeuden. Dieser Ansicht werden gewifs die Meisten aus voller Seele beistimmen; aber bei einiger Universitätspraxis findet man das Diktiren, hin und wieder, leider so zur Tagesordnung geworden, dafs der Docent nur zu seinem Nachtheile dem Schlendrian sich entziehen kann. — Hinsichtlich der Vertheilung der vorzutragenden Gegenstände war es die Absicht des Hrn. Verfs., dem ersten Gesetze alles Unterrichts Folge zu leisten, nämlich von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten überzugehen.

Der *I. Theil* beginnt mit einer Einleitung, in welcher eine kurze Uebersicht der Encyklopädie, Methodologie und Geschichte der Medicin gegeben, und die wichtigsten medicinisch-litterarischen Werke genannt werden (S. 1—44.). Als ein Vortheil wird betrachtet, wenn der Arzt aus dem Mittelstande herstammt, wo

die Bildung einheimisch ist, und wenn derselbe überdies (um unabhängiger zu sein) einiges Vermögen besitzt. Zu solchen Desideraten würde man freilich auch Gevatterschaften und Protektionen rechnen müssen, die anerkannt wenigstens eben so viel als die trefflichsten Talente gelten. — Wir gehen jetzt zur Sache selbst über:

Erstes Buch. Leben, Gesundheit, Krankheit, Heilung (Th. I. S. 45—135.). Der Ideengang ist folgender: Am menschlichen Organismus äufsert sich das Leben auf mechanische, chemische und dynamische Weise in und an den Organen, thierischen Flüssigkeiten und Funktionen (§. 107.). Die Krankheit ist derjenige Zustand des individuellen Lebens, in welchem dasselbe unvollkommener und beschränkter sich äufsert, als in dem Zustande der Gesundheit, in welchem der Organismus gestört und Mifsverhältnifs zwischen den einzelnen Funktionen, Organen und organischen Flüssigkeiten erzeugt wird (§. 147.). Jede besondere und einzelne Krankheit ist *als ein selbstständiges Individuum* anzusehen, welches auf dem Organismus wuchert, sich in denselben hineinbildet, ihn stört, oftmals zerstört (§. 175). — Den letzten Satz, nach welchem die Krankheit als ein parasitischer Lebensprocefs betrachtet werden müfste, können wir in dieser Allgemeinheit nicht anerkennen; auch steht derselbe mit sehr bestimmten Aeufserungen des Vfs. im Widerspruch: Ihm ist nämlich die Krankheit *ein besonderer Zustand des individuellen Lebens*, daher auch die Attribute *desselben* sich *an ihr* nachweisen lassen müssen (§. 136.). Eben so ist ihm Heilung ein besonderer Zustand des individuellen Lebens, weshalb derselben ebenfalls die Attribute des Lebens zukommen müssen (§. 244.). Aus diesem Grunde werden beide (Krankheit und Heilung) Eigenschaften und besondere Modifikationen des Organismus genannt (§. 251.). Aber die Heilung, als der Uebergang von Krankheit zur Gesundheit, mufs ein unvollkommnerer Zustand des Lebens, als die Gesundheit, aber ein vollkommnerer, als die Krankheit sein (§. 245.). Man sieht leicht ein, dafs durch diese Sätze jene oben angenommene Selbstständigkeit der Krankheit auf das vollständigste wieder aufgehoben wird.

Zweites Buch. Erscheinungen der Gesundheit und Krankheit an den einzelnen Funktionen, Organen und organischen Flüssigkeiten (S. 136—247.). Bei der nothwendigen generellen Haltung konnte dieser Abschnitt, und in gewissem Sinne dieser ganze erste Theil, wenig Neues und Eigenthümliches darbieten. Es ist das gemeinsame Schicksal auch unserer besten und vorzüglichsten Kompendien über allgemeine Therapie (zu denen wir unbedingt den vorliegenden Band zählen.). Der Natur der Sache nach mufs alle Spekulation verbannt werden. Dafür sind die allgemeinen Sätze, welche die sublimirte Empirie der *Medicina domestica* enthalten, dem gesunden Menschenverstande so überaus einleuchtend, dafs der gänzliche Mangel an Schwierigkeiten, welche zum Nachdenken auffordern könnten, leicht ermüdend wird; denn das Mitgetheilte mufs, nicht allein dem ärztlichen, sondern dem Leser jedes Standes, als ein längst Bekanntes entgegentreten. — Ueberraschend ist es, dafs der Verf. zur Gattung „*Pustula*" vier Arten zählt, nämlich: *Phlyzacium*, *Psydracium*, *Achor* und *Favus* (§. 440.); wenigstens scheint hier, wenn man auch von dem inneren zelligen Baue absehen wollte, eine andere Eigenschaft der Pustel (*pus tulit*) übersehen werden zu sein. Ein niedrigerer Grad des Schwindels ist dem Verf. die Empfindung, nach welcher der Kopf sich auszudehnen und an Umfang zuzunehmen scheint (§. 519.). Wenn behauptet wird, „jede einzelne Seelenthätigkeit, die Vernunft ausgenommen, könne von Krankheit ergriffen werden (§. 554.);" so hätte wohl der Grund hinzugefügt werden können: weil nämlich die Vernunft als die gemeinsame Wurzel und Quelle jeder sogenannten besonderen Seelenthätigkeit betrachtet werden mufs, und in dieser Dignität auch bei Geisteskranken sich völlig unverändert bewährt. Eben darum sind auch die einzelnen Seelenvermögen nur krank, in wiefern dieselben eine scheinbare Selbstständigkeit besitzen; aber sie hören auf krank zu sein, sobald man, abgesehen von jeder besonderen Relation, ihre unwandelbaren Grundbeziehungen zur Vernunft in's Auge fafst. Allerdings vermag in diesem Sinne der Lebensprocefs, ganz allgemein gedacht, eben so wenig zu erkranken. Aber das Leben besitzt der menschliche Organismus lediglich als etwas Konkretes, wogegen die Seele ihrer Individualität nur als eines Absoluten sich bewufst wird.

Drittes Buch. Bedingungen der Gesundheit und ursächliche Momente der Krankheit (S. 248—399.). Das Temperament besteht in dem Vorherrschen einer der vier Grundfunktionen der Produktion, Reproduktion, Irritabilität oder Sensibilität (§. 616.). Die Konstitution besteht in dem Vorherrschen eines allgemein verbreiteten Systems, und zwar des lymphatischen, venösen, ar-

teriellen Gefäfs- oder des gangliösen, Medullar- und Cerebral-Nervensystems (§. 626.). Die Ansichten des berühmten Verfs. über diesen Gegenstand sind als lichtvoll und äufserst lehrreich bekannt. Aber immer drängt sich die Frage wieder auf: Warum es mehr Konstitutionen als Temperamente geben könne, indem das Vorherrschen *einer* Grundfunktion, das Vorherrschen *eines* allgemein verbreiteten Systems doch wohl zunächst voraussetzt? Mehr als vier Temperamente lassen sich in der That durch die Erfahrung nachweisen (zumal da das Wirkungsvermögen, die ausdauernde Energie, durch keine der hier genannten Grundfunktionen ausgedrückt wird). Man sucht sich dadurch zu helfen, dafs man das gleichzeitige Vorherrschen zweier Grundfunktionen annimmt, giebt aber zu neuen Schwierigkeiten Veranlassung. Bei der alten Tetralogie der Temperamente fallen mir immer die Worte ein, welche Burserius gegen Galen's Eintheilung der intermittirenden Fieber gerichtet hat: *Ficititias fortasse habuit sextanas, septanas etc., quod nullus ei humor superesset, cujus putredini earum originem tribueret.*

Viertes Buch. Ursächliche Momente der Heilung; willkürliche, technische Anwendung derselben; Kurmethoden (S. 400—523.). Auch die Heilmittel, bemerkt der Hr. Verf., wirken auf mechanische, chemische und dynamische Weise auf den Organismus. Demgemäfs zerfallen die Kurmethoden in mechanische, chemische und dynamische. Die vorwaltend mechanische Kurmethode ist die chirurgische, vorwaltend chemisch-dynamisch verhält sich die Diät, dynamisch-chemisch wirken die andern Kurmethoden, in welchen die sogenannten innern Heilmittel oder die Arzneimittel angewendet werden (§. 908.). Diese letzteren werden nach ihren speciellen Beziehungen auf Sensibilität, Irritabilität und Reproduktion gewürdigt. Als allgemeinste dynamische Kurmethode wird der thierische Magnetismus dargestellt; die Gesundheit des magnetisirenden Individuums soll sich auf kranke Individuen auf ähnliche Weise verbreiten, wie im entgegengesetzten Verhältnisse sich in der Ansteckung die Krankheit von dem Kranken auf den Gesunden verbreitet (§. 947.). Die Analogie ist nicht ganz richtig; denn der Magnetismus ist frei, thätig und wirksam, der Magnetisirte empfangend, aber keinesweges im Gegensatze zum Magnetiseur leidend; dagegen ist der Kranke im Gegensatze zu jedem Gesunden leidend, wogegen der Gesunde frei, thätig erscheint, aber in Beziehung auf Ansteckung nicht als gegenwirkend gedacht werden kann. Einer solchen Uebertragung der Gesundheit widerspricht übrigens der Vf. an einem andern Orte selbst, indem er sagt: Da die Gesundheit dem Individuum als solchem angehört, jedes Individuum aber von dem andern verschieden ist; so mufs auch die Gesundheit jedes einzelnen Menschen eine besondere sein (§. 124.). Sehr einleuchtend ist, was der Verf. über die Nothwendigkeit der *Methodus metasyncritica* sagt (von *Cölius Aurelianus* durch *„recorporatio"* übersetzt): So wie man durch den organischen Magnetismus auf die allgemeinsten dynamischen Verhältnisse zum Behufe der Heilung wirkt, so besteht die metasynkritische Kurmethode darin, dafs man die allgemeinsten materiellen Verhältnisse des Organismus, in der Absicht, die Heilung zu befördern, umändert (§. 953.). Wissenschaftlich begründet erscheint diese Kurmethode nur dadurch, dafs man die allgemeine Abweichung der materiellen Verhältnisse erkannt hat. Hier kann sie daher mit Sicherheit auch nur dadurch in Anwendung gezogen werden, dafs alle Lebensverhältnisse des Kranken geändert werden, dafs er sich z. B. in ein anderes Klima begiebt, Reisen macht, die gewöhnlichen Geschäfte verläfst und eine von der frühern ganz verschiedene Diät in Hinsicht auf den Genufs von Speisen und Getränken einschlägt oder sich selbst der Hungerkur unterwirft (§. 955.).

Fünftes Buch. Ausgewählte medicinische Bibliothek (S. 524—567.). Sie enthält, in 722 Nummern, die Litteratur zu diesem Bande.

Der *I. Band* des *II. Theiles* beginnt mit einer kurzen *Einleitung zur besondern Krankheits- und Heilungslehre.* Dem Hrn. Verf. genügte keines der bisher beachteten Eintheilungsprincipe der Krankheiten (*Methodus temporaria, anatomica, aetiologica, therapeutica*); daher entschied er sich für eine physiologisch-anatomische Eintheilungsmethode, indem nur sie gestatte, diejenigen Krankheiten an einander zu reihen, welche sowohl durch die Aehnlichkeit ihrer wesentlichen Symptome, als auch durch ähnlichen Sitz und Wesen sich auszeichnen oder in genetischer Hinsicht zusammengehören (§. 9.). Im folgenden § heifst es: Durch Abstraktion von dem, was man in vielen und selbst sehr verschiedenartigen Krankheiten beobachtet, hat man allgemeinere Begriffe gewisser Krankheitszustände gebildet, welche in technischer und wissenschaftlicher Hinsicht

um so mehr zu würdigen sind, je weniger man hoffen kann, das Reich des Konkreten zu erschöpfen; da jedoch diese generellen Krankheitszustände unter den konkreten eine angemessene Stelle nicht finden können, sondern vielmehr zum Verständnifs derselben als bekannt vorausgesetzt werden müssen, so sind die ersten auch in diesem speciellen Theile zuerst abgehandelt worden. —

Erstes Buch. Demgemäfs werden *die generellen Krankheiten der Sensibilität*, *Irritabilität und Reproduktion* nach einander vorgetragen (S. 11—227.). Die Irritabilität wird freilich in einem eigenen Sinne genommen und nur auf das Blut und das Gefäfssystem bezogen (weshalb Fieber, Kongestion, Entzündung, derselben vindicirt werden). Verwunderung könnte es erregen, dafs der Krampf den generellen Krankheiten der Sensibilität beigezählt worden ist, da doch als Irritabilitätskrankheiten solche bezeichnet werden, welche in krankhaften Bewegungen bestehen (§. 81.). Ueberdies wird bemerkt, dafs der Zustand einer *in modo* abgeänderten Sensibilität (*Paraesthesia*) bisweilen vorkomme, ohne dafs man offenbare Erscheinungen des Erothismus oder Torpor bemerkt, und dafs derselbe vielleicht derjenige sei, den man als das Ursprüngliche im Erkranken der Sensibilität anzusehen hat, weil die Erscheinungen der Erhöhung und Verminderung der letztern auch im relativ gesunden Zustande oft vorkommen (§. 15.). Die Krankheiten des Blutes und der Blutbereitung, selbst die Vollblütigkeit und die phlogistische Beschaffenheit des Blutes, werden als generelle Krankheiten der Reproduktion mit dargestellt; können aber doch nur gewaltsam von den als Krankheiten der Irritabilität bezeichneten Affektionen getrennt werden. Wiederum sind sowohl die letzteren, als auch die qualitativen Veränderungen des Blutes oft allein die Ursachen von Schmerzen, Krämpfen und selbst von Lähmungen, den generellen Krankheiten der Sensibilität des Verfs. Im Fieber, dessen wesentlichste und konstanteste Symptome: kurzer Frost, längere Zeit dauernde Hitze, schneller gereizter Puls und auffallendes Krankheitsgefühl genannt werden, leiden Sensibilität und Reproduktion wenigstens eben so sehr, als die Irritabilität. Zwar meint der Vf., dafs das Dasein im strengsten Sinne von ursprünglichen Irritabilitätskrankheiten zu bezweifeln sei, denn die Ursachen, welche hier Krankheit veranlassen, können nur durch die Nerventhätigkeit oder auf dem Wege der Reproduktion die Irritabilität und ihre Organe erreichen, sie wirken nicht unmittelbar und zunächst auf dieselbe ein. Ja manche Krankheiten der Bewegung hängen konstant von der Sensibilität ab, wie z. B. die Krämpfe. Daher seien nur diejenigen zu den irritabeln Krankheiten zu rechnen, welche sowohl von sensibeln, als auch von reproduktiven Störungen abhängen (§. 82.). Aber mit gleichem Rechte kann man behaupten, dafs viele Krämpfe lediglich von der Irritabilität, von Hindernissen des Kreislaufes in wichtigen Organen, von der Ueberfüllung des Gehirnes oder Rückenmarkes mit Blut abhängen. Eben so wenig darf bezweifelt werden, dafs der Gastricismus (hier eine generelle Reproduktionskrankheit) rein sensibeln Ursprunges sein kann. — Es ist nicht zu übersehen, dafs bei einer so durchgreifenden Trennung der generellen von den konkreten Krankheitsformen in dem nämlichen Werke, zahllose Wiederholungen gar nicht zu vermeiden sind, indem manche Gegenstände (z. B. erhöhte Venosität, Blutmangel, wässerige Beschaffenheit des Blutes, Fettsucht, Schwindsucht u. s. w.) geradezu zweimal abgehandelt werden müssen. Dagegen mufs die Therapie solcher ganz abstrakter Krankheitsschemata (wie z. B. Fieber, Dyskrasie, Schmerz), ihrer vagen Allgemeinheit wegen, immer nur mangelhaft bleiben. Alle die genannten Schwierigkeiten, die in der Natur der Sache liegen, hat der Verf., mit grofsem Fleifse, minder fühlbar zu machen gesucht.

Zweites Buch. Krankheiten der sensibeln Verrichtungen und Organe (S. 228—729.). Die erste Abtheilung dieses Buches beschäftiget sich mit den Krankheiten des Hirns und seiner Umgebungen. Der Kopfschmerz eröffnet die Reihe der speciellen Krankheitsformen (§. 443.). Gewifs ist diese semiotisch-therapeutische Berücksichtigung eines einzelnen, nicht selten pathognomonisch werdenden Symptomes, im Sinne der älteren Aerzte, von unläugbarem praktischen Nutzen; namentlich in unserer Zeit, wo hin und wieder eine kecke, auf pathologische Anatomie einseitig gegründete Diagnostik einen wissenschaftlichen Dünkel anfacht, welcher, zum Nachtheile der Kranken und fast noch schlimmer, als die spekulativen Theorieen in der Medicin, eine bisweilen bis zum Armseligen dürftige Therapie zum Begleiter zu haben pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 57.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Das System der Medicin im Umrisse dargestellt und vorzüglich seinen Zuhörern gewidmet. Von Fr. A. B. Puchelt.

(Fortsetzung.)

Vielleicht, daſs dieses Kapitel zweckmäſsiger nach demjenigen seine Stelle gefunden haben würde, welche von der Hirnkongestion und von der Gehirnentzündung handeln? Sehr wahr wird bemerkt, daſs man den Blutschlagfluſs und die Hirnblutung mit Unrecht in neuern Zeiten für identische Krankheiten erklärt habe; denn nur bei reichlichem Blutergusse komme es zur Hirnlähmung (§. 471.). Indessen mangeln uns alle sicheren Kennzeichen der Hirnblutung, diese an und für sich genommen; daher hätte derselben füglich theils unter den Hirnkongestionen, theils im Kapitel vom Schlagflusse gedacht werden können. Nur auf letzteren bezieht sich der prognostische Satz, daſs es um so übler sei, je schneller das Uebel bei Gesunden ohne Vorboten eintritt. — Die Entzündung des Hirns und seiner Häute handelt der Verf. zusammen ab, weil beide wohl auch in der Natur gewöhnlich zusammen vorkommen, wenigstens distinktive Erscheinungen der einen oder der anderen noch nicht mit gehöriger Evidenz aufgestellt sind, und gewöhnlich die eigentliche Hirnentzündung von den Häuten ausgeht (§. 483.). Eine gesteigerte Anlage soll bei Kindern stattfinden, welche von skrofulösen Aeltern abstammen, an Kopfschweiſsen leiden, unruhig schlafen und sehr frühzeitig oder spät Zähne bekommen (§. 485.). In einer Familie, wo schon 3 Kinder, zwischen dem 3. und 6. Lebensjahre, Opfer des *Hydrocephalus acutus* geworden waren, sah ich ein viertes, welches allnächtlich sehr stark am Kopfe schwitzte, von jeder Anfechtung durch diese Krankheit verschont bleiben; ein fünftes, bei dem ebenfalls in den Nächten reichliche Transpiration am Kopfe stattfand, wurde, nach dem Ausbleiben dieser Sekretion, zu wiederholten Malen von akuten Kopfleiden bedroht, wo die Besserung jedesmal durch die Wiederherstellung des Kopfschweiſses sich ankündigte. Leider wird jeder Arzt dem verehrten Verf. beistimmen müssen, wenn derselbe nur diejenige Kur des akuten Wasserkopfes erfolgreich nennt, welche der beginnenden Krankheit und der zu dieser Zeit stattfindenden Hirnentzündung entgegengesetzt wird. Wenn aber die Ausschwitzung sich bildet, so muſs man in der Anwendung der gegen die Entzündung gerichteten Heilmittel um so beharrlicher und kräftiger fortfahren, je mehr darauf ankommt, die fernere Ergieſsung zu beschränken (§. 527. 528.). Die *Digitalis*, welche der Verf. in dieser Krankheit rühmt, kann ich nicht loben. Mehrmal habe ich, selbst von sehr kleinen Gaben dieses Mittels, bei akuten, mit Blutüberfüllung des Gehirns verbundenen Kinderkrankheiten, offenbare Steigerung des Grundübels beobachtet, und ich vermuthe fast, daſs manches Kind erst durch dieses *Narcoticum* in den tödtlichen Sopor versenkt worden ist. Unter den Vorboten des Schlagflusses pflegt der bisweilen vorkommende habituelle Stockschnupfen mit dem Gefühle von Wüstigkeit im Kopfe, öfteren Uebelkeiten und oft wiederkehrender Kälte der Extremitäten (§. 566.), leicht übersehen zu werden. — Zu viel Gewicht scheint der Hr. Vf. auf die gröſstentheils ganz unphysiologischen Eintheilungen von J. Frank zu legen. Eben so würden wir die vorzugsweise angeführten, sehr unphilologisch gebildeten Synonyme von Mason Good wegwünschen.

In der zweiten Abtheilung dieses Buches sind die Krankheiten des Rückenmarkes und seiner Umgebungen dargestellt worden. Die Rhachialgie hätte auch hier nach der Entzündung des Rückenmarkes abgehandelt werden können, indem die letztere diagnostisch um vieles sicherer ist. Der Verf. erinnert, daſs dieselbe mit der Rhachialgie, bisweilen auch mit der Entzündung des Pharynx, des *Mediastinum posticum*, des Zwerch-

felles, der Nieren, des Psoas und mit dem Rheumatismus der Rückenmuskeln verwechselt werden könne (§. 600.). — Die dritte Abtheilung ist den Krankheiten einzelner Nerven gewidmet. Bedingung der eigentlichen Neuralgie scheint dem Vf. zu sein, dafs der Nerf, in welchem sie ihren Sitz hat, Fäden zur äufsern Haut sendet (§. 630.). — Die Krankheiten der äufsern Sinne und der Sinnesorgane sind der Gegenstand der vierten Abtheilung. Unter den Krankheiten der Nase finden wir Nasenbluten, Schnupfen, Ozäna und Fehler des Geruches neben einander gestellt. Um konsequent zu sein, hätten auf gleiche Weise, neben den Gehirnkrankheiten, die Krankheiten der Kopfknochen und der Haare abgehandelt werden können. — Die fünfte Abtheilung handelt von den Krankheiten der Seele. Der Vf. sagt hier in einer Anmerkung (§. 798.): „Durch die Annahme, dafs die Seelenkrankheit ein bloſser Reflex einer Körperkrankheit sei, würde eigentlich die Existenz der erstern geleugnet werden, und erfahrungsmäſsig giebt es viele, bei denen körperliche Krankheiten als Ursachen nicht aufzuweisen sind. Eben so einseitig, dem Begriff der Krankheit und der Erfahrung entgegen, ist aber auch die Voraussetzung, dafs die Seelenkrankheit im strengsten Sinne bloſs der Seele angehöre. Gänzlich unangemessen scheint uns die Meinung zu sein, dafs sie eine ursprüngliche Veränderung der Vernunft sei; diese müssen wir vielmehr als unveränderliche, der Krankheit nicht zugängliche Gröſse betrachten, wenn nicht die höchsten Interessen des Menschen gefährdet werden sollen". Es erregt immer eine fremdartig widerstrebende Empfindung, wenn man, mitten in der Reihe der speciellen Krankheitsformen, auf einmal auf die Seelenkrankheiten stöſst, denen denn wieder ein ganzes Heer von somatischen Krankheiten sich anschlieſst. Bei der Betrachtung der sogenannten Seelenkrankheiten kommt so viel zur Sprache, und die Affektionen aller Organe und Systeme sind dabei so sehr zu berücksichtigen (man denke nur an so manche Herzkrankheiten und an die groſse Zahl von Abdominalkrankheiten, welche hier eine Rolle spielen können), dafs die ersten in der That nur am Schlusse der gesammten speciellen Pathologie ihre angemessene Stellung finden. Allerdings erhalten dieselben durch die Krankheiten des Nervensystems, namentlich durch die Krankheiten des Gehirnes vorzugsweise Aufschluſs. Deshalb sollten aber auch diese, als das Schwierigere und Zusammengesetztere, dem letzten Theile der speciellen Pathologie näher gerückt werden, so dafs sie, zugleich als Einleitung, dem letzten Abschnitte „von den Seelenstörungen" unmittelbar vorangehen würden. Ein körperliches Kranksein ist wohl in allen Fällen als anfachender Begleiter der Seelenstörung anzunehmen, obwohl dasselbe, wie selbst die Neurosen so vieler Organe, dem anatomischen Messer unerreichbar bleibt. Nur indem der Organismus aufhört, als nothwendige Beschränkung, und zugleich als angemessenes Erregungsmittel für die Entfaltung des Bewuſstseins zu wirken, kann eine psychische Krankheit gebildet werden. Wäre dieses nicht der Fall, so müſste der Grund der letzteren nothwendig in der Seele selbst enthalten sein. Dann aber würde eine ursprüngliche Veränderung der Vernunft anzunehmen sein, indem nur eine Entzweiung dieser absoluten Einheit jenes Miſsverhältniſs zwischen Verstand und Willen vermitteln könnte, welches in allen psychischen Krankheiten ohne Ausnahme sich offenbart. Ganz anders verhält sich die Sache, wenn man annimmt, dafs die aus dem Bewuſstsein abgeleiteten, in ihm wurzelnden Seelenvermögen, durch Verschiebung der ihnen angemessenen organischen Schranken, verhindert werden in der Weise das Bewuſstsein zu sollicitiren, dafs in diesem die dem menschlichen Standpunkte entsprechende, nothwendige Ausgleichung stattfinden kann. — Die sechste Abtheilung beschäftiget sich mit den Krankheiten des Schlafes. Man sieht nicht recht ein, wie diese Kategorie zu der vorigen paſst. An und für sich genommen kann ja der Schlaf kein Substrat der Krankheit sein, denn sonst müſste man auch von Krankheiten des wachen Zustandes sprechen können. Komatöse und soporöse Affektionen gehören eben so wenig zum Schlafe, als Agrypien zum wachen Zustande; Alpdrücken und Schlafwandeln sind so wenig auf den ersteren, als Delirien auf den letzteren zu beziehen. — In der siebenten Abtheilung werden die nervösen, besonders in den irritabeln und reproduktiven Verrichtungen sich äuſsernden Krankheiten vorgetragen (Hypochondrie, Hysterie, Zittern der Glieder, Veitstanz, Epilepsie, Tetanus, Starrsucht, Lähmung, Ohnmacht, Scheintod, Nervenschwindsucht). — Endlich finden Krankheiten mehrerer sensibeln Verrichtungen, mit Fieber und andern Gefäſsleiden verbunden, in der achten Abtheilung ihre Stelle. Vielleicht wird nicht Jeder die Zusammenstellung folgender Abnormitäten billigen: Trun-

kenheit, *Delirium tremens*, Vergiftungen, die sich besonders in der Nerventhätigkeit äufsern (namentlich Wurstvergiftung), Kriebelkrankheit, Wasserscheu und Nervenfieber. Ueber letzteres bemerkt der Verf., dafs das Wesen desselben weder in der Gefäfs- noch in der Nervenaffektion allein beruhen könne; sondern dafs beide, sowohl das Nerven- als auch das Gefäfssystem zugleich und in derselben Dignität von Krankheit ergriffen seien (§. 1191.). In einem eigenen Kapitel (von §. 1225. an) ist von dem ansteckenden Nervenfieber oder dem Typhus die Rede. Das Wesen desselben, vermuthet der Hr. Verf., mufs wahrscheinlich in einer gleichzeitigen oder urspünglichen Veränderung der Blutmischung gesucht werden. In meinem Handbuche der Klinik habe ich versucht, dieselbe Ansicht zur Würde einer unbestreitbaren Thatsache zu erheben. — Die Darstellung der Orientalischen Pest beschliefst diesen Band.

Drittes Buch. Krankheiten der irritabeln Verrichtungen und Organe (Th. II. Bd. II. S. 1—334.). Die Krankheiten des Gefäfssystems nehmen hier die erste Abtheilung ein. Wir können dem Verf. nicht beistimmen, wenn er behauptet, dafs in der akuten *Carditis* die *Digitalis* nicht eher passend zu sein scheine, als wenn Ergiefsung geschehen ist und Lähmung bevorsteht, wo sie dann aber meist nicht viel mehr nützt (§. 24.). Gewifs wird es rathsamer sein dieses Arzneimittel gar nicht mehr zu geben, wenn der Kranke der Agonie nahe gerückt ist. Aber in akuten Brustentzündungen mit hervorstechender Affektion des Herzens wird man, nach reichlichen Blutentziehungen, die *Digitalis*, mit Nitrum und *Aqua Laurocerasi*, selten ohne Erfolg geben. Der Hr. Verf. bemerkt übrigens selbst, dafs besonders im zweiten Stadium organischer Herzkrankheiten (wo also Lähmung noch nicht zu erwarten ist), die *Digitalis purpurea* im höchsten Grade wohlthätig und in mehrfacher Beziehung nützlich sich verhalte, und oft auf Monate erleichtere (§. 82.). Die empfohlenen örtlichen Blutentziehungen in der Gegend des Herzens (§. 79.) hätten genauer bestimmt werden können; denn beim sogenannten Rheumatismus des Herzens und in der *Neurosis cardiaca* haben dieselben leicht Verschlimmerung zur Folge. Gegen die Bestimmung der Brustbräune als einer nervösen Affektion des Herzens, liefsen sich manche Bedenken erheben. Der Verf. nimmt einen Krampf der Arterien an, der in Verbindung mit dem Blasebalggeräusch und dem Katzenschnurren vorkomme. „Wenn man das Geräusch eines Blasebalgs blofs in einer Arterie von mittlerem oder kleinem Umfange, in einer geringen Ausdehnung und aussetzend bemerkt, so verbindet es sich mit einer nervösen Aufregung, die oft sehr unbedeutend ist und mit einem beschleunigten Pulse. Dies beobachtet man bei jungen und floriden Hypochondristen, besonders in den Subklavien, seltener in den Karotiden, ferner selten in Fieberkrankheiten, öfter in Verbindung mit Herzkrankheiten, besonders nervösen Palpitationen (§. 133.)." Als Gefäfsleiden wird auch die Synocha oder das entzündliche Fieber beschrieben. Diesem schliefst die *Ephemera* sich an, welche doch schon Hufeland sehr bezeichnend als *Febris neutrius generis* charakterisirte. — In der zweiten Abtheilung finden wir die Krankheiten des Respirationssystems, an deren Spitze der Katarrh steht. Der Keuchhusten wird unter den nervösen Krankheiten des Respirationsorgans abgehandelt. Auch der Verf. glaubt sich überzeugt zu haben, dafs der Croup durch Ansteckung sich verbreiten könne (§. 208.). Auffallend ist es, dafs der Abscefs in den Lungen ein eigenes Kapitel erhält, da derselbe gründlich doch nur mit der Lungenentzündung und besonders mit der Tuberkelkrankheit abgehandelt werden kann. Eben so wenig motivirt erscheint mir die getrennte Darstellung der Tuberkeln in den Lungen und ihrer Behandlung (im 9.), und die der Lungensucht (im 11. Kapitel). Auf den Nutzen des Stethoscops wird überall aufmerksam gemacht, dagegen wird das Plessimeter nur sehr wenig berücksichtiget. — Die Krankheiten der Schilddrüse überläfst der Hr. Verf. der Chirurgie. Sie hätten aber wahrlich, so gut wie die Krankheiten des äufseren Ohres, in diesem Werke eine Stelle verdient. — Als dritte Abtheilung werden die Krankheiten der Ortsbewegung nur angedeutet, aber unter andere Rubriken verwiesen.

Viertes Buch. Krankheiten der reproduktiven Verrichtungen und Organe (Th. II. Bd. II. S. 335—800. Bd. III. S. 1—426.). Die erste Abtheilung, die Krankheiten des Verdauungssystems enthaltend, beginnt mit dem Kapitel von den Zahnschmerzen. Sehr richtig wird allgemeine Hautwassersucht als eine, zwar selten vorkommende Folgekrankheit der epidemischen Parotis genannt (§. 563.). Indem der bisweilen vermehrten Speichelabsonderung in der Hysterie gedacht wird (§. 569.), hätte billig auch der grofse Einflufs, den die Phantasie

auf diese Sekretion ausübt, mehr hervorgehoben werden müssen. Ich beobachtete ein merkwürdiges Beispiel der Art: Ein schwächliches Mädchen von etwa 26 Jahren war, wegen einiger hartnäckiger Drüsenanschwellungen, auf die roheste Weise einer Salivationskur unterworfen worden. Der tägliche Verlust des Speichels war ungeheuer; es dauerte beinahe ein Vierteljahr, bis es endlich gelang diese immer wiederkehrende profuse Absonderung zu bändigen. Das Mädchen verblieb aber in dem kläglichsten Zustande; die Katamenien waren gänzlich in Unordnung gebracht worden, die Kranke litt an chronischem Bronchialkatarrh, Leukorrhöe, *Neurosis cardiaca et gastrica*, und an hysterischen Krämpfen von seltener Intensität. Der Salivationskur gedachte sie mit Entsetzen. Als das Jahr bald umgelaufen war, wurde es zur fixen Idee bei ihr, daſs gerade am Jahrestage jener Marterkur der Speichelfluſs wieder zurückkehren werde. Alles Zureden und Beruhigen blieb umsonst. Nicht wenig war ich erstaunt, als in der That, an dem genannten Tage, ohne weitere Vorboten, ein reichlicher Speichelfluſs sich einstellte, welcher mehrere Tage anhielt, mit Auflockerung des Zahnfleisches verbunden war, und bei dem die Kranke selbst den metallischen Geschmack zu empfinden versicherte. — Die Vereiterung und Verschwärung des Magens scheint unnöthigerweise besonders abgehandelt worden zu sein, während doch akute und chronische Gastritis in ein Kapitel zusammengedrängt worden sind. Wie der Verf. anführt sind gleichzeitig mit der Magenerweichung Hirnentzündung, Hirnwassersucht, Lungen- und Unterleibsentzündungen, Ruhr, Wurmbeschwerden, Atrophie, Wechselfieber, Keuchhusten, Kuhpocken, Masern, Scharlachfieber und das *Erysipelas neonatorum* vorgekommen (§. 629.). Die nächste Ursache der Hämorrhoiden beruht nach dem Verf. meistens in der erhöhten Venosität überhaupt, wenigstens die allgemeine Hämorrhoidalkrankheit (§. 710.). Die groſsen Verdienste des Verfs. um die Lehre von den venösen Krankheiten sind allgemein anerkannt. Aber, von seiner trefflichen Arbeit ausgehend haben manche Aerzte den Begriff der Venosität bis in's Ungebührliche ausgedehnt; daher können die aus der Tiefe der Erfahrung geschöpften Beschränkungen jenes Begriffes, welche der ehrwürdige Stieglitz neuerdings bekannt gemacht hat, als ergänzender Kommentar, nicht dringend genug empfohlen werden. Der Vf. wagt sich nicht darüber zu entscheiden, ob Darmgeschwüre auch als ursprüngliche Krankheit vorkommen können (§. 770.). Es ist wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daſs durch *Inflammatio chronica circumscripta*, so gut wie im Kehlkopfe, auch im Darmkanale Geschwüre gebildet werden können. Die *Pneumatosis abdominalis* wird in die *Pneumatosis ventriculi*, *enterica interna*, *enterica externa*, *oesophagea*, *omenti* und *peritonealis* eingetheilt (§. 821.). Die Indische Cholera (§. 893.) ist als Modifikation der gewöhnlichen Cholera dargestellt worden. Nach den gastrischen Fiebern (von §. 1046. an), wird das Wechselfieber (§. 1100.) abgehandelt. Die nächste Ursache dieser Krankheit scheint dem Hrn. Verf. in einer durch aufgenommenes Miasma hervorgebrachten, eigenthümlichen, aber freilich nicht näher bekannten Veränderung der Blutmasse zu bestehen, welche sich in der Apyrexie durch das Ansehen des Kranken zu erkennen giebt, den Fieberfrost und die Hitze erregt, wenn sie einen höhern Grad erreicht hat, durch Schweiſs und Urin vermindert werden mag, sich aber hernach wieder steigert und oft auch andere Zufälle erregt, zu denen die Anlage epidemisch oder individuell erhöht ist. Demgemäſs neigt sich der würdige Verf. zu der, zuerst von Torti ausführlich vorgetragenen Hypothese. — Die zweite Abtheilung beschäftiget sich mit den Krankheiten der lymphatischen Gefäſse und Drüsen. — Die Krankheiten der Haut und ihrer Anhänge finden sich in der dritten Abtheilung. Ich kann es nicht über mich gewinnen die akuten, kontagiös-exanthematischen Krankheiten als Affektionen der Haut *sensu strictiori* zu betrachten. Nach dem alten logischen Satze: *a potiori fiat denominatio*, hätte der Verf. dieselben nothwendig zu seinen Irritabilitätskrankheiten rechnen müssen, denn das Gefäſssystem ist in ihnen doch unverhältniſsmäſsig in höherem Grade erkrankt, als die Haut. Doch wollen wir über die Stellung der Krankheiten mit einem so gründlichen Arzte nicht rechten. Ist doch in der neusten Zeit sogar die Ostindische Cholera als eine Krankheit des Hautorgans dargestellt worden! Das sehr seltene *Erysipelas universale* hat der Verf. bei einem 12jährigen Mädchen beobachtet (Bd. III. §. 164.). Die Zona erhält ihren Platz zwischen Friesel und Pemphigus (§. 110.), ganz getrennt vom *Herpes* (§. 202.).

(Der Beschluſs folgt.)

№ 58.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Das System der Medicin im Umrisse dargestellt und vorzüglich seinen Zuhörern gewidmet. Von Fr. A. B. Puchelt.

(Schluſs.)

Unpassend erscheint mir die Trennung des *Pemphigus febrilis* (§. 121.) vom *Pemphigus chronicus* (§. 274.); der Hr. Verf. vereinigt ja selbst die akuten und die chronischen Entzündungsformen jedes inneren Organs in einem Kapitel. In meinem Handbuche der Klinik (Bd. III. Abth. II.) habe ich ebenfalls die allgemein recipirte Benennung „*Pemphigus*" zur Bezeichnung des Blasenausschlags beibehalten. Ein Recensent im Beck'schen Repertorium wirft mir vor, daſs ich mit dem großen Haufen Pemphigus schreibe, während der eigentliche Name doch *Pomphyx* sei. Leider kommt aber dieses Wort in der Griechischen Sprache gar nicht vor. Hätte der Recensent sich die Mühe geben wollen, anstatt des Inhaltsverzeichnisses, lieber das Buch selbst zu recensiren, so würde derselbe an der Spitze des betreffenden Abschnittes mehrere ächt Griechische Stammwörter und Synonyme, z. B. πέμφιξ, πεμφίς, πομφός, πομφόλυξ, φυσαλίς u. s. w. gefunden haben. Die Petechieen werden in diesem Bande an zwei verschiedenen Orten abgehandelt, als *Petechiae* (§. 100.), und als *Purpura* (§. 278.). Manchem dürfte es als ein Miſsverhältniſs erscheinen, daſs die *Tinea* 24 § erhält, während z. B. die Rückenmarksentzündung auf 8 § beschränkt wurde. Die *Plica polonica* (§. 454.) wird unter den Krankheiten der Haare abgehandelt. — Die vierte Abtheilung beschäftiget sich mit den Krankheiten der Harnorgane. Ein eigenes Kapitel handelt von den Entozoën der Nieren. Kaum dürfte es sich rechtfertigen lassen, daſs die Lehre von den Nierensteinen der Chirurgie überlassen wird.

Fünftes Buch. Krankheiten der reproduktiven Organe und Verrichtungen (Th. II. Bd. III. S. 427—621.). In der ersten Abtheilung werden sehr vollständig die Krankheiten der Geschlechtstheile vorgetragen. Der Vf. läſst es unentschieden, ob es eine einfache Hypertrophie der Ovarien giebt. Indessen möchte er dahin einige Fälle zählen, in denen in der Gegend der Ovarien schmerzlose, umschriebene Geschwülste vorkamen, die unter einer auflösenden Behandlung wieder verschwanden (§. 820.). — Die Krankheiten in der Bildung und Zurückbildung des Körpers füllen die zweite Abtheilung.

Sechstes Buch. Krankheiten in mehreren Theilen des Körpers (Th. II. Bd. III. S. 622—818.). Dieses Buch enthält offenbar zum Theil Krankheiten, welche anderswo nicht untergebracht werden konnten; denn eben so gut hätte eine groſse Anzahl anderer Krankheiten, als in mehreren Theilen des Körpers zugleich vorkommend und die verschiedensten Verrichtungen wesentlich störend, hier ihre Stelle finden müssen. Auſserdem dürfte es sehr schwer fallen einen bestimmten und ausreichenden Unterschied zwischen manchen der in diesem Buche dargestellten Krankheitsformen und den generellen Krankheiten anzugeben. Denn es giebt so gut eine *Dyscrasia catarrhalis s. mucosa*, wie es eine *Dyscrasia rheumatica* giebt. Die Entzündung der Schleimhäute befindet sich unter den Krankheitsformen einzelner Systeme und Organe. Aber mit welchem Rechte erscheint die Entzündung der serösen und fibrösen Gebilde aus dieser Kategorie ausgeschlossen, wo wir doch Nervenfieber, Wechselfieber und die akuten Exantheme vorfinden? Warum ist ferner die Rhachitis von den Krankheiten in der Bildung, von den Kinderkrankheiten; warum die Chlorose von den Störungen der Katamenien getrennt worden? — Die Vergiftungen, welche die erste Abtheilung dieses Buches enthält, haben zum Theil schon in anderen Büchern ihre Stelle gefunden. — Die zweite Abtheilung handelt von den kontagiösen Dyskrasieen. Wir finden hier die Syphilis und ihre Trabanten (Scherlievo, Sibbens, Radesyge, Marsch-

krankheit und das *Mal de Chicot*). — Die dritte Abtheilung umfafst die nichtkontagiösen Dyskrasieen: Rheumatismus, Gicht, Scrofeln, Rhachitis, Chlorose, Scorbut und Faulfieber. Diese Stellung des Faulfiebers, als Schlufsstein des Ganzen, ist wahrhaft auffallend. Gewifs hätte dasselbe dem *Typhus contagiosus* näher gerückt werden müssen, indem diese beiden Zustände in einer merkwürdigen Beziehung zu einander stehen; auch mufs das Faulfieber so gut wie die Synocha vorausgesetzt werden, um die Lehre von den akuten Exanthemen zu erschöpfen.

Der *vierte Band* des zweiten Theiles giebt sehr vollständig *die Litteratur dieses Theiles*, in 4763 Nummern. Ob es besser gewesen wäre, jedem Kapitel die betreffende Litteratur beizufügen, wollen wir nicht untersuchen. Hin und wieder wird die beabsichtigte Vollständigkeit der Litteratur vermifst. Beispielsweise wählen wir die Schriften über Entzündung und Fehler der Zunge (S. 111.). Aufser den drei sehr guten Dissertationen von Elsner, Beireis und Blödau, vermissen wir hier folgende Abhandlungen: Breschet u. Finet, *Dict des Sc. méd. T. XVIII. p.* 183. *Art. Glossite.* — H. F. van Doeveren, *Diss. de Macroglossa seu linguae enormitate.* Leiden 1824. — C. L. Kayser, über Glossitis (Hufel. Journal 1828. St. 12. S. 104.). — Van Dekeere, *Observat. sur la glossite* (*Nouv. Bibl. méd.* 1828. *Juill.*). — J. Orgill, *Cases on inflammation of the tongue* (*Glasgow. med. Journ.* 1831. *Febr.*).

Als Schlufswort sprechen wir folgende Ansicht über die vorliegende Schrift aus: Unter allen in der neusten Zeit erschienenen ähnlichen Werken ist dieses bisjetzt unstreitig als das vollständigste und, wegen seiner durchgängig praktischen Haltung, gewifs auch als eines der vorzüglichsten zu betrachten. In der Darstellung jeder Krankheit verräth sich der mit Umsicht prüfende und kritisch sichtende Beobachter. Wünschenswerth wäre es gewesen, dafs der würdige Hr. Verf. auf das Wesen der Krankheiten speciell mehr Rücksicht genommen haben möchte, da für diesen Endzweck die allgemeinen Bestimmungen der vorherrschenden Sensibilität, Irritabilität oder Reproduktion in Wahrheit unzureichend bleiben. Einzelne Thatsachen aus dem Schatze seiner eigenen Beobachtungen hat der Herr Verfasser viel zu sparsam eingestreut. Die therapeutische Seite des Ganzen ist im Allgemeinen zu kurz gehalten worden, an manchen Stellen beinahe ungenügend zu nennen.

Naumann.

XLII.

An Account of the most important Public Records of Great-Britain and the Publications of the Record Commissioners: together with other miscellaneous, historical and antiquary information. By C. P. Cooper. Esq. London 1832. *Vol. I. Pag. XXII.* 458. *Vol. II. Pag. X.* 496.

Wenn wir einen Blick auf dasjenige werfen, was bisher für die ältere Geschichte der grofsen Europäischen Staaten geschehen ist, so werden wir bemerken, dafs in England ein von dem der übrigen abweichendes Verfahren sich zeigt, und dafs daselbst, wenn auch nicht das Vollendetste geleistet, doch der wichtigste und richtigste Standpunkt ergriffen ist. Während in einigen Staaten durch die Fürsorge von Regierungen und bedeutenden Korporationen, Ausgaben und Sammlungen werthvoller oder auch gehaltloser Chronisten fleifsig besorgt und aufgethürmet sind, häufig nur um Babylonischen Unverstand und Sprachgewirre neu zu verewigen; in andern Staaten mit lobenswerthem Eifer die wohlerhaltenen Eisblumen alter Sagen gesammelt sind, jedes Blümlein für den Wegweiser der Geschichte erklärt ist und man die Geschichte, in das Dejaneira-Gewand der Sage gezwängt, bald zur Asche verbrannt hätte; in noch andern Ländern der Staat die Vergangenheit ruhig in die dunkelste Ferne dahinschwinden liefs, und nur die Begeisterung, das Gemüth oder auch wohl die Pedanterei der Individuen mit vereinzelter Kraft bald einen Denkstein der Geschichte, bald die Scherbe einer Rechtstafel, bald einen ausgetretenen Leichenstein mit alter Sprache für kommende vereinzelte Leser erhielten: so ist unterdessen in England die fast ausschliefsliche Richtung des Alterthumsforschers auf die Erhaltung der Zeugnisse über die alte Verfassung und das Recht gegangen. Es liegt am Tage, wie daselbst die weniger gestörte Entwickelung des einheimischen Rechts und ältester Verfassungen, die Grundlage eines Rechts, welches nicht auf ausheimischen Gesetzbüchern,

sondern auf den ungeschriebenen Rechten der Väter und auf den Altsprüchen (*precedents*) der eigenen Gerichtshöfe beruht, der Erforschung der ältern Landesgeschichte eine mehr praktische Richtung geben mufste. Die wichtigsten Hülfsmittel zur Erläuterung der alten Landesgeschichte, deren England wegen der vielfachen Elemente seiner Gestaltung mehr als irgend ein anderes Land bedarf, namentlich das Studium der ältern Landessprachen, Celtischer, Romantischer wie Germanischer, selbst die Erläuterung der meisten hauptsächlichsten alten Geschichtsschreiber, sind dagegen sehr vernachläfsigt: da selbst der gröfste, aber nicht immer augenscheinliche, Gewinn solcher Bemühungen in dem verlockenden Genusse der Gegenwart, dem Schwindel des Parteigeistes, oder den starken Vorurtheilen wohlwollender Gesammtnützler selten anerkannt wurde. Zugleich fehlten in England die Kongregationen gelehrter und thätiger Geistlichen, deren Beruf, für den Standpunkt ihrer Kirche und die Privilegien ihrer Stiftungen zu wachen, die Veranlassung der denkenswerthesten historischen Unternehmungen geworden ist; es fehlten die harmlosen Enthusiasten, welche in dem Schneckengange ihrer Riesenarbeiten für das Unendlichkleine der Wissenschaft den Scepter des Friedenslammes über die Welt einzuhändigen zuversichtlich vermeinten: es fehlten die von einsichtsvollen Regierungen mit ziemender Mufse versehenen, treuen, vorzeitskundigen Männer der protestantischen Hochschulen. Von den beiden Englischen Universitäten wird jeder Freund derselben, wenn von der Nationalsprache und Geschichte die Rede ist, lieber schweigen, als das Wenige, was zu geringem Danke einzelne Männer zuweilen geleistet haben, anführen wollen; lieber die Angelsächsische Lehrstelle zu Oxford nicht nennen, als daran erinnern, dafs weder auf derselben noch sonst in England seit Hickes durch Engländer bis auf sehr neue Zeit für die eigentliche Muttersprache nicht zwei Männer sich bemüht haben.

Und dennoch ist in England nicht wenig, und sogar in dem Wichtigsten, für die vaterländischen Rechts- und Verfassungs-Urkunden, im Vergleich zum übrigen Europa, vieles geschehen. Was die Parteisucht verschuldete, hat sie, wie die Geschichte der Britischen Historiographie vielfältig belegt, in dem Streite zwischen Jacobiten und Rundhüten, Tories und Whigs auch wieder gut zu machen sich bemüht, indem sie die Anstrengungen der Forscher jeder Partei stählte.

Diese Bemerkungen mögen den Deutschen Lesern den Werth des oben angezeigten Werkes schneller vor die Augen zu führen dienen. Ueber dessen Entstehung wissen wir Folgendes. Was wir so eben von Mängeln der Englischen Geschichtsforschung gerügt haben, vieles andere noch, was wegen des zu speciellen und lokalen Interesses hier nicht erörtert werden kann: es ist von manchen tüchtigen und einigen gelehrten Engländern selbst längst erkannt, welche die Bedürftigkeit ihrer Landesgeschichte und was zu deren Abhülfe andern Völkern abzusehen ist, sich nicht verhehlten. Die Untersuchung über die Entstehungen und die Fortdauer vieler alten Einrichtungen ist vorzüglich durch den wachgewordenen Reformgeist neu angeregt und besonders auch das Verlangen nach Mittheilung so sehr vieler im Tower und in unzähligen Kirchen- und Privat-Archiven verborgenen Urkunden rege geworden. Doch so wie in England fast alles Oeffentliche von den Ansichten und Verbindungen der Partei abhängt, welche für die gegenwärtige politische Irrfahrt das Ruder lenkt, so konnte auch hier kein Wandel geschehen, bis ein neues Ministerium die Bildung einer neuen Parlaments-Kommission für die Erhaltung und Herausgabe der *public records* veranlafste. Die frühere Kommission zählte mit wenigen Ausnahmen, wie Sir R. Peel und Sir J. Macintosh, fast nur sehr vornehme Männer, welche ihrer öffentlichen Tugenden und Verdienste unbeschadet den eigentlichen Arbeiten der niedergesetzten Kommission so fremd waren, dafs sie schwerlich ihre eigenen Familiendiplome entziffern konnten. In den Versammlungen der Kommission geschah wenig, die Sekretarien waren fast unthätig, die beorderten Arbeiten, deren Auswahl planlos gemacht war, wurden nicht gehörig kontrollirt, das Gelieferte wurde über alles Verdienst belohnt, und um alles dieses fortdauernd zu machen, ward der Schleier geheimnifsvoller Nacht um die Kommissions-Verhandlungen geworfen und eine noch abschreckendere Sporteltaxe für Nachforschungen auf den Archiven erhalten. Diese und ähnliche Mängel sind theils in manchen Englischen Zeitchriften zur Sprache gebracht, theils in den Schriften eines freimüthigen und sachkundigen Mannes, des Advocaten (jetzt Sir) Nicholas Harris Nicolas (zuletzt

in den *Observations on the state of historical literature*. London 1830. 8.), welcher sich auch nicht gescheut hat wegen einzelner von ihm gemachten Ausfälle, namentlich gegen (jetzt Sir) Francis Palgrave (früher F. Cohen, bekannt durch die Herausgabe der *Parliamentary Writs and Military Summons* in den *Record Publications* und sein grofses Werk über die Geschichte der Angelsächsischen Verfassung, so wie die kleine Geschichte von England), mehrere Schriftstellerlanzen zu brechen. Bei aller Einseitigkeit des Tadels mufste doch die Angabe, dafs die Record-Kommission dem Staate innerhalb 30 Jahren die ungeheure Summe von 260,000 Pf. gekostet habe, den Unwillen der unwissenschaftlichen Menge erregen, so wie den der einsichtsvollen, über die Art der Anwendung schon längst mifsvergnügten Geschichtsfreunde vermehren. Dabei wurden manche einzelne Mifsbräuche hervorgezogen, durch welche solches Verfahren besonders grell erschien, am wenigsten aber dagegen in Anschlag gebracht, wie in andern Staaten ähnliche Arbeiten, in freilich weniger auffallender Weise, durch die Einkünfte von Klöstern, Universitätsdotationen und Gehalte, gekostet haben; auch ward nicht erwogen und war kaum bekannt, wie manches ehrwürdige und lehrreiche Denkmal des Alterthum von der Record-Kommission wirklich an das Tageslicht gezogen, welche Massen zerstreuter Urkunden gesammelt, wie Manches zur Herausgabe vorbereitet war. Die 72 Foliobände der von der Record-Kommission herausgegebenen Werke können wegen ihres Preises selten in den Privatbesitz der Gelehrten gelangen, ohne welche ihre vollständige Benutzung kaum möglich ist und die Abdrücke eines Manuskripts sind daher kaum mehr bearbeitet, als es deren Original im Dunkel der Vergessenheit einst gewesen ist.

Es konnte daher den Freunden der Englischen Geschichte in England selbst, so wie noch mehr in entfernten Gegenden, wo die Record-Publications unzugänglicher sind, keine willkommnere Gabe dargeboten werden, als die des Hrn. Cooper in dem vorliegenden Werke. Dieser Gelehrte, dessen Namen eine Reihe von Schriften, welche durch tiefe Rechtskunde, wie durch geistreiche Auffassung des jetzigen Zustandes des praktischen Rechts und der Bedürfnisse besonders des gerichtlichen Verfahrens in England sich auszeichnen, über seine heimische Insel hinausgetragen hat, war zum Sekretair der unter dem Vorsitze des Lord Brougham neu niedergesetzten Parlaments-Kommission für die *public records* ernannt. Er beschlofs zunächst dem Bedürfnisse einer umfassenden Uebersicht dessen, was die früheren Urkunden-Kommissionen herausgegeben hatten, zu genügen. Diese Arbeit konnte nicht zweckmäfsiger begründet werden, als durch Zusammenstellung der lehrreichen Einleitungen zu den 24 gröfseren und kleineren Werken, welche die 72 Bände (der letzte bisher erschienene ist vom Jahre 1832, der dritte Band der *Calendars of Chancery Proceedings in the Reign of Elizabeth*) der Record-Publications bilden. Diesen sind zweckmäfsige Auszüge aus den nicht in den Buchhandel gelangten Berichten der Comittee des Parlaments v. J. 1800 über den Zustand der *public records* in England, so wie derer in Irland, aus den Werken neuer Alterthumsforscher und Geschichtsfreunde, besonders aber aus bisher ungedruckten Aufsätzen, sehr schätzbare Erläuterungen, Einschaltungen und Zusätze beigefügt. Unter den bekanteren Werken, über welche hier berichtet wird, nennen wir *Rymers foedera, Conventiones etc.*, und dessen neue Ausgabe 1816 flgd., deren schon jetzt entdeckte Mängel nicht verschwiegen werden, — vom Könige Johann kennt man neunmal so viele Urkunden, als dort abgedruckt sind; 58 vom J. 1204 werden specificirt, während die neueste Ausgabe nur 9 hat; die *Statutes of the Realm*, das *Domesday book* mit den Anhängen, die *Acts of Parliament of Scotland*, die Handschriften-Kataloge von *Cottons, Harleys* und *Landsdownes* Bibliotheken. Unter den weniger bekannten Werken heben wir nur hervor: *Taxatio ecclesiastica Angliae et Walliae A. D.* 1291; *Valor Ecclesiasticus tempore Henrici VIII.* in fünf Folio-Bänden, mit vielen Diöcesankarten, die Ausschreiben zum Parlament und Heerdienste in 3 Bänden; *Testa de Nevil*, ein Verzeichnifs der vom Könige verliehenen Lehen, Kirchen u. s. w.; eine Sammlung über das durch seine Verfassung ausgezeichnete Herzogthum Lancester; Auszüge gerichtlicher Verhandlungen vor dem Könige im Parlamente und geheimen Rathe in den Zeiten von Richard I. bis Edward II., und andere Werke mehr, welche nur oberflächlich zu bezeichnen meistens eine für diesen Ort zu ausführliche Erläuterung verlangen würde.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 59.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

An Account of the most important Public Records of Great-Britain and the Publications of the Record Commissioners: together with other miscellaneous, historical and antiquary information. By C. P. Cooper.

(Schluſs.)

Besonders anziehend sind jedoch die in dem zweiten Theile des vorliegenden Werkes enthaltenen ausführlichen Nachrichten über die noch unvollendeten Arbeiten der Record-Kommission.

Ein umfassendes Werk wird beabsichtigt, welches unter dem Namen: *the new edition of the Rolls of Parliament*, zur Unterscheidung von den im J. 1765 auf Veranstaltung des Hauses der Lords herausgegebenen *Rolls of Parliament*, alle zur Geschichte der Englischen Verfassung von Wilhelm dem Eroberer bis zu Heinrich VIII. dienenden Dokumente umfassen soll und dessen Leitung Hr. Palgrave übernommen hatte, welcher auch die hieher gehörigen, oben gedachten *Writs of Parliament* bereits herausgegeben hat. Diese Sammlung wird die Verhandlungen der verschiedenen ältern Behörden umfassen, deren Funktionen später in denen des Parlamentes verschmolzen sind, besonders des ehemaligen Gerichtshofes, *Curia regis* genannt, in welcher der König mit seinen Prälaten und Baronen die später an jene Versammlung gefallene Jurisdiktion ausübten. Die Abgaben wurden von den königlichen Richtern auf ihren Reisen mehr mit den *probi homines* der einzelnen Grafschaften und Städten negociirt, als vom Könige auferlegt oder vom Volke bewilligt; Satzungen und Beliebungen wurden in einer Versammlung den Prälaten und Baronen verkündet. Mit der Regierung Eduards I., wo auch der Name des Parlamentes in England üblich ward, beginnen die Berufungsschreiben zu beiden Häusern desselben, und vielfache Dokumente zeigen, wie das Parlament als bestehender Theil der Gesetzgebung sich bildete, wenn gleich bald zur Beschränkung, bald zur Ausdehnung der königlichen Gewalt und des Oberhauses mancherlei schnell vorübergegangene Einrichtungen getroffen wurden. Merkwürdige Versuche wurden gemacht, den Handelsinteressen mehr Einfluſs auf die Berathung des Parlaments zu verschaffen, als durch die gewöhnliche Borough-Vertretung; doch nach der Regierung Eduards III. geriethen diese Pläne in Vergessenheit. Von dem vierten Heinrich bis zu dem Regierungsantritte des achten dieses Namens, lehren zahlreiche Dokumente, wieviel derselben auch, um den Absichten einer herrschenden Partei zu dienen, vernichtet sind, wie die gegenwärtige Verfassung sich damals befestigte, jedoch die richterlichen Funktionen des Parlamentes erst unter Eduard IV. in den seitherigen Grenzen beschränkt sind.

Kein Abschnitt dieses Werkes dürfte dem Ausländer interessanter sein, als der leider nicht sehr ausführliche (Kap. XXIII.) über die Materialien für die ältere Geschichte Groſsbritanniens bis zu Heinrichs VIII. Regierungsantritt. Es war den Freunden der Englischen Geschichte nicht unbekannt geblieben, daſs Hr. Petrie, der Archivar des Tower zu London, mit der Herausgabe der alten Englischen Geschichtschreiber beschäftigt ist. Wir erhalten hier die willkommene Nachricht, daſs der gröſste Theil des ersten Bandes des *Corpus Historicum* vor länger als einem Jahre bereits gedruckt war, — (worunter die Angelsächsische Chronik, nach einer bisher nicht abgedruckten Handschrift,) — und nähere Nachrichten über den Plan dieses Werks. Es werden nur diejenigen Theile der Chronisten aufgenommen, in welchen sie Geschichtsquellen sind, oder wesentlich zur Erläuterung einer sehr wichtigen Geschichtsquelle dienen, daher wurden Heinrich von Huntindon, Ethelwerd, Florenz von Worcester, da sie zu einer Zeit schrieben, wo das Angelsächsische noch lebende Sprache war, auch dann aufgenommen,

wo sie die angebliche Chronik übersetzten. Die einzelnen Bände werden eine bestimmte Periode enthalten, und jeder Schriftsteller wird also in der Regel darnach chronologisch vertheilt. Die Nachrichten über Grofsbritannien, welche bei Griechischen und Lateinischen Historikern und anderen Schriftstellern sich vorfinden, werden mit den Inschriften und Münzen, welche sich auf Britannien beziehen, in einem besondern Bande gesammelt. Es ist eine Liste sowohl der bereits gedruckten als der ungedruckten Englischen Chronisten beigefügt. Die Nachweisung des Abdrucks bei ersteren möchte auch manchem Einheimischen nicht unwillkommen gewesen sein, da bekanntlich kein Land an zweckmäfsigen Repertorien und ähnlichen Hülfsbüchern so arm ist als England. Bei diesem erstaunen wir über die grofse, bisher noch gar nicht, oder doch nicht vollständig an das Licht geförderten Masse vielverheissender — etwa 200 — aufser mehr als 100 später (S. 365. flgd.) verzeichneter Geschichtswerke. Dafs einige dieser Werke in den letzten Bänden von *Bouquet, Recueil des historiens de la France* und den *Actis Sanctorum* sich bereits abgedruckt finden, wird dem Nichtbriten vielleicht gegenwärtig sein, doch wird er auf bessere und vollständigere Abdrücke rechnen dürfen. Auch sind uns noch manche Handschriften bisher ganz unbeachteter, höchst lehrreicher Werke zur ältern Englischen Geschichte in den Bibliotheken des Festlandes bekannt, von welchen an einem andern Orte zu reden, passender sein wird, deren Kenntnifs und Abschriften jedoch auch die *Record-Commission*, seit dem Sekretariate des Verfs. des angezeigten Werkes, sich zu verschaffen, keine Studien und Anstrengungen gescheut hat.

Zu diesem Werke wird ferner gehören: eine Sammlung alter Urkunden und amtlicher Schreiben, welche der Geschichte Englands vor der Normannischen Eroberung angehören. Wer die Erfahrung gemacht hat, wie schwierig es ist, sich von den in vielen, gröfstentheils sehr seltenen Werken zerstreuten Angelsächsischen Urkunden einige Kenntnifs zu erwerben und wer aus dem Wenigen, was diesseits des Meeres davon uns bekannt geworden, auf das Interesse einer solchen Sammlung auch für Deutsche Geschichte und Sprache schliefst und nur aus ihnen eine zuverlässige historische Stütze für die molluskenartige Mythengeschichte des Nordens erwartet; wird vor allem dem Tage ungeduldig entgegensehen, welcher dem Germanischen und Nordischen Europa seine besten vorhandenen Geschichtsquellen für jenes frühere Mittelalter mittheilen soll.

Wenn jedoch die Angelsächsische Urkundensammlung ihrer Vollendung noch nicht nahe scheint und sie nach ihrer Erscheinung, gleich andern ähnlichen Sammlungen, erst durch langjähriges Studium zu dem gewünschten Resultate führen wird, so ist weniger neu, aber besonders auch uns Deutschen nicht minder nützlich, die Sammlung der Angelsächsischen Gesetze, zum Theil gedruckt und beinahe vollendet; die Normannischen Gesetze bis zur Zeit, wo die *Statutes of the Realm* beginnen, so wie die Wallisischen Gesetze, in den verschiedenen Dialekten von Gwyneddh (Nordwales), Dimetia (Cornwales) und Powis, werden dieser Sammlung angehängt. Mit grofser Betrübnifs vernahmen wir jedoch kürzlich die Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit des sachkundigen Mannes, welchen die Bearbeitung der Angelsächsischen Handschriften übertragen ist, des unter andern auch durch seine treffliche neue Ausgabe von Wartons Geschichte der Englischen Dichtkunst, auf dem Festlande rühmlichst bekannten Hrn. J. Price.

Wir müssen die Kapitel, welche von den Schottischen Urkunden handeln, in dieser nur das allgemeinste Interesse der Geschichtsfreunde in Anspruch nehmenden Notiz übergehen, um so mehr, da sie sich bei der bisherigen grofsen Dunkelheit über jene wohl zu einer eignen Darstellung eignen. Ueber die Quelle der Irländischen Geschichte ist, obgleich die *Record-Commission* drei sehr lehrreiche Bände *Reports* über die Irländischen Urkunden hat drucken lassen, nur wenig gesagt, so wie über die der Wallisischen, da bei demjenigen, was durch andere Gesellschaften und Privatpersonen dafür kürzlich geschehen ist, das Bedürfnifs geringer erscheint.

Es sei uns nun noch verstattet hier einen der letzten Gegenstände, mit denen der Vf. sich in dem vorliegenden Werke beschäftigt, zu erwähnen, und für dessen baldige Vollendung mehr als die gegebene Probe, die bewährten rechtshistorischen Kenntnisse der Sekretairs der *Record-Commission* bürgen; nämlich den Plan, ein *Corpus iuris Anglicani* zu veranstalten, welches sämmtliche wesentliche Hülfsquellen und Rechtsbücher seit der Normannischen Eroberung bis zu Heinrich VIII. umfassen soll. Jenes wird enthalten: die Jahrbücher (*the*

Yearbooks, auch *Reports* genannt), alte gerichtliche Urkunden u. s. w. ferner die Rechtsbücher von Glanville, Bracton, Britton, Fleta, den Spiegel des Andreas Horne, das *Old book of Tenures*, *Littletons tenures*. Bracton, welcher auf dem Festlande wenig bekannt ist, da er nicht gleich den andern ebengenannten Schrifstellern, in *Houard, traité sur les Coutumes Anglo-Normandes*, aufgenommen wurde, ist in zwei verschiedenen Recensionen vorhanden, in deren einer viel mehr Stellen des Römischen Rechts befindlich sind als in der andern. Herr Cooper selbst hat der Geschichte des Röm. Rechtes im Mittelalter viele Aufmerksamkeit gewidmet, wovon wir einen Beweis besitzen in dem vor uns liegenden Probeabdruck des sog. *Ulpianus de Edendo*. Wichtiger würde in dieser Beziehung sein, wenn die von Palgrave (*English Commonwealth I.* 648.) gegebene Nachricht von einer Schrift des Bischofs Adhelmus, welche dessen Kenntnisse des Röm. Rechtes beweist, so wie die Hoffnung der Herausgabe dieser Schrift durch Hrn. Cooper sich bestätigen sollte. Dem Sir F. Palgrave selbst verdanken wir einen neuen sehr verbesserten Abdruck der Gesetze Wilhelms des Eroberers in Romanischer und Lateinischer Sprache (a. a. O. II. 87—104.) welcher auch diejenigen erfreuen kann, welche seiner Ansicht, dafs der Lat. Text der ältere ist, nicht beistimmen möchten.

Der letzte Abschnitt des Werkes über die *public Records* giebt eine Nachricht und einen Auszug von einem *Tractatus de legibus Angliae*, *scriptus tempore Henrici Primi*, *Anglorum Regis; divisus in quatuor libros*, von dem nur ein Theil des ersten Buches, welcher den Lat. Text der Gesetze Kanuts enthält, vorhanden ist; die übrige Hälfte dieses Buches, so wie die übrigen Bücher fehlen, welche nach der Vorrede folgendes enthalten: *Secundus habet quaedam scripta temporis nostri necessaria: tertius est de statu et agendis causarum: quartus est de furto et partibus eius.* Die Auffindung des ganzen Manuskripts würde wahrscheinlich zu den glücklichsten Entdeckungen für die Englische Rechtsgeschichte gehören. Dazu möchte in den Bibliotheken des Festlandes, in denen wir so manchen ungeahndeten Schatz für die alte Englische Geschichte nachweisen können, um so eher Hoffnung sein, da eine Lindenbrogische Abschrift auf der Hamburger Stadtbibliothek gleichfalls die oben angeführte Ueberschrift enthält; darauf in Latein. Sprache nicht nur die Gesetze König Kanuts, sondern auch die übrigen Angelsächsischen Gesetze in ungewöhnlicher Anordnung, im Einzelnen mit dem von Wilkins in den *Leges Anglo-Saxonicae* angeführten *Codice ad S. Jacobum asservato* übereinstimmend, und am Schlufs einen, wie es scheint, unbekannten Aufsatz: *de dignitate hominum*, betitelt, welcher von den Rechten der Angelsächsischen Landleute handelt.

Die Anhänge in beiden Bänden enthalten des Lehrreichen noch sehr viel; sie schliefsen mit einem Altenglischen Kalender. Die Englische Volksthümlichkeit zeigt sich auch in diesem, da er häufig die Heiligen der Römischen Kirche ganz wegläfst und dafür, oder doch neben denselben die Todestage der um die Kirche verdienten Altenglischen Könige und ihrer Anverwandten, so wie mancher Geistlichen gesetzt hat, wodurch jenes ein historisches Dokument wird, welches erst recht gewürdigt werden kann, wenn die Specialgeschichte der Angelsächsischen Königreiche einen unserm Wedekind ähnlichen, gediegenen und umsichtigen Forscher entgegen zu setzen haben wird.

So nehmen wir denn Abschied von einem Werke, über welches es angenehmer wäre den seiner Natur nach dem Ausländer fast unentbehrlichen Kommentar zu schreiben, als eine kurze übersichtliche Anzeige zu geben. Dieselbe Rücksicht hemmt uns verschiedene seit dem eben angezeigten Werke erschienene kleinere Schriften des Hrn. Cooper näher anzuzeigen, in welchen er theils die Mängel mancher der Unternehmungen der *Record-Commission* mit so viel Scharfsinn als Sachkunde aufdeckt, theils die neue Organisation des grofsen Nationalwerkes durch zweckmäfsige Vorschläge zur Sammlung der vielfach zerstreuten Urkunden in einem einzigen Gebäude, Errichtung einer Urkundenschule und ähnliche Einrichtungen, durch Anstellung des Personals, Vertheilung der Arbeiten und ökonomische Anordnung des Finanziellen, zu vollenden unermüdlich fortstrebt. Wünschen wir dem Unternehmen eines Staates, wo der Reichthum an materiellen Mitteln der Entwickelung der geistigen bisweilen geschadet hat, wünschen wir ihm Glück, hier sich einem Manne anvertraut zu haben, in dem gediegene und umfassende Gelehrsamkeit, praktische Gewandtheit und der rastlose Eifer des enthusiastischen und uneigennützigen Forschens sich in seltenem Bunde vereint finden.

J. M. Lappenberg.

XLIII.

Commentarius geographicus in Arrianum de expeditione Alexandri. Auctore P. O. van der Chys, Philos. Theor. Mag. Lit. Hum. Dr. — Cum tabula aeri incisa. Lugduni Batav. 1828. 4. *XVI. u.* 135.

Die alte Geographie hat nicht leicht eine schwierigere und interessantere Aufgabe als Alexander des Grofsen Feldzüge und Eroberungspläne zu erläutern; ihre Möglichkeit, ihr Zusammenhang, ihre staunenswerthen Erfolge sind nur in der Eigenthümlichkeit des Asiatischen Westens begreiflich; Eroberung und Entdekkung zugleich, erscheinen sie wie ein System tiefer geographischer und ethnographischer Erkenntnisse; in jenen endlosen Länderstrecken, von denen der Grieche nichts als wenige entstellte Namen wufste, erkannte Alexanders schneller Blick Weg und Ziel, Verhältnifs und Zusammenhang, wie ihn in unseren Tagen die Wissenschaft wieder zu erkennen beginnt. Das ist Alexanders militärische Gröfse; von manchem Feldherrn des Abendlandes in der Kunst des Gefechtes, von manchem des Orients in der Menge unterworfener Völker übertroffen, übertrifft er alle in der kühnen Sicherheit, in der erfolgreichen Konsequenz des Eroberns und Organisirens; in einem Decennium gründet er das Hellenistische Leben, aus dem einst das Christenthum erblühen sollte; er hatte für Jahrhunderte sicher gegründet; die Natur der Länder und Völker war seine Führerin.

So geht Alexanders Geschichte mehr als die irgend eines anderen Eroberers mit der Geographie Hand in Hand; beide commentiren sich gegenseitig. Zwei berühmte Geographen des Alterthums, Eratosthenes und Strabo, haben in diesem Sinne Alexanders Heereszüge beschrieben, und die geographische Darstellung der neusten Persischen Länder auf der Geschichte ihrer Eroberung gegründet. In neuster Zeit ist für die Kenntnifs Westasiens so reiches Material gewonnen, dafs es möglich und doppelt dankbar erscheint, Alexanders Geschichte auch in dieser Rücksicht genau zu betrachten. Mannigfache Anregungen anderer Art haben in den letzten Jahrzehnten zusammengewirkt, den Blick auf diesen Glanz- und Wendepunkt des Alterthums zu richten. Die gleiche Aufklärung, das gleiche allgemeine Streben nach Bildung, der gleiche Völkerverkehr bis zum Schwinden räumlicher Entfernungen und volksthümlicher Sonderung, bis zum Beginn einer Weltlitteratur ist Anlafs genug, jene Zeit im Spiegel der Gegenwart zu betrachten; die nächste Vergangenheit und das Bild des grofsen Mannes, der sie beherrschte, haben den Sinn für geschichtliche Gröfse erschlossen, und man verläfst endlich die widrige Tradition schielender Bonmots und moralischer Fadheiten, um den Achill der Geschichte in der Gröfse seines geschichtlichen Berufes zu begreifen.

Als der Held der neuen Zeit seine grofse Laufbahn begann, entstand das erste gründliche Werk über Alexanders Geschichte, um jenes willen ist es oft ungerecht und bitter gegen diesen; doch bleibt ihm das Verdienst einer wenn nicht erschöpfenden doch umfassenden Forschung. Mit dem Baron von St. Croix vereinigte sich der gelehrte Barbié du Bocage, um die Geographie der Alexanderzüge einer vollständigen Revision zu unterwerfen; in einer für jene Zeit vortrefflichen Karte wurden die Ergebnisse dieser Forschungen niedergelegt. Die unzähligen Reisenotizen und gelehrten Untersuchungen, die nach ihnen über das einst Persische Asien erschienen sind, die vielfachen Belehrungen, die uns seitdem aus den Morgenländischen Litteraturen zugekommen, vor allen die Riesenschritte, welche die wissenschaftliche Erdkunde seit funfzehn Jahren gemacht hat, machten eine gründliche Bearbeitung desselben Gegenstandes wünschenswerth.

Herr van der Chys übernahm diese Arbeit. Er nannte sein Werk einen geographischen Commentar zum Arrian; er entwickelt in der Einleitung die Gründe, die ihn veranlafsten, diesen Autor zum Grunde zu legen; und allerdings ist Arrians Darstellung so verständig und gründlich, so durch Sachkenntnifs und Kritik ausgezeichnet, dafs der Vf. in seiner Wahl wohl nicht zweifelhaft sein konnte. Minder glücklich ist diese Form eines fortlaufenden, den Zeilen des Textes folgenden Kommentars gewählt; sie macht es unmöglich, dafs sich ein selbstständiges und anschauliches Bild des geographischen Zusammenhanges herausstellt, dafs sich die Feldzüge nach jener grofsen Planmäfsigkeit, die sie auszeichnet, gestalten, dafs sie als eine Reihe von Entdeckungen erscheinen, die die schönsten Länder des Orients, die bunte Völkermasse des Perserreichs, die seltsame Thier- und Pflanzenwelt Indiens nach einander erschliessen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 60.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1833.

Commentarius geographicus in Arrianum de expeditione Alexandri. Auctore P. O. van der Chys.

(Schluſs.)

Statt dessen folgt der Verfasser Seite für Seite dem Arrian, und wo irgend ein geographischer Name aus Osten oder Westen auftaucht, wird derselbe kommentirt. Nicht bloſs der Reiz einer zusammenhängenden, wissenschaftlichen Darstellung geht darüber verloren, sondern es treten auch, wenn der in der Vorrede bezeichnete Zweck festgehalten sein sollte, mannigfache Lücken ein, indem jeder Name, den Arrian nicht nennt, und deren sind nicht wenige, unberücksichtigt geblieben ist. Es ist wahr, Diodor und Curtius sind in ihrer Geographie voll arger Fehler, die mehr ihnen als ihrem Gewährsmann Clitarch zur Last fallen; aber aus diesem Segur Alexanders haben sie nicht bloſs mehrfache Darstellungen, welche die frischeste Lokalfarbe tragen, entlehnt, sondern zugleich eine bedeutende Reihe von Namen und Orientirungen aufbewahrt, welche oft überraschende Aufklärungen geben; der Nura-tagh bei Boochara ist aus ihnen als die Felsenburg Naura bekannt, und der oft für erdichtet gehaltene Name von Xenippa findet sich in der Analogie heutiger Namen, wie Ouratippa, Karatippa, bestätigt. Endlich scheint es nicht recht, die morgenländischen Schriftsteller ganz unberücksichtigt zu lassen (*nulla inde lux afferri potest, p. XI.*); für die Geschichte Alexanders ohne Werth, haben sie in geographischer Hinsicht manche betrachtenswerthe Notiz: so die, daſs Alexander Herat (*Alexandria Arion*) und Kandahar (*Alexandria Arastoton*) gegründet habe, daſs von ihm die alte Persische Stadt Firuzabad, die einst Khur geheiſsen, zerstört sei, offenbar *Cyropolis, regio ibi maritima* (Plin.), mit deren Zerstörung der Winterfeldzug (331—330) gegen die Persischen Mardier, dessen Arrian nicht erwähnt, geendet worden.

Dies Vernachläſsigen der morgenländischen Schriftsteller ist namentlich auch für die beigefügte Karte nachtheilig gewesen. In der zweiten kleineren Hälfte der Vorrede ist die Art, wie sie komponirt worden, näher bezeichnet; für Griechenland ist Barbié du Bocage, für Aegypten Heeren, für Asien Leake, Kinneir, Ker-Porter, Pottinger, zum Grunde gelegt worden; namentlich haben die letzten drei, so zuverläſsig und genau ihre Karten für die Gegenden sind, welche sie selbst zu sehen Gelegenheit hatten, im Weiteren viel Willkürliches aufgezeichnet; man vergleiche beispielsweise die Konture des hohlen Persiens in ihren Karten, in denen Ouselys, Moriers, Niebuhrs, mit einander und mit älteren Reiseangaben, um sich zu überzeugen, wie höchst zweifelhaft jedes Gewässer, jedes Gebirge ist, das sie nicht selbst gesehen. In diesen und vielen ähnlichen Fällen sind die morgenländischen Nachrichten von auſserordentlichem Werth; vor allen bieten die Eroberungszüge eines Timur, die Angabep des Ulug-Beig und Abulfeda, die Wegemaaſse der Nubischen Geographen eben so sichres wie reiches Material, um die Karten Westasiens zu berichtigen. — Die Art der Kartenzeichnung ist von dem Astronomen Hrn. Kaiser, der das vorliegende Blatt entworfen, nicht vortheilhaft gewählt; indem sie je nach dem Vorgange der zum Grunde gelegten Karten bald Bergzüge, bald Hoch- und Tiesland bezeichnet, tritt weder der Hauptnexus der Gesammtbildung, noch das individuelle Terrain einzelner Distrikte, das für Alexanders Züge eben so wichtig als jenes ist, deutlich genug hervor.

Der Kommentar selbst ist im Einzelnen gründlich und reichhaltig, und die Resultate der Untersuchungen in der Regel treffend; bei der groſsen Menge der besprochenen Gegenstände ist es nicht möglich, ausführlich

zu berichten; das Wichtigste wird sich bei einem summarischen Ueberblick der Alexanderzüge an einander reihen und sich so zugleich Gelegenheit, Einzelnes zu berichtigen, finden.

Alexander fand bei seinem Regierungsantritt Griechenland in Aufruhr, die Barbaren im Norden in heftiger Bewegung, selbst das unter Attalus nach Kleinasien vorausgesandte Heer in Empörung; noch im Herbst 336 wurde Griechenland durchzogen, ohne weitere Feindseligkeiten beruhigt und in Korinth das sogenannte Bündnifs Alexanders geschlossen; schnelles Gericht erstickte des Attalus Meuterei. Mit dem nächsten Frühling begann der Feldzug gegen Norden, während der Lynkestier Alexander das Gebiet der Arysischen und Seeländischen Thracier durchzog, erkämpfte Alexander den Uebergang über den Hämus; der Verf. bezeichnet den Pafs, den Alexander durchzog, nicht genauer; es war die *porta Trojani* an den Hebrusquellen, nicht einer der östlicheren Pässe, die zu entfernt und minder bequem gewesen wären. An dem Lyginus stellten sich die Triballer den Macedoniern entgegen; es ist dies das einzige Mal, dafs dieses Flufsnamens erwähnt wird; von ihm, sagt Arrian, sind drei Tagereisen zur Donau; der Verfasser meint, es sei der Flufs, der sich bei Silistria ergiefst, Andere haben an den, der unfern von Schumla zum schwarzen Meere hinabfliefst, gedacht; aber der Oiskus (heute Isker) ist seit alten Zeiten die Ostgrenze der Triballer oder Servier gewesen, die 15 Tagereisen weit westwärts über das Amselfeld hinaus wohnten; der Oiskus ist von den Triballischen Flüssen der *porta Trojani* der nächste und er oder einer seiner kleinen Zuflüsse offenbar der Lyginus Arrians. Nicht weit von der Mündung dieses Flusses mufs die Donauinsel Peuce, auf die sich der Triballerkönig flüchtete, gewesen sein; denn wäre diese mit der bekannten grofsen Insel in den Donaumündungen dieselbe, so müfste Alexander, der nach dem Siege über die Geten jenseits der Donau, nach der Westgrenze Macedoniens zurückging, einen Weg von etwa 150 Meilen mit seinem Heere in noch nicht 30 Tagen gemacht haben. Er eilte über die Ebene der Triballer und durch die Pässe von Skupi, um die Illyrier, die sich der Festung Pellion am Ausgange der Lychnitischen Pässe bemächtigt hatten, zurückzuschlagen. Kaum hier Sieger, war er durch Thebens Abfall gezwungen, zum zweitenmale gen Hellas zu ziehen; ein Gewaltmarsch brachte das Heer in 14 Tagen unter die Mauern von Theben; der Fall und die Zerstörung dieser Stadt endete die Unruhen in Griechenland. Für die Geschichte jener Belagerung hat der Verf. vielfache Notizen über die Lokalität der alten Stadt beigebracht; aus einer trefflichen Abhandlung des Hrn. Dr. Schöne über die Lage der 7 Thore (Allg. Schulzeitung 1830) lassen sich mehrfache Berichtigungen nachtragen.

Mit dem Frühling des Jahres 334 brach Alexander gen Osten auf; seinen Eintritt in Asien feierten die Opfer und Festzüge auf den Trümmern von Ilion; diese Gegend wurde zur Gründung einer Stadt bezeichnet, die des Königs Namen tragen sollte, der ersten in jener merkwürdigen Reihe von Kolonien, die im Verlauf der Feldzüge an den in militairischer und kommercieller Hinsicht wichtigsten Punkten angelegt und die Stützpunkte des neuen Reiches, die Centralpunkte des Hellenistischen Lebens wurden. Von Troas aus zog Alexander, indem er die Besitzungen des Persischen Feldherrn Memnon von Rhodus unberührt liefs, ostwärts, und traf den Feind am Granikus zur Schlacht; der Sieg in diesem Reitergefecht vernichtete die Persermacht diesseits des Taurus; Kleinasien stand ihm offen. Er drang nicht sofort ins innere Land; theils um sich erst in der mit Griechischen Städten bedeckten Westküste eine breite und sichere Operationsbasis zu gewinnen, theils um der Perserflotte, die bereits in den Hellenischen Gewässern erschienen war, die Küste zu sperren, wandte er sich, während ein Streifkorps die Küste der Propontis durchzog, mit dem Hauptheer südwärts; Sardes und Ephesus ergaben sich, Milet wurde gestürmt und in Halikarnafs verloren die Perser ihren letzten Posten in Kleinasien. Während des Winters wurde die Südküste der Halbinsel besetzt, und im Frühling 333 sammelten sich die verschiedenen detaschirten oder beurlaubten Mannschaften in Gordium, um den zweiten Feldzug zu beginnen. (van der Chys p. 1—35).

Von hier zog Alexander über Mazaka (Kaisarieh), das die Kappadocische Ebene und das Thal des Karasu, das gen Armenien führt, beherrscht, zu den Cilicischen Nordpässen. Er spielte ein gewagtes Spiel; denn nachdem er selbst seine Seemacht aufgelöst, hatte sich die Perserflotte von der Küste Kleinasiens abgeschnitten, nach Memnons Plan gen Griechenland gewandt, Verbindungen mit Sparta angeknüpft und den Kampf gegen Alexander an der verletzbarsten Stelle

seines Reiches begonnen; es galt jetzt, wer zuerst den entscheidenden Schlag that. Alexander konnte in Griechenland, die Perserflotte in Cilicien oder Syrien vernichtet werden. Der König erkrankte in Tarsus, Memnon starb auf Lesbos; die Unternehmungen stockten, während der Grofskönig mit seinem Reichsheere von Babylon über den Euphrat auf die Ebene von Sochi oder Onchas heranzog; thöricht genug befahl er, möglichst viele Truppen der Flotte, meist Griechische Söldner, über Phönicien zum Landheere zu senden. Die Ebene von Sochi oder Onchas lag zwei Tagereisen jenseits der Amanischen Pässe; der Verf. hat nicht gewagt, ihre Lage näher zu bestimmen; Rennel war der Meinung, jene Gegend in der des heutigen Derbesak ostwärts unter den Pässen von Beylan wiederzufinden; doch stimmen die Entfernungen nicht; etwa 8 Meilen weiter landein, 5 Meilen von Aleppo, am Eingange des sogenannten Blutfeldes, liegt ein Ort Ezas oder, nach Niebuhr, Anzas. Dies scheint die Ebene von Onchas zu sein, die Darius anfangs zum Kampf bestimmt hatte; sie hätte seinem Heere unleugbare Vortheile geboten; seine Ungeduld und sein Schicksal trieben ihn in die Engpässe von Issus, die Thermopylen Ciliciens. Er stand im Rücken Alexanders, der, während die Perser durch die Amanischen Pässe gen Issus gezogen, von Issus aus durch den Küstenpafs gen Myriandrus vorgerückt war, um demnächst durch die Syrischen Pässe (Beylan) auf die Ebene von Onchas zu marschiren. Die regnichte Novembernacht hielt ihn im Lager von Myriandrus, als Landleute die Nachricht brachten, dafs Darius im Rücken der Armee, in den Engen Ciliciens, stehe. Schleunigst kehrte er zurück, die Gunst des Schicksals zu benutzen; der Sieg am Pinarus öffnete ihm Syrien diesseits der Wasser; Alexandria am Eingange der Syrischen Pässe von der Seeseite her bezeugt noch heute die Erinnerung jenes grofsen Sieges. Wiederum verfolgt Alexander den fliehenden Feind nicht ins Innere Asiens; um die schon sehr geschwächte Seemacht der Perser gänzlich abzusperren, und für den Zug ins obere Asien eine neue sichere Operationslinie zu gewinnen, beschlofs Alexander, zunächst die Persischen Küstenländer am Mittelmeer zu unterwerfen. Er fand hier kräftigen Widerstand; bis in den Sommer des folgenden Jahres (332) widerstand die Inselstadt Tyrus, Gaza, die Stadt der Philister, hielt sich 4 Monate; beide wurden mit ungeheurem Aufwand von Kraft und Kunst vertheidigt und endlich erobert. Aegypten unterwarf sich während des Winters, Alexandria wurde gegründet. (van der Chys p. 35—51.)

Während Alexander zum dritten Feldzug nach dem Euphrat hin aufbrach, hatte Darius ein neues Reichsheer gesammelt, war von Babylon aus den Tigris aufwärts gezogen und hatte sich in der Ebene des Bumodus (Hazir-sou, van der Chys p. 61.), etwa 4 Meilen vom Tigris, gelagert, um dem Feinde den Tigrisübergang bei Mosul zu wehren; ein an den Euphrat vorgeschobenes Korps sollte die Bewegungen der Feinde beobachten. Im August 331 trafen die Macedonischen Kolonnen in Thapsakus am Euphrat zusammen (der Verfasser meint das heutige El-Der, nicht Racca). Alexander wufste noch nicht, wo Darius stand, er glaubte, dafs ihn derselbe unter den Mauern von Babylon erwarten werde; er wählte nicht den Weg der 10,000, den Euphrat hinab durch die Einöde Mesopotamiens; er wandte sich ostwärts gen Mosul, um dort über den Tigris und auf der grofsen Heerstrafse gen Babylon hinab zu gehen. Aber von Gefangenen über die Stellung der Perser benachrichtigt, wandte er sich plötzlich nordwärts, setzte 4 Tagereisen oberhalb Mosul bei Bedzabde (Dschesireh) über den reifsenden Strom, und eilte dem Feinde, der so um den gröfsten Vortheil seiner Stellung gebracht war, auf der Ebene von Gaugamela zur entscheidenden Schlacht entgegen; sie erfolgte am 1. Oktober 331; Darius wurde vollkommen geschlagen; er floh gen Ekbatana; er hoffte hinter den mächtigen Gebirgswällen, die das Aramäische Tiefland von Iran trennen, vor dem Feinde sicher zu sein; seine Flucht gab Babylon, Susa, die Eingänge Persiens preis. Alexander liefs ihn fliehn und wandte sich südwärts gen Babylon, Susa und die Persischen Pässe. Die Geographie dieser Gegend hat mannigfache Schwierigkeiten; darf man auch, wie noch neulich in dem *philological Museum* auf das Gründlichste bewiesen ist, gegen Hrn. v. Hammers Autorität annehmen, dafs nicht Shuster, sondern die Trümmerstätte von Shus dem alten Susa entspricht, so sind doch die zwischen Susa und den Pässen von den Alten, von den Morgenländern, namentlich Chereffeddin, und von den neueren Reisenden genannten Ströme noch keineswegs mit Sicherheit kombinirt. Es würde zu weit führen, hier auf das Nähere einzugehen; jedenfalls sind der Kopratas (der Flufs von Ram-Hormus bei Cher.) und der Flufs von Fey Nebenflüsse des Pasitigris (Abargoun bei Cher. heut Jerahi) den die grofse Heerstrafse bei Babehan übersetzt, um durch die Susischen Thore oder die Pässe der Uxier in das Thal der Arosis (Abchirin bei Cher.) zu gelangen, an deren Ufern der nächste Weg zu den Persischen Thoren bei Kelah-i-Sefid hinaufführt. Zwar meint Ousely und nach ihm der Verf., die von Alexander erstürmten Persischen Pässe seien die von Ourtchiny; indefs sperren diese den Sommerweg vom hohlen Persien nach Ispahan, und Alexander hatte Persopolis und Pasargada einnehmen können, ohne sich um sie zu kümmern.

Nach einiger Rast in Persien brach Alexander im Frühjahr 330 zur Verfolgung des Darius auf; er eilte über Aspadana oder Ispahan im Paratacenerlande gerade Weges, nicht auf dem Umwege von Tabae, wo Curtius meint, gen Ecbatana, während Darius zu den Kaspischen Pässen flüchtete. Alexander liefs einen Theil des Heeres in Medien zurück, mit dem Parmenion demnächst (über Tauris) durch das Land der Kadusier und durch die Kaspischen Pässe von Pyl Rubar an das Südwestufer des Kaspischen Sees hinabziehen sollte; er selbst verfolgte den fliehenden Grofskönig auf der grofsen Strafse nach Baktrien. Mit Recht erkennt der Verf. die Pässe, durch welche

Darius geflohen war, mit Fraser in denen von Gurdun-i-Sidara, jenseits derer die Ebene von Khawar (Choarene bei Isidor. Char.; Choara, *amoenissimus sinus* bei Plin.) beginnt; eine leichte Berechnung zeigt, dafs die Stelle von Darius Ermordung in der Gegend des heutigen Amravan, etwa 9 Meilen ostwärts von Semnoon und 7 Meilen westwärts von Damaghan oder Hecatompylos zu suchen ist. Von hier flohen die Königsmörder nach verschiedenen Richtungen, während Alexander durch den Pafsweg von Langaru (so nennt ihn Chereffeddin II. c. 48.) nach Sadrakarta, der Stadt der Granaten (Sari, wegen derselben Frucht berühmt und von ihr genannt P. della Valle) und der Königsburg Tape (Kara-tepeh nach Ousely) hinabzog. Weder Alexander noch Antiochus ist den Pafsweg, der bei Firuzkuh vorüberführt, hinabgegangen; den Macedoniern öffnete diesen die freiwillige Unterwerfung der Tapucier, den von Kaswin ein schneller Streifzug durch das Gebiet der Grofsmardier (Amarder).

Der nächste Feldzug sollte nach Turan führen; Alexander wollte sich vorläufig mit der Huldigung der Satrapen Arianas begnügen, und erst, nachdem er die Tiefländer nordwärts von Khorassan und vom Paropamisus, das Mesopotamien des Oxus und Jaxartes unterworfen, seine Macht in Ariana durch seine persönliche Anwesenheit begründen. Schon war er auf der Strafse von Kurkan und Mesched der Grenze der Baktrischen Satrapie nahe, als ihn ein Aufstand in Aria zwang, den eingeschlagenen Weg zu verlassen und durch das Thal des Herirud nach dem Innern Arianas hinaufzuziehen. Arktoana, nach Curtius in einem nordwärts streichenden Flufsthal (des Herirud), das nach Strabo das eigentliche Aria war, belegen, nach Ptolemäus 10′ nördlicher und 49′ westlicher als Alexandria Arion oder Herat, war der wichtigste Ort des Landes, nach dessen Einnahme Alexander ohne weiteres vorrücken und die Arianischen Satrapien unterwerfen konnte, zu deren Sicherung Herat und Kandahar gegründet wurden. Mit dem Winter 330 auf 329 stand das Heer im Lande der Paropamisaden, am Fufs des östlichen Kaukasus, wo sich die Wege von Baktrien, Indien und Ariana kreuzen; hier wurde *Alexandria ad ipsum Caucasum* gegründet, das 10 Meilen von Ortospana oder Kabura (*Kabul*) entfernt und in der Gegend von Ser Tchechmeh (nicht von Bamian) gelegen war.

Die Turanischen Feldzüge in den Jahren 329 u. 328 sind die schwächste Partie des vorliegenden Werkes, da dem Vf. für diese Gegenden Vorarbeiten und neuere Reiseberichte fehlten. Die wenn auch spärlichen Notizen, die wir bisher aus Moorcroft's Papieren erhalten haben, die nicht immer gründlichen Erkundigungen des Hrn. v. Meyendorf, vor allen aber die besonders reichhaltigen geographischen und Geschichtswerke der Morgenländer, gaben für Alexanders Züge in Turan mannigfache Aufklärung; der Vf. hat selbst die Angaben, die ihm das Alterthum darbot, nicht gehörig benutzt und diesen verwirrtesten Theil der Alexanderzüge in seiner alten Verwirrung belassen.

Mit besserem Erfolge hat der Vf. die drei Indischen Feldzüge der Jahre 327, 326, 325 bearbeitet. Freilich ist das, was er über den ersten Feldzug und die Landschaften zwischen dem Choaspes und Indus sagt, durch C. Ritters Abhandlung: Alexanders Züge am Indischen Kaukasus, mehr oder minder unbrauchbar geworden. In der Ethnographie des Panschab folgt der Vf. Hrn. Lassen's *Pentapotamia;* auch hier wäre eine reiche Nachlese zu halten, das Terrain der Schlacht am Hydaspes läfst sich nach Arrian, Curtius und Elphinstone anschaulich und genau verzeichnen, die Herrschaften des Spittaceus (*Polyaen*) des jüngeren Porus (*Arr.*) des Phegeus und Sopeithes (*Curt.*) des Taxiles und Abisares von Kaschmir, dieser Indusbund, dessen Protektorat Alexander übernahm, würde in einer geographischen Untersuchung mancherlei Aufklärung gefunden haben; selbst die Gegend, wo ohngefähr Alexander den Sudlutsch (?) nach der Vereinigung mit dem Hyphasis überschritt, um jenseits an dem Saume jener furchtbaren Wüste, die seiner Züge Ziel sein sollte, die 12 Riesenaltäre zu bauen, selbst diese Gegend dürfte sich durch sorgfältige Kombinationen mit einiger Genauigkeit bestimmen lassen. — Die Rückkehr zum Hydaspes von dem Herabfahren auf dem Strome füllte den Herbst des Jahres 326; Alexander war vorsichtig genug, das Land der Zusammenströmungen, das heutige Multan unmittelbar mit seinem Reiche zu vereinen; die Unterwerfung der Maller und die Gründung einiger Städte sicherte ihm den Besitz dieser Gegenden; dem folgte bald und leicht die Besitznahme des unteren Indus und des Indusdeltas; an den Mündungen dieses dem Nil nicht unähnlichen Stromes wurden mehrere Emporien und Festungen angelegt, so wie die ganze Linie des Indus bis zur Indischen Satrapie mit einer Reihe von Kolonien besetzt; Alexandrien an der Indusmündung sollte gleich dem Alexandrien des Nilstromes ein letzter Centralpunkt des Hellenischen Handels und des Völkerverkehrs werden, und zu der Landstrafse durch das Innere Persiens, wollte der König den Seeweg zu der Euphratmündung, ja zu dem Meerbusen Aegyptens hinzufügen, dessen Möglichkeit er voraussah. Das war der grofse Zweck jenes kühnen Seezuges, vom Indusdelta zur Euphratmündung, dem Alexander die Umschiffung Afrikas hinzuzufügen im Sinne trug: jenen Seezug möglich zu machen, übernahm der König den furchtbaren Marsch durch die Wüste Gedrosiens, der nur das Elend der Moskwa und Beresina gleichkommt.

Mit dem Anfang des Jahres 324 sammelten sich die Ueberbleibsel des Heeres in Karamenien, fortan war die Hauptthätigkeit des Königs, zu organisiren und die unterworfenen Völker zu einem Reiche, zu einer Nation zu verschmelzen. Wie mannigfache Anknüpfungspunkte auch hier für geographische Betrachtungen waren, die Art, wie der Vf. seine Aufgabe lösen zu müssen glaubte, hat es ihm unmöglich gemacht, sich diese tieferen und anziehenderen Fragen aufzuwerfen; je reicher und umfassender Alexanders Leben und Wirken wird, desto armseliger und unbedeutender wird der Kommentar.

Joh. Gust. Droysen.

№ 61.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

XLIV.

Ueber das Recht der homöopathischen Aerzte, ihre Arzneimittel selbst zu bereiten und den Kranken zu reichen; mit Rücksicht auf die Preufsischen Gesetze erörtert von einem praktischen Juristen. Berlin 1833. 8.

Dr. **Caspari's** *homöopathisches Dispensatorium für Aerzte und Apotheker, herausgegeben von* **Hartmann.** *Leipzig* 1832.

Viele, der Medicin allein oder der gesammten Litteratur überhaupt gewidmete Zeitschriften haben die Werke und Verhandlungen über Homöopathie seither ganz von sich ausgeschlossen, weil sie entweder dieselben nicht der Beurtheilung werth hielten oder weil ihnen solche vielmehr einer gründlichen Kritik unzugänglich erschienen, indem einer rein subjektiv-empirischen Lehre, die sich nur auf unzusammenhängende mit Bekanntem in Widerspruch stehende, isolirte Beobachtungen und Versicherungen oder Ueberzeugungen, ohne objektive Beweise, beruft, nicht vernünftiger Weise auf eine gründliche Art beizukommen ist. Es fehlte bisher durchaus an einem sicheren Maafsstab, den man an den eigentlichen Quell und die Principien der Homöopathie hätte anlegen können, weil sie selbst sich auf unbeweisbare, empirische sogenannte Fakta berief und hinter diesen ihren letzten Schlupfwinkel gegen die Angriffe nahm. Hierzu kommt der Umstand, dafs der Zustand der praktischen Medicin unserer Zeit, welchem sich die Homöopathie gegenüberstellte, sich selbst in einer Verfassung befindet, die nicht mit Sicherheit als gültige Richtschnur zur befriedigenden Entscheidung so verwickelter Fragen, als hier zur Sprache kommen, genommen werden kann. Die praktischen Aerzte, welche, weil sie sich in diesem Zustande ihrer Wissenschaft nicht befriedigt finden, zur Homöopathie ihre Zuflucht nehmen, könnten schon ein redender Beweis hierfür sein, wenn auch nicht die sich scheinbar vermehrende Theilnahme des Publikums an der Homöopathie und sogar die Aufmerksamkeit der Regierungen hierauf diese Vermuthung bestätigte und verstärkte. Wir sagen nicht, dafs hierin der Beweis des höheren Werthes der Homöopathie liegt, sondern nur ein Beweis des ungenügenden in sich selbst nicht kernfesten und ohnmächtigen Zustandes der praktischen Medicin; ein Beweis, dafs die rein sinnlich empirische Richtung, welcher diese sich nicht nur unbekümmert überläfst, sondern deren sie sich in grofser Selbstzufriedenheit als über alle Zweifel erhaben in Ueberzeugung der gröfsten Sicherheit sogar rühmt, nicht die allein wahrhafte sein mufs. Hierin liegt zugleich der Grund warum die Medicin von diesem Standpunkte aus nicht geeignet ist, aus wahrhaft wissenschaftlichen Principien das Andringen der Homöopathie in die wahren Schranken zurückzuweisen und ihre eigentliche Bedeutung und ihre wissenschaftliche Stellung klar vor Augen zu sehen. Denn es gerathen hier zwei scheinbare Gegensätze in den sonderbaren Fall, dafs beide im Allgemeinen von gleichen Principien, nämlich denen der reinen Empirie ausgehen, so dafs weder einer oder der andere für sich, noch beide gegeneinander, ihren Behauptungen den Stempel objektiver Wahrheit geben können. Beide haben in ihrer subjektiven Weise ihre empirischen Wahrheiten für sich angeführt und Mängel einander gegenübergestellt, ohne dafs jedoch der Knoten von Widersprüchen auf diese Weise wirklich gelöst und das endliche wahre Resultat dadurch hervorgebracht worden wäre. Die reine Empirie hat sich als vollkommen unfähig erwiesen, die Wissenschaft aus dem endlosen Wirrwar von Widersprüchen herauszureissen.

Man hat der Homöopathie z. B. vielfältig vorgeworfen, dafs sie in ihrer rohen sinnlichen Empirie keine Rücksicht auf wissenschaftliche Begründung ihrer selbst

durch Physiologie, Pathologie u. s. w. nehme und dadurch aller Eigenschaften der mindesten Gründlichkeit verlustig gehe. Wir halten diesen Vorwurf für vollkommen richtig; aber finden auch sogleich zu bemerken, dafs gerade die Vernachlässigung dieser Disciplinen und ihres organischen Zusammenhanges mit der praktischen Medicin es ist, woran der Empirismus so vieler praktischer Aerzte eben laborirt. Jene Fundamental-Wissenschaften werden als überflüssige Theorieen von den Praktikern kaum nothdürftig geduldet, oder als ein unwesentliches Anhängsel zugelassen. Von ihrer wahrhaften Bedeutsamkeit, von der wissenschaftlichen Entwickelung und dem inneren Zusammenhange der Physiologie und Pathologie, von dem ursächlichen Verhältnifs beider zur Therapie u. s. w. ist nicht die Rede, und also auch nicht von der Begründung der Medicin durch ihre naturwissenschaftlichen Elemente. Die verschiedenen medicinischen Disciplinen sind so ein äufserlich locker nur zusammenhängendes in sich unverbundenes Ganze, dessen einzelne Theile ebenso gut für sich und der eine ohne den anderen gelernt werden können. Der innere Zusammenhang aller Theile zum Zweck des *Einen* Ganzen ist nicht vorhanden. Merkwürdig genug, dafs die praktische Medicin sich dieses ihres eigenen Mangels nicht an sich selbst bewufst wird, sondern ihn nur an einer Opposition erkennt, über die sie sich weit erhaben glaubt. Hierauf braucht man nur aufmerksam zu sein um einzusehen, dafs die Homöopathie eigentlich solche Opposition mit ihren eigenen Waffen schlagen könnte, und dafs der Werth der subjektiv-sinnlichen Richtung der Medicin hier an ihr selbst zu Tage kommt. Denn dafs man die Naturwissenschaften und besonders die physiologischen neben der alleinseeligmachenden empirischen Therapie als etwas Aeufserliches und Unnützes lernt, gereicht hier nicht zur Entschuldigung, weil die Homöopathen dies auch wohl thun. Nur wenn man den wahrhaften Gebrauch von jenen Wissenschaften macht und auf ihren organischen Zusammenhang mit den praktischen Theilen diese basirt, erscheinen sie in ihrer inneren Zweckmäfsigkeit für das Ganze und nur durch ein solches Verhältnifs wird ein Unterschied des Arztes vom Homöopathen begründet.

Auf der anderen Seite haben die Homöopathen gesagt, dafs die Medicin ihre Begriffe vieler Krankheitsformen z. B. des Rheumatismus, des Katarrh u. s. w. zu sehr verallgemeinere, so dafs die konkrete Natur der Krankheit durch diese pathologischen Namen durchaus nicht hinreichend bestimmt werde, und es daher nöthig sei zur höchsten Individualisation der Symptome zu schreiten. Wir leugnen nicht, dafs auch hierin viel Wahres liegt, eben aus dem Grunde, weil die einfache empirische Auffassung einer so zusammengesetzten Sache, wie die konkrete Krankheit ist, durchaus abstrakt und fast leer ist, indem der zusammengesetzte Organismus der Krankheit nicht einfach in die Sinne fällt, sondern erst durch Geschichte, Vergleichung u. s. w. herausgebracht werden mufs. Aber wir können darum nicht zugeben, dafs die Homöopathen durch ihre Symptomatologie den Werth der wahren Pathologie verdrängen, im Gegentheil sieht man, dafs sie sich nur in gröfsere Schwierigkeiten verwickeln. Die Homöopathen unterscheiden ihre Krankheitssymptome wesentlich nach den Organen, in denen sie empfunden werden: Symptome am Kopf, am Halse, der Brust, am Bauch, den Gliedern, an der Haut u. s. w. Dabei beruhen sie nur sämmtlich auf der subjektiven Empfindung des Kranken oder der sinnlichen Wahrnehmung des Arztes, und es gehört zur objektiven Vergewisserung darüber weder die Geschichte der Entwickelung, noch der nothwendige innere Zusammenhang der Symptome untereinander. Hierdurch wird jedes Symptom etwas Selbstständiges und Unabhängiges, und seine Bedeutung etwas durchaus Zufälliges und Willkürliches, so dafs z. B. die Wahl eines Arzneimittels nach einem oder zweien unter vielen anderen Symptomen rein dem blofsen Gutdünken der Homöopathen überlassen ist und durchaus aller objektiven Begründung ermangelt. Die Bestimmung einer konkreten Krankheit durch den gewöhnlichen Arzt fällt wenigstens immer innerhalb der allgemeinen Begriffe von Rheumatismus, Katarrh u. s. w. und ist insofern bei aller Breite und beim Mangel näherer Individualisirung doch nie so willkürlich als die principlose Feststellung der Symptome der Homöopathen.

Indem wir bei dieser Gelegenheit von den Mängeln und Nachtheilen der rein sinnlichen Empirie in der Medicin gesprochen, wollen wir im Vorbeigehen doch erwähnen, dafs für uns der Begriff der Erfahrung von dem Begriff der reinen Empirie etwas sehr verschiedenes ist, indem erstere ein Resultat des Nachdenkens, der historischen Vergleichung und überhaupt einer geistigen Verarbeitung der sinnlichen Empirie ist, und also von weit höherer Bedeutung. Um so weniger können

wir es billigen, wenn der Begriff oder doch wenigstens der Ausdruck: Erfahrung, oft so sehr gemifsbraucht wird, dafs er schlechtweg mit jedem sinnlichen Eindruck für identisch genommen wird, wenn es darauf ankömmt, gegen tiefere Forschungen zu schelten. Vieles von dem was man, wenn auch noch so lang- und vieljährige, Erfahrungen nennt, sind — wir dürfen dies bei aller Hochachtung vor langen wirklichen Erfahrungen sagen — keine Erfahrungen, sondern es bleibt immer sinnliche Empirie, wenn die Erfahrung nicht eben so sehr in die Tiefe wie in die Länge geht. Ein geistloser Mensch kann keine Erfahrungen machen, wenn er auch bis in's Unendliche viel sieht und hört.

Nächstdem kommen wir auf unsern Gegenstand zurück, und indem wir auf diese Weise einsichtlich zu machen gesucht haben, wie von der Seite der sinnlichen Empirie des Verhältnifs der Homöopathie und der Medicin nicht zu entwirren ist, erlauben wir uns einen anderen Weg hierzu anzudeuten, den wir bereits in der Homöobiotik eingeschlagen, nämlich den historisch-vergleichenden und genetischen. Durch die in der Homöobiotik (Berlin 1831.) gegebenen historischen Nachweisungen bemühten wir uns in den in sich abgeschlossenen und jeder gründlichen Einsicht und Beurtheilung unzugänglichen Empirismus der Homöopathie gleichsam eine Pforte zu öffnen, wodurch man in diesen vorher mit dem Privilegium der Unbetastbarkeit ausgestatteten Gegenstand eingehen und seinem Inhalt vernünftig beikommen kann, und zwar auf die angegebene historische und genetische Weise. Wir dürfen uns hier wohl die Bemerkung erlauben, dafs auf die Frage: ob Hahnemann wirklich aus den Werken des Paracelsus und van Helmont die Grundlagen der Homöpathie geschöpft und diese dann aus Mifsverständnifs oder Absicht entstellt und verstümmelt hat, oder ob er, ohne des Paracelsus Werke gekannt zu haben, jene Lehren als die seinigen herausgebracht und aufgestellt hat, wenigstens in Betreff auf die wissenschaftliche Bedeutung des Gegenstandes, sehr wenig ankömmt. Denn es bleibt, den angedeuteten Nachweisungen zufolge, in beiden Fällen gleich wahr, dafs die empirischen Lehren der Homöopathie bei Paracelsus allein wissenschaftlich entwickelt und in seinem ganzen Zeitalter allgemein vorhanden gewesen sind, und dafs allein dadurch, dafs in diesem Sinne die Homöopathie wissenschaftlich kommentirt wird, ihre Stellung und ihre Bedeutung zur Einsicht kommen kann. Hierauf wollen wir in der Kürze noch zuvor aufmerksam machen, bevor wir auf die Selbstdispensation der Arzneien durch die Homöopathen kommen. Die Hauptsache hierbei ist, dafs nun die als empirisches Faktum von Hahnemann aufgestellte Lehre, dafs Gleiches mit Gleichem curirt werden müsse, nicht mehr etwas roh Empirisches bleibt; sondern etwas wissenschaftlich Begründetes und Entwickeltes und demnach einer gründlichen Beurtheilung in allen seinen Einzelnheiten und Verbindungen Fähiges geworden ist. Auf diese Weise läfst sich nun über die Lehre von den Symptomen der Krankheiten und der Arzneien und dem Verhältnifs beider, von der Natur der kleinen Dosen und der Potenzirung der Kräfte darin und den sonstigen Eigenthümlichkeiten der Homöopathie auf objektive Weise gründlich sprechen. So wahr es einerseits ist, dafs das Princip: *Similia similibus* zu kuriren, wie wir in der Homöobiotik gezeigt haben, nur bei Paracelsus in seiner wahren wissenschaftlichen Bedeutung aufgefafst, von Hahnemann dagegen gänzlich mifsverstanden und in die Idee der Homöopathie verkehrt worden ist, so gewifs ist es auf der anderen Seite, dafs das Princip der Alten: *Contraria contrariis* zu kuriren, der Entwickelungsstufe der Medicin unserer Zeit durchaus nicht mehr angemessen und zum wenigsten als allgemeineres Heilprincip hingestellt, beinahe eine ganz leere Abstraktion ist, die weder auf alle Fälle im Besonderen anwendbar, noch überhaupt mit den Fortschritten unserer Erkenntnifs von der Natur der gesunden Funktionen, der Entstehung und Ausbildung der Krankheiten und noch viel weniger mit der wahren Wirkungsart der Arzneimittel im Einklange ist. Bei den Alten ging obiges Heilprincip aus ihrer theoretischen Ansicht von den allgemeinen Qualitäten der Krankheiten und der Arzneien hervor, und mit dieser Theorie von den Qualitäten mufs die Lehre: *Contraria contrariis* d. h. durch entgegengesetzte Qualitäten zu kuriren, nothwendig stehen und fallen; so dafs schon von der Zeit an, wo die Wissenschaft zu der Einsicht gelangte, dafs jene Theorie ungenügend sei, auch nothwendig dies Heilprincip hätte untergehen müssen. Sonderbar genug aber windet sich, nachdem eine dem Begriff des Organismus angemessene, seit der Reformation ausgebildete, Physiologie die Lehre von den Qualitäten der Alten bis auf den Namen fast vergessen gemacht hat, dennoch mit dieser geläuterten Physiologie die alte Theorie der

Praxis durch alle Gänge des, von der rein wissenschaftlichen Seite fast labyrinthischen Zustandes der Medicin, ohne dafs man auf diesen ungeheuren Widerspruch aufmerksam geworden wäre, und ungeachtet alle Erscheinungen unserer theoretischen und praktischen Medicin faktisch uns eigentlich schon darüber hinausgeführt haben. Es ist nämlich das Wesen der modernen Medicin seit der Reformation, dafs sie nicht mehr eine *qualitative* im Sinne der Alten, sondern, gemäfs den physiologischen Begriffen der neueren Zeit, auf die Natur der selbstständigen *organischen Reaktionen* begründet sein soll. So wenig die Krankheitsursachen und Symptome, als die Arzneiwirkungen, können daher noch unter dem Begriff der Qualitäten aufgefafst werden, und so wie dieses nicht der Fall ist, hat natürlich das Princip: *contraria contrariis* zu kuriren, in der modernen Medicin seine ganze Bedeutung verloren, denn die Krankheiten sowohl als die Arzneiwirkungen hat man als organische Reaktionen erkannt und ein Princip, durch entgegengesetzte organische Reaktionen die Krankheit heilen zu wollen, hat jetzt entweder gar keinen Sinn oder doch wenigstens nicht den Sinn des Princips der Alten, die durch entgegengesetzte allgemeine Qualitäten kuriren wollten. Unsere jetzige Medicin ist eine nicht vollendete Metamorphose der Medicin der Alten durch die Paracelsische, man möchte sagen, eine Monstrosität, die, wie eine noch mit den abgestorbenen Ueberresten aller Häutungen bewachsene Raupe sich nicht zum Schmetterling entwickeln kann, so in der halben Metamorphose stecken geblieben ist, indem sie zwar die dem Begriff des Organismus gemäfse neue Form zum Theil angenommen hat; aber noch mit allen Schlakken ihres alten Zustandes innerlich verunreinigt und äufserlich überdeckt ist. In dieser Bedeutung ist es, was ich schon in der Homöobiotik ausgesprochen habe, dafs wer heut zu Tage noch blofs ein ächter Hippokratischer Arzt sein wolle, entweder mehr oder Anderes sei, als er sein will, oder nicht das freie Bewufstsein von der Wahrheit des jetzigen Zustandes der Entwickelung der Wissenschaft habe.

Darauf nun aber, dies freie Bewufstsein von dem wahren Verhältnifs der modernen zur Hippokratischen Medicin zu haben, kömmt es jetzt zum Verständnifs des wahren Verhältnisses der Homöopathie vorzüglich an. Wir müssen einsehen und frei bekennen, dafs es im Grunde eine Thorheit ist, unsere jetzige Medicin noch durch den Ausdruck des Wesens der alten Medicin charakterisiren zu wollen, da gerade das Gegentheil daran faktisch in der Wissenschaft vorhanden ist. Alsdann tritt sogleich ein anderes Verhältnifs der modernen Medicin zur Homöopathie ein. Wenn nämlich Hahnemann sagt: euer Princip *contraria contrariis* ist falsch, so wird es ein ganz unnützes Bemühen sein, ihm das Gegentheil zu beweisen; denn dieses Princip ist nicht nur in der modernen Medicin falsch, sondern sollte dem ganzen Wesen derselben nach gar nicht mehr allgemein darin vorhanden sein, und ist es auch faktisch nicht, nur den Theorien und Vorurtheilen nach. Hier sieht man nun aber recht deutlich, wie schwach und unvermögend die blofse Empirie in unserer Wissenschaft ist, indem sie nicht nur so widersprechende, hergebrachte historische Elemente unbewufst mit sich fortschleppt, sondern sie sogar vertheidigt, wenn sie in Zweifel gezogen werden. In der Homöobiotik habe ich in Umrissen entwickelt, wie jedoch jenes Princip der Alten, obgleich nicht allgemein, doch bei den Causalmethoden und Ministralmethoden auch jetzt noch seine Bedeutung und Stellung habe.

Betrachten wir aber demgegenüber das Paracelsische homöobiotische Princip: *similia similibus*, in der Fassung und Bedeutung, die es von Hahnemann als homöopathisches erhalten, so erscheinen nicht geringere Widersprüche, welche den Einklang mit den Grundsätzen der Wissenschaft unsrer Zeit nicht minder stören. Die Grundidee und der Hebel des ganzen Princips war bei Paracelsus diefs, dafs jede Krankheit in einem an den übrigen Theilen gesunden Körper sitze und dafs die darin noch übrige Gesundheit die absolute Voraussetzung und Bedingung aller Heilung sei, weil durch diese die Krankheit ausgetrieben werden müsse. Der Heilungsprocefs ist eine organische Reaktion der Gesundheit gegen die Krankheit. Man giebt Arzneimittel zu dem Zweck, solche gesunde Reaktionen im Körper zu erregen, die in Betracht einer organischen Individualität der Krankheit gleich sind („wie sich zween Feind gegen einander stellen" u. s. w.), so dafs dies der Sinn des: Gleiches mit Gleichem heilen ist, welches wir mit dem Namen: Homöobiotik, belegt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Ueber das Recht der homöopathischen Aerzte, ihre Arzneimittel selbst zu bereiten und den Kranken zu reichen; mit Rücksicht auf die Preufsischen Gesetze erörtert von einem praktischen Juristen.

Dr. Caspari's homöopathisches Dispensatorium für Aerzte und Apotheker, herausgegeben von Hartmann.

(Fortsetzung.)

Hahnemann hat nun aber merkwürdiger Weise ohne eine Ahnung von dem ganzen Geiste der modernen Medicin, der eben wesentlich durch den Begriff organischer Reaktionen, den allgemeinen Qualitäten gegenüber, sich charakterisirt, zu haben, das *similia similibus* durchaus wieder in dem qualitativen Sinne der Alten genommen, nur dafs er die Qualitäten der Alten in seiner Weise zu Symptomen macht. H. hat also den genetischen Begriff der Paracelsischen Arzneiwirkungen durchaus nicht erkannt. Hierzu kommt der noch viel wichtigere Umstand, dafs er durch die Arzneimittel nicht gesunde Reaktionen zur Austreibung der Krankheit, sondern eine zweite Krankheit hervorbringen will, wodurch die im Körper vorhandene Krankheit überwunden werden soll: daher Homöopathie, wo nicht zwei nur durch Individualität gleiche organische Reaktionen, sondern verschiedene Symptome, die nur darin sich gleichen, dafs beide krank sind, einander vertreiben sollen. Es ist also nur das Gemeinsame in der Hahnemannschen Vorstellung mit dem Paracelsischen Princip, dafs die Symptome in der That nur als lebendige organische Reaktionen wie bei Paracelsus und nicht als physikalische Qualitäten im Sinne der Alten betrachtet werden können, obgleich Hahnemann selbst dies keineswegs ausgesprochen und angenommen hat. Der wesentliche Unterschied des Begriffs der Paracelsischen Arzneiwirkung von den H. Symptomen liegt darin, dafs bei Paracelsus alle Symptome auf die Einheit ihres gemeinsamen Ursprunges bezogen und in ihrem genetischen und organischen Zusammenhange so betrachtet wurden, dafs P. die aus einer Arzneiwirkung hervorgehenden Symptome blofs als Glieder eines Ganzen betrachtete, während bei Hahnemann die Symptome ohne alle genetische Beziehung und ohne innere Verhältnisse untereinander blofs als äufserliche und zufällige Verbindungen und Mischungen angesehen werden, deren wahrer Zusammenhang schlechthin nicht zu erkennen sein soll. Paracelsus betrachtete die Entwickelung der verschiedenen Symptome aus ihrem gemeinsamen Keime der Arzneiwirkung und bezog alle Mannigfaltigkeit derselben auf diese Einheit des Ursprungs und der Abstammung, während sie Hahnemann blofs in ihrer äufseren sinnlichen Erscheinung, ohne auf ihren Quell und ihre Bedeutung zurückzugehen, genommen hat. Und hierin tritt besonders die Natur des reinen Empirismus in der Homöopathie mit grellen Farben hervor. Der Unterschied der Paracelsischen Medicin von der Homöopathie ist nicht ein blofs theoretischer, abstrakter, wobei die Thatsachen und deren Folgen dieselben bleiben, sondern es ergiebt sich der homöopathische Empirismus als eine vollkommene Zerstörung der substantiellen Auffassung dessen in der Arzneiwirkung, was deren Entstehung und Entwickelung, mit einem Wort ihren ganzen Generationsprocefs, zur Anschauung bringt. Dies ist nun bei der praktischen Anwendung in bestimmten Krankheiten von den bedeutendsten Folgen, da hier die Entstehung und Entwickelung der Symptome immer von der höchsten Wichtigkeit und oft allein über die Bedeutung des gegenwärtigen Zustandes Aufschlufs gebend ist, in beiden Fällen: bei dem Procefs der Arzneiwirkungen und bei dem Procefs der Krankheiten; denn Hahnemann hat kein anderes Mittel, als die Vergleichung der Symptome beider, nach deren Uebereinstimmung er die Arzneien wählt. Wo nun aber der

empirisch sinnlichen Erscheinung nach die Symptome ähnlich, aber in Wahrheit bei Betrachtung ihres Generationsprocesses als dem Wesen nach gänzlich verschieden sich ergeben, da treten systematisch und methodisch die rohen Mifsgriffe durch diesen Empirismus ein, die von den Grundsätzen der Homöopathie aus weder vorherzusehen noch wieder gut zu machen sind.

Diese Rücksichtslosigkeit auf alle theoretische Erkenntnifs von der Natur des Processes der Krankheit und der Arzneiwirkungen und die willkürliche und hypothetische Annahme unbewiesener Grundsätze an deren Stelle tritt in ihren schlimmen Folgen auch in Betracht der homöopathischen Voraussetzung, dafs es nicht gesunde Reaktionen, sondern Krankheiten sind, welche die Arzneien erzeugen, hervor. Diese Voraussetzung ist nämlich eine bewufstlose, durch nichts bewiesene, Theorie, welche willkürlich mit den dazu gehörigen empirischen Grundsätzen in Verbindung gebracht wird, ohne auf den Zusammenhang beider zu sehen, und den inneren Verlauf der Thätigkeiten des Heilungsprocesses zu ergründen. Dieses ist bei der Wahl der Arzneien gegen eine bestimmte Krankheit von Wichtigkeit, sowohl in Beziehung auf den Ort, als auf den Grad und die Qualität der Wirkung, namentlich in akuten Krankheiten, wo offenbar erhitzende Arzneiwirkungen bei schon vorhandenen hitzigen Krankheitserregungen von den nachtheiligsten Einwirkungen auf den Heilungsprocefs sein müssen. Hier ist der Ort zu bemerken, dafs die Homöopathie überhaupt nicht, selbst wenn sie auf ihre wahre Paracelsisch-homöobiotische Bedeutung zurückgeführt wird, als Heilmethode für alle Krankheiten betrachtet werden kann. Die Homöopathie kann sich höchstens zu einer Methode entwickeln, die gegen chronische Krankheiten, wo die Heilkraft der Natur unwirksam ist, angewendet werden kann; sie ist aber ihrer wahren Natur nach den akuten Krankheiten durchaus nicht angemessen, wo im Gegentheil mehr die Methode der Alten ihre Stelle findet. Denn so lange der Organismus, wie in den akuten Krankheiten, von selbst gegen die Krankheit und die Krankheitsursache reagirt, müssen natürlich noch hinzukommende, künstliche Reaktionen den Gang des Heilungsprocesses entweder quantitativ oder qualitativ stören, und somit hat in diesem Fall die Natur den Arzt und die Krankheit zugleich zu überwinden. Viele sind der Meinung gewesen, dafs in der Homöopathie gar keine positive Fehler in der Behandlung begangen werden könnten, und dafs der Vorwurf eines unzeitigen Eingreifens in den Gang des Krankheitsprocesses blofs die gewöhnliche Medicin treffe. Dies ist eine durchaus unrichtige Vorstellung; im Gegentheil kann und mufs die Homöopathie ihrem ganzen Princip gemäfs in akuten Krankheiten auf durchaus positive Weise immer mehr oder weniger schaden, weil die Reaktionen, die in chronischen Krankheiten erst künstlich hervorzubringen sind, hier von selbst hervortreten und in vielen Fällen sogar gemäfsigt werden müssen, anstatt sie die Homöopathie nach ihrem Princip in der Regel noch erhöhen will.

Ein wesentlicher Punkt ist nämlich auch hier wieder die Verkehrung des Paracelsischen Satzes durch Hahnemann, dafs man von der Heilkraft der Natur nichts erwarten, sondern jede Heilung durch Kunst hervorbringen müsse. Bei Paracelsus hat dies den Sinn, dafs wenn gleich die Heilung eine künstliche sei, doch der Procefs, den der Arzt im Körper erregt, derselbe sein mufs, wie der, den die Natur von selbst genommen haben würde, wenn ihre Kräfte zur Heilung hingereicht hätten. Die künstliche Heilung ist also im Wesentlichen nichts, als eine von dem Arzt durch Arzneien hervorgebrachte Reihe von Reaktionen, die aber dem Gange der Natur den sie unter anderen Umständen von selbst genommen haben würde, gleich ist: es ist eine Nachahmung der Natur durch die Kunst. Von dieser Erkenntnifs ist aber in der Homöopathie nicht die Rede, sondern anstatt die Natur in dem Heilungsprocefs nachzuahmen, nimmt sie durch beabsichtigte Erregung neuer Krankheiten einen ganz entgegengesetzten Gang. Aber als allgemeines Heilprincip für alle Krankheiten genommen, tritt auch in der wahren Paracelsischen Medicin der Vorwurf ein, dafs sie in vielen, namentlich den akuten Krankheiten durchaus nicht an ihrem Ort ist, und hier tritt also in beiden Fällen die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Würdigung und Leitung des principlosen empirischen Handelns ein. Es ist indessen auch nicht zu läugnen, dafs das Paracelsische Heilprincip *similia similibus*, so wahr es in der noch anzudeutenden Beschränkung dem Begriff des Organismus gemäfs auch im Allgemeinen ist, doch in seiner Durchbildung durch die besonderen Fälle und in seiner praktischen Anwendung unentwickelt und nur in seiner rohesten Gestalt erscheint, worin eine Menge von Wi-

dersprüchen zu jener Zeit durchaus nicht gelöst werden konnten. Paracelsus selbst verwickelte sich bei der besonderen Anwendung in solche Widersprüche, vorzüglich da, wo es auf Vergleichung der Krankheiten mit den ihnen entsprechenden Arzneien ankam. Da er nämlich den chemischen Procefs der Arzneibereitung ebenfalls unter dem Bilde des organischen Entwickelungsprocesses auffafst, so verglich er häufig irriger Weise die keinesweges an sich lebendigen Eigenschaften der Arzneien mit den organischen Reaktionen der Krankheitssymptome, indem er meinte, dafs die Wirkungen der Arzneien im Körper ähnlich ihren sinnlich wahrnehmbaren Kräften seien. Nur bei der Wirkung dreier Arzneien: des *Sal philosophorum*, des *Antimonii* und des *Mercurii* fafste er richtig im Sinne seines Systems die wirklich organischen Wirkungen derselben im Körper als dasjenige auf, was gegen die Krankheit thätig sei, nämlich als eine bestimmte Aufregung der Gesundheit, wodurch sich der Körper von aller Krankheit reinige. — Hier ist also dem Standpunkt unserer Wissenschaft gemäfs die weitere Durchbildung noch zu versuchen.

Ein ähnliches Verhältnifs des jetzigen Zustandes der Medicin zur Homöopathie, wie das so eben besprochene, tritt nun auch hervor, wenn man die Dosen und die Zusammensetzungen der Arzneien in beiden betrachtet. Die Alten, welche blofs durch die Qualitäten der Arzneien die Krankheiten heben wollten, brauchten der Stärke der Krankheiten adäquate Summen und Grade von Qualitäten, und der Zusammensetzung derselben angemessene Zusammensetzungen der Arzneien. Mit dem richtigeren Begriff von Organismus und von organischen Reaktionen der modernen Zeit tritt hier aber seit Paracelsus wieder ein ganz anderes Verhältnifs ein. Mit der Erkenntnifs der Wahrheit, dafs weder die Krankheiten Qualitäten sind, noch die Arzneien durch ihre Qualitäten organisch wirken, mufste nothwendig auch die Anwendung der Arzneien in entsprechenden Qualitätsgraden, die nur durch die Mengen (Dosen) erzielt werden konnten, ihre Bedeutung verlieren, und in dem Maafse als man erkannte, dafs die Krankheiten nicht durch eine bestimmte Zahl von Qualitäten und Symptomen äufserlich zusammengesetzt, sondern dafs die ganze Mannigfaltigkeit der Symptome einer Krankheit sich aus der Einheit eines Keims zu einer zusammengesetzten Totalität von Innen heraus entwickelt, mufste eben so die Wahrheit vor Augen treten, dafs eine Verbindung und Zusammensetzung von Symptomen, die alle aus einer Wurzel entspringen, eben in dieser einen Wurzel und nicht ohne die Wurzel an den einzelnen Zweigen ausgerottet werden könnte. Die Zusammensetzung der Arzneien der Alten hatte somit ebenfalls hier ganz und gar ihren Zweck und ihre Bedeutung verloren, indem Paracelsus einsah, dafs sich eben aus einer einfachen Arznei eine Mannigfaltigkeit oder Zusammensetzung von Wirkungen entwickeln könne, die der Zusammensetzung der Krankheit entsprechend sei.

Hieraus ist von selbst klar, dafs die grofsen, ja oft ungeheuren Dosen von Arzneien, eben so wenig als die vielfachen Zusammensetzungen derselben in der modernen Medicin, nicht nur keinen vernünftigen Sinn haben; sondern im direkten Widerspruch mit den ganzen Principien der Wissenschaft unserer Zeit stehen. Paracelsus suchte die zwecklosen Zusammensetzungen der Arzneien der Galenischen Aerzte seiner Zeit dadurch lächerlich zu machen, dafs er sie mit geflickten Hosen verglich, welche weniger haltbar als ganze seien, wie denn ähnlich die Einheit der Arzneiwirkung nicht aus mehreren Stücken zusammengesetzt, sondern aus dem *Simplex* entwickelt werden müsse. Dasselbe Thema könnte in unserer Zeit eine sehr nützliche Bearbeitung abgeben.

Die Dosen der Arzneien brauchen, nach den von Paracelsus entwickelten oder doch angedeuteten Grundsätzen der modernen Medicin nicht so grofs zu sein, als bei den Alten, weil es nicht die Qualität, sondern eine, wie aus einem Keim sich entwickelnde Reihe von Reaktionen ist, die gegen die Krankheit wirkt, und weil also der Maafsstab für die Gröfse der beabsichtigten Reaktionen nicht in der Quantität der Arznei, sondern in der Fruchtbarkeit des Entwickelungs- und Generationsprocesses der organischen Wirkung zu suchen ist. Wie aus einem kleinen Keim eine grofse Pflanze, so kann sich aus kleinen Dosen einer fruchtbaren Arznei eine grofse Wirkung entwickeln. Dies ist also ganz auf physiologische Grundsätze zurückzuführen und hiernach zu beurtheilen. Durch verstärkte schnell auf einanderfolgende Arzneidosen kann unter Umständen der beginnende Generationsprocefs der Arzneiwirkung zerstört und in eine fremdartige monströse Entwickelung umgewandelt werden. Paracelsus selbst scheint sich jedoch des Wesens dieses Processes nicht mit völliger Klarheit bewufst worden zu sein, wenigstens hat er

dieses nicht so rein und bestimmt, wie manches andere ausgesprochen, wenn es gleich im Sinne seiner ganzen sonstigen Richtung liegt. Er gerieth hier dadurch in Widersprüche, daſs er sowohl den chemischen als den organischen Proceſs unter dem Bilde organischer Zeugung und Entwickelung begriff und mithin häufig auch diejenigen organischen Reaktionen, welche er im lebenden Körper fand, in dem chemischen Proceſs der Arzneien voraussetzte und dadurch beide häufig da für einerlei hielt und mit einander verwechselte, wo die bedeutendsten Verschiedenheiten vorhanden sind, wodurch er selbst oft zu ganz unrichtigen Folgerungen verleitet wurde. Diese Unvollkommenheit der Paracelsischen Darstellung der Arzneiwirkungen scheint den Grund zu enthalten, weshalb Hahnemann dieselben auf eine vollkommen verkehrte Weise aufgefaſst hat, obgleich er die Widersprüche und Nachtheile der groſsen Dosen der Aerzte unserer Zeit ganz im Paracelsischen Sinn angenommen hat. Anstatt nämlich die Steigerung der Arzneiwirkung durch kleine Dosen, im wahren homöobiotischen Sinn, als eine organische Generation und Entwickelung der durch die Arznei im Körper erregten Reaktionen zu nehmen ist, hat Hahnemann mehr den Irrthum des Paracelsus aufgefaſst, daſs eine solche Steigerung und Entwickelung der Wirkung, nämlich auf chemische oder physikalische Weise durch die Verdünnung, das Reiben, Schütteln und sonstige Präparationen der Arzneimittel stattfinde, während er den Punkt der wahren organischen Kraftentwickelung im Körper ganz übersehen hat. Das Unerklärliche und Widersprechende solcher Annahme sucht er wie überall durch das Geheimniſsvolle der Sache und durch die unbewiesene Versicherung zu erklären, daſs jene Steigerung der Wirkung durch Reiben und Schütteln ein empirisches Faktum sein soll. Wir glauben, daſs es hinreicht, historisch auf den wahren Quell solcher Irrthümer aufmerksam gemacht zu haben, um ihre Natur und ihre Bedeutung würdigen zu können. Man sieht ein, daſs ungeachtet in der Homöopathie, die den Grundsätzen der modernen Medicin durchaus widersprechenden Dosen und Zusammensetzungen vermieden sind, doch von ihr selbst auf positive Weise keineswegs die wahren Bedürfnisse befriedigt sind, welche die wissenschaftliche Medicin so dringend fordert.

Diese kurzen Andeutungen mögen hier genügen, um uns auf einen Standpunkt zu stellen, von wo aus uns das wahre objektive Verhältniſs des jetzigen Zustandes der modernen Medicin überhaupt zur Homöopathie klar vor Augen tritt. Es wird sich nun das Verhältniſs der Homöopathie als ausübender Heilkunde im Staat, insoweit es durch die obige, erste Schrift angedeutet ist, näher betrachten lassen. Wir deuten vorerst den Inhalt der Schrift an. Sie ist im Allgemeinen im Geiste und Sinne der bekannten früheren Schriften über denselben Gegenstand von Dr. Albrecht und Dr. Tittmann; aber mit besonderer Rücksicht auf die Preuſsische Gesetzgebung abgefaſst. Der Vf. stellt die Frage über die Selbstdispensation der Arzneien durch die Homöopathen mehr als einen Streit zwischen den Rechten der Apotheker und den Aerzten dar, und zeigt daher zuerst historisch die Art der Entstehung der Apotheken, nachdem auch im Alterthum die Aerzte selbst ihre Arzneien dispensirt hatten. Es führte darauf zuerst die zu groſse Last für den Arzt, zugleich Arzneien zu bereiten und die Nothwendigkeit von Gehülfen zu diesem Zweck: *Rhizotomi*, *Medicamentarii*, *Confectionarii*, die anfangs bloſs nach den Privat-Vorschriften der Aerzte, dann nach dem Receptbuch der Salernitanischen Schule arbeiteten, bis später jeder Staat für seine Apotheker gesetzliche Dispensatorien einführte und den Aerzten zunächst zum Vortheil der Apotheker, um wieder von diesen die kostspielige Bereitung und Aufbewahrung fordern zu können, das Dispensiren untersagte. Der Verf. sucht auseinanderzusetzen, daſs der Umfang der Apothekerrechte auf die alleinige Bereitung der Arzneien nach dem Preuſsischen Landrechte sich nur auf die in der *Pharmacopoea borussica* enthaltenen Verzeichnisse und Vorschriften für die zubereiteten Arzneien erstrecken könne, daſs dagegen die Bereitung der homöopathischen Arzneien von ganz anderer Art sei und nur wenig chemische Präparate der Pharmakopöen von den Homöopathen gebraucht würden, so daſs die Apothekerprivilegien nicht auf die homöopathischen Arzneien ausgedehnt werden könnten; weil diese, wenigstens in der gehörigen Form, in den Apotheken nicht vorräthig, die Apotheker ferner keine Instruktion für die Bereitung der homöopathischen Arzneien hätten und auch die Kenntnisse und Fertigkeiten zur Bereitung der Arzneien nach der Pharmakopoe nicht hinreichten, homöopathische Arzneien zu bereiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Ueber das Recht der homöopathischen Aerzte, ihre Arzneimittel selbst zu bereiten und den Kranken zu reichen; mit Rücksicht auf die Preufsischen Gesetze erörtert von einem praktischen Juristen.

Dr. Caspari's homöopathisches Dispensatorium für Aerzte und Apotheker, herausgegeben von Hartmann.

(Fortsetzung.)

Die homöopathischen Arzneien seien ferner als Arkana (d. i. Geheimmittel) zu betrachten und auf diese hätten die Apotheker kein ausschliefsliches Recht, weil niemand solche ohne Erlaubnifs der Medicinalbehörden verkaufen dürfe. Eine nachträgliche Ausdehnung der Apothekerrechte auf die Dispensation der homöopathischen Arzneien sei nicht räthlich, weil eine grofse Sorgfalt, Reinlichkeit und Kraftanstrengung, die den Apothekern fremd sei, dazu gehöre, auch bei der Aufbewahrung der Duft anderer Arzneien abgehalten werden müsse, um nicht die Wirkung zu ändern. Ferner könnten die Apotheker schwerlich zu der Ueberzeugung gelangen, dafs wirklich die geforderte Sorgfalt bei der Bereitung der homöopathischen Arzneien nöthig sei und ohne solche Ueberzeugung würde die Bereitung ungenau werden. Auch sei ein Versehen bei der Bereitung durch die äufsern Kennzeichen der Arzneien nicht zu entdecken und selbst die Wirkung gebe nur eine schwache Vermuthung der richtigen oder unrichtigen Bereitungsart. Endlich könne es um so weniger im Sinne unserer Gesetzgebung liegen, den Apothekern auch die Bereitung der homöopathischen Arzneien anzuvertrauen, als bei diesen die für die Apotheken vorgeschriebenen Visitationen ganz zwecklos seien, indem für die Bereitung der homöopathischen Arzneien keine Kontrolle ausführbar sei.

Dagegen könne dem Homöopathen das Recht zur Selbstdispensation nicht streitig gemacht werden, weil die obigen Bedenklichkeiten auf sie als Aerzte keine Anwendung fänden, und obgleich den Aerzten im Allgemeinen das Dispensiren verboten sei, so enthalte doch das Preufsische Medicinaledikt eine Deklaration vom 27. September 1727, nach welcher zwar die Medici die gemeinen *medicamenta officinalia* nicht bereiten und verkaufen sollten, dagegen ihnen nicht verboten sein soll, etliche gute Medikamente, die in den Apotheken nicht ordentlich geführt werden und einem Medico in seiner Erfahrung insbesondere bekannt sind, zu elaboriren und den Patienten zu geben. Eigennutz, grofser Konstenaufwand und Mangel an Fertigkeiten, derowegen die Verbote des Dispensirens für die Aerzte gegeben, könnten bei den Homöopathen nicht Statt finden, weil die Bereitung ihrer Arzneien einfach, nicht kostspielig und die Austheilung unentgeldlich sei. Der Verf. schlägt daher vor: 1) homöopathische Apotheker von einer homöopathischen Prüfungskommission zu approbiren und zu vereiden und 2) die homöopathischen Officinen unter den Augen eines Deputirten jener Kommission einzurichten und nach erhaltener Approbation zu privilegiren. Diese Folgerungen und Betrachtungen sind mit guten Absichten, wie auch schon anderweitig, gemacht; allein solche äufserlichen Rücksichten und Grundsätze, von denen sie ausgehen, reichen nicht hin, um über so wichtige Fragen zu entscheiden. Der Punkt der Selbstdispensation der Arzneien greift viel tiefer in das innere Wesen der Staatsmedicin ein, als der Vf. ahnt, und zur freien Entscheidung darüber gehört ein viel vorurtheilfreieres und von subjektiven Rücksichten unabhängigeres, durchaus rein objektives Gegenüberstellen: zuerst der wahren wissenschaftlichen Bedeutung der Medicin und der Homöopathie einerseits und andererseits eine eben so objektive Würdigung des Verhältnisses beider zu den Zwecken des Staats. Hierbei treten, indem man sich die verschiedenen fraglichen

Elemente kritisch vorführt, bei weitem mehr wesentliche Dinge, welche in ihrer Bedeutung erst festzustellen sind, in die Augen, als man bei flüchtiger Anschauung der Sache zu glauben geneigt ist. Um das Verhältnifs der Homöopathie zum Staat klar einzusehen, ist vor allen Dingen der wahre Begriff der Staatsmedicin überhaupt zu geben. Mit diesem Begriff ist man bisher noch eben so wenig als mit der Sache fertig gewesen. Die gewöhnliche Ansicht, nach welcher die Staatsmedicin ein Theil der Medicin überhaupt ist, der die aus dem Ganzen genommenen Kenntnisse und Regeln zum Zweck der Staats- und Rechtsverwaltung enthält, erscheint durchaus ungenügend. Die Staatsmedicin ist nicht wie man sagt eine *Dienerin* der Gesetzgebung und Verwaltung, sondern sie ist ein integrirender *organischer Theil des Staatskörpers* und verhält sich zum Rechte und der Verwaltung nicht anders, als die Glieder des Organismus unter einander. Zum Ganzen haben alle dasselbe Verhältnifs, und hier ist das Recht eben so gut als die Medicin Diener für die Staatszwecke. Die Staatsmedicin besteht auch nicht aus Bruchstücken der Medicin im Dienste der Verwaltung und Rechtspflege, und ist überhaupt eigentlich kein bloſser Theil der Medicin, eben so wenig als das Staatsrecht und Landrecht ein Theil des Naturrechts ist. Vielmehr muſs die Staatsmedicin begriffen werden als die ganze Medicin mit allen ihren Zweigen, wie sie der Staat seinen Zwecken gemäſs ausübt. Der Staat ist im Verhältnifs zur Medicin eben so gut Arzt als Richter und Gesetzgeber, und nicht ein Theil, sondern die ganze Medicin ist in der Ausübung oder Anordnung der Staatsmedicin ihm zugehörig. Wir unterscheiden ein rein wissenschaftliches oder Naturrecht und ein positives Staats- oder Landrecht, eben so eine Naturreligion und eine positive Religion und ganz dieselben Unterschiede sind auch in der Medicin vorhanden, so daſs man eine rein wissenschaftliche oder Naturmedicin und eine positive Medicin zu unterscheiden hat. Diese positive Medicin nun ist die Staatsmedicin. Im Verhältnifs zum Recht ist bis jetzt nur die faktische, wenn gleich nicht wirkliche Verschiedenheit, daſs die Ausübung des Rechts im Staate eine durch und durch positive ist, während in dem Kultus und der Medicin neben dem Positiven zugleich eine subjektive Freiheit der Ausübung nach den reinen, nicht gesetzlich gemachten, Regeln der Wissenschaft vorhanden ist. Die Wahrheit dieser Bedeutung der Staatsmedicin, als positiver Medicin, ist von groſser Wichtigkeit, denn nun tritt sogleich ein ganz anderes Verhältniſs aller Theile und Zweige der Wissenschaft zu ihr ein. Die Staatsmedicin ist die Medicin mit allem ihren Inhalt nur in gesetzlicher rein objektiver Form. Sie nimmt nichts Subjektives in sich auf, und nimmt nicht einseitigen Theil an den Gegensätzen in der Wissenschaft und den noch im Fortschreiten begriffenen unvollendeten Untersuchungen. Sie nimmt bloſs das objektiv ausgemacht Wahre in sich auf, und vervollständigt sich zeitgemäſs durch die Fortschritte der Wissenschaft wie das Recht. Der Zweck der Staatsmedicin ist von den übrigen Staatszwecken nichts verschiedenes, er ist ein Theil der allgemeinen und besonderen Staatszwecke überhaupt. Dieser allgemeine Begriff bleibt derselbe, obgleich die Staatsmedicin noch nicht alle Zweige der Wissenschaft in sich aufgenommen hat. Wir haben eigentlich bis jetzt bloſs Bruchstücke der Medicin in rein gesetzlicher Form, wie die Pharmacopoe und Arzneitaxe, die Medicinalordnung. Unsere gerichtliche und polizeiliche Medicin hat noch keine gesetzliche Form, und eben so wenig sind die Staatsärzte ähnlich den Apothekern durch gesetzliche Formen gebunden. In wie fern es an der Zeit ist, die ganze Staatsmedicin zu integriren und ein *Corpus medicinae* den Staatszwekken und Bedürfnissen gemäſs zu bilden, wie die Rechtspflege ein *Corpus juris*, ein Landrecht u. s. w. hat, ist hier nicht der Ort zu entwickelen; allein aus dem Gesagten ist ersichtlich, daſs, da das Apothekerwesen bereits in gesetzlicher Form existirt, die Frage der Selbstdispensation der Arzneien durch die Homöopathie streng nach den Grundsätzen und Gesetzen der Staatsmedicin beantwortet werden muſs. Diese Frage ist also weit entfernt, eine bloſse Streitfrage wegen Privatberechtigung zwischen Aerzten und Apothekern, wie sie der Verf. obiger Schrift darstellt, zu sein, im Gegentheil ist sie mit den ganz objektiven, allgemeinen Staatszwekken und Rechten aufs Innigste durch die Staatsmedicin verbunden und kann nur diesen gemäſs entschieden werden. Der Staatszweck verlangt durch die Staatsmedicin eine Garantie für möglichst vollkommene objektive, nicht von Zufälligkeiten und Subjektivitäten abhängige Ausübung der Medicin zum Zweck des Ge-

sundheitswohls seiner Bürger, und es ist die Frage, inwiefern hiermit objektiv die Dispensation der Arzneien durch die Homöopathen vereinbar ist.

Diese Selbstdispensation hängt aber so innig mit der ganzen Heilmethode der Homöopathie zusammen, dafs sie vielmehr ihr innerstes Wesen ausmacht, daher denn auch Hahnemann selbst erklärte, dafs sich die Homöopathie am gewissesten wieder ausrotten liefse, wenn man ihr verböte, nicht selbst zu dispensiren. (Kleine Schriften II. p. 204.) Es ist also wichtig zu wissen, dafs die Staatsmedicin mit der Zulassung der Selbstdispensation das ganze Wesen der Homöopathie sanktionirt und als den Staatszwecken angemessen in sich aufnimmt. So etwas kann sie aber als rein objektiver gesetzlicher Körper nicht thun, ohne sich gründliche Einsicht in die objektive Wahrheit und in den unbedenklichen und unzweifelhaften Nutzen für das Wohl des Staats zu verschaffen.

Hier wollen wir die Aufmerksamkeit darauf leiten, dafs der Staat im Verhältnifs zur Staatsmedicin und zur Administration der wissenschaftlichen Bildung ein zweifaches, ganz verschiedenes und in diesem Fall entgegengesetztes Verhältnifs hat: das Verhältnifs nämlich zur Homöopathie als Wissenschaft und als praktische Heilkunde im Staat. Der Staat darf als Administration seines Kultus nicht die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Entwickelung hemmen, im Gegentheil wird er diese fördern, und die wahrhaft innere, sachliche Opposition eher begünstigen als unterdrücken, und nach dem, was wir im Eingang über den jetzigen wurzellosen und aufgelösten Zustand der wissenschaftlichen Medicin beigebracht haben, ist es, um der Fortschritte der Wissenschaft willen, gewifs wünschenswerth, um nicht einen Stillstand und eine Art von Verjährungsrecht alter vermoderter Vorurtheile in derselben und die Bequemlichkeit, jeden neuen Fortschritt der Wissenschaft, der damit nicht im Einklang ist, gemächlich von sich weisen zu können, zu begünstigen, von aufsen her eine innere Aufregung der abgestandenen Hefe hervorzurufen und die Wissenschaft dadurch zu nöthigen, über ihren eigenen subjektiven Zustand zum wahren freien Bewufstsein zu kommen, sich von Irrthümern zu reinigen und ihre Mängel zeitgemäfs zu ergänzen.

Eine andere Seite ist aber das Verhältnifs der Homöopathie zur Sanitätspflege und zum Gesundheitswohl überhaupt, wie bereits der jetzige Patriarch unserer Wissenschaft, Hr. Staatsrath Hufeland in seiner Schrift über Homöopathie ausgesprochen. Wir machen hierzu noch folgende Bemerkung. Die objektive Garantie, welche die Staatsmedicin für die Gesundheitspflege haben mufs, fordert eine Erkenntnifs des wahren inneren Werths der anzuwendenden Heilmethoden und eine Kontrolle über die zu verabreichenden Heilmittel. Hier stofsen wir nun sogleich auf den faulen Fleck der Homöopathie in dieser Beziehung. Sie bekennt selbst keine wahrhafte Erkenntnifs weder der inneren Natur ihrer Methode und des Heilungsprocesses, noch der Grundsätze über die Bereitungs- und Wirkungsart ihrer Heilmittel zu besitzen und solche auch nicht geben zu können, sondern sie beruft sich allein auf ihre sinnliche, subjektive Empirie, welche ihnen den Werth ihrer Methode zeige, ohne dafs sie solche jedoch auch wissenschaftlich begründen und beweisen könnte. Auch erklären sie, über die Güte und Aechtheit ihrer Arzneien keine andere Kontrolle als ihre subjektive Ueberzeugung bei der Selbstdispensation zu haben und verhehlen, wundersam genug, nicht, dafs sie sogar in der spätern Wirkung der Arzneien nur schwache Andeutungen zu blofsen Vermuthungen über mangelhafte Güte und Aechtheit haben könnten. Die Homöopathen wollen also das ganze Wesen ihrer Heilmethode der objektiven vernünftigen Prüfung durchaus entziehen, und machen solche zu einer rein subjektiven Gewissens- und Glaubenssache. Sie verlangen also mit der Freiheit der Ausübung ihrer Kunst ohne Beweise und Kontrolle mit anderen Worten die Ausübung einer wahren Gewissens- und Glaubensfreiheit in der Medicin. Wenn man nur eingesehen hat, wie die Sache so beim rechten Namen genannt werden mufs, so erkennt man auch sogleich, dafs der Staat die Medicin nicht, wie die Religion, als Glaubens- und Gewissenssache und am allerwenigsten in ihrer praktischen Ausübung betrachten und sanktioniren kann. Die Ausübung der Medicin im Staate ist eine *gesetzliche* Freiheit in welcher die Handlungen der Berechtigten durch Garantieen und Kontrollen, den Staatszwecken gemäfs, bestimmt sind und von dieser ist die *rein sittliche* Gewissens- und Glaubensfreiheit ganz verschieden: man kann glauben, subjektiv moralisch frei, wie man will, aber nicht handeln wie man will. Es handelt sich hier um den Unterschied zwischen moralischer und gesetzlicher Freiheit. Schon

von dieser Seite also muss eine gut organisirte und sich ihrer wahren Zwecke bewufste Staatsverwaltung die gröfsten Bedenken in Betreff der Zulassung der Selbstdispensation durch die Homöopathen haben, da ihre Handlungen hierbei aufser aller Verantwortlichkeit und Kontrolle liegen, und doch andererseits nicht als Ausübung einer blofs sittlichen Freiheit vom Staat angesehen werden können.

Wenn wir nun aber diese Selbstdispensation, der im Staate berechtigten praktischen Medicin gegenüber, betrachten, so tritt noch ein ganz anderes Verhältnifs vor Augen. In diesem Betracht nämlich erscheint die Selbstdispensation nicht als eine Berechtigung, sondern als eine Bevorrechtung der Homöopathen vor den übrigen Aerzten und zur Bewilligung solcher Vorrechte für Handlungen, die für den Staat durchaus undurchsichtig und in den Schleier einer gläubigen oder abergläubigen Subjektivität gehüllt sind, scheint den Aerzten gegenüber auch nicht der geringste Grund vorhanden. Dieses Verhältnifs würde nicht im mindesten dadurch geändert, dafs nach dem in der genannten Schrift gemachten Vorschlage homöopathische Prüfungs-Kommissionen zur Approbation homöopathischer Aerzte und Einrichtungen homöopathischer Apotheken verordnet würden. Denn hier würde gegen die Prüfungs-Kommissionen selbst alles das Gesagte in völliger Gültigkeit bleiben und die Einrichtung von besonderen homöopathischen Apotheken wäre unmöglich, bevor nicht ein homöopathisches Dispensatorium für sie gesetzlich gemacht wäre, und alles dieses ist auch dem Geiste der ganzen Homöopathie entgegen, und der Natur ihrer Arzneien nach, welche ganz dieselben sind als diejenigen, die alle anderen Aerzte gebraucht haben und gebrauchen, vollkommen überflüssig. Wir besitzen zwar das in der Ueberschrift genannte homöopathische Privat-Dispensatorium von Caspari. Betrachtet man aber die daselbst gegebenen Vorschriften zur Arzneibereitung, so unterscheidet sich diese im Wesentlichen durch nichts als durch die, in bestimmten Gradationen vorgeschriebenen, Verdünnungen der Arzneien unserer gewöhnlichen Pharmakopoeen, sowohl der vegetabilischen einfachen, als der chemischen Präparate. Denn frisch ausgeprefste Säfte einheimischer Vegetabilien, auf welche die Homöopathen als neue Formen so grofses Gewicht legen, sind von jeher gebrauchte und bekannte gewöhnliche Magistralformeln aller Aerzte gewesen. Es ist also nicht abzusehen, warum unsere Apotheker nicht eben so gut die homöopathischen Verdünnungen mit Milchzucker und Weingeist, als die sonst vorgeschriebenen Verdünnungen und Mischungen, sollten als gewöhnliche Magistralformen bereiten können; da ja doch im Falle der Selbstdispensation die Homöopathen alle ausländischen Simplicia und alle chemischen Präparate von den Apothekern kaufen müssen. Die Bedenklichkeiten, welche hier wegen der erforderlichen Reinlichkeit und Genauigkeit bei dem ganz mechanischen Geschäft der Verdünnung gemacht werden, beruhen offenbar auf einer gänzlichen Mifskenntnifs oder Unkenntnifs der durch die Pharmakopoeen und Apothekerordnungen vorgeschriebenen Genauigkeit, mit welcher alle Arzneien bereitet werden, und ihnen liegt die falsche Voraussetzung zum Grunde, dafs in den Apotheken eine privilegirte Unreinlichkeit und Ungenauigkeit herrsche. Die Kautelen, dafs bei den Verdünnungen nicht Verunreinigungen mit Kupfer u. a. Metallen u. dergl. mehr bewirkt werden müssen, haben die Homöopathen erst aus Werken der Medicin gelernt und geben jetzt den Apothekern die von ihnen selbst erborgten Lehren. Im Uebrigen wird es wohl auf eins hinauslaufen, ob die Reibungen z. B. in Serpentin-Porzellan oder Glasscherben vorgenommen werden, da alle diese Gefäfse rauhe Flächen haben müssen und aus dem Grunde eine absolute Verhinderung der mechanischen Abnutzung bei allen gleich unmöglich ist. Von homöopathischen Prüfungs-Kommissionen für ihre Aerzte würde im Wesentlichen ganz dasselbe gelten, da die Sache selbst immer zuvor erst sanktionirt sein muss, bevor an ihre rechtliche Ausführung zu denken ist. Dafs übrigens die Garantie für die Aechtheit und Güte der Arzneien nicht eine Garantie des Apothekers gegen den Arzt ist, sondern eine objektive Garantie für den Staat, habe ich schon in der Homöobiotik auseinandergesetzt und somit fällt die in obiger Schrift gemachte Bemerkung, dafs die Homöopathen sich selbst eine viel sicherere Garantie für die Güte der Arzneien, als vom Apotheker zu erwarten wäre, geben könnten, als gar das Verhältnifs zum Staat nicht berührend, von selbst weg.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Ueber das Recht der homöopathischen Aerzte, ihre Arzneimittel selbst zu bereiten und den Kranken zu reichen; mit Rücksicht auf die Preufsischen Gesetze erörtert von einem praktischen Juristen.

Dr. Caspari's homöopathisches Dispensatorium für Aerzte und Apotheker, herausgegeben von Hartmann.

(Schlufs.)

Es sind so wenig die Rechte der Aerzte als die Rechte der Apotheker, die der Staat in diesem Punkt zu garantiren hat, sondern allein die Rechte des Publikums und seines Gesundheitswohls, den Apothekern und den Aerzten gegenüber, und in diesem Betracht hat die Staatsmedicin an den Aerzten durchaus keine höhere Garantie als an den Apothekern.

Nun, wird man aber sagen, so soll denn die Homöopathie untergehen, wenn der Staat sie nicht in der Integrität ihrer Gestalt anerkennen will! Dadurch wird die Medicin eines wesentlichen Vortheils, zum wenigsten dessen der Anregung, ihre eigenen Unvollkommenheiten zu verbessern, und das Publikum der Wohlthat, sich der Homöopathen als Aerzte zu bedienen, verlustig gehen! Ich gestehe, dafs seitdem ich die Homöobiotik schrieb, meine Ansichten dieser Punkte, durch nähere Erwägung des Verhältnisses der Homöopathie zur Medicin, sich etwas verändert und vielleicht ergänzt haben. Ich bin der Meinung, dafs die Homöopathie durch Bevorrechtung im Staate gegen die jetzige Medicin eher unterzugehen Gefahr laufen würde, als wenn sie mit ihren Rechten den übrigen Aerzten vollkommen gleich gestellt bleibt. Sie würde durch solche bevorrechtende Privilegien sich selbst noch mehr als schon jetzt der Fall ist, als etwas Abgeschlossenes und Fertiges betrachten, durch keine Opposition zur Erkenntnifs ihrer eigenen Unvollkommenheit erregt werden und in einen Zustand theilnahmeloser Erschlaffung in sich selbst zusammensinken, indem sie in innerer und äufserer Ruhe die Früchte ihres Glaubens und ihrer Ueberzeugungen zu geniefsen trachtete, und dieses wäre das sicherste Mittel zu ihrem Untergang. Auch halten wir es einer wahren Wissenschaft für unwürdig, ihre Existenz durch äufsere Vorrechte erhalten zu wollen, indem sie alle selbstständige Autorität dadurch verliert. Bei Gleichstellung der Homöopathen mit den Rechten der übrigen Aerzte wird dagegen die Homöopathie genöthigt sein, sich zu vervollkommnen und dahin zu streben, sich zu dem zu entwickeln, was eigentlich ihr zum Grunde liegt und was eben das Wesen der ganzen modernen Medicin ausmacht. Kein Staat hat, so viel uns bekannt ist, einen durch seine Prüfungen als qualificirt befundenen berechtigten Arzt unter Fügung in die bestehenden Gesetze und insbesondere unter derselben Verantwortlichkeit wie die übrigen Aerzte, das Prakticiren nach homöopathischen Grundsätzen untersagt. Es ist auch in der That kein Staat im Stande, solches Prakticiren zu hindern, da jeder Arzt nach seinem besten Wissen handeln kann wie er will und die Freiheit hat, dem Apotheker besondere Vorschriften zur Bereitung einiger Arzneien zu geben und sich von deren Güte an Ort und Stelle zu überzeugen, in welchen Fall jeder andere Arzt, eben so wie die Homöopathen kommt. Eben so wenig als der Staat einen geprüften Arzt hindern kann ein Charlatan zu werden, kann er es ihm wehren, ein Homöopath zu werden. Sobald sich also die Homöopathie objektiv als eine Lehre mit besseren Grundsätzen, als die der zeitigen Medicin, ausweist, wird kein vernünftiger Arzt ihr sein Ohr verschliefsen und kein Staatsbürger ihr die Theilnahme versagen, und wie sollte sie oder vielmehr das, was in ihr Wahres ist, da untergehen? Die Wahrheit geht überhaupt nicht unter, kann blofs durch äufsere Gewalt eine zeitlang unterdrückt werden. Wenn die Homöopathen sich des-

sen bewufst werden, so werden sie nicht ferner die Schuld der Unvollkommenheit und der Irrthümer ihrer Lehre und die Verantwortlichkeit dafür auf die Apotheker schieben wollen, sondern in sich gehen und prüfen, was sie mit sich selbst und mit ihrer Lehre zu thun haben. Dies wird im Wesentlichen darauf hinauslaufen, den Mantel der reinen Subjektivität und Empirie und somit den Vorwurf des Aberglaubens und des Mysticismus freimüthig abzuwerfen und ihrer Wissenschaft eine objektive vernünftige Haltung zu geben. Vor allen Dingen mögen sie die Anmafsung der Originalität ihrer Principien wegwerfen und sich vorerst auf den wahrhaft wissenschaftlichen historischen Boden begeben, um aus dem wahren Quell ihres Ursprungs zu schöpfen und ihrer Lehre dadurch eine feste Basis und wissenschaftliche Gründlichkeit zu bereiten. Es ist wichtig zu bemerken, dafs die Homöopathen die Unvollkommenheiten und die wahren objektiven Verhältnisse ihrer Lehre weit weniger kennen, als die übrigen Aerzte die ihrigen. Sie glauben an ihre Sätze wie die Heiden an ihre Götzenbilder und wie es ihnen an Mitteln zur Einsicht der darin enthaltenen Wahrheiten fehlt, so fehlen ihnen diese noch mehr, um ihre Irrthümer einzusehen. Wozu nützt es, den eigentlichen Ursprung oder vielmehr die erste Entstehung der wissenschaftlichen Begründung ihrer Lehre zu verhehlen, wenn einmal historisch nachgewiesen ist, dafs diese schon in die Reformationszeit fällt und im Wesen der ganzen modernen Medicin, im Gegensatz der alten, liegt? Wenn es nachgewiesen ist, dafs das Wahre in der Homöopathie nicht neu und das Neue in ihr nicht wahr ist? Wie schon angedeutet kömmt es hier, und bei der Entwickelung der Wissenschaft überhaupt, nicht darauf an, ob Hahnemann seine Lehren zum zweiten Male erfunden oder ob er sie aus den Werken des Paracelsus und van Helmont geschöpft hat; sondern die Hauptsache ist hier, die wesentliche Uebereinstimmung des Inhalts der Paracelsischen und Hahnemannschen Sätze anzuerkennen und dem Früheren sein Recht und seine wahre historische Bedeutung zu lassen. Dann tritt man zugleich aus der Verlegenheit, zur Bemäntelung einer neuen Originalität von altem Ursprunge allerhand entstellende und nicht zur Sache gehörende, oft unwahre Weglassungen, Zusätze und Veränderungen zu machen, anstatt den wahren ursprünglichen Inhalt weiter zu entwickeln, und zeitgemäfs aus- und umzubilden. Dieses ist auch das einzige Mittel die Homöopathie aus ihrer rohen Empirie herauszureissen und sie zugleich zu einer wahren physiologischen Medicin zu machen, und eben so das wahre Mittel, gegen die übrigen Aerzte in eine wirkliche begründete Opposition zu treten, um durch diese das Wahre aus beiden zu Tage zu fördern. Die Homöopathie mufs zuerst zu dem wahren rein homöobiotischen Inhalt der Paracelsischen Medicin zurückgehen und diesen den Fortschritten und dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft gemäfs umbilden und entwickeln, um selbst wirklich den Rang einer Wissenschaft erst anzunehmen, den man ihr in ihrer jetzigen Verfassung kaum zugestehen kann. Wenn es auf diese Weise zu allgemeinerer Einsicht gekommen ist, dafs in den nicht verfälschten Elementen der Homöopathie eigentlich allein das wahre Wesen der modernen praktischen Medicin, gemäfs dem Umschwung, den die Lehre vom Organismus als wahre Physiologie seit der Reformation erhalten hat, fortlebt; so wird auch die im Geiste der Paracelsischen Medicin metamorphosirte und mundirte Homöopathie eine weit gröfsere Theilnahme von Seiten aller Aerzte finden, als es bei ihrem jetzigen Zustande möglich ist. Und wir bekennen es, dafs offenbar allein von den Bemühungen der Homöopathen, diese Fortschritte zu machen, der Untergang oder die Verbreitung ihrer Lehre abhängen wird. Nur allein durch ihr Benehmen in dieser Hinsicht wird ihre Existenz bestimmt werden. Denn suchen die Homöopathen sich zu dem genannten Fortschritte nicht auszubilden, so steht zu erwarten, dafs bei der wissenschaftlichen Betriebsamkeit unserer Zeit in der jetzigen Medicin selbst sich ein innerer Gegensatz herausbildet, der ihnen die Früchte langer nutzloser Anstrengungen gänzlich raubt. Denn es kommt hierbei gar nicht auf noch zu erwartende neue Aufschlüsse und Entdeckungen, deren Erscheinen dem Zufall unterworfen ist, an, sondern blofs auf die Erkenntnifs und Anerkennung und auf die demgemäfs wissenschaftliche Gestaltung von Elementen, die, wenn gleich unbewufst, aber doch faktisch wirklich seit Jahrhunderten in der Wissenschaft vorhanden sind, und sich immer mehr und mehr durchgebildet haben, und deren freies Heraustreten blofs durch eingewurzelte Vorurtheile gehemmt ist. Es kömmt mit anderen Worten weniger darauf an, einen neuen positiven Inhalt in der Wissenschaft zu erschaffen, als vielmehr darauf, gewisse Hindernisse mit freiem Bewufstsein hinwegzuräumen, damit die Knospen einer im

Verborgenen seit Jahrhunderten erstarkten Wurzel mit der ganzen Kraft ihrer Entwickelung von selbst hervorbrechen können. Alles scheint anzudeuten, dafs die Medicin jetzt zu einer solchen Metamorphose und Entwickelung vorbereitet ist, und dafs die innere Auflösung ihrer Elemente eine neue Wiedergeburt fordert; aber wir dürfen sicher nicht hoffen, dafs dies plötzlich und mit einem Schlage vollendet sein wird. Allmälig, aber unaufhaltsam entwickelt sich der Geist der Wissenschaft auf seiner objektiven Bahn, und wächst wie eine Pflanze unbemerkt, indem er den geschichtlichen Stoff sich langsam aber innerlich aneignet. So hat auch die Medicin durch die innerliche Entwickelung von Gegensätzen, über welche die Zeit, alles Subjektive abstreifend, hinausgeht, sich ausgebildet, indem sie alle wahren Widersprüche in sich aufnehmend, diese durch sich selbst verarbeitet und sich dadurch vervollkommnet hat. Es kommt nur darauf an, von Periode zu Periode sich des unbemerkten Anwuchses und des wahren zeitigen Inhaltes bewufst zu werden, um die Widersprüche zu verstehen, und das was an ihnen ist, zu begreifen, und um einzusehen, dafs, was wir jetzt Neues in dem Organismus der Wissenschaft entdecken, in der That nur neu in Bezug auf unser Bewufstsein und unsere Subjektivität ist, dafs solches aber objektiv in Knospen und entwickelten Zweigen lange vorhanden war und blofs auf unsere Aufmerksamkeit wartete. Diese geheimnifsvolle objektive Entwickelung der Wissenschaft hat sogar oft das praktische Leben schon tief durchdrungen, während man, dessen unbewufst, durch Vorurtheile und subjektive Theorieen dasjenige immer noch bekämpft, was man, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfange, doch theilweise und stückweise längst faktisch im Handeln angenommen hat. Hier ist nur das Bedürfnifs dasjenige auf selbstbewufste Weise im Princip und der Theorie nach aufzunehmen und zu sanktioniren, was faktisch im Leben schon vorhanden ist. Und dieses ist genau besehen, in der Regel auch die wahre Natur der Reformationen in der Wissenschaft. Das was die Reformation herbeiführt, ist die im Leben schon längst vorhandene Reformation selbst, welche nur von den Theorieen und Vorurtheilen noch nicht anerkannt ist. Aus diesem Grunde wird denn auch die der Medicin unserer Zeit durch Inkorporation des Wesens der Paracelsischen Medicin bevorstehende Veränderung eine allmälig dadurch zu Stande kommende sein, dafs diejenigen Elemente, die, obgleich in ihrer Bedeutung unerkannt, doch theilweise im Leben und in der Wissenschaft schon vorhanden sind, zu einem Ganzen entwickelt und in die Principien der Wissenschaft aufgenommen werden. Dafs dies eine leichte und ohne alle weitere Widersprüche abgehende Arbeit sei, wollen wir jetzt nicht sagen; aber man wird es wahrscheinlich dereinst sagen, wenn diese Arbeit mehr oder weniger gelungen zu Stande gekommen ist.

Wir sprechen das Resultat dieser vergleichenden Darstellung der Homöopathie und der Medicin zum Schlufs in folgenden Worten aus: der Streit der Homöopathie mit der jetzigen Medicin ist eine blofse Fortsetzung der in der Reformation erwachten Opposition gegen die Medicin der Alten: der Streit des Begriffs des Organismus und der organischen Reaktionen gegen den Begriff der physikalischen Processe und ihrer Qualitäten. Diese Opposition hat sich getheilt und ist von der physiologischen Seite durch Stahl, Brown und Haller, gegenüber dem Boerhaave und Fr. Hoffmann, (im Wesentlichen als Gegensatz der Humoral- und Solidarpathologie), weiter geführt, und sie erscheint jetzt von der rein praktischen Seite als sogenannte Homöopathie und Allopathie, wobei letztere, wenn auch nicht in allem faktisch, doch den Principien nach die Medicin der Alten repräsentirt. Unsere Zeit hat die Aufgabe, diese gedoppelten Gegensätze wieder zu einem Ganzen vereinigen und die Wahrheit der Paracelsischen und alten Medicin *sowohl von der physiologischen als von der praktischen Seite* in sich zu einem organisirten Ganzen aufzunehmen, und jeder von ihnen den bestimmten Ort und Rang in der Wissenschaft anzuweisen, indem die Medicin der Alten im Wesentlichen auf die Kur der akuten Krankheiten, dagegen die Paracelsische homöobiotische Medicin auf die Kur der chronischen Krankheiten zurückgeführt und beschränkt werden mufs, wie wir in der Homöobiotik hierzu einen Entwurf gegeben haben. Vor allen Dingen aber mufs die Physiologie eine praktische und die praktische Medicin eine wahre physiologische Richtung nehmen. Es ist vorauszusehen, dafs zu diesem Zweck die Gegensätze der Homöopathie und der jetzigen Medicin sich einander assimiliren müssen, und dafs zur Erzeugung einer vollkommenen Einheit entweder die eine oder die andere in ihrer gegenwärtigen Gestalt unter-

liegen muſs, wenn nicht ein ganz neuer Keim aus der Einheit und Verbindung von beiden sich entwickelt. Alles dies wird davon abhängen, auf welcher Seite diejenigen stehen, die einsichtsvoll genug sind, den wahren objektiven Gang, den die Entwickelung der Wissenschaft nimmt, vollkommen zu erkennen und demgemäſs den Geist derselben am anschaulichsten und würdigsten darzustellen.

Dr. C. H. Schultz.

XLV.

Ueber den Logos. Ein Beitrag zur Logik der göttlichen Namen. Von D. C. Daub, Geh. Kirchenrath und Professor der Theologie zu Heidelberg. (In den theolog. Studien und Kritiken von D. Ullmann u. D. Umbreit. Jahrg. 1833. 2. *Heft.* S. 355—410.)

Wenn eine theologische Zeitschrift, wie die vorliegende, einen Inhalt, wie den gleichfalls vorliegenden, gewinnt, so kann sie mit Recht darauf Anspruch machen, auch in einer andern allgemeineren Zeitschrift ausnahmsweise berücksichtigt und um desselben willen dem Publikum nicht bloſs als eine gelehrte und kritische, sondern auch als eine unparteiische, das Interesse der Wissenschaft fördernde und wahrhaft theologische empfohlen zu sein. Dem Hrn. D. Umbreit ist es ohne Zweifel insonderheit zum groſsen Verdienst zu rechnen, daſs er bei dem Hrn. Verf. dieser Abhandlung dieselbe losgearbeitet und ihn bewogen hat, endlich einmal wieder sein nur allzulange anhaltendes Stillschweigen zu unterbrechen und wenigstens mit einigen Gaben aus den Gedankenschätzen, an denen er so reich ist, hervorzutreten. Es ist leider heut zu Tage so, daſs, indeſs mit der Vielschreiberei die Gedankenarmuth zunimmt, diejenigen, welche das Zeitalter mit neuen und tiefen Gedanken befruchten und als Reformatoren der Theologie auftreten könnten, mitten in ihrem Reichthum stillsitzen. Denn das erkennt bei vorliegender Abhandlung ein Jeder leicht auf den ersten Blick, daſs sie aus einem Zusammenhang hervorgeht, dessen Bedeutung und Gröſse nach diesen Gaben sich wohl ahnen, aber nur dann erst vollständig überschauen und schätzen läſst, wenn es dem verehrten Hrn. Verf. einmal gefallen wollte, eine umfassende Ausarbeitung als ein Ganzes von Wissenschaft mitzutheilen. Doch wenn das nicht sein kann, so wäre doch wenigstens inständigst zu wünschen, es möchte der Hr. Verf. in der hier begonnenen Weise fortfahren; denn wir sind es schon längst gewohnt, ihm schon für Mittheilungen dieser Art, so sparsam und auf so engen Raum beschränkt sie seien, hoch verpflichtet und dankbar sein zu müssen.

Mit dieser Exposition über den Logos tritt der Hr. Verf. freilich auch in einen unverdeckbaren Gegensatz gegen den theologischen Zeitgeist, um so mehr, als sie selbst nicht unterlassen kann, das Princip der Ichheit, als worin das Denken der gangbaren Theologie befestiget ist, vor allem über die Seite zu schaffen. Eben deshalb aber hält sich dann diese, die ein anderes Princip nicht hat oder auch nur sich vorstellen kann (denn wie kann ich aus meiner Egoität heraus- oder gar über dieselbe hinausgehen, wie mich selbst verläugnen? sagt sie, da das doch schon die Religion verlangt), an den Trost, der zugleich Vorwurf gegen jene Forderung und Denkweise ist, daſs ja sie, welche sich gegen alles bloſs subjektive Denken so bestimmt erklärt, selber ein nur subjektives und somit höchstens, wenn gleich ein anderes, doch nicht wesentlich von dem ihrigen verschiedenes, mithin ein eben so beliebiges sei. Dieser Widerspruch hat freilich noch viel weitere Adern; er ist zugleich die Behauptung, daſs unser menschliches Denken über Gott eben nur dieses menschliche, nicht das Denken Gottes selbst in seiner menschlichen Natur sei, mithin ein christliches zu sein nicht brauche; er ist sogar das vom Christenthum am weitesten entfernte Geständniſs, daſs das in der Subjektivität *eigenthümliche* Denken das rechte und beste sei, welchem man nur die einfache Frage entgegenhalten kann: was hat denn die Vernunft Eigenthümliches? Nichts, gar nichts. Es ist bei Vielen noch gar nicht dahingekommen, sich die Frage zum Bewuſstsein zu bringen, wie das Denken in der Wissenschaft sich als ein zulässiges erweise und sich und seine Befugniſs, in irgend einer bestimmten Weise zu verfahren, rechtfertige, sondern sie denken darauf los, unbekümmert und mit ganz bewuſstlosem Gebrauch der Denkbestimmungen und Kategorien, wie der gemeine Mann auch thut.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Ueber den Logos. Ein Beitrag zur Logik der göttlichen Namen. Von D. C. Daub, Geh. Kirchenrath und Prof. der Theologie zu Heidelberg. (In den theologischen Studien und Kritiken von D. Ullmann und D. Umbreit. Jahrg. 1833. 2. *Heft. S.* 355—410.)

(Schluſs.)

Dies Unkritische ist selbst an demjenigen, was in sonst gelehrten Untersuchungen oft als gar kritisch gerühmt wird, nicht zu verkennen; die logische Berechtigung ist nicht ersichtlich; mit dem logischen Hintergrund, der zum Bewuſstsein so wenig, als zur Sprache kommt, sondern eine Voraussetzung bleibt, ist es nicht richtig. Stehen sie vollends in dem Grundvorurtheil, Philosophie habe mit der Wissenschaft und also auch mit der Theologie nichts zu thun, so ist damit jene Frage und Nothwendigkeit, sich über die Art und Weise des Denkens logisch auszuweisen, von vorn herein zurückgewiesen und sie können nun denken, was sie *wollen* und was sich irgend denken *läſst:* so steht das Denken einerseits in Ansehung des Subjekts auf dem Felde der ungemessenen Willkür, andererseits in Ansehung des Objekts im Reich der schlechtunendlichen Möglichkeit: denn was *läſst* sich nicht denken; von solchem Denken, welches nur dies Denkbare zum Gegenstand hat, gilt, was man vom Papier zu sagen pflegt, es sei geduldig. Willkür von Seiten des Subjekts und Möglichkeit von Seiten der Sache, sind diese beiden Todfeinde der Wissenschaft und es kann dabei kein anderes Resultat herauskommen, als das „der erlogenen und Anderen vorgelogenen Unerforschlichkeit des Gegenstandes", wie unser Hr. Vf. es nennt. Von Wahrheit wenigstens kann in der Wissenschaft nicht eher die Rede sein, als bis das Denken jenes zügellose Vagabundiren und dieses Herumstreifen im Felde der Möglichkeit aufgegeben und sich davon mit bestimmtem Bewuſstsein losgesagt hat; die tiefste Erniedrigung der Wissenschaft aber und der Theologie insonderheit ist da eingetreten, wo das Denken seinen Anspruch auf Wahrheit freiwillig und muthwillig aufgegeben und sich auf Ansichten und Meinungen, Vorstellungen und Urtheile beschränkt hat. Die, welche Philosophie und Theologie in solcher Weise trennen und die Vernunft dem Glauben entfremden wollen, können an dem vorliegenden Aufsatz sich überzeugen, daſs in dieser philosophischen Entwickelung mehr Theologie d. h. Wissen von Gott, und mehr wahre und gründliche Rechtfertigung des christlichen Dogma enthalten ist, als in mancher gar ausführlichen biblischen oder kirchlichen Dogmatik jener Art, und daſs die Scheu vor der Logik in der Dogmatik bei den Meisten nur die Scheu vor der Nothwendigkeit ist, ihre verkehrten, aber „eigenthümlichen" Vorstellungen von Gott beweisen zu müssen, womit sie z. B. selbst unter dem Schein, die Ehre Gottes retten zu wollen, gegen die Nothwendigkeit, daſs der Unterschied zwischen Gott und *dem* Menschen kein Unterschied sei, protestiren (wie es freilich leider auch in den theologischen Studien und Kritiken vorgekommen).

In ganz anderer Weise begiebt sich unser Hr. Vf. an seine Aufgabe. Dieses nämlich mit spekulativer Logik zu thun, dazu hatte er nicht nur in seinem wissenschaftlichen Standpunkte und dessen absoluter Methode, sondern hier auch in dem Gegenstande selbst unmittelbar, in dem Logos, die unumgängliche Aufforderung; er nennt daher selbst die Abhandlung einen Beitrag zur Logik der göttlichen Namen. Wollen wir es nun versuchen, von dem Reichthum dieses Aufsatzes, in aller Kürze, wo nicht einen Begriff, doch wenigstens eine Vorstellung zu geben, so kann dieses freilich nicht ohne groſse Schwierigkeit und nur auf die unvollkommenste Weise so geschehen, daſs der klare und sichere Gedankengang, der feste und nothwendige Zusammenhang des alle seine Momente durchlaufenden

Begriffs durch Hervorhebung einzelner, abgerissener Stellen unterbrochen wird. Indem zunächst hier die Logik des Gegenstandes genannt ist, so ist von selbst klar, dafs eben damit an eine blofs abstrakte Logik nicht mehr zu denken ist. Mit diesem abstrakt-logischen Ich fängt aber der Hr. Verf. seine Untersuchung an und zeigt mit der gröfsesten Schärfe und Präcision in wenigen Worten, was es mit sich bringt. „An dieser Spitze und in dieser Stelle mufs *Ich* die Forderung, nicht nur auf das *Meine*, sondern sogar auf *mich selbst*, für den Glauben und die Erkenntnifs in ihm, zu verzichten, wenn sie gethan wird, zurückweisen; denn gethan *von mir*, widerspricht sie sich, von einem *Andern*, nicht minder, indem er *mir*, was *ihn* zu ihr berechtigt, zeigen und *mich* von ihrer Nothwendigkeit überzeugen mufs, auch ich selbst ihr nur dadurch zu genügen vermöchte, dafs ich *mir*, dem überzeugten, treu bliebe, also mich nicht aufgäbe, damit ich mich aufgeben könnte". S. 356. Ausführlicher entwickelt sodann der erste Abschnitt, was dieser subjektive Gedanke Gottes alles aus sich erzeugt. Diese Entwickelung ist als die vollständigste Schilderung der gemeinhin herrschenden Ansicht anzusehen, welche es wohl zu dem Gedanken: Gott ist das Wort, aber nicht auch zu dem andern bringt: das Wort ist Gott. „Der Logos *ist* nicht Gott, sondern *heifst* nur Gott, weil er unmittelbar aus ihm, welcher der Logos *ist*, seine Existenz hat. Das kirchliche *Credo* zwar will mit der Sentenz: *der Logos ist Gott*, eine Wahrheit aussprechen. Aber so in der Schwebe, zwischen dem *Genanntwerden* und dem *Sein*, hätte sich das kirchliche *Credo* bereits zur Hälfte aufgegeben und dürfte es nur noch die Negation des Seins *anerkennen* und aussprechen, um das logische *non Credo* in dem Satze: der Logos ist *nicht* Gott, zu werden, hiermit die ganze Logomachie zu endigen und bei dem Unterschiede zwischen Gott, der *Gott* und dem Menschen, der, wie erhaben er sei, *nur Mensch* ist, zu beharren". S. 363. Der Uebergang zeigt die Beschränktheit der so räsonnirenden Ichheit auf. Nach dem zweiten Abschnitt läfst im Abstrahiren von sich das Subjekt zuerst von sich los und kommt zum Reflektiren auf den Namen des die Erkenntnifs im Glauben bedingenden Gedankens, und es ist dadurch wenigstens ein von der Subjektivität unabhängiges *Anerkennen* des Gedankens vermittelt, der 1) sich selbst von der Sub- und Objektivität unterscheide, 2) in seiner Aktivität und Independenz der unbedingte und 3) in der Identität mit seinem Gegenstande das Princip des Daseins, Lebens, Bewufstseins und der Ichheit und — Persönlichkeit sei. Diese dreifache Unterscheidung ist äufserst fein und bestimmt durchgeführt. Aber das Resultat dieser ganzen Bewegung ist das gegen das Dogma und die Bibel laufende, dafs der Satz: das Wort ist Gott, entweder unlogisch und Gottes unwürdig sei, oder bei dem Wort: Logos eine Hypothese aufgestellt und der Kirche der Rath gegeben werde „dafs sie das Dogma vom Logos, als solchem und von ihm, der Mensch, von diesem Menschen, der Gott sei, als obsolet und unnütz aus sich entferne und an der einfachen Wahrheit: die Gottheit mit ihren Eigenschaften ist die Gottheit, sich genügen lasse. Der Uebergang zeigt die Beschränktheit dieses Standpunkts vortrefflich auf. In dem dritten Abschnitt zeigt sich nun: „Das Denken, als Reflektiren auf die Objektivität, hat sich, als das Abstrahiren von der Subjektivität und als Reflektiren auf diese, als das von jener zur Voraussetzung und ist als Reflektiren auf den unbedingt-aktiven und independenten Gedanken das Abstrahiren sowohl von der Sub- als Objektivität; eben hiermit aber ist es, indem das Denken der von ihr selbst frei werdenden Ichheit und, in ihrem Befreiungsakt, von ihr selbst dafür anerkannt, nicht ein durch sie — sondern durch den, ihr sich mittheilenden, Gedanken angeregtes und allein kraft seiner das Reflektiren auf ihn allein — das ihrige, *weil* das seinige". S. 384. „Nicht die Meinung des Subjekts, noch die, dafs es das Princip des Gedankens und des ihn bezeichnenden Namens, sondern die Erkenntnifs, dafs er, wie das Princip seiner selbst und seines Namens, ebenso das der Identität seiner mit — und des Unterschiedes seiner von diesem sei, ist die seiner, seines Gegenstandes und Namens, oder die Gottes würdige, und heifst es von ihr zugleich, sie sei des Menschen würdig, so ist es, weil er mittelst der Abstraktion von sich, die das animalische Subjekt nicht, aber das persönliche vermag, zu ihr gelangt". S. 385. Allein es kann, dafs Gott der sprechende sei, auch noch auf eine dem Gedanken Gottes fremde und sogar über ihn gestellte Autorität, gleichviel, ob dieselbe die der Bibel oder der Ichheit sei, gegründet werden. Dieser Widerspruch hebt sich erst darin, dafs das Subjekt von sich und allen Orakeln, also auch von der Bibel, wie die Unabhängigkeit des Gedankens fordert, abstrahirt hat. „Denn so wird nicht nur gewufst,

dafs das Wort, als Name an sich — *ὄνομα* — das *Zeichen* des Gedankens; sondern auch, dafs dasselbe, *als das Wort* — *ὁ λόγος* — selbst der wesenhafte und wirkliche *Gegenstand* des Gedankens ist, den er als Name bezeichnet und dafs, wenn in der Bibel von dem Namen, der über alle Namen, und von Gott, der das Wort, vom Wort, das bei ihm sei, die Rede ist, die Wahrheit dieser Rede weder in einem Ereignifs, einer Historie, überhaupt im Objekt, noch im Subjekt, sondern allein in *dem* Gedanken, der keines von beiden, und weder durch das eine noch durch das andere bedingt ist, ihren Grund hat, auch die Wissenschaft *durch ihn allein* so zu reden ermächtiget ist." S. 390. (Diese Stelle kann gelegentlich zugleich als hinreichende Widerlegung der von Hrn. D. Nitzsch in einem der früheren Hefte der Studien und Kritiken versuchten Widerlegung einer Aeufserung des Unterzeichneten in seiner Dogmatik dienen.) Der Uebergang zeigt, wenn wir es mit andern Worten kurz ausdrücken dürfen, wie Gott als das Wort das offenbare Wesen Gottes selber sei. „Das nämlich, dafs die Menschen, des Gedankens vorerst als blofse Ahnung, dann aber als des Gedankens selbst, im Unterschiede von seinem Gegenstande, theilhaftig werdend, ihm in der von ihnen wenigstens geahnten Identität mit demselben, irgend einen Namen zu geben vermögen, kommt daher, dafs er selbst in eben dieser Identität *das Wort* ist, als welches er sich zum *Gegenstande* und welches ihn zum *Inhalte* hat. Er *heifst* Gott, Jehovah, Allah, ja Brama, Manitheu u. dergl., weil er, in dem *Gedanken*, nicht ohne Namen, sondern wie jeder, an sich der Name selbst — und; indem der unbedingt aktive und *mit seinem Gegenstande* — dem Wort — identische, wie das Princip seiner selbst, mithin des Namens, so das des Seins und Lebens, der Intelligenz und des Willens und der, das Denken, Wissen und Wollen bedingenden Sprache ist; *πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο.* — *Ist* Gott nicht der *Logos*, *heifst* er nur *so*, so *heifst* er auch *nur* Gott, und wäre es konsequent, dafs, wenn der Name *λόγος* aufgegeben wird, auch der Name *θεός* aufgegeben, also die Logomachie damit beendiget werde, dafs die Theologie gar nicht anfängt." S. 391. Vierter Abschnitt. Hier kommt dem Denkenden, wenn er dabei von sich und seinem Verhältnifs zu sich abstrahirt, die Bibel mit der Sentenz: das Wort war bei Gott und Gott war das Wort, höchst erleichternd zu Hülfe. Es ist das als Name mit dem Gedanken identische Wort im Unterschiede von ihm, durch welches der Gedanke sich dem Menschen mittheilt. „An ihm, den sie, wäre er an sich der Namenlose, zu benennen nicht vermöchten, haben sie in allen den Namen, die sie ihm geben, die Bedingung, ja das Mittel, für die Erkenntnifs seines Gegenstandes." S. 393. Das *Wort* ist nun auch der Gegenstand des Gedankens selbst und der Name für ihn; hier folgt eine tiefgenommene Beurtheilung der Vorstellung, der Gedanke, als Princip seiner, sei das Urbild und als Gegenstand seiner das Abbild, und das Resultat ist: „die Vorstellung, allerdings mit Rücksicht auf die biblische Lehre vom Logos gewählt und diese Lehre selbst, nebst allen den Reden, welche in der heiligen Schrift, als *von Gott gesprochen*, berichtet werden, hat ihre Rechtfertigung einzig und allein in dem unabhängigen Gedanken; er *begründet* sie und ihre Autorität, nicht aber sie ihn und die seinige." S. 397. In dem letzten Abschnitt kommt es noch zur letzten Aufhebung des Gegensatzes in den Worten: *Gott* ist das Wort und das *Wort* ist Gott; beide sind noch ein Urtheilen, jeder von beiden sagt die Unwahrheit des andern aus; dies Urtheilen ist ein sich in der Unwahrheit Hin- und Herbewegen. Dabei die für die Dogmenhistorie wichtige Bemerkung über die ersten unvollkommenen Versuche, das für absolut anerkannte Verhältnifs Gottes zum Wort und des Wortes zu ihm, wissenschaftlich zu begreifen in der Unterscheidung des *λ. ἐνδιάθετος* und *προφορικός*. In Ausdrücken grofser Bescheidenheit stellt der Hr. Verf. solchem Satz die Wahrheit entgegen: Gott *spricht sich* als das Wort und das Wort ihn als sich *aus*. „Spricht also die Kirche in der Sentenz: das Wort ist Gott, dasselbe als ihn aus, so geschieht's, weil das Wort selbst und nicht das *Ich*, noch das *All* oder Universum, ihn als sich ausspricht und ist die Wahrheit und Autorität *ihres* Ausspruchs die *seinige*." S. 408. „Das Wort ist Gott, und indem es er ist, die Negation des *Nichts* — oder: das Princip der Macht des sich selbst producirenden Daseins, Lebens und Bewufstseins; er spricht zu dem, was *nicht* ist, *werde*, *sei* und *nenne* und *erkenne* dich und mich! — ist das Wort nicht Gott, so kommt der Mensch nicht zum Worte." S. 409.

Indem diese aufserordentliche Abhandlung durchaus selbstständig frei, kompakt und energisch in Gedanken und Darstellung, gleichsehr Gott, wie er das

Wert, und das Wort, wie es Gott ist, zum Gegenstande hat, behandelt sie gleichsehr einen Gegenstand der Religion, als der Sprache, und zwar die tiefste Grundlage beider, und zwar in der tiefsinnigsten Weise, und wird hinfort dieselbe von dem denkenden Theologen so wenig, als von dem denkenden Sprachforscher zu übersehen sein.

D. Marheineke.

XLVI.

*I Monumenti dell' Egitto e della Nubia disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto; distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito **Rosellini**, Direttore della spedizione, professore di lettere, storia e antichità orientali nell' I. E. R. università di Pisa e. c. e. c. Parte prima. Monumenti Storici. Tomo I. Pisa* 1832. *Capurro.* 8. *XX. u.* 316 *SS. nebst* 15 *Dynastientafeln u. einem Hefte Kupfer.*

An die Französische Expedition, welche Champollion der Jüngere nach Aegypten führte, schlofs sich bekanntlich eine Toskanische unter der Leitung des Prof. Rosellini an *). Es schien, als ob die Ergebnisse der von diesen Männern angestellten Untersuchungen durch den frühzeitigen Tod Champollions dem Publikum noch längere Zeit würden vorenthalten werden; und wir finden uns daher angenehm überrascht, als uns der jüngste Bote aus Italien die vorliegende Arbeit des Prof. Rosellini überbrachte, welcher es übernommen hat, die Gesammtresultate in einem gröfseren Werke niederzulegen, indem er für das erste nur den grammatisch-linguistischen Theil auszuschliefsen beabsichtigt, welchen das hinterlassene Werk Champollions, das so eben in Paris unter Klaproths Aufsicht ans Licht tritt, behandeln soll. Um so nothwendiger erscheint es uns, bevor wir einen Bericht über die in dem vor uns liegenden ersten Theile dargebotenen Untersuchungen abstatten, einen Blick auf die bisherigen Fortschritte in der Erklärung der Aegyptischen Hieroglyphen zu werfen, und namentlich in kurzen Umrissen eine Darstellung des Champollionschen Systemes, der Grundlage des vorliegenden Werkes, zu geben, so weit die Geschichte desselben in den Jahrb. f. wiss. Kritik noch nicht berücksichtigt worden ist.

Den alten Griechen und Römern mufste auf den Monumenten der Aegypter die hieroglyphische Ideenschrift in figürlichen und symbolischen Zeichen, als gänzlich verschieden von ihrer phonetischen Darstellungsweise, so auffallend sein, dafs sie dieselbe vorzugsweise berücksichtigten, Erklärungen versuchten, und alte Ueberlieferungen über den Sinn und die Bedeutung dieser Zeichen aufbewahrten, das phonetische Element hingegen, wenn ein solches in der Aegyptischen Schrift vorhanden war, als dem ihrigen verwandter, fast gänzlich vernachlässigten. Dennoch finden wir in den Ueberresten der klassischen Litteratur nicht blofse Andeutungen, dafs die Aegypter eine solche phonetische Darstellungsweise neben der ideographischen besessen haben, sondern sogar eine Unterscheidung dieser Schrift in drei bestimmt von einander geschiedene Arten. Unter allen Stellen, welche sich hierauf beziehen, ist die wichtigste die des Clemens von Alexandrien (*Stromat.* V, 4. p. 657. Potter) welche Champollion *) zur Basis seines Systems gemacht hat, und in der bestimmt drei Arten Aegyptischer Schrift unterschieden werden: 1) die epistolographische, oder, wie sie Herodot (II, 36) nennt, die demotische; 2) die hieratische und 3) die hieroglyphische, welche er unterscheidet in *κυριολογική διὰ τῶν πρώτων στοιχείων*, also in Buchstabenschrift und in *συμβολική*, Ideenschrift. Letztere theilt er ein in *συμβολική κατὰ μίμησιν*, eine Darstellung in wirklichen Zeichnungen, *συμβ. τροπική* durch figürliche Symbole und *συμβ. αἰνιγματώδης* durch selbst gewählte, meist willkürliche Zeichen.

---

*) Die von Rosellini in das Museum von Florenz gebrachten Denkmäler Aegyptischer Kunst sind von ihm beschrieben in dem Werke: *Notizia delle oggetti di antichit. egiz. riportati dalla spedizione letteraria Toscana in Egitto ed in Nubia. Firenze dalla stamperia Piatti.* 1830.

*) *Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens* p. 328—334. (wir citiren immer die erste Ausgabe). Vgl. die Note von Letronne ebendas. p. 401—408 und Welckes Bemerkungen über diese Stelle in Seyffarths *Rudiment. hieroglyphic.* p. 43—46.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

I Monumenti dell' Egitto e della Nubia disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto; distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito **Rosellini.**

(Fortsetzung.)

Wie Champollion diese Notiz benutzt und ein System mit ihrer Hülfe aufgebaut hat, welchem durch innere Gründe der Stempel der Wahrheit aufgedrückt ist, werden wir weiter unten auseinandersetzen. Die meisten Erklärungen Aegyptischer Zeichen, welche uns Horapollo, Diodor von Sicilien, Iosephus, Clemens von Alexandrien, Plutarch und Eusebius aufbewahrt haben, beziehen sich auf die symbolische Schrift; aber im Verhältnisse der grofsen Menge vorhandener Zeichen war die Anzahl überlieferter Erklärungen zu unbedeutend, um zu genügenden Resultaten zu gelangen, welche auf wirklichem Verständnisse des Ganzen beruhten. Ganz verfehlt waren die Bemühungen Kirchers, welcher bei vorgefafsten Ideen seiner Phantasie einen weiten Spielraum liefs und auf den Denkmälern Aegyptens die Grundzüge der gesammten kabbalistischen Weisheit zu finden vermeinte. So viel Begeisterung auch Kirchers zahlreiche Werke in einer Zeit erregten, wo kaum die ersten Lichtstrahlen die Finsternifs zu erhellen angefangen hatten, welche Aegyptens Alterthümer bedeckte, so fehlte es doch nicht an geistreicheren Männern, welche jene Gebilde ausschweifender Phantasie zu verdrängen suchten, und zu diesen gehörte namentlich Warburton, welcher zwar die verschiedenen Schriftarten, nicht aber ihren inneren Zusammenhang erkannte. Seine Untersuchungen, so scharfsinnig sie auch theilweise waren, bezogen sich aber nur auf das Allgemeine, ohne dafs sie auf die Erklärung der einzelnen, damals in Europa vorhandenen Aegyptischen Denkmäler eingingen, auf welche sie, wie sich späterhin erwies, keine Anwendung gestatteten. Ohne auf das einzugehen, was der Abbé Pluche in seiner *Histoire du ciel* aufstellte, ohne der einzelnen Schriften zu gedenken, welche dieser Epoche willkürlicher Hieroglyphendeutung angehören, führen wir hier nur die letzten derselben an, welche der Zeit nach schon in die zweite Epoche fallen, mit welcher wir uns hier beschäftigen, nämlich das Werk: *De l'étude des hiéroglyphes.* Paris 1812. 5 voll. 8. und den *Essai sur les hiéroglyphes anciens* von P. Lacour. Bordeaux 1821. Den Werth des ersten Werkes wird man aus der einzigen Notiz abzuschätzen wissen, dafs der Vf. auf dem Porticus des grofsen Tempels zu Denderah eine Uebersetzung des hundertsten Psalmes zu lesen glaubte (Tom. IV p. 23. 27 folgd.), den des zweiten daraus, dafs der Verf. sämmtliche Hieroglyphen als Buchstaben bezeichnete, welche Hebräische Wörter bedeuteten.

Wiewohl einzelne Aegyptische Denkmäler sich in Europa, namentlich in Rom vorfanden, unter denen einige Obelisken, besonders der von *San Giovanni di Laterano*, und der sogenannte *Flaminische* an der *porta del popolo*, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des älteren Plinius ein äufserst hohes Alter hatten, so fehlte es doch, um zu einer genügenderen Kenntnifs der Hieroglyphen zu gelangen, theils an einer gröfseren Auswahl von Denkmählern, theils und vorzugsweise an solchen Monumenten, denen eine Uebersetzung in einer anderen, uns bekannten Sprache beigefügt war. Ammianus Marcellinus (XVII, 4) hat uns die Griechische Uebersetzung Hermapion's von der Hieroglyphenschrift eines der Römischen Obelisken aufbewahrt: aber so grofs auch die Hoffnung war, durch Entdeckung jenes Monumentes einen bedeutenden Schritt in der Kenntnifs der Aegyptischen Sprache und Schrift zu thun, so wurde sie doch bald durch die Bemerkungen Zoëgas (*de origine et usu obeliscorum*. p. 593—595), welcher begründete Zweifel darüber aussprach,

ob dieser Obelisk sich wirklich noch in Rom vorfinde, wie man vermuthet hatte, und gänzlich durch die späteren gründlichen Untersuchungen Champollions (*Précis* p. 147) vereitelt. Die Französische Expedition unter Bonaparte nach Aegypten bot eine solche Menge von Monumenten, die zum Theil in mehreren Sprachen abgefafst waren, dar, dafs eine neue Epoche durch sie mit Recht bezeichnet wird: vor allen wurde die Inschrift von Rosette *), welche das Kriegsglück den Engländern in die Hände gespielt hatte, der Grundstein neuer Forschungen. Als nun Quatremère durch eine Reihe ununterbrochener Thatsachen und gleichzeitiger Zeugnisse darthat (*Récherches sur la langue et la littérature de l'Égypte.* Paris 1808. 8.), dafs die Aegyptische Sprache keine andere, als die Koptische war, da konnte Champollion (*Égypte sous les Pharaons.* Paris 1814. 8. Tom. I. Préf. p. XVIII.) die Hoffnung aussprechen, *qu'on retrouverait enfin sur ces tableaux où l'Égypte n'a peint que des objets matériels, les sons de la langue et les expressions de la pensée,* eine Hoffnung, welche auf das schönste in Erfüllung ging. Hierzu kamen die Beobachtungen von Barthélemy (Caylus, *Récueil d'antiquités.* Tom. V. p. 79) und Zoëga a. a. O. p. 374. 465), welche wahrgenommen hatten, dafs die auf den Hieroglyphendenkmälern sich vorfindenden Kartouchen (elliptische, mit Hieroglyphen angefüllte Figuren) Eigennamen enthielten; eine Bemerkung, welche späterhin Champollion (*Précis.* p. 41) dahin beschränkte, dafs sie nur Namen solcher Personen bezeichneten, welche irgend ein Suprematierecht über Aegypten ausgeübt hatten, während die der Privatpersonen in fortlaufender Linie mit den übrigen Hieroglyphen aufgezeichnet, und nur durch besondere Zeichen, welche er angab, angedeutet seien. Er wies ferner nach, dafs, gegen Young's Behauptung, von den beiden Kartouchen, welche stets verbunden erscheinen, die erste nicht den Namen des Vaters, die zweite den des Sohnes, sondern dafs die erste die Titel, die zweite die Namen des Königs enthielte. Hierzu kam noch die Wahrnehmung Tychsens (vergl. *Magazin encyclopédique,* 1816. Tom. II. p. 287. not. 1.), dafs die hieratische Schrift, welche schon Warburton unterschieden hatte, nur eine Tachygraphie der eigentlichen Hieroglyphik sei, eine Ueberzeugung, zu welcher unabhängig von ihm und unter einander auch Young und Champollion gelangten. Auch Young, der Verfasser des Artikels Aegypten in dem Supplemente zur vierten und fünften Ausgabe der Britischen Encyklopädie **), hatte zu erkennen geglaubt, dafs die dem Griechischen Texte der Inschrift von Rosette beigefügte demotische Schrift mit der hieroglyphischen der Papyrusrollen übereinstimme, dafs sie aber unter den Händen des Volkes mannigfachen Veränderungen und Verderbnissen ausgesetzt gewesen sei; dafs diese Schrift nur ideographische Zeichen enthalte, mit Ausnahme der fremden Eigennamen, welche die alten Aegypter, nach Art der Chinesen, mit Hülfe dieser Zeichen darstellten, denen sie den Werth gewisser Töne beilegten. Er wandte nun auf die eine vorhandene Kartouche der Inschrift von Rosette ein von dem gelehrten Dänen Ackerblad aufgestelltes Alphabet an, und entzifferte den Namen Ptolemäus, welcher in derselben sich vorfinden mufste, wie man aus dem Griechischen Texte zu schliefsen berechtigt war. Die einzelnen Zeichen hielt er dabei für Repräsentanten bald eines einzelnen Buchstaben, bald einer ganzen Sylbe, bald zweier Sylben, bald hielt er sie für ganz überflüssig. Eine ähnliche Vermischung alphabetischer und syllabischer Bezeichnungsweise glaubte er in einer Kartouche auf dem Plafond des grofsen Triumphthores von Karnak zu Theben (*Description de l'Égypte. Antiq.* Vol. III. Pl. L) zu erkennen, und entzifferte den Namen der Berenice (a. a. O. S. 62 folgd.) Einen ähnlichen Weg schlug Champollion ein, welcher, nachdem er einige Abhandlungen über die hieratische und demotische Schrift der Pariser Akademie vorgelegt hatte, mit der *Lettre à Mr. Dacier relative à l'Alphabet des hiéroglyphes phonétiques, employés par les Égyptiens pour inscrire sur leurs monumens*

*) Das Zeitalter ist mit besonderer Genauigkeit von Drumann (*Histor. antiquar. Untersuchungen.* S. 94) festgesetzt worden. Man vergleiche auch von demselben Verfasser die *Commentatio in quosdam Inscriptionis prope Rosettam inventae locos.* Regiomont. 1822. 8.

**) Article Egypt.; containing I. Introductory view of the latest publications relating to Egypt. — II. Pantheon. — III. Historiography. — IV. Calendar. — V. Customs and Ceremonies. — VI. Analysis of the triple Inscription. — VII. Rudiments of a hieroglyphical Vocabulary. — VIII. Various monuments of the Egyptians — im *Supplement to the fourth and fifth Editions of the* Encyclopaedia britannica. Edinburgh. vol. IV. Part. I. p. 38—74. Man vgl. das kritische Museum von Cambridge. 1816. Mai. No. VI.

les titres, les noms et les surnoms des souverains Grecs et Romains, Paris 1822. 8. — hervortrat, in welcher er durch Entzifferung des Namens Ptolemäus auf der Inschrift von Rosetta, wo er *ΠΤΟΛΜΗΣ* geschrieben ist, und auf dem Obelisken zu Philä *), wo er mit denselben Charakteren dargestellt wird, des Namens der Cleopatra auf dem erwähnten Obelisken, Alexanders auf den Gebäuden von Karnak (*Descript. de l'Égypte. Antiq.* Vol. III. Pl. XXXVIII), wo er bald *ΑΛΚΣΑΝΤΡΣ*, bald *ΑΛΚΣΝΡΒΣ* geschrieben wird, und einer grofsen Reihe anderer Eigennamen Griechischer und Römischer Regenten Aegyptens, des Tiberius, Domitian, dessen Beinamen *ΚΡΜΝΗΚΣ* oder *ΚΡΜΗΝΚΣ* (Germanicus) er auffand, des Vespasian, Trajan, Hadrian, der Kaiserin Sabina, des Antonin, ja selbst einzelner Titel, als *αὐτοκράτωρ*, *Καῖσαρ*, *σεβαστός*, *σεβαστή*, u. a. m. allmälig dahin gelangte, ein vollständiges Alphabet dieser phonetischen Hieroglyphenschrift aufzustellen. Er wies nach, dafs die Aegypter, um Töne darzustellen, Bilder physischer Gegenstände wählten, deren Wort in ihrer Sprache mit dem Vokale oder Konsonanten anfing, um dessen Bezeichnung es sich handelte, dafs daher der Ursprung einer Reihe homophoner Zeichen zu erklären sei (*Lettre* p. 11 flgd.), welche in gegenseitiger Verwechslung parallel neben einander, selbst in der hieratischen und demotischen Schrift, vorkommen. Und so war denn das Resultat dieser Schrift Champollions, dafs die alten Aegypter sich reiner Hieroglyphen, d. h. Bilder physischer Gegenstände bedient hätten, um einfach die Töne zu bezeichnen, aus denen sie die Namen Griechischer und Römischer Regenten ihres Landes auf ihren Denkmälern darstellten, und dafs sich solche Bezeichnungen auf den Momenten von Denderah, Theben, Esné, Edfu, Ombos und Phylae vorfänden. Schon damals deutete er an (S. 40 folgd.), dafs dieser Gebrauch phonetischer Zeichen älter sei, als die Epoche der Griechischen Eroberung: aber erst in seinem nachfolgenden, schon öfter von uns erwähnten Werke — *Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens, ou recherches sur les élémens premiers de cette écriture sacrée, sur leurs diverses combinaisons, et sur les rapports de ce système avec les autres méthodes graphiques égyptiens.* Paris 1824. 8. (die zweite bedeutend vermehrte und verbesserte Ausgabe erschien Paris 1828. 8.), nebst einem Bande Kupfertafeln — gelangte er zu dem höheren Gesichtspunkte, diese phonetische Schrift als die Seele der ideographischen Darstellungsweise, der Hieroglyphik im allgemeinen, aufzufassen, und nicht allein Monumente aus der Epoche der Persischen Invasion, auf welchen zu gleicher Zeit in Keilschrift und in phonetischen Hieroglyphen der Name des Xerxes eingegraben war, (*Précis.* p. 180), aufzufinden, sondern selbst auf den ältesten Denkmälern Aegyptens die Namen und Titel der frühsten Könige des Landes zu lesen und ihre Uebereinstimmung mit dem vielfach bespöttelten Kanon des Manetho, aus welchem uns Eusebius, Iulius Africanus, Iosephus, Syncellus Fragmente aufbewahrt haben, nachzuweisen. Seine schon in der *Lettre à M. Dacier* angestellten Untersuchungen über das Alter verschiedener Denkmäler Aegyptens hatten durch die *Recherches pour servir à l'histoire de l'Égypte pendant la domination des Grecs et des Romains, tirées des inscriptions grecques et latines de ce pays* par Mr. Létronne. Paris 1823. 8. — vielfältige Bestätigung erhalten, und es bedürfte kaum der weitläufigen Widerlegung, welche er (*Précis.* S. 28. folgd.) der neuen Schrift Young's zukommen liefs: *An Account of some recent discoveries in hieroglyphical literature and Egyptian antiquities, including the authors original alphabet, as extended by M. Champollion*, London 1823. 8. — in der sich dieser die Erfindung des Champollionschen Systemes, dessen Verschiedenheit von dem seinigen wir vorhin angegeben haben, unrechtmäfsig zuschrieb **).

*) Man sehe den Aufsatz von Champollion: *Observations sur l'obélisque égyptien de l'île de Philae* in der *Revue Encyclopédique.* Tom. XIII p. 512. folgd.

*) Hierher gehört auch die Erwähnung von Töchon, *Recherches historiques et géographiques sur les Médaillons des Nomes de l'Égypte.* Paris 1822. 4.

**) Klaproth — *Collections d'antiquités égyptiennes recueillies par* M. le chevalier de Palin, *publiées par* M. M. Dorow et Klaproth *en 33 planches, auxquelles on a joint une trente-quatrième représentant les plus beaux scarabées de la collection de* M. J. Passalacqua, *précédée d'observations critiques sur l'alphabet hiéroglyphique, découvert par* M. Champollion, *et sur le progrès fait jusqu'à ce jour dans l'art de déchiffrer les anciennes écritures égyptiennes. Avec deux planches.* Paris 1829. Fol. — hat zu erweisen gesucht, dafs die Erfindung gänzlich Young anheim fiele, weil Champollion in seiner Schrift: *De l'écriture hiératique des anciens Égyptiens.* Grénoble 1821. 8., gesagt hatte: *Que les caractères hiératiques sont des signes de choses et non*

Es bleibt uns nun übrig, bevor wir zum Rosellinischen Werke übergehen, eine kurze Uebersicht von Champollions System zu geben. Er behauptet, dass es keine Aegyptische Schrift gegeben habe, welche rein ideographisch war, wie man es von der Mexikanischen glaubt, aber eben so wenig eine rein phonetische, sondern dass die Hieroglyphenschrift ein Komplex figürlicher, symbolischer und phonetischer Darstellung in demselben Texte, im demselben Satze, ja in demselben Worte *) sei. Die Hieroglyphen wurden theils mit der grössten, oft kleinlichsten Sorgfalt ausgeführt, mit den lebhaftesten Farben bemalt, und solche nennt Champollien *Hiéroglyphes purs*; theils nur gleichsam silhouettirt, d. h. in Umrissen gezeichnet und dann punktirt — *Hiéroglyphes profilés* —; theils endlich bloss durch mehr oder minder regelmässige Striche angedeutet — *Hiéroglyphes linéaires* —; und dann bildeten sie den Uebergang zu der hieratischen Schrift, wie schon oben bemerkt worden, einer wahren Tachygraphie der Hieroglyphik, welche entweder aus Abbreviaturen der hieroglyphischen Zeichen bestand, oder aus solchen, die willkührlich an die Stelle derselben gesetzt worden waren. Aus diesen letzteren endlich wurde die demotische oder epistolographische Schrift abgeleitet, in der sich nur wenige Spuren der ursprünglichen Zeichen vorfanden. Hier wurden nun fast alle figürliche und symbolische Charaktere mit Ausnahme der Bezeichnungen für die Benennungen der Götter und die heiligen Gegenstände, wie dies schon theilweise in der hieratischen Schrift geschehen war, verworfen, so dass meist phonetische Zeichen übrig blieben. Die hieroglyphische Schrift bestand nämlich entweder aus figurativen Darstellungen des Gegenstandes, welcher bezeichnet werden sollte, oder aus symbolischen Charakteren, welche eine Idee durch das Bild eines physischen Gegenstandes ausdrückten, der in einer wahren oder falschen, direkten oder indirekten, näheren oder entfernteren Verbindung mit dem auszudrückenden Gedanken stand; oder endlich aus phonetischen Zeichen, welche wahrhaft alphabetisch die Töne der Wörter der Aegyptischen Sprache darstellten, und bei weitem in grösserer Menge, als die zuvor erwähnten Charaktere, in allen vorhandenen Schriftdenkmälern sich vorfinden. Aus ihnen wurden Wörter gebildet durch Aneinanderreihung auf sehr verschiedene Weise, bald horizontal, bald vertikal, bald von der Linken zur Rechten, bald umgekehrt *). In diesen Wörtern fehlten, wie im Hebräischen Alphabete **), dem Phönizischen und dem Arabischen, die Mittelvokale. Es gelang Champollion, selbst eine grosse Anzahl rein grammatischer Charaktere zur Bezeichnung des Numerus, des Geschlechtes, und verschiedener Arten von Abhängigkeit durch Vergleichung einer grossen Menge von Papyrusrollen, welche dem Inhalte nach, mit Ausschluss der Namen und der zugehörigen Bezeichnungen, vollkommen übereinstimmten, ausfindig zu machen ***). Der Schlüssel zu Champollions System ist dessen phonetisches Alphabet, welches sich in der grössten Vollständigkeit in dem Kupferbande vorfindet, welcher dem *Précis* beigegeben worden ist.

---

des signes de sons, was natürlich, da die hieratische Schrift nach Champollion aus der hieroglyphischen abgeleitet ist, auch für letztere gelten muss. Man vergl. indessen die oben aus Champollions Werke l'Égypte sous les Pharaons, Tom. I p. XVIII. angeführte Stelle.

*) Beispiele sind von Champollion *Précis* p. 138 folgd. (vergl. Tafel VIII) gegeben.

*) Ob dieses oder jenes geschehen sei, lässt sich allemal aus der Richtung der Thiere erkennen, deren Kopf derjenigen Seite zugekehrt ist, von welcher der Anfang des Lesens gemacht werden muss. Nach Herodot (II, 36) schrieben die Aegypter stets von der Rechten zur Linken. Cfr. Zoëga *de Obelisc.* p. 490. Aber Seyffarth hat auch *βουστροφηδόν* geschriebene Denkmäler nachgewiesen. S. *Rudimenta Hieroglyphic.* §. 12. not. 50. p. 21.

**) Zwischen dem Hebräischen und Aegyptischen Alphabete wies überhaupt Champollion die grösste Aehnlichkeit nach. vergl. *Précis* p. 50 folg. Hier wollen wir eine Schrift erwähnen von Sickler: *Die heilige Priestersprache der alten Aegypter, als ein dem Semitischen Sprachstamme nahe verwandter Dialekt.* Hildburghausen. Th. I. 1822. Th. II. 1825. Spohn und Seyffarth erwähnen die Hieroglyphenschrift durch das Hebräische Alphabet.

***) Das Vorhandenseyn solcher grammatischer Hieroglyphen hatte schon Toelken, unabhängig von Champollion vermuthet. S. Minutolis *Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste und nach Oberägypten.* Berlin 1824. 4. S. 390.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

I Monumenti dell' Egitto e della Nubia disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto; distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito Rosellini.

(Fortsetzung.)

Wir können uns hier nicht auf die historischen und mythologischen Einzelnheiten einlassen, welche Champollion theils in dem *Précis* niedergelegt, theils in späteren Schriften, seinem *Panthéon égyptien*, seinen beiden *Lettres à M. le Duc de Blacas, relatives au Musée royal égyptien de Turin* Paris 1824. 8. *) — dem *Catalogo de' papiri egiziani della biblioteca vaticana e notizia più estesa di uno d'essi con breve previo discorso e con susseguenti riflessioni.* Roma con tipi Vaticani 1825, 4. herausgegeben von Angelo Mai **) — u. a. m. weiter verfolgt hat. Selbst die heftigsten Gegner Champollions haben sein System späterhin gebilligt und angenommen, unter ihnen H. Salt, durch seine Reisen in Nubien und Aegypten bekannt, in der Schrift: *Essay on Dr. Young and M. Champollion's phonetic system of hieroglyphics.* London 1826. 8. Auch Klaproth, welcher in seinem oben angeführten Werke die Untersuchungen Champollions verfolgte, und nicht bloſs sein Wissen, sondern auch seinen Charakter angriff *), ist Proselyt geworden. Er wird, wie es heiſst, Champollions nachgelassene Papiere herausgeben.

Jedoch verlangt es die Unparteilichkeit und die Vollständigkeit, daſs wir kurz die Abweichungen des von Spohn und Seyffarth aufgestellten Systemes von dem Champollionschen mittheilen. Spohn ist in diesem Zweige der Alterthumsforschung bekannt durch sein Werk: *De lingua et litteris veterum Aegyptiorum*, Lips. 1825. — und Seyffarth als Herausgeber der *Rudimenta Hieroglyphices.* Lips. 1826. 4., einer Schrift: *Beiträge zur Kenntniſs der Litteratur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegyptens.* Heft I. II. Leipz. 1826. 4. und der *Brevis Defensio Hieroglyphices inventae* a Fr. A. G. Spohn et G. Seyffarth. Lips. 1827. 4., welche gegen die Schrift Champollions: *Lettre à M. le Duc de Blacas sur le nouveau système Hiéroglyphique de MM. Spohn et Seyffarth.* Florence. 1826. 8. — gerichtet ist. Im Gegensatze mit Champollion, welcher die neuere Koptische Sprache als diejenige angab, in welcher die Denkmäler des alten Aegyptens geschrieben sind, behaupteten diese Männer, daſs die ältere koptische Sprache mit ihnen übereinstimme, welche, als heiliger Dialekt von den Alten bezeichnet, von der neuen in Worten, grammatischen Formen und syntaktischen Verbindungen, denen ein hohes Gepräge des Alterthums aufgedrückt sei, abweiche. Die demotische Schrift besteht nach ihrer Ansicht, welche sich auf das Zeugniſs des Plutarch (*De Isid. et Osirid.* p. 374) stützt, aus den 22 Phönicischen Buchstaben, denen nach Eusebius (*Praeparat. Evangel.* I, 10. p. 25. ed. Lutet.) der Priester Isiris noch drei andere hinzugefügt hat: sie ist rein alphabetisch und kann nur in sofern symbolisch genannt werden, als sie die

*) Vergl. *Révue Encyclopédique* Tom. XXIV p. 518 folgd.

**) Von Ludwig Bachmann in's Deutsche übersetzt. Leipzig 1827. 4. Vergl. *Jahrb. f. w. K.* 1828. Novemb. nr. 87. 88. 89. wo auch über mehrere andere, die enchorisch geschriebenen Papyrusrollen betreffende Schriften von Hrn. Prof. Kosegarten Bericht abgestattet worden ist. Auch die in den *Jahrb.* 1831. Novbr. nr. 95—97. mitgetheilte, von demselben Gelehrten bearbeitete Recension zweier Werke von Reuvens und Young verbreitet sich weitläuftiger über die enchorische Schrift.

*) S. Kosegartens Recension dieser Schrift in den *Jahrb.* 1830. Sept. nr. 42 folgd.

Buchstaben nach gewissen Gesetzen verbindet *). Aus der Verzierung dieser Zeichen entstand die hieratische Schrift, welche nichts anderes ist, als eine zierlichere demotische: und auch sie ist daher grammatisch. Aus abermaliger Vermehrung der Zierrathen entstand die Hieroglyphenschrift, welche mithin rein grammatisch ist, und nur in sofern symbolisch, als die Worte außer ihrer grammatischen Erklärung noch eine symbolische zulassen, und in sofern die hieroglyphische Darstellungsweise nahe mit der Malerei verwandt ist **). Die alphabetische Bedeutung jeder hieroglyphischen Figur wird durch Aufsuchung des entsprechenden hieratischen oder demotischen Zeichens gefunden, mit welchem sie dieselbe Aussprache gemein hat, wie dies bei den Armenischen Hieroglyphen der Fall ist (*Rudimenta Hieroglyph.* §. 8. not. 41. p. 16). Zwei, auch mehrere Figuren drücken oft denselben Laut aus, sobald das hieratische Zeichen nicht durch ein hieroglyphisches vollkommen dargestellt werden konnte: und eben so häufig entsprechen dieselben hieroglyphischen Zeichen verschiedenen Lauten, wenn die hieratischen Buchstaben zwar verschieden, aber unter einander sehr ähnlich sind, so daſs die Verzierung eine vollkommene Identität herbeiführen konnte ***). — Dies sind die Grundzüge des Spohnschen Systemes, von welchem die Worte gelten, die Seyffarth Champollion zurief †): *Studia eius, ut videtur, non coeperunt faustis auspiciis; quam ob causam vaticinamur fore, ut systema hieroglyphicum, quo maiori cum strepitu superbo amicorumque suorum applausu in eruditorum orbem ingressum est, eo citius in oblivionem redeat.* Dies ist mit diesem Systeme schon geschehen: während jenes, welchem diese Worte gelten, fortwährend neue Bestätigungen erhält, wovon das Werk Rosellinis, zu welchem wir jetzt übergehen, die Belege darbietet.

Was Champollion aussprach (*Précis* Préf. p. XI): *Quoique l'histoire de la race humaine et de ses dispersions présente encore beaucoup de problèmes, l'étude et la comparaison des langues et des institutions civiles des peuples promettent, pour les résoudre, tant d'heureux moyens, qu'on ne doit point désespérer d'obtenir des notions précises sur les origines des nations le plus anciennement civilisées. Quelque tems encore que ces grands résultats se fassent attendre pour l'histoire des autres peuples, celle de l'Égypte s'éclaircit; des monumens authentiques parlent et jalonnent l'espace, les Pharaons reprennent légitimement la place que de vains systèmes essayaient de leur disputer; et ce n'est point un des moindres résultats des recherches exposées dans cet ouvrage, que d'avoir démontré, par des faits contemporains, la certitude de l'histoire de l'Égypte jusqu'au XIXe siècle avant l'ère chrétienne, au moyen de la succession de ses rois, fournie par les monumens publics, et qui confirme celle que Manethon présenta il y a deux mille ans* — das hat Rosellini in dem ersten Theile, welcher uns vorliegt, weiter ausgeführt.

Niemand wird leugnen wollen, daſs die Aegyptische Geschichte, wie sie uns überliefert worden ist, durchaus ungenügend sei; da die Schriftsteller, deren Autorität für uns das gröſste Gewicht haben muſs, in einer weit späteren Zeit lebten, als die Epoche ist, um deren Geschichte es sich handelt, ihre Werke auch zum Theil verloren gegangen und nur noch aus einzelnen zerstreuten Bruchstücken und Benutzungen späterer Schriftsteller bekannt sind, wie die des Hecatäus von Milet, des Hellanicus von Lesbos. Weshalb Herodot, trotz aller Wiſsbegierde und Wahrheitsliebe nicht zu den reinen Quellen der Aegyptischen Geschichte gelangen konnte, hat Rosellini p. III genügend aus der Verwirrung, welche damals in Aegypten herrschte und der tiefen Erniedrigung und Entartung des Priesterstandes erklärt. Die Schriften des Theopompus, Epho-

*) *Symbolica dici potest, quatenus litteras certis quibusdam ex legibus coniungit. Brev. Defensio.* p 15.

**) Die Worte des Cosmas Indopleustes (*Cosmogr.* bei Montfaucon *Collect. nov. Patr.* Tom. II. p. 161) in denen es von Moses heiſst, er habe gelernt *γράμματα ἱερογλυφικά, μᾶλλον δὲ σύμβολα γραμμάτων*, welche Seyffarth *Rudim. Hier.* §. 6. not. 36. p. 12. für sein System benutzt, sprechen eher für Champollions Ansicht.

***) In der Bestimmung der Aegyptischen Zahlzeichen traf Seyffarth (*Beitr.* Heft I. p. 34.) mit Quintino zusammen, dessen *Saggio sopra il sistemo de' numeri presso gli antichi Egiziani. Lettera del Cav. G. di S. Quintino.* Turin. 1825 — hier zu erwähnen ist. Ueber die Zahlzeichen der alten Aegypter vergleiche man auch die Abhandlung von Jomard *Sur les signes numériques des anciens Égyptiens* in der *Révue Enclopédique.* 1819. Vol. IV. p. 337 ff. Ferner Champollions Untersuchungen im *Bulletin des sciences historiques. Antiquités, philologie.* Paris 1824. Dec. p. 340 sq. 1825. Mai. p. 379 sqq. Kosegarten *de prisca Aegyptiorum litteratura Commentat.* I. Vimar. 1828. 4. p. 52 sqq.

†) *Brevis Defens.* p. 24.

rus, Eudoxus, Philistus u. a. über Aegypten sind verloren gegangen. Desto wichtiger sind für uns die Fragmente, welche uns Iosephus, Iulius Africanus (von dem selbst nur Auszüge bei Syncellus auf uns gekommen sind), Eusebius, Syncellus aus dem Werke des Aegyptischen Priesters Manetho aufbewahrt haben, welcher unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus, als unter der Herrschaft der Lagiden Aegyptische Kunst und Wissenschaft wieder begonnen hatten aufzublühen, aus den heiligen Büchern in den Aegyptischen Tempelarchiven einen Kanon der Dynastien zusammenstellte, welche seit den ältesten Epochen über Aegypten geherrscht hatten: eine Chronik, welche aus drei Büchern bestand, und wie R. vermuthet, nicht bloſse Regentennamen, sondern auch eine Schilderung der wichtigsten Begebenheiten unter ihrer Regierung enthalten haben muſs, was durch die Notiz bei Iosephus (*Contr. Apion.* I, 14) bestätigt wird, daſs Manetho den Herodot mannigfacher Irrthümer überwiesen habe. Nach Eusebius Zeugniſs war das Werk bis zum Darius, nach Syncellus bis 15 Jahr vor Alexanders Besitznahme Aegyptens fortgeführt. Derselbe Syncellus benutzte noch eine andere Quelle, welche er bloſs als alte Chronik bezeichnet, und die nach Ros. Urtheil p. VII nicht viel Zutrauen verdient. Iulius Africanus, dessen Chronographie Photius groſse Genauigkeit und Treue zuerkennt, führte die Reihe der Könige von den fabelhaften Zeiten bis auf Heliogabal fort. Als Quellen für die Aegyptische Geschichte müssen ferner Diodor und Strabo aufgeführt werden, welche Aegypten kurz vor Chr. Geb. bereisten. Die Schriften des Plutarch, Porphyrius und Iamblichus verbreiten sich mehr über die Religion und Verfassung, als über die Geschichte und werden daher von Ros. in der zweiten Abtheilung des Werkes benutzt werden: den Arabischen Schriftstellern ertheilt Ros. groſses Lob, und beklagt p. IX, daſs sie so wenig bekannt und zugänglich sind; und es ist in der That zu bedauern, daſs nicht mehrere der auf Aegypten bezüglichen Werke nach Art der *Description de l'Égypte* par Abd-Allatif traduite de l'Arabe par Sylvestre de Sacy (Paris 1810. 4.) bearbeitet worden sind.

Dies sind die schriftlichen Quellen, aus welchen das, was man bisher über Aegyptische Geschichte hatte, geschöpft wurde; sie unter einander und mit den vorhandenen Denkmälern der Pharaonenzeit zu vergleichen, ist die Absicht des Verfassers. Er betrachtet also zuvörderst die aus der alten Chronik von Syncellus ausgezogenen Notizen (*Chron.* p. 51. ed. Goar), in welchen die Anzahl von 113 Menschenaltern, während welcher die aufgeführten Dynastien über Aegypten geherrscht haben sollen, mit den Angaben Manethos übereinstimmt, wie sie sich bei Eusebius vorfinden. Schnell über den mythischen Theil der Geschichte hinwegeilend, geht er zu den Versuchen des Syncellus über, den Kanon des Manetho mit der Chronologie der Bibel in Einklang zu bringen, und vergleicht alsdann die von Iul. Africanus und Eusebius aufbewahrten Fragmente dieses Kanons der XXXI Dynastien unter einander, mit Berücksichtigung der vorhandenen Lesearten (S. 20 — 66), und zwei andere Kataloge, welche sich bei Syncellus finden, und von denen der eine dem Eratosthenes zugeschrieben wird. Alsdann vergleicht der Vf. die Regentennamen bei Herodot und Diodor, von denen dem ersteren, nach seinem ausdrücklichen Zeugnisse (II, 124) die aus Büchern mitgetheilt wurden, in denen nach Menes noch 330 Königsnamen verzeichnet waren, eine Quelle aus der, auch Diodor (I, 43) schöpfte (S. 69 — 88), und fügt eine Uebersicht der Aegyptischen Geschichte bei, von Inarus an, welcher zum Könige erwählt wurde, als die Aegypter den Tod des Xerxes vernahmen, bis zur Macedonischen Invasion, nach Diodor. (S. 89 — 94.) Aus der Vergleichung des Herodot mit dem Manetho ergiebt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung in Bezug auf die Anzahl der Könige, indem letzterer 350, ersterer 330 nach Menes angiebt, Diodor hat die Zahl 475.

Um den Zeitraum der Aegyptischen Geschichte abzukürzen, verfiel man auf die Idee, mehrere dieser Dynastien als gleichzeitig anzunehmen, eine Ansicht, welche Rosell. mit den gewichtigsten Argumenten bekämpft, und sehr evident aus den klassischen Schriftstellern sowohl, als aus den Titeln, welche den Monarchen auf den alten Denkmälern ertheilt werden, darthut, daſs, wenn die von Manetho aufgeführten Könige regiert haben, einer der Nachfolger des anderen gewesen sein müsse. (S. 98 — 111.)

Der Verf. geht nun zu den Namenkartouchen auf den Aegyptischen Denkmälern über, von denen wir oben gesprochen haben, und erklärt zuvörderst nach dem Champollionschen Alphabet, mit Zuziehung des Hora-

pollo und Ammianus Marcellinus, die Zeichen, welche sich über denselben befinden. (S. 114.) In der ersten Kartouche ist nach ihm der Vorname, in der zweiten der eigentliche Name des Königs enthalten. Er zeigt, dafs der Name der Pharaonen dem der Sonne, bei den Aegyptern PHRE oder PHRA genannt, entspricht. (S. 116—119.)

Vor der Invasion der Hyksos (der 17ten Dynastie des Manetho) finden sich äufserst wenige Denkmäler mit Königskartouchen (*cartelli reali* nennt sie Ros.), und es ist nur von wenigen Königen gelungen, die Namen auf Gräbern aufzufinden, unter denen Menèi, der Griechische Menes (S. 112—126, wo zugleich der Zusammenhang zwischen dem Namen desselben und dem des Gottes Ammon und die Ursachen aus einander gesetzt werden, weshalb Eratosthenes denselben durch *Διόνιος* übersetzte): ferner Schiufo, der Erbauer der gröfseren Pyramide, der Cheops des Herodot, der Suphus der Griechen, (S. 126—130.) dessen Namen sich auf den Gräbern von Djizeh u. Sakkarah fand, wie auch der des Seneschiufo (Chephren des Herodot). Auf der Wand einer Kammer des Pallastes von Karnac, auf Gräbern und zerstreuten Ruinen architektonischer Denkmäler wurde eine Reihe von Kartouchen entdeckt, welche theils den ersten 15, theils den ersten 17 Dynastien angehören, ohne dafs sich ihnen ein bestimmter Platz in der Reihe der Könige anweisen läfst. (S. 132—145.) Es folgen einige Bemerkungen über eine hieratische Papyrusrolle, welche sich, in einzelne Fragmente zerstückelt, im Aegyptischen Museum zu Turin vorfindet. Champollion und Seyffarth haben sie zusammenzusetzen versucht und kamen darin überein, dafs sie eine Liste königlicher Namen war. Ros. enthält sich aber jedes Urtheils über dieselbe.

Indessen hat der Verf. durch eine äufserst sinnreiche Vermuthung in Bezug auf die Tafel von Abydos, von der nur ein Fragment erhalten worden ist, jedoch so, dafs sich die Anzahl der Kartouchen, welche sich auf ihr befunden haben müssen, bestimmen läfst, die Zahl der Könige der 15ten Dynastie anzugeben versucht, und ihre Zahl auf 28 festgesetzt. (S. 149—153.)

Dies ist alles, was Ros. von den funfzehn ersten Dynastien nach Menes aufzufinden im Stande gewesen ist. Die sechszehnte Dynastie bestand nach Jul. Africanus aus 32 Königen vom Stamme der Hyksos, nach Eusebius aus fünf Thebanischen Königen. Die Namen dieser letzteren giebt Eusebius nicht an; von der Tafel von Abydos fehlt das Stück, auf dem ihre Namenskartouchen verzeichnet waren, da sich erst die der ersten Königs der folgenden Dynastie wiederum auf ihr vorfindet. Aber vor der Kartouche der beiden ersten Könige der XVII. Dynastie finden sich auf dem Grabe von Beni-Hassan zwei andere, welche die Namen der beiden letzten Könige des XVI. Herrscherstammes geben müssen, welche der Verf. Osortasen und Amenemhe liest. Unter dem ersteren dieser beiden Könige, welcher wie R. aus einem Datum zeigt, fast ein halbes Jahrhundert regiert haben mufs, wurden viele Bauwerke aufgeführt, wie die Inschriften auf einem Obelisken zu Heliopolis, einem anderen zu Fayyum und auf den Gräbern zu Beni-Hassan beweisen. Unter die Denkmäler dieser Regierung gehört auch noch eine Stele im Museum von Florenz, welche in der oben erwähnten *Notizia degli oggetti* etc. p. 91. Nr. 101. beschrieben worden ist. (S. 154—160.) Nach Eusebius, welcher die 16te Aegyptische Dynastie zu einem der Ausgangspunkte seiner Zeitrechnung macht, und das erste Jahr ihrer Herrschaft mit dem Geburtsjahre Abrahams zusammenfallen läfst, regierte dieser Stamm von 2272 bis 2082 vor Chr. Geb. (S. 161—166.)

Dafs eine feindliche Invasion in dieser Epoche der Aegyptischen Geschichte Statt gefunden haben mufs, würde, wenn auch keine Nachrichten davon uns aufbewahrt wären, der Mangel an Ueberresten aus den früheren Perioden unwiderleglich darthun. Iul. Africanus und Eusebius stimmen indessen darin überein, die XVII. Dynastie als eine ausländische zu bezeichnen, obgleich sie in der Anzahl der Könige dieses Namens und der Dauer ihrer Herrschaft von einander abweichen. Auch der Scholiast zu Plat. *Timaeus* bei Bast *Commentat. palaeogr.* ad Gregor. Corinth. p. 827 hat eine andere, von beiden abweichende Jahreszahl. Die genauere Geschichte dieses Zeitraumes hat uns indessen aus Manethos Werke Josephus (*Contra Apion.* I. 4, p. 399.) aufbewahrt (S. 167—173.), welcher die Hyksos für Hebräer ausgab, während R. nach Champollions Vorgang auf den Denkmälern der folgenden Dynastie Abbildungen dieses Volksstammes erkannte, welchem er einen Scythischen Ursprung anweist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

I Monumenti dell' Egitto e della Nubia disegnati dalla spedizione scientifico-letteraria Toscana in Egitto; distribuiti in ordine di materie, interpretati ed illustrati dal dottore Ippolito Rosellini.

(Schluſs.)

Hirten (Ποιμένες) wurden sie von den Aegyptern genannt, im Gegensatze einer civilisirten Nation, wofür auſser anderen Autoritäten R. auf 1. Mos. 46, 34. verweist. (S. 173—180.) Unter dieser Dynastie kam, nach dem Zeugnisse des Eusebius, dessen Richtigkeit der Verf. besonders aus I. Mos. 46, 31 folgd. schlieſsen zu müssen glaubt, Joseph nach Aegypten. Daſs die Hyksos allmälig die Aegyptische Sprache annahmen, schlieſst der Verf. theils aus Analogien, theils aus dem Titel, welcher Joseph von den Pharaonen beigelegt wird, I. Mos. 41, 45, dessen Erläuterung mit Hülfe Koptischer Worte, welche mit der Leseart der LXX. nahe übereinstimmen, dem Vf. die Bedeutung: Heil des Jahrhunderts (*salvatore del secolo*) gegeben hat. (S. 180 bis 186.)

Gleichzeitig mit diesen Hirtenkönigen bestand, wie sich aus Iul. Africanus ergiebt, und aus Iosephus Worten sich schlieſsen läſst, die rechtmäſsige Dynastie der Pharaonen in Oberägypten und Nubien von Vater zu Sohn fort, deren Vornamen auf der Tafel von Abydos sich vorfinden. Es waren ihrer 6, von denen die eigentlichen Namen der drei ersten und des letzten von Rosellini aufgefunden worden sind, und von dem letzten überdies ein äuſserst merkwürdiges Monument, abgebildet auf Tafel XV., auf welchem angezeigt wird, daſs dieser König, Namens Amosis oder Thutmosis (Misphrathutmosis bei Manetho) aus den Steinbrüchen von Mokattam in der Nähe von Cairo, Material zum Bau der Tempel des Phtah in Memphis und des Ammon in Theben hat herbeiholen lassen. (S. 186—198.)

Der Denkmäler, welche sich auf die 18te Dynastie beziehen, fanden sich vor der letzten Expedition nach Aegypten schon so viele in Europa vor, daſs Champollion in seinem ersten Briefe an den Herzog von Blacas über das Turiner Museum versuchen konnte, die Reihefolge der Herrscher dieses Stammes, unter welchem der Auszug der Kinder Israels unter Moses Statt fand, herzustellen. Der immer gröſsere Zuwachs von Monumenten lieſs gröſsere Genauigkeit bei späteren Bearbeitungen zu. Namentlich hatte sich vor Ros. schon der gelehrte Engländer Wilkinson *) mit der Geschichte dieser Dynastie beschäftigt, welcher Ros. den gröſsten Theil des vorliegenden Bandes gewidmet hat. Die lauterste Quelle bietet auch hier Iosephus dar **), welcher die Worte des Manetho uns aufbewahrt hat. (S. 199—204.) Die Reihefolge dieser Könige ergiebt sich aus der Tafel von Abydos, der Procession im Ramesseion, aus den Hieroglyphen auf einigen Gräbern von Gurnah zu Theben und einer Procession im Palaste von Medinet-Abu, ähnlich der kurz zuvor erwähnten, welche sämmtlich, wie sich aus der Anzahl der Kartouchen ergiebt, zu verschiedenen Zeiten angefertigt worden sind; denn die beiden ersten Darstellungen führen uns bis auf den 11ten, die dritte nur bis auf den 7ten König dieser Dynastie, die vierte endlich bis auf den ersten der XIX. Dynastie hinab. Nach diesen Monumenten bestand die Dynastie aus 14 Königen, nach Manetho bei Iosephus aus 17, und nach den Auszügen des Iul. Africanus und Eusebius aus 16. (S. 204—206.) R. zeigt, daſs Manetho hier Recht hat. Der erste König ist Amenophis I. (Tethmosis), von welchem er uns zwei Frauen kennen lehrt. (S. 206—212.) Ihm folgte Thutmes I., bei Manetho Chebron genannt, dessen Frau und erstgebornen Sohn

*) *Materia Hieroglyphica. Part. II. Summary view of the early history of Egypt.* Malta 1828.

**) A. a. O. I, 15. p. 446. ed. Haverk.

wir ebenfalls kennen lernen *). Sein Sohn, welcher ihm folgte, nahm den Namen **Thutmes II.** an; auf den von ihm handelnden Denkmälern findet sich aber häufig sein Vorname **Amenothph** oder **Amenophis**, unter welchem ihn Manetho kennt. Die Gränzen dieser Analyse erlauben es nicht, fernerhin dem Verf. durch die einzelnen Details seiner Kartouchenerklärung zu folgen, und wir begnügen uns daher, die Uebersicht der Herrscher dieser Dynastie, das Resultat der Forschungen Ros. über dieselbe mitzutheilen (S. 286. folgd.):

Namen der Könige nach den Monumenten.	Namen derselben nach den Schriftstellern.	Dauer ihrer Regierung.	
		Jahre.	Monate.
1. Amenof, Amenoftep oder Amenophis I. Gemahlinnen Ari und Aahothre.	Amosis, Thetmosis, Sohn des Misphra-Thutmosis.	26	4
2. Thutmes I., Sohn des vorhergehenden. Gem. Aahmes.	Chebron.	13	—
3. Thutmes II. sein Sohn. Gem. Amonmai.	Amenophis.	20	7
4. Amense, seine Schwester.	Amenses.	21	9
Thutmes III., erster Gemahl. Amenenhe, zweiter Gemahl.	(mit inbegriffen unter der Reg. der Amenses.)		
5. Thutmes IV., Sohn der Amense u. Thutmes III. Gem. Meiphrehi.	Mephres, Miphra, Möris, Sohn der Amense.	12	9
6. Amenôf II.	Mephrathutmosis, Sohn des Möris.	25	10
7. Thutmes V. Gem. Tôre, zweite Gem. Muthemwa.	Thmosis, Sohn des vorhergehenden.	9	8
8. Amenôf III., Sohn des Thutmes V. und der Muthemwa. Gem. Tala.	Amenophis - Memnon, Sohn des Thmosis.	30	10
9. Hôr.	Horus, sein Sohn.	36	15
10. Tmauhmot.	Achenchres, Tochter des Horus.	12	1
11. Ramses I., Bruder der vorhergehenden.	Rathotis, Athoris, Bruder der Achenchres.	9	—
12. Menephtah I., Sohn des Ramses I. Gem. 1. Twea. Gem. 2. Tsirê.	Die beiden Akencheres.	24	8
13. Ramses II. sein Sohn. Gem. Nofreteri.	Armais, Armesses.	14	—
14. Ramses III., Bruder des vorhergehenden. Gem. 1. Nofre-Ari. 2. Isinofrê.	Ramesses, der Sesostris des Herodot und der Sesoosis des Diodor.	66	2
15. Menephtah II., Sohn des vorhergehenden. Gem. Isinofrê.	Armesses, Sohn des vorhergehenden. Pheron des Herodot und Sesostris II. des Diodor.	3	—
16. Menephtah III.	Amenophis, Sohn des Armesses.	19	6
17. Uerri (?) Gem. Nofrei.	. . . .	2	5
		348	

Die Dynastie herrschte von 1822 v. Chr. Geb. bis 1474.

Dieser erste Band der historischen Abtheilung des Werkes schliefst mit einem Abschnitte, der sich mit den wichtigsten Ereignissen, welche sich unter dieser Dynastie zugetragen haben, beschäftigt. Dafs die Bedrükkungen der Kinder Israëls unter dieser Dynastie Statt fanden, geht theils aus der Zeitenfolge hervor, theils wird es durch die Worte II. Mos. 1, 8: *Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wufste nichts von Joseph* — bestätigt, mit denen die Restauration der rechtmäfsigen Pharaonen bezeichnet wird. Der Verf. beruft sich hierbei auf die eigentliche Bedeutung des Hebräischen Wortes חָדַשׁ *restauravit.* (S. 291—294.). Um zu bestimmen, unter welchem Pharaonen die Juden unter Moses Aegypten verliefsen, vergleicht R. zuvörderst I. Mos. 15, 13. Act. Apost. VII, 6, wo von einer 400jährigen Knechtschaft in Oberägypten die Rede ist. Hier wird aber nur eine annähernde Zeitdauer angenommen; bestimmter ist die Angabe II. Mos. 12, 40 von einem Aufenthalte von 430 Jahren. Ohne bestimmt das Jahr des Auszuges anzugeben, da dies nur durch Konjektur geschehen kann, entscheidet sich R. für die Regierung Ramses III. (S. 294—300.) *). Der Vf. beweist als-

*) Bei Gelegenheit eines hieher gehörigen Denkmals erläutert Ros. die Sitte, die schönsten und edelsten Mädchen des Landes dem Ammon als *παλλακίδες* oder *παλλάδες*, wie sie von den Griechen genannt werden (Eustath. ad *Odyss.* III. p. 1742), zu weihen. S. Minutoli *Reise*, herausgeg. von Toelken S. 121, wo die Hauptstellen angeführt werden: Strabo XVII p. 816. Herodot. I, 182. Die Stelle aus Diodor. I, 47, welche gemeiniglich, und auch von Toelken angeführt wird, gehört aber nach Ros. nicht hieher.

*) Es ist hier das Buch von Greppo zu erwähnen: *Essai*

dann, daſs Sethus oder Ramses-Aegyptus, wie ihn Manetho nennt, dessen hierher gehöriges Fragment bei Iosephus aufbewahrt ist, der erste König der XIXten Dynastie, verschieden von dem Sesostris oder Sesoosis der Griechischen Schriftsteller sei, aber wie dieser groſse Heereszüge unternommen habe. (S. 300—305.) Vergl. Tacit. *Annal.* II, 60. Er rechtfertigt (S. 305—307) das Stillschweigen der Bibel über diesen König und seine militärischen Expeditionen, auf welchen er Palästina durchzog, damit, daſs die Juden sich während dieser Zeit noch auf ihrer 40jährigen Wanderung durch die Wüste befanden. Endlich spricht er von dem zweiten Einfalle der Hyksos in Aegypten in den letzten Regierungsjahren der XVIIIten Dynastie nach der Erzählung des Manetho bei Iosephus (*Contr. Apion.* I, 26—27), der aber in seiner vorgefaſsten Meinung, daſs die Hirten Hebräer waren, die Thatsachen in falschem Lichte dargestellt hat. (S. 305—312)

Es bleibt uns, nach dieser Analyse des Rosellinischen Werkes noch übrig, einige Einzelnheiten zu berühren, welche besonderer Erwähnung werth scheinen, ohne uns auf Widerlegung anderer geringfügiger Behauptungen, mit welchen wir nicht einverstanden sein können, einzulassen, da sie auf die Gesammtresultate, welche in dem Werke niedergelegt sind, keinen oder nur höchst unbedeutenden Einfluſs haben. Erwähnung verdient z. B. die Vermuthung S. 8. daſs die Götterdynastien während der fabelhaften Zeiten Aegyptens auf historische Fakta, vielleicht in sofern zurückgeführt werden könnten, als man eine theokratische Regierungsform annähme, welche unter Verwaltung der Priester durch das Bildniſs der Gottheit repräsentirt worden sei. — S. 18. verbreitet sich der Vf. über die Genealogie der Nachkommen Noahs, in der er eine wahrhaft geographische Aufzählung der Völker der Erde erkennt. Er bemerkt dabei, daſs in der geographischen Genealogie der Genesis die Namen stets einen physischen oder moralischen Charakter des Landes tragen, welchen sie bezeichnen. Als Beispiel führt er den Namen Aegyptens ein, welchen er von צור *Felsen* ableitet, wovon מָצוֹר *Festung*. Der Dual מִצְרַיִם, wie er beständig von den Masoreten geschrieben wird, bezeichnet also *die beiden Felsen*, in denen er die beiden Bergketten, die Arabische und Libysche erkennt, welche das Nilthal Aegypten von beiden Seiten begränzen, und gleichsam zwei Festungen gegen die Anfälle von der Libyschen Wüste und dem rothen Meere her bilden. — In der Stelle des Herodot II, 144 vertheidigt er S. 71 die Lesart *οὐκ ἐόντας ἅμα τοῖσι ἀνθρώποισι* gegen die andere *οἰκέοντας ἅμα τ. ἀ.* und erklärt sie: *non communicanti cogli uomini,* was er auf eine theokratische Regierung, übereinstimmend mit seiner zuvor angeführten Behauptung bezieht. — Für die Erklärung der phonetischen Hieroglyphen bietet das Werk keine neue Ausbeute, mit Ausnahme eines einzigen Falles dar. (S. 219) Es ist nämlich das betreffende Zeichen gleichbedeutend mit dem, welches *ΩΤΠ* oder *ΩΦΘ* anzeigt. Bei dem chronologischen in dem Werke sind die neueren Hülfsmittel nicht benutzt. In Bezug auf Eusebius Hypothese (S. 10 u. S. 20), welche ihm jedoch keinesweges eigenthümlich ist, (Diodor. Sicul. I, 26. Plinius *Hist. natur.* VII, 49 u. a. m.), wonach die Regierungsdauer der ältesten Herrscher Aegyptens in Mondjahren angegeben sei, deren jedes 30 Tage habe, war zu vergleichen meines Vaters *Handb. der Chronolog.* Th. I. S. 93, wo auch S. 135 folgd. genügenderes über die Hundsternsperiode bemerkt ist, als bei Rosellini.

Dem Werke sind beigegeben 14 Dynastientafeln, auf denen sich die aufgefundenen Kartouchen der königlichen Namen und Prädikate und der Mitglieder ihrer Familien von den verschiedenen Monumenten befinden; ferner eine Abbildung der übereinstimmenden auf die XVIIIte Dynastie bezüglichen Kartouchen von verschiedenen Denkmälern, welche wir oben erwähnt haben, des ebenfalls schon erwähnten Monumentes des Königs Thutmosis oder Amosis und der Tafel von Abydos. Zuerst ward letztere abgebildet von Bankes, welcher sie den Gelehrten Europas mittheilte; dann von Wilkinson in *Hieroglyphics, collected by the Egyptian Society, arranged by* Thom. Young. London 1823. fol. Taf. XLVII; von Champollion in der *Seconde lettre à M. le duc de Blacas.* pl. VI, welchen Klaproth bei dieser Gelegenheit der gröſsten Unredlichkeit und absichtlicher Verfälschung zeiht; und von Klaproth selbst, in dem oben angeführten Werke Pl. XXXVI. Die Kupfer, von denen das erste Heft (Tafel I bis IX und

sur le système hiéroglyphique de M. Champollion le Jeune, et sur les avantages qu'il offre à la critique sacrée. Paris 1829. Man vergleiche noch *Lettre à M. Charles Coquerel sur le système hiéroglyphique de M. Champollion, considéré dans ses rapports avec l'Écriture sainte;* par A. L. C. Coquerel. Amsterdam 1825. 8.

Taf. XVI.) beigegeben worden ist, enthalten die zu jenen Hieroglyphen gehörigen Bildnisse, welche mit einer bisher noch nirgend erreichten Sorgfalt und Treue nach den Monumenten kopirt sind. Die Taf. XVI giebt zugleich eine wohlgelungene Probe der Ausführung in Farben.

Das Ganze, welches binnen vier Jahren vollendet sein soll, wird aus 10 Bänden Text mit lithographirten Tafeln und 400 Abbildungen in Fol. bestehen, welche theilweise kolorirt, eine genaue Darstellung der Originaldenkmäler enthalten sollen. — Den Wunsch können wir nicht unterdrücken, dafs in den nachfolgenden Theilen auf den Druck der Griechischen Worte mehr Sorgfalt verwendet werden möge, obgleich wir in dieser Beziehung Nachlässigkeit und Unkorrektheit in den Italiänischen Werken vorzufinden gewohnt sind.

Durch das Werk Rosellini's ist also, wie man hieraus ersieht, dargethan worden, was, wie wir hoffen, aus den nächsten Bänden noch deutlicher hervorgehen wird, dafs Champollions System der Hieroglyphendeutung allerdings zu Entdeckungen mancherlei Art in Bezug auf die Geschichte und die Alterthümer Aegyptens führen kann, und zum Theil schon geführt hat, und es sind durch die Erklärung des Monumentes des Königs Amosis vorläufig schon die Worte Silvestre de Sacy's (*Journal des Savans* 1827. *Septbr.* p. 543) widerlegt worden: *Que malgré la confiance qu'on ne peut s'empêcher d'accorder au système de M. Champollion, il ne faut pas en concevoir des espérances exagérées, comme il ne faut pas non plus le déprécier, parcequ'il n'a pas encore produit, et ne produira peutêtre jamais l'intelligence complète d'une inscription ou d'un écrit de quelque étendue, vu que les difficultés de plus d'un genre peuvent opposer des obstacles invincibles aux efforts des savans les plus érudits et les plus ingénieux.*

Dr. Jul. Ludw. Ideler.

XLVII.

Mémoire sur la constitution géologique de la province de Liège, en reponse à la question suivante: „faire la description géologique de la province de Liège, indiquer les espèces minérales et les fossiles accidentels que l'on y rencontre: avec l'indication des localités et la synonymie des noms sous lesquels les substances déjà connues ont été decrites" Qui a remporté le prix au concours de l'Academie de Bruxelles, en 1830: par A. H. Dumont. Bruxelles (Hayez, imprimeur de l'Academie Royale) 1832. gr. 4to. VII und 374 Seiten und drei grofse illuminirte Karten und Gebirgsdurchschnitte.

Das Werk, welches wir hier ankündigen, ist eine ganz vortreffliche, wahrhaft musterhafte geognostische Detail-Beschreibung und bildliche Darstellung des Innen-Baues einer höchst lehrreichen Gegend, die nicht blofs bekannte Thatsachen durch ausgezeichnete Beispiele feststellen hilft, sondern auch wesentlich dazu beiträgt, neue Stützen und wichtige Grundsteine dem allgemeinen Lehrgebäude der Geognosie zu verschaffen. Um im Urtheile nicht befangen zu werden, hat Rec. erst das Buch selbst und dann den ihm vorgedruckten Bericht gelesen, welcher von einer Kommission der Brüsseler Akademie darüber erstattet worden ist. Kommissarien waren: Cauchy, J. d'Omalius und D. Sauveur Sohn, und unter ihnen darf man gewifs den zweiten, welcher auch sehr wahrscheinlich den Bericht abgefafst hat, als völlig kompetent ansehen. Sehr erfreulich war es aber dem Rec. in seinem Urtheile im Wesentlichen demjenigen der Berichtserstatter zu begegnen.

Ueber die auf dem Titel angedeutete Preisfrage waren drei Arbeiten bei der Akademie eingegangen. Von der vorliegenden, welcher der Preis zuerkannt worden ist, sagt der Bericht: *„Ce Mémoire se distingue d'une manière éminente par l'exactitude et l'étendue des détails, ainsi que par l'importance et la nouveauté des considérations générales qui s'y trouvent".* Den Hauptwerth sehen die Berichtserstatter in der genauen Ermittelung der Lagerungsfolge des sogenannten Uebergangsgebirges bis einschliefslich des in dieser Gegend damit gleichförmig gelagerten Steinkohlengebirges, und gerade hierin stimmt Rec. ihnen bei, und glaubt auch, dafs darum das Werk um so schätzbarer ist, als es in dieser Reihe der Bildungen in unsern allgemeinen Kenntnissen am meisten lückenhaft aussieht, oder, besser ausgedrückt, als es gerade bei dieser Reihe am schwierigsten hält, in die grofse Masse des vorliegenden Materials die gehörige Ordnung zu bringen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 69.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Mémoire sur la constitution geologique de la province de Liège, en reponse à la question suivante: „faire la description géologique de la province de Liège; indiquer les espèces minérales et les fossiles accidentels que l'on y rencontre, avec l'indication des localités et la synonymie des noms sous lesquels les substances déjà connues ont été decrites". Qui a remporté le prix au concours de l'Academie de Bruxelles, en 1830: par A. H. Dumont.

(Schluſs.)

Wir mögen es zwar auch nicht annehmen, daſs der Verf. gerade überall den Nagel so auf den Kopf getroffen habe, daſs wir nun darnach das Uebergangsgebirge in jeder Gegend fehlerlos konstruiren können; eine solche Uebereinstimmung in demselben ist nach unserer seitherigen Erfahrung gar nicht einmal anzunehmen: aber für die Provinz Lüttich hat er in solcher Beziehung offenbar sehr Groſses geleistet, und wer ihm in seinen Beobachtungen auch nur auf dem Papiere genau folgt, wird diese Ueberzeugung gewiſs schon recht sehr erhalten, mehr aber noch derjenige, welcher, wie bei dem Rec. der Fall ist, die untersuchte Provinz in der Natur einigermaſsen kennt. Die Berichterstatter urtheilen über diesen Theil seiner Leistungen eben so strenge als anerkennend, und, wie auch Rec. meint, völlig gerecht, in folgenden Worten: „*Le temps fera connaître jusqu'à quel point les opinions de l'auteur sont fondées, et si elles pourront également s'appliquer aux parties du massif anthraxifère qui se prolonge dans les provinces de Namur et de Hainaut; mais, en supposant que l'auteur ait fait ce qu'ont fait presque tous les hommes de talens, c'est-à-dire, qu'il se soit trop empressé de généraliser les résultats de ses découvertes, il n'en aurait pas moins rendu un service éminent à la science, attendu qu'il aurait planté les jalons qui serviront pendant long-temps de base à toutes les recherches qui auront pour but de déterminer l'âge relatif des divers membres d'un des terrains les plus remarquables de nos contrées*". Uebrigens wird noch die Bemerkung beigefügt, daſs einer der Berichterstatter (wohl Omalius?) des Verfs. Beobachtungen in der Gegend von Huy verificirt habe, und ungeachtet hier die Verhältnisse sehr verwickelt seien, die Richtigkeit jener bis ins äuſserste Detail anerkennen müsse.

Die Provinz Lüttich ist zu Ermittelungen, wie die vorliegenden, ganz besonders geeignet, denn wenn auch die darin vorkommenden vielen tiefen und engen Sattel- und Mulden-Bildungen von der einen Seite die geognostischen Orientirungen sehr erschweren, so sind sie es aber von der andern Seite auch gerade, welche, wenn einmal die gehörige Orientirung gefunden ist, die Beobachtungen über ein und dasselbe Verhältniſs vervielfältigen und dadurch den erzielten übereinstimmenden Resultaten eine um so gröſsere Sicherheit gewähren.

In Begleitung der ungemein ausgeführten geognostischen Karte und der lehrreichen Durchschnitte, welche das Werk erläutern und verzieren, gewinnt man nicht allein bei seiner Lektüre alle nur zu wünschende Uebersichtlichkeit und Klarheit, sondern es verliert auch durch diese lebendige Anschauung gänzlich jene Trokkenheit, welche geognostische Detail-Beschreibungen oft bei recht werthvollem Material haben, wenn man sich nicht genugsam im Lokalen orientiren kann. Die Sprache der Darstellung ist einfach und bestimmt, vielleicht hin und wieder gar bestimmter, als diejenige, welche die Natur selbst aus dem Felsgebäude an einzelnen Stellen sprechen mag. Aber auch das wollen wir in der Voraussetzung gerade nicht tadeln, daſs solche Bestimmtheit Ergebniſs vielfacher wissenschaftlicher und Beobachtungs-Kombination sein wird, wel-

che dem Verfasser in gar reicher Fülle zu Gebote stand.

In der Einleitung erwähnt der Verf., dafs er sich nach den Umständen bald der geognostischen Terminologie von Omalius, bald aber von Brongniart bediene, und für Mineralogie und Krystallographie der Hauy'schen Nomenklatur. Das Werk zerfällt in zwei Haupttheile; in dem ersten werden die Transitions-Bildungen bis einschliefslich des Steinkohlengebirges abgehandelt, in dem zweiten alle jüngere Bildungen. Dem ersten Theile ist die Ueberschrift: *Terrains primordiaux*, und dem zweiten: *Terrains secondaires* gegeben. Der Einleitung ist eine Uebersicht von Höhenmessungen in der Provinz beigegeben: niedrigster Punkt (*Lixhe*) 44⅘ und höchster (Hütte Michel auf dem hohen Veen) 680 Meter über der Meeresfläche.

Die aufgerichteten Sattel und Mulden-bildenden Gebirgschichten theilt der Verf. mit *Omalius* in drei Gruppen: *ardoisier*, *anthraxifère* und *houiller*. Als Felsarten der ältern oder Schiefergruppe werden aufgeführt: Diallage-Thonschiefer, rother Thonschiefer, gemeiner Dachschiefer, quarzig-talkiger Schiefer, körniger Quarz, und als wenig verbreitet ein krystallinischer Sandstein mit talkigem Bindemittel (*poudingue talqueux*) und Diorit. Sehr eigenthümlich ist der zuerst aufgeführte, meist talkige Thonschiefer mit Diallage-Blättchen, eine Bildung, wie wir aufser den Ardennen keine ganz ähnliche kennen. Die untern Systeme der Schiefergruppe sind hauptsächlich, von unten nach oben, zusammengesetzt aus Diallage-Thonschiefer, rothem Thonschiefer und gemeinem Dachschiefer, und *poudingue talqueux*; die obern Systeme aber aus gemeinem Dachschiefer, körnigem Quarz und Diorit und quarzig-talkigem Schiefer in vielfachem Wechsel dieser Schichten.

Die mittlere Gruppe (*anthraxifère*), welche man *Unter-Kohlengruppe* nennen könnte, ist aus vier Systemen zusammengesetzt. Das erste besteht aus Schiefern, fein- und grobkörnigen Sandsteinen (*psammite et grès*) und Konglomeraten (*poudingue*); der Verf nennt es das *untere quarzig-schieferige* (*quarzo-schisteux inférieur*). Das zweite besteht aus Kalkstein und Dolomit, und wird das *untere kalkige* (*calcareux inférieur*) genannt. Das dritte, aus Schiefern und feinkörnigen Sandsteinen zusammengesetzte, heifst das *obere quarzig-schieferige* (*quarzo-schisteux supérieur*) und das vierte, aus Kalkstein und Dolomit bestehend, das *obere kalkige System* (*calcareux supérieur*).

Das untere quarzig-schieferige System unterscheidet sich von dem obern durch die rothe Färbung seiner meisten Felsarten, durch die Gegenwart von Konglomeraten und eine fast gänzliche Abwesenheit von organischen Resten. Die Felsarten des obern quarzig-schieferigen Systems sind meist grau oder gelblichgrau; nur in der Nähe von eingelagerten körnigen Rotheisensteinen erhalten sie Aehnlichkeit mit denen des obern Systems. An Versteinerungen (vorzüglich *Spirifer attenuatus*) ist jenes untere System ziemlich reich.

Die beiden kalkigen Systeme sind in Farbe und Petrefakten von einander verschieden; der untere Kalkstein ist meist grau, der obere dunkler, mehr bläulich. Im untern vorzüglich *Terebratula explana*, *aspera*, *prisca*; *Spirifer attenuatus*; *Cyathophyllum ananas*, *pentagonum*, *quadrigeminum*, *plicatum*; *Calamopora spongites*. Im obern besonders zahlreich *Productus*, *Evomphalus* und *Bellerophon*, unter den Korallen namentlich *Cyathophyllum coespitosum und Syringopora ramulosa*.

Das untere quarzig schieferige System verläuft sich unmerklich in das Schiefergebilde der Ardennen, ohne scharfen Abschnitt; die Schichten alterniren vielfach; die graue Färbung verliert sich von unten nach oben immer mehr in die Rothe. Hr. D. parallelisirt dieses System mit dem *old red sandstone* der Engländer.

Das untere kalkige System schliefst in der Mitte, als oft fehlende Schicht, den Dolomit ein.

Uebergänge aus diesem Kalk finden in das obere quarzig-schieferige System statt; in ihm die Schiefer unten, die Sandsteine oben, und ganz zuletzt ein Steinkohlenflötz.

Das obere kalkige System ist konstruirt wie das untere, umschliefst aber in seinem obern Kalkstein ein oder zwei Steinkohlenflötze.

Es thut uns leid, nach dieser Uebersicht, welche wir als vorzüglich neu aus den 145, lediglich dem *Terrain anthraxifère* gewidmeten Seiten des Werks hervorheben wollten, dem Verf. nicht in die nähern Details, die Charakteristik der untergeordneten Lager, der Gänge und in die sehr genau mitgetheilten Lokal-Beobachtungen folgen und so auch auf das minder Konstante aufmerksam machen zu können. In einer stockwerksartigen, nahe bei dem obern Dolomit eingelager-

ten Quarz-Masse bei *la Rochette* kömmt auch Hauy's primitiven Quarz (*Traité, 2e édition*. II. p. 233.) vor. Hr. Dumont erklärt denselben aber (S. 147.) nach Levy's Ermittelungen (die Krystalle sind rechtwinkelig) für eine Flufsspath-Pseudomorphose, was um so wahrscheinlicher ist, als an derselben Lokalität auch pseudomorphische Quarze, nach verschiedenen Kalkspath-, Bleiglanz- und Baryt-Krystallisationen gebildet, vorkommen. Die gröfste bekannte Galmei-Niederlage *la Vieille-Montagne* liegt auch vorzüglich im Dolomit. Die davon S. 149. gegebene Beschreibung ist besonders interessant, und bei dieser Gelegenheit wird auch S. 150. das neue von Levy entdeckte Zinksilikat, dem er den Namen *Millemit* gegeben hat, genauer charakterisirt als bisher geschehen ist.

S. 186 bis 274. beschäftigen sich mit dem eigentlichen *Steinkohlen-Gebirge* (*Terrain houiller*), und wenn des Neuen in diesem Abschnitt in so weit auch weniger ist, als man dazu nur dasjenige rechnen will, welches zur Erweiterung des Gebietes der Geognosie im Allgemeinen gehört, so ist dafür des Neuen für die lokale Forschung desto mehr. Bisher hatte noch niemand eine klare Anschauung der Steinkohlenflötz-Verhältnisse bei Lüttich und längs der Maas; dieselben Flötze tragen nach den verschiedenen Gruben und Muldenflügeln selbst bei den Bergleuten verschiedene Namen. Hr. Dumont hat aber völlige Ordnung in dieses Chaos gebracht, und dadurch auch dem Bergbau einen grofsen Vorschub gethan.

Er theilt das Steinkohlengebirge der Lüttischen Mulde, welche die vollständigste der ganzen Provinz ist, in zwei Systeme. Das erste ist zusammengesetzt aus Kieselschiefer, körnigem Quarz und Alaunschiefer, gewöhnlich in der vorstehend angedeuteten Folge; es ist wenig entwickelt, besteht zuweilen nur aus einer dieser Felsarten und fehlt einigemale ganz.

Das zweite enthält 83 Steinkohlenflötze, welche mit einer viel gröfsern Anzahl von Schieferthon- und Sandstein-Schichten wechseln. Hr. Dumont theilt dieses System noch in drei Etagen, nach der Eigenthümlichkeit der Steinkohlen in den Flötzen, welche von unten nach oben, mit wenigen Ausnahmen, immer fetter werden. Die untere Etage hat 31 Flötze magerer, die mittlere 21 Flötze wenig fetter und die obern 31 Flötze fetter Steinkohlen. Diese Trennung ist zu wenig in der Natur begründet, als dafs sie ein anderes, wie ein blofs bergmännisches Interesse haben könnte.

Wenn irgend der Beweis noch geführt zu werden brauchte, dafs das Uebergangsgebirge mit dem Steinkohlengebirge nur eine ununterbrochene Entwickelungs-Folge bildet, so wäre dieses gewifs durch das vorliegende Dumontsche Werk zur Evidenz geschehen. Eine so folgerechte und vollständige Bestätigung davon, ist immer noch eine erfreuliche Erscheinung. In den kurzen „*Observations sur la stratification et l'age rélatif des terrains primordiaux*", S. 275 bis 280., hat der Vf. die Gründe seiner Altersfeststellungen so überzeugend und naturgemäfs dargethan, dafs die schärfste Kritik nicht leicht etwas dagegen einzuwenden finden wird.

Die Berichterstatter fanden den zweiten Theil der Arbeit: *Terrains secondaires*, zu wenig ausgearbeitet: aber der vorliegend gedruckte zweite Theil ist nicht mehr derjenige der ursprünglichen und begutachteten Preis-Ausarbeitung. Er ist nach den fortgesetzten Studien des Verfs. von demselben ganz neu und ergänzt dargestellt worden, wie in einer Note S. 281. näher angegeben wird, und verdient in seiner vorliegenden Gestalt gewifs auch alles Lob.

Eigenthümliche Konglomerate von Kiesel- und Kalkstein-Geschieben mit thonig-eisenschüssigem, zuweilen kalkigem Bindemittel (1. *Poudingue de Malmedy*) sind in der Gegend von Malmedy mit einem Fallen von 12° nach N. W. dem Schiefergebirge aufgelagert; sie wechseln zuweilen mit rothem glimmerigem Schieferthon; nach oben zu werden die, gewöhnlich Ei-grofsen Geschiebe kleiner und die obersten Bänke bestehen wirklich aus einem rothen Sandstein. Rec. hält dieses, hier nicht durch jüngere Felsarten bedeckte Gebilde für ein Analogon des sogenannten Wackendeckels am Bleiberge in der Eifel, und demnach als zum bunten Sandstein gehörig.

Sonst folgt dem Alter nach in der Provinz Lüttich auf das Steinkohlengebirge unmittelbar in horizontaler übergreifender Lagerung keine ältere sekundäre Formation als die der *Kreide*, (2. *Terrain crétacé*) welche in fünf Systeme sich theilen läfst: 1) unterer Greensand, 2) Gault, 3) oberer Greensand, 4) Kreide und 5) Kalkstein von Maestricht. Dann folgt die wenig entwickelte Bildung des *Grobkalks* (3. *Terrain tritonien*).

Unter den jüngern Bildungen sind noch aufgeführt 4. *Terrain diluvien* (wobei die Nachrichten über die neuen, wegen der Vielartigkeit der darin vorkommenden Thierspecies und dem wiederholten Wechsel von Knochenbreccien- und Kalksinter-Schichten merkwürdigen Höhlen noch besonderes Interesse gewähren *), 5. *Terrain tuffacé*, 6. *Terrain alluvien*, 7. *Terrain tourbeux* und 8. *Terrain détritique* (Humus). Es kann uns hier der Raum nicht vergönnt sein, um in das reichhaltige Einzelne einzugehen, welches auch dieser zweite Theil darbietet. Auf die Versteinerungen ist darin recht tüchtig gerücksichtiget worden. Ueberall erkennen wir in dem Hrn. Verf. einen Mann, der völlig im Niveau der wissenschaftlichen Höhe steht, und von dem wir noch sehr viel Erfreuliches erwarten können, da ihm Talent, Fleifs und Jugendkraft in ganzer Fülle zur Seite sind. In geologische Hypothesen hat er sich nirgend eingelassen; die Ermittelung des Faktischen war überall sein einziger und höchster Strebepunkt.

Den Schlufs des Werkes bilden zwei sehr fleifsig ausgearbeitete Uebersichten 1) von allen Mineralien der Provinz Lüttich, mit Angabe der Krystallabänderungen und Funderte, in systematischer Anordnung, und 2) von allen Versteinerungen, nach den Formationen und ihren Unterabtheilungen angeordnet, mit Angabe der Funderte und nach den Nomenklaturen und Citaten von Basterot, Blainville, Brongniart, Defrance, Goldfufs, Höninghaus, Nilsson, Rafinesque, Schlotheim und Sowerby.

Die lithographirten Karten und Durchschnitte sind vollkommen deutlich, in ansehnlich grofsem Maafsstabe und scharf illuminirt. Typographisch ist das Werk seines Inhaltes vollkommen würdig ausgestattet.

Wir können nur noch den Wunsch beifügen, dafs wir bald mehrere solcher geognostischen Detail-Arbeiten über Gegenden von ähnlichem wissenschaftlichem Interesse erhalten möchten. Dadurch nur kann die Geognosie grofse und sichere Fortschritte machen. Erfreulich wäre es namentlich, wenn Hr. D. in ähnlicher Weise auch die zunächst angrenzende, ebenfalls sehr interessante Provinz Namur bearbeiten wollte.

*) Ueber diese Höhlen haben wir ein besonderes Werk vom Dr. Schmerling zu erwarten.

Nöggerath.

XLVIII.

Die rechtliche Natur der Zehnten aus den Grundeigenthumsverhältnissen des Römischen und Fränkischen Reichs historisch entwickelt, mit Berücksichtigung der neuesten Anträge auf Zehntabschaffung, und mit Andeutungen für die Geschichte des Lehnwesens, von Dr. J. M. F. Birnbaum. Bonn 1831 bei A. Markus. VI u. 286 S. in gr. 8.

Wenn vormals allgemein geglaubt wurde, das Römische Recht sei mit dem Untergange des Weströmischen Reiches völlig verschwunden und erst nach sechs Jahrhunderten zufälligerweise neu erweckt und so allmälig dem Rechtszustande der neuern Völker eingeimpft worden, so hat zwar diese Ansicht schon längere Zeit einer entgegengesetzten weichen müssen, welche den, durch das Römische Recht vermittelten Zusammenhang zwischen dem Alterthum und der neuern Welt als einen stetigen, nie gänzlich unterbrochenen, und die Wiedererweckung des Studiums und der Praxis des Röm. Rechts seit dem 12ten Jahrhundert nur als eine Erhebung desselben aus einem kümmerlichen Dasein zu größeres Blüthe und ausgedehnterer Wirksamkeit betrachtet. Allein zu läugnen ist nicht, dafs diese Ansicht ohne grofse Bedeutung und unfruchtbar für die Rechtsgeschichte blieb, bis sie durch Savigny's ins Detail eindringende Untersuchungen Leben und Anschaulichkeit gewann. Ein weiteres Fortschreiten in dieser Richtung ist es, wenn die neueste Zeit einzelne Institute, die man sonst als rein Germanische Erzeugnisse betrachtet hatte, aus nie ganz erloschenen Römischen Einrichtungen abzuleiten versucht hat, wohin bekanntlich eine neuere Untersuchung über den Ursprung der städtischen Verfassung in den Germanischen Reichen geführt, die freilich auch schon wieder gewichtige Gegner gefunden hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 70.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Die rechtliche Natur der Zehnten aus den Grundeigenthumsverhältnissen des Römischen und Fränkischen Reichs historisch entwickelt, mit Berücksichtigung der neuesten Anträge auf Zehntabschaffung, und mit Andeutungen für die Geschichte des Lehnswesens, von Dr. J. M. F. Birnbaum.

(Schluſs.)

In eben jene Kategorie gehört nun auch die vorliegende Schrift, deren Zweck dahin geht, zunächst und hauptsächlich die Zehnten, daneben noch manches Andere, welches in das Gebiet des Güterwesens einschlägt, seinem Ursprunge nach auf Einrichtungen der Römischen Provinzialverfassung zurückzuführen. Zwar ist diese Ansicht in Betreff der Zehnten und noch mehr die, welche der Verf. selbst für das praktisch wichtigste Resultat derselben hält, daſs die Zehnten nämlich nicht die Natur einer Steuer, sondern einer privatrechtlichen Grundlast haben, bekanntlich schon früher vertheidigt worden, namentlich von Hugo Grotius und dem Vf. der Abhandlung *de orig. et ratione decimarum in Germania* (*Gotting.* 1746.). Allein in Begründung und Durchführung jener Ansicht, so wie in der Ausdehnung derselben auf noch andere, dem Zehntwesen benachbarte Partien des Rechtsgebiets, ist unser Verf. so neu und selbstständig, und mit einem so mächtigen, seine Vorgänger weit übertreffenden, Rüstzeug von Gelehrsamkeit und Scharfsinn umgeben, daſs der Versuch, dem Germanischen Rechte auf diesem Gebiete wiederum vollständig seine Originalität zu vindiciren, nicht leicht sein dürfte. Selbst derjenige, welcher sich mit dem Grundgedanken und der Haupttendenz der vorliegenden Schrift nicht befreunden zu können glaubt, wird mit Dank den ungemeinen Reichthum von Einzelheiten der Rechtsgeschichte aufnehmen, welche hier entweder auf eine befriedigende Weise aufgeklärt und erledigt, oder wenigstens zur Sprache gebracht, oder aus einem neuen Gesichtspunkte betrachtet worden sind. Ref. muſs sich indeſs darauf beschränken, den Gang der Untersuchung in seinen Hauptmomenten und Richtungen zu verfolgen und glaubt dadurch dem Zwecke dieser Anzeige um so mehr zu genügen, da die Einrichtung des Buches selbst die Uebersicht und das Festhalten des Fadens der Untersuchung in ziemlichem Grade erschwert.

In dem *dritten* Kapitel, welches, dem Zehntwesen der Römer gewidmet, die eigentliche Untersuchung eröffnet, geht der Vf., gestützt auf Niebuhr und Savigny, davon aus, daſs der Grund und Boden in den Provinzen (seinem gröſsten Theile nach) als Eigenthum des Römischen Volks (*ager publicus*) betrachtet wurde, die Einzelnen an ihren Grundstücken (in der Regel) nur eine *possessio* hatten und diese *possessores* wiederum einzelne Theile ihres Besitzthums Kolonen zu überlassen pflegten. Die *possessio* charakterisirte sich dadurch, daſs sie dem Widerruf von Seiten des Volks (später des Kaisers) unterworfen, wenn gleich bis dahin erblich und veräuſserlich, und mit Abgaben an den Staat belegt war, deren *eine* Form (*annona publica*) in einer Quote der Früchte, also in einem Zehnten, bestand. Der Besitz des Kolonen war der *possessio* gewissermaſsen nachgebildet und insbesondere war er dem *possessor* zu Abgaben verpflichtet, die wiederum vorzugsweise in einer Fruchtquote (*agraticum*) bestand, so daſs die, an Kolonen ausgethanen Grundstücke einen doppelten Zehnten (*decima et nona*) trugen. Gegen Niebuhrs Ansicht, nach welcher die *possessiones* allmälig seit Diokletian allgemein den prekären Charakter verloren und in *dominia* verwandelt wurden, vertheidigt der Verf. die Fortdauer desselben; nur ausnahmsweise wären einzelne *possessores*, namentlich der Kaiser (dessen *res dominicae* nichts anderes, als solche *possessiones* waren) einzelne Städte, Priesterkollegien und späterhin Kirchen, Veteranen, in *dieser* Beziehung privilegirt worden, und Justinians Ver-

ordnungen, die allerdings die allgemeine Verwandlung der *possessiones* in *dominia* aussprachen, wären natürlich ohne Einfluſs auf das Gebiet des bereits untergegangenen Weströmischen Reiches geblieben. Eben so bestreitet der Vf. die Ansicht Savignys, nach welcher schon zur Zeit der klassischen Juristen an die Stelle der Zehnten allgemein Steuern (*tributa*) traten, vielmehr glaubt er, daſs Kopf- und Grundsteuern allmälig noch zu den Staatszehnten hinzukamen, räumt indessen ein, daſs in einzelnen Fällen die Zehnten abgelöst und in bestimmte Renten verwandelt, daſs einzelnen *possessores*, und namentlich den oben in anderer Hinsicht als privilegirt Bezeichneten, die Staatszehnten erlassen worden seien, was denn aber in der Regel zur Folge hatte, daſs die Kolonen fortan beide Zehnten ihrem Gutsherrn lieferten, und bemerkt endlich, daſs Geistlichen und Weltlichen auch schon die Staatszehnten von Gütern, die nicht zu ihren *possessiones* gehörten, verliehen worden seien.

Das *vierte* Kapitel hat zum Zweck die Fortpflanzung jener Römischen Institute in der Fränkischen Monarchie, *mit Ausschluſs von Sachsen*, darzustellen und zwar zunächst und als Hauptthema die Fortdauer des Zehntrechts in jener Römischen Gestalt und ohne eine neue, davon wesentlich verschiedene Grundlage, daneben die Fortdauer der Römischen *possessiones* und den Einfluſs des Römischen Rechts auf die Gestaltung der Besitzrechte der Hintersassen in jenem Germanischen Reiche.

1. Was erstlich das Fortbestehen der *possessiones* in der Gestalt eines dem Widerruf und der Verfügung des Staats unterworfenen Besitzrechts betrifft, so liefert dafür in Betreff der Kirchengüter, bei denen es sich deswegen, weil die Kirche nach Römischem Rechte lebte, vorzugsweise zeigen muſste, einen sehr interessanten Beleg das bekannte Verfahren Fränkischer Könige und *Majores domus*, wonach sie theils Kirchengüter ihren Lehnsleuten zu *possessiones* verliehen, theils der Kirche Hintersassen (*beneficiatos, qui per verbum, ex jussione, per beneficium regis res ecclesiasticas tenent*) aufdrangen; ja selbst das, an die Kirchen gemachte Ansinnen, *aliquam partem ecclesiasticae pecuniae in adjutorium (subsidium) exercitus sub precario et censu* zu prästiren, wenn darunter nicht das zweite obige Verfahren, sondern, wie der Vf. meint, ein gezwungenes Anlehen zu verstehen ist, steht in Zusammenhang damit, daſs schon bei den Römern die *possessores*, um der Einziehung ihres Besitzthums durch das geldbedürftige Aerar zu entgehen, sich zu einer erhöhten Abgabe zu verstehen pflegten.

2. In Betreff der Zehnten sucht der Verf. zu zeigen, daſs die Zehnten in der Fränkischen Monarchie, wenigstens ihrem ursprünglichen Hauptfond nach, Römischen Ursprungs seien und, wenn gleich im Laufe der Zeit, auf mannigfache Weise vermehrt, dennoch ihre Entstehung einem Gesetze der Fränkischen Könige, welches sie als eine allgemeine Kirchensteuer einführte, weder allein, noch auch nur zum Theil verdanken. Der Kaiser und andere weltliche Personen erscheinen von jeher, und namentlich lange bevor von Uebertragung kirchlicher Zehnten auf Laien die Rede ist, im Besitz ausgedehnter Zehntrechte, und, wenn gleich ein Theil dieser Zehntewahl als eine gutsherrliche Abgabe rein Germanischen Ursprungs zu betrachten sein möchte (worauf wir später noch zurückkommen werden), so dürfte doch andererseits der Römische Ursprung der übrigen schon um deswillen nicht bezweifelt werden können, da sich darunter auch Spuren des, dem Römischen Rechte ganz eigenthümlichen Staatszehnten finden. Der klarste Beweis dafür ist die von Klotar im Jahr 560 den Kirchen, wie es scheint, allgemein ertheilte Befreiung vom (Staats-) Zehnten, oder vielmehr die Uebertragung desselben auf die Kirchen, so daſs sie ihn fortan selbst von ihren Kolonen beziehen sollten. Nächstdem spricht dafür, daſs das Zehntrecht weltlicher Herrn über ganze Landschaften mitunter nach ausdrücklichen Zeugnissen, auf eine kaiserliche Verleihung zurückgeführt wird. Wenn schon hiedurch, so wie bei noch anderer Gelegenheit, der Verf. der Ansicht entgegentritt, daſs die weltlichen Zehnten allgemein, oder wenigstens gröſsten Theils, ihrem Ursprunge nach, kirchliche seien, so führt er dieses insbesondere in Betreff der, mit der Kirchenvogtei und dem Patronat so häufig verbundenen Zehntrechte aus. Auch von den Zehnten der Kirche bildeten den ursprünglichen Fond ihre, aus Römischer Zeit herstammenden gutsherrlichen Zehnten, die dann mit dem, durch die Freigebigkeit der Laien stets wachsenden Grundbesitz der Kirchen sich von selbst vermehrten. Einen eigenthümlichen Zuwachs erhielten diese, aus dem eignen Grund und Boden der Kirche zuflieſsenden Zehnten durch die bereits erwähnte Ueberlassung des Staatszehnten. Für die hieraus er-

wachsene Gestalt des Kirchenzehnten sprachen die zahlreichen Kapitularien, welche die Zahlung der *nona et decima de (ex) beneficiis ecclesiae*, d. h. von den Hintersassen der Kirchen einschärfen. Wie sodann die Kirchen auch zum Zehnten von solchen Gütern, an denen sie nicht die Gutsherrschaft hatten, gelangten, erklärt sich theils daraus, dafs Laien, welche geistlichen Stiftern Zehnten zuwiesen, das Obereigenthum am zehntpflichtigen Lande selbst nicht hatten und daher nicht mitübertragen konnten (z. E. weil der Zehnte ursprünglich ein Staatszehnte war), oder es sich reservirten (was besonders häufig bei den, durch das Lateranensische Koncil v. J. 1179 veranlafsten Zehntübertragungen an geistliche Stifter geschehen mochte) oder in noch späterer Zeit die ursprünglich mit dem Zehntrecht verbundene Gutsherrschaft der Kirche sich allmälig verdunkelte, theils und auf eine besonders merkwürdige Weise zeigt es sich in der Geschichte des *Pfarrzehnten.* Dieser hat, nach den Untersuchungen des Verf., eine dreifache Quelle. Wie nämlich die bischöflichen Pfarreien theils mit einzelnen Kirchengütern, theils mit allen oder einem Theil der bischöflichen Zehnten in dem Pfarrsprengel bewidmet wurden, so wurden die Patronatpfarreien, die aus Privatbethäusern auf den Gütern weltlicher Herren entstanden, von diesen auf eine gleiche Weise aus ihrem Grund- und Zehnteigenthum dotirt, und zwar nicht nach Willkür, sondern zum Theil nach gesetzlichen Bestimmungen, wohin die bekannte Fränkische Vorschrift von dem *mansus integer*, welcher den Pfarrkirchen *absque omni servitio* zugestanden werden solle, und das, wenigstens für England bestimmt nachzuweisende Gesetz gehört, dafs der Herr der Kirche ⅓ seiner gutsherrlichen Zehnten dem Pfarrer überlassen solle. Eine zweite Quelle der Pfarrzehnten eröffnete sich dadurch, dafs die Gutsherren ihren Hintersassen einen neuen, besonderen Zehnten zu Gunsten der Pfarrkirchen, für deren Dotation sie zu sorgen hatten, auflegten, ein Verfahren, auf dessen Rechtsgrund wir weiter unten zurückkommen werden. Als dritte Quelle bezeichnet der Verf. die freiwillige, durch vielfältige Hinweisung auf ein göttliches Gebot motivirte Uebernahme der Zehntpflicht von Seiten der Gemeindeglieder, wodurch denn der *Pfarrzehnte* allerdings die Gestalt einer, alle Bewohner des Sprengels treffenden Last, *jus commune*, annehmen konnte. — Wie der Vf. mit grofser Sorgfalt Alles sammelt, wodurch seine Ansicht über das Fundament der Zehnten bestätigt wird, so beleuchtet er auch gewissenhaft das, was ihr entgegengesetzt werden könnte; so namentlich die bekannten Stellen der Kapitularien, in denen der Kirchenzehnte als allgemeine Verpflichtung ausgesprochen zu sein scheint, die er aber mit vielem Scharfsinn als blofse Erschärfung der Zehntpflicht, so fern und so weit sie bestand, interpretirt; ferner mehrere Kirchensatzungen ähnlichen Inhalts, die er theils auf dieselbe Weise deutet, theils als Zeugnisse des, von der *Kirche* allerdings gemachten Anspruchs auf allgemeine Zehntpflicht ansieht, dem dann aber, wie die Geschichte zeige, durch die Staatsgewalt niemals vollkommne Befriedigung gewährt worden sei; sodann die bekannte Verordnung Karls des Grofsen über Vertheidigung und Verwendung der Kirchenzehnten, aus der man ebenfalls auf die Steuernatur derselben geschlossen habe, während sie nichts, als Anwendung längst bestandener Kirchensatzungen über Vertheilung aller kirchlichen Revenüen war.

3. Die Römischen Formen des unvollkommnen Besitzrechts, namentlich die *possessio* und das Kolonat, dauerten nicht blofs fort, wo sie bestanden, sondern der Vf. ist auch geneigt, sie als Typus mehrerer Erscheinungen zu betrachten, die in das Gebiet der Deutschen Hintersassen-Verhältnisse gehören. Hierin möchte er jedoch am wenigsten auf volle und allgemeine Beistimmung rechnen dürfen. Am unhaltbarsten dünkt uns die, mehrfach angedeutete Ansicht des Vf., dafs die Römische *possessio* der Typus des Lehns sei. Zu läugnen ist zwar nicht, dafs das Lehnverhältnifs, welches wir in seiner ursprünglichen Gestalt, dem *comitatus* des *Tacitus*, als rein persönliches Verhältnifs erkennen, erst später, und wahrscheinlich erst bei Gründung Germanischer Reiche auf Römischem Boden, das dingliche Element in sich aufnahm, wodurch es denn allerdings nicht undenkbar erscheint, dafs es sich in dieser Beziehung an schon vorgefundene ähnliche Institute anschlofs. Allein, wenn der Vf., um zu erklären, woher das Lehen nicht, gleich der *possessio*, zehntpflichtig war, mit der Bemerkung sich begnügen mufs, dafs der Kriegsdienst bei ihm die Stelle der Abgabenpflicht vertrat, wenn er ferner aus dem Gebiet der Terminologie, was er sonst mit vielem Glücke zum Beleg für den Zusammenhang Germanischer und Römischer Erscheinungen zu benutzen weifs, kein bedeutendes Moment für

das Band zwischen dem Lehen und der *possessio* anführen kann, wenn namentlich das Wort *beneficium* zwar schon dem Römischen Güterwesen bekannt, aber nach seiner eigenen Meinung, keinesweges als technische Bezeichnung der *possessio* zu betrachten ist, und somit das Lehen in seiner ursprünglichen Gestalt mit der *possessio* nichts, als die Widerruflichkeit, gemein hat, scheint uns das kein Grund, letztere als Basis des erstern anzusehen. Mit etwas mehr Schein behauptet der Vf., dafs die *precaria* Römischen Ursprungs sei. Allein, wenn auch die Verleihung von Kirchengütern, als *precaria data*, und die Vererbung der, den Kirchen offerirten Prekarien auf die Kinder und Enkel des Offerenten, nach Römischen Grundsätzen beurtheilt würden, so möchte doch die *precaria oblata*, als reservirtes lebenslängliches Nutzungsrecht, mit Eichhorn (Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. 1. S. 162 folgd) für ein Institut des Germanischen Volksrechts um so mehr angesehen werden müssen, da sie, nach des Vf., schon anderwärts ausgesprochener, Ansicht in der That die älteste Form des Deutschen Erbvertrages über Immobilien war. Am meisten für sich hat, wie uns scheint, die Ansicht des Vf., dafs die Zehnten und die, in der Hälfte der Früchte bestehende Abgabe (*medietas, champart*) als zwei, dem Römischen Kolonatrechte abgeborgte Formen gutsherrlicher Prästationen zu betrachten seien. Zwar, was die Zehnten betrifft, so läugnet der Verf. selbst nicht, und sogar Tacitus (Germ. 25) liefse sich als Gewährsmann dafür anführen, dafs sie auch dem Deutschen Rechte von jeher als eine Gattung gutsherrlicher Abgaben bekannt waren. Andererseits aber spricht für die obige Ansicht, dafs jene beiden Abgabeformen und namentlich die letztere, wie es scheint, vorzugsweise in den ehemaligen Römischen Besitzungen (in Frankreich, Portugal, den Niederlanden) üblich waren, dafs die Zehnten, als gutsherrliche Prästation, im nördlichen Deutschland, nach den ältesten Zeugnissen, vorzugsweise auf Gütern der Fränkischen Könige und der Kirchen, bei denen gerade eine Bezugnahme auf das Kolonatverhältnifs der Staatsländereien jenseits des Rheins und auf das Römische Recht nicht unwahrscheinlich ist, und später vornämlich noch bei den, nach überrheinischem (Flämischem) Rechte ausgethanen Gütern der Niederländischen Kolonisten vorkommen. — Als ein für die Geschichte des Hofrechts wohl zu beachtendes Moment darf die, vom Vf. mehrfach benutzte Vermuthung nicht unerwähnt bleiben, dafs Erhöhung gutsherrlicher Prästationen, wie z. B. die oben erwähnte Auflegung eines besondern Pfarrzehnten von Seiten des Kirchenpatrons auf die Güter seiner Hintersassen, wohl in der Regel mit irgend einer Verbesserung des Besitzrechts der Hintersassen in Verbindung stand und dadurch gerechtfertigt wurde.

Das *fünfte* Kapitel, welches einige Blicke auf den Ursprung der Zehnten in Sachsen, Friesland und in den Wendischen Ländern wirft, ergiebt als Hauptresultat, dafs, wenn gleich Zehnten auch hier (wie bereits bemerkt) als gutsherrliche Abgaben vorkamen und dann durch Uebertragung in den Händen der Kirche sich vermehrten, für Sachsen allerdings in dem bekannten *Capit. de partibus Sax.* der Zehnte als eine allgemeine Steuer an die Kirche eingeführt worden sei, während für die übrigen, oben bezeichneten Länder ein Gleiches sich nicht historisch nachweisen lasse und, wenn es vorgekommen, von keinem Bestande oder nur theilweiser Ausführung gewesen sei, da in Friesland, Mecklenburg, Holstein in späterer Zeit Zehnten fast ganz unbekannt seien. Uebrigens ist der Vf. geneigt, jenem allgemeinen Zehntgesetz, so wie der, den Friesen von Karl d. Gr. aufgelegten Zinse (Hausschatz) dieselbe Basis zu geben, wie dem Römischen, auf die Provinzialgrundstücke gelegten Staatszehnten, nämlich die Ansicht, das eroberte Land sei Eigenthum des Staats, worauf die merkwürdigen Worte eines gleichzeitigen Dokuments: *Carolus omnem terram Saxonum Romanorum more in provinciam redegit* hindeuten könnten. Auf eben dieser Basis beruhten in der That die Zehnten in einem andern, vom Vf. unbeachtet gelassenen Lande, nämlich in dem Ordensstaate Preufsen, wo, mit Ausnahme der sogenannten Withings und Freigüter, in der Regel alle Grundstücke dem Orden zehntpflichtig waren, aber auch das Obereigenthum, welches sich der Orden an allem Grund und Boden zuschrieb, auf das Unzweideutigste hervortritt (Voigt. Gesch. Preufsens Th. III. Kap. 7.).

Dem hohen Interesse des Buches und dem, in jeder Weise anzuerkennenden Verdienst des Vfs. kann es keinen Eintrag thun, wenn wir uns von dem wesentlichen Einflufs, den das Resultat seiner historischen Untersuchungen auf die Lösung einer wichtigen praktischen Frage, nach seiner Meinung, hat, nicht überzeugen können. Veranlafst nämlich wurde der Vf. zu dieser Untersuchung durch den, auf Abschaffung der Zehnten ohne Entschädigung gerichteten Antrag in der Badischen Ständeversammlung und sein Zweck war, das Unrechtmäfsige dieses Antrages dadurch zu zeigen, dafs er den, hauptsächlich aus der angeblichen Steuernatur des Zehnten hergenommenen Argumenten den Beweis des privatrechtlichen, in dem Obereigenthum am zehntpflichtigen Lande liegenden Fundaments der Zehnten entgegensetzte. In der That aber bedurfte es dessen, nach unserer Ansicht, nicht. Denn, auch unter Voraussetzung des staatsrechtlichen, steuerartigen, Ursprungs der Zehnten, begreift man nicht, wie für die Privatzehntberechtigten der Staat anders, als in der Form der Ablösung, die Aufhebung der Zehnten herbeiführen dürfe und höchstens gewinnen die Argumente, die dafür streiten, noch etwas an Kraft und Evidenz durch die Gleichstellung der Zehnten mit gutsherrlichen Prästationen.

E. Albrecht.

№ 71.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

XLIX.

G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes. Herausgegeben von Dr. Philipp Marheineke. Bd. I. XVI u. 376 S. Bd. II. 483 S. (Auch als eilfter und zwölfter Band von Hegel's sämmtlichen Werken.) Berlin bei Duncker und Humblot. 1832. gr. 8.

Erster Artikel.

Dafs bei einem grofsen Theile unserer Zeitgenossen die alte kirchliche Gläubigkeit entwichen, dafs an ihrer Stelle tiefe Zerrissenheit des Gemüthes, Unsicherheit der religiösen Erkenntnifs, trauriger Formalismus todter Orthodoxie, eben so traurige Beschränkung der Religion auf die zufällige Lebendigkeit des Gefühls sich eingefunden haben, wird Niemand leugnen. Durch einen solchen Zustand des Geistes hat das Studium der Philosophie mehr als je eine unendliche Bedeutung gewonnen, um durch dasselbe den pietistischen Trübsinn, die Befangenheit der Buchstabentheologie, die Irreligiosität des flachen Skepticismus und Indifferentismus zu überwinden und dem gedankenvollen Ernst, der tiefen Heiterkeit des christlichen Glaubens wieder erfreulichen Raum und grünendes Wachsthum zu schaffen. Die Philosophie kann, wie sich von selbst versteht, die Religion nicht erschaffen. Da aber die Krankheiten unserer modernen Religiosität aufser, wie immer und überall, in der Sündhaftigkeit der Menschen, nicht weniger in der *Reflexion* ihre Wurzel haben, so mufs die Philosophie durch Bekämpfung und Vernichtung alles schiefen, einseitigen Denkens der Religion wieder einen Boden bereiten, auf den sie fufsen könne; sie mufs die Entzweiung der Reflexion zerstören, um das Gemüth für die Tiefe und Innigkeit der religiösen Versöhnung wieder empfänglich zu machen und durch die Begründung des Wissens den schwankend gewordenen Glauben wieder zu befestigen. Die Hegel'sche Philosophie besonders, weil auf ihrem Standpunkt alle Halbheit der Reflexion als sich selbst widersprechend anerkannt ist, mufs allmälig für den Frieden des Gemüthes, für die Wiederbeseligung der Geister durch das Christenthum eine so nachhaltige Wirkung äufsern, wie man ihr bisjetzt im Allgemeinen noch wenig zutrauet und welche, wo sie sich schon zeigt, zu leugnen, zu verdrehen, auf fremde und egoistische Motive zurückzuführen, man noch eine Zeitlang fortfahren wird. Die Vorwürfe der Theologen und Philosophen gegen diese Philosophie, dafs sie voller Immoralität, Pantheismus, Atheismus, Verzerrung der christlichen Dogmen, voll logischer Dürre sei, haben sie im Gegentheil bei dem Publikum gerade wegen ihres Verhältnisses zur Religion in Verdacht, zum Theil sogar, bei der offenbaren Unwissenheit der Meisten in dieser Philosophie, in eine grundlose Verachtung gebracht.

Wie überaus wichtig bei einem solchen Stande der Dinge das Erscheinen von Hegel's Religionsphilosophie sein müsse, brauchen wir nicht weitläuftig auseinanderzusetzen. Hegel hatte sich in der Vorrede zu Hinrich's Schrift vom Verhältnifs der Religion zur Wissenschaft, in der Encyklopädie, in Recensionen, vornehmlich aber in der Phänomenologie schon vielfach über die Religion ausgelassen. Die Menge griff aber gewöhnlich nur die aphoristische Darstellung der Religion in der Encyklopädie heraus, ohne sich um jene übrigen Entwicklungen zu kümmern und klagte nun über Unverständlichkeit und über Unvereinbarkeit solcher Ansichten mit dem Christenthum. Mit dieser Klage glaubte sie Alles gethan zu haben. Es ist nun die Frage, ob die vorliegenden Vorlesungen eine wirkliche Belehrung bei diesen Gegnern hervorbringen oder, was wahrscheinlicher ist, sie in ihrem Hafs gegen Hegel'sche Philosophie nur

bestärken werden. Wie dem aber auch sei, so halten wir uns verpflichtet, dem Publikum als solchem von der Vielseitigkeit und Tiefe dieses Werkes durch einen kurzen Auszug eine Uebersicht und ungefähre Anschauung zu geben. Wir werden dabei jedoch solche Punkte, die in diesen Blättern schon häufig zur Rede gekommen sind, wie das Verhältniſs des Gefühls zum Begriff, die Charakteristik der Indischen und Griechischen Religion und ähnliche nur in leichten Umrissen skizziren, dagegen andere, über welche Hegel bis dahin nur sparsam seine Ansicht mitgetheilt hatte, in etwas weiterem Umfange hervorheben, z. B. die Entwicklung der Jüdischen Religion.

Epitomatorisch müssen wir auch deshalb verfahren, weil die Entstehungsweise des Buches, über welche wir früher berichtet haben, eine eigentliche Kritik verhindert. Unvollständigkeit einzelner Theile, Ungleichheit der Ausführung, unvorbereitetes Setzen neuer Bestimmungen, Wiederholung des schon Gesagten, eine nicht selten aphoristische Sprache u. s. w. könnten strenger in Betracht genommen werden, wenn Hegel selbst seine Arbeit dem Publikum mitgetheilt hätte. So aber wäre eine solche Kritik unbillig. Um sich von Hegel's Sorgsamkeit in dieser Beziehung eine Anschauung zu verschaffen, vergleiche man nur, ohne seiner anderen Schriften hier zu erwähnen, in dem vorliegenden Buche selbst die Vorlesungen über die Religionsphilosophie mit der Schrift von den Beweisen für das Dasein Gottes, die er selbst für den Druck bestimmt hatte. Wenn dort so Vieles einen fragmentarischen, zuweilen schroffen, aus der Natur des mündlichen Unterrichts nothwendig hervorgehenden Charakter hat, so bewundere man hier die kunstreiche Entfaltung des Gegenstandes, die Fülle der Sprache, die Gewandtheit, eine Sache von den verschiedensten Seiten her zu beleuchten, die Leichtigkeit des Ausdrucks bei den schwierigsten Bestimmungen, wie bei der Exposition vom Begriff des Endlichen und Unendlichen in der vierzehnten Vorlesung, und das grandiose Pathos einzelner Stellen, deren einfache Erhabenheit sich unvergeſslich einprägt, wie S. 404 ff. die Schilderung der subjektiven Befriedigung durch den Gedanken der absoluten Nothwendigkeit, S. 464. des Endzweckes der Welt u. s. f. In den Vorlesungen über die Religionsphilosophie kann eine solche Meisterschaft des dialektischen Fortganges, eine solche Mannigfaltigkeit der Wendungen, eine solche Präcision der Sprache aus dem angegebenen Grunde nicht erwartet werden; was aber das Gediegene ihrer Darstellung betrifft, so wollen wir hier nicht wiederholen, was wir früher aus Marheineke's treffender Charakteristik derselben mitgetheilt haben.

Man konnte übrigens vorhersehen, daſs die Seichtigkeit, die im Tadeln ihre einzige Realität findet, sich sogleich auf die Form werfen würde, mit vornehm spöttischer Miene über die zerbröckelnde, geschmacklose Diktion der Religionsphilosophie zu klagen und ihren „schlechten Stil" zu einem mehr als gerechten Vorwand zu machen, um die Sache selbst sich nicht bekümmern zu dürfen, da einem gebildeten Menschen nicht zuzumuthen sei, durch ein Aggregat in sich verkrüppelter und nur lose verbundener Sätzchen sich hindurch zu winden. Allein gerade diese etwas schlotternde, bequeme Form, weil sie nicht die eines Schreibenden, sondern eines Sprechenden ist, dürfte für das Verständniſs die vortheilhafte Seite enthalten, sich nicht in eine Lesestimmung, vielmehr in die eines frei und besonnen Nachdenkenden versetzt zu sehen und in die Bildung des Begriffs durch das reflektirende Anhalten bei jedem Punkt desto leichter eingeführt zu werden. Hier und da hätte der Herr Herausgeber allerdings eine Wiederholung wegschneiden, einige Sätze enger zusammenziehen, andere mehr ineinanderhängen, überhaupt mehr Genauigkeit in der Konstruktion beobachten können. Das unverkennbare Bestreben, Alles recht deutlich, das lobenswerthe, Alles ganz mit Hegels eigener Fassung zu geben, gewiſs auch das oft peinliche Verhältniſs zu den verschiedenen Quellen, was auszuwählen, was fortzulassen sei, mag ihm die Breite der Diktion und die öftere Verwirrung der Perioden während der mühsamen Arbeit verdeckt haben. Jeder, dem es Ernst um die Sache ist, der wirklich auf Erkenntniſs der Religion ausgeht, wird solche Mängel zu dulden, ja zu übersehen wissen und sich im Studium fortwährend durch die Kraft der Sprache und einzelne schöne Darstellungen, wie z. B. die herrliche Schilderung der Römischen Religion auch von dieser äuſseren Seite belohnt finden. Für die Wiederholungen aber, die Manchem lästig werden dürften, wird vielleicht auch Mancher dem Herrn Herausgeber insofern danken, als sie selten ganz müſsig sind, sondern theils den Zusammenhang des Ganzen aufzufassen erleichtern, theils neue Beziehungen des Begriffs in sich schlieſsen, so daſs, was bei einer ersten

Angabe noch nicht recht klar erscheint, bei einer folgenden hell in's Licht tritt. —

Von den Elementen der Religionsphilosophie hat sich das *theologische* zuerst entwickelt. Im Morgenlande und im Alterthum war die Bestimmung vom Wesen Gottes die Hauptsache; Betrachtung des Kultus oder des religiösen Bewufstseins für sich zeigt sich weniger. Erst am Untergang der alten Welt, in ihrer inneren Fortbewegung zum Christenthum, in der sogenannten Neuplatonischen Philosophie finden wir eine weitläufigere Behandlung der subjektiven Seite der Religion, wiewohl immer im engsten Zusammenhang mit der objektiven. Die Scholastiker gaben später der natürlichen Theologie eine systematischere Form, worin sie, bei vielfachen Modifikationen des Einzelnen, im Ganzen bis auf die Wolfische Philosophie verblieb, als Lehre von Gott, seinem Dasein und seinen sogenannten Eigenschaften. — Ein zweites Element der Religionswissenschaft ward durch die *Beziehung* der verschiedenen Religionen unter einander begründet. Durch das Christenthum ward dem Geist die Gewifsheit gegeben, den Begriff der wahrhaften Religion erfafst zu haben. Die Beschränkung des Blickes auf den Kreis eines besonderen Volkslebens hörte ganz auf. Es entstand die *gegenseitige* Reflexion der Christlichen, Jüdischen und Muhammedanischen und der Heidnischen Religion. Auf christlicher Seite machten die Paulinischen Briefe die Basis derselben aus, woraus sich in den verschiedenen Jahrhunderten analoge Produkte mit der historischen Erweiterung der ganzen Zeitbildung ergaben, wie die Bücher des Augustinus *de civitate Dei*, die *Summa contra gentiles* von Thomas v. Aquino, das goldene Buch des Hugo Grotius *de veritate religionis christianae* u. s. w. — Bis zur Reformation hin wären also in der Philosophie die spekulative Erkenntnifs des göttlichen Wesens an und für sich und sodann die Rechtfertigung der christlichen Religion als der allein wahrhaften und damit identisch die Widerlegung aller anderen Religionen als dem Begriff der Religion überhaupt unangemessener Gestaltungen, die Grundbestimmungen dieser Wissenschaft gewesen. Mit dem Protestantismus trat die Forderung nach einem *Kriterium der Erkenntnifs* ein. In der Lehre von Gott und seinen Eigenschaften, so wie in der Apologetik gegen Juden und Heiden einigte man sich wohl, nicht aber in der Entwickelung der Nothwendigkeit, den wahrhaften Glauben zu besitzen. Die Protestanten hatten den Katholiken bewiesen, dafs für die Bewährung des Glaubens die Autorität des Papstes, der Koncilien, der Tradition keine absolute sei. Als Grundlage ihrer Beweisführung hatten sie sich aber selbst einer Tradition und Autorität, der Bibel, bedient. Daher bewiesen nun abermals Protestanten den Protestanten, dafs man für die Vermittelung der Gewifsheit bei der heiligen Schrift als solcher nicht stehen bleiben könne; man müsse die Religion von dem freien Gedanken durch Auslegung ihrer eigenen, immanenten Vernunft sich rechtfertigen lassen. So entstanden nun Systeme der sogenannten *natürlichen Religion* und Auseinandersezzungen vom Unterschied des Meinens, Fürwahrhaltens, Glaubens und Wissens. — Auf der anderen Seite gaben sich Viele dem Studium der *Weltgeschichte* hin, um — wie Lessing, Herder, Iselin u. A. — aus dem Begriff des Endzweckes unserer Geschichte die einzelnen Erscheinungen derselben und deren Nothwendigkeit verstehen zu lernen. Diese Forschungen leiteten von selbst auf die Religion als auf das innerste Herz aller geistigen Regung. Die Anerkennung der Religion als der absoluten Basis eines jeden Volksgeistes brachte die sinnige Erklärung und Darstellung der verschiedenen Mythologieen, die spekulative Deutung ihrer mannigfachen Symbole hervor. Die Idee der Weltgeschichte, der Begriff vom Zusammenhang aller Volksgeister untereinander, der Beweis, dafs auch das sogenannte Heidenthum in der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Geistes eine nothwendige Stufe gewesen, alle diese Bestimmungen gehören der neueren Zeit an. Die Betrachtung der nichtchristlichen Religionen ist nicht mehr, wie im Mittelalter, blofs negativ, um ihre Unwahrheit darzuthun, sondern auch positiv, die ewige Wahrheit in ihnen zu entdecken. Und so ist der allgemeine Begriff der Religion und dessen Nachweisung in den besonderen Religionen die charakteristische Aufgabe der Religionsphilosophie unserer Zeit geworden.

Unmittelbar vor Hegel und gleichzeitig mit ihm hat sich der angedeutete Unterschied zur bestimmtesten Einseitigkeit fortgebildet. Die *subjektive* Richtung der Religionsphilosophie ist durch die Kantisch-Jacobische Schule fixirt. Köppen, Salat, Bouterweck, Fries, de Wette gehören hieher. Fichte kämpfte in tiefsinnigen Versuchen, über den blofs subjektiven Standpunkt hinauszudringen. Die *objektive* Richtung wurde von der

Schellingschen Schule eifrigst verfolgt. Wagner, Görres, Stuhr, Creuzer, Mone, Solger u. A. thaten sich darin hervor. Es kam also zunächst darauf an, diese Einseitigkeiten zu überwinden und alle nach einander in die Religionsphilosophie eingetretenen Elemente zur organischen Totalität zu vereinigen. Hegel hat dies so gethan, dafs die Interessen des subjektiven Standpunktes, der Begriff der Religion, ihre Erscheinung im Bewufstsein und ihre Existenz in den Handlungen des Kultus den ersten Theil bei ihm ausmachen; der zweite enthält die Auseinandersetzung der nichtchristlichen Religionen; der dritte den Begriff der christlichen als der absoluten, worin die Betrachtung zum Anfang der Religionsphilosophie, zur Theologie, zurückkehrt.

In der *Einleitung* wird der allgemeine Begriff der Religionsphilosophie und die Eintheilung derselben entwickelt. Der *Gegenstand* der R. Ph. ist der höchste, die Region, worin alle Räthsel der Welt gelöst, alle Widersprüche des tiefer sinnenden Gedankens enthüllt sind, worin alle Schmerzen des Gefühls verstummen: die Region der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe des Geistes. Hier strömen die Lethefluthen, aus denen Psyche trinkt, worein sie allen Schmerz versenkt, alle Härten, Dunkelheiten der Zeit zu einem Traumbild gestaltet und zum Lichtglanz des Ewigen verklärt. Die *Religion* ist Anfang und Ende von Allem; wie Alles aus diesem Punkt hervorgeht, so geht auch Alles in ihn zurück. Eben so ist er die Mitte, die Alles belebt, beseelt, begeistet. — Der Ausdruck, die *Philosophie* habe die Religion zu ihrem Gegenstande, scheint beide als verschiedene einander gegenüberzustellen; in der That ist aber der Inhalt und das Bedürfnifs der Philosophie auch das der Theologie. Nur ist die Beschäftigung der Philosophie mit der Religion eine eigenthümliche, und aus dieser Eigenthümlichkeit stammt die Apprehension der *Theologie* gegen die Phil., als wenn diese auf den Inhalt der Religion verderbend, zerstörend, entheiligend einwirkte. Neu ist aber die Verknüpfuug der Theologie und Philosophie gar nicht; sie hat bei den Kirchenvätern, bei den Scholastikern stattgefunden. In unserer Zeit hat man die feindselige Stellung zwischen der Phil. und Rel. hervorgehoben, obgleich die Gegenwart sowohl für den Inhalt als für die Form der philosophischen Betrachtung der Religion bei weitem günstiger zu sein scheint. In Bezug auf den *Inhalt* ward sonst der Phil. der Vorwurf gemacht, die Lehre der positiven Rel. herabzusetzen. Das Hindernifs ist in den letzten dreifsig bis funfzig Jahren durch die Theologie selbst aus dem Wege geräumt. Es sind von dem früheren System der kirchlichen Konfessionen sehr wenig Dogmen in der Wichtigkeit übrig gelassen, die ihnen sonst beigelegt wurde, und es sind keine andere Dogmen an ihre Stelle gesetzt. Eine weitgreifende, fast universelle Gleichgültigkeit gegen sonst für wesentlich gehaltene Glaubenslehren ist in der religiösen Ueberzeugung unserer Zeit unleugbar, und zwar bei den Theologen selbst, sowohl bei den aufgeklärten, wie bei denen, welche für frömmer gelten. Wenn ein grofser Theil derselben veranlafst würde, die Hand auf's Herz gelegt, zu sagen, ob sie den Glauben an die Dreieinigkeit für unumgänglich nothwendig zur Seligkeit halten, ob sie glauben, dafs Abwesenheit des Glaubens daran zur Verdammnifs führe, so kann man nicht fragen, was die Antwort ist. Selbst ewige Seligkeit und ewige Verdammnifs ist ein Wort, das in guter Gesellschaft nicht gebraucht werden darf; solche Ausdrücke gelten für ἄρρητα; wenn man es auch nicht leugnen will, so wird man sich doch genirt finden, wenn man ausdrücklich veranlafst sein sollte, sich affirmativ zu erklären. In den Glaubenslehren dieser Theologen wird man finden, dafs die Dogmen bei ihnen sehr dünne geworden und zusammengeschrumpft sind, wenn auch sonst viel Worte, besonders wegen ihrer zufälligen Entstehung und Erscheinung, gemacht werden. Wenn daher die Theologie die Nothwendigkeit und Wahrheit der Dogmen, die *absolute* Entstehungsweise derselben aus der Tiefe des Geistes durch ihre historische Behandlung bei Seite schiebt, so erleidet die Philosophie eher den Vorwurf, von den Kirchenlehren zu viel in sich zu haben und kann in Ansehung derselben sich unbefangener verhalten. — In Bezug auf die *Form* ist es Ueberzeugung der Zeit, dafs Gott im Bewufstsein des Menschen unmittelbar geoffenbart und dafs es Religion sei, von Gott unmittelbar zu wissen. Mit dieser Bestimmung ist alle äufsere Autorität, alle fremdartige Beglaubigung hinweggeworfen; was mir gelten soll, mufs darnach seine Bewährung in meinem Geiste haben; es kann wohl von aufsen kommen, aber der äufserliche Anfang ist gleichgültig.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes. Herausgegeben von Dr. Philipp Marheineke.

(Fortsetzung.)

Dafs das Wissen vom Sein Gottes dem Menschen schlechthin gewifs sei, ist aber eine Grundbestimmung der Philosophie in ihr selbst, weshalb es überhaupt als ein Gewinn, als eine Art von Glück anzusehen, dafs Grundprincipien der Philosophie selbst zu allgemeinen Vorstellungen und Vorurtheilen geworden sind, so dafs das philosophische Princip um so leichter die Zustimmung der allgemeinen Bildung erwarten kann.

Die Philosophie der Religion ist mit der Philosophie überhaupt dasselbe, aber auch davon unterschieden. Die Philosophie hat nämlich Gott zum einzigen Gegenstand; sie ist die Erkenntnifs dessen, was ewig ist, was Gott ist und was aus seiner Natur fliefst. In der Philosophie wird das Höchste das *Absolute*, die *Idee* genannt. Dieser Ausdruck bezeichnet für den Gedanken dasselbe, was der Name *Gott* für die Vorstellung. Es ist aber ein Unterschied, ob mit einer reinen Begriffsbestimmung oder mit einer Vorstellung der Anfang der Erkenntnifs gemacht wird. In der Philosophie an und für sich herrscht der Begriff; die Vorstellung hat in ihr die Stellung des Beispiels, um durch die Erscheinung des Einzelnen die Bestimmtheit des Gedankens zu erläutern. In der Religionsphilosophie haben wir das Absolute nicht blofs in der Form des Gedankens zum Gegenstand, sondern auch die *Form*, in welcher das Absolute dem Bewufstsein sich offenbart; diese Erscheinung des Geistes für den Geist, seine *Manifestation* ist eine wesentliche Seite des Absoluten. Wir können daher sagen, dafs, wenn *Gott* seinem absoluten Begriff nach das *Resultat aller anderen* Theile der Philosophie ist, hier dies *Ende zum Anfang*, zum besonderen Gegenstande als schlechthin konkrete Idee mit ihrer unendlichen Erscheinung gemacht wird.

Wir haben nun zu sehen, wie dieser Inhalt der Religionsphilosophie in der Theologie unserer Zeit sich darstellt. Wir finden hier eine doppelte Auffassung des Gegenstandes, die rationalistische und die supernaturalistische. Jene entstand in der protestantischen Kirche durch die Exegese. Der Lehrbegriff hatte seinen äusseren Halt wesentlich an der Bibel; das Denken, unter dem Namen der Aufklärung, liefs den Lehrbegriff und die Bibel als dessen Grundlage bestehen, suchte aber seine abweichenden Ansichten durch Interpretation des Wortes Gottes geltend zu machen. Es sei aber, dafs die Bibel mehr nur Ehren halber oder in der That mit völligem Ernst zur Basis gemacht worden, so bringt es die Natur des interpretirenden Erklärens mit sich, dafs der *Gedanke* dabei mitspricht, der Bestimmungen, Grundsätze, Voraussetzungen für sich enthält, welche bei dem Angeben vom Sinn eines Wortes *weitere* Gedanken, als die *gegebenen* entwickeln. Die Kommentare über die Bibel machen uns nicht sowohl mit dem Inhalt der Schrift, sondern vielmehr mit der Vorstellungsweise ihrer Zeit bekannt. Aus der Schrift sind daher die entgegengesetztesten Meinungen exegetisch durch die Theologie bewiesen und so diese sogenannte heilige Schrift zu einer wächsernen Nase gemacht worden; alle Ketzereien haben sich gemeinsam mit der Kirche auf die Schrift berufen. Indem so die *Vernunfttheologie* entstanden ist, so befinden wir uns mit ihr auf gemeinsamem Boden und wenn die Interpretation der Vernunft gemäfs sein soll, so können wir das Recht ansprechen, hier die Religion treu und offen aus der Vernunft zu entwickeln, ohne den Ausgangspunkt vom bestimmten Wort zu nehmen. Jene Vernunfttheologie hat aber nicht blofs die Vernunft anerkannt, sie hat dieselbe auch als Theologie der Aufklärung bei Seite liegen lassen, die Philosophie als ein gleichsam Gespen-

sterartiges, da es nicht geheuer sei, verworfen und aus eigener Machtvollkommenheit einer christlichen Lehre ihre Raisonnements zu Grunde gelegt. Aus der Vernunft ist sie gegen die Vernunft zu Felde gezogen, indem sie behauptet, daſs die Philosophie nichts von Gott zu erkennen vermöge, so daſs denn der Theologie wie der Philosophie von Gott nichts übrig bleibt, als ein Abstraktum, das höchste Wesen, ein *Vacuum* der Abstraktion, des Jenseits; die biblischen Worte, deren diese gegen irgend einen Inhalt in Ansehung der Natur Gottes in ihrer negativen Richtung sich bedient, sind bedeutungslos; die partikuläre Meinung, das eigenthümliche Gefühl bleibt doch die Hauptbestimmung. So ist die Fülle des Inhaltes von der modernen Theologie ausgetilgt; unsere Absicht aber ist es, durch den Begriff sie wieder zu gewinnen. — Auf der anderen Seite steht eine Theologie, die eine Fülle von Erkenntniſs, aber nur *historischer* Art ist. Diese Weise, Gott zu erkennen, geht uns nichts an. Wäre das Erkennen der Religion nur historisch, so müſsten wir solche Theologen wie Komptoirbedienten eines Handlungshauses ansehen, die nur über fremden Reichthum Buch und Rechnung führen, die nur für Andere handeln, ohne eigenes Vermögen zu bekommen. Sie erhalten zwar Salair, ihr Verdienst ist aber nur zu dienen und zu registriren, was das Vermögen Anderer ist. Solche Theologie hat es gar nicht mehr mit dem unendlichen Gedanken an und für sich, sondern mit ihm nur als mit einer endlichen Thatsache, Meinung, Vorstellung zu thun. Die Geschichte beschäftigt sich mit Wahrheiten, die Wahrheiten *waren*, nämlich für *Andere*, nicht mit solchen, welche Eigenthum wären derer, die sich damit beschäftigen. In der Philosophie und Religion ist es aber wesentlich darum zu thun, daſs der eigene Geist Inhalt bekommt und sich der Erkenntniſs für würdig hält. — Was endlich das Verhältniſs der Religionsphilosophie zur positiven Lehre der *Kirche* betrifft, so ist genug, hier zu bemerken, daſs es nicht zweierlei Vernunft und nicht zweierlei Geist geben kann, nicht eine göttliche Vernunft und eine menschliche, nicht einen göttlichen Geist und einen menschlichen, die schlechthin verschieden wären. Das Göttliche im Menschen und der Geist, insofern er Geist Gottes ist, ist nicht ein Geist jenseits der Sterne, jenseits der Welt, sondern Gott ist allgegenwärtig und als Geist in allen Geistern. Die Religion ist ein Erzeugniſs des göttlichen Geistes, nicht Erfindung des Menschen, sondern des göttlichen Wirkens, Hervorbringens in ihm. Der Ausdruck, daſs Gott die Welt als *Vernunft* regiert, wäre *vernunftlos*, wenn wir nicht annehmen, daſs er sich auch auf die Religion beziehe und der göttliche Geist sie in den Völkern hervorgebracht habe: die verschiedenen Religionen sind nur die verschiedenen Ansichten einer und derselben Sache.

Die *Eintheilung* der Religionsphilosophie ist durch die Methode der Wissenschaft bestimmt. In allem Wissen kann es nur Eine Methode geben, denn Methode ist die Entwicklung des Begriffs: der Begriff ist aber nur Einer. Wir haben den Begriff der Religion 1) in seiner *Allgemeinheit* zu betrachten. Aus dieser einfachen Bestimmtheit geht er 2) in den Unterschied von sich selbst über; die Religion realisirt sich; in den vielfachen beschränkten und endlichen Religionen wird die Allgemeinheit zum *Besonderen*. Diese Ungleichheit hebt sich 3) in der absoluten Realisirung des Begriffs auf, worin das *Einzelne* dem Allgemeinen adäquat wird und die Realität mit dem allgemeinen Begriff sich zusammenschlieſst. In dieser *Rückkehr* des Begriffs aus dem Besonderen zu seiner Allgemeinheit durch die Vermittelung der absoluten Subjektivität ist der Begriff der wahrhafte Begriff d. h. die Idee. Die verschiedenen Formen und Bestimmungen der Religion sind einerseits Momente, Zustände der Religion überhaupt oder der vollendeten Religion. Insofern aber die Religion als endliche existirt, hat sie den Kreis der Bestimmtheit noch nicht durchlaufen und ist eine besondere Gestalt der Religion. Indem die Hauptmomente der Religion in ihrem Stufengang entwickelt und diese Stufen auch in ihrer historischen Existenz gezeigt werden, bildet das eine Reihe von Gestaltungen, eine Geschichte der Religion. Was durch den Begriff bestimmt ist, hat existiren müssen; die Religionen, wie sie einander gefolgt sind, sind daher nicht auf äuſserliche Weise entstanden und es ist abgeschmackt, nach Art der Historiker hier nur Zufälligkeit zu sehen.

Der *erste Theil* der Religph. hat also den *Begriff der Religion* zum Gegenstande und zwar in seiner Allgemeinheit. Der *Anfang* der Religion, der Inhalt desselben, ist der darin eingehüllte Begriff der Religion selbst, daſs *Gott* die Wahrheit von Allem und daſs die Religion das absolute wahre Wissen ist. Wir haben vorhin bemerkt, daſs das *Ende* der Philosophie überhaupt der Begriff Gottes sei, daſs eben in diesem Ende

aber die Religionsphilosophie ihren Beginn nehme, weil sie nicht nur die Idee Gottes an und für sich, sondern auch die *Offenbarung des göttlichen Geistes im menschlichen* nach der Nothwendigkeit ihrer verschiedenen Gestalten zum Gegenstand habe. Hier muſs man nun die schiefe Vorstellung verbannen, Gott sich nur als *Resultat* vorzustellen, als wenn Logik, Philosophie der Natur und des Geistes *Bedingungen* seiner Existenz wären. Denn *dies* Resultat, weil es *absolute* Wahrheit ist, hört auf, bloſs *Resultirendes* zu sein. Durch diese Stellung ist der gewöhnliche Begriff des Resultates, von Anderem, hier vom Denken, von der Natur, vom endlichen Geist vermittelt zu sein, davon herzukommen, vernichtet. Das Letzte ist eben so sehr das Erste; was als Ende erscheint, ist eben so sehr absoluter Anfang; die absolute Wahrheit *resultirt als Resultat aus sich selbst*. Gott ist *Einer*; in seiner Allgemeinheit ist keine Schranke, keine Besonderheit; er allein ist das durch sich Selbstständige: was besteht, hat seine Wurzel, sein Bestehen nur in diesem Einen. Gott ist die absolute *Substanz*, die allein wahrhafte Wirklichkeit.

Was aber Gott in sich ist, manifestirt er auch. Dies *Setzen*, dies sich in sich Unterscheiden Gottes ist das Erschaffen der Welt und in der Welt die Offenbarung seines Wesens *für den Geist*. In dem Bewuſstsein von Gott liegt einmal, daſs Gott *unabhängig von mir*, von meinem Vorstellen und Wissen, daſs er auſser mir, an und für sich ist; sodann aber, daſs ich mich auf diesen Inhalt unmittelbar beziehe, daſs er *in mir* als dem ihn wissenden Subjekt ist. Diese Ungetrenntheit des selbstständigen Inhaltes und meiner Beziehung auf denselben ist die *Gewiſsheit* und deren unmittelbare Form ist der *Glaube*, in welchem von Seiten des Bewuſstseins Gefühl, Vorstellung und Gedanke als die verschiedenen Momente der unmittelbaren Gewiſsheit auseinander zu halten sind. Das *Gefühl* ist der formelle Ausgangspunkt des Wissens von Gott. Das Gefühl kann nicht anders bestimmt werden, als daſs es unmittelbares Wissen ist. Gott ist im Gefühl, heiſst, man weiſs von ihm nur, *daſs er ist*; das Gefühl macht den *Ort* des Seins Gottes im Subjekte aus. Hierbei kann aber die Wissenschaft nicht stehen bleiben, denn erstlich wird Gott, insofern er nur gefühlt wird, nicht als freie an und für sich seiende Selbstständigkeit erkannt und zweitens ist das Sein Gottes im Gefühl selbst ein zufälliges: so gut als Gott darin empfunden wird, kann auch Anderes, ganz Heterogenes, das Eitelste und Wichtigste darin seinen Platz haben. Das Gefühl oder Herz oder, wie man auch sagt, die Ueberzeugung muſs gereinigt, gebildet, zu wahrhaftem Inhalt erhoben werden. Wird die Religionswissenschaft auf die Engheit des Gefühls beschränkt, so ist nicht einzusehen, weshalb es eine Theologie giebt. — Wenn das Gefühl die intensiv subjektive Gewiſsheit von Gott enthält, so begreift die *Vorstellung*, die man auch Anschauung nennen mag, die objektive Seite in sich, wie Gott vor das Bewuſstsein als Gegenstand hintritt. Zur Vorstellung gehören sinnliche Formen, von denen wir aber das Bewuſstsein haben, daſs sie nur *Bilder* sind; es liegt uns in ihnen eine sinnliche Gestaltung und zugleich ein Inneres derselben, ihre Bedeutung vor. In der Religion giebt es viele solcher Symbole, Allegorien, Metaphern, wie: daſs Gott sich als Sohn zeugt, die Erzählung vom Paradiese, von Prometheus, die Darstellung Gottes als eines Zornigen, Bereuenden u. s. w. Der ganz sinnliche Mensch bleibt bei diesen Formen stehen und die heutige Gefühls- und Verstandestheologie weiſs auch nichts daraus zu machen; entweder wirft sie mit dem Bild auch dessen Gedankeninhalt weg oder sie hält das Bild fest und läſst den Gedanken fahren. In Rücksicht auf das Sinnliche der Vorstellung ist aber nicht bloſs das Bild, es ist auch das *Geschichtliche* als symbolisch und allegorisch zu nehmen. Jede Geschichte enthält dies Gedoppelte, eine Reihe äuſserlich im Raum und in der Zeit zersplitterter Begebenheiten und Handlungen und in dieser zunächst sinnlichen Folge das Innere des Geistes, die Allgemeinheit seines Wesens. Oberflächlich hat man dies so ausgedrückt, man könne aus jeder Geschichte eine Moral ziehen. So giebt es dann im eigentlichen Sinn eine *göttliche* Geschichte, die *Geschichte Jesu Christi*, die nicht bloſs für einen Mythus nach Weise der Bilder, sondern als etwas vollkommen Geschichtliches gilt. In solcher Geschichte ist der ewige Inhalt eine Macht, welche jeder Mensch fühlt und welche mit dunklem Bewuſstsein auch der anerkennt, der sich noch nicht zur bestimmten Ausbildung seiner Gedanken und Begriffe erhoben hat. Darum ist die Vorstellung die Weise, in welcher die Religion *für alle Menschen* ist, wie mannigfach auch ihre intellektuelle Bildung von einander abweiche.

Indem aber im Vorstellen die Allgemeinheit des

Inhaltes noch mit der Beschränktheit der sinnlichen Form vereinigt ist, so macht die Stufe des *Denkens* die Gestalt des Bewufstseins aus, in welche die Vorstellung von selbst übergeht. Das Denken als Setzen der *einfachen Allgemeinheit* tilgt das Sinnliche der Vorstellung. Es legt die Bedeutung derselben aus, erscheint aber selbst als die wahrhafte Bedeutung. Deshalb löst das Denken zwar das Sinnliche der Form, jedoch keinesweges den von ihm umfafsten Inhalt der Vorstellung auf. Wenn aber im Vorstellen die unterschiedenen Bestimmungen eines Ganzen ruhig *neben* einander beharren, so werden dieselben durch das Denken auf einander bezogen. Die Reflexion entdeckt ihren *Widerspruch* und wird dadurch zur Kategorie der *Nothwendigkeit* getrieben, nicht blofs aufzuzeigen, dafs eine Bestimmung ist, sondern auch, woher sie kommt, warum sie sich entwickeln mufs. Kein *unmittelbares Wissen giebt es nicht;* jedes Wissen ist ein gewordenes, aus dem Zusammenhang mehrerer Bestimmungen hervorgegangenes; unmittelbar ist das Wissen, wo wir das *Bewufstsein der Vermittelung* nicht haben. Das religiöse Wissen ist durch Unterricht und Erziehung, positive Religion durch Offenbarung vermittelt; über der Form der Unmittelbarkeit wird vergessen, dafs sie selbst Resultat der Vermittelung ist. In der Religion erscheint die Vermittelung des Wissens von Gott als *Erhebung* vom Endlichen und Zufälligen zum Unendlichen und Ewigen; wird diese Erhebung im Gedanken erfafst, wird der Uebergang von der einen Seite zur anderen mit Bestimmtheit ausgesprochen, wird dadurch der Schein vernichtet, als wenn das Endliche dem Unendlichen fremd wäre, so entstehen die *Beweise vom Dasein Gottes.* Die äufsere logische Form derselben enthält das Unangemessene, dafs Gott, diese unendliche Allgemeinheit, von dem Endlichen aus eine nothwendige Unterlage empfangen, von ihm abgeleitet werden soll; eine tiefere Einsicht belehrt uns, dafs in der Erhebung zum Gedanken Gottes die Einseitigkeit der Reflexion auf das Endliche und Zufällige verschwindet und dafs Gott vielmehr als der nothwendige Grund des Endlichen resultirt. Das Denken ist nicht ohne das Bewufstsein seiner Vermittelung; es kann daher bei dem Setzen Einer Bestimmung nicht stehen bleiben, sondern mufs über dieselbe zur entgegengesetzten hinausgehen und den Widerspruch beider Bestimmungen mit einander in ihrer höheren Einheit aufheben. Die Reflexion des Verstandes kann einseitig bei Einer Bestimmung beharren; sie kann das *Endliche* als ein Höchstes nehmen, über welchem das *Unendliche* sei, so dafs jedes auf einer Seite steht, jedes die Grenze, das Jenseits des Anderen ausmacht und somit das Unendliche selbst in ein Endliches verwandelt wird. Die *Vernunft* aber hebt eine solche unwahre und schiefe Stellung auf; sie vernichtet die stolze Demuth, welche mit jener Entgegensetzung den wahrhaften Sinn der Religion aufgegeben zu haben versichert und fordert, dafs das Ich, weil es endlich, sich selbst aufgebe, um seine wahre Affirmation, das Unendliche, zu erfassen; das Aufgeben seiner selbst und das Erreichen des Göttlichen ist dasselbe. In unserer Zeit ist die Religionswissenschaft ganz in dieser eitlen Weisheit befangen, das Unendliche als ein Jenseitiges zu setzen, d. h. das Wahre von sich auszuschliefsen und zwar durch sich selbst, denn das reflektirende Ich ist es, welches diese Scheidung macht, das Endliche nicht fahren lassen will und daher in der Liebe und im Dünkel seiner Wichtigkeit die Demuth vor dem Göttlichen nur erheuchelt. Von Gott wissen zu wollen, wird als *Anmafsung* verschrieen; durch das Endliche das Unendliche zu erfassen, sei unmöglich und alle Erkenntnifs sei endlich, weshalb man Gott nur erfühlen und erahnen könne. Wer sich dieses Schreckbildes vom Gegensatz des Endlichen und Unendlichen nicht entschlägt, wer nicht einsieht, dafs die Philosophie wie die Religion jene Anmafsung, von Gott *objectiver* Weise zu wissen, allerdings haben *müsse*, der versenkt sich in die Eitelkeit der Subjektivität, welcher es nur um *ihre* Erhaltung, nicht um die Vertiefung in das Wesen Gottes zu thun ist.

Wir haben bisjetzt 1) *Gott* als den einzigen Inhalt der Religion, 2) die Form betrachtet, wie dieser Inhalt dem *Bewufstsein* im Fühlen, Vorstellen und Denken erscheint; 3) haben wir zu sehen, wie das religiöse Bewufstsein in seinem *praktischen* Verhalten sich äufsert, wie die Erkenntnifs der *Wahrheit* in der Thätigkeit der *Freiheit* sich offenbart.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes. Herausgegeben von Dr. Philipp Marheineke.

(Schlufs.)

Diese Seite der Religion ist der *Kultus*. Weil er im genauesten Zusammenhang mit der Vorstellung des Menschen von Gott ist, so macht der *Glaube* selbst das erste Moment des Kultus aus, die Gewifsheit, dafs der Gegenstand des Wissenden, weil er der absolute Gegenstand ist, *sein* eigenes Wesen ausmacht, so dafs er *nicht in sich*, sondern nur in diesem Gegenstande seine Freiheit haben kann. Diese *Einheit* des Menschen mit Gott wird von der heutigen Theologie als *Pantheismus* verketzert, weil nach ihren dürftigen Begriffen der endliche Mensch mit dem unendlichen Gott eine so konkrete Einigung nicht soll eingehen können. Solche Theologen vergessen nicht nur die Lehre der Kirche, dafs der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen worden, sondern vornehmlich die Lehren von der Gnade Gottes, der Rechtfertigung durch Christus und am nächsten die Lehre von dem heiligen Geist, welcher die Gemeinde in alle Wahrheit leitet und in seiner Gemeinde ewig lebt. Der Glaube ist das *Zeugnifs* des Geistes vom Geist; dies ist in sich selbst lebendig; der wahrhafte Grund des Glaubens ist der Geist. Die äufsere Beglaubigung durch Autorität, Belehrung, Wunder u. s. f. wird in der Innerlichkeit des Glaubens abgestreift; diese Aeufserlichkeiten können wohl der Anfangspunkt des subjektiven Wissens sein, sie aber als wirklichen *Grund* des Glaubens überhaupt anzusehen, ist falsch. Es soll z. B. an *Wunder* geglaubt werden und dies soll ein Mittel sein, an Christus zu glauben. Allein der so geforderte Glaube ist Glauben an einen Inhalt, der zufällig d. h. der nicht der wahre ist, denn der wahre Glaube hat keinen zufälligen Inhalt. Die Aufklärung hat daher Meister über *diesen* Inhalt werden können. Fordert die Orthodoxie solchen Glauben, so kann sie ihn bei gewissen Vorstellungen der Menschen nicht erhalten, weil er Glaube an einen nicht göttlichen Inhalt ist. Ob bei der Hochzeit zu Kana die Gäste mehr oder weniger Wein bekamen, ist ganz gleichgültig und eben so zufällig, ob jenem die verdorrte Hand geheilt wurde, denn Millionen Menschen gehn mit verdorrten und verkrüppelten Gliedern umher, denen Niemand sie heilt; dies Glauben hat kein Interesse für den Geist. Eben so, wenn in neuerer Zeit die Theologie ein Gewicht darauf gelegt hat, in wie vielen Codicibus diese oder jene fragliche Stelle sich findet, so sind das Zeugnisse, die keine Zeugnisse sind, denn der Inhalt der Religion ist die ewige Natur Gottes, nicht solche zufällige, äufserliche Dinge. Der Glaube des Einzelnen beginnt also wohl aus der Autorität, weil in dem Geist der Familien, der Völker das Wissen von Gott vorhanden ist; jedes Individuum lebt sich in diese Vorstellungen und Empfindungen hinein; so ist eine geistige Ansteckung, die Erziehung des Geistes überall im Volk verbreitet, welche den wahrhaften Glaubensgrund ausmacht. Aber in der Lebendigkeit des Glaubens wird die äufsere Vermittelung vertilgt.

Im Kultus ist Gott auf der einen Seite, Ich auf der anderen; die Bestimmung ist, mich mit Gott in mir selbst zusammenzuschliefsen, mir diesen höchsten, absoluten Genufs zu geben. Weil ich hier mit meiner besonderen Persönlichkeit gegenwärtig bin, so mufs in dieser Einigung Gefühl sein. Das *Handeln* des Kultus soll nicht die Religion überhaupt, sondern ihre Realität *in mir* hervorbringen; sein Zweck ist daher gegen meine besondere Subjektivität gerichtet, diese Hülse abzustreifen und im Geist zu sein. Dies ist ein zweiseitiges Thun, Gottes *Gnade* und des Menschen *Opfer*. Ich soll mich dem gemäfs machen, dafs der Geist in mir wohne, dafs ich geistig sei; was so als mein Thun er-

scheint, als Aufhebung meiner natürlichen Persönlichkeit, ist umgekehrt auch Gottes Arbeit, denn zugleich bewegt er sich zu mir; ich bin kein passives Material der Gnade, würde aber ohne Gott nicht über mich hinauskönnen. Dies ist freilich dem blofs moralischen Standpunkt Kant's und Fichte's entgegen, wo aufser mir eine Welt ist, die von Gott verlassen darauf wartet, dafs ich den Zweck, das Gute erst hineinbringe. In der Religion hingegen ist das Gute an und für sich selbst, kein nur Gesolltes, und es handelt sich blofs um mich, dafs ich mich meiner Subjektivität abthue und mir an diesem Werke, das sich ewig vollbringt, meinen Antheil nehme. Der Kultus hat die absolute Versöhnung des Göttlichen und Menschlichen zu seiner Voraussetzung; indem er selbst Aufhebung der Entzweiung Gottes und des Menschen ist, so kommt es für seine Form auf die nähere Bestimmung der Entzweiung an, denn die Trennung kann entweder im *Natürlichen* oder im *Geistigen* selbst stattfinden. Wo die Trennung nicht als solche hervortritt, wo die Götter dem Menschen sich freundlich erweisen, da sind die Opfer *Feste*; wo aber das Natürliche in moralischen Zusammenhang mit dem Geistigen gebracht wird, wo das Volk das Unglück der Natur durch seine Schuld verdient, nimmt der Kultus die Gestalt der *Sühnung* an, welche durch gewisse Handlungen, durch Opfer, Ceremonien, durch Reue vollbracht wird, in welcher der Mensch zeigt, dafs ihm die Einigung mit Gott Ernst sei. Endlich ist die Trennung im Geistigen, die des *Guten* und *Bösen*, des Subjektes vom göttlichen Willen, nicht ohne Beziehung auf die Sphäre des Natürlichen, aber der Boden des Kultus ist hier doch nur der Geist; die Entfremdung des Menschen von Gott, dies *Unglück des Geistes*, ist nur durch Verwerfung und Bereuung des Bösen aufzuheben; nur durch diese Befreiung kann der Mensch zur Gewifsheit gelangen, er sei Gott wohlgefällig und von ihm wieder in Gnaden aufgenommen.

Die wesentlichste Form, das Innerste des Kultus ist die *Andacht*. Sie ist nicht blofs Glaube, dafs Gott ist, sondern wenn das Subjekt sich über sich erhebt, wenn es in den Gegenstand des Glaubens sich versenkt, wenn es betet, so ist dies die Wärme, das Feuer der Andacht, welches das Bewufstsein auf die Eine Richtung aus aller Zerstreuung concentrirt. Der Kultus bringt ferner durch die äufserlichen heiligen Handlungen, durch die Opfer und *Sakramente*, das Gefühl der Versöhnung auch auf sinnliche Weise hervor, um es dem Bewufstsein zur vollkommenen Gegenwart zu machen. In der Lebhaftigkeit, im Eifer der sich still in sich bewegenden Andacht, wie in der objektiven Aeufserung derselben durch Opfer u. s. w. ist eine Gewaltsamkeit des Subjektes gegen sich selbst enthalten, um über alles Irdische und Endliche hinauszukommen. Solche Empfindung der eigenen Wichtigkeit und der Erhebung zu Gott kann nun entweder ein vereinzelter Zustand oder eine durch und durch ausgeführte Stimmung sein. Diese Durchbildung der Religion erscheint als Reinigung des Herzens, als *Moralität* und in höherer Weise als *Sittlichkeit* im Staatsleben, denn im *Staate* kommt der Ernst des sittlichen Willens zur wahrhaften Wirklichkeit. An und für sich können Staat und Kirche einander nicht widersprechen, weil beide auf die Bildung des Willens zur Freiheit ausgehen. Im Besonderen aber können die Vorschriften, welche die Religion dem Individuum macht, von den Grundsätzen des Rechts und der Sittlichkeit, die im Staate gelten, verschieden sein. Dieser Gegensatz spricht sich in der Form aus, dafs die Forderung der Religion auf die *Heiligkeit* gehe, die des Staates auf *Recht* und *Sittlichkeit*; auf der einen Seite sei die Bestimmung für die *Ewigkeit*, auf der anderen für die *Zeitlichkeit* und das zeitliche Wohl, welches für das ewige Heil aufgeopfert werden müsse. So wird ein religiöses Ideal aufgestellt, ein Himmel auf Erden gegen das Substantielle der Wirklichkeit; die hervortretende Grundbestimmung ist *Entsagung* der Wirklichkeit, Kampf mit ihr, Flucht aus ihr; ihrer wahrhaften Lebendigkeit wird in der Ehelosigkeit, Unthätigkeit der Armuth, Willenlosigkeit der Obedienz eine Abstraktion von der sittlichen Liebe, thätigen und verständigen Rechtschaffenheit, Innerlichkeit des Gewissens als ein Anderes entgegengesetzt, das für höher gelten soll. Die Religion fordert das Aufheben des Willens, das weltliche Princip dagegen legt ihn zu Grunde. Macht sich nun das religiöse Princip geltend, so mufs die Staatsverfassung gegen die, welche jener Religion angehören, mit Gewalt verfahren, indem sie dieselben als Partei behandelt und von der Regierung verdrängt. Die Religion als Kirche mufs dann äufserlich nachgeben, wobei aber eine Inkonsequenz eintritt. Die *Welt* hält an einer *bestimmten Religion* fest und hängt *zugleich an entgegengesetzten* Principien; insofern man diese ausführt und doch noch zu jener gehö-

ren will, ist das eine grosse Inkonsequenz. Die *Franzosen z. B.* haben in der That aufgehört, der katholischen Religion anzugehören, weil diese in Allem unbedingte Unterwerfung unter die Kirche fordert. Religion und Staat widersprechen sich auf diese Weise; man läfst die Religion auf der Seite liegen, sie soll sich finden, wie sie mag; sie ist Sache der Individuen und die Religion soll nicht in die Staatsverfassung eingemischt werden. Dann bleibt diese aber selbst mit Einseitigkeit behaftet; es tritt ein Formalismus der Freiheit ein, weil die Erkenntnifs nicht bis auf den letzten Grund zurückgegangen ist. Das Verhältnifs von Staat und Kirche in den *protestantischen* Staaten gewährt allein die Möglichkeit einer völligen Versöhnung der Freiheit mit sich selbst von ihrer weltlichen wie von ihrer religiösen Seite.

Karl Rosenkranz.

L.

Holländische Volkslieder. Gesammelt und erläutert von Dr. Heinr. Hoffmann. Musikbeilage. (Auch unter dem Titel: Horae Belgicae. Studio a. o. Henrici Hoffmann Fallerslebensis. Pars II.) Breslau, bei Grafs, Barth u. C. 1833. *XVI.* 184 *S.* 8.

In der Poesie jedes Volkes liegt ein Element, welches man als ein urangeborenes bezeichnen kann. Es ist dies Element ein geistiger Faden, der sich nicht blofs durch die poetischen Erzeugnisse, sondern auch durch die religiösen, rechtlichen, überhaupt durch *alle* Verhältnisse und Erlebnisse des Volkes hindurchzieht. Welchen ganz eigenthümlichen Charakter erhält die Israelitische Geschichte, Verfassung, Dichtung durch jene überall zu Grunde liegende Beziehung zu Gott, in welcher der Gedanke einer besonderen Erwählung und Mission dieses Volkes in der Weltgeschichte ausgebildet wird! Es entsteht ein Leben, was mit seinen Motiven weniger in der Gegenwart wurzelt als das irgend eines anderen Volkes; ein Leben, was mächtig sich an die Vorzeit anklammert, auf die Zukunft hinweist — und wie eigenthümlich klingen nun aus diesem Bewufstsein heraus Lob- und Leidens-Lieder! In wie scharfen, schönen Umrissen tritt so die Hebräische Lyrik hervor!

Ein solches ureingeborenes Element liegt auch in *Deutscher Art und Dichtung.* Aber es fehlt viel, dafs es in ähnlichen, reinlichen Umrissen zu Tage träte, wie das Israelitische, oder etwa das in dieser Hinsicht dem Israelitischen an die Seite zu setzende Griechische. Vielmehr ist es in seinem Wachsthum durch die Aufnahme fremder Motive beengt, verkümmert, zum Theil gebrochen worden. Der Deutsche hat es, nachdem er die formell schon weiter geführte Bildung der Griechen und Römer, nachmals wieder der Romanen kennen lernte, vorgezogen, sich diesen fremden Erscheinungen mehr unterzuordnen. Bei dieser Unterordnung haben sich die einzelnen Deutschen Stämme noch verschieden verhalten, und wenn das eigentlich Deutsche Volk im engeren Sinne vielleicht doch noch am meisten wirklich lebendig jenes urangeborne Element erhalten und genährt hat, hat sich dagegen der Holländisch redende oder Niederdeutsche Stamm entschieden am meisten demselben entfremdet.

Es ist schwer dies eigenthümlich Deutsche Wesen in der Poesie zu bezeichnen. Jeder der die alten, zumal die in Deutschen Mundarten erhaltenen, Germanischen Gesetze, jeder, der das was sich sonst bei einzelnen Ständen und Stämmen und in einzelnen Gegenden von diesem alten Recht erhalten hat, wie uns J. Grimm diese Reste so schön zusammengestellt hat — jeder der die Mährchen, Lieder, alten Sitten und Sagen unseres Volkes einigermafsen kennt, hat ein Gefühl davon — aber er versuche es, dies Gefühl dem klaren Bewufstsein sich aussprechen zu lassen, und er wird finden, wie unendlich schwierig die Sache zu fassen ist. Die Grundlage hat dem Ref. immer zu bilden geschienen eine dem Deutschen Stamme in höherem Grade als irgend einem anderen Volke eigene Fähigkeit Stimmungen der Natur mitzuempfinden, entweder so, dafs das Gemüth rein dasjenige widerspiegelt was in der Natur vorgeht, und so diese in ihren eigenen Tönen begleitet, oder aber so, dafs es sich in die Mysterien vertieft der Kontraste von Naturstimmungen und Seelenstimmungen. Diese Kontraste werden dadurch zu Akkorden, und zu um so ergreifenderen Tonmassen. Wie oft bildet in Deutschen Liedern der kühle Mai mit seinem Blüthenreichthum, seiner schwellenden, lachenden Fülle auf Bergen und Auen einen herzzerschneidenden Kontrast mit der Betrübnifs einer verwundeten Seele — dann gleicht sich der Kontrast aus, denn wie nichtig

ist doch jener Glanz wie vergänglich, und wie tief und ewig die Blüthe des Gefühles, die aus solchen Wunden wächst; da wird die innere Natur, die Seele des Menschen zum Widerbild des Universums, aber zu dem höheren Widerbild, in welchem eigentlich erst der Sinn wohnt, der die Natur belebt. Indem sich aber so inneres und äufseres Leben in Gleichgewicht setzt, und die äufseren Verhältnisse überall eine sinnige Bedeutung gewinnen, wird im Recht, im Wesen des Einzelnen und in der Dichtung ein eigenthümlicher Gottesdienst geboren, der eben das ureigenthümlich - charakteristische unseres Volkes ist, in welchem sein Stolz und seine Treue, sein kühnes Wagen und seine Trauer ihre Wurzeln schlagen, und die Farben aufsaugen, mit denen sie sich bekleiden.

Wer ist nun wohl inniger von diesem Deutschen Wesen ergriffen und beseelt gewesen? Wer hat Alles, was dahin gehörte, auch das unscheinbarste Hälmchen, mit treuerer Liebe gesammelt und gepflegt? Wer hat uns unsere Sprache, unser Recht, unsere Volkslieder, Sagen und Mährchen, wer hat uns selbst so wieder aufgeschlossen und zugänglich gemacht, als die Gebrüder Grimm? — Fürwahr, wäre in Deutschen Landen auch nur entfernt so viel Erregungsfähigkeit wie in Griechenland, kein Wort der Sprache wäre im Stande den Dank vollauszusprechen, den unser Volk, den wir alle, die an dem Bewufstsein von dem Leben unseres Volkes innigen Theil nehmen, im Einzelnen wieder diesen Männern schuldig sind. Dafs ihnen also diese vorliegende Liedersammlung gewidmet ist, wem könnte es anders als natürlich erscheinen? Denn ihnen gehört geistig zugleich alles an, was auf dem Boden *der* Wissenschaft wächst, die sie geschaffen haben, und Werke und Sammlungen dieser Art, die nicht ihre litterarischen *Kinder* sind, sind dann wenigstens immer in liebendem Zusammensein mit ihren litterarischen Kindern erzeugt, und können, wenn sie rechtgeborne Enkel sind, ihres Namens nicht entbehren.

Als einen rechtgebornen Enkel aber müssen wir die vorliegende Sammlung begrüfsen. Als einen rechtgebornen Enkel, weil in ihr uns jene grunddeutsche Lebenssubstanz, jene Gefühle, religiöse und andere Gemüthsrichtungen wieder begegnen, die durch die Lieder dieses Stammes von Schweden wiedertönen bis zur Schweiz: — als einen rechtgebornen Enkel, weil der Sammler und Herausgeber selbst in sich den Sinn dieser Substanz so dichterisch - lebendig und historisch-reich und wissenschaftlich - treu zum Bewufstsein gebracht hat, wie wenige jüngere Deutsche Gelehrte neben ihm. Schwerlich wird ein Holländer, trotz dem dafs die Arbeiten unserer Deutschen Gelehrten in dieser Richtung nicht ohne Einflufs auf die Niederlande bleiben können und zum Theil schon nicht geblieben sind, schwerlich wird ein Holländer so sich aus seiner einseitigen Bildung herausreissen können, dafs er uns eine Liedersammlung dieser Art, selbst wenn er hinsichtlich der Lieder selbst ganz dieselbe Auswahl träfe, so, in dieser Weise, übergäbe, wie sie nun vor uns liegt, mit dieser Fülle der Hinweisungen auf Analoges in Deutscher, Dänischer, Schwedischer Poesie, mit diesem Sinn und Verstand des innersten Faltenwesens unserer Deutschen Liederseele.

Was auch die Geschichte beweist, sehen wir aus dieser Sammlung Holländischer Volkslieder deutlich wieder, wie es nämlich eine Zeit gab, wo sich die Niederländer von der Leje bis zur Ems in jener allgemein Deutschen Gemüthswelt auch bewegten. Ihr Abfall von Spanien hat, so viel auch Seitens der Herrscher Veranlassung gegeben sein mochte, ihn hervorzubringen, doch dieselbe Wirkung gehabt, wie jeder Abfall. Im Einzelnen nämlich haben zwar die Niederlande nach jener Revolution, die ja eben zu Wahrung alter Rechte unternommen war, mehr von diesen beibehalten, als vielleicht nach irgend einer Revolution dieser Welt von früheren Zuständen beibehalten worden ist; aber die allgemeine Stellung dieser einzelnen Rechte war, da man die Hoheit angestammter Fürsten beseitigte, und das Verhältnifs zum Reichskörper, was schon von den Fürsten auf ein Minimum reducirt war, ganz zerrifs, eine völlig veränderte geworden. Gar manche Lücke bei Handhabung weltlicher Gewalten mufste neu ausgefüllt werden; gar manche neue weltliche Gewalt entwickelte auch die drangvolle Zeit, welche die Kriege des Abfalles begleitete. Ueberdies waren die alten geistlichen Gewalten eingebrochen; ein neues Kirchenregiment mufste nach veränderten Ansichten hergestellt werden.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Holländische Volkslieder. Gesammelt und erläutert von Dr. Heinr. Hoffmann.

(Schlufs.)

Während unter den Gebildeten also und in den höheren Kreisen der reflektirende Verstand die Schöpfung neuer Verhältnisse leitete, verbreitete die Opposition dieser Geisteskraft gegen das Frühere sich über alle Theile der Bevölkerung. In diesem Kampf ging das natürliche Bewufstsein, was den alten Zustand begleitet hatte, zu Grunde. Wunderbarer Weise ging nun das evangelische Streben der Reformatoren und das Humanistische der klassisch Gebildeten — welche Bestrebungen in ihrem innersten Kern nicht eben zusammen gehörten — doch insofern zusammen als beide den Krieg führten gegen die einengenden Schranken und die hergebrachten Rechte der Römischen Hierarchie; die in den Niederlanden aber dominirende Richtung der Reformation verband sich den Humanioribus weit inniger als die Lutherische. Was Wunder, wenn wir da in der nächsten Zeit überall an die Stelle volksthümlicher Ausdrucksweisen und Symbole nicht etwa blofs auf den Titel-Vignetten der Editionen der Klassiker und in den Vorreden, sondern überall auch in volksthümlichen Schriften, in den Gemählden der bedeutendsten Mahler, in den Dichtern der Zeit, in den Verzierungen der Häuser und Gärten, bei öffentlichen Aufzügen, kurz! überall mythologischen Figuren und Namen begegnen, die nun natürlich nicht als konkreten geistigen Wesen angehörig, sondern als Allegorien und als Symbole abstrakter Vorstellungen, also selbst als etwas unlebendiges, als ein mechanisches Ausdrucksmittel passiren. Diese Richtung aber nach reflektirend-verständiger, nach geistig-mechanischer Auffassung, die bis auf diesen Tag unter den Deutschen Stämmen den im engeren Sinn sogenannten Sachsen und bei weitem schroffer noch den Holländer auszeichnet, sie hat jene ältere, urangeborne Deutsche Empfindung fast bis auf die letzte Spur todtgeschlagen, hat an die Stelle der Volkspoesie auch beim Volke die Kunstpoesie treten lassen. Nicht zu verwundern ist es demnach, was der Herausgeber der vorliegenden Liedersamlung in Beziehung auf eben diese Umwandlung des Sinnes in den Niederlanden bemerkt: „Bürger und Bauer sängen so gut wie der verliebte Stubengelehrte von Venus und Kupidootje, von Juplje, dazu war Jupiter geworden, und von anderen heidnischen Göttern und Göttinnen. Es giebt Lieder, welche eine ebenso genaue Kenntnifs der Mythologie wie der heiligen Schrift voraussetzen". Diese eigenthümliche, in sich ungetrübte und deshalb schroffkantige Krystallisation des reflektirenden Denkens in den socialen, politischen, kirchlichen u. s. w. Formen des Lebens konstituirt eben das, was man, wenn man es sich personificirt denkt, als den Holländermichel bezeichnet hat, und schwerlich wird sich ein Niederländer, wie wir bereits erwähnten, so ganz frei machen von der Herrschaft dieses Nationalheros, des Holländermichels, um jene frühere Naturempfindung der alten Volkslieder in sich frisch und neu ins Leben rufen zu können.

Die hier gesammelten Lieder sind von dem Herausgeber in zwei Hauptrubriken getheilt; die eine: „geistliche Lieder"; die andere: „weltliche Lieder". Jene, ungeachtet unsere religiöse Weise vielfach durch Formen bestimmt worden und mit Symbolen, Ausdrükken und Ausdrucksmitteln ausgestattet worden ist, die aus dem Israelitischen, nachmals auch aus dem Romanisch-christlichen Wesen herausgeboren sind, können doch als Beleg dienen, wie innig und unscheidbar sich das urdeutsche Wesen dem Christenthum und diesen ihm inhärirenden fremdvolksthümlichen, aber von ihm durchdrungenen Aeufserlichkeiten zu vermählen vermöchte, ja! wie in dieser Vermählung eben das Rührendste und Schönste erzeugt worden ist, eine so die

ganze Seele ergreifende christliche Empfindung, dass dies Deutsche Wesen nur als eine Verklärung mehr betrachtet werden kann. Wie unendlich schön ist z. B. jenes Lied, welches als Nro. IV. der geistlichen mitgetheilt ist, und an Taulers Dichtung erinnert:

> „Het comt een scip gheladen
> hent aan dat hoechste boert,
> Maria hielt dat roeder,
> die enghel stuert het voert".

Doch welches Lied kömmt dem christlichen Mailied gleich! welches mit einer das Herz wahrhaft zerreissenden Gewalt Deutsche Naturempfindung und christliche Auffassung sittlicher Mysterien verbindet: wie Christus, die Nachtigall, an dem grünen Maibaum, dem Kreuze, emporklimmt, und da die sieben Worte so laut singt, bis sein Herz bricht — bis er stirbt um der Liebe willen zu einer schönen Jungfrau, zu der christlichen Kirche. — Auch das schöne Weihnachtslied, Nro. XXV., was schon in der äußeren Struktur so gewaltig ins Ohr fällt:

> „Zyt welkom lang verwachte leeuw
> uit Jacob's, Juda's groot geslacht geboren,
> tot stutting van Jehova's toren
> zoo overlang gewenscht van eeuw tot eeuw;
> o wereldś heiland! groot van magt,
> zyt duizendvoudig welkom in der nacht!
> de dag ontzag uw komst en is geweken,
> de zon verdween en is bezweken,
> toen uw schynsel scheen" etc. —

Auch dies Lied hat christliche Mysterien zwischen Germanischen Vorstellungen so erhaben ausgedrückt, und in fast allen anderen geistlichen Liedern ist diese Verbindung und Durchdringung so schön, dass man nur dergleichen zu lesen braucht, um vor den rationalistischen Kirchenliederfabrikationen der letzten achtzig Jahre in Deutschland einen tiefen, tiefen Ekel zu empfinden. Glücklicher Weise ist dieser Ekel so allgemein empfunden, und dem Bedürfniss nach älteren christlichen und christlich-deutschen Ausdrucksweisen, die sich in den Liedern der Deutsch-protestantischen Kirchen bis tief in das vorige Jahrhundert (in einzelnen nachklingenden Liedern bis an unsere Zeit heran) fortpflanzten, durch das neue bei Perthes erschienene evangelische Gesang- und Gebetbuch so trefflich zu Hülfe gekommen, dass wir in Deutschland nicht erst dieser alten Holländischen Lieder für unsere Empfindung bedürften; aber schön bleiben darum doch die meisten von ihnen, besonders auch deswegen, weil in ihnen so überall recht das Konkretlebendige vor dem Abstraktverständigen hervortritt; es sind Weihnachtslieder und Osterlieder, die die Mysterien der Menschwerdung und Erlösung feiern; Marienlieder, die in tiefen, lieblichen Bildern die Sehnsucht und Sorge der reinen Mutter singen, und endlich Erbauungslieder — wie sich der Herausgeber schön ausdrückt: von dem Wesen und Zustande der minnenden Seelen, wie sie werben um ihren Bräutigam Jesus Christus. Von diesen letzteren ist besonders merkwürdig wieder durch seine Vermählung mit Naturempfindung ein Lied, was in verschiedenen abweichenden Weisen über die ganze Germanische Welt, in Schweden, in Dänemark, in Deutschland und Holland verbreitet ist, und hier die Ueberschrift führt: „De Soudans Dochter". Religiöse Empfindungen, wie sie diesem Liede zu Grunde liegen, werden sich allezeit in dieser historischen Form einfacher als in lyrischer fassen, und in anderen hervorrufen lassen. Sonst findet sich historisch-gefasstes unter diesen geistlichen Liedern fast nichts als Nro. XVIII. die Legende: „Van S. Gheertruden minne", deren summarischer Inhalt folgender Gestalt angegeben wird: „Gertrud die Jungfrau entsagt der Welt und wird Nonne. Ein Ritter, der immer um sie warb, giebt deshalb seine Liebe zu ihr nicht auf; er hatte in ihrem Dienste sein Vermögen bisher nicht gespart; um sie zu erfreuen und zu ehren, beschenkte er nun das Kloster, worin sie lebte. So verschwendet er sein ganzes Gut um ihretwillen, und wird ein armer Mann. Wie er eines Tages in Trauer und Verzweiflung darüber umherwandert, begegnet ihm der böse Feind. Dieser erräth sogleich des Ritters traurige Lage und verspricht ihm Reichthümer die Fülle, wenn er ihm seine Seele dafür verpfänden wolle. Der Ritter zögert zwar, geht aber doch auf das Anerbieten ein, stellt eine Urkunde aus, worin er sich dem Teufel förmlich verschreibt, und wird nun ein viel reicherer Mann, als er je gewesen ist. Die Herrlichkeit geht aber nach sieben Jahren zu Ende. Eingedenk seines Versprechens nimmt er Abschied von dem Kloster. Da bittet ihn Gertrude, noch einmal zu trinken, St. Johanns Geleit und ihre Minne. Er thut es und begiebt sich in die Wüstenei. Der Feind erscheint und erschrickt, dass er sein Opfer nicht holen kann:

> *„Sie sitzet da hinten auf Deinem Pferd,*
> *Die Dir allerletzt zu trinken gebracht,*
> *Sie hat es mir also sehr verwehrt,*
> *Sie hat mir genommen alle Macht".*

Der Teufel giebt die Urkunde zurück, und erklärt den Ritter frei und ledig. Dieser kehrt freudevoll zurück und ist fortan ein frommer Mann".

Wie diese Legende so haben viele andere noch für das Leben diese tiefe Bedeutung, volksthümliche Sitten christlich zu fassen, und dadurch zu etwas kirchlich gerechtfertigtem zu machen. Wie hier den alten Weihetrank, vielleicht ursprünglich eine Art Opfer, beim Abschied von lieben Freunden, so unzählige andere Sitten. Ja! die einzelnen Gewerbe, Stände, kurz! alle Richtungen des Volkslebens und gewöhnlichen Vorkommenheiten erhielten durch die Beziehung zu Erlebnissen heiliger Personen eine bald mehr blofs poetische bald wahrhaft religiöse Bedeutung, die wir jetzt ganz vermissen, so dafs uns die Verhältnisse der Welt in der Regel nur in ihrer todten, schalen Weltlichkeit vor Augen liegen. Man sollte sich doch erinnern, dafs solche Gesinnung, die im Grunde recht eigentlich ein Zug aus des Holländermichels Charakter ist, sogar dem Helden unserer Deutschen Reformation, Dr. Luther, völlig fremd war, der obwohl er entschieden gegen abgöttischen Dienst der Heiligen auftrat, doch die tiefe sittliche Bedeutung ihrer Geschichten und eine vernünftige Hochstellung ihres Lebens keinesweges verkannte, sondern mehrfach im traulichen Gespräch darauf hinwies.

So vollständig sonst alles, was zu Erläuterung und Parallelisirung dieser Lieder nöthig ist, von dem Herausgeber beigebracht ist, so glaubte Ref. doch, dafs eines derselben nicht in seiner historischen Verbindung erkannt worden ist. Sollte nicht das 20ste: „Van den Casteel" überschriebene sich an die Dichtungen von den Templeisen in seiner Symbolik anschliessen? — Das Kastell, wo Jesus wohnt und die Engel singen, das glänzende Gebäude, zu welchem aber nicht jeder gelangen kann (nach der ausführlicheren Sage führen Engel nach Monsalvatsch); dabei der See; der Kampf mit den bösen Geistern, mit den Temptacien, der für den nothwendig ist, der nach dem Kastell kommen will — alles erinnert an die Dichtungen von den Templeisen.

Auch unter den weltlichen Volksliedern sind die von historischem Inhalt nicht eben zahlreich. Aus der vaterländischen Geschichte sind nur zwei. Das erste: Van Graef Floris ende Gheraert van Velsen, behandelt einen eignen sittlichen Konflikt des Germanischen Lebens; den diesem zu Grunde liegenden Vorstellungen gemäfs hatte der edle Ehemann die Ehre seiner Frau an deren Nothzüchtiger durch Blutfehde zu rächen; Gheraert van Velsen aber kann dies nicht, denn der Schänder ist sein Lehens- und Gerichtsherr selbst, Graf Floris von Holland; — so erscheint er auf die formlose Blutrache, auf ein Verbrechen hingedrängt, was um so gröfser ist, als dadurch, um die schmachvoll verletzte Treue zu rächen, wieder schmachvoll die Treue auf einem anderen Punkte gebrochen werden mufs. Ob dieses Motiv des Grafenmordes, welches vom Volkslied angegeben wird, historisch richtig ist, wird sich freilich mit strengem Beweis nicht belegen lassen; inzwischen das Volkslied mufs sich doch an *irgend* etwas anhalten, wie jedes Volksgerücht, sei es auch noch so falsch, doch eine wirkliche Erscheinung zur ersten Grundlage hat. Abgesehen nun aber auch von dem Historischen, obwohl es eine freilich nicht direkte Erwahrscheinlichung auch durch Beka erhält, ganz abgesehen davon, ist der Stoff des Liedes selbst durch und durch *tragisch*, und die Dialektik der Germanischen Vorstellungen von Ehre und Recht darin so blutig wirklich bis zum Untergang des Grafen und Gheraerts durchgeführt, wie nur irgend eine solche dialektisch-sittliche Reihe in einer Tragödie es sein kann. Wie kömmt es nun, dafs unsere tragischen Dichter solche ächtnationale Stoffe so fast völlig unbenutzt haben liegen lassen? — Aus dem Mittelalter ist kein zweites historisches Volkslied übrig; wir sind schon in Nro. 2. bei:

„Wilhelmus van Nassouwe
ben ick van duitschen bloet" etc.

angelangt. Wir brauchen das schöne Lied nicht erst zu rühmen; es ist anerkannt genug.

Unter den übrigen, nicht an namentlich bezeichnete Fakta aus der Geschichte sich anknüpfenden Liedern, sind doch noch manche, wir möchten sagen, ethisch-historisch, d. h. sie handeln und schildern, sie in Begebenheiten entwickelnd, Gemüthszustände ab. Dahin gehören eine Reihe Lieder, welche Liebesverhältnisse bald mit tragischen Ausgängen wie Nro. III. „Het daghet uit den oosten" Nro. IV. „Wachterliet" u. s. w. bald mit milderen, von lockerern Verhältnissen zeugenden, wie Nro. XIX. „Van den Timmerman", zum Gegenstand haben.

Zu einer eigenen Betrachtung giebt nicht blofs das schon erwähnte Wachterliet, sondern auch das Nro. VI. Van twe Conincs kinderen, Nro. VII. Van een Conincs

dochter, und so manches andere, so wie auch eine ganze Reihe *Deutscher* Mährchen und Volkslieder Anlass. In diesen Liedern und Mährchen erscheint nämlich der Name *König* offenbar noch in der uralten Bedeutung, wo es bloss einen reichen, freien Mann von edlem Geschlecht, einen Burgherrn bezeichnet und keineswegs einen weit und breit herrschenden Fürsten. Die Mährchen- und Liederwelt der Kinder ist somit zum grossen Theil noch die Kindheitszeit des Volkes selbst, und wie in den Mährchen und ihren Versen noch so manche Alliteration sich erhalten hat, hat sich in ihnen auch gar manches Bild, gar manche Beschäftigung und Verhältnissverbindung aus der Urzeit erhalten. In Mährchen und Liedern sind nun aber auch gar manche jetzt unverständliche, d. h. unserer Ansicht nicht ganz durchsichtige Partieen; sollte deren Dunkelheit nicht zum Theil daher rühren, dass sie mit heidnisch-germanischen Gebräuchen und Begriffs- oder Bilder-Verbindungen und Symbolen zusammenhängen, deren Sinn der nächstfolgenden christlich gewordenen Zeit mehr und mehr entschwunden ist, die dann zum Theil fortgebildet worden, zum Theil in unverstandener Eckigkeit und Erstarrung stehen geblieben sind?

Den historischen Werth von Volksliedern darf man überhaupt nicht sowohl darin suchen, dass durch sie auf historische Fakta viel Licht geworfen werden könnte; sondern vielmehr darin, dass sie Stimmungen und Sinnesweisen, die dem handelnden Volke einwohnten, veranschaulichen. Wie viel Erläuterndes aber in Beziehung auf Rechtssitten, auf häusliches Leben und religiöses Denken in den verschiedenen Zeiten des Deutschen Mittelalters enthält nicht dieser vorliegende Liederschatz von dem „Jager uit Grieken" und dem „Mooi Aaltje en Koning Alewyn", die noch an die Zeiten der Völkerwanderung erinnern, an bis auf die „drie ghesellen uit Rosendael" das „Dansliedje" und anderes was in die raufritterlichen und geistlich ausgelassenen Zeiten des 15ten Jahrhunderts gehört?

Möchte doch ein recht lebhafter Antheil, den das Deutsche lesende Publikum an dieser Sammlung nimmt, die treue Mühe des Hrn. Herausgebers einigermassen vergelten! Es ist eine wahre Schande ohnehin für Deutschland, dass die Holländische Litteratur, die doch auf der Welt nichts ist als die Litteratur einer *Deutschen* Mundart, in Deutschland fast gar nicht beachtet wird. Was die Sprache selbst anbetrifft, liegen uns diese Worte wahrhaftig nicht ferner als Hebels Allemannische Gedichte. Wir haben so vortreffliche Handbücher zu Einführung in die Kenntniss und das Studium der Französischen, Englischen, Italienischen und Spanischen Litteratur. Wird denn nicht endlich ein Deutscher uns in ähnlicher Weise, wie das vortreffliche Handbuch von Huber für die Spanische Litteratur ist, ein Werk dieser Art für die *Holländische* Litteratur liefern? Wenn Notizen und Auswahl mit Verstand, Geschmack und historischem Interesse zusammengebracht wären, müsste ein solches Buch unendlich zu Belebung des Studiums dieser Mundart in Deutschland, ja! zu grösserer Verschwisterung wieder der Deutschen und Holländischen Litteratur selbst beitragen. Wer aber wäre berufener, uns ein solches Buch zu geben als Hr. Prof. Hoffmann? Uebrigens hat Derselbe durch Zugabe eines Glossariums für zweckmässige Erläuterung weniger bekannter Wörter vortrefflich gesorgt.

Heinrich Leo.

LI.

Mein Antheil an der Politik. IV. In der Einsamkeit. Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1833. 375 S. *in* 8. (Auch unter dem Titel:) *Die Briefe des Freiherrn v. Stein an den Freiherrn v. Gagern, von* 1813—1831. *Mit Erläuterungen.*

Die Anzeige der früheren Bände dieses Antheils an der Politik brauchte nicht zur Berichterstattung über diesen neuerschienenen zu verpflichten, weder in dem Falle, dass der Stoff und Vortrag in gleichmässigem Gewebe mit dem bisherigen fortgingen, indem dieses bereits zu völliger Genüge besprochen worden, noch in dem andern, dass darin etwas in Form und Gehalt neues anhübe, denn alsdann liesse sich auch die Anzeige um so eher als eine ganz neue behandeln. Allein Hr. v. Gagern besitzt das Talent, seine Eigenthümlichkeit als einen reichlichen und wohlhaftenden Guss auf die mannigfachsten Gegenstände dergestalt auszuschütten, dass auch die ihm fremdesten Stoffe darin ihm angeeignet erscheinen, und man daher in allem, was er darbietet, nur immer die wahre Fortsetzung dessen finden muss, was er schon gegeben hat, und so ist ihm diesmal gelungen, mit den Briefen eines Andern, der ihm in allem Betracht durchaus unähnlich ist, dennoch den vollen Eindruck eines Gagern'schen Werkes hervorzubringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Mein Antheil an der Politik. IV. In der Einsamkeit. (Auch unter dem Titel:) *Die Briefe des Freiherrn v. Stein an den Freiherrn v. Gagern, von* 1813—1831. *Mit Erläuterungen.*

(Fortsetzung.)

Und so begründet sich uns in den entgegengesetzten Annahmen, bei welchen wir uns jeder Pflicht dürften überhoben glauben, nun sogar ein frischer Reiz, die Anzeige eines Buches zu übernehmen, an das uns die Eigenschaften, die getrennt uns davon ablösen würden, im Verein auf's neue fesseln; grade dafs dasselbe so ganz im alten Gange und dafs es dabei doch so ganz neuer Art ist, dient uns nun zur Aufforderung.

Wir empfangen hier eine Sammlung von 135 Briefen, welche der Freiherr vom Stein in dem Zeitraum von 1813. bis 1831. an Hrn. von Gagern geschrieben hat. Die Briefe des Hrn. von Gagern fehlen, bis auf wenige, deren Abschrift noch vorhanden war, indem die Urschriften sich in dem Stein'schen Nachlasse nicht mehr fanden, woraus wir den Schlufs ziehen dürfen, dafs Hr. vom Stein, wenn er Hrn. von Gagern überlebt hätte, dessen Briefe nicht würde herausgegeben haben. Hr. von Gagern hat aber den Verlust zu ersetzen gesucht, indem er überall die nöthigen Erläuterungen eingeschaltet und die Fugen so glücklich ausgefüllt hat, dafs die verbundenen Werkstücke selbst nun im Glanz und der Färbung dieses Kittes ein ganz neues Ansehn tragen. Das Ganze wird uns als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte unsrer Zeit übergeben, und wird als solcher, da auch sowohl der bürgerliche als der litterarische Karakter des Herausgebers für die gewissenhafteste Authenticität bürgt, den Geschichtforscher jedenfalls anziehen. Auch mag die Arbeit, aus einem so bedeutenden Manne, wie Stein war, eine Reihe solcher Aeufserungen und Urtheile schriftlich hervorzuspinnen, und ganz insbesondre die öffentliche Schaulegung dieses Gespinnstes, noch immerhin als ein Antheil an der Politik gelten können, so wenig sonst diese Bezeichnung für das Buch überhaupt uns eine glücklich gewählte hat scheinen wollen.

Wiefern aber diese ganze Politik, die theils in den Briefen selbst liegt, theils durch die That der Herausgabe sich entfaltet, schon als dem Gebiete der Geschichte angehörig zu betrachten sei, das müssen wir als eine Frage über die Gränzen beider Gebiete etwas näher in Betracht nehmen.

Diese Gränzen richtig zu bestimmen, hat oft grofse Schwierigkeit. In den meisten Fällen wird die Geschichte dabei auf die ungerechteste Weise zurückgedrängt, und ihr dasjenige schnöde vorenthalten, worauf sie den gegründetsten Anspruch hat. Hr. von Gagern, der als Historiker diese Unbill gewifs oft wahrgenommen und schmerzlich getragen hat, dachte vielleicht dies Unrecht dadurch einigermafsen auszugleichen, dafs er als Politiker sich selbst opferte, und die Geschichte einmal ihrerseits auf aufserordentliche Art begünstigte, indem er deren Gränzen weit hinein in das anerkannte Gebiet der Politik, oder vielmehr mitten in die lebende Gegenwart rückte, denn der Ausdruck Politik hat hier, wo neben wirklichen Staatsverhältnissen auch eben so sehr privatpersönliche Beziehungen verhandelt werden, und die Sache nicht selten auf gewöhnlichen Klatsch hinausläuft, eine viel zu löbliche Bestimmtheit. Das unterscheidet aber wesentlich die Geschichte von dem Tagesleben, dafs dieses unvermeidlich und unerläfslich auf tausend kleine Vorgänge und Mittheilungen einen vorübergehenden Werth zu legen hat, grade weil der Tag noch nicht wissen kann, welche von seinen tausend Einzelheiten Leben und Bedeutung gewinnen wird, jene hingegen dies schon mit Gewifsheit unterschieden hat oder zu unterscheiden glaubt, und daher das Unbedeutende als unnützen Klatsch fallen läfst, das Bedeutende dagegen an seiner gebührenden Stelle zu bewahren weifs.

Das Tagesleben ergreift jedes Aergernifs, hascht jeden bösen Tadel auf, ergötzt sich an jedem Widerspruche gegen Macht und Ansehn, im Gebiete der Geistesbildung wie in dem des Staates, und ihm erscheint oft schon das blofse Streben in dieser Richtung als Muth, als Witz und Ueberlegenheit. Die Geschichte sieht dies alles ganz anders an, und sie verwirft in ihrem Ernste nicht selten ganz und gar, was die Leichtfertigkeit des Tages huldigend verehrte.

Der Versuch des Hrn. von Gagern, für die Geschichte gewaltsam in Besitz zu nehmen, was ihr offenbar noch nicht gehört, ist um so gewagter, als er sich zu dieser Invasion diesmal einer Heeresmacht bedient, die durch ihren besondern Karakter und ihre Benehmensweise gar nicht geeignet ist, die überfallene Tageswelt mit dem Unternehmen auszusöhnen. Bei den frühern Bestrebungen dieser Art gebrauchte er vorzugsweise sich selbst, und das gemäfsigte, wohlwollende, nur dann und wann etwas anmafsliche und scharfe, jedoch gleich wieder gedämpfte und zu freundlichem Wort und Händedruck einlenkende Betragen des Deutschen Landsmannes machte diese Einquartirung ganz erträglich; man erhob einige Klagen, auch wir hatten gegründeten Anlafs zu mancher Rüge, allein im Ganzen liefs man es gut sein, und fand man sich in das Verhältnifs, das nach und nach von selbst wieder sich löste. Aber welch ein Unterschied jetzt! Nicht mehr Hr. von Gagern ist es, der zu diesem Kriegszuge sich hergiebt, sondern der Freiherr vom Stein wird dazu gebraucht! Da nimt alles ein ganz andres Gesicht an! Der Abstich der Soldaten Alba's gegen die muntern Niederländer im Egmont ist nicht greller ausgedrückt. Der Freiherr vom Stein ist bekannt, als ein Mann, der die heftigsten Abneigungen hat, die schärfsten Urtheile fällt, und sie ohne Rücksicht und Schonung ausspricht. Wird man diesen geharnischten Mann, der im Namen der Geschichte voreilig auf den Markt der Tagesgeschäfte und in das Innre der Häuser dringt, um die unwillkommensten Aussprüche jedem als Wahrheit aufzunöthigen, wird man diese trotzige Erscheinung ruhig hinnehmen und dulden?

Betrachten wir den Inhalt dieser Briefe näher, so müssen wir den Karakter der gröfsten Vertraulichkeit darin erkennen. Der Freiherr vom Stein, der niemals sehr schreibselig, wiewohl manchmal doch es zur höchsten Unzeit war, scheint durch die mündliche und schriftliche Beredsamkeit des Hrn. von Gagern, die er mehrmals rühmend anerkennt, ganz wider seine sonstige Art in diesen brieflichen Verkehr hineingezaubert worden zu sein, der, einmal versucht, als eine behagliche Gewohnheit sich eben so leicht einnistete, als andre ähnliche, wodurch ehrenwerthe Männer, nach vollbrachten oder aufgegebenen Geschäften, ihre Mufsestunden zu verkürzen pflegen. In der That, nicht selten hat es ganz das Ansehn, als sei der edle Freiherr gedrängt gewesen, sich aller Galle und sonstigen störenden Stoffe nach dieser Seite hin so rasch und kurz als möglich zu entledigen, wobei er um so sorgloser zu Werke ging, als er gewifs nie ahndete, dafs seine derartigen *Secreta* jemals *Publica* werden könnten. Dafs hier mitunter üble und auch giftige Dünste aufsteigen, ist bemerkbar genug. Wir überlassen es dem Herausgeber, wie er die Entbindung dieser Gasarten verantworten wolle, besonders in einer Zeit, wo wegen allgemeiner Krankheitsanlagen eine so besondre und wachsame Sorgfalt besteht, die Aushauchung solcher Stoffe in den Luftkreis des allgemeinen Athmens zu verhüten. Wir unsrerseits, in der Litteratur, sind weniger von dergleichen belästigt, wir analysiren und neutralisiren es durch Betrachtung, und ziehen davon am Ende noch immer Vortheil genug.

Die Briefe sind einmal da, und es fragt sich nur, welche Stelle wir ihnen unter den Quellen der Geschichte unsrer Zeit werden anweisen müssen. Sie sind aus einem Zeitabschnitte, der viele Jahre umfafst, und an Ereignissen und Veränderungen mit den reichsten Geschichtsepochen wetteifern kann. Sie rühren von einem Manne her, der mitten in den Begebenheiten lebte, in ihren Zusammenhang tief eingeweiht war, und vieles darin durch unmittelbare Thätigkeit und überwiegenden Einflufs persönlich bewirkte und leitete. So manche Entwicklung der damaligen Dinge liegt noch in Dunkel gehüllt, so vielfache Beziehungen sind wenigstens den Augen der Menge noch verborgen, und grade die Kenntnifs unserer vaterländischen Angelegenheiten ermangelt noch der wichtigsten Aufschlüsse. Es ist keine Frage, dafs wir, wenn Stein von diesen Sachen redet, der willkommensten Mittheilungen gewärtig sein dürfen. Um so unangenehmer mufs es auffallen, sich in dieser Erwartung völlig getäuscht zu finden. In Betreff der besondern Thatsachen und allgemeinen Verhältnisse hat die Geschichte hier wenig oder nichts zu schöpfen; es kommt nur das schon Bekannte

vor, in einer Kürze, die den Gebrauch fast aufhebt, und höchstens eine Bestätigung anderer Quellen abgiebt. Das Meiste ist persönliche Ansicht, Meinung, die vom Tage bewegt wird, ohne auf den tiefern Zusammenhang dieser Bewegung einzugehen.

Jedoch, außer diesen allgemeinen Geschichtsinteressen, verbindet sich den Mittheilungen des Freiherrn vom Stein das Interesse seiner eignen Persönlichkeit, das grade bei diesem Manne, bei der unbestreitbaren Wichtigkeit seines Einflusses, zu den bedeutendsten unsrer Zeit gehört. Wenn wir durch seine hier mitgetheilten Briefe die Eigenthümlichkeit seines Wesens in bestimmteren Zügen, in reicherem Umfange, von mehreren Seiten kennen lernen, als dies bisher der Fall sein konnte, so wird auch das als ein unschätzbarer Gewinn anzunehmen sein. Zu unsrem gröfsten Bedauern müssen wir aber auch diese Ausbeute für unverhältnifsmäfsig gering erklären. Wir glauben mit allem Rechte behaupten zu dürfen, dafs für den grofsen Kreis von Zeitgenossen, welche den trefflichen Mann persönlich gekannt haben, durch alle diese Briefe keine einzige neue Seite in ihm aufgedeckt, und kaum irgend ein neuer Zug angedeutet wird. Wir finden überall nur Beleg und Bestätigung des schon Bekannten. Ja selbst denjenigen Lesern, welche den Freiherrn vom Stein erst durch dieses Buch wollen kennen lernen, wird aus allen diesen vielfachen Einzelheiten nur ein höchst unvollständiges, abgeschwächtes und verkümmertes Bild erstehen können.

Dieses dürftige Ergebnifs, welches mit dem hohen Werthe, den auch wir dem Manne unbedingt zugestehen, in so auffallendem Mifsverhältnisse zu stehen scheint, läfst sich gleichwohl aus der Eigenthümlichkeit dieses hohen Werthes, der eben von diesen brieflichen Zeugnissen ganz unabhängig ist, und von ihnen gar nicht bestätigt zu werden braucht, als ganz natürlich nachweisen.

Der Freiherr vom Stein war, obwohl des Redens und Schreibens für weltlichen Gebrauch und auch sogar in gelehrter Weise kundig und fähig genug, doch weder ein Schreiber noch ein Redner in dem Sinne, wie das Wort zur Bezeichnung eines Talents gebraucht wird. Seine Gaben waren nicht in dieser Richtung gestellt, sondern in ganz entgegengesetzter. Er war der Mann der That, ein grofser Karakter, ein dreister, hartnäckiger Kämpfer, begabt mit Kräften des Gemüths, des rechtschaffenen, unbiegsamen, rücksichtlosen Willens, des leidenschaftlichen Eifers, gemacht um andre Gemüther zu durchdringen und fortzureifsen, um fremde Talente zu beseelen und zu leiten. Mit Einem Wort, er war ein Held; ein Held im gröfsten Sinne; eine Art Blücher im Civilstande. Dies ist seine Gröfse, und in dieser mufs ihn aufsuchen und betrachten, wer ihn kennen und schätzen will; von diesen Eigenschaften und dieser Gröfse kann jedoch nur sein unmittelbares Wirken ein vollständiges Zeugnifs geben, das Anschauen seines Auftretens, seines Dastehens inmitten der Ereignisse selbst; nicht aber, nachdem die Begebenheiten abgelaufen, das Getümmel vorüber, er selbst aus aller Thätigkeit zurückgetreten, können die kleinen Aeufserungen eines täglichen, zufälligen, meist mifsmuthigen und unbefriedigten Sinnens und Treibens als ein Mafsstab seines Werthes gelten, und es hiefse dem grofsen Manne das härteste Unrecht anthun, wenn man seine Gröfse nach jenen untergeordneten Beziehungen messen wollte.

Freilich werden auch in den Verhältnissen des Privatlebens und in den Mittheilungen der Rede und der Schrift die schönen und grofsen Eigenschaften, welche seinen bleibenden Ruhm begründet haben, nicht untergehen können, sie werden auch in den geringeren Bahnen, welche ihnen die veränderte Stellung zur Welt noch übrig läfst, mit ihrem reinen und klaren Schimmer leuchten, und so sehen wir in der That auch in diesen Briefen die freie Selbstständigkeit, die muthige Wahrheitsliebe, die tüchtige Strenge, welche den ritterlichen Staatsmann in ihm auszeichnen, zugleich mit der biedern Traulichkeit und der freundlichen Scherzlust, die er dem geselligen Leben darbringt, und mit dem frommen Sinn und der redlichen Zuneigung, die er dem höchsten Heil und dem Gemeinwohl widmet. Von allen diesen Eigenschaften finden sich lebendige Züge mehr oder minder zahlreich ausgedrückt, und die Anschauung derselben thut auch dem Auge wohl, welches sie nicht zum erstenmal erblickt, sondern als längstbekannte in der Wiederholung begrüfst.

Allein nicht minder, als diese willkommenen Züge, erscheinen auch andre, welche die heftige Leidenschaftlichkeit des Mannes, seine bis zur Uebereilung gehende Raschheit, seine rücksichtlose und verletzende Derbheit ausdrücken, und zwar ohne den höheren Beruf und Schwung, welche im Gedränge des Kampfes und der

Thaten den Ueberschufs jener Kraftäufserungen wieder tilgten oder vergessen machten. Wir gestehen, dafs uns durch die Veröffentlichung der vorliegenden Briefe das Bild des Freiherrn vom Stein in dieser Beziehung mehr zu verlieren, als in der früheren zu gewinnen scheint.

Ganz unläugbar wird hier auch die Abwesenheit mancher Eigenschaft, welche diesem grofsen Karakter, bei so starker Begabung mit andern, dennoch mangeln konnte, auf eine Weise bemerklich, die vorzüglich dadurch unangenehm und ungünstig wird, dafs, wie schon erwähnt, in solchen eignen Schriftlichkeiten grade das Mangelnde am meisten zu wünschen wäre, hingegen der überreiche Ersatz, den das emporragende Verdienst der That und die imponirende Macht der Persönlichkeit darbieten könnte, der Natur der Sache nach gar keine Darstellung findet, die auf diesem Gebiete nur möglich wäre mit Hülfe jener Eigenschaften, die grade mangeln. Schon vor mehr als zwanzig Jahren, in Prag, war bei näherem Umgang mit dem trefflichen Manne uns sehr auffallend, wie derselbe zwar eine aufserordentliche Lebhaftigkeit des Geistes habe, und eine grofse Masse von verschiedenartigen Stoffen leicht und rasch bewege, dafs aber sein Gesichtskreis dabei nicht ausgedehnt, und abstraktes und tiefes Denken ihm versagt sei. Durch die Einflüsse der Zeit und der Umstände hat der Grund dieser Wahrnehmung nur zunehmen, und sie selbst sich bei jeder Gelegenheit bestätigen müssen, ohne dafs dies einer begeisterten Zustimmung Eintrag thun konnte, welche für die edle, erfrischende, man möchte sagen gemüthstärkende Persönlichkeit des Mannes durch seine Gegenwart jedesmal erweckt wurde. Dem Leser der vorliegenden Briefe, denen der Eindruck jener Gegenwart nicht mitzugeben war, fällt es daher nur verdriefslich auf, wie wenig Geist im Ganzen darin herrscht, wie wenig neue Ideen darin vorkommen, wie wenig den alten neues Gepräge gegeben wird. Hr. von Gagern, der sich dem politischen Doctor Luther der Deutschen, wie er seinen Helden bezeichnet, bescheiden als mitgehender Melanchthon anmeldet, ist ihm an Umfang und Gewandtheit des Geistes unendlich überlegen, und der geschickte Philippus weifs den ehrlichen Martinus vermittelst dieser Gaben sogar in einer fortwährenden huldigenden Beugung zu erhalten, die sonst eben nicht dessen Sache zu sein pflegte.

Wir werden aber durch das Lesen dieser Briefe zu noch andern Ergebnissen gedrängt, die für denjenigen, der sie nicht an ihren Ort und in den Schatten der leuchtenden Eigenschaften zu stellen weifs, das Bild des Mannes noch unangenehmer stören. Wer diesen unergiebige, fast nur auf thatsächliche Einzelheiten gerichtete, ohne gröfsere Ansichten und selbst ohne ein bestimmtes praktisches Ziel geführte, in seinem müssigen Eifer und kurzen Absprechen oft ganz alltägliche Politisiren betrachtet, der mufs fast in Zweifel gerathen, ob denn die eigentliche Staatskunst jemals das rechte Gebiet unsres Helden habe sein können? Diejenige Staatskunst freilich entschieden nicht, die in gegebener Ordnung mit festem Blick und ruhigem Mafs ein Ganzes in sicherer Bahn hält und fördert, diejenige nicht, welche im Gewirre der mannichfachsten, unaufhörlich lebensthätigen Interessen mit stiller Klugheit und Folgerichtigkeit die wesentlichen Zwecke immerfort auszuscheiden und zu verfolgen weifs, diejenige am wenigsten, welche unter den gebotenen Rücksichten auf bestehende Machtverhältnisse vermittelst des zarten Werkzeuges der Diplomatik zu handeln hat! Wäre kein andres Mafs für den politischen Werth des Freiherrn vom Stein vorhanden, als dieses, so stünde die Sache, nach dem Eindruck, welchen diese Briefe geben, gar übel für ihn. Wir sehen deutlich, dafs in diesem Schwanken zwischen Aristokratie und Demokratie, bei diesem hastigen Partheinehmen für oder gegen dargebotenes Einzelne, mit dieser nach wechselnden Anlässen gefafsten heftigen Vorliebe und Abneigung, eine feste und dauernde Staatsleitung im Frieden von der Hand des Freiherrn vom Stein niemals zu erwarten gewesen wäre, und dafs seine Wirksamkeit am Deutschen Bundestage, hätte er seinem Wunsche gemäfs sie erlangt, entweder keine Dauer gehabt, oder doch gar nichts in dem Gange verändert haben würde, den er als Draufsenstehender so scharf und bitter tadelt. Wir wollen aber zum Ersatz dessen, was diese Briefe verneinen, um so stärker und dankbarer seines eigenthümlichen und wo nicht gröfseren, doch gewifs seltneren Berufs eingedenk bleiben, dafs er nämlich ein Staatsmann für den Krieg war, ein Kämpfer im Sturme, und dafs er da geleistet hat, was kein Andrer gleich ihm zu leisten vermochte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Mein Antheil an der Politik. IV. In der Einsamkeit. (Auch unter dem Titel:) *Die Briefe des Freiherrn v. Stein an den Freiherrn v. Gagern, von* 1813—1831. *Mit Erläuterungen.*

(Schluſs.)

Er ist hier durchaus mit Blücher zusammenzustellen, der ein Heer gegen den Feind mit kräftigster Wirksamkeit zu gebrauchen verstand, aber dasselbe im Frieden zu regeln und zu verwalten nicht hätte unternehmen dürfen. Allerdings findet ein Held dieser Art nach beendigten Feldzügen sich in miſsbehaglicher Stellung gegen die Welt, und diese vermag ihm selten einen Gegenstand anzuweisen, der die Lücken seiner Thätigkeit und Bedeutung ausfüllt. Unzufriedenheit und Erbitterung pflegen dann sich einzufinden, und diesem Schicksal hat auch der Freiherr vom Stein nicht entgehen können. Das Meiste seines harten Tadels, dem in einzelnen Fällen frühere ganz entgegengesetzte Urtheile zur Seite zu stellen wären, ist offenbar nur die Wirkung dieses fortwährend gefühlten Verhältnisses, wie aus demselben auch wieder manche gunstvolle Befangenheit sich erklärt so wie der unverhältniſsmäſsige Eifer, womit die persönliche Angelegenheit gegen die Memoiren Bourrienne's betrieben wird, welche sogar zu peinlichen Schritten führt, die in Zeiten des vollen Gefühls der Kraft und des Selbstgenügens wohl sicher unterblieben wären.

Die Urtheile des Freiherrn vom Stein über Sachen und Personen sind nicht gleichgültig, sofern sie an und für sich eine gewisse nachdrückliche Bündigkeit haben, und das Ansehn eines allgemein verehrten Namens sie begleitet; in Deutschland werden sie oft wiederhallen, und an den bösen die Schadenfreude sich trefflich laben. Wir dürfen aber nicht vergessen, daſs diese Wirkung durchaus nicht in der Absicht des Urhebers lag, der seine üble Laune nur in den Busen des verschwiegnen Freundes auszuwerfen glaubte. Grade weil aber diese flüchtigen Urtheile in ihrer jetzigen Oeffentlichkeit sich zu einer Bedeutung erhoben sehen, die ursprünglich nicht gemeint sein konnte, müssen wir um so mehr bedacht sein, uns den schwachen und oft ganz unhaltbaren Boden dieser Urtheile gegenwärtig zu erhalten. Zwar wo Stein anerkennt und lobt, insonderheit wenn es lebende Personen betrifft, da ist er meist im Recht, und fast immer liegt etwas Tüchtiges und Aechtes zum Grunde, das auf ihn eingewirkt und seinen Wahrheitssinn angesprochen hat; wo er aber tadelt, folgt er nicht selten der leidenschaftlichsten Befangenheit, die sich bis zur wahren Gehässigkeit versteigen kann. Die heftigen Aeuſserungen gegen den Fürsten von Hardenberg z. B. sind von der Art, daſs sie durch übertriebene Angabe von Mängeln und gänzliches Verschweigen der Vorzüge so durchaus ungerecht werden, als es gegen den Freiherrn vom Stein ungerecht sein würde, in ihm nur den Verfasser dieser Briefe und gar nichts anderes zu sehen. Bei dieser Gelegenheit können wir insbesondre versichern, daſs der Freiherr vom Stein, der hier, nach vieler Jahre Verlauf, den Fürsten von Hardenberg in Paris einer strafbaren Vernachlässigung des Preuſsischen Interesse's beschuldigt, in jener Zeit selbst, und noch nachher beim Kongresse von Wien, eine solche Meinung gar nicht hatte, sondern mit dem Staatskanzler die engste politische Freundschaft hielt, so daſs gewiſs kein Zeugniſs aufzufinden ist, welches den obigen Vorwurf als schon damals gedacht beurkunden könnte.

Der Freiherr vom Stein war bekanntlich ein Mann von groſsen und mannigfachen Kenntnissen. Er hatte eine gelehrte Bildung erhalten, und beschäftigte sich unausgesetzt mit Wissenschaft und Litteratur. Sein thätiger und erfolgreicher Eifer für die Herausgabe Deutscher Geschichtsquellen steht in verdientem Ruhme. Für Geschichte, Staatsrecht, sittliches, bürgerliches und ge-

werbliches Fortschreiten der Völker war sein Antheil weit über die Gränzen des Deutschen Vaterlandes hinaus angeregt und lebhaft. Manche seiner Aeufserungen in dieser Hinsicht flöfsen für den Menschenfreund die innigste Achtung ein. Aber auch in diesem Betreff, zeigen uns diese Briefe wieder vorzugsweise das Ungünstige. Zwei Gebiete der Geistesbildung gingen ihm völlig ab, Philosophie und Aesthetik, und von diesem Mangel sind seine litterarischen Urtheile, welche in diesen Briefen vorkommen, durch und durch behaftet. Wo er von Geisteserzeugnissen spricht, kann sein Wort gar nicht gerechnet werden, es sind immer nur gewisse Richtungen und Umstände, die ihm grade zusagen oder zuwider sind, und die sein Lob oder seinen Tadel bestimmen; sein Urtheil über die Geschichte der Französischen Revolution von Montgaillard, die er ganz vortrefflich nennt, da doch an dem ganzen Buche hauptsächlich nur die bittre Tadelsucht seines Verfassers bemerkbar ist, mag statt aller andern Beispiele diesen Mangel an Kritik hinlänglich belegen.

Wenn also, nach allem Gesagten, weder für die Geschichte überhaupt, noch für die Karakteristik des Freiherrn vom Stein, und am wenigsten für dessen vollständige und gerechte Würdigung, aus der Mittheilung dieser Briefe, — dieses Antheils zweier ausruhenden Staatsmänner an der nimmerruhenden Politik —, eine ergiebige Ausbeute hervorgeht, welche zur Rechtfertigung einer so eiligen, in der Sphäre, welcher beide Männer angehören, bisher wenigstens ungewöhnlichen Herausgabe hinreichte: so müssen wir diese selbst, sofern sie um der Geschichtskunde willen geschehen sein will, als einen Irrthum bezeichnen, und das Buch, einer solchen Autorität, wie sie allerdings die Zwecke der Geschichtschreibung mit sich führen, entkleidet, dem Tumulte der Tageswelt überlassen, in welche es sich hinausgewagt, und wo Verletzung und Aergernifs wohl einen Augenblick zur schadenfrohen Unterhaltung dienen, aber schwerlich von irgend einer Seite ernstlich gebilligt und vertreten werden. —

K. A. Varnhagen v. Ense.

LII.

1) *M. T. Ciceronis quae fertur oratio IV. in Catilinam a Cicerone abjudicavit E. A. J. Ahrens. Coburg* 1832. 218 *S.* 8.

2) *De authentia secundae orationis Catilinariae scripsit Dr. H. G. J. Cludius* 1826. *(Programm v. Lyck)* 48 *S.* 4.

Der Verdacht, welcher zuerst von Markland, dann von F. A. Wolf gegen die Aechtheit einiger Ciceronianischer Reden angeregt und in Bezug auf mehrere mit so glücklichem Erfolge begründet worden ist, mufste natürlich am meisten diejenigen Reden treffen, welche auf irgend ein berühmtes Ereignifs Bezug hatten, da dergleichen Stoffe aus leicht erklärlichem Grunde von den Rhetoren am liebsten zur Uebung ihrer Redekünste gewählt wurden. Wie beliebt nun auch die Catilinarische Verschwörung, wegen ihrer Reichhaltigkeit an eigenthümlichen Situationen bekannter Männer, bei den Deklamatoren war, zeigen die noch vorhandenen, Corte's Sallust beigefügten Deklamationen; wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn Argwohn und Mifstrauen auch diese gefeierten Reden nicht verschonte. Manches einzelne Bedenken hatte sich schon bei der dritten und vierten Catilinarischen Rede hinsichtlich der Sprache sowohl, als der Angabe historischer Details geregt, manches Befremdende im Ausdruck hatte weder Kritik noch Konjektur beseitigen können: ehe noch Wolf nach dem Verf. der zweiten hier genannten Schrift (S. 3.) die Vermuthung aussprach, dafs eine von den beiden mittlern Reden gegen Catilina falsch sein möchte, zu welcher Unbestimmtheit des Urtheils ihn wohl einiger Widerspruch dieser beiden Reden und ihr verschiedenes Kolorit bewogen hat.

Der Verdacht konnte um so reger werden, da Cicero selbst erst nach einigen Jahren seine konsularischen Reden herausgab (vgl. *ad Att. II. ep.* 1.), also dieselben wohl eine besondere Feile von ihm erhalten haben, die jede Entschuldigung für Versehen und Nachlässigkeit des Redners im Voraus vernichtet. Am natürlichsten konnte nun der Verdacht auf die dritte und vierte Catilinarische Rede fallen, da diese beiden von Quintilian jede nur einmal (*V*, 11, 42. *IX*, 3, 106.) und zwar auf eine sehr unsichere Weise citirt werden und da gerade in diesen beiden Reden sich manche sprachliche Eigenheit fand, zu der in Cicero's ächten Schriften sich seltene oder gar keine, desto häufigere Belege in den unächten Reden nachweisen liefsen. Beweise für diese Behauptung geben die Anmerkungen zu diesen Reden in der neuesten Ausgabe von Steinmetz beinah in jedem Kapitel.

Jener Ausspruch Wolf's regte Hr. Dr. Cludius schon 18 Jahre vor dem Erscheinen seiner Schrift an zu suchen und er fand nicht die dritte, sondern die zweite Rede verdächtig; während Hr. Ahrens keine der beiden von Wolf verdächtigten, sondern die vierte Rede vor kurzem noch bestimmter für unächt erklärte. Wir wollen hier über die neuere Untersuchung zuerst berichten und die Hauptmomente aus Hrn. A. Beweisführung herausheben, um zu zeigen, mit welchem Rechte derselbe seine Ansicht so bestimmt aussprach.

Die äufseren Gründe, mit welchen die Rede angefochten wird, beruhen hauptsächlich auf Cicero's eigenen Zeugnissen über die Rede, welche er an dem Tage gehalten, an dem die Genossen des Catilina zum Tode verurtheilt wurden (*III. Kal. Dec.*). Die Rede nämlich, welche wir haben, ist offenbar gehalten, nachdem Cäsar durch seine Rede des Silanus Sentenz bekämpft hatte; aber ehe noch Cato mit kräftigen Worten den Senat wieder ermuthigte; dies sehen wir klar daraus, dafs in unserer Deklamation nur von Silanus und Cäsar, nicht aber von Cato die Rede ist. Cicero aber spricht nie von einer solchen Rede, sondern nur von einer *relatio*, die er an diesem Tage gehalten habe; ein Ausdruck, welcher nicht eine *während* der Abstimmung gehaltene Rede, sondern nur diejenige bezeichnen konnte, mit welcher der Konsul die Berathung eröffnete. So nennt er sie in *Pis.* 7, 14 *relatio illa salutaris et diligens;* noch klarer aber und ganz unzweifelhaft geht dies aus der Stelle *ad Att. XII. ep.* 21. hervor, wo die Worte *judicavi antequam consulerem* gar keinen Zweifel übrig lassen, dafs Cicero's *relatio* eine förmliche Rede gewesen sei, wie ja auch so viele Beispiele im Livius zeigen, dafs es bei wichtigen Verhandlungen gewöhnlich gewesen sei. Dafs aber Cicero an diesem Tage nicht etwa zwei Reden gehalten habe, sieht man aus *ep.* 1. *l. II. ad Att.*, wo er seine 10 konsularischen Reden, ja sogar noch zwei unbedeutende, aufzählt: da also unsere Rede keine *relatio* ist, ja Cicero nicht einmal neben den kleinern Konsularreden sie erwähnt, so hat er offenbar von einer solchen Rede nichts gewufst. — Was nun die Zeugnisse Anderer betrifft, so läfst sich aus den Historikern theils gar nichts entnehmen, wie aus *Sueton. Caes.* 14., welcher Cicero's Rede nicht erwähnt, und aus *Appian. bell. civ. II*, 5, 6. dessen Erzählung mehrere Unrichtigkeiten enthält und das Gepräge der Flüchtigkeit zu offen an sich trägt, um aus seiner unklaren Darstellung einen Schlufs machen zu dürfen: zum Theil aber wissen auch sie nur von einer *relatio*, nichts von einer während der Abstimmung gehaltenen Rede; *Sall., Cat.* 50. *Dio Cass.* 37, 35, *f.* 38, 14. Stillschweigend übergangen hätten sie eine solche Rede aber wohl um so weniger, als sie ungewöhnlich war; wenn wir auch nicht mit Hrn. A. behaupten möchten, der Konsul habe die Berathung durch eine Rede nicht unterbrechen *dürfen*. Denn da der Konsul jeden Einzelnen zurechtweisen, loben, tadeln, selbst die streitenden Meinungen vermitteln durfte (*p.* 72. *extr.*) so konnte eine solche Vermittlung leicht zu einer Rede anwachsen und der Einflufs des Konsul konnte dadurch nicht gröfser werden, als er schon war, indem es ihm freistand, die Sentenzen, die ihm nicht gefielen, bei der *discessio* ganz zu übergehen. — Aus jener Stelle *ad Att. XII*, 21. geht aber auch noch ein anderer Beweis hervor. Es ist nicht wahrscheinlich, dafs Brutus, Cicero's Freund, die Catilinarischen Reden nicht gekannt und bei seinem Buche, dem *Anti-Cato*, nicht benutzt habe: wenn er aber unsere vierte gehabt hätte, wäre er unmöglich in den Irrthum verfallen, Cato habe *zuerst* das Todesurtheil über die Verschwornen ausgesprochen, denn unsere vorhandene Rede handelt zur Hälfte von des Silanus Sentenz: hingegen Cicero's *relatio* konnte er benutzt haben, ohne daraus zu lernen, was jeder für eine Sentenz abgegeben habe. —

Cicero's eignem offenen Zeugnifs gegenüber können einige unsichere Beweise für die Aechtheit der Rede kein Gewicht haben. Der erste ist Quintilians Citat *VI*, 3, 109. welcher die Worte: *Nec gravem mortem accidere viro forti posse, nec immaturam consulari, neque miseram sapienti*, aus unserer Rede §. 3. genommen zu haben scheint: allein sowohl die Art, wie er citirt, *et est quum ita dixit*, als die Form der *oratio obliqua* und dafs hier *gravis*, dort *turpis* steht, machen es wahrscheinlich, dafs dies ein Ausspruch Cicero's war, den Quintilian als allgemein bekannt aus dem Kopfe anführt; da er die beiden vorhergehenden Beispiele, wie er immer zu thun pflegt, mit Namhaftmachung des Buches citirt. Diese Vermuthung wird eher bestätigt, als widerlegt durch den Schlufs der zweiten Philippischen Rede: *abhinc annos prope viginti hoc ipso in templo negavi posse mortem immaturam esse consulari;* wo Cicero diese Worte als *bekannt* anzuführen scheint; und aus den Worten *prope* und *consulari* kann man mit

mehr Wahrscheinlichkeit schliefsen, dafs Cicero diese Worte 1 oder 2 Jahre nach dem Konsulat, als während desselben gesprochen habe: und *Dio Cassius* 45, 46. citirt ebenfalls die Worte nicht aus unserer Rede, sondern aus der Philippischen. Dafs nun der Deklamator eine so bekannte Sentenz Cicero's in seine Rede verwebte, ist nichts Auffallendes und somit das Vorhandensein dieser Sentenz gar kein oder ein sehr schwacher Beweis für die Aechtheit. Weit wichtiger ist an und für sich das Zeugnifs des Plutarch *Cic.* 21., welcher ausdrücklich sagt: Cicero habe *nach* Cäsar eine Rede gehalten, und den Inhalt derselben unserer entsprechend angiebt. Doch dies beweist nur, dafs Plutarch unsere Rede schon gekannt und für ächt gehalten hat: dasselbe war aber auch mit der Rede *pro domo sua* der Fall, die Plutarch ebenfalls (*c.* 35.) als ächte Quelle anführt; er konnte ja als Grieche auch leicht getäuscht werden, wo selbst gründlichere Kenner Ciceronianischer Beredsamkeit irrten. Dazu kommt noch, dafs Plutarch selbst weder im Cäsar (*c.* 7.), noch im Cato (*c.* 22.) diese Rede erwähnt, was besonders an der ersten Stelle auffallen mufs und nur dadurch zu erklären ist, dafs alle übrigen Quellen Plutarch's einer Rede Cicero's gegen Cäsar keine Erwähnung thaten. Diese unsichern historischen Beweise für Aechtheit möchte doch wohl nicht leicht Jemand als gleichgeltend und gewichtig Cicero's klaren Worten über seine Rede gegenüberstellen, die sich auf keine Weise mit einer *während* der Abstimmung gehaltenen Rede in Uebereinstimmung bringen lassen und denen die aus der Sprache entlehnten Beweise der Unächtheit noch gröfseres Gewicht verleihen. — Unter allen Kennzeichen der Unächtheit, die das Machwerk eines Deklamators immer an sich tragen mufs, sind natürlich die Spuren einer schon nicht mehr reinen Latinität die sichersten und wichtigsten, da aus ihnen gerade die Eleganz Ciceronianischer Diktion immer reiner hervortritt. Wir führen hier nur das Auffallendste und Wichtigste an:

§. 3. *pro eo ac mereor.* Ebend. *si quid obtigerit* statt *acciderit.* — §. 6. *Illa praedicam* d. h. *antea dicam.* Ebend. *prolatare* für *differre.* — §. 9. *amplius* mit dem Genitiv. Ebend. *concionator.* — §. 10. *non nemo* von einem Einzelnen gesagt. — §. 13. *censeo*, ironisch für *credo* (zwar bei *Sallust. Cat.* 52, 26, doch nicht bei Cicero). — §. 15. *frequentare* s. v. a. *frequentes convocare.* — §. 17. *nisi vero* steigernd für *immo.* Der Gebrauch der Pronomina ferner entspricht nicht Cicero's gleichmäfsiger Genauigkeit hierin: *hic* ist oft von Abwesenden gebraucht; *ille* in der Bedeutung von *tam*, §. 3. vgl. §. 2. Ferner die Redensarten: *conjurationem haberi a civibus* §. 6. *uterque in summa severitate versatur* §. 7. *improbos quosque cives* ebend. *summa ordinis consilii que* §. 15. *fortunam hujus civitatis consecuti*, als Umschreibung von *civitatem*, §. 16. *decedere* von dem aus Italien weichenden Hannibal gesagt §. 21., so wie *deferre* §. 5. von einem *index:* endlich *diligentia, quam prospicitis* für *cernitis* §. 23. Wir übergehen hier viel Anstöfsiges, welches, wie *poenas dependere*, sich zwar durch einzelne Beispiele vertheidigen läfst, aber darum nicht ohne Gewicht ist, weil sich in dieser Rede dessen so viel findet, dafs ein Vertheidiger derselben, sozusagen immer in Athem bleiben müfste, um alle Angriffe abzuweisen.

Auch die rednerische Kunst, welche Cicero sowohl in andern Reden als in den beiden ersten Catilinarischen entwickelt, vermissen wir hier bei einer mehr als oberflächlichen Lektüre. Wir können dies hier nur an ein paar Beispielen zeigen; in der Hauptsache aber, nämlich über die Menge der Wiederholungen einzelner Gedanken sowohl, als rhetorischer Wendungen in der Amplifikation müssen wir den aufmerksamen Leser auf sein Gefühl oder auf die Zusammenstellungen des Hrn. A. verweisen.

Nachlässigkeit ist es, dafs der Deklamator §. 6. zwei Haupttheile *de facto* und *de poena* macht, von denen sich im Verlauf der Rede keine Spur findet, da der erste Theil auch gar nicht hergehörte, nachdem der Senat schon 3 Tage vorher geurtheilt hatte, *eos contra rempublicam fecisse.* Man betrachte überhaupt den ganzen §. 6. genauer, was das *instituti referre, de facto, multas provincias* hier bedeuten soll: und wie anstöfsig die abermalige Unterbrechung des Hauptthemas der Rede hier ist; der Redner hat §. 1. die Väter zur Entschlossenheit zu ermuntern begonnen, aber sogleich von der Rücksicht auf seine Person gesprochen: §. 3. die Ermunterung wiederbegonnen, aber gleich auf dieselbe Weise unterbrochen: nun beginnt er §. 6. endlich das Hauptthema, mufs aber alsbald wieder von dem sprechen, was den Konsul, das heifst ihn selbst, betrifft und findet §. 20. doch nöthig noch ein Weniges d. h. den ganzen Epilog über seine Person hinzuzufügen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

1) *M. T. Ciceronis quae fertur oratio IV. in Catilinam a Cicerone abjudicavit E. A. J. Ahrens.*

2) *De authentia secundae orationis Catilinariae scripsit Dr. H. G. J. Cludius.*

(Schluss.)

So müssen wir auch anstöſsig finden, daſs der Deklamator zweimal, §. 6. u. 19, sagt, er thue in dieser Rede seiner Pflicht als Konsul Genüge, da doch nur die *relatio* vom Konsul gefordert wurde, aber keine Rede während der Abstimmung. Endlich vergleiche man noch §. 9. u. 10. den schlechten Zusammenhang der einzelnen Gedanken und den befremdenden Satz darin: *Lentulum ... non putat, quum de pernicie populi Romani et exitio hujus urbis ... cogitarit, etiam appellari posse popularem.* Was soll hier die *popularitas!* zumal im Senat.

Aus dem bisher Angeführten erhellt nun wohl zur Genüge, daſs man die vierte Catilinarische Rede mit eben so viel Recht für das Machwerk eines Deklamators erklären dürfe, als die von Wolf als solche bewiesenen, und daſs wir daher Hrn. A. für die Sorgfalt und den Fleiſs, mit welchen die Untersuchung geführt ist, Dank wissen mit dem Bemerken, daſs in der Ausführung der Beweise eine lästige Breite sehr unbehaglich und störend ist, die durch deklamatorische Ausrufungen und Fragen, so wie durch übermäſsig ausgedehnte Behandlung von unwichtigeren Punkten entsteht, wie z. B. die unnöthig weitläuftige Abhandlung über die Art zu zählen bei den Römern *p.* 41—50., wo *p.* 44. doch gerade in der Hauptsache der Fehler gemacht ist, daſs von *XII. Kal. Nov.* an noch 12 Tage statt 11 im Oktober gezählt werden: ja selbst an einzelnen sich widersprechenden oder unbegründeten Behauptungen fehlt es nicht z. B. daſs Cicero die Väter und Richter in seinen Reden selten anrede, wogegen nur in *Catil. I,* §. 27—32. und *pr. Muren.* zu vergleichen ist.

Was die von Hrn. A. gegebene Textesrecension betrifft, so ist dieselbe ohne besondern Werth: der Verfasser hatte keine neuen Hülfsmittel als die Varianten des Erfurter Codex, der zwar von ihm gelobt und an vielen Stellen zu Grunde gelegt wird; dessen Güte aber in dieser Rede nicht hervorleuchtet und von dem Verfasser selbst durch oftmalige, zum Theil unbegründete Abweichungen wieder in Abrede gestellt zu werden scheint. Auch ist kein vollständiger *apparatus criticus* zu der Rede geliefert, sondern ein *multi, alii, optimi* macht meist die Sache nach alter Manier ab.

Kürzer können wir über die andere Schrift berichten. Hr. Dr. Cludius hat zwar das Horazische *nonum prematur in annum* doppelt erfüllt; allein wer 18 Jahre durch eine trübe Brille sieht, sieht deshalb nicht klarer; der Hauptgrund dieser Täuschung scheint darin zu liegen, daſs der Verfasser finden *wollte* und nach Beweisen *suchte*, die von einem subjektiven Gefühle abhängen, ohne selbst erst von diesem Gefühle darauf geführt zu sein. Seine Beweise beschränken sich meist auf Exklamationen, *quam inepte! quam stulte!* u. dgl. Wie weit derselbe darin geht, zeigt sein Angriff auf das bekannte *Abiit, excessit, evasit, erupit.* „*Me hic* „*locus primus advertit, ut declamatorem agnoscerem.* „*Veremur Ciceronem tam languida, inconstantia, in-* „*epta proferre?* Er ist fort, entwichen, entwischt, hinausgestürmt! *Quocunque te vertas, non efficias ut* „*haec ullo modo tolerabilia videantur*", und schon bei Quintilian *IX,* 3, 46. soll diese Stelle getadelt sein: sie heiſst nämlich da ein Pleonasmus. Dergleichen Beweise könnten freilich auch selbst die zweite Philippische Rede uns als unächt verleiden. Selbst die schöne Charakteristik der Verschwornen §. 17—23. muſs ein hartes Verdammungsurtheil erfahren, da sie nicht nach einem psychologischen System, sondern nach den aus

der Wirklichkeit gegriffenen Personen klassificirt ist. Wir zweifeln sehr, dafs diese Art des Beweises, welcher nur der Scharfsinn eines F. A. Wolf Kraft zu geben vermochte, Beifall finden wird und müssen abwarten, ob es Hrn. Ahrens gelingen werde, seinen gegen die dritte Catilinarische Rede ausgesprochenen Verdacht eben so sicher zu begründen, als er es bei der vierten Rede gethan.

Johannes v. Gruber.

LIII.

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. In zwei Theilen. Erster Theil. December 1790 *bis Januar* 1795. *Nebst vierzehn Beilagen. Vorw. S. XII. Text* S. 470. *Zweiter Theil. Januar* 1795 *bis* November 1801. *Nebst vierzehn Beilagen. Vorw. S. VIII. Text* S. 440. *Leipzig: F. A. Brockhaus.* 1831.

Freudig gestimmt wurde Ref., als er die Aufforderung erhielt, eine Anzeige von Jens Baggesen's Briefwechsel einzusenden. Denn er konnte hoffen, dafs er lieben und schönen Seelen wieder begegnen werde, deren Bekanntschaft Erhard's Briefwechsel ihm so werth und theuer gemacht hatte.

Und in dieser Erwartung wurde Ref. nicht getäuscht. Wir finden dasselbe Interesse wieder für die damals bewegte Zeit der Französischen Revolution und der kritischen Philosophie in Deutschland. Und nebst den Briefstellern begrüfsen wir wieder alle die lieben alten Bekannte aus Erhards Briefwechsel, als Erhard selbst, Herbart, Schiller und Wieland, und alle die Frauen und Mädchen, die auf diesem Parnafs schöner Seelen der reichste Schmuck und die lieblichste Zierde sind. Sophie Heller-Baggesen, Sophie Reinhold, Wielands Tochter, und Lotte Wieland, mit ihren Männern und Freunden, Lene Jacobi mit ihrem Friedrich Heinrich, dies schönseeligste Ehepaar der Erde, bilden die Gruppen, welche zusammen das schönste Seelenbild geben, was je in einen Rahmen gefafst worden ist.

Da wir schon bei Gelegenheit von Erhards Briefwechsel den wissenschaftlichen Standpunkt der Zeit insbesondere hervorgehoben und beurtheilt haben, so thun wir wohl am besten, wenn wir, um nichts zu wiederholen, unsere Briefsteller selbst nach ihrer Individualität und Persönlichkeit zu schildern unternehmen. Denn indem vornehmlich Baggesen selbst ein höchst eigenthümlicher Mann ist, und überhaupt die ganze Bildung der Zeit die menschliche Persönlichkeit auf den Thron erhebt, dürfte dies Verfahren in der Beurtheilung des Briefwechsels nicht blofs das geeignetste, sondern das allein sachgemäfse sein. Versuchen wir daher, den persönlichen Charakter der Briefsteller mit Bezug auf den Geist der Zeit vorüberzuführen.

Wer sollte wohl glauben, dafs Jens Baggesen, dieser Erzschwärmer, wie Wieland ihn nennt, der so leicht beweglichen Geistes ist, eben so langsam, schwer und träge von Körper sei! Dieser, wie Schiller sagt, frische feurige Genius, dieser liebenswürdige Enthusiast mit den blauen Augen und krausem Haar, welcher in steter Bewegung zwischen dem Baltischen Meer und den Alpen ist, kennt keine gröfsere Seligkeit, als — Stillsitzen und Stillliegen. Aus dieser verunglückten Heirath und oft verwünschten Ehe seines Menschen-Ichs quillt ihm eins der gröfsten Seelenleiden, die er hat. Selbst das Briefschreiben kostet die gröfste Anstrengung und Mühe, ihm, den seine Korrespondenz, wie ein Halbgott, selig macht, welcher keine gröfsere Glückseligkeit hienieden kennt, als das Geben und Nehmen wechselseitiger Empfindungen und Gedanken. Aber Liebe und Freundschaft, diese echten Herzenskategorieen überwinden Alles, körperliche Unbehülflichkeit und Liebe zur Ruhe. Wenn er an seine Freunde schreibt, fängt er immer so an, dafs fast das Ende unmöglich wird. Seine Briefe gleichen, wie Wieland schreibt, den Explosionen des Vesuvs in einer dunklen Sommernacht, und sind das prächtigste θέαμα, das man mit Augen sehen kann. Jean Paul bittet Jacobi: „kannst du mir nicht einmal einen Brief von Baggesen schicken? Seine Laune ist für mich Salz, Würze, Zimmt und Honig". Und wie seine Briefe ist er selbst, indem er sagt: ich bin so, wie in den Briefen an meine vertrauten Freunde. In denselben zeigt er sich als eine *anima candida*, und seine Schwärmerei als die schöne *μανία* der Musen, von welcher Plato redet. Doch gesteht er, dafs er eins von denjenigen glücklichen oder unglücklichen Wesen sei, die immer von ihrer schönsten Seite betrachtet worden. Und welche Freundschaft athmen diese Briefe, die ein Meister in der Sprache des Herzens geschrieben hat! Keine blofs litterarische Freundschaft, sondern die schö-

ste Hingabe des Herzens aus tiefster Empfindung. Ganz selig ist er, wenn alle die Wünsche, in seiner Seelenneigung für die Freunde thätig und wirksam zu sein, nach einander in Erfüllung gehen. Auch fehlt es nicht, dafs er und seine Freunde sich, wie billig, die Wahrheit sagen, ja selbst derb, hart und schroff. Aber nie läfst der Seelenadel es zu, dafs ein Freund den andern niedrig kränke. Wie Reinhold unter anderm einmal seine Freundschaft denkend zu betrachten anfängt, meint Baggesen, dafs es beinahe eine Sünde sei, dergleichen heilige Blumen zu analysiren. Es gebe eine höhere Korrespondenz des Herzens, die über Papier und Dinte erhaben, und deren ewige Quelle unbedingter Glaube an einander sei. Mit diesem Glauben könne der Freund zwar über die wirkliche und scheinbare Abweichung seines Freundes leiden, aber deswegen liebe er ihn nicht weniger. In seiner Empfindung der Freundschaft sei etwas der Mutterliebe Aehnliches, denn die Freundschaft sei mehr als allgemeine Anerkennung menschlicher Würde, sei reine Liebe ohne allen Trieb des Geschlechtes. Mit einem Wort, er liebt den Freund um der Freundschaft, um dieser Neigung selbst willen, was die echte Empfindung der Freundschaft ist. Denn in der Freundschaft hört, wie in der Liebe, jede Selbst- und Eigenliebe auf. Auch ist es ihm eine Herzensangelegenheit, Alle, die er liebt und schätzt, wie z. B. Lavater, Reinhold, Fichte und Jacobi durch Freundschaft zu verbinden.

Mit seinem Studiren und Arbeiten wollte es niemals recht gehen, wenn die ersten Lerchen sangen. Da küfst er lieber mit Jacobi die Wangen, und fragt: liebst du mich? Ein Kopf, *quod sui plenum rapit Apollo*, und ein Herz, *in quod tota ruit Venus*, taugten nicht für prosaische Studien. In der Kindheit hat er gar keinen Unterricht, und in der Jugend schlechten Unterricht empfangen. Später hat er ohne Plan und schulgerechte Folge gelesen, weshalb er anstatt eines Schulkindes ein Weltkind geworden ist, und gewifs nicht zu seinem Nachtheil. Darum ist auch kein Mensch entfernter vom gelehrten Pedantismus als Baggesen. Er sagt: „ich weifs recht gut, Mnemosyne würde lächeln, wenn ich ihr für mein Gedächtnifs, Athene, wenn ich ihr für meine Kenntnisse, und Apollo, wenn ich ihm für vorzügliches Dichtergenie danken; aber Jupiter würde es übel nehmen, wenn ich mit der Gabe gesunden Verstandes und Urtheilskraft, die er mir bescheert hat, nicht zufrieden sein wollte. Dafür hat er Umgang mit Menschen gehabt, mit Hohen und Niedrigen, mit Reichen und Armen, und seine Welt- und Menschenkenntnifs, die er sich dadurch erworben hat, weifs er vollkommen zu schätzen.

Es darf uns nicht wundern, dafs unser Baggesen zunächst gar keine bestimmte Geschäfte hat. Dafür macht er sich selbst genug zu thun, und hat unbestimmte Verrichtungen die Menge. Von Natur und Gewohnheit, wie er schreibt, der faulste, trägste, unordentlichste Procrastinator, ist er doch der ewige Vorleser und herumwandernde Lektor, der seine Kollegien überall hält, wo Damen sind, welchen er immer Schiller vorliest. Von jeher, schreibt er an Reinhold, zog ich den Umgang mit gebildeten edlen Fürsten und Ministern dem Umgang mit weniger gebildeten, vielleicht aber besseren Bürgerlichen vor; ich küfste lieber einer schönen Fürstin und einer feinen Gräfin die Hand, als einer hübschen Frau oder Jungfrau auf den Mund; ich ennüyirte mich lieber bei einer geschmackvollen Tafel, als ich mich bei einem berauchten Punschtisch amüsirte.

Obgleich fast sein ganzes Leben hindurch bedürftig, und in mancher grofsen Noth, ist er doch der glückliche Mensch, der sich daraus nichts macht, und mit dem, was er hat, zufrieden ist, und findet, dafs alles, was er nicht hat, ein Bagatell dagegen ist. Ihm ist hohe Qual unverschuldet lieber, als alltäglich gemeine Freude, und überstandne Mühseligkeiten schätzt er höher, als selbst die Genüsse der Ruhe. Niemanden beneidet er mehr, als den Holländischen Admiral Bonteken, dessen Schiff während eines Sturms mitten in der Südsee in die Luft flog. Indem der Admiral selbst in den Blitzen der aufgesprengten Pulvertonnen gen Himmel fuhr, fiel er 60 Schritte weit von dem zertrümmerten Schiff in die Wellen, ergriff einen schwimmenden Mast, und — rettete sich. Auch fällt ihm nie ein, dafs er je mit seiner Familie Hunger leiden sollte, so wahrscheinlich, wie er meint, es auch einem guten Kalkulator vorkommen könnte. Ueberhaupt Sorgen für die Zukunft plagen ihn nie sehr. Wie in allen Menschen, sei auch in ihm ein göttlich Feuer, aber es liege in ihm, wie in einem Stein: es müsse entweder durch grofses Unglück, oder durch Mittheilung und Theilnahme gröfserer Geister herausgeschlagen werden.

Sehen wir nun, wie im Verlauf des Briefwechsels dieses Feuer sprüht und funkelt. Wir finden unsern

Baggesen in Kopenhagen, nachdem er im Jahr 1789 eine Reise mit seinem Freunde, dem Grafen Adam von Moltke durch die Schweiz gemacht, dort seine Frau Sophie, eine Enkelin von Albrecht von Haller, kennen gelernt hatte, und mit derselben im folgenden Jahre über Weimar nach Kopenhagen zurückgekommen war. In Weimar hatte er bei Wieland Reinholden kennen und schätzen gelernt, welche Bekanntschaft bald zur Freundschaft wurde. „Seit dem Augenblick, worin wir uns sahen, schreibt Baggesen an Reinhold in dem ersten Briefe dieser Sammlung, ist es mir Bedürfniss geworden, alles in den Schoofs Ihrer theilnehmenden Freundschaft auszuschütten". Er lebt daselbst in dem gebildeten Kreise des hohen Adels, insbesondre im Umgang mit dem Prinzen Herzog Friedrich Christian von Augustenburg, und dem Grafen Schimmelmann. Diese edlen Männer beweisen sich in allen Verhältnissen des Lebens als wahre Freunde Baggesen's, so dafs die Vertrautheit mit denselben fast sein ganzes Lebensglück ausmacht. Sie sind keine kalte vornehme Beschützer der Kunst und Wissenschaft, sondern theinehmende Seelen, die mit zartester Schonung für diejenige, welchen sie wohlwollen und Gutes thun, gestimmt sind. Baggesen bewirkt durch sie, dafs Reinhold von Jena nach Kiel berufen wird. Zuerst ist der Herzog von Augustenburg gegen Schiller, wird aber für Schiller eingenommen, als Baggesen ihm den Carlos vorliest. Diese Vorlesung wie ein Brief Reinholds an Baggesen, welcher die traurige Lage Schillers berührt, und welches Schreiben Baggesen dem Herzog sogleich mittheilt, hat den Erfolg, dafs der Herzog und Graf Schimmelmann Schillern ein Geschenk jährlich von 1000 Thalern auf drei Jahre lang verabreichen lassen. Rührend ist Schillers Antwort und Danksagung zu lesen. Er sagt darin unter anderm, dafs die Nothwendigkeit, durch Schriftstellerei zu subsistiren, und der Wunsch, seine Ideale zu zeitigen und die hohe Forderung der Kunst zu befriedigen, in Deutschland unvereinbar sei. Zehn Jahre habe er sich angestrengt, dies zu thun, was ihm seine Gesundheit gekostet habe. — Schon vorher war eine falsche Todesnachricht Schillers nach Dänemark gekommen. Baggesen wollte über diese Nachricht verzweifeln. Er schreibt an Reinhold: ich konnte nicht allein mit meiner Frau bleiben. Sein hohes, hehres, Apollinisches — nur gar zu sehr in unsere Seele eingedrücktes Bild verfolgte uns mit dem weifsen Schnupftuch an der Wange, wie wir ihn letztens ach! nur zu kurz sahen. Wir haben nach Hellebeck gehen wollen, sagte der Graf und die Gräfin, um in aller Munterkeit Schillers Ode an die Freude zu singen — jetzt wollen wir trotz dem stürmischen und regnigten Wetter hingehen, um sie am donnerrollenden Nordmeer in aller Schwermuth von Ihnen vorlesen zu hören. Dort feiern die drei Liebespaare, diese alles Schöne liebenden Seelen, den vermeinten Tod Schillers, und Thränen der Wehmuth stürzen aus ihren Augen. Wegen dieser Exequien schreibt Reinhold an Baggesen zurück: Schillers Frau zog mich bei Seite, und sagte: wenn Sie Baggesen schreiben, so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm — und nun erstickte ein Thränenergufs ihre Stimme. —

Aber nicht nur Briefe schicken sich die Freunde einander, sondern auch lebende Briefe. Baggesen sendet seinen Freund Hornemann nach Jena, und dafür schickt Reinhold Erhard nach Kopenhagen. Dieser hat keine sehr anziehende Aufsenseite, weder in der Gestalt noch in den Geberden, noch in dem, was er, bevor er sich etwas familiarisirt hat, spricht. Nur sein Auge kündigt den ungewöhnlichen Menschen an, und bei längerem Umgang, schreibt Reinhold, überrascht er mit jedem Tage mehr, und er habe nie mit ihm gesprochen, ohne beträchtlich von ihm zu lernen. Sein Geist und Herz seien vom höchsten Adel der Menschheit. Kant nennt ihn den heitern, frohen, reinen, hellsehenden Erhard. In diesem von der kritischen Philosophie begeisterten Erhard hat sich aber die ganze Paradoxie dieser Lehre personificirt. Wenn gleich auch Baggesen derselben zugethan ist, so kehrt sich bei ihm doch in Vergleich mit Erhard die Herzensseite heraus. Diese ist, obgleich unmittelbar, inhaltsvoll und objektiv gegen die subjektive Form des Denkens. Baggesen drückt sich darüber so aus: Erhard ist lauter Kopf, ich fasse nichts als Herz; er hat eigentlich nie geliebt, ich habe eigentlich nie etwas anderes gethan (an einem andern Ort sagt er, dafs er einen scharfen Blick in der weiblichen Metaphysik habe, indem er vielleicht manchen Engel in männlicher Gestalt verkenne, aber gewifs keinen in weiblicher); Erhard ist überhaupt von allen Menschen, die ich bis dato kennen gelernt, der mir unähnlichste.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 78.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. In zwei Theilen.

(Fortsetzung.)

Die gänzliche Entfernung von allem, was man in der Welt Lebensart nennt, worin er sich zwar aus wohlgegründeter Verachtung, aber doch zu strenge hält; sein ganzes nicht bloſs komplimentloses, sondern wirklich herbes, gleichgültiges und vernachlässigendes Wesen, wodurch er in der feinsten Gesellschaft gerade so wie in dem geringsten Wirthshause erscheint, nichts rühmt, alles was nicht grade ewig stehen soll, ohne Vorbereitung niederreiſst: dies alles nimmt einen Jeden gegen ihn ein. Erhard liebt mehr die Kunst, ich die Natur; das groſse Meer bot vergebens seine ganze Herrlichkeit auf, um ihn zum Staunen zu bringen, in Hellebeck war es ihm nicht viel anders, als in unserer Stube. Essen ist ihm schätzbarer Genuſs, mir ein nothwendiges Uebel; Reinlichkeit mir etwas Liebenswürdiges und Nothwendiges in der Welt, ihm ist wieder Schmutz so gleichgültig, daſs er ihn nicht einmal bemerkt. Er kennt den Menschen, aber nicht die Menschen, und hat mehr mit Büchern als mit Menschen gelebt. Dies geht so weit, daſs er selbst mit Menschen, die keine Bücher sind, als wie mit Büchern umgeht. Erhard kennt die Menschen mehr, wie sie sein sollen, als was sie sein können. Sonst würde er sich nicht zur Maxime gemacht haben, alles anzugreifen und niederzureissen, eine Maxime, die der meinigen gradezu widerstreitet. Insbesondere führt er Gespräche, die alles, was den armen Weibern heilig ist, niederreissen. Meine innige Liebe zu ihm wurde nicht bloſs nicht erwiedert, sondern oft im Allgemeinen, wenn von Liebe die Rede war, verspottet. Er schämte sich, über die plötzliche Nachricht von Schillers Tod betroffen und sogar betrübt gewesen zu sein. Er schämte sich, einen Brief von seiner Braut zu einer Zeit, da er mit mir hätte sprechen können, sogleich gelesen zu haben, da dies *Geschäft* keine Eile hätte. Die reinste Empfindung, die unschuldigste Liebe, die sparsamste Sittsamkeit, die unpriesterlichste Religion verbannte er als der Sinnlichkeit angehörig.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daſs die Frauen ihn nicht verstehen und miſsverstehen, und daſs Sophie Baggesen sagt: ich möchte lieber 9mal hinter einander accouchiren, als 9mal hinter einander Erhard sprechen, gähnen, deklamiren hören. In Rogenhagen, in Holstein, in Hamburg hätten alle Weiber ihn zerreissen mögen. Cramer in Kiel will lieber sein ganzes Leben hindurch von Morgen bis Abend Ipekakuanha nehmen, als ihn nur einmal wieder über Seekrankheit, die er durch Wollen vertreiben kann, über das Inokuliren, wogegen er schreiben will, und dergleichen räsonniren hören.

Doch scheint dieser kritische Diogenes und moralische Achilles, dies in seiner Art einzige Phänomen und Wunder der praktischen Vernunft in der Sinnenwelt, dieser Herzog Alba der Kantischen Kritik, wie Baggesen ihn nennt, welcher erst am Ende aller Nächte hätte erscheinen sollen, paradoxer, als er wirklich ist. Wie Kant in der praktischen Vernunft das reine Denken gegen das Sinnliche zum Princip macht, hält Erhard daran fest, und kehrt dies in seinem ganzen Wesen nach auſsen. Es ist dies dieselbe Wendung auf das Selbstbewuſstsein als letzten Zweck, wie zur Zeit der Sokratischen Schule ähnliche Charaktere hervorgetreten sind. Erhard schämt sich zwar der Gefühle und Empfindungen, aber er hat sie doch. Es ist der gröſste Miſsverstand, schon die Sinnlichkeit als solche für etwas Böses und nicht als die reine Natur zu nehmen, und sich der Affekte zu schämen, in welche das Gemüth von selbst geräth und gerathen muſs. Erhard legt einen Werth darauf, ohne alles Gefühl zu *scheinen*,

und Baggesen sagt mit Recht, dafs er ganz kalt und gleichgültig, trocken und lieblos scheinen wolle, aber im Grunde so wenig lieblos sei, als er. Vielmehr sei Erhard, wo er sich nicht absichtlich dagegen verwahre, jedem sympathetischen Gefühle offen, und gutherzig. Während Baggesen auf dem Lande ist, verschwindet Erhard aus Kopenhagen, um nach Königsberg zu Kant zu gehen, und hinterläfst Baggesen ein Zuckerrohr zum Andenken und ein Billet, worin er sagt: „dafs ihn fünf ihres (Sophiens, Baggesens Frau) Gleichen mit dem ganzen Geschlecht, als wie den Judengott mit Sodom und Gomorrha aussöhnen könnten". Später söhnt ein Brief Erhards die Frau Baggesens ganz mit ihm aus, indem dies Schreiben nichts als Freundschaft und Liebe athmet, und voll der Anerkennung begangener Fehler ist. Baggesen sagt: trotz alle dem, worin er von mir abweicht, erkenne ich in ihm einen der ausgezeichnetsten, achtungswerthen Männer, und in der Hauptsache aller Hauptsachen, in der Moralität, meinen Meister und Muster, sowie in der theoretischen Philosophie einen meiner vornehmsten Lehrer.

Mitunter korrespondirt Baggesen auch mit Lavater, diesem wahnsinnigen Engel, wie er ihn nennt. Seine Liebe zu dem sonderbaren und wunderbaren Zürichschen Propheten und Apostel erklärt Wieland aus seinem Hang zum Schwärmen. Lavater habe zu viel Widersinniges, um Anspruch auf einen weisen Mann machen zu können. Dieser schreibt an Baggesen, dafs keiner mehr von Bekehrungssucht und Vereinigungsbegierde entfernt sei, als er. Alle Menschen hätten einen Zweck, nur in den Mitteln seien sie verschieden. „Ich bete wider mein Herz im Kirchengebet um die Vereinigung der evangelischen Kirchen. Dafs der Nazarener, Jesus, das wahrhafte Licht ist, und dafs ohne ihn Niemand zum Urlicht kommen kann, ist mein Glaube. Dieser Glaube in mir und den Auserwählten zu befestigen, ist meine Bestimmung auf Erden. Um dieses allervernünftigsten Glaubens willen als ein Narr, Schwärmer, Schafkopf, Verführer, Vernunftlästerer, Gottesschänder, Hierarch angesehen und verschrieen zu werden, ist eine Ehre, deren ich mich nie würdig achten werde". Dieser Brief Lavaters hat Reinholden Ekel verursacht, welcher Gott dankt, dafs er mit diesen liebenswürdigen, gutherzigen Ungeheuer nichts zu thun habe.

Der echte Philosoph, sagt Baggesen, ist kein Schneider, der herumläuft, und den Menschen Kleider macht, wie weiland *Voltaire, ce grand tailleur de son siècle*; der echte Philosoph ist eine schwangere Mutter, die dem Kinde, was sie unter ihrem Herzen trägt, im voraus Strümpfe strickt, Hauben und Hemden näht. Darum sitzt Baggesen auch arbeitend neben seiner Sophie, welche für diesen Zweck näht und strickt. *Tout le monde cherche des Sophies*, sagt Rousseau, und Baggesen mit ihm. Er nennt seine Sophie einen Mensch-gewordnen Engel, seines Wesens beste Hälfte, in welcher sein Herz Gott mehr anbete, als in allen seinen Werken. Nach der Geburt eines Sohnes verfällt sie in eine schwere Krankheit, die Aerzte geben sie auf, Noth und Verzweiflung umfangen Baggesen — da kömmt der Minister Graf Schimmelmann, nimmt ihn bei der Hand, und sagt: „Lieber Baggesen, ist es vielleicht gut, dafs Sie mit Ihrer Sophie eine Reise zu Wasser oder zu Lande machen, nach Lissabon, nach Italien, so reisen Sie um Gottes willen, bedienen Sie sich meines Vermögens als des Ihrigen. Ich empfinde Alles mit, was Sie empfinden". Alsdann schlagen der Herzog von Augustenburg und Graf Schimmelmann ihm vor, eine Reise nach Marseille zu machen. Aber anstatt nach Marseille zu gehen, will er lieber seine Freunde besuchen. Zugleich bedingt er sich zur Reise ein Geschäft aus, weil es ihm unmöglich ist, die nöthige Unterstützung als Geschenk anzunehmen. Auf drei Jahre lang wird ihm eine solche Reise bewilligt, als theils politische, theils pädagogische Reise, wobei ihm frei gelassen wird, wozu er sich am meisten ausbilden wolle, zu einem Präpositus, oder zu einem Nebendirektor einer Erziehungsanstalt, oder auch zum Professor irgend einer Wissenschaft. Nun reist er von Kopenhagen weg, kömmt über Hamburg, wo er seine Freunde Reimarus, Sieveking, Voght und Klopstock besucht, nach Halberstadt zu Gleim, dem Sänger des zweiten Friedrich und der Liebe. Von da geht er nach Jena und Nürnberg zu Reinhold und Erhard, an welchem letztern Ort auch Schiller mit seiner Frau eintrifft. Alsdann reist er nach der Schweiz über Zürch nach Bern, wo seine Familie mit Lotte Wieland, die er von Weimar aus dem väterlichen Hause mitgenommen hat, von den lieben Anverwandten seiner Frau aufs herzlichste empfangen wird. Von Bern begiebt er sich mit dem Maler Fernow über München, Salzburg nach Wien, und macht auf dieser Reise Fichte's Bekanntschaft, die ihn sehr erfreut. Von Wien,

wo es ihm gefällt, geht er nach Klagenfurth zu Herbert, und mit diesem, und mit dem Direktor Reuscher und Fernow kömmt er nach Laibach, Venedig, Padua, Vicenza, Verona, wo Erhard zu ihnen stöfst, Florenz, Mailand und Como nach Bern zurück. Fernow geht nach Rom, und Erhard und Herbert kommen zum Besuch bei Baggesen nach Bern. Hiernach lebt Baggesen in Genf und in der Umgegend des Genfersees, wo er in Gesellschaft eines Baron Bondili und dessen Frau nebst mehreren schönen Mädchen, unter welchen er Lotte Wieland als eine wahre Psyche schildert, ein Arkadisches Leben führt. Nämlich bis Mittag wird allerseits gearbeitet, Nachmittags gelesen in historischen Werken und Shakespeare, Trauben werden gegessen auf der Terrasse, alsdann wird Federball gespielt, und nach den nächstliegenden Berghöhen und am See promenirt. Des Abends werden Sokratische Gespräche gehalten über Tugend und Schönheit, Liebe und Treue, Erziehung, Eifersucht und dergleichen. Glücklich in dieser idyllischen Gegenwart denkt er aber an die Zukunft und nach Norden, wobei ihm einfällt, dafs es doch einmal Zeit sei, ordentliche Geschäfte zu bekommen.

Nun verläfst Baggesen den Genfersee und reist über Bern und Zürch nach Weimar, um seine Familie zu Wieland zu bringen. Bald sucht er Erhard wieder in Nürnberg auf, um mit demselben laut zu denken. Von hier aus unterstützt er Fernow, dem es in Rom nicht gut geht. Dieser schreibt ihm von Rom zurück, und recht viel Schönes von dieser Weltstadt, und spricht auch sehr gut über Kants Kritik der Urtheilskraft, und über die Schillersche Ansicht der Schönheit der Bewegung, indem er meint, dafs Schiller noch Heterogenes einmische. Denn blofs die Form der Bewegung mache das Schöne aus, die beiden möglichen Formen der Erscheinung, welche der Schönheit fähig wären, seien Gestalt und Bewegung. Daneben lobt er Winkelmann, und nennt Mengs einen faden Philosophaster, von dem nichts zu lernen sei.

Unterdefs hat der Herzog unsern Baggesen veranlafst, nach Paris zu gehen, und ist natürlich seinen sehnlichsten Wünschen nur entgegengekommen. Einem Mann, wie Baggesen, dem decidirten Freunde der Freiheit, wie er sich nennt, der Gott für die Gnade dankt, dafs er zur Zeit der Französischen Revolution, dieser Zeit der grofsen inneren und äufseren Offenbarung der Vernunft und Freiheit lebe, konnte nichts willkommner sein. Zwar verkennt er nicht das viele Unheil, was aus dieser Europäischen Kreuzigung hervorgeht, aber er jubelt über die künftige Gesetzregierung. Er ist ganz in die Energie jener Höllenrichter versenkt: *que la terreur soit à l'ordre du jour!* Es sei schrecklich, aber Gott! es sei herrlich. Er hafst, verabscheut und verachtet die rasenden Anarchisten auf der einen, und die dummen, selbstsüchtigen, unerträglich anmafsenden Völkerkommandirsergeanten auf der andern Seite, nur dafs ihm die letztern noch mehr erbittern. Schon früher weinte er mit dem Prinzen und der Prinzessin über Mirabeau's Tod, aber die Hinrichtung des Königs beugte ihn ganz darnieder. Mit dem Herzog und Schimmelmann glaubte er zuerst, dafs die Meisten für den Tod blofs deswegen votirt hätten, um sich der Person des Königs zu bemächtigen, und ihn aus den Klauen der Commune zu reissen. — Abscheulich! die Menschheit weint und lache vor Verzweiflung darüber.

Die Reise nach Paris macht er mit dem jungen Gossner, Lotte Wielands Bräutigam, und Bielefeld. Im Elsafs angelangt, fällt ihnen auf, dafs die Franzosen artiger, geselliger, aufrichtiger und munterer seien, als je. Man beklage dort zwar die Gräuel der Schneiderschen Guillotine, finde aber, dafs dergleichen, wie Mangel an Hafer, *des suites nécessaires des circonstances* sei. Ein Bürger von Schletstadt sagte zu ihnen: *citoyens, j'ai perdu ma femme, mes deux enfans, ma maison et toute ma petite fortune pendant la révolution, malgré cela je suis encore republicain et le serai toute ma vie. Vive la république!* In *Vitry le français* machte Baggesen die Bekanntschaft von Danton's Köchin, die ihn drei Stunden lang von Danton, Robespierre und den Guillotinirungen unterhält. Ihn hebt es höher, dafs sie es seiner Sprache nicht anmerkt, dafs er kein Pariser ist. In Paris angekommen, fühlt er sich wie im Himmel, nirgends ist ihm wohler, nirgends ist er thätiger, lebendiger, munterer, als in diesem Mittelpunkt des Weltlebens. Er wird dort bekannt mit Regnier, dem Redakteur des politischen Theils des Moniteur, mit Lalande, Reinhard, demselben, der vor kurzem Pair in Frankreich geworden, mit dem Grafen Schlaberndorff, mit dem Präsidenten des Konvents Sieyes und Andern. Er geht in den Konvent, in das Revolutionstribunal, in's Museum und in die Dänische Kapelle. Er sieht zu, wie am 7. Mai der schreckliche, seelenstarke, geistreiche, Allem trotzende und alles mit

seiner Zunge guillotinirende Fouquier-Tinville und 15 andere Tribunalisten, worunter Villate, le Roy und Hermann um 11 Uhr auf dem Grevenplatz hingerichtet werden. Fouquier habe bis zum letzten Moment geredet, und nachdem das Volk ihn durch Klatschen und Bravorufen übertäubt, gerufen: *bêtes!* habe gelacht, sei die Treppe hinaufgestiegen, habe das Fallbeil angeblickt, sich gebogen.... Bei Billiatte ifst er mit den Revolutionsstiftern in Strafsburg, wo auch Lanjuinais war, welcher kenntnifsreiche muthige Mann im Konvent ausgesehen habe, wie ein armes Dorfschneiderlein, das Hochzeit halten wolle. Zuletzt war Baggesen in der fürchterlichen Sitzung des Konvents zugegen, als der brave Repräsentant Ferrand, den er persönlich kannte, mitten im Konvent einige Schritte von ihm entfernt niedergemetzelt wurde. Auch sein Freund Korner aus Ludwigsburg wurde dabei verwundet. Darauf kündigten Schlaberndorff und Reinhard ihm an, dafs sie nicht mehr sicher seien, und nur mit genauer Noth entschlüpft er mit seinen Freunden aus dieser Himmelhöllenstadt in dem einzigen Moment der Thoröffnung, als ein General zur Rheinarmee hinausfuhr.

Baggesen kehrt nach Deutschland zurück und kömmt über Weimar, Göttingen, Hamburg nach Augustenburg, zum Herzog. Aber seine Frau wird wieder krank, nachdem er schon auf der Reise viel Ungemach erlitten hatte. Hier wartet die Prinzessin Louise seiner Sophie, und pflegte sie mit schwesterlicher Liebe. Während der Herzog und die Herzogin, und die Prinzessin bei Tisch über irgend einen Punkt der Philosophie streiten, mischt Baggesen gute Laune ein. Nach dem Thee spielt er mit dem Herzog Schach, während die Andern spazieren gehen. Alsdann liest er als Priester der Grazien der Herzogin vor, der Prinzessin, ihren Damen und seiner Frau, und zwar Oberon und Nathan den Weisen. Von da kömmt er nach Eutin, wo er selige Tage verlebt. Unterdefs schrieb Graf Schimmelmann an ihn, dafs er nun eine Bestimmung erhalten, und dem Staat seine Kräfte widmen solle. „Der Revolutionsgeist flöfse Mifstrauen ein, nicht allein in seinen Mitteln, sondern auch gegen die Reinheit und Unbefangenheit seiner Zwecke und Absichten. Er äufsere sich mit einer solchen neidischen und gehässigen Herabsetzung alles Vorhandenen, ohne alle wahre Kenntnifs, dafs er in seiner Ohnmacht Ekel und in seiner Uebermacht Abscheu errege. Es gebe aber auch einen gewissen Kleinmuth, welcher die Verworrenheit der Dinge und der Begriffe aus Liebe zur Ordnung in Schutz nehme. Dafs gute Gesetze, gute Principien gelten sollen, daran sei wohl kein Zweifel; ob man aber Unerfahrnen, Unmündigen, Ungereiften die Mittel verschaffen soll, unsere Gesetzgeber und Führer zu werden, darüber könne allerdings eine Frage entstehen. — Ihm scheint für Baggesen das öffentliche Erziehungswesen, verbunden mit dem öffentlichen Unterricht, ein würdiger Gegenstand zu sein. Zwei Bücher sollen verfafst werden: eins für die Geschichte, besonders vaterländische, und eins als moralisches Lesebuch mit Hinsicht auf die Bestimmung der arbeitenden Klasse. Ob er die Arbeit übernehmen könne? In welchem Fall dies kein Hindernifs sein soll, dafs der Plan des Herzogs ausgeführt werde, ihn zum Sekretariat der gelehrten Schulkommission vorzuschlagen. Wenn die Königliche Kasse, der *fond ad usus publicos* nicht alles herschiessen könne, so werde es zu seiner und seiner Familie anständiger Unterhaltung nöthig sein, von seinen Freunden eine Summe als Vorschufs anzunehmen." Alter Ehrenwerth! da die Zeiten Alexanders vorüber sind, welcher seinem Lehrer Aristoteles für die verfafste Naturgeschichte eine Million Thaler zum Geschenk machte.

Darauf geht Baggesen nach Kopenhagen und schreibt bald nachher: der Herzog hat mich auf einmal zum Probst, Präpositus, Regerationsaufseher, Thürhüter, Hauswirth, Nachtwächter, Hofkerl, Universitätsboten gemacht, und wenn ich jetzt kein Geschäftsmann werde, liegt es wenigstens nicht am Lehrgeld des Angehenden. Aufser den bisherigen Probstverrichtungen bei der Kommunität habe ich den Auftrag, zwei Tage in der Woche gratis Vorlesungen über Deklamation zu halten. Mein Gehalt ist jährlich 500 Thlr., der Herzog hat durch eine Verschreibung auf 250 Thlr. während 8 Halbjahren meinen Gehalt auf 1000 Thlr. jährlich erhöht, und damit würde ich auskommen, wenn ich nicht über 1000 Thaler Schulden abzutragen hätte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. In zwei Theilen.

(Schlufs.)

Aber wieder ist seine liebe Frau sterbenskrank geworden, und der Arzt schlägt eine Reise nach Neapel vor. Der Minister Bernstorff und Schimmelmann sorgen dafür, dafs er reisen kann, indem er seinen Gehalt behält, und ihm in Neapel ein Geschäft übertragen werden soll, das ihm was einbringt. Wie er jedoch mit seiner kranken Sophie nach Kiel kömmt — stirbt sie. Der von dieser Seite bis zum Tod verwundbare Baggesen, wie er einmal von sich selbst sagt, der die eheliche Liebe für das schönste Band, für die höchstmögliche irdische Seligkeit hält, wird ganz irre an sich, und Andere an ihm. Es ist rührend zu lesen, wie er ganz in Wehmuth versinkt, wie er dies höchste Leid liebgewinnt, und wie er mit jedem neuen Tage und mit jeder neuen Nacht diesen Tod immer schmerzlicher empfindet. Die allgemeine Theilnahme der Freunde tröstet ihn nicht, für nichts hat er mehr ein Interesse, keine Furcht, keine Hoffnung, und keine Liebe bewegt ihn, eine Verzweiflung ergreift ihn, der er fast erliegt. Er flieht nach der Schweiz, und nichts vermag etwas über ihn, als der Anblick der Schneegebirge und seiner Kinder.

Dies geht so weit, dafs seine Freunde ihn ganz aufgeben. Nur Graf Adam Moltke und Jacobi behalten Glauben an ihn, indem selbst Reinhold schwankt, was Jacobi ziemlich unbewegt läfst, aber von Niebuhrs Urtheil über ihn tief erschüttert wird. Dies scheint weniger unglaublich, wenn wir lesen, dafs Baggesen's Stimmung, während er seinen Onkel Albrecht Haller nach Mailand begleitet, so düster ist, dafs er mit dem Pater Prior Neurith auf dem St. Bernhard sich über seine Aufnahme in den Augustinerorden daselbst bespricht. Doch läfst sein guter Genius ihn heiterer werden, als er durch das lachende Chamounithal kömmt, und die Hochalpen zu schildern sich gedrungen fühlt. Nach dieser Reise finden wir ihn mit seiner Schwiegermutter und den Kindern in Paris wieder.

Hier lernt er F. M. Fanny Reibaz kennen, die Tochter des Genfer Predigers und damaligen Ministers der Republik Genf. Sie wird seine zweite Frau — denn ohne Weib kann er nicht leben. Sie ist keine südliche Teufelsgrofsmutter, wie er schreibt, und hat nichts Gallisches, als die äufsere Form, ist ein junges, ganz sittlich reines, hellköpfiges, ungenialisches weibliches Wesen. Aber wo würde er eine Frau gefunden haben, setzt er hinzu, die so ganz dazu gemacht und gebildet war, alle seine Leidenschaften zu zügeln, als seine Fanny, die grade keine derselben hat? Er geht mit ihr nach Kopenhagen zurück, wo er Regenzprobst, Theaterdirektor und Schauspielercensor wird, und wo er den ganzen Vormittag auf dem Theater, in der Direktion oder zu Hause mit sklavischen Geschäften zubringt, wofür er 900 Thlr. Dän., d. h. in Kopenhagen Wasser und Brot hat. Dazu wird er von den drückendsten Nahrungssorgen und Schulden niedergebeugt, so dafs er sich nicht zu helfen weifs, und den raschen Entschlufs fafst, auf gut Glück mit seiner Frau wieder nach Paris zu wandern. Doch will der Herzog dafür sorgen, dafs er während zweier Jahre noch sein Gehalt als Probst behält, und der General Walterstorff will seine Anwesenheit in Paris für das Theater in Kopenhagen dem Kronprinzen als besonders zweckmäfsig vortragen. In Paris angekommen, schildert er in einem Briefe an Jacobi das dortige Leben. In Betreff der Freiheit und Gleichheit sagt er, dafs nun sich keiner in Paris hervorthue, keiner sich auszeichne. Den Parisern gelte Paris der kultivirten Welt gleich, die Revolution gleich der Schöpfung, Philosophie sei ihnen *bon ton*, Metaphysik *barbaries*, Germanismus, Verrückung, *horror vacui*, Zero, *scabies*, *rabies* u. s. f. Nur

cause première, ihr *ens absolutum* sei die Mode, ihre Moral das *comme il faut*. Ihre Tugend: *ma foi! c'est l'art de plaire*. Ihr *Καλὸν* sei — *la tournure*, *amitié* Liebe, Freundschaft *connaissance*, *français* Mensch, und *dieu* die Natur.

Ein Hauptzug in Baggesen's Charakter ist, dafs er, was Gott in ihm zusammengefügt hat, als Denken und Empfinden, nicht trennen mag. Darum ist er auch, wie Pestalozzi ihn nennt der unvergleichlich grundgute Baggesen, voll Geist und Gemüth, der mit allen Schwachheiten und Bosheiten, nur nicht mit Egoismus und Eitelkeit sich aussöhnen läfst. Auch verwahrt er sich dadurch gegen das einseitige Kantische Princip der blofs subjektiven Form, und spricht sich oft treffend darüber aus. Ich werde es nie dahin bringen, sagt er, dafs nicht meine Moralität in innere Religiosität übergehe. Wäre ich ein blofs vernünftiges Wesen, ein Mensch *in abstracto*, so begriffe ich, wie mir blofse Vernunftreligion hinlänglich sein könnte; aber ich bin auch ein sinnliches Wesen, bin Mensch *in concreto*, weshalb Baggesen so lange er Baggesen ist, damit nicht auskommen kann. Ihm ist das Steckenpferd seines Herzens das Gebet, aber unter Gebet versteht er nicht Wunsch, Bitte, sondern gänzliche Hinwerfung unsers Ichs in Gottes Willen. „Herr, nicht mein eigennütziger, sondern mein uneigennütziger, Dein Wille geschehe"! ist sein Gebet. Die Richtung der Kantischen und Fichteschen Philosophie sieht er für den christlichen Glauben gefahrvoll an, denn kaum habe der Mensch sein Ich ausgesprochen, so stelle er sich als Centralsonne in den Mittelpunkt des Universums, und vergesse, dafs dieser Charakter ihm nicht zukomme. Dagegen ist, was sich in ihm auf Gott bezieht, dies Gottmenschliche sein Glaube, seine Religion, die ihm über alles heilig ist, und welche er nicht, wie die Moral, aus seiner eignen Natur erklären kann. Zur Religion gehört freilich mehr, als zur Moral, nämlich Gott und Mensch, nicht blofs der Mensch. Sein Wahlspruch ist: selig sind, die reines Herzens sind. Sich an Gott halten, ist der Altarstein, der Grund- und Schlufsstein seines Lebens. In diesem Sinne schreibt er an Jacobi, dafs sie alle mit einander schlechte Christen seien, dafs sie zu viel *a priori* hätten, und es nicht genug mit dem Lehrer und Meister hielten, der die geistarmen lieb hatte. Das sei eben der Teufel in den geistreichen Leuten. Er hält mit Schiller dafür, dafs mit des Menschen Widerstand auch des Gottes Majestät verschwinde.

Ich habe, sagt Baggesen, mehr Einbildungskraft, als Verstand, mehr philosophische Phantasie, als philosophirende Vernunft, mehr dichterische als wissenschaftliche Erziehung gehabt. Ich habe Verse gemacht; aber erstens vermag der Hunger viel, und zweitens die Liebe noch mehr, und drittens braucht man nicht grade ein Dichter zu sein, um Verse zu machen. An seinen Liedern sei vielleicht der Ton das Beste, was bei der Menge Glück mache, *testibus Matthison et innumeris aliis*. Nächst Schiller, indem er Goethe verschmäht, liest er am meisten Jean Paul. Nur tadelt er an Jean Paul, dafs er uns gar zu sehr Schlag auf Schlag in Himmelsglanz blende, uns die Flügel der Phantasie in Sonnenfeuer verbrenne, uns in Thränen zerschmelze, in Wonnenmeeren uns ersäufe, und in Blumen uns ersticke und begrabe. Die Sonne Titan habe ihn weniger entzückt, als der Morgenstern Hesperus. Eher verdiene Siebenkäs das Siebengestirn zu heifsen, und Hesperus Titan, als Titan diesen alles verdunkelnden Namen. Denn derselbe mache auf ihn den Eindruck eines gemalten Rheinfalls. Wenn Jean Paul fortfahre, auf ähnliche Weise alle Mittel der Kunst zu verachten, so werde trotz seines allmächtigen Genies kein einziges Werk von ihm zu eigentlicher Unsterblichkeit gelangen.

Seine Muttersprache, bezeugt Hornemann, schreibt Baggesen korrekter, als je einer Dänisch geschrieben habe. Aber Baggesen klagt, dafs kaum drei im ganzen Lande seien, die ihm Dank dafür wüfsten. Erst wird er als Dänischer Schriftsteller verkannt, bis ihm der erste Theil seiner Reisen alle Herzen gewinnt. Alsdann arbeitet er eine Dänische Prosodie und Sprachlehre aus, und fängt an, den Homer ins Dänische zu übersetzen, wovon er an Vofs Proben schickt, der sie sehr lobt. Zu Kopenhagen bringt er eine Skandinavische Litteraturgesellschaft zu Stande, deren Sekretair er wird, und nimmt sich der Prefsfreiheit in den Skandinavischen Ländern an, wofür er selbst von Stockholm Danksagungen erhält. In allem, sagt er, habe er in Dänischer Sprache gegen 12—15 Bände geschrieben.

Auf's eifrigste ist Baggesen der Philosophie ergeben. Die Schriften von Kant, Fichte, Jacobi und Reinhold liest er unaufhörlich. Aber von einem philosophischen Kopf seines Schlages sage man: dafs er bisweilen gute Einfälle habe. Und die hat er wirklich. Ja gar oft schweifen sie als geniale Blicke weit über den kritischen Standpunkt hinaus, schlagen auch wohl wie

ein Blitz in denselben ein. Dergleichen gute Einfälle sind, dafs was die Kantische Philosophie angehe, im Ding an sich der ganze Hund begraben liege; dafs Fichte um die Wette mit sich selbst laufe, indem das Objekt verschwinde, sobald das Ich demselben zu nahe komme; dafs er sich eine neue reinere Logik gefallen lasse, aber eine neue Metaphysik, die weiter etwas wäre, als diese Logik selber, nicht denken könne. Jacobi liest er mit Entzücken, aber ohne Zufriedenheit, indem nur hie und da seine Vernunft so, wie sein Herz befriedigt werde; Jacobi's beste Werke seien Kritiken des Herzens. An Fichte lobt er den Scharfsinn. Am liebsten unterhält er sich mit Erhard und Fichte mündlich über Philosophie, welcher letztere kopfkalt, hart, beinahe nicht sinnlich sei, und Liebe nicht zu kennen scheine, aber desto mehr von Freundschaft glühe. Erhard und Fichte, von welchen jeder von dem andern meint, dafs er die kritische Philosophie in ihrem eigensten Wesen nicht verstanden habe, sind darin einig, dafs diese Philosophie Baggesen aber freilich wie eine gebratene Taube in die offne Seele gefahren sei. Fichte, der in Zürch bei Lavater sein noch ungedrucktes Manuscript über die Wissenschaftslehre verlies, ist so wenig, wie Baggesen, mit der Kantischen Kategorieentafel zufrieden, und was insbesondre den letzten für die Wissenschaftslehre einnimmt, ist die Deduktion der Kategorieen, die Kant blofs empirisch aufgenommen hat. Nur mit der hypothetischen Form der Wissenschaftslehre kann Baggesen sich nicht befreunden, weil er meint, dafs dieselbe das blofs Mögliche sei, und gegen die Kantische Form zurückstehe. Aber die hypothetische Form hat gleichfalls relative Nothwendigkeit, indem sie die kategorische voraussetzt, und über dieselbe hinausliegt. Mit Bezug auf diesen ganzen Standpunkt frägt aber Baggesen: wo darf einer auftreten, und sagen: ich bin Christus, wer will behaupten, dafs er so reif sei, wie die Menschheit reif werden könne? Viel leichter thue er auf sein Dasein, als auf Gottes Dasein Verzicht, was allein sein gesunkenes Ich hebe. Im Glauben, mit dem Glauben und durch den Glauben nehme alle wahre Philosophie ihren Anfang, die wirkliche Erkenntnifs gehe vom Glauben aus. Mit himmelstrebenden Geist singe er:

Mein Gott! wenn auch mein Auge bricht,
Verzweif' ich nicht;
Wenn auch mir bricht das Herz,
Erheb' ich doch mein Angesicht
Zu Deinem Licht —
Und blicke himmelwärts.

So frisch, lebendig und reich an Anschauungen das Leben Baggesens ist, so einförmig und trocken dagegen ist Reinholds Leben. Baggesen ist ein glücklicher Mensch, dem alle Herzenswünsche in Erfüllung gehen, weil ihm stets die Gelegenheit wird, wofür er sich in der Ferne begeistert und was ihm theuer ist, auch in wirklicher Gegenwart unmittelbar zu empfinden und zu geniefsen. Wie deshalb Baggesen in der Welt dem Zug des Herzens folgt, so finden wir Reinhold in einer kleinen Universitätsstadt isolirt auf seiner Studirstube unaufhörlich mit dem beschäftigt, was der Welt — noth thut. Sein ganzes Wesen ist der leibhaftige Ausdruck eines engen Universitätslebens. Dafs jede Fakultät ihren gelehrten Pedanten hat, ist begreiflich, wenn aber Reinhold schreibt, dafs er ganz einsam lebe, weil er von nichts als von Pedanten und herzlosen Krämern der Gelehrsamkeit umgeben sei, so möchte man erst die Andern kennen. Der blonde, schwache Mann, wie er sich selbst in Vergleich mit dem kleinen braunen, aber gedrungenen Fichte charakterisirt, hat die unphilosophische Sucht und Begierde, von Allen gelesen zu werden. Seine Bücher sollen, so zu sagen, gehen, anstatt stehen. Darüber schreibt ihm Baggesen: ich will lieber von einem einzigen gelesen werden, und es von allen verdienen, als von allen, und es von keinem einzigen verdienen. Alsdann nimmt er es gewaltig hoch auf, wenn einer bei ihm hospitirt, und nimmt es gar sehr übel, wenn dieser oder jener, von dem er es erwartet, dies nicht thut. So schreibt er einmal: „Graf Moltke hat es noch nicht über sich bringen können, bei mir zu hospitiren, da doch ein Offizier, ein Pastor, mehrere Schullehrer, und der Ordinarius der juristischen Fakultät Trendelenburg bei mir hospitirt haben. Wo und bei wem er, und wer bei ihm gespeist hat, wer ihn besucht hat, wer sein Freund ist, und wer nicht, wer ihn recensirt und mifsverstanden hat, und der Jammer darüber, wer seine Schriften liest und nicht liest, und dafs man sie immer lesen und vorlesen soll, dafs er gerne gut ifst, und gut trinkt, und gut schläft — das Alles ist gar ergötzlich von Reinhold zu lesen. Aber ist man selbst Professor, so erschrickt man, wenn man dies gedruckt vor Augen hat.

Dafs Reinhold in Noth ist, versteht sich fast von selbst, denn er ist Professor. Die Glücksgöttin Fortuna scheint nun einmal von einem Doktor und Professor sich nicht gerne beim Schopf fassen zu lassen, und aus

Neid mit Wohlgefallen zuzusehen, wie der Seraph des Wissens sich mit dem irdischen Bündel herumschlagen muſs. Reinhold hat wie Schiller 200 Thlr., von welchen sie nicht wissen, ob sie das Geld, wenn sie krank sind, in die Küche oder in die Apotheke tragen sollen. Wenn sein Zustand sich verbessern soll, muſs er einen Ruf erhalten, sonst kann er — umkommen. Dazu gehören Freunde, welche er hat. Das Wort Ruf ist das Universitätszauberwort, das Freuden- und Angstgeschrei der Docenten. Denn Ruf ist so viel als Geld. Da dies die Kategorie des Mangels bei denselben ist, ist die Rufjägerei verzeihlich, die so lange nicht aufhören wird, bis die Regierungen weniger Notiz davon nehmen. Daſs dabei nicht selten gemeiner Sinn mitunter läuft, kann nicht fehlen. Noch ein anderes Bündel, das Seelenbündel der Affekte und Leidenschaften gesellt sich also hiezu, indem die Jünger der Wissenschaft dadurch gar zu sehr sich selbst zugeneigt werden. Anstatt von der Wahrheitsliebe werden sie von der Selbstliebe bewegt, und von all' den daraus entspringenden andern Zu- und Abneigungen, als da sind Neid, Hochmuth, Habsucht, Ehrgeiz und dergleichen. Wie sollte da nicht die Wahrheitsliebe zum Mittel dieser selbstsüchtigen Neigungen gemacht werden?

Von solchem Elend einer drückenden Professorlage, von solcher Engherzigkeit eines Deutschen Kleinstädter-Universitätslebens sind Reinhold's Briefe voll. In dieser und in mancher andern Hinsicht sind die kleinen Universitätsstädte wahre Lokalidiosynkrasien, den alten Reichsstädten in anderer Rücksicht vergleichbar. Das Beste daran ist, daſs man, wenn man dergleichen sieht und hört, weil dort sonst nichts zu sehen und zu hören ist, bald aus dem Thor heraus sein kann, um wenigstens sein Gemüth in der weiten Natur zu erheitern.

Doch genug des von allen Abneigungen verletzter Selbst- und Eigenliebe gequälten Universitätslebens! Nur noch dies möge aus Reinhold's Leben bemerklich gemacht werden, was selbst Professoren possirlich finden dürften. Reinhold hat nehmlich erfahren, daſs Fichte ihn vor seinen Zuhörern heruntermache. Darüber schreibt er an Baggesen: „es sei unschicklich und inhuman (ein Reinholdscher Lieblingsausdruck), daſs Fichte bei seinen Vorlesungen die Lehre seines unmittelbaren Vorgängers (Reinhold's) vor dessen noch gegenwärtigen Zuhörern herabsetze, weil es lächerlich sei, Jünglinge und Anfänger in der Philosophie zu Richtern zwischen Fichte und ihm zu machen. Aber noch ärger als alles das sei, daſs Fichte seine Unzufriedenheit darüber für Eigenliebe und Eitelheit (als wenn diese Unzufriedenheit nicht das Gefühl verletzter Selbstliebe wäre) erklärt habe. Er werde ihn nie angreifen und sich nicht gegen ihn vertheidigen, um der Welt weder Aergerniſs noch Vorwand zum Naserümpfen über die Philosophie zu geben." Und wenn er von Wieland erfahren, daſs Fichte Jemanden, der ihn darüber zur Rede gestellt, geantwortet habe, dies wären bloſs Repressalien, weil auch Reinhold ihn vor seinen Zuhörern nicht verschone, läſst Reinhold in der That von zweien seiner täglichen Zuhörer Zeugnisse darüber schreiben, daſs er weder der Person noch des Systems von Fichte auch nur erwähnt habe, und schickt sie ihm zu, mit einer Rüge seines unfreundschaftlichen Betragens. Reinhold hat also keine Vorstellung davon, daſs man in der Wissenschaft weder gegen Freund noch Feind ein Blatt vor den Mund nehmen soll. Ein guter, lieber und fürtrefflicher Mann war Reinhold, ein treuer Freund, aber er hatte zu viel akademischen Spleen.

Auſserdem enthalten seine Briefe den Verlauf seiner wissenschaftlichen Bildung, worüber Baggesen ihm Folgendes schreibt: Der Uebergang von Kant zu dir schien mir natürlich als Zusichkommen; der von dir zu Fichte unnatürlich als Vonsichkommen; der von dir und Fichte zu Bardili ein gänzliches Auſsersichkommen, in dem ferner keine Haltung zu hoffen war. Und an Jacobi: von dem in der Philosophie routinirten und routinirenden Reinhold, der alle Grade der metaphysischen Milizen von unten auf, dem vor ihm stehenden Officier treu ergeben, bis zum eigentlichen philosophischen Degenknopf treu gedient hat, von dem ich seit zwei Jahren *à priori* und *a posteriori* gewuſst habe, daſs er jedes System, welches das letzte überbaut, desperat angreifen und noch desperater vertheidigen und aufrecht erhalten werde, würde es mich nicht wundern, wenn er an Fichte schriebe, daſs Fichte ihm folgendermaſsen antworten könne: Ei! du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig (Kant) treu gewesen, ich will dich über viel (Fichte) setzen! gehe ein in deines Herrn Freude.

Wer kennt nicht Friedrich Heinrich Jacobi's Edelmuth, Seelenadel, Lieblichkeit und Herzlichkeit? Es ist ganz überflüſsig, daran zu erinnern. Auch hier erscheint er, wie immer in schönseeligster Empfindung, und bemüht sich, was ihm zu wissen anliegt, selbstanschauend zu erfahren. Auch hier nimmt er wieder ein Nichtwissen und Glauben in Schutz, und preist das Gefühl allenthalben. Nur ihm kann man es zu gute halten, wenn er gegen die Erkenntniſs eifert. Baggesen sagt, der Teufel mag in ihm so lang und breit sein, wie er wolle, in seinem Betragen gegen mich und die meinigen ist kein Hörnchen, keine Bockszeh, im Gegentheil nichts als Engelflügel.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem freundlichsten Dank an die Herausgeber Karl und August Baggesen in Bern. Sie haben mit dieser Herausgabe des Briefwechsels ihren seligen Vater, sich selbst und das Publikum geehrt. Sie sagen in dem Vorwort, „daſs wie unsre Väter gedacht und gehandelt haben, uns Söhnen nicht gleichgültig werden kann, sind wir auch seitdem zu Männern herangereift; und jeder Beitrag zur Kenntniſs der Zeit, worin wir geboren wurden, zumal da sie eine so reichhaltige war, wird uns willkommen sein." Ist doch schon mancher nordische Singvogel der Kunst und Wissenschaft aus den Skandinavischen Ländern zu uns herübergeflogen! Mögen bald mehrere nachfolgen.

Hinrichs.

№ 80.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1833.

LIV.

Facts relating to the punishment of death in the metropolis. By E. G. Wakefield. London, J. Ridgway. 1831.

Vier Aufgaben sind es vorzüglich, welche in England diejenigen beschäftigen, welche für die Fortbildung der Strafgesetzgebung nach den Forderungen sich interessiren, die Humanität und Gerechtigkeit an den Gesetzgeber zu machen befugt sind. — Die wachsende Zahl der Verbrechen beweist, dafs durch noch so weise Strafbestimmungen dem Uebel nicht abgeholfen wird, und dafs eine der wichtigsten Bestrebungen des Legislators dahin gerichtet sein mufs, den Verbrechen zuvorzukommen, ihre Verübung unmöglich zu machen oder zu erschweren. Auf der anderen Seite erheben sich immer mehr Stimmen gegen die Todesstrafe, die man entweder gänzlich zu verbannen, oder doch möglichst zu vermindern sucht. Noch mehr setzt der Zustand der Strafkolonieen die Englischen Staatsmänner in Verlegenheit; die Transportation, statt von Verbrechen abzuschrecken, lockt vielmehr dazu an, und die ursprünglich bei der Einrichtung vorschwebenden Zwecke werden nicht erreicht. Vorzüglich aber befinden sich Englands Gesetzgeber in einer unangenehmen Lage dadurch, dafs die Strafarten, welche England aufser der Todesstrafe kennt, die sogenannten *secondary punishments* auf keine Weise geeignet sind, taugliche Surrogate der Todesstrafe zu werden, und insbesondere bietet der Zustand der Englischen Gefängnifsanstalten ein unerfreuliches Gemälde dar; selbst die Bemühungen der unermüdlichen Gefängnifsgesellschaft, die in dem in diesem Jahre erschienenen achten Berichte die Resultate ihres Wirkens verlegt, werden vielfach durch die Gesetzgebung selbst gelähmt. — Jede Schrift, welche Vorschläge zur Verbesserung dieser Uebel mit Sachkenntnifs macht, ist eine willkommene Erscheinung und diese Vorschläge gehören dann nicht blofs England, sondern der ganzen gebildeten Welt an. So verdient z. B. die neueste Schrift des Erzbischofs von Irland, *Whately, Thoughts on secondary punishments, London* 1832. die allgemeine Aufmerksamkeit. Nicht weniger wichtig werden aber auch jene Schriften, welche die Gebrechen des bestehenden Zustandes aus eigener Erfahrung schildern. Die oben bemerkte Schrift gehört in diese Klasse. Der Vf. war selbst auf mehrere Jahre zum Gefängnifs verurtheilt (wegen einer Entführung) und theilt nun seine in Newgate gesammelten Erfahrungen mit. Wer eine systematische Entwickelung oder gelehrte Erörterungen oder grofsartige legislative Ideen in der Schrift zu finden erwartete, würde freilich sehr getäuscht werden; auch kann der Vf. von einer gewissen Einseitigkeit in seinen Urtheilen insbesondere da, wo er aus seinen Beobachtungen Schlüsse ableitet z. B. in Bezug auf Todesstrafe, nicht freigesprochen werden; allein seine Lage gab ihm Gelegenheit in der vierfachen Beziehung, die wir im Eingang unsrer Anzeige schilderten, Erfahrungen zu sammeln, welche von demjenigen, der mit Englands Zustand sich bekannt machen will, wie von demjenigen, der sich für Kriminalgesetzgebung überhaupt interessirt, benutzt werden müssen. Ein Auszug dürfte den Lesern nicht unwillkommen sein. Der Vf. bemerkt p. 1. dafs alle Gefangenen mit Entzücken von der alten Londoner Polizeieinrichtung und mit Hafs von der neuen Organisation sprechen, was wohl zu beweisen scheint, dafs die neue Anstalt geeignet ist, die Verübung der Verbrechen zu hindern; allein die neue Polizei p. 5. hindert die Verbrechen nicht, sondern macht nur ihre Verübung gefährlicher; sie ist zwar ein Präventionsmittel, aber sie trägt nicht zur Entdeckung der Verbrecher bei; und die Präventionsmaafsregeln greifen doch nicht tief genug ein; denn die Hauptübel liegen (p. 2.) in den organisirten Verbrüderungen der Diebe, in den öffentlichen Häusern, gegen welche die Polizei zu schwach ist. Es

ergiebt sich aus den Schilderungen des Vfs., dafs notorische Diebe so leicht die Wachsamkeit der Beamten täuschen und wenn sie aus dem Gefängnisse kommen, ihr Handwerk sicher fortsetzen. — Als die fürchterlichste Pflanzschule der Kapitalverbrechen schildert der Vf. p. 16. Newgate selbst, aber kleinere Pflanzschulen bietet London genug dar. Erfahrne Diebe sind hier die schändlichsten Verführer, welche Knaben zum Laster verlocken, das Leben eines Diebes als einladend schildern und selbst die Knaben mehrere Tage von Vergnügen zu Vergnügen schleppen, um ihm sein früheres Leben widerlich und das neue ausschweifende Leben angenehm darzustellen. Man schaudert, wenn man erfährt, wie alte Weiber, Obstverkäuferinnen u. A. ein Gewerbe daraus machen, junge Leute zum verbrecherischen Leben zu verführen (p. 19.), denjenigen, die Obst oder ähnliche Näschereien kaufen wollen, zu kreditiren, um dann, wenn die Schuld angewachsen ist, und der Knabe kein Mittel hat, sie zu bezahlen, ihn zum Stehlen zu verleiten. Eine andere Pflanzschule ist in den Häusern zu suchen, wo Zimmer vermiethet werden und wo Ausschweifungen aller Art begünstigt, Diebe aufgenommen und jugendliche Personen verführt werden (p. 27.). Auch fehlt es nirgends (p. 29.) in London an Personen, welche gewerbsmäfsig gestohlenes Gut aufnehmen, und verkaufen. Sehr schlecht sieht es nach dem Vf. (p. 34.) mit der Entdeckung der Verbrecher aus; man rechnet, dafs von 50 Fällen, wo Werbe begangen werden, eines entdeckt wird. Die Polizei ist ohne Einheit und Kraft und der Privatmann, der die Polizeibeamten zur Entdeckung von Werbe benutzen will, schaudert vor den Mühen und Kosten zurück. Der Vf. liefert einige Tabellen über Kriminalverbrechen und macht Bemerkungen darüber, z. B. p. 52. über die Verfolgung der Kapitalverbrechen. Hier zeigt der Vf., wie sehr sich diejenigen, welche vor Gericht gestellt werden, bemühen, den Ankläger von der weitern Verfolgung abzuhalten, und theils durch Bestechung, theils und wohl am meisten durch Rückgabe des gestohlenen Guts, theils durch Bemühungen der Ehefrau oder der Kinder des Gefangenen, die das Mitleid des Anklägers in Anspruch nehmen und durch ihr Winseln vorzüglich da, wo die Todesstrafe drohen würde, ihn dazu zu bestimmen, die Anklage zurückzunehmen oder die Aussage für den Angeklagten so günstig abzuändern, dafs die grofse Jury die Anklage nicht als gegründet erkennt. Auf ähnliche Weise wird auf die Zeugen gewirkt. Interessant ist die Erzählung des Vfs. p. 61., dafs in dem Gefängnifs in Newgate eine gewöhnliche Unterhaltung der Gefangenen es ist, eine Assise darzustellen, wo ein Gefangener den Richter, Andere die Geschwornen spielen. Hier wird nun mit grofser Geschicklichkeit die Assise nachgeahmt, die Kunst, das Gesetz zu umgehen, geübt und so das Gesetz verlacht, während zugleich minder verdorbene Verbrecher dadurch eine Gewandtheit bekommen, die ihnen grofse Sicherheit vor der wirklichen Assise giebt. — Ein merkwürdiges Kunststück, wie man es treibt, um förmlich da, wo die Todesstrafe droht, die Zeugen zu bestimmen, günstiger auszusagen, damit nicht ein Todesurtheil gefällt wird, erzählt der Vf. p. 63. Als eine allgemeine Erfahrung ergiebt sich, dafs auf den Umstand, ob die Geschwornen das Schuldig aussprechen, wenn auf ein mit dem Tode bestraftes Verbrechen die Anklage erfolgt und das Ereignifs einwirkt, ob kurz zuvor eine Hinrichtung wegen eines ähnlichen Verbrechens Statt fand. Ist dies der Fall, so halten die Geschwornen ein ferneres Beispiel dieser Art nicht so schnell für nöthig (p. 65.) Der Vf. bemerkt (p. 66.) dafs gegen die in London gebildete Gesellschaft *for protection of the bankers against utterers* ein grofses Vorurtheil herrscht und die Geschwornen gern die von dieser Gesellschaft Angeklagten freisprechen. Nothwendig ist nach des Vfs. Meinung p. 68. ein *public prosecutor*, ähnlich wie er in Frankreich besteht, da dem Privatankläger nach der Englischen Praxis es zu schwer gemacht wird, anzuklagen und zuviel Kosten und Unannehmlichkeiten auf ihn warten, und so die meisten Verbrechen unverfolgt bleiben. Das Hauptgebrechen der Englischen Justiz ist nach p. 74. die Ungewifsheit der Bestrafung. Der Vf. berechnet, dafs jeder grofse Dieb darauf zählen kann, dafs er sein Diebsgewerbe ungestraft und unverfolgt zwei volle Jahre treiben kann; so ist dies Gewerbe ein Hazardspiel, bei welchem der Spieler zwei Jahre zu gewinnen sicher hoffen darf und nur dann besorgen kann, alles zu verlieren; und so ist das Leben des Diebes ein sehr anziehendes. Die Verurtheilung zum Tode geschieht in den meisten Fällen zum Schein, der Richter spricht zwar das Urtheil aus, aber er weifs, dafs Begnadigung eintritt und so sind nach der Tabelle 451 zum Tode verurtheilt und 55 davon hingerichtet worden. Auch dies schwächt den Eindruck des Gesetzes (p. 80.). Eine

umständige Schilderung von Newgate giebt der Vf. p. 92; er nennt es ein Wachthaus zur sichern Bewahrung derer, die vor Gericht gestellt oder hingerichtet werden sollen. Die Mehrzahl der Gefangenen bilden die in der Untersuchung befindlichen Angeklagten. Die zum Tode Verurtheilten werden in Zellen bewahrt, worin gewöhnlich vier Gefangene sich befinden. Gewöhnlich beträgt die Zeit von dem Ausspruch des Urtheils an bis zur Entscheidung des Königs über die Gnade 6 Wochen. Versuche, zu entkommen oder sich selbst zu morden, werden wohl zuweilen von den zum Tode Verurtheilten gemacht, aber durch strenge Aufsicht in der Ausführung gehindert. Die Behandlung dieser in den Zellen aufbewahrten Verurtheilten ist gut, und im Allgemeinen spricht sich für sie ein Gefühl der Theilnahme aus. Dieser Zustand der in den 6 Wochen in den Zellen bewahrten Gefangenen ist ebenfalls nicht günstig für die Kraft der Justiz; denn diese Gefangenen gefallen sich in der zarten Behandlung, die sie erhalten, und setzen oft selbst einen Stolz darin, in diese Lage zu kommen, da sie doch in der Hoffnung leben können, Begnadigung zu erhalten. — Auch das Verhältniss, welches durch Berufung an das *council* des Königs eintritt, ist nach der vom Verfasser gemachten Schilderung (p. 102—137.) nicht geeignet, die Kraft der Gesetze und die Wirksamkeit der Strafen zu befestigen. — Es ist eine regelmässige Sitte des Richters, der in dem Kriminalgericht in Old Bailey (so heisst das Gericht in London) präsidirt, gegen die wegen Kapital-Verbrechen von der Jury für schuldig erklärten Angeklagten das Todesurtheil auszusprechen, da der Richter weiss, dass in dem *council* doch die Abänderung des Urtheils erfolgt. (In den Jahren 1827—30 wurden von dem Richter in Old-Bailey 451 Todesurtheile gefällt und in 396 Fällen wurde die Todesstrafe in geringere Strafen verwandelt.) Und frägt man nun, wer dies Gericht mit dem furchtbaren Rechte über Leben und Tod in dem *council* des Königs bildet, so erfährt man, dass dies Gericht nur im Geheimen richtet, nur auf den Grund einer Petition, ohne den Angeklagten zu sehen und zu hören, und dass dies Gericht, das aus Kabinetsministern besteht, deren Geist von den wichtigsten politischen Geschäften in Anspruch genommen ist, ohne Zeugen zu hören und ohne bestimmten Regeln folgen zu müssen, entscheidet. Der Verf. erzählt S. 105 einen merkwürdigen Fall, der die sonderbaren Einwirkungen auf die Englischen Strafgesetze lehrt. Im Jahre 1828 wurde ein Mann wegen Ausgebens gefälschter Banknoten angeklagt. Man versuchte zuerst den Anwald der Bank zu bewegen, dass er von den erschwerenden Umständen, welche die Todesstrafe nach sich ziehen konnten, Umgang ersinnen sollte, wogegen der Angeklagte erklärte, dass er von der Jury Schuldig plädiren wollte. Der Anwald wagte dies nicht, versprach aber, dass er im Laufe der Debatte alles anwenden wollte, um das Leben des Angeklagten zu retten. Der Angeklagte stellte dagegen eine Handschrift aus, worin er die Mittel angab, durch die er die gefälschten Noten erhalten hatte. Nun ereignete sich grade vor der Assise, dass der Stadtmarschall ein ähnliches Versprechen gegeben hatte, und dafür öffentlich vom Staatssekretair einen Verweis erhielt. Der Bankanwald wurde nun ängstlich, erklärte, dass er die Sache auf das äusserste treiben würde, allein der Angeklagte, der durch seine ausgestellte Erklärung gebunden war, blieb bei seiner Erklärung des Geständnisses, da er auf die Intervention des geheimen Conseil, wenn das Todesurtheil auch erfolgte, rechnete, und wurde zum Tode verurtheilt. Die Petition um Milderung der Strafe wurde nun eingereicht; man rechnete auf die thätige Vermittelung eines Verwandten des Angeklagten, der auf den Staatssekretair wirken wollte; da man aber den Angeklagten der Theilnahme an andern Fälschungen für verdächtig hielt, so schien die Sache des Verurtheilten schlecht zu stehen; andere Personen verwandten sich für den Angeklagten vorzüglich wegen der früher getroffenen Uebereinkunft mit dem Anwald der Bank; aber das Todesurtheil wurde im Conseil bestätigt. Der Anwald des Angeklagten, da er einen glücklichen Ausgang gewiss glaubte, war nach Schottland verreist. Neue Versuche wurden gemacht, und zwar benutzte man jetzt die Uebereinkunft mit der Bank und zeigte, dass der Angeklagte zu seinem Geständnisse unter diesen Umständen gezwungen worden wäre. Der Anwald aber, der dies alles eidlich bezeugen konnte, war abwesend. Ein Freund bemühte sich den Staatssekretair zu sehen, der Besuch bei Hrn. Peel war nicht erfolgreich; der eben angekommene Anwald gab nun nähere Details über die Uebereinkunft mit der Bank, allein es scheint, dass man diese für eine blosse Erfindung hielt, um das Leben des Verurtheilten zu retten; eine nähere Untersuchung wurde nicht angestellt; die Sitzung des Conseil war geheim, daher eine Beweisführung nicht möglich war und

so blieb es bei dem Todesurtheil, dessen Vollstreckung der Verurtheilte dadurch hinderte, dafs er Gift nahm. — Der Verf. bemerkt p. 120, dafs in den meisten Fällen äufsere Umstände, Gerüchte oder Anhäufung grofser Verbrechen den Entschlufs des geheimen Conseils bestimmen, und dafs an eine gründliche juristische Abwägung der Schuld nicht zu denken wäre. Merkwürdig ist, dafs nach der Angabe des Vf. der Sheriff und der Gefängnifsaufseher von Newgate, wenn das Todesurtheil bestätigt ist, alle mögliche Mühe anwenden, um die Abänderung des Urtheils zu bewirken. Auch bezeugt der Vf. p. 125, dafs man es von Seiten des Volkes ziemlich leicht nimmt, Meineide zu schwören, um nur den Verurtheilten doch vom Tode zu retten. Sehr richtige, aus seinem Umgange mit den Gefangenen in Newgate geschöpfte Bemerkungen macht der Vf. S. 139. über die Furcht des Gefangenen vor Strafe und zeigt, dafs die wegen keines Kapitalverbrechen Angeklagten am meisten der sicheren Bestrafung entgegen sehen, dagegen die wegen Kapitalverbrechen Angeklagten die fröhlichsten sind, weil sie am meisten Hoffnung haben, dafs keine Strafe sie trifft. — Wenn das geheime Conseil entschieden hat, so verfügt sich der Recorder von London nach Newgate, um den Verurtheilten ihr Schicksal anzukündigen. Der Vf. p. 138. beschreibt die hier erfolgenden Scenen mit lebhaften Farben, aber auch hier bemerkt der Vf., dafs die Zwecke der Strafjustiz nicht dadurch befördert werden. Zwar berechnet der Recorder alles darauf, Abschreckung zu bewirken, und nach dem Verf. bringen die Verwandten der Verurtheilten und eine grofse Menge Volkes die Nacht zu vor dem Thore des Gefängnisses von Newgate, um nur sogleich das Schicksal des Verurtheilten zu erfahren. Die Stimmung dieser Menschen beweist nicht, dafs ein grofser moralischer Eindruck bei ihnen hervorgebracht werde. — Der Vf. prüft dann p. 144. die religiösen Verhältnisse in Bezug auf die Gefangenen in Newgate bei dem regelmäfsigen Gottesdienst daselbst, wobei strenge Absonderung unter den verschiedenen Klassen der Gefangenen vorkömmt, und insbesondere diejenigen, welche zum Tode verurtheilt sind, wo aber das Conseil noch nicht über Begnadigung entschieden hat, auf eigenen Bänken sitzen. Für diese Klasse von Verurtheilten beten die Uebrigen bei dem Gottesdienste. Man erfährt hier p. 151, dafs die wegen Mordes Verurtheilten strenger behandelt werden, dafs sie die religiösen Tröstungen nur in ihren Zellen erhalten und dafs für sie nicht gebetet wird. Der Vf. leitet daraus ab, dafs das Gesetz selbst bei den wegen anderer Verbrechen zum Tode Verurtheilten eine andere Ansicht aufstellt und das Mitleiden für sie in Anspruch nimmt. Viel Interessantes erzählt der Vf. über die sorgfältige Behandlung der Geistlichen, um in dem Gemüthe der zum Tode Verurtheilten religiöse Gefühle zu wecken, p. 153, und von dem schauerlichen Gesänge p. 158 bei dem Todtengottesdienst, der vor der Hinrichtung gehalten wird. Die Scenen, welche der Vf., p. 162, schildert, sind schrecklich; nach dem Vf. sind die Wirkungen, die sie hervorbringen, doch nicht günstig, vorzüglich ist die Schilderung, p. 170, über den geringen Eindruck der vorhergehenden Scenen sehr niederschlagend, wenn es wahr ist, was der Vf. in Bezug auf das Benehmen derjenigen sagt, deren Todesurtheil abgeändert wurde. — Der Vf. giebt dann seine Erfahrungen an, p. 172, über den Eindruck, welchen die Hinrichtungen selbst auf das Publikum und andere Gefangenen machen; nach ihm ist die gewöhnliche Stimmung die des Mitleidens und der Theilnahme am Schicksale des Delinquenten und des Unwillens gegen die Regierung; ein grofser Theil der Menge der Zuschauer bei Hinrichtungen bilden nach Angabe des Vf. p. 173. die Diebe und andere Verbrecher, und ein grofser Theil von Knaben, die als Zuschauer gegenwärtig sind, werden nach der Bemerkung des Vf., p. 177, Verbrecher, eben weil sie gegenwärtig waren; sie werden vertrauter mit dem Verbrechen, statt Abscheu davor zu fühlen. — Auch auf die Gefangenen in Newgate macht die Hinrichtung eines Kameraden nur einen vorübergehenden Eindruck, z. B. so lange die Todtenglocke geläutet wird, und nach den Beobachtungen des Schulmeisters von Newgate ist es gewöhnlich, dafs die Knaben mehrere Tage nach einer Hinrichtung das Spiel der Vollziehung eines Todesurtheils aufführen. — Der Vf., der am Schlusse, p. 183, sich auch gegen die Deportation erklärt, leitet aus allen diesen Beobachtungen die Behauptung über die Unzweckmäfsigkeit der Todesstrafe ab. Wir halten es für bedenklich, von den Erfahrungen über diese Strafart in Ländern, wo die Todesstrafe so häufig und so unverhältnifsmäfsig gedroht ist, einen sicheren Schlufs auf Länder zu machen, wo diese Strafe nur wenigen Verbrechen und nur solchen gedroht ist, bei denen die Gröfse der Strafe auch im gerechten Verhältnifs mit der gröfsten Schwere der Verbrechen steht. *Eine* Wahrheit aber bestätigt auch wieder das vorliegende Buch; die: dafs nicht die Gröfse der vom Gesetze gedrohten Strafe, sondern nur die Gewifsheit, dafs die gerechte verhältnifsmäfsige Strafe unvermeidlich und schnell dem verübten Verbrechen folge, das Mittel der Abschreckung vor Begehung der Verbrechen ist.

Mittermaier.

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

LV.

G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes. Herausgegeben von Dr. Philipp Marheineke. Bd. I. XVI u. 376 *S. Bd. II.* 483 *S. (Auch als eilfter und zwölfter Band von Hegel's sämmtlichen Werken.) Berlin bei Duncker und Humblot.* 1832. *gr.* 8.

Zweiter Artikel.

Der erste Theil der Religionsphilosophie hat die allgemeinen Bestimmungen der Religion zum Inhalt, der zweite die Entwicklung der mannigfaltigen Besonderung, in welche die Religion auseinandergeht. Dieser Unterschied der Religion von sich selbst erscheint in dem Gegensatz der Naturreligion und der Religion der geistigen Individualität. In der *Naturreligion* ist das Geistige versunken in die Natürlichkeit; das Göttliche wird in der Natur angeschaut. In der Religion der *geistigen Individualität* wird die Natur dadurch zum Accidentellen gemacht, daſs der Geist sich seiner als der Substanz bewuſst wird, daſs er durch das Denken als geistiges Subjekt sich bestimmt.

Die Naturreligion beginnt mit der unmittelbaren *Einheit* des Geistigen und Natürlichen, eine Einheit, welche dem Begriff des Geistes nicht angemessen ist, weil er in ihr noch nicht zum Bewuſstsein der Wahrheit, nicht zur Erkenntniſs des Guten und Bösen sich erhoben hat. Man nennt diese Einheit die *Unschuld* des Menschen; sie ist aber vielmehr ein Zustand der Rohheit und, indem der Mensch wohl die reale Möglichkeit, allein noch nicht die Wirklichkeit der Vernunft und Freiheit ist, wird mit Recht gesagt, daſs der Mensch *von Natur böse* sei. Er muſs also mit jener Einheit brechen, was sich auch darin ausdrückt, daſs die Religionen diesen Zusand oder das *Paradies* als ein *verlorenes* vorstellen, denn in der göttlichen Geschichte giebt es keine Vergangenheit. Wenn das existirende Paradies verloren gegangen ist, es mag dies geschehen sein, wie es will, so ist dies eine Zufälligkeit und Willkür, die von Auſsen her in das göttliche Leben gekommen wäre. Dieser Verlust des Paradieses muſs vielmehr als göttliche Nothwendigkeit betrachtet werden und in der Nothwendigkeit des Aufhörens enthalten sinkt jenes vorgestellte Paradies zu einem Moment der göttlichen Totalität herab, das nicht das absolut Wahrhafte ist. Die Naturreligion ist:

1) Die Religion der *Zauberei* d. h. daſs sich der Mensch unmittelbar, in seiner empirischen Einzelheit als frei von der Natur, als Herrscher über sie weiſs. Sie ist daher einerseits Religion der zauberischen *Macht*, wo der Mensch die Furcht vor den Naturgewalten, vor Erdbeben, Gewittern, Stürmen u. s. w. dadurch vernichtet, daſs er sie durch das Aussprechen seines Willens zu bestimmen sucht oder, bei Gegenständen seiner Begierde, nach künstlichen Zaubermitteln greift, wie die Afrikanischen Völkerschaften, die Mongolen und Chinesen. Von Kultus als freier Verehrung eines Geistigen, an und für sich Objektiven, kann hier nicht die Rede sein; der Zustand dieser Herrschaft ist nur sinnliche Betäubung, wo der besondere Wille vergessen, ausgelöscht und das abstrakt sinnliche Bewuſstsein auf's höchste gesteigert wird; die Mittel, dies Auſsersichsein hervorzubringen, sind Tanz, Musik, Geschrei, Fressen, selbst Mischung der Geschlechter. — Andererseits ist diese Religion die der Erhebung über die Wildheit der Begierde, über die Zügellosigkeit des einzelnen Willens, ein Zustand der Abstraktion von allem Aeuſseren, eine Hinkehr in die Tiefe des Bewuſstseins, ein *Insichsein*, wie im Buddhismus. Hier beginnt der Gedanke der geistigen Freiheit in der Vorstellung der Unsterblichkeit und die Objektivität des Göttlichen im Gedan-

ken des Einen Seins, das in seiner unveränderlichen Ewigkeit immer sich gleich ist. Diese Anschauung der Substantialität, gegen deren beharrliche Ruhe alles Einzelne ein vorüberschwebender Schein, ist von dieser Religion selbst in der frappanten Weise ausgesprochen, dass das Göttliche Nichts sei d. h. dass von ihm, weil es das Eine, das Sein in allem Dasein ist, keine Bestimmung angegeben werden könne, denn jedes Bestimmen ist Setzen eines Unterschiedes, einer Besonderheit. Dies ist eigentlich der Pantheismus.

2) Die zweite Stufe der Naturreligion, in welche die Macht der Zauberei und die Versenkung in die stille Innerlichkeit übergehen, ist die Religion der *Phantasie*. Die Einheit und Allgemeinheit der Substantialität muss sich zum Besonderen entwickeln; die Bestimmungen des Begriffs, seine Unterschiede, müssen hervortreten; die Selbstständigkeit der Welt wird anerkannt. Aber zunächst geschieht dies nur durch eine flache Beziehung der Kategorieen des Verstandes auf die unendliche Fülle des empirischen Lebens, weshalb die Vernunft des Gedankens beständig in die Haltungslosigkeit und träumerische Willkür der phantastischen Ausführung umschlägt, welche das, was als absolute, göttliche Macht gilt, bewusstlos zum Aeusserlichen, Sinnlichen verkehrt und in den Kreis gemeiner Alltäglichkeit herabsetzt. Dies Reich der Einbildung wird um so mannigfaltiger, insofern es in der Indischen Religion dem Lokal einer üppigen Natur angehört. Hier hat das Princip begierdelosen Einbildens einen maasslosen Reichthum des Gemüths und seiner Gefühle erzeugt, die in dieser ruhig brütenden Wärme besonders von dem Ton wollüstiger, süsser Lieblichkeit, aber auch schwächlicher Weichheit durchdrungen sind.

3) Die Zerflossenheit der Religion der Phantasie in der objektiven Anschauung des Göttlichen und ihr negatives Verhalten gegen das Subjekt, welches nur nach Auflösung, nach einer bewegunglosen Einheit mit dem Göttlichen ringt, hebt sich einerseits in einer Religion auf, welche das Göttliche als das *Gute* und Affirmative setzt, andererseits in einer Religion, worin das Negative mit dem Affirmativen in *ein und dasselbe Subjekt* gesetzt wird; weil dies zunächst in symbolischer Weise geschieht, so empfängt die Religion einen durchaus *räthselhaften* Charakter. Das Mangelhafte der Indischen, wie der Buddhistischen Religion ist besonders der Untergang aller positiven Lebendigkeit in der starren Ruhe der absoluten Substanz; — es ist dasselbe, wie wenn heutiges Tages von Gott nur als von dem höchsten Wesen gesprochen wird, von dem man weiter nichts sagen könne, als dass es sei, ein Sein, welches mit dem Nichts zusammenfällt. In der Persischen Lichtreligion liegt das Einseitige in der unaufgelösten Entgegensetzung des Bösen gegen das Gute; indem dieses nicht wirklich als die ihren Gegensatz bewältigende Macht gefasst wird, sondern der Triumph ihrer Wirksamkeit nur sein *soll*, so ist dies das Nämliche, wie wenn in unserer modernen Theologie das Endliche und Unendliche als unversöhnbare Gegensätze aufgestellt werden; was man in solcher unwahren Stellung als hohe Weisheit zu preisen pflegt, ist in der That blosser Manichäismus. Die Aegyptische Religion hat das Ausgezeichnete, dass in ihr jene im Indischen und Persischen mit einander nur abwechselnden Extreme des Affirmativen und Negativen, des Guten und Bösen, des Lebens und des Todes zur subjektiven Einheit zusammengefasst werden. Das Räthsel, an dessen allseitiger Enthüllung die Aegyptische Religion sich abgemüdet hat, ist das Sterben. Osiris erscheint in ihr als die Identität jener Bestimmungen. Er ist der positive Grund alles Lebens; allein er schliesst das Negative nicht von sich aus, sondern in sich ein d. h. er stirbt; jedoch geht er vom Unendlichen nicht bloss zum Endlichen fort, vielmehr kehrt er aus dessen Beschränkung wieder zu sich als dem absoluten Princip zurück; er ersteht aus dem Tode wieder auf, zeigt damit, dass der Tod nur ein nothwendiges Moment des Lebens selbst ist und erscheint so erst als wahrhaft unendliche Persönlichkeit.

Der Naturreligion steht die der geistigen Individualität gegenüber. Jene hat ihren Fortgang an der äusseren Gestaltung, diese am Begriff selbst. Das göttliche Wesen ist erstlich *Einheit*, absolute Subjektivität; zweitens innere *Nothwendigkeit*; drittens äussere Nothwendigkeit oder *Zweckmässigkeit*.

1) Die Wahrheit der besonderen natürlichen und geistigen Mächte der Naturreligion ist die Idealität des Geistigen, welcher die Natur unterworfen ist. Der Boden dieser reinen Subjektivität, dieses *Einen*, ist der reine Gedanke. In der allgemeinen Macht des weisen und heiligen, gütigen und gerechten Gottes ist alle Aeusserlichkeit, sinnliche Gestaltung aufgehoben; Gott ist hier gestaltlos, bildlos, nicht für die sinnliche Vorstellung, nur für den Gedanken. Uns erscheint, dass Gott

so als Einer bestimmt ist, nicht auffallend und wichtig, weil uns diese Vorstellung durch Gewohnheit geläufig geworden. Sie ist auch formell, aber unendlich wichtig, weshalb man sich nicht zu verwundern braucht, daſs sich das Jüdische Volk dies so hoch angerechnet hat, denn daſs Gott Einer ist, ist der Weg zur Wahrheit, die Wurzel der intellektuellen Welt. Als *Weisheit* bestimmt sich Gott zur Thätigkeit, zur Vermittelung eines Zweckes, der aber noch auſser ihm fällt, zur Erschaffung der Welt, die aus dem Geiste als *ihrem Nichts* gesetzt wird. Die Nothwendigkeit, daſs Gott Setzen seiner Macht sei, ist die Geburtsstätte alles Erschaffenen. Diese Nothwendigkeit ist das Material, woraus Gott schafft; er schafft aus nichts Materiellem, das gegen ihn ein schon Vorhandenes und Anderes wäre, denn er ist das Selbst und nicht das Unmittelbare, Materielle, und das Setzen der Natur fällt nothwendig in den Begriff des geistigen Lebens, des Selbstes. Dies *Schaffen* Gottes ist daher sehr verschieden von den Theogonieen und Kosmogonieen der Naturreligion, wo die Welt aus dem Göttlichen *hervorgeht.* Als Schöpfer ist Gott freie, unendliche Subjektivität, die ihre Bestimmungen als Freies sich gegenüber haben, als Freies entlassen kann; dies Auseinandergehen der Unterschiede, dessen Totalität die Welt, dieses Sein ist die *Güte.* Die Manifestation der Nichtigkeit und Idealität des Endlichen, daſs das Sein desselben nicht wahrhafte Selbstständigkeit ist, erscheint als die *Gerechtigkeit* der absoluten Macht.

Die endlichen Dinge sind durch ihre Unselbstständigkeit entgöttert; sie sind für den Verstand in einem natürlichen Zusammenhang, gegen welchen erst hier die Bestimmung des *Wunders* auftritt. In früheren Religionen giebt es kein Wunder; in der Indischen vornehmlich ist Alles schon von Haus aus verrückt. Erst im Gegensatz gegen die Ordnung und Gesetzlichkeit der Natur ist das Wunder die Manifestation Gottes an einem Einzelnen. Sie ist so eine zufällige; die wahrhafte Manifestation Gottes an der Welt ist die absolute, deren Form die *Erhabenheit* ist. Die Natur wird nicht bloſs als ihrem heiligen Schöpfer unangemessen gewuſst, sondern auch der Stoff, an welchem das Erhabene erscheint, wird vertilgt. Die Erhabenheit ist nicht bewuſstlos, wie im Wilden und Grotesken des Indischen, sondern sich wissende Macht über die Realität wie über die Gestalt derselben. Der Mensch im natürlichen Bewuſstsein kann natürliche Dinge vor sich haben, aber das Umherschauen an sich ist nichts Erhabenes, sondern der Blick gen Himmel, der das Darüberhinaus ist. Dieser Charakter der Erhabenheit ist den Schriften des alten Testamentes eigenthümlich. „Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht", ist eine der erhabensten Stellen; denn das Wort ist das Müheloseste, und dieser vorübergehende Hauch ist hier zugleich das Licht, die Lichtwelt, die unendliche Ausgieſsung des Lichtes.

Die Erhabenheit ist jedoch nur erst die Vorstellung der Macht, noch nicht die eines Zweckes. Der Zweck Gottes überhaupt kann hier nur selbst sein, daſs er im Bewuſstsein anerkannt, gepriesen, durch Vollbringung seines Willens als des allgemeinen geehrt werde. Gott als der *Heilige* will das Gute, und dies hat als Thun des Rechten ein ihm angemessenes, affirmatives Dasein zur Folge, eine Existenz, die ein Wohlsein, Wohlergehn ist. Die Zuversicht auf diese Harmonie ist im Jüdischen Volk eine bewunderungswürdige Seite; die alttestamentlichen Schriften, besonders die Psalmen, sind voll von ihr; auch im Hiob, dem einzigen Buch, dessen Zusammenhang mit dem Boden des Jüdischen Volkes man nicht genau kennt, ist dieser Gang dargestellt. Diese Untersuchung und Bekümmerniſs über das Unrecht, das Schreien der Seele nach Gott, dies Hinabsteigen in die Tiefen des Geistes, diese Sehnsucht des Geistes nach dem Rechten, der Angemessenheit zum Willen Gottes, ist hier besonders charakteristisch.

Weil die Weisheit, der Begriff des Zweckes, hier zuerst auftritt, so ist sie noch unbestimmt; ihre Allgemeinheit schlägt daher in der Realität zum Einzelnen um. Der reale Zweck Gottes ist diese bestimmte, zur Nation erweiterte *Familie,* von welcher die übrigen Nationen geschieden sind. Durch den Besitz eines besonderen unveräuſserbaren Bodens gewinnt diese Ausschlieſsung eine ganz empirisch äuſsere Gegenwart. Gott als der *Herr* giebt daher *seinem* Volk Gesetze und zwar die allgemeinen als Grundbestimmungen der Moralität wie die besonderen als Einrichtungen des beschränkten Staatslebens. *Moses* wird Gesetzgeber der Juden genannt; er ist aber den Juden nicht gewesen, was den Griechen Solon und Lykurg; diese gaben als Menschen *ihre* Gesetze, er hat nur die Gesetze Jehovah's bekannt gemacht, der sie selbst, nach der Erzählung, in Stein gegraben hat. Der Dienst des Herrn besteht daher im Halten und Beobachten sowohl der sittlichen Gebote

als auch der Ceremonialgesetze. Ein höherer Zweck ist nicht, denn für sich hat der Mensch, weil die Unsterblichkeit noch nicht anerkannt ist, nur den Zweck, sich und seiner Familie das Leben so lange als möglich zu erhalten. Die Strafen, welche ihm für die Vernachläfsigung des Dienstes angedroht werden, sind deswegen, wie sein Gehorsam selbst, äufserlicher Natur, sinnlich, auf den ungestörten Besitz des Landes sich beziehend. Wegen dieses Herabfallens aus dem Allgemeinen zum Einzelnen beginnt auch das A. Testament zwar mit der Schöpfung der Welt, des Menschen als des göttlichen Ebenbildes und der Entzweiung des Bösen mit dem Guten. Aber diese Geschichte des *Sündenfalles*, welche in bildlicher Weise und mit allen Inkonsequenzen des Mythischen die wahrhafte Natur des Geistes darstellt, hat in der Theologie der Hebräer gleichsam geschlafen, brach gelegen und sollte erst im Christenthum zu ihrer rechten Ausbildung und Würdigung gelangen; denn sogleich nachher vertieft sich die Erzählung in die partikulären Interessen des Jüdischen Volkes.

2) In der Religion der Erhabenheit wird das Natürliche als ein in sich Unselbstständiges und Ideelles von der freien, Einen Subjektivität beherrscht; die weitere Bestimmung ist die Verklärung des Natürlichen im Geistigen, indem es als *Zeichen* desselben gesetzt wird. Der Zweck ist nicht mehr Einer; es werden viele Zwecke, welche nebeneinander gelten, wodurch Toleranz, Heiterkeit der Gesinnung, überhaupt Freundlichkeit des Daseins entsteht. Es ist auch nicht Eine Subjektivität, sondern es sind viele Individualitäten, Subjekte mit partikulären Zwecken, welche im unmittelbaren Leben durch die Natur sich darstellen, durch sie erscheinen. Der Grundbegriff dieser ganzen Sphäre ist daher die *Schönheit*, die harmonische Angemessenheit des Natürlichen für das Geistige. Die Macht selbst schwebt über diesen schönen Individualitäten, über der Menge der mannigfachen Zwecke, subjektlos, weisheitslos, unbestimmt in sich, eine kalte Nothwendigkeit, als das Fatum des Schönen.

Die Vielheit der besonderen Zwecke erweitert sich zur Allgemeinheit, die aber nur äufserlich ist. Die Freiheit des Griechischen Volkslebens ist noch in viele kleine Staaten und Kulte zersplittert. Der freie Geist mufs sich aber als Freiheit des *Menschen*, nicht blofs des Bürgers dieses und jenes Staates erfassen und diese Nothwendigkeit macht sich durch die Römische Welt und die Römische Religion als Zertrümmerung aller beschränkten Zwecke geltend. Die Römische Religion nimmt man in oberflächlicher Weise mit der Griechischen zusammen, aber es ist ein wesentlich anderer Geist in der einen, als in der anderen. Wenn sie auch viele Gestaltungen mit einander gemein haben, so haben diese doch hier durch die prosaische, praktische Ernsthaftigkeit der Römer eine ganz andere Stellung. Diese hat den Zweck der empirischen Herrschaft über alle Völker und der Gott ist die Macht, diesen Zweck zu realisiren. Wir sehen den Römischen Gott als *Fortuna publica*, als eine Nothwendigkeit, die für Andere eine kalte Nothwendigkeit ist. Die eigentliche, den Römischen Zweck selbst enthaltende Nothwendigkeit ist *Roma*, das Herrschen, ein heiliges, göttliches Wesen; in Form eines herrschenden Gottes erscheint sie als ein besonderer Jupiter, als der *Jupiter Capitolinus*. Das Individuum geht einerseits im Allgemeinen, in der Herrschaft unter; andererseits gelten die menschlichen Zwecke als etwas Wesentliches, das menschliche Subjekt als ein Selbstständiges, was sich der Hülfe der Götter nur als Mittel für seine Zwecke bedient und dadurch in äufserliche Abhängigkeit, in Aberglauben verfällt. Der Römische Geist vernichtete in der Vereinigung aller Volksgeister, aller Religionen das Glück und die Heiterkeit der vorhergehenden Religion, weil die Einheit, die nun sein sollte, keine konkrete, innerliche war. Diese abstrakte Macht brachte ungeheures Unglück und einen allgemeinen Schmerz hervor, der die Geburtswehen der Religion der Wahrheit sein sollte. Die Bufse der Welt, das Verzichtthun auf das Endliche diente zur Bereitung des Bodens für die wahrhafte geistige Religion, — eine Bereitung, die von Seiten des Menschen vollbracht werden mufste. „Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn", heifst es; die Zeit war erfüllt, als im Geiste diese Verzweiflung überhand genommen, in der Endlichkeit und Zeitlichkeit Befriedigung zu finden.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes. Herausgegeben von Dr. Philipp Marheineke.

(Schluſs.)

In der bestimmten oder besonderen Religion entsprechen sich die Momente ihrer beiden Seiten auf umgekehrte Weise; die Jüdische korrespondirt der Persischen, die Griechische der Indischen, die Römische der Chinesischen. Durch alle diese Religionen ist der Geist so weit gekommen, seinen wahrhaften Begriff erfassen zu können, sich als Geist zu wissen. In der *absoluten*, *offenbaren*, *christlichen* Religion ist der allgemeine und einzelne Geist unzertrennlich; das Unendliche ist mit dem Endlichen versöhnt; die Substanz ist an sich eben so sehr Subjekt; sie unterscheidet sich von sich, theilt sich dem endlichen Geiste mit, bleibt aber in diesem Wissen, weil es ein Moment ihrer selbst ist, bei sich und kehrt aus ihm ungetheilt in der Theilung zu sich zurück. Die Naturreligion ist die Religion nur des Bewuſstseins; Gott wird als Gegenstand in der Natur gewuſst; die Religion der geistigen Individualität ist die des Selbstbewuſstseins; der Geist weiſs sich als Zweck, aber der Zweck ist noch mit der Endlichkeit behaftet und kommt selbst in seiner Allgemeinheit nicht über eine äuſserliche Einheit hinaus. In der offenbaren Religion weiſs der Geist die *Wahrheit* als seinen Gegenstand und zugleich weiſs er sie als sein eigenstes Wesen; d. h. sie ist ihm nicht bloſs ein Anderes, ein Gegenständliches, sondern er ist sich ihrer als seiner selbst bewuſst. Die Aufhebung des Scheines der Fremdheit, die Versöhnung des Menschen mit der Welt, ist die *Freiheit*. Die Freiheit ist dasselbe, was die Wahrheit, nur mit der Bestimmung der Negation; die Versöhnung ist nichts Ruhendes, sondern Thätigkeit, Hervorbringen. Indem so die absolute Wahrheit ewige Befreiung ist, kann man den Begriff der christlichen Religion ohne Einseitigkeit nicht gut in einem einfachen Satz aussprechen. Die absolute Idee ist:

1) Gott *an und für sich* in seiner Ewigkeit, wie er auſserhalb der Welt, vor ihrer Erschaffung gedacht wird: das Reich des *Vaters;* 2) Gott ist in sich selbst unterschieden und setzt diesen Unterschied auch wirklich als ein Anderes; dies ist die *Welt*, die er erschafft, theils als die Natur, theils als den Geist. Aber die Welt, weil er selbst es ist, der sie setzt, bleibt nicht gegen Gott ein Aeuſseres, sondern er selbst als der *Sohn* bringt sie aus der Entfremdung von sich zu sich zurück; 3) in dieser unendlichen Versöhnung ist Gott, der *Geist*, dem endlichen Geiste offenbar; die Endlichkeit ist in diesem absoluten Selbstbewuſstsein aufgehoben und die Einigung des Menschen mit Gott ist die Thätigkeit des heiligen Geistes in seiner *Gemeinde*.

Die Idee Gottes in ihrer Allgemeinheit ist in der christlichen Religion als das Dogma der *Dreieinigkeit* ausgedrückt, ein Dogma, das dem Verstande, der bei dem Zählen stehen bleibt, ewig ein Mysterium sein muſs. Gott, der ewig an und für sich Seiende, erzeugt sich ewig als seinen Sohn, d. h. er unterscheidet sich von sich. Dieser Unterschied hat aber nicht die Gestalt eines Andersseins, sondern das Unterschiedene ist unmittelbar nur das, von dem es geschieden worden. Gott kehrt also aus seinem Unterschied von sich ewig zur Einheit mit sich zurück. *Gott ist Geist;* keine Dunkelheit, keine Färbung oder Mischung tritt in dies reine Licht. Das Verhältniſs von Vater und Sohn ist aus dem organischen Leben genommen, bildlich und daher nie ganz dem entsprechend, was dadurch ausgedrückt werden soll. Gott als bloſs der Vater ist noch nicht das Wahre; so ohne den Sohn ist er das falsche Gebilde des Verstandes, der modernen Theologie und bereits in der Jüdischen Religion so gewuſst. Gott ist nicht abstrakte, unterschiedlose Identität, sondern leben-

dige, in sich unterschiedene Thätigkeit; er ist Anfang und Ende seiner selbst, und nur als dieser ewige Procefs, als unendliche Totalität ist er der Geist. Der heilige Geist ist die ewige *Liebe*, denn die Liebe ist ein Unterscheiden Zweier, die doch für einander schlechthin nicht unterschieden sind. Wenn man sagt: Gott ist die Liebe, so ist es sehr grofs, wahrhaft gesagt; aber es wäre sinnlos, dies nur so als einfache Bestimmung aufzufassen, ohne zu analysiren, was die Liebe ist. Der Unterschied in Gott ist als *Person* bestimmt worden, weil die Persönlichkeit eben sowohl ihr Fürsichsein bewahren, als diese Sprödigkeit in Anderes, in eine andere Persönlichkeit versenken kann. In der göttlichen Einheit ist die Persönlichkeit als aufgelöst gesetzt. Hält man in der Religion die Persönlichkeit auf abstrakte Weise fest, so hat man drei Götter; die unendliche Form, die Subjektivität ist dann verloren und der Göttlichkeit verbleibt nur das Moment der unendlichen Macht. Setzt man aber die Persönlichkeit als unaufgelöst, so hat man das Böse, denn die Persönlichkeit, die sich nicht in der göttlichen Idee aufgiebt, ist das Böse.

In dem Erscheinen Gottes in der Endlichkeit ist die Welt, das Andere, Gott Aeufserliche nicht als Sohn bestimmt. Als Natur tritt die von Gott erschaffene Welt nur in das Verhältnifs zum Menschen, nicht für sich in das Verhältnifs zu Gott, denn die Natur weifs nicht vom Geist und bleibt ihren Gesetzen unmittelbar getreu. Der Mensch ist nicht in einer solchen Nothwendigkeit, sondern als frei, als sich wissend, als von Gott wissend, kann er aus seiner Substantialität heraustreten. *An sich* ist der Mensch gut, denn Gott, der ihn zum Spiegel seines Wesens gemacht hat, ist der Gute, aber für sich hat der Mensch gut zu *werden* und die Freiheit enthält den Gegensatz des Guten und Bösen in sich. In ihr hat das Böse seinen Sitz; sie ist Quelle des Uebels, aber auch der Punkt, wo die Versöhnung ihren letzten Ursprung hat; Quelle der Krankheit wie der Gesundheit. Sinnlicher Weise stellt man sich in der Geschichte des Sündenfalls vor, der *erste* Mensch habe die Entzweiung des Bösen mit dem Guten gesetzt; der erste Mensch will dem Gedanken nach heifsen: der Mensch *als Mensch*, nicht irgend ein einzelner, zufälliger, Einer von den Vielen, sondern der absolut erste, der Mensch seinem Begriff nach. Die Mangelhaftigkeit, den Menschen als solchen als den ersten vorzustellen, wird durch eine zweite Vorstellung, die der *Erbschaft* korrigirt, durch welche Mittheilung, was der Erste gethan hat, an Andere gekommen sein soll. Als Strafe der Sünde wird die *Arbeit* ausgesprochen; das Thier arbeitet nicht; der Mensch aber mufs in körperlicher und geistiger Arbeit, im Schweifse seines Angesichtes sein Brot hervorbringen, sich zu dem machen, was er an sich ist: diese Thätigkeit ist des Menschen Würde und Hoheit. Indem mit dem Begriff des Guten und Bösen das wahrhafte Wesen des Menschen erfafst wird, erscheint die *Unsterblichkeit der Seele* als ein Hauptmoment der Religion. In der Erzählung vom Sündenfall wird die Unsterblichkeit auf Erden und die der Seele noch nicht getrennt; sie wird auch davon abhängig gemacht, dafs der Mensch vom Baum des Lebens äfse. Die Sache ist überhaupt diese, dafs der Mensch durch das Erkennen unsterblich ist, denn nur denkend ist er keine sterbliche, thierische, ist er die freie, reine Seele. Die Unsterblichkeit mufs deswegen nicht so vorgestellt werden, als ob sie erst *späterhin*, nach dem äufserlichen Tode, in Wirklichkeit träte; sie ist vielmehr *gegenwärtige* Qualität; der Geist ist ewig, ist in seiner Freiheit an nichts Beschränktes, Endliches gebunden und diese innere Ewigkeit wird in der Unsterblichkeit vorgestellt. Weil nun die Erkenntnifs des unendlichen Gegensatzes im Guten und Bösen ihn zum Bewufstsein seiner Freiheit und Geistigkeit bringt, so hat die Vorstellung ganz richtig das Sterben als Konsequenz der Sünde, das Ewigleben als Folge des Freiseins ausgesprochen.

In der Entzweiung des Guten und Bösen hat der Mensch einerseits zu *Gott* das Verhältnifs, diesen als die reine Wahrheit und Freiheit, als die absolute Einheit und ihm gegenüber sich als den in jenen Widerspruch Verwickelten zu wissen, dessen Empfindung Demüthigung, Zerknirschung, überhaupt unendlicher *Schmerz* ist; auf der anderen Seite hat er das Verhältnifs zur *Welt*, dafs ihm diese keine Befriedigung zu geben vermag. Weil der Gegensatz in ihm selbst, weil er die subjektive Einheit der sich widersprechenden Extreme ist, so scheint es, als könne er die *Versöhnung aus sich* hervorbringen. Allein eben hiermit, da es die *ewige* Wahrheit und Freiheit des Geistes ist, die er im Wissen und Thun des Guten realisiren will, geht er von sich zu *Gott* über und erkennt diesen als sein innerstes Wesen an, mit welchem er in Ewigkeit sein will. So tritt die *Einheit der göttlichen Natur mit der menschlichen* und hiermit erst der Begriff vom *Sohn*

Gottes heraus, der im Fleisch, in der unmittelbaren, lebendigen Wirklichkeit erscheint. Die substantielle Einheit ist für die Gewifsheit der Anschauung und Empfindung als *Einer*, von dem die Anderen ausgeschlossen sind, der ihnen als einzig gegenübersteht. Diese Objektivität bringt ihr subjektives Bewufstsein zum Begriff seines Wesens, dafs die Endlichkeit, Schwäche, Gebrechlichkeit der menschlichen Natur mit der göttlichen Einheit und Ewigkeit nicht unvereinbar sei. *Christus* ist darum in der Kirche der *Gottmensch* genannt worden; diese ungeheure Zusammensetzung ist es, die dem Verstande schlechthin widerspricht.

Gott in sinnlicher Gegenwart kann keine andere Gestalt als die des Menschen haben, denn im Sinnlichen, Weltlichen ist der Mensch allein das Geistige. Christus wird als Mensch geboren und hat als Mensch die Bedürfnisse aller Menschen. Allein er geht in die besonderen Neigungen, Leidenschaften, in das Verderben derselben nicht ein; auch nicht in die besonderen Interessen der Weltlichkeit, bei denen Rechtschaffenheit stattfinden kann, sondern er lebt nur der Wahrheit und ihrer Verkündigung. Seine Wirksamkeit ist die Stiftung der Versöhnung des Menschen mit Gott, des Reiches Gottes, einer Wirklichkeit, in der Gott herrscht. Diese neue Religion ist noch concentrirt, nicht als Gemeinde vorhanden, sondern in dieser Energie, welche das einige Interesse des Menschen ausmacht, der zu kämpfen, zu ringen hat, sich dies zu erhalten, weil es noch nicht in Uebereinstimmung mit dem Weltzustand, noch nicht in Zusammenhang mit dem Weltbewufstsein ist. Die *Lehre* der Versöhnung ist daher in ihrem ersten Auftreten polemisch; sie macht die Forderung, alles Andere bei Seite zu setzen, von allen endlichen Verhältnissen auszuscheiden. In der Sprache der Begeisterung, in durchdringenden Tönen, die die Seele durchbeben, die sie herausziehen aus dem leiblichen Interesse, ist dies vorgetragen: „Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit". Aber der Mittelpunkt im Leben Christi ist sein *Tod*. Er ist der Prüfstein, an welchem der Glaube sich bewährt. Gott, der zugleich die menschliche Natur hatte, ist Gottmensch bis zum Tode. Zu sterben, ist das Loos der menschlichen Endlichkeit; der Tod ist so der höchste Beweis der Menschlichkeit, der absoluten Endlichkeit: und zwar ist Christus gestorben den gesteigerten Tod des Missethäters; nicht nur den natürlichen Tod, sondern sogar den Tod der Schande und Schmach am Kreuze: die Menschlichkeit ist an ihm bis auf den äufsersten Punkt erschienen. Gott ist gestorben, Gott ist todt! Dies ist der fürchterlichste Gedanke, dafs alles Ewige, alles Wahre nicht ist; der höchste Schmerz, das Gefühl der vollkommenen Rettungslosigkeit, das Aufgeben alles Höheren ist damit verbunden.

Der Verlauf bleibt aber hier nicht stehen, sondern es tritt nun die Umkehrung ein. Gott nämlich erhält sich in diesem Procefs und dieser ist nur der Tod des Todes; Gott steht wieder auf zum Leben. Die *Auferstehung* gehört wesentlich dem Glauben an: Christus ist nach seiner Auferstehung nur seinen Freunden erschienen; dies ist nicht äufserliche Geschichte für den Unglauben, sondern nur für den Glauben ist diese Erscheinung. Auf die Auferstehung folgt die Verklärung Christi und der Triumph der Erhebung zur Rechten Gottes. Die Menschlichkeit, die selbst Moment im göttlichen Leben ist, wird durch die Auferstehung aus dem Tode als ein Gott nicht Angehöriges bestimmt. Diese Endlichkeit in ihrem Fürsichsein gegen Gott ist das Böse, ein ihm Fremdes: er hat es aber angenommen, um es durch seinen Tod zu tödten; der schmachvolle Tod ist darin zugleich die unendliche Liebe, welche die Welt mit sich und mit Gott versöhnt, weil jener Tod das Endliche, Böse, überhaupt vernichtet hat.

Mit dem Verständnifs des Todes Christi beginnt schon die Entstehung der *Gemeinde*, die Ausgiefsung des *heiligen* Geistes. Vor seinem Tode hatten seine Freunde in ihm noch das sinnliche Individuum vor Augen; den eigentlichen Aufschlufs gab ihnen aber der Geist, der Wiederhersteller der ursprünglichen Herrlichkeit. Einer ist dem Begriff nach, wie wir schon vorhin bei dem Sündenfall sahen, Alle; Einmal ist Allemal. Die Einzelheit der göttlichen Idee, die göttliche Idee als Ein Mensch, vollendet sich erst in der Wirklichkeit, indem sie zunächst zu ihrem Gegenüber die *vielen* Einzelnen hat und diese zur *Einheit* des Geistes, zur Gemeinde zurückbringt und darin als wirkliches, *allgemeines* Selbstbewufstsein ist. Die Gemeinde hat das Bewufstsein der Wahrheit und das einzelne Subjekt wird in dasselbe hineingezogen; es ist dafür bestimmt. Die Taufe zeigt an, dafs das Kind in der Gemeinschaft der Kirche, nicht im Elend geboren wird, dafs seine Welt die Kirche sei, der es sich nur anzubilden habe. Diese Wiedergeburt ist nicht mehr die

unendliche Wehmuth, der Geburtsschmerz, aus welchem die Gemeinde hervorgegangen; der unendliche Schmerz der Unangemessenheit des Einzelnen im Verhältniſs zu Gott ist dem Menschen nicht erspart, wohl aber gemildert. Der Genuſs der Aneignung des Göttlichen, der Gegenwärtigkeit Gottes, wird dem Einzelnen im Abendmahl zu Theil; in ihm wird dem Menschen auf sinnliche und unmittelbare Weise das Bewuſstsein seiner Versöhnung mit Gott, das Einkehren und Innewohnen des Geistes gegeben.

Die Gemeinde ist zunächst im Innern, im Geist als solchem. Die göttliche, objektive Idee tritt dem Bewuſstsein als Anderes gegenüber, das theils durch Autorität gegeben, theils in der Andacht sich zu eigen gemacht ist; oder das Moment des Genusses ist nur ein einzelnes Moment; der göttliche Inhalt wird nicht geschaut, nur vorgestellt. Das Jetzt des Genusses zerrinnt in der Vorstellung theils in ein Jenseits, in einen jenseitigen Himmel, theils in Vergangenheit, theils in Zukunft. Der Geist aber ist sich schlechthin gegenwärtig und fordert eine erfüllte Gegenwart; er fordert mehr als nur Liebe und trübe Vorstellungen; er fordert, daſs der Inhalt selbst gegenwärtig, oder, daſs das Gefühl, die Empfindung entwickelt, ausgebreitet sei. So wird die *Weltlichkeit* vom Geist der *Kirche* verklärt; die Sittlichkeit gewinnt ihre konkrete Gestaltung im christlichen Staatsleben; der Glaube seine allgemeine Form der christlichen Philosophie und Theologie. Theologie ist die wissenschaftliche Religion. Es giebt Menschen, die sehr religiös sind, Nichts thun, als die Bibel lesen und Sprüche daraus hersagen, eine hohe Frömmigkeit, Religiosität haben, aber Theologen sind sie nicht; zur Theologie ist das Denken, das Philosophiren nothwendig. —

Wir haben, ohne uns zu unterbrechen, dem Leser ein anschauliches und gedrängtes Bild der Vorlesungen zu geben versucht und hoffen, daſs uns weder ein wichtiges Moment entschlüpft, noch der allgemeine Zusammenhang der einzelnen Bestimmungen entgangen ist. Wir hätten noch von dem Anhang zu berichten, Th. II. S. 289. bis zu Ende, welcher die Vorlesungen über die *Beweise* vom *Daseín Gottes* enthält. So höchst wichtig diese Schrift für die Theologie und Philosophie ist, so viel vortreffliche Entwickelungen sie darbietet, so sehr sie in vielen Punkten als ein Kommentar zur Religionsphilosophie gelten kann, so verbietet uns doch der Raum, näher darauf einzugehen und nur der Wunsch ihres fleiſsigen Studiums sei von uns hier ausgesprochen. Hegel kannte die Vorurtheile unserer jetzigen Bildung gegen jene Beweise vollkommen; auch ist ihm nicht in den Sinn gekommen, das wirklich Mangelhafte derselben in Schutz nehmen zu wollen; hiervon vermag die Kritik der Kantischen Kritik der metaphysischen Beweise S. 368 — 94, am schlagendsten zu überzeugen. Allein er hat auch das Wahrhafte dieser Beweise gewürdigt und in ihnen die nothwendigen Formen der Erhebung des Menschen zu Gott nachgewiesen. Die Erhebung geht entweder vom *Sein* zum Begriffe oder vom *Begriffe* zum Sein über. Auf jenem Wege entsteht in dem Uebergange vom zufälligen Sein zum nothwendigen der *kosmologische*, oder im Fortgange von der Erkenntniſs eines einzelnen Zweckes zur Erkenntniſs des Endzweckes der *teleologische* Beweis. Auf diesem Wege, wenn wir vom Begriff Gottes auf das Dasein desselben schlieſsen, entsteht der *ontologische* Beweis. Als eine der fruchtbarsten Seiten der Hegel'schen Darstellung dürfte hervorgehoben werden, daſs sie das innere Verhältniſs jener verschiedenen Beweise zu den verschiedenen Grundgestalten der Religion entwickelt, den kosmologischen in der Naturreligion, den teleologischen in der Religion der geistigen Individualität und den ontologischen in der christlichen aufzeigt. Hegel hat schon sonst in der Logik und Encyklopädie, besonders aber in der Religionsphilosophie selbst diesen Zusammenhang des Bewuſstseins mit der Logik angegeben, in diesen Vorlesungen ist es aber in wahrhaft klassischer Weise geschehen. Wir schlieſsen diese Anzeige mit den Worten des Verewigten: „Das empirische Leben des Einzelnen, aus den vielfachsten Abwechslungen der Stimmung, der Zustände des Gemüths in den verschiedenen äuſseren Lagen zusammengesetzt, führt es herbei, aus und in denselben sich das Resultat, daſs ein Gott ist, zu vervielfältigen und diesen Glauben sich, als dem veränderlichen Individuum, immer mehr und von Neuem zu eigen und lebendig zu machen. Aber das wissenschaftliche Feld ist der Boden des *Gedankens*; auf diesem zieht sich das *Vielmal* der Wiederholung und das *Allemal*, das eigentlich das Resultat sein soll, in *Einmal* zusammen; es kommt nur die *Eine* Gedankenbestimmung in Betracht, welche als dieselbe einfach alle jene Besonderheiten des empirischen, in die unendlichen Einzelheiten der Existenz zersplitterten Lebens in sich faſst. — Aber es sind dies unterschiedene Sphären nur der Form nach, der Gehalt ist derselbe; der Gedanke bringt den mannigfaltigen Inhalt nur in einfache Gestalt; er epitomirt denselben, ohne ihm von seinem Werthe und dem Wesentlichen etwas zu benehmen; dieses vielmehr nur herauszuheben, ist seine Eigenthümlichkeit."

Karl Rosenkranz.

№ 83.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

LVI.

La législation civile, commerciale et criminelle de la France, ou commentaire et complément des Codes français. P. M. le Baron Locré, ancien Secrétaire général du Conseil d'État etc. Paris, Treuttel et Wurtz, 31 *Vol.* 8°. 1827 — 1832.

Zu welcher Schule auch ein Jurist sich bekenne, so mufs es ihm interessant sein, über die Entstehung einer geschriebenen und codificirten Gesetzgebung genauen Aufschlufs zu erhalten. Dies Interesse wird, was die Französische Gesetzgebung anbelangt, durch hier bezeichnetes Werk befriedigt, welches aus den Akten der verschiedenen dazu konkurrirenden Behörden die Geschichte der Verfassung und die Erklärung des Sinnes der verschiedenen Französischen Codes giebt. Der Vf., schon vortheilhaft bekannt durch seinen *Esprit du Code civile*, seinen *Esprit du Code de procédure* und seinen *Esprit du Code de Commerce*, und im Besitz aller Mittel, um in den Quellen zu schöpfen, aufserdem am besten geeignet, diese Quellen zu benutzen, da er als General-Sekretär des Staatsrechts allen einschlagenden Verhandlungen beizuwohnen hatte, giebt selbst, als Einleitung: *eine Idee dieses Buches*, die wir, als völlig passend, hier, zusammengezogen, wiedergeben wollen.

Es bietet dasselbe zugleich einen Kommentar und eine Ergänzung der fünf Codes dar, nämlich des Civil-, des Prozedur-, des Handlungs-, des Straf- und des Kriminal-Verfahrungs-Codex; einen *Kommentar*, insofern die verschiedenen Artikel in ihrer Reihefolge durch die beigebrachte dreifache Verhandlung im Staatsrath, im Tribunat und im gesetzgebenden Kollegium (*Corps législatif*) erläutert werden, eine *Ergänzung*, indem die in die Materie der besagten Codes einschlagenden accessorischen Gesetze, theils früheren, theils auch späteren Datums beigebracht und zugleich auch aus den öffentlichen Verhandlungen kommentirt werden.

Um seine Verfahrungsart zu rechtfertigen, stellt der Verf. den Satz auf: dafs wir ein Gesetz nur dann verstehen, wann wir seinen Geist kennen und dafs wir diesen auf eine sichre Art nur in den Verhandlungen und in den Arbeiten finden, deren Produkt das Gesetz ist. Der erste Theil des Satzes ist eine längst aufgestellte Wahrheit; der zweite Theil möchte weniger fest stehen. Wenigstens sind die vorliegenden Verhandlungen und Arbeiten, die der *Code civil* herbeigeführt, nicht ganz dazu geeignet, jene Wirkung hervorzubringen. Verschiedene Ursachen stehen dieser Wirkung entgegen. Denn einmal sind jene Verhandlungen sehr oberflächlich, sogar dann, wenn was Neues an die Stelle des Alten gesetzt wird, wie z. B. die auf die Abschaffung der in vielen Provinzen Alt-Frankreichs üblichen Entstehung der Servituden durch unvordenkliche Verjährung sich beziehenden, oder zweitens, das alte Recht wird blofs beibehalten, weil es alt ist, wo also der Geist jetzt noch wie vorher in der Urgeschichte des Rechts zu suchen ist; oder aber drittens, man bleibt in Ungewifsheit darüber, warum das gesetzgebende Kollegium den Gesetzvorschlag angenommen, da nach dessen Einrichtung, das von der Regierung gemachte und vor demselben zwischen den Rednern des Staatsrechts und des Tribunats erörterte Vorschlag, vermittelst Stimmengebung durch Kugeln ohne Erläuterung von Seiten der Mitglieder des Kollegiums entweder verworfen oder angenommen werden mufste, so dafs, wie bei der Erklärung einer Jury, möglich war, dafs der Beschlufs, aus andern Gründen, als die verhandelten entstand. Von der Unzulänglichkeit seiner Nachrichten giebt der Verf. unwillkürlich gleich selbst einen Beweis. S. 4. nämlich, führt er ein (ihm zufolge) berühmtes Urtheil des Kassations-Gerichtshofs an, das auf den förmlich ausgesprochenen Grund hin erlassen wurde, „dafs aus den

„Akten über die Diskussionen des *Code civil* erhelle, dafs „die Vf. desselben im Ganzen das Dotal-System, so wie es „in den *pays de droit écrit* bestand, haben beibehalten „wollen und gar nichts an dem Verbot geändert haben, „welches daselbst gegen die Veräufserung der Mobiliar-„Brautgabe stattfand". Nun erhellt aber aus den angeführten Akten, insofern der Verf. sie giebt (T. XIII, p. 206. et 207.) *) ausdrücklich nichts anderes, als dafs der Staatsrath das Verbot der Veräufserung der unbeweglichen Brautgabe beibehielt. Auch geniefst jenes Urtheil bei weitem des Ansehns nicht, das ihm der Vf. zuschreibt.

In der Darstellung seines Plans fortschreitend, zeigt der Verf., wie er in seinem Buche alle Vorarbeiten der fünf *Codes* zusammengestellt hat; „von welchen Vorar-„beiten", sagt er, „ein grofser Theil nie bekannt ge-„macht worden, oder nicht mehr bekannt ist". Mit Recht macht er hier auf den Unterschied aufmerksam, der in der Theilnahme obbenannter Behörden eintreten mufste, da, z. B. auf der einen Seite die, in gemeinschaftlicher Berathung entworfenen Einwendungen des Tribunals ein anderes Gewicht haben müssen als die Reden, in welchen die Abgeordneten des Tribunats dessen Ansicht vor dem gesetzgebenden Kollegium verfochten; die Form dieser Verfechtung war nämlich dem damit beauftragten Redner ganz überlassen. Zum Verständnifs dieser Behauptung hat der Verf. eine Darstellung der Verfassung Frankreichs nach der Konstitution des Jahrs VIII. beigefügt, aus welcher hier nur dies zu erinnern steht, dafs die Gesetzes-Vorschläge nothwendigerweise von der Regierung, nach Anhörung des Staats-Raths, ausgingen, durch dieselbe dem Tribunat vorgelegt, und dann durch Redner aus dem Staats-Rath und aus dem Tribunat vor dem Gesetzgebungs-Kollegium erörtert und von diesem durch *ja* oder *nein*, entweder ganz angenommen oder ganz abgewiesen wurden. Der angenommene Vorschlag wurde dadurch unmittelbar Gesetz (ohne weitere Sanction), und die Regierung war *verbunden*, dieses in den zehn Tagen zu promulgiren. Der Erhaltungs-Senat, der auch in dieser Verfassung bestand, nahm keinen Antheil an der Gesetzgebung; er sollte blofs darüber wachen, dafs keine verfassungswidrigen Gesetze noch Regierungs-Beschlüsse aufkämen, und, entstünden solche, dieselben vernichten. Theils auf diese äufsere Form, theils auf die innere bezieht sich eine Thatsache, die weniger bekannt ist. In den ersten Zeiten des Konsulats geschah es nämlich ziemlich oft, dafs das Tribunat Vorschläge der Regierung verwarf, dermafsen, dafs diese Letztere im Januar 1802 an das gesetzgebende Kollegium eine Botschaft schickte, durch welche sie die auf den *Code civil* sich beziehenden Vorschläge unter dem Vorwande zurücknahm, dafs die Zeit noch nicht gekommen sei, wo man in den Verhandlungen des Tribunats die nöthige Ruhe und Sinnes-Einklang zu finden hoffen könne. Die Vorschläge hatten sich bis auf das ganze jetzige erste Buch des *Code* erstreckt, also auch auf die Ehescheidung (*divorce*) und auf die Adoption. Erst im September desselben Jahrs nahm der Staats-Rath die unterbrochene Arbeit wieder vor, und fing die Regierung wieder an, dem Tribunat und dem gesetzgebenden Kollegium die bezüglichen Vorschläge zu machen. Sie hatte indefs ein Mittel ausfindig gemacht um auf glimpfliche Weise die Opposition im Tribunat und im gesetzgebenden Kollegium zu entwaffnen, indem sie nämlich vorläufige freundschaftliche Konferenzen (*conferences officieuses*) zwischen dem Staats-Rath und dem Tribunat einrichtete, zufolge welcher die öffentliche amtliche Diskussion vor dem gesetzgebenden Kollegium fast zum blofsen Spiel ward.

Noch auf ein anderes *factum* macht hierbei der Vf. aufmerksam. Weder im Moniteur noch in der gedruckten Sammlung der *procés-verbaux de la discussion du Code civil*, finden sich die vor jener Botschaft vorgefallenen Verhandlungen über die Ehescheidung und die Adoption, in ihrem ganzen Umfang. Die Ursache ist, dafs der erste Konsul dem Autor, der seinem Amte nach mit der Besorgung des Drucks beauftragt war, untersagt hatte, jene Verhandlungen dem Drucke zu übergeben; sie enthielten nämlich, über jene Gegenstände, Aeufserungen Bonapartes, die theils mit seinen Projekten im Widerspruch standen, theils diese zu klar ankündeten. Betrachtet aus dem Gesichtspunkt der Publicität der Verhandlungen im Staats-Rath über die vier andern *Codes*, ist das Werk des Verfs. ganz neu, da bisjetzt die, diese Verhandlungen betreffenden Akten nicht gedruckt waren. Ebenso wenig waren es die Bemerkungen des Tribunats über den *Code de Commerce* und den *Code de procédure* und die Bemerkun-

*) Hier findet sich zugleich ein ungeheurer Druckfehler, da statt *aliénable*, *inaliénable* steht.

gen über die beiden Kriminal-Codices die von der Kommission des gesetzgebenden Kollegiums ausgegangen waren, welche nach Aufhebung des Tribunats (1807) dessen Stelle eingenommen.

Indem er die ihm vorliegenden Akten-Stücke zur Erläuterung der *Codes* benutzen wollte, hatte der Verf. die Wahl zwischen dem bloſsen Abdruck derselben, den er etwa mit Bemerkungen begleiten konnte, oder aber der Zerstückelung derselben, nach der Natur der verschiedenen Gegenstände, die in jeder Sitzung verhandelt worden waren. Abgeschreckt durch die Schwierigkeiten, welche aus der einen und der anderen Methode für die Nützlichkeit des Buchs entstanden wären, erwählt er einen Mittelweg, auf welchem er die beiden Zwecke zu erreichen hoffte, die, wie er glaubte im Wunsche des Publikums lagen; nämlich 1) das Drama der Verhandlung wiederzugeben; 2) den aus diesen Dramen über jede Materie hervorgehenden Kommentar darzulegen.

Um diesen doppelten Zweck zu erreichen, befolgt er folgende Methode. Nach der Eintheilung der *Codes* in Titel, giebt er über jeden Titel nach dessen Artikel-Folge einen Kommentar, in welchem er aber nur kurz auf die Erläuterungen hinweist, die aus den gleich folgenden Akten erhellen sollen. Auf den Kommentar folgen dann diese Akten selbst, d. h. Protokolle der Sitzungen, Vorträge und Reden, jedes Stück mit einer analytischen Uebersicht versehen, so daſs in chronologischer Ordnung die einschlagenden Diskussionen im Staats-Rath, im Tribunat und im gesetzgebenden Kollegium folgen und die Erläuterung geben, die der vorhergehende Kommentar der Gesetzes-Artikel versprochen. Auf jeden Titel eines *Code* folgt dessen Ergänzung (*complément*), in welchem, wie schon berichtet, sich der ebenso erläuterte Kommentar der einschlagenden accessorischen Gesetze und Verordnungen befindet.

Wenn dieser Darstellung der Verfahrungsart des Verfs. vielleicht an Klarheit etwas abgeht, so ist das nicht ganz die Schuld des Bericht-Erstatters, da diese Verfahrungsart selbst ein ziemlich verwirrtes Bild darbeut. Der Gedanke, das Drama der Verhandlungen im Staats-Rath beizubehalten (denn nur dieses Drama giebt wirklich der Verf., die kollegialischen Verhandlungen im Tribunat sind weggeblieben), war wohl nicht glücklich, wenn dasselbe bloſs als Hülfsmittel zum Kommentar dienen sollte. Auch ist die Klage über die im Buche herrschende Dunkelheit und Verworrenheit allgemein; das Werk hat fast keinen der Subskribenten befriedigt und der weitere Absatz hat dermaſsen nachgelassen, daſs der Verf. mit dem Herausgeber um die 25000 Fr. im Proceſs liegt, die er sich für sein Honorar ausbedungen.

Es möge nun noch eine kurze Uebersicht der Art folgen, wie der Verf. seinen Plan ausgeführt. Zuvörderst als Einleitung steht eine gedrängte äuſsere Geschichte des *Code civil* und der vier andern *Codes*. Wir finden aber darin nichts merkwürdiges als folgende Bemerkung, die freilich vor zwanzig Jahren noch interessanter und triftiger gewesen wäre. „Es ist gewiſs „für eine Nation ein ungemeiner Vortheil, eine kleine „gedrängte, vollständige, einförmige Gesetzgebung zu „besitzen, und die in allen ihren Theilen zusammen-„hängt. Gleichwohl, da die besten Dinge oft ihre „Schwierigkeiten haben, so hat auch der *Code civil* die „seinige gehabt; er hat fast das tiefere Studium des „Rechts vernichtet. Dies kommt von einem Irrthum her, „den die Trägheit und die Einbildung leichtsinnig auf-„genommen, den der letzte Artikel des Gesetzes vom „30sten Ventose XII. bekräftigt, den sogar das Buch, „das ich jetzt herausgebe begünstigen mag; einen Irr-„thum, den ich mit Erstaunen durch einige neue Rechts-„gelehrte habe verbreiten sehen, und der doch zu nichts „führen könnte als die Wissenschaft zu tödten.... „Dieser Irrthum besteht darin, zu glauben, die ganze „Rechtswissenschaft sei in dem dünnen Bande des Codex „eingeschlossen, und es sei also, wenn man nur diese „wohl inne habe, unnütz, sich anderen Studien, beson-„ders dem Studium der Römischen Gesetze zu ergeben. „Der *Code civil*, sagen mehrere, ist das einzige Gesetz „Frankreichs; der Artikel 7. des Gesetzes vom 30sten „Ventose XII., nimmt den Römischen und den andern „frühern Gesetzen ihre Kraft, der Text des *Code* ist „klar" u. s. w.

Der Verf. zeigt hierauf recht gut das Ungründliche und Schiefe dieser Ansicht, die übrigens auch Napoleon theilte, der bekanntlich bei der Erscheinung von Malleville's Kommentar das gröſste Erstaunen und den gröſsten Widerwillen äuſserte.

Der *Code civil* ist natürlich der erste Gegenstand der Bearbeitung des Verf.; er nimmt die 16 ersten Bände des Werkes ein, worin aber die oben charakterisirte Ergänzung (*complément*) selbst wieder ein Vier-

tel einnimmt. Da, wie gesagt, das ganze keinen besondern wissenschaftlichen Werth hat, so ist diese Ergänzung fast wichtiger als die Bearbeitung des *Code civil* selber, die Titel von den *Verlassenschaften*, *von dem Ehekontrakt*, *von den Hypotheken* ausgenommen, obgleich grade in diesem letzten das Resultat der angewandten Mühe nicht entspricht. *) Sie giebt ordnungsmäſsig alle Verfügungen, die den *Code civil* ergänzt oder modificirt haben, zum Theil auch die frühern speciellen Gesetze, die er bei Kräften gelassen; denn der Verf. sagt mit Recht, daſs der 7. Artikel des Gesetzes vom 30. Ventose XII. nicht alle frühern Gesetze über Gegenstände des Civilrechts abgeschafft. Einen ausländischen Leser mag es aber hier nöthig sein, gegen einen Irrthum zu warnen, in welchen er bei Ansicht jener Ergänzung fallen könnte. Sie enthält Akten, die nach dem Französischen Staatsrecht nichts weniger als Gesetzeskraft haben, als da sind: Gutachten des Staats-Raths, Dekrete, Ordonnanzen, Entscheidungen des Kaisers oder des Königs, ja sogar ministerielle Instruktionen. Die Gutachten des Kaiserlichen Staatsraths allein können in gewisser Hinsicht als gesetzliche Verfügungen gelten, wenn sie nämlich nicht nur vom Kaiser bekräftigt, sondern auch noch zufolge eines Konflikts zwischen mehreren Gerichtshöfen über die nämliche Rechtsfrage und Rechtssache gegeben worden waren.

Auf die Bearbeitung des *Code civil* folgt die des *Code de Commerce*, die, schon seit 1801 vorbereitet, endlich 1807 als Gesetz publicirt ward. Sie nimmt vier Bände ein und ist nach dem nämlichen Plan eingerichtet, wie die Bearbeitung des *Code civil.* Auch hier ist die Ergänzung sehr interessant. Zwar verwahrt sich der Verf. davor, daſs er die gesetzlichen Verfügungen, welche den Einfluſs der allgemeinen Verwaltung auf den Handel oder dessen Polizei, oder aber die finanziellen Beziehungen des Handels bestimmen, beibringen wollen; er will bloſs auf diejenigen Rücksicht nehmen, welche die Privat-Verbindlichkeiten und die gerichtlichen Streitigkeiten betreffen. Natürlich hat er aber diese Gränzlinie nicht streng beobachten können, weil auch darin die Verwaltung mehr oder weniger betheiligt ist; demzufolge führt er denn auch das Gesetz über die Handelsbörsen (1801) auf.

Am interessantesten, als neu und durch den persönlichen Antheil Napoleons belebt, ist die Diskussion im Staatsrath über die Failliten und Bankerutte. Bekanntlich war der Kaiser kaum vom Preuſsischen Feldzug (1807) zurück, als er durch mehrere indessen ausgebrochene skandalöse Bankerutte mit Recht erbittert, aber auch ganz im Sinn eines despotischen Eingreifens in Privat-Verhältnisse, sich vom Zustand eines in Arbeit liegenden Projekts des *Code de Commerce*, Rechenschaft geben liefs und, wenig mit dessen Verfügung über jenen Gegenstand zufrieden, denselben aufs neue in Erörterung stellte. Die Folge war, nicht ohne starken Widerspruch von Seiten Cambacère's und Anderer, jenes System, von Strenge das den Titel über Failliten und Bankerutte ohne beträchtlichen Nutzen für die Gläubiger auszeichnet.

Der *Code de procédure* ist in 3 Bänden (XXI, XXII, XXIII) bearbeitet. Die Aufgabe war die durch das Gesetz vom 26. Oktober 1790 aufgestellte, nämlich: den Prozeſs einfacher, fördernder und weniger kostspielig zu machen. Dessen Grundprinzipien zu verändern war also die Rede nicht und konnte es auch nicht sein, da dieselben nämlich: Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Handhabung formeller Justiz, Verhandlungs-Maxime u. s. w., schon in Wirkung, und mit den Sitten der Nation so verwachsen waren, daſs nicht daran zu denken war, sie abzuändern. Die Bearbeitung des Verfs. sowohl als die officiellen Erörterungen selber die er mittheilt, verdienen im Ganzen dasselbe Urtheil als die oben erwähnten. Der Wunsch entsteht auch hier, daſs wir doch lieber die Diskussionen der Special-Kommission besitzen möchten, welche das erste Projekt ausgearbeitet, das alsdann dem Staatsrath zur Erörterung vorgelegt wurde, um bei ihm das Definitiv-Projekt zu erhalten, über welches das Tribunat und zuletzt das gesetzgebende Kollegium zu stimmen hatten. Jene Diskussionen waren gewiſs umständlicher und tiefer, und waren also auch lehrreicher, als die jetzt vorliegenden.

(Der Beschluſs folgt.)

*) So ist z. B. der Titel der Verjährung sehr dürftig erörtert worden. Fast alle Begriffe, z. B. die von erwerbender und erlöschender Verjährung, sind vermenget; an keinen Unterschied zwischen der Verjährung der Aktion und der Exception wird auch nur gedacht; an die, aus dem *droit coutumier* genommene Regel: *Hand muſs Hand wahren* (*en fait de meubles la possession vaut titre.* Art. 2279) auch kein Wort von Bedeutung verwendet, dessen nicht zu gedenken, daſs sie mit andern Verfügungen das *Code* (z. B. mit Art. 1141) in Miſsklang zu stehen scheint.

№ 84.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

La législation civile, commerciale, et criminelle de la France, ou commentaire et complément des Codes français. P. M. le Baron Locré.

(Schlufs.)

Um übrigens den formellen Inhalt des *Code de procédure* zu beurtheilen, mufs man nicht vergessen, dafs er kein eigentlicher Codex des gerichtlichen Rechts (*droit judiciaire*) sein sollte, sondern blofs ein Codex des Prozefsrechts; die gesetzlichen Bestimmungen über Gerichtsverfassung, Kompetenz u. s. w. liegen aufser dem *Code* und sind nirgends in einem Codex vereinigt. Gegen den Irrthum der aus der gegentheiligen Ansicht entstehen könnte, hatten sich die Verf. des Projekts hinlänglich verwahrt, nicht ebenso formell, aber gegen die Ansicht, dafs der *Code* nur das Recht der Klagen (*Jus actionum*) umfasse, so dafs man auch noch jetzt oft von sonst guten Juristen die Aeufserung hört, der *Code de procédure* sei der *Code des actions*.

Nur noch zwei Bemerkungen mögen hier Platz finden, davon eine die Leichtigkeit dieser officiellen Diskussionen, die andere den finanziellen Geist bezeichnet, der schon zu dieser Epoche (1806) über dem der Civil-Gesetzgebung stand.

Im Projekt des Titels *de la requête civile* (gewissermafsen das Ansuchen auf *restitutio in integrum* gegen ein Urtheil, oder *supplicationis beneficium*) war die Ordonnanz von 1667 (bekanntlich das Prozefsgesetz von Ludwig XIV), fast wörtlich abgeschrieben, und so findet sich unter andern Restitutionsgründen folgender aufgeführt: *„s'il a été prononcé sur choses non demandées"*. In der Ordonnanz fand sich noch der Zusatz: *„ou non contestées"*. Diese letzten Worte blieben im Projekt, wenn man der beiliegenden Diskussion glaubt, aus dem Grunde weg, weil es sonderbar wäre, wenn ein Urtheil deswegen angefochten werden könnte, weil es z. B. den Beklagten, der sich nicht vertheidigt oder wohl gar die angeklagte Schuld eingestanden, verurtheilt hätte. Man hatte also übersehen, dafs jene Worte der Ordonnanz soviel sagen wollten, als: *„sur lesquelles il n'y a pas eu de contestation en cause*; d. h. über welche keine *litis contestatio* Statt gefunden; eine Verfügung, die in der Ordonnanz um so konsequenter war, als diese sich mit der *litis contestatio* in einem besondern Titel (*de la contestation en cause*) beschäftigt hatte. Freilich ist im *Code* ein ähnlicher Titel weggeblieben, ja derselbe braucht das Wort *contestation en cause* gar nicht, und viele Wirkungen der *litis contestatio* sind schon der Anhängigmachung der Klage (*demande par ajournement*) zugeschrieben. Gleichwohl findet dieselbe wie natürlich in der Realität noch immer Statt und hat für Feststellung der *status causae* und *controversiae* ihre Wirkungen. Umgekehrt ist aber die gänzliche Vernachläfsigung der *litis contestatio* durch den *Code* eine der Ursachen, warum oft vor dem Französischen Richter in den Debatten einer Streitsache so arg hin- und hergeschwankt wird.

Die andere Bemerkung trifft den Artikel 834 des *Code*, der, wie der Verf. zeigt, das Hypothekensystem des für so dauerhaft angekündigten *Code civil* blofs auf die Vorstellung der Verwaltung der indirekten Abgaben veränderte, welche sich beklagte, dafs seit dem *Code civil* die Transscription der Veräufserungsakten, und somit ihre Einkünfte abnähmen.

Die Theile XXIV — XXXI nimmt der Kriminal-Codex ein, d. h. die beiden *Code pénal* und *d'instruction criminelle*. Diese Gesetzbücher sind zwiefach vorbereitet worden; einmal in einem einzigen, schon 1804 angefangenen und abgeschlossenen Projekt eines *Code criminel* (der beides: *Strafrecht* und *Straf*prozefs enthält) und dann, nach einem Zwischenraume von 6 Jahren, in zwei Projekten, wovon das Eine dem Strafprozefs und das Andre dem Strafrecht besonders gewidmet war; das erste Projekt war beiseite gelegt wor-

den. Die Diskussion dieser Projekte im Staats-Rath ist triftiger und tiefer als die Diskussion der drei vorhergehenden *Codes;* die Materie war einfacher und begriff zum Theil das öffentliche Recht; die Beibehaltung der Jury wurde in Frage gesetzt, die Wiedervereinigung der Kriminal- und Civil-Justizverwaltung berathen. Sonderbar mag es scheinen, daſs die Jury nur mit einer kleinen Stimmen-Mehrheit beibehalten wurde; während man fast einstimmig Special-Gerichte annahm. Betrachtet man das Resultat, das aus diesen Diskussionen hervorging und das vom gesetzgebenden Kollegium (das Tribunat war aufgelöst worden) fast ohne Abänderung angenommen ward, so ist es freilich weder der Zeit noch der Nation würdig ausgefallen; dies ist aber nicht dem Mangel der Einsicht, sondern dem Mangel an gutem Willen und den damals obwaltenden despotischen Absichten des Machthabers zuzuschreiben. Anerkennen muſs man gleichwohl auch, daſs in diesen Diskussionen, die in seiner Gegenwart gehalten worden, eine Freiheit obwaltete, die ihm Ehre macht; die Jury, die von den bedeutendsten Männern, wie Portalis, angegriffen, und welcher Napoleon selbst nicht günstig war, wurde aus Gründen vertheidigt, die nicht alle bloſs aus der richterlichen Ansicht ausgingen und sie wurde auch durch die Mehrheit beibehalten; freilich gelang es, ihr Ansehen, durch mehrere Neben-Einrichtungen, wie die der Special-Gerichte, die Intervention der Präfekten in der Bildung der Jury-Listen, u. s. w. zu schwächen.

Bekanntlich sind beide *Codes*, der *Code d'instruction* und der *Code pénal*, voriges Jahr (1832) einer Revision unterlegen, welche durch das Gesetz vom 28sten April 1832 gesetzlich geworden ist. Der Verf. der *Législation* hat diese schon 1830 angekündigte Revision nicht in seine Bearbeitung aufnehmen wollen und sein Werk 1831 geschlossen. Die bedeutenden Veränderungen, welche jenes Gesetz eingeführt hat, lassen der Diskussion der beiden ursprünglichen *Codes* kaum etwas mehr als einen historischen Werth und deshalb und weil die Revision derselben auſser dem Bereiche des angezeigten Werkes ist, können wir auch hier unsere Beurtheilung desselben schlieſsen.

Rauter.

LVII.

Erklärung des Briefes Pauli an die Galater, von *Conr. Stephan* **Matthies**, *a. o. Prof. d. Theol. an der königl. Univ. zu Greifswald. (Mit besonderer Berücksichtigung des Kommentars von Winer.)* 8. *Greifswald, bei C. A. Koch.* 1833. *S. VI.* 138.

Die Erscheinung, daſs gleichzeitig und unabhängig von einander drei Männer (die Hrn. Matthies und Rückert und der Ref.) sich die Aufgabe gestellt haben, den Brief Pauli an die Galater zu erklären, darf wohl als ein Zeichen angesehen werden, daſs man ein nicht geringes Bedürfniſs eines solchen Kommentars fühlte. Nicht als ob über die anderen Briefe schon genügende Kommentare vorhanden wären; denn mit wenigen Ausnahmen vermissen wir auch da Arbeiten, die dem jetzigen Standpunkte der Theologie und der Wissenschaft überhaupt entsprächen. Aber zweierlei forderte wohl zunächst zu einer gründlichen Erklärung des Briefes an die Galater auf, einmal sein Inhalt selbst, indem sich hier gleichsam die Fäden aller Paulinischen Expositionen zusammenlegen, so daſs, wenn dieses Kompendium der Paulinischen Lehre gründlich erörtert und in seiner Einheit und Ganzheit begriffen ist, dadurch zugleich die meisten dogmatischen Schwierigkeiten für die Interpretation der andern Briefe überwunden sind. In diesem Bewuſstsein scheinen sich die Ausleger des Paulus mit Recht am liebsten gleich zum Mittelpunkte seiner Lehre gewandt zu haben. Die andere Veranlassung ist wohl die Beschaffenheit des Winerschen Kommentars, der trotz seiner drei bald nach einander erschienenen Auflagen je länger je weniger den Anforderungen des theologischen Publikums genügen konnte. Sein Standpunkt ist nämlich der bloſs philologische oder philologisch-historische, auf welchem sich der Erklärer gegen den Inhalt der Schrift fast negativ verhält und sich mehr mit den Worten als mit den Gedanken, mit der Schale als mit dem Kerne beschäftigt. So bildet er ein Glied einer nunmehr bald zu Ende gehenden Reihe von Auslegungen, für deren Verfasser die biblische Dogmatik, wenn nicht geradezu *commenta et figmenta*, doch bloſse *opiniones et placita* der Apostel enthält, welche der Verstand nach seinem subjektiven Rechte für sich zu negiren die Freiheit nimmt. Dennoch dürfen wir gegen diese wegen ihrer einseitigen Verstandesrichtung sogenannte rationalistische Periode nicht unbillig sein; sie war nicht nur in ihrem Verhältniſs zur frühern geistlosen Buchstabenorthodoxie ein nothwendiges Moment in der fortschreitenden Entwickelung der theologischen Erkenntniſs, sondern wir haben ihr auſser vielen gründlichen historischen Forschungen wesentliche Fortschritte in der grammatischen und lexikalischen Erkenntniſs des Sprachgebietes zu verdanken, wobei sich vor allen Winers Grammatik des N. T. Sprachidioms

als eine sehr verdienstvolle Arbeit und gewiſs auch als ein bleibendes Denkmal auszeichnet. Allein für die Schriftauslegung ist das alles nur Beiwerk und Zurüstung; denn ihr Endzweck ist, aus der heiligen Schrift den objektiven Gedankeninhalt zu gewinnen, um ihn der biblischen Dogmatik zur systematischen Verarbeitung zu übergeben. Diese Disciplin entsteht und wächst gleichzeitig mit der wahrhaften Exegese, und beide stehen in Wechselwirkung zu einander. Zur Philologie hingegen verhält sich die Schriftauslegung nur so, daſs jene die allgemeinen Bedingungen von dieser enthält, gegen den Inhalt von dieser aber an sich gleichgültig ist. Weit entfernt nun, daſs der Philolog in Hinsicht auf den Inhalt sich (sofern es ihm gelänge) bis zum abstraktesten Ich entkleiden dürfte, muſs er vielmehr, wie er als Erklärer z. B. des Thukydides zugleich Historiker, als Erklärer des Plato Philosoph sein muſs, so als Erklärer der heiligen Schrift Theologe sein und als solcher seinen bestimmten wissenschaftlichen Standpunkt haben. Diese Verbindung der Philologie mit der Theologie ist in dem Kommentare des Hrn. *Matthies* auf eine recht erfreuliche Weise verwirklicht; keine der beiden Richtungen ist auf Kosten der andern vorherrschend, sondern sie sind in der Regel durch ein glückliches Gleichgewicht mit einander vereinigt. Des Vfs. Absicht ist nicht, einen ausführlichen Kommentar zu geben, worin allerdings vieles einläſslicher hätte behandelt und namentlich auf die noch immer sehr gangbaren Kommentare von Grotius, Rosenmüller und Koppe hätte Rücksicht genommen werden müssen. Aber was der Verf. giebt, ist doch ein vollständiges Bild, worin kein wesentlicher Zug übergangen ist; zugleich folgt er dem Winerschen Kommentare Schritt vor Schritt und berichtigt ihn meistens durch eine tiefere und schärfere Auffassung der Gedanken und Begriffe. Was bisher, wie schon bemerkt, allzuwenig beachtet ward, der dogmatische Inhalt und dessen Rechtfertigung und Begründung, darauf ist von Hrn. M. besonderer Fleiſs verwandt worden. Dazu gehört *einestheils* die genaue Entwickelung und Bestimmung derjenigen Begriffe, die der Apostel in diesem Briefe als allgemein christliche als bekannt voraussetzt, wie z. B. des *νόμος*, der *πίστις*, der *δικαιοσύνη*, des *πνεῦμα*, der *ἀγάπη*, der *ἐκκλησία*, der *βασιλεία τοῦ θεοῦ*. Eigentlich wäre die Erläuterung dieser Begriffe, deren Kenntniſs der Apostel und sein Brief voraussetzt, aus dem biblischen Lehrbegriff herzunehmen; da wir aber noch keinen allgemein anerkannten haben, so unternahm es Hr. M. mit Recht, diese biblischen Begriffe an ihrem Ort zu entwickeln, was er nach dem Urtheile des Ref. in bündiger Kürze mit Klarheit und theologischem Geiste gethan hat. Auch das, was nach des Ref. Ansicht weniger hierher gehörte oder zu weit hergeholt ist, wie z. B. die Bemerkungen über die *ἀλήθεια τοῦ εὐαγγελίου* S. 37., ist doch an sich wohl begründet und gut entwickelt. *Anderntheils* gehören zum dogmatischen Inhalte diejenigen Lehrsätze, welche Paulus in diesem Briefe auseinandersetzt und beweist. Hier schien es dem Ref. bisweilen, der Verf. habe zu wenig auf die Form der individuellen Paulinischen Vor- und Darstellung und auf ihren Unterschied von dem allgemeinen ideellen Gehalte aufmerksam gemacht. So wird z. B. III, 13. die Begründung des Verfluchtgewesenseins Christi am Kreuz durch die alttestamentliche Stelle Deut. XXI, 23. nicht nachgewiesen, und überhaupt in der Erörterung dieser Stelle die Idee der Stellvertretung Christi nach ihrem spekulativen Gehalt von der zufälligen (doch gewiſs nicht philosophischen) Form der Paulinischen Darstellung zu wenig geschieden; in V, 24. wird *σταυροῦν τὴν σάρκα* zu flüchtig als gleichbedeutend mit „das Fleisch ertödten" gefaſst, da doch der Ausdruck (wie in II, 19.) auf der Idee der symbolischen Stellvertretung beruht; vgl. Röm. VI, 6. 2 Kor. V, 15. Diese gleiche Idee wird auch zu wenig hervorgehoben in IV, 4., da doch die Verbindung des Absichtssatzes: *ἵνα τοὺς ὑπὸ νόμον ἐξαγοράσῃ* mit dem Vorhergehenden durchaus auf dieselbe gegründet ist; P. giebt nämlich die beiden Bedingungen an, unter welchen Christi Tod stellvertretend und vom Zwange des Gesetzes befreiend werden konnte. — In der Erklärung des Einzelnen stimmt Ref. mit Hrn. M. fast durchgängig überein; erhebliche Differenzen in der Interpretation sind dem Ref. nur folgende aufgefallen. II, 2. *κατ' ἰδίαν δὲ τοῖς δοκοῦσι* übersetzt Hr. M. (unter den Neuern nur noch Hr. Dr. Paulus) *insbesondere aber denen, die da glaubten, meinten, argwöhnten u. s. w.* Allein schon die Vergleichung mit Nr. 6. *οἱ δοκοῦντες οὐδὲν προςανέθεντο* und das in demselben Zusammenhang vorkommende *οἱ δοκοῦντες εἶναί τι* und *οἱ δοκοῦντες στῦλοι εἶναι* läſst keinen Zweifel übrig, daſs nicht *οἱ δοκοῦντες* s. v. a. *οἱ ἔνδοξοι* seien, wie auch die Alten erklärten. Ueberdies würde der von Hrn. M. angenommene Sinn eine ungewöhnliche Herablassung von Seite Pauli voraussetzen. — II, 4. *διὰ δὲ τοὺς π. ψευδαδέλφους* verbindet Hr. M. mit dem Vorhergehenden als eine Erläuterung, und übersetzt *δὲ nämlich*. Dieses Mittel, um der Annahme einer Anakoluthie zu entgehen, muſs Ref. für gänzlich verfehlt halten. Allerdings ist *δὲ* nicht immer Adversativpartikel, sondern oft bloſs anreihend, und so verknüpft es bisweilen Erläuterungen mit dem Vorhergehenden; aber es sind immer *Sätze*, die angereiht werden, nicht einzelne Worte, und statt *δὲ* könnte dann überall eben so gut *γὰρ* stehen. Nun ist weder das eine noch das andere in obiger Stelle der Fall. — II, 6. *ὁποῖοί ποτε ἦσαν*. Die Ausleger gaben sich viele Mühe, *ποτὲ* temporal zu deuten, und so findet auch Hr. M. darin eine Anspielung auf das vertraute Verhältniſs, welches „die Angesehenen" zu Christo während seines irdischen Lebens hatten. Dieser Gedanke dünkt mich viel zu gesucht, und zu *ὁποῖοι*, *quales, quanta dignitate praediti*, gar nicht zu passen; denn die *dignitas* der Apostel hatte sich doch seit Christi Lebzeiten nicht geändert und wenigstens nicht vermindert. *Ποτὲ* dient demnach wohl nur zur Hervorhebung des Begriffes *ὁποῖοι*; so kommt auch häufig *ὁποῖοι δήποτε* vor. — II, 11. *ὅτι κατεγνωσμένος ἦν* wird von Hrn. M. übersetzt, *weil er anzuklagen, straffällig war*, und bemerkt, das Particip. Pass. lasse sich oft besonders als Perf. im Sinne des Gerundii übersetzen (was Winer bezweifelte) mit

alleiniger Verweisung auf Hom. Jl. XV. (soll heißen XVIII) 427. εἰ δύναμαι τελέσαι γε, καὶ εἰ τετελεσμένον ἐστίν. Allein obwohl hier der Sinn *und wenn es erfüllbar ist* am nächsten zu liegen, ja einzig zu passen scheint, so ist dennoch auch dieses Perf. Pass. aus seiner eigentlichen Bedeutung zu erklären. Was einmal vollbracht worden ist, das ist auch thunlich; vom Faktischen wird auf das Mögliche geschlossen. Vgl. Nitzsch zu Hom. Od. V, 90. — In der Erklärung der schwierigen Stelle III, 20. ist Ref. mit Hrn. M. im Wesentlichen einverstanden, nur glaubt er, die S. 76. gegebene Auseinandersetzung überschreite die unmittelbare Vorstellung Pauli bei weitem, und von dieser hätte die spekulative Begründung unterschieden werden sollen. — III, 23. εἰς τὴν μέλλουσαν πίστιν ἀποκαλυφθῆναι. Hr. M. verwirft die Erklärung Winer's u. A. *bis der Glaube offenbar werden würde*, und übersetzt *bis der künftige Glaube offenbar wurde*. Dann ist der Infinitiv nicht von μέλλουσαν abhängig, sondern er tritt in unmittelbare Verbindung mit der Präposition εἰς. Nun fragt Ref., ob dann nicht nach der Präposition der Artikel τὸ zum Verbum erfordert würde, wie gleich vorher in πρὸ τοῦ ἐλθεῖν? — Völlig im Irrthum ist der Verf., wenn er in ἔνι III, 28. ein aus ἐν und dem demonstrativen Iota gebildetes Adverbium erblickt und ihm einen bezeichnendern Sinn unterlegt als ἔνεστι, nämlich ἔνεστιν ἐν τούτοις, wobei ganz außer Acht gelassen ist, daß das demonstrative Iota immer betont ist und sein muß. Schon die Vergleichung mit πάρα, ἔπι, ὕπο lehrt, daß ἔνι nichts weiter als die Präposition ἐνί (s. v. a. ἐν) mit zurückgezogenem Accent ist. — Aus τὸ πρότερον IV, 13. glaubt Hr. M. mit den meisten Auslegern schließen zu müssen, daß P. schon zweimal bei den Galatern gewesen war. Auch Rückert sagt, τὸ πρότερον, *das erste Mal von zweien*, fordere *gebieterisch* die Annahme einer zweimaligen Anwesenheit. Allein auch hier scheint H. R. ob der grammatischen Regel vom Artikel den Sprachgebrauch übersehen zu haben. So wird τὰ νῦν ohne Unterschied von νῦν gebraucht, und daß auch τὸ πρότερον s. v. a. πρότερον (*vormals, einst*) sein *könne*, mögen folgende Stellen zur Genüge beweisen, Deut. II, 12. 20. Jos. XI, 10. XIV, 15. XV, 15. Jud. XVIII, 29. Warum ich aber diese Bedeutung auch für die passendere halte, habe ich in meinem Kommentar geäußert. — IV, 17. ἐκκλεῖσαι ὑμᾶς θέλουσιν. Hier kann sich Ref. weder mit Hrn. M. vereinigen: *sie wollen euch ausschließen von der reinen christlichen Wahrheit und Freiheit*, noch mit Winer und Rückert: *removere vos student a me meique communione*. Diese Ellipsen, zumal die erstern, sind mir gar zu ungeheuer und liegen ganz außer dem Zusammenhang. Ich überzeuge mich immer mehr, daß mit Beza ἡμᾶς gelesen werden muß; dann ist alles klar: sie wollen *mich* ausstechen (mich um eure Liebe bringen), damit ihr *ihnen* anhanget." — V, 24. οἱ δὲ τοῦ χριστοῦ ἐσταύρωσαν τὴν σάρκα übersetzt Hr. M. *die aber Christo angehören, kreuzigen ihr Fleisch*. Den Aorist faßt er auf als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfassend, indem er hinzufügt: „Wie sollte man auch wähnen können, daß der Apostel die Fleischkreuzigung des Christen als eine bereits vollkommen geschehene sich denke?" Nun möchte Ref. wissen, ob Hr. M. Röm. VI 4. u. 6. die Aoriste συνετάφημεν und συνεσταυρώθη auch so erklären will, und wie er dies mit Vs. 7. ὁ ἀποθανών, Vs. 8. ἀπεθάνομεν, Vs. 14. νεκροὺς τῇ ἁμαρτίᾳ (vgl. Kol. II, 13. 14. Röm. VII, 4. 6.) vereinigen zu können glaubt. Bis dies gezeigt ist, was schwer halten dürfte, hält es Ref. für Paulinische Darstellung, daß zugleich mit dem wahrhaft Gläubiggewordensein der Christ mit seinem Herrn das Fleisch gekreuzigt *habe*, dem Gesetz und der Sünde abgestorben und zu einem neuen geistigen Leben auferweckt *sei* — obwohl neben dieser ideal gefaßten, man möchte sagen symbolisch-dogmatischen Vorstellung die ethische Vorstellung und Ermahnung immer noch zugleich vorkommt, daß der Christ die Werke des Fleisches ablegen, dem neuen Leben gemäß wandeln *solle* und dazu sich verpflichtet habe. Die Idee und das Verhältniß dieser Vorstellungen näher zu entwickeln, verbietet der Raum, daher Ref. der Kürze halber auf seinen Paul. Lehrbegr. 4. Aufl. S. 211. u. f. 217. 223. verweisen muß. Was aber den Begriff des Aorists betrifft, der im Indikativ regelmäßig die abgeschlossene, dauerlose Vergangenheit mit vorherrschendem Begriffe des Momentanen ausdrückt, so sind die aus dem *Namen* ἀόριστος abgeleitet scheinenden Ansichten des Hrn. M. nach Bernhardy's wiss. Synt. S. 380. u. f. und nach Thiersch's Gramm. §. 290. u. 291. (wo auch Jl. 3. 33. erklärt wird) zu berichtigen. Unangenehm ist es dem Ref. aufgefallen, daß der Vf. bei seinem sonstigen wissenschaftlichen Sinn eine gewisse Vorliebe für die unkritische Vulgata des Textes hegt, welche Vorliebe sich negativ durch gänzliche Uebergehung innerlich und äußerlich besser begründeter Lesarten (wie z. B. des Perfekts πεπλήρωται V, 14. und des Futurs ἀναπληρώσετε VI, 2.), theils positiv durch gar zu leicht erwogene Abweisung des von Lachmann hergestellten, erweislich ältesten Textes (wie z. B. IV, 15. ποῦ οὖν ὁ μακαρισμὸς ὑμῶν; dessen Werth Rückert gut gewürdigt hat) kund giebt. Dies ist wirklich die den Forderungen der Zeit nicht ganz entsprechende Seite des vorliegenden Kommentars und kontrastirt mit der wissenschaftlichen Genauigkeit und Gründlichkeit, die da unverkennbar ist, wo es sich um Begriffe und Ideen handelt.

Dieser Ausstellungen ungeachtet kann Ref. nicht umhin, diesen „ersten exegetischen Versuch" des Hrn. M. für einen in der Hauptsache gelungenen zu erklären und die Ueberzeugung auszusprechen, daß durch eine solche mit theologischem Geiste unternommene Schriftauslegung klare und gründliche Erkenntniß des N. T. verbreitet und die Wissenschaft gefördert wird.

L. Usteri.

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

LVIII.

Systematische Entwickelung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander, mit Berücksichtigung der Arbeiten alter und neuer Geometer über Porismen, Projections-Methode, Geometrie der Lage, Transversalen, Dualität, Reciprocität u. s. w., von Jacob Steiner. Erster Theil. Berlin bei Fincke, 1832.

Die leitenden Ideeen, welche den Gang bestimmen, den die Elementargeometrie zu nehmen pflegt, werden zwar in den gewöhnlichen Darstellungen derselben nicht ausgesprochen, weil diese Darstellungen, streng innerhalb der Schranken ihres Gegenstandes sich haltend, auf weiter führende Reflexionen über denselben nicht eingehen; allein man wird nicht leicht verkennen, daſs diesem Gange eine gewisse Nothwendigkeit einwohnt, welche gegen das übrig bleibende Willkürliche, was bei der Stellung und Aussage der Sätze vorkommen kann, bei weitem überwiegt. Es leuchtet ein, daſs die Elementargeometrie, ihrem Zwecke gemäſs, damit anfangen muſs, die in unserer Erfahrung vorhandenen Vorstellungen vom Raum und räumlichen Dingen durch Definitionen wissenschaftlich festzustellen, hierauf aber die einfachsten geometrischen Gebilde, welche als Grundlagen überall wieder zum Vorschein kommen, namentlich Winkel und Dreieck zu untersuchen hat. Da nun Gesetze der Abhängigkeit der Figuren zu finden, der Zweck der Geometrie ist, so beginnt dieselbe ihre Untersuchung, indem sie zunächst die vorläufige Frage: wo oder in welchen Fällen finden überhaupt Gesetze Statt? vorzugsweise durch die Lehrsätze von der Congruenz beantwortet; hierauf aber eröffnet sie sich ein unermeſsliches Feld, indem sie den Inhalt dieser Gesetze anzugeben unternimmt, wie solches vorzüglich durch die Lehre von der Aehnlichkeit geleistet wird. Bis zu dieser Grenze etwa erscheint der Gang der Wissenschaft durch die Idee derselben nothwendig bedingt und dieser daher entsprechend, allein bald beginnt ein Gebiet, wo, bei der Unerschöpflichkeit der möglichen Combinationen, der leitende Faden schwerer aufzufinden ist, ja sogar eine gewisse Willkür in der Auswahl und Behandlung des Stoffes einzutreten scheint. Dieser Mangel eines leitenden und durchgreifenden Princips, welcher nur durch einen Aufwand künstlicher Hülfsmittel der Construction einigermaſsen ersetzt wird, macht, nach der Meinung des Ref., die eigentliche Schwierigkeit und zugleich die Veranlassung aus, weshalb in neueren Zeiten die Geometer den Weg der Synthese fast ganz verlieſsen, und dagegen in der Anwendung der Rechnung das wahre Mittel für die Fortbildung der geometrischen Wissenschaft gefunden zu haben glaubten.

Wie überwiegend nun auch der Vortheil dieser Anwendung sich gezeigt habe, wie wichtige Erfolge die Wissenschaft derselben verdanke, so sprechen doch bedeutende Gründe dagegen, anzunehmen, es sei in derselben die wahre geometrische Methode enthalten. Denn einerseits kann man die Einführung der Rechnung in die Geometrie — wenigstens in den meisten Fällen — als etwas Fremdartiges ansehen, gleichsam ein Gerüst, welches nach vollendetem Bau wieder abgerissen wird; während doch gerade die Einheit der Methode mit dem Inhalt die Schönheit der Wissenschaft ausmacht; ferner aber wird es auch dem Unbefangenen klar sein, daſs die Anschauung nicht selten fast unmittelbar Ergebnisse aufzeigt, zu denen die Rechnung nur auf Umwegen geführt hat, und daſs die Lösungen, welche die letztere giebt, zwar immer zur Gröſsen- oder Zahlbestimmung dienen, in manchen Fällen aber einer Uebertragung in anschauliche Construction unfähig sind und überhaupt eine richtige Einsicht in die Natur der Sache nicht immer gewähren. Schon hat sich, aus diesen

Gründen, bei dem weitern Fortgange der Wissenschaft, das Verhältniſs zwischen Rechnung und Anschauung grade umgekehrt gegen dasjenige gestellt, welches man bei der Einführung der Rechnung im Sinne hatte. Denn während die anfängliche Absicht war, daſs die Rechnung die Schwierigkeiten der Construction beseitigen sollte, so ergeben sich im Verfolg der Untersuchung solche Schwierigkeiten für die Rechnung, daſs die Anschauung sie nicht selten an Leichtigkeit übertrifft, und es entsteht das Bedürfniſs, die Rechnung der Anschauung nachzubilden, und für einen unmittelbaren Ausdruck derselben geschmeidiger zu machen.

Aus den eben angedeuteten Gründen geht hervor, daſs das Bedürfniſs eines aus der Anschauung herstammenden Princips für die Wissenschaft der Geometrie, ungeachtet der groſsen Hülfsmittel, welche die Rechnung derselben gewährt, immer unabweisbar blieb und seine Erledigung forderte. Auch Hr. St. spricht sich hierüber aus: Man kann, heiſst es in der Vorrede, nach den bisherigen Methoden ein Heer von Sätzen finden und beweisen, aber dieselben stehen nur als auſsereinander gerissene Eigenthümlichkeiten da. Für diese muſste sich ein leitender Faden und eine gemeinsame Wurzel auffinden lassen, von wo aus eine umfassende Uebersicht, ein freierer Blick in die Sätze und ihre Stellung zu einander geworfen werden könnte.

Nicht von Einem allein ist der Versuch gemacht worden, durch Einführung allgemeiner Principien der geometrischen Anschauung eine erweiterte und sichere Grundlage zu geben. Schon im Jahre 1822 erschien das merkwürdige Werk des Hrn. Poncelet über die projectivischen Eigenschaften der Figuren, die Frucht der Forschungen, welche Hr. Poncelet im Jahre 1813 in der Einsamkeit der Kriegsgefangenschaft zu Saratow begonnen und später in Frankreich fortgesetzt hatte. In demselben bedient sich der Verf. hauptsächlich des bis dahin sehr vernachläſsigten Hülfsmittels, verwickelte Figuren perspectivisch so zu projiciren, daſs das Bild eine einfachere Anschauung gewähre, von welcher dann rückwärts wieder ein Schluſs auf die entsprechenden Eigenschaften der gegebenen Figur zu machen ist. Denn obgleich die Gestalt des Bildes von der ursprünglichen abweicht, so findet doch eine innige Verwandtschaft zwischen beiden Statt, und es läſst sich zeigen, daſs eine Menge von Eigenschaften der ursprünglichen Figur, und zwar grade die allgemeinsten, sich auch im Bilde erhalten. Diese Eigenschaften nennt Hr. Poncelet projectivisch, und sein Werk zeigt durch seine Reichhaltigkeit, und durch die Leichtigkeit, mit welcher darin grade solche Eigenschaften der Kegelschnitte gefunden und bewiesen werden, welche die Rechnung nur schwer zu erreichen vermag, mit welchem Vortheil die Unterscheidung des Projectivischen verbunden ist.

Neben dieser fruchtbaren Einführung der Projectionen, welche so nützlich für die Vereinfachung der auf gegebene Gebilde bezüglichen Untersuchungen ist, verdient noch ein anderes Grundgesetz räumlicher Gestalten hier genannt zu werden, durch dessen Anwendung alle Sätze über die projectivischen Eigenschaften sich unmittelbar verdoppeln lassen, oder auch, wenn man will, wodurch, bei den Kegelschnitten, die Untersuchung auf die Hälfte aller dieser Eigenschaften zurückgebracht wird, weil aus dieser sich die andre entsprechende Hälfte ergiebt; — das Gesetz der Dualität.

Die Ausbildung dieses wichtigen Begriffes ist hauptsächlich Französischen Mathematikern, namentlich Poncelet, Gergonne, Brianchon zuzuschreiben; doch ist zugleich zu bemerken, daſs auch Möbius in seinem reichhaltigen Werke über den barycentrischen Calcül denselben Gegenstand auf eine selbstständige Weise bearbeitet hat. Folgende Erklärung mag hinreichen, um von dem Inhalt dieses Gesetzes auch denjenigen Lesern eine allgemeine Vorstellung zu geben, welche sich mit diesen neuern mathematischen Forschungen, die allerdings eine von der gewöhnlichen Synthese und Analyse sehr verschiedne Eigenthümlichkeit haben, nicht beschäftigten. Während die perspectivische Projection einer Figur zu derselben in solcher Verwandtschaft steht, daſs jeder Punkt derselben einem Punkte der Figur, und jede Gerade einer Geraden entspricht, daſs mithin von denjenigen Punkten, welche in der Projection in einer Geraden liegen, auch die entsprechenden der Figur in einer Geraden liegen, und wo sich in der Projection mehrere Gerade in einem Punkte schneiden, auch in der Figur die entsprechenden Geraden sich in dem entsprechenden Punkte schneiden; so giebt es nun eine andre Art gegenseitiger Beziehung oder Verwandtschaft, wonach einem Punkte eine gerade Linie, und einer Geraden ein Punkt so entsprechen, daſs, wenn in der einen Figur drei Punkte in einer Geraden liegen, in der andern drei den Punkten entsprechende Gerade sich in dem der Geraden entsprechenden Punkte vereinigen, und umge-

kehrt. Durch die Anwendung dieser Beziehung räumlicher Gestalten, läfst sich neben jeden Satz, welcher aussagt, dafs in einer Figur gewisse Punkte in einer Geraden liegen, oder gewisse Gerade sich in einem Punkte treffen, ein zweiter stellen, in dessen Aussage Gerade mit Punkten und Punkte mit Geraden vertauscht sind. Bei Poncelet erscheint diese Dualität, unter dem Namen der *théorie des polaires reciproques*, noch abhängig von den Eigenschaften der Kegelschnitte. Denkt man sich nämlich von mehrern Punkten einer in der Ebene eines Kegelschnitts gegebenen Geraden, je zwei Tangenten an den Kegelschnitt gelegt, und verbindet man die Berührungspunkte der paarweise zusammengehörigen, d. h. je zweier von demselben Punkt der Geraden ausgehender Tangenten durch Sehnen; so schneiden sich alle diese Sehnen in einem Punkte. Diesen Punkt nennt Poncelet den Pol des Kegelschnittes in Beziehung auf die gegebene Gerade, welche die Polare genannt wird. Ist also in einer Ebene ein Kegelschnitt gegeben, so entspricht jeder Geraden, die in der Ebene beliebig gezogen wird, als Polaren, ein bestimmter Punkt als Pol, und umgekehrt jedem Punkte, als Pol, eine Gerade, als Polare. Liegt der angenommene Punkt auf dem Umfange des Kegelschnitts, so ist seine Polare die in diesem Punkte den Kegelschnitt berührende Gerade, und umgekehrt, der Pol einer berührenden Polaren ist der Berührungspunkt. Betrachtet man die Punkte einer beliebigen in der Ebene gezeichneten Curve als Pole, so sind ihre Polaren Tangenten einer entsprechenden Curve, und liegen insbesondere die Pole in einem Kegelschnitt, so sind die Polaren Tangenten eines entsprechenden Kegelschnitts; während bei höhern Graden die Curve der Polaren von höherem Grade ist, als die der Pole; u. s. w.

Diese Polartheorie, die Quelle einer Reihe sehr merkwürdiger Ergebnisse, enthält allerdings ein Gesetz in sich, welches dem der Dualität ganz gleich kommt; allein die Dualität, wie sie schon von Gergonne aufgefafst wurde, tritt bei Hrn. St. gleich im Anfange ein, und wird in dem ganzen Werke durchgeführt. Eines der wichtigsten Beispiele dieser Dualität, und welches vorzüglich geeignet war, auf das allgemeine Gesetz hinzuführen, giebt der bekannte Satz vom Sechseck im Kegelschnitt, dessen Entdeckung von Hrn. Prof. Möbius (barycentr. Calcül S. 425.) dem Engländer Robert Simson, gewöhnlich aber, und auch von unserm Verf., einem älteren Mathematiker, dem berühmten Pascal, zugeschrieben wird. Ist nämlich in einen Kegelschnitt ein beliebiges Sechseck beschrieben, und verlängert man je zwei Gegenseiten desselben bis zu ihrem Durchschnittspunkte, so liegen die hieraus entstehenden drei Durchschnittspunkte in einer Geraden. Zu diesem Satze entdeckte und bewies nun Brianchon den folgenden entsprechenden: Ist um einen Kegelschnitt ein Sechseck beschrieben, und verbindet man die gegenüber liegenden Spitzen desselben durch Diagonalen, so schneiden sich die drei hieraus entstehenden Diagonalen in einem Punkte. Diese beiden Sätze können zur Construction eines Kegelschnittes dienen, der eine, wenn fünf Punkte gegeben, beliebig viele andere Punkte zu finden; der andere, wenn fünf Tangenten gegeben, beliebig viele Tangenten des Kegelschnitts zu ziehen. Beide Sätze sind, wie schon hieraus hervorgeht, von grofser Wichtigkeit, daher auch von Vielen in verschiedenen Weisen behandelt; indessen zeigt Hr. Steiner, dafs sie doch nur Folgerungen aus einer umfassenderen Ansicht der Kegelschnitte sind, welche vermittelst der Beziehung projectivischer Gebilde gewonnen wird. —

Diese Beziehung projectivischer Gebilde macht nun die eigentliche Grundlage des Systems der Geometrie aus, dessen Darstellung Hr. Steiner in dem vorliegenden ersten Theile begonnen hat, und, wie die Vorrede besagt, in noch vier folgenden Theilen durchzuführen beabsichtigt. Um nämlich zur Erkenntnifs der Quelle der geometrischen Eigenschaften zu gelangen, suchte Hr. St. gewisse einfachere oder Grund-Gebilde, auf welche, wie er zu zeigen unternimmt, vermittelst der Zusammenstellung und gegenseitigen Beziehung ihrer Elemente, die Untersuchung der geometrischen Eigenschaften sich zurückführen liefse. Diese Grundgebilde, welche Hr. St. namentlich aufzählt, stellen sich nun gleich bei dem ersten Blicke als höchst einfach, naturgemäfs und umfassend dar, so dafs, nach der Meinung des Refer., man sie weder willkürlich gewählt, noch unzureichend für irgend eine Art räumlicher Gestaltungen finden wird. Vergleicht man dieselben insbesondere mit den sonst gebräuchlichen Systemen von Coordinaten, vermittelst deren, um die Sprache des Verfs. auf die analytische Geometrie überzutragen, alle Punkte einer Figur auf entsprechende Punkte zweier, oder im Raume dreier, Axen bezogen und durch diese bestimmt werden, so erscheint in hellem Lichte die gröfsere Tiefe-

und Reichhaltigkeit der Grundlagen, welche in dem unserer Betrachtung vorliegenden Werke die Geometrie erhält. Die Grundgebilde sind folgende:

1) Die Gerade. 2) Der ebene Strahlbüschel. Durch jeden Punkt in einer Ebene sind unzählige Gerade möglich, deren Gesammtheit ein ebener Strahlbüschel, eine einzelne Gerade ein Strahl, und der gemeinsame Punkt aller Strahlen der Mittelpunkt des Strahlbüschels heifst. 3) Der Ebenenbüschel besteht aus unzähligen Ebenen, die durch eine gegebene Gerade (Axe) gehen. 4) Die Ebene, in welcher zahllose Gerade und Punkte, oder ebene Strahlbüschel denkbar sind. 5) Der Strahlbüschel im Raume, d. h. die Gesammtheit der Geraden, welche nach allen Richtungen durch einen Punkt (Mittelpunkt) gehen. Derselbe kann auf doppelte Weise betrachtet werden, nämlich entweder als umfasend zahllose ebene Strahlbüschel, die mit ihm einen gemeinsamen Mittelpunkt haben, oder zahllose Ebenenbüschel, welche einen Strahl zur Axe haben.

Diese Gebilde werden nun paarweise auf einander bezogen, so dafs ihre Elemente sich gegenseitig entsprechen, und zwar kann diese Beziehung sowohl bei gleichartigen als ungleichartigen Elementen Statt finden. In dem vorliegenden ersten Theile kommen im Allgemeinen und hauptsächlich nur folgende Verbindungen der Grundgebilde zur Sprache:

1) Es werden Gerade auf ebene Strahlbüschel, Gerade auf Gerade, ebene Strahlbüschel auf ebene Strahlbüschel bezogen.

2) Werden sowohl Gerade als ebene Strahlbüschel auf Ebenenbüschel, und letztere auf einander bezogen.

Referent übergeht die übrigen Zusammenstellungen der Grundgebilde, deren ausführliche Untersuchung den folgenden Theilen vorbehalten ist, nur noch die Bemerkung beifügend, dafs in dem Gegensatz der Grundgebilde, z. B. zwischen den Geraden und dem ebenen Strahlbüschel, deren Elemente, also Punkte und Strahlen, sich gegenseitig entsprechend gesetzt werden, von vorn herein die Quelle der Dualität der geometrischen Gestalten enthalten ist.

Um nun dem Leser eine Vorstellung von dem zu geben, was der Verf. unter dem gegenseitigen Beziehen der Grundgebilde aufeinander versteht, will Ref. bei der Betrachtung der Geraden und ebenen Strahlbüschel, in einer Ebene, stehen bleiben.

Wenn von einem Mittelpunkt B ein ebener Strahlbüschel ausgeht, so wird jede beliebig in der Ebene desselben liegende Gerade so auf ihn bezogen werden können, dafs jeder Punkt der Geraden demjenigen Strahl entsprechend gesetzt wird, welcher die Gerade in diesem Punkt schneidet. Unter allen diesen Strahlen ist derjenige besonders zu erwähnen, welcher mit der Geraden parallel geht, d. h. dieselbe in einem unendlich entfernten Punkte schneidet, und deshalb der Parallelstrahl heifst. In dieser Verbindung des ebenen Strahlbüschels mit der Geraden herrscht nun ein wichtiges Gesetz, welches Brianchon zuerst allgemein aufgestellt und auch Möbius im barycentrischen Calcül ausführlich behandelt hat. Man stelle sich in den Geraden vier Punkte $\mathfrak{a}$, $\mathfrak{b}$, $\mathfrak{c}$, $\mathfrak{d}$ vor, welchen die Strahlen a, b, c, d entsprechen. Alsdann steht jedem Stücke der Geraden, wie $\mathfrak{ab}$, ein Winkel am Mittelpunkt B des Strahlbüschels gegenüber, welcher, weil von den Strahlen a und b eingeschlossen, mit (ab) bezeichnet werden kann. Wie nun auch die Punkte $\mathfrak{c}$ und $\mathfrak{d}$ gegen $\mathfrak{a}$ u. $\mathfrak{b}$ liegen mögen, so kann allgemein die Gerade $\mathfrak{ab}$ angesehen werden als durch den Punkt $\mathfrak{c}$ in irgend einem Verhältnisse und durch den Punkt $\mathfrak{d}$ in einem andern Verhältnisse getheilt. Bildet man nun diese Verhältnisse aus den zusammengehörigen Theilen von $\mathfrak{ab}$, nämlich $\frac{\mathfrak{ac}}{\mathfrak{bc}}$ und $\frac{\mathfrak{ad}}{\mathfrak{bd}}$, so nennt Hr. Steiner das Verhältnifs dieser beiden Verhältnisse, nämlich $\frac{\mathfrak{ac}}{\mathfrak{bc}} : \frac{\mathfrak{ad}}{\mathfrak{bd}}$ ein Doppelverhältnifs, Hr. Möbius dagegen ein Doppelschnittsverhältnifs. Es läfst sich nun zeigen, dafs dieses Doppelverhältnifs gleich ist einem entsprechend gebildeten Doppelverhältnisse aus den *sinus* der den einzelnen Stücken der Geraden $\mathfrak{ab}$ gegenüberstehenden Winkel, d. h.

$$\frac{\mathfrak{ac}}{\mathfrak{bc}} : \frac{\mathfrak{ad}}{\mathfrak{bd}} = \frac{\sin\,(ac)}{\sin\,(bc)} : \frac{\sin\,(ad)}{\sin\,(bd)}.$$

(Der Beschlufs folgt.)

№ 86.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

Systematische Entwickelung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten von einander, mit Berücksichtigung der Arbeiten alter und neuer Geometer über Porismen, Projections-Methoden, Geometrie der Lage, Transversalen, Dualität, Reciprocität u. s. w., von Jacob Steiner. Erster Theil.

(Schlufs.)

Denkt man sich nun eine zweite Gerade gleichfalls bezogen auf den Strahlbüschel B, so zeigt sich leicht, welche Punkte dieser zweiten Geraden denen $\mathfrak{a}$, $\mathfrak{b}$, $\mathfrak{c}$, $\mathfrak{d}$ der ersten Geraden entsprechend gesetzt werden können, nämlich diejenigen $\mathfrak{a}'$, $\mathfrak{b}'$, $\mathfrak{c}'$, $\mathfrak{d}'$, in welchen die zweite Gerade von den Strahlen a, b, c, d geschnitten wird. Offenbar wird man das entsprechende Doppelverhältnifs

$$\frac{\mathfrak{a}'\mathfrak{c}'}{\mathfrak{b}'\mathfrak{c}'} : \frac{\mathfrak{a}'\mathfrak{d}'}{\mathfrak{b}'\mathfrak{d}'}$$

von denselben Winkeln (ac), (bc), (ad), (bd), wie das vorige, auf dieselbe Art abhängen, mithin die Werthe beider Doppelverhältnisse gleich sein. Bezieht man daher, durch Vermittelung eines Strahlbüschels B, zwei Gerade auf einander, so liegen in beiden je vier einander entsprechende Punkte so, dafs die aus ihnen entsprechend gebildeten Doppelverhältnisse gleich sind. In Rücksicht auf den Mittelpunkt B des Strahlbüschels befinden sich die entsprechenden Punkte beider Geraden in einer Lage, die der Verf. die perspectivische nennt. In so fern man aber die Gleichheit entsprechender Doppelverhältnisse zum Merkmale entsprechender Punkte macht, so ist es klar, wie man auch ohne die Voraussetzung der perspectivischen Lage zwei Gerade auf einander beziehen kann. Hierzu gehört, dafs in beiden je drei Punkte, welche ganz beliebig sind, einander paarweise entsprechend gesetzt werden. Nimmt man alsdann einen vierten Punkt in einer der Geraden, so ist der entsprechende in den anderen Geraden durch die Gleichheit der Doppelverhältnisse bestimmt, und der Verf. zeigt, wie man denselben durch blofses Ziehen gerader Linien finden kann. Zwei gerade Linien, deren Punkte auf die angegebene Weise einander entsprechen, heifsen projectivisch, und diejenige Gerade, welche zwei entsprechende Punkte mit einander verbindet, heifst ein Projectionsstrahl. Schneiden sich alle Projectionsstrahlen in einem Punkte, so liegen die projectivischen Geraden perspectivisch, im entgegengesetzten Falle liegen sie *schief*. Nachdem der Verf. diese Begriffe in ähnlicher Weise für die übrigen Verbindungen der Grundgebilde bestimmt und erläutert hat, zeigt er, zu den Kegelschnitten gelangend, dafs die eine der beiden Grundeigenschaften dieser für die gesammte Geometrie höchst wichtigen Curven in Folgendem besteht: Sämmtliche Projectionsstrahlen zweier schiefliegenden projectivischen Geraden sind die Tangenten eines Kegelschnitts.

So wie zwei Gerade, werden auch zwei Strahlbüschel auf einmal bezogen. Nämlich zieht man in der Ebene eines Strahlbüschels B eine Gerade, und durch die Punkte $\mathfrak{a}$, $\mathfrak{b}$, $\mathfrak{c}$, .., in welchen sie von den Strahlen a, b, c, .. des Büschels B getroffen wird, aus einem andern Mittelpunkte B' die Strahlen a', b', c', .., so sind a und a', b und b', c und c'.. entsprechende Strahlen der beiden Strahlbüschel B und B', welche dem Gesetz der gleichen Doppelverhältnisse aus den *sinus* der von entsprechenden Strahlen gebildeten Winkel unterliegen. Die Beziehung der beiden Strahlbüschel auf einander läfst sich daher auch beibehalten, wenn dieselben aus der angegebenen (perspectivischen) Lage in eine andere (schiefe) gebracht werden, und die hieraus entspringende Aufgabe: zu drei Paaren entsprechender Strahlen zweier schief liegender projectivischer Strahlbüschel ein viertes zu finden, wird ebenfalls durch blofse Ziehung Gerader gelöst. Was nun für zwei schiefliegende projectivische Gerade ein Projectionsstrahl war, ist für zwei schiefliegende projectivische Strahlbü-

schel der Durchschnittspunkt zweier sich entsprechender Strahlen, und wie die Projectionsstrahlen als Tangenten einen Kegelschnitt erzeugen, so die Durchschnitte sich entsprechender Strahlen als Punkte. Hierin liegt die zweite Grundeigenschaft der Kegelschnitte, nach dem Gesetze der Dualität das Gegenstück der ersten: Sämmtliche Durchschnitte je zweier sich entsprechender Strahlen zweier schiefliegender projectivischer Strahlbüschel liegen auf dem Umfange eines Kegelschnitts.

Es würde die Gränzen dieses Berichtes überschreiten, die Art anzugeben, wie der Verf. zu diesen Sätzen gelangt; nur im Allgemeinen mag hier der von ihm genommene Gang bezeichnet werden. Es wird dem Leser einleuchten, dafs aus dem Setzen der Beziehung projectivischer Gebilde von selbst eine Reihe von Untersuchungen und Aufgaben hervorgehe, mit welchen sich das erste und zweite Kapitel beschäftigt, welche als eine Fundgrube für die Untersuchung der Figuren aus geraden Linien und Ebenen angesehen werden müssen. Sehr lehrreich ist z. B., wie Hr. St. S. 80. ein dem Anschein nach sehr verwickeltes Porisma des Pappus auf den einfachen Satz zurückführt: Wenn von drei in einem Punkte sich schneidenden Geraden zwei mit einer dritten projectivisch sind und mit ihr perspectivisch liegen, so sind sie auch unter einander projectivisch und liegen perspectivisch.

Im dritten Kapitel wird der Kegel in Beziehung auf seine Durchschnitte mit einer beliebigen Ebene betrachtet, und die Arten dieser Durchschnitte von einander unterschieden. Zu den beiden oben angegebenen Grundeigenschaften gelangt der Verf., da diese Eigenschaften im Ponceletschen Sinne projectivisch sind, durch die Vermittelung des Kreises, für welchen sich dieselben mit Leichtigkeit aus den Eigenschaften projectivischer Geraden oder projectivischer Strahlbüschel ableiten lassen, wie S. 135. geschieht. Aus diesen leitet derselbe sodann viele theils schon bekannte, theils ihm eigenthümliche Sätze ab, die Dualität hier, wie im ganzen Werke, sorgfältig beibehaltend.

Auf dieselbe Weise werden die räumlichen Gebilde betrachtet, und es findet sich, dafs irgend zwei beliebig im Raume schief liegende projectivische Gerade das einfache Hyperboloid erzeugen, d. h. dafs ihre Projektionsstrahlen in demselben liegen, und dafs mithin auch diejenige Schaar Gerader, welche (nach S. 192.) die Projectionsstrahlen der beiden Geraden schneidet, sich in demselben befindet. Dieser Erzeugungsart des Hyperboloids steht gegenüber die zweite: Zwei im Raume beliebig schiefliegende projektivische Ebenenbüschel erzeugen das einfache Hyperboloid, d. h. die Durchschnittslinien ihrer entsprechenden Ebenen, nebst der Schaar Gerader, welche dieselben schneiden, liegen in diesem Hyperboloid.

Eine der merkwürdigsten Anwendungen der Beziehung projectivischer Gebilde wird S. 243. bei Lösung der Aufgabe gemacht, mit welcher sich viele Geometer beschäftigt haben: diejenige Gerade zu finden, welche vier im Raume gegebene Gerade, von denen keine zwei in einer Ebene liegen, schneidet. Die Lösung geschieht auf folgende Art: Eine der vier Geraden wird zur Axe eines Ebenenbüschels gewählt, von welcher ausgehend drei beliebige Ebenen jede der drei Geraden in einem Punkte schneiden, wodurch in jeder der drei Geraden drei Punkte ausgezeichnet werden. Nun werden die drei Geraden so gegeneinander projectivisch gesetzt, dafs den drei Punkten der ersten sowohl die drei Punkte der zweiten, als die drei Punkte der dritten gegenseitig einzeln entsprechen. Alsdann werden die drei Projectionsstrahlen, welche die entsprechenden Punkte der ersten und zweiten Geraden verbinden, die Axe in drei Punkten treffen, und die Projectionsstrahlen der ersten und dritten werden ebenfalls die Axe in drei andern Punkten treffen. Hierdurch ist die Axe projectivisch mit sich selbst gesetzt, d. h. sie ist anzusehen als die Vereinigung zweier projectivischer Geraden, in deren einer drei Punkte entsprechend dreien gegebenen Punkten der andern gegeben sind. Bei einer solchen Vereinigung zweier projectivischer Geraden fallen aber, wie Hr. St. S. 58. beweist, im Allgemeinen zwei Paare entsprechender Punkte zusammen, und man sieht leicht ein, dafs diese Punkte grade die verlangten sind, durch welche die gesuchten Geraden, im Allgemeinen also zwei, welche aber in besondern Fällen in Eine zusammenfallen oder auch ganz fehlen können, gelegt werden müssen.

Die Leichtigkeit, mit welcher bei dieser wie bei andern Gelegenheiten das einfache Setzen projectivischer Beziehungen zur Entscheidung von Fragen führt, welche bisher nur unvollkommen oder mit vielem Aufwande von Hülfsmitteln gelöst wurden, möchte man gewissermafsen mystisch nennen, wenn nicht eben dieses so überraschend fruchtbare Setzen projectivischer

Beziehungen ein klares, nur dem Verstande angehöriges Thun wäre, wodurch dieser die geometrischen Gebilde auf eine mehr als sonst unmittelbare Weise zu beherrschen vermag. Betrachtet man das auf diesen Grundlagen ruhende System des Hrn. St. in seiner Entwickelung, so stöfst man nirgend auf Willkür in der Wahl des Stoffes, oder vereinzelte Kunstgriffe in der Behandlung; überall bieten sich die Aufgaben wie die Lösungen auf eine naturgemäfse Weise dar. Wie überall in der Wissenschaft, so zeigt sich auch hier das Bedeutende nicht als eine künstlich aus vielen Elementen zusammengesetzte Schöpfung, sondern demjenigen wird es zu leisten vergönnt, welcher, von dem Hergebrachten sich befreiend, rein der Natur der Sache sich zu überlassen und ihr unwandelbar zu folgen im Stande ist.

Der vorliegende Theil schliefst mit einer allgemeinen Anmerkung über die Abhängigkeit einiger Systeme verschiedenartiger Figuren von einander, zu welcher die Eigenschaften des einfachen Hyperboloids Anlafs geben, obgleich die weitere Ausführung dieses Gegenstandes dem folgenden Theile, wo von der Beziehung zwischen Ebenen und Strahlbüscheln gehandelt werden soll, vorbehalten bleibt. In dieser Anmerkung werden die Punkte einer Ebene so auf die der andern bezogen, dafs jedem Punkte ein Punkt, jeder Geraden aber in der einen Ebene ein Kegelschnitt in der andern entspricht, welcher durch gewisse drei feste Punkte geht. Also z. B. einem Strahlenbüschel in der einen Ebene wird eine Folge von Kegelschnitten entsprechen, welche aufser jenen drei Hauptpunkten noch einen vierten, dem Mittelpunkte des Strahlbüschels entsprechenden, gemein haben. Es liegt in dieser Ansicht eine, man kann sagen, unermefsliche Fülle des Neuen und Wissenswerthen, die aber von dem Verf. mehr nur angedeutet als entwickelt wird.

Zuletzt folgen noch über 80 verschiedene Aufgaben, zu deren Lösung der Verf. seine Leser einladet, und welche unstreitig denselben Gelegenheit zu einer dauernden Beschäftigung geben. Ref. schliefst seine Mittheilung mit Anführung einer wichtigen Bemerkung, welche S. 98. über das Studium der Geometrie gemacht wird. Bei den räumlichen Gebilden, hört die Möglichkeit auf, der Vorstellung durch Zeichnung in der Ebene zu Hülfe zu kommen, aber dies ist auch nicht nöthig, weil durch zweckmäfsige Benennungen das Festhalten der Zusammenstellungen der Gebilde erleichtert wird. Ueberhaupt empfiehlt der Verf. für die stereometrischen, und warum nicht auch für die planimetrischen Untersuchungen die reine Anschauung durch die Phantasie, ohne äufsere Versinnlichungsmittel, welche zwar im Anfange Mühe macht, nachher aber vielmehr das Wesentliche zu finden erleichtert, und durch gröfsere Klarheit für die gemachte Anstrengung hinlänglich entschädigt. In diesen sehr wahren Bemerkungen des Verfs. mag auch für den Ref. Entschuldigung liegen, der unternommen, im Vorstehenden ohne Hülfe der Zeichnung auf die Auseinandersetzung der Beziehungen der einfachsten projectivischen Gebilde ein wenig einzugehen. Sollte dem Ref. aber nicht gelungen sein, seinen Lesern in dieser Hinsicht überall deutlich zu werden, so kann derselbe sich hierüber in der Erwartung beruhigen, dafs kein Freund der Geometrie ein Werk zu lesen unterlassen wird, welches zu den wichtigsten Erscheinungen in dieser Wissenschaft gehört, und vor vielen anderen der Vorzug leichter Verständlichkeit, selbst unter Voraussetzung sehr mäfsiger mathematischer Vorbildung, besitzt.

Dr. Ferd. Minding.

LIX.

M. A. v. Thümmels sämmtliche Werke. Sechs Bände. Mit Kupfern. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen. 1832. 8.

Eine eigne Klasse von Schriftstellern, die in allen Literaturen, selbst in den antiken, bemerkt wird, sind die sogenannten *Lieblingsschriftsteller.* Man darf sie nicht mit den blofsen Modeschriftstellern verwechseln, welche nur das Vorübergehende bezeichnen und mehr eine literarische Modekrankheit der Zeit sind, die sie hervorgebracht hat. Der Lieblingsschriftsteller eines Volkes, der es im wahren Sinne des Wortes genannt zu werden verdient, ist gewissermafsen eine öffentliche Herzensangelegenheit seiner Nation und seiner Zeit, die ihn durch ihre Liebe auszeichnen, und darum liefert seine Erscheinung zur Charakteristik gewisser Kulturepochen immer unendlich wichtige Beiträge. Was kann wichtiger sein, als zu erfahren, worauf eine Zeit ihre Vorliebe gerichtet hatte; und wie den einzelnen Menschen nichts mehr charakterisirt als sein Hafs und seine Liebe, so geht auch der forschende Beobachter

in der Literatur- und Kulturgeschichte gern darauf aus, ein ganzes Zeitalter in seinen kleinen Neigungen, in seinen Herzensangelegenheiten zu belauschen. Die tiefsinnigeren, erhabeneren, schwereren Geister, welche, auf der Höhe ihrer Zeit stehend, dieselbe durch die Gewalt neuer und großer Gedanken befruchten und umschaffen, sind meistens mehr die Sonnenwenden der Zeit und die Entwickelungsübergänge in die von ihnen vorbereitete Zukunft, als daß sie die unmittelbare Gegenwart einer Bildungsperiode uns zum Genuß nahe rückten. Die Lieblingsschriftsteller aber leben und arbeiten für die Gegenwart, für den Genuß; durch ihre Schriften ergießen sich die lebendig warmen Blutadern ihrer Zeit, in ihnen wird der sinnlich frische Pulsschlag der Völker, wie sie in dem unmittelbaren Moment ihres Daseins fühlten und waren, vernommen. In den, vorzugsweise sogenannten, Klassikern eines Volkes ist der schaffende und sich forterzeugende, ewige *Geist* desselben thätig; sein *Herz* aber, sein nationelles Temperament, ja selbst seine Charakterlaunen lernen wir am unmittelbarsten aus seinen Lieblingsautoren kennen.

Wir glauben hiermit den Schriften Thümmels, an die wir auf Veranlassung ihrer oben angezeigten neuen Ausgabe zu erinnern unternommen, ihre eigenthümliche Stelle angewiesen zu haben. Thümmel war, wie Wenige, ein Lieblingsautor der Deutschen, und wenn es zu seiner Zeit keinen geleseneren und begünstigteren Schriftsteller gab, der gleich ihm bei allen Ständen Aufnahme gefunden und mit am frühesten unter allen Deutschen Autoren durch Uebersetzungen in's Ausland überging, so darf man auch heutzutage noch nur die „Wilhelmine", die „Inokulation der Liebe", die „Reise in das mittägliche Frankreich" nennen, um Jeden an eine heitre, genußreiche, von Scherz und Grazie beseelte Welt der Dichtung zu erinnern, deren Reize nicht so bald aus dem Gedächtniß verschwinden. Daß die ehrbaren Deutschen aus den sechziger, siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an diesen von Muthwillen und Leichtfertigkeit übersprudelnden Schriften ihre Lieblingslektüre fanden, ist eine merkwürdige Thatsache in der Deutschen Bildungsgeschichte. Wielands und Thümmels freie Scherze rüttelten zuerst etwas an der altherkömmlichen Pedanterie und Philisterhaftigkeit unserer Sitten und brachten in die steife Altklugheit des Deutschen Nationalcharakters eine raschere, leichtere, jugendlichere Cirkulation des Blutes. Sie zupften mit der flatterhaften Grazie einer Griechischen Hetäre den weisen Deutschen zum ersten Mal an seinem Bart, und belehrten ihn lachend und spottend, daß der Bart nicht den Philosophen mache. Sie begannen ihm die Philosophie des Lebensgenusses zu predigen, sie mischten zierlich Weisheit und Sinnlichkeit zusammen in einen glänzenden Pokal und bereiteten einen Wein, aus dem schöne, scherzende Geister des Rausches emporstiegen, die des Deutschen schwerfällige Bewegungen belebten, die sein ganzes Naturell wärmer anhauchten. Aber Wieland und Thümmel, obwohl wir sie hier mit Recht neben einander genannt haben, sind doch in ihrer einzelnen Individualität noch sehr von einander zu unterscheiden. Beide Schriftsteller (Wieland lebte von 1733 bis 1813; Thümmel von 1738 bis 1817) erinnern in ihren gleichzeitigen Bestrebungen zwar unabweislich an einander, doch sind sie beide gleich unabhängige Originale, und Thümmel ist nichts weniger als ein Nachahmer Wieland's. Thümmel ist mehr Deutsch als Wieland. Wieland's Grazie ist gelehrter, studirter, künstlicher; Thümmel ist bei nicht geringerer Kunstmäßigkeit natürlicher, ungesuchter, populärer. Er greift mehr aus der frischen Wirklichkeit heraus, wo der Andere längst verblichene Griechische Ideale nachstudirt. Ein größerer und feinerer Menschenmaler als Wieland, ist Thümmel in witzigen Schilderungen intriganter Weltverhältnisse unübertrefflich wahr und lehrreich, obwohl er in der Frivolität seiner Erfindungen meistens dreister die Gränzlinie des Erlaubten überschreitet als Jener. Im Ganzen aber ist Wieland ohne Zweifel ein bedeutenderer Schriftsteller als der, wie wir behaupten möchten, mehr gelesene Thümmel; Wieland hat doch mehr musenhafte Weihe und ernsten Hintergrund in seinen Dichtungen, und er ist, wenn wir so sagen dürfen, der Klassiker in derselben Richtung, in welcher Thümmel der Lieblingsschriftsteller ist. —

Vor einiger Zeit hat es ein Englischer Kritiker unserer Literatur zum Vorwurf gereichen lassen, daß die Deutschen Schriftsteller gar keinen Weltton besäßen, daß sie keine Weltmänner seien und man es ihnen in ihren Produktionen ansähe, wie sie unter verkümmerten Stubenverhältnissen, fern von allem öffentlichen Leben, groß geworden seien.

(Der Beschluß folgt.)

№ 87.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Mai 1833.

M. A. v. Thümmels sämmtliche Werke. Sechs Bände.

(Schlufs.)

Die Deutsche Literatur hat indefs Schriftsteller aufzuweisen, welche jenen Vorwurf, so viel Wahres er auch enthalten mag, sehr beschränken dürften, und die Engländer würden, hoffen wir, bei einer mehr als oberflächlichen Kenntnifs unserer Literatur es gern zugeben, dafs sie selbst, ungeachtet ihrer grofsartigeren und freieren Nationalverhältnisse, uns doch keinen einzigen ihrer Schriftsteller entgegenzuhalten haben, welcher so viel feinen Weltton, so viel graciöse Beweglichkeit, so viel durch geistreichen Witz veredelte Vornehmheit und geschmackvolle Art zu leben in seinen Darstellungen entfaltet hätte, als Thümmel. Thümmel ist in der That der erste Deutsche Schriftsteller, aus dem uns ein wahrer Weltton anspricht, wie er vor ihm in Deutscher Rede und Dichtung noch nicht gehört worden war und erst später in Goethe's Romanen sich noch höher und kunstmäfsiger zur edelsten Freiheit Deutscher Geselligkeit ausbildete. Hof- und Weltmann in geistreichster Weise, durch vielfache Reisen, besonders in Frankreich, gebildet, mit nicht gewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet und zu allem Schönen, das die Gegenwart erzeugt, einen immer offenen Sinn, frohen Humor und Genufslust mitbringend, sieht Thümmel das Leben überall aus unbeengten und erweiterten Gesichtspunkten an, wie er sie in der Gesinnung seiner Zeit und Umgebung nicht als herrschend vorfinden konnte, und es ist in dieser Hinsicht als bemerkenswerth anzuführen, dafs die alle Pedanterie so liebenswürdig verspottende Wilhelmine bereits im Jahre 1764 erschienen ist, wo Deutsches Zopfthum vielleicht gerade seinen Gipfelpunkt erreicht hatte. Der Lebensgenufs, welcher sonst die Deutschen Schrifsteller fast methodisch flieht, scheint sich in Thümmels Dichtungen ordentlich seinen Musensitz aufgeschlagen zu haben. Nichts erinnert bei ihm an Deutsche Literatenverkümmerung und Studierstubenluft, Alles ist frisch, frei, heiter, glücklich und kräftig, und darum ist es ein wohlthuendes Geschäft, diese Schriften auch heut noch einmal durchzugehn. —

Die Tendenz der Wilhelmine, in der ersten Auflage vom Verf. ein „prosaisch komisches Heldengedicht" genannt, haben wir schon im Vorübergehn angedeutet. Bei aller Leichtfertigkeit und Schelmerei des Inhalts in der kunstvollsten Rhythmik der Prosa ausgeführt, hat dies Gedicht, das nur ein flüchtiges Kind der Laune zu sein scheint, doch zugleich eine gewisse nationale Bedeutsamkeit für uns Deutsche, die es in aller seiner Flatterhaftigkeit mit einem bestimmten Rahmen umgränzt. Es ist das Gedicht gegen Deutsche Magisterhaftigkeit, es ist der Spott der Grazien über die Formlosigkeit der Deutschen. Dies Thema ist ächt Deutsch, es ist für die Deutschen historisch, und kann, soviel die Wilhelmine auch damals fast in alle lebende Sprachen (selbst auf Befehl der Kaiserin Katharina II. ins Russische) übersetzt wurde, doch kaum von einem anderen Volke in seinem ganzen Interesse verstanden und genossen werden. Kein anderes Volk hat die Pedanterie so als heimisches Landesprodukt bei sich erzeugt als wir, nirgends ist die Figur eines versteiften Magisters so national als bei uns, bei denen sie für unsterblich gelten kann. Dafs Thümmel eine Satire auf das Hofleben habe schreiben wollen, wie man sonst die Wilhelmine verstanden, ist nicht die richtige Ansicht des Gedichts. Die Hofverhältnisse, in spöttischen Zügen hingeworfen, spielen nur nebenher und dienen selbst der Persiflage der in die Mitte gestellten Magisterliebe, zu deren Besingung der Dichter gleich zu Anfang die Hülfe seiner scherzhaften Muse anfleht. Es dürfte schwerlich mehr ein Deutsches Gedicht so allgemeine Verbreitung und Theilnahme im Publikum finden, als damals Thümmels Wilhelmine, ohwohl sich auch ein-

zelne mifsbilligende Stimmen dagegen erhoben, welche dem Verf. einen Angriff auf den geistlichen Stand darin beimessen wollten. Diesem trat der Dichter in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seines Werkchens mit einer offnen Erklärung entgegen. In dieser Ausgabe wurde denn auch, ähnlichen Rücksichten zufolge, der Dr. Luther ausgelassen, welcher in Gemeinschaft mit Amor dem Pastor Sebaldus im Traume erschienen war, um ihn zu Liebeswagstücken zu ermuthigen, obwohl Thümmel nachher nie aufhören konnte, seine Freunde zu verspotten, die ihn zur Vermeidung eines Aergernisses zu dieser Weglassung beredet hatten, welche ganz gegen seine eigne Ansicht war. In der That war die Stelle in ihrer ursprünglichen Gestalt in der ersten Ausgabe bei weitem besser motivirt.

Der Wilhelmine folgte eine andere kleine Erzählung in Versen: *die Inokulation der Liebe*, die zuerst im Jahre 1771 erschien. Es ist ein kleines Kabinetsstück der Erotik, zierlich ausgemalt, jedoch ohne sonderliche Erfindung, aber durch Witz und Eleganz der Darstellung ansprechend. Die an's Lüsterne streifenden Partieen treten hier, wie in der Wilhelmine, noch möglichst verschleiert auf und verbergen ihr gefährlich brennendes Feuer hinter Bildern, Scherzen und Anspielungen, die aber vielleicht für viele heutige Leser schon mehr als zuviel errathen lassen. In Vers und Reim war Thümmel nicht weniger Virtuos als in der Prosa, und auch seine kleineren metrischen Gedichte, die sich im ersten Bande der Sammlung finden, sind Muster einer leichten, gebildeten und geschmackvollen Form.

Die fünf übrigen Bände von Thümmels Werken nimmt seine *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* ein, die in der ersten Ausgabe in zehn Bänden während der Jahre 1791 bis 1805. erschien. Nachdem Thümmel fast zwanzig Jahre geschwiegen hatte (es war dies freilich eine Zeit des literarischen Verkehrs, wo ein Schriftsteller noch nicht nöthig hatte, jede Ostermesse in Obacht zu nehmen, um sein Publikum nicht zu verlieren) gab er dieses sein Hauptwerk heraus, das die Bewunderung seiner Zeitgenossen in einem seltenen Grade auf sich zog, und in seinem unerschöpflichen Reichthum an Phantasie, Humor und sinniger Laune auch heut noch nicht veraltet ist und niemals in der Deutschen Literatur veralten wird. Es war damals die Periode der empfindsamen und launigen Reisen, durch L. Sterne's *sentimental journey* überall angeregt, welche die empfängliche Stimmung, von der Thümmels Darstellungen in ganz Deutschland begrüfst wurden, günstig vorbereitete. Aber was Thümmel hier gab, war so eigenthümlich und neu, dafs es mit nichts früher Dagewesenem in dieser Art verglichen werden kann. Er übertraf unserer Meinung nach selbst Sterne an reicher Vielfältigkeit der Gestalten, Bilder, Gruppirungen und Anschauungen, aber freilich nicht in dem wohlthuenden Eindruck jener seelenheitern Unschuld, die an dem zarten Yorik so unnachahmlich ist. Thümmel besitzt mehr Leidenschaft und Phantasiegluth als der still lächelnde Sterne, welcher an den Welterscheinungen, die ihm begegnen, in harmlosen Gedanken vorübergeht, während der Deutsche Reisende sich immer in interessante Konflikte mit ihnen zu setzen weifs, die bald in helle Flammen des Gefühls ausschlagen. Sterne's Gestalten, die in seiner Reise auftreten, sind rein, keusch, seelenhaft, Alles athmet sanfte Tugend, ein gefühlvoller, stummer Händedruck ist das höchste Glück der Liebe, das sich der sentimentale Reisende zu gewinnen weifs. Thümmels körperhaftere Gestalten schwellen von sinnlicher Schönheit, ein naturkräftiger Drang strebt nach Besitz und Genufs und hinter dem durchsichtigen Flor der kecken Darstellung schimmern oft verführerische Nacktheiten hervor. Aber man darf nicht vergessen, dafs er darin zugleich Einflüsse eines heifseren Klimas malt, und dafs er selbst nicht ermangelt, die Verirrungen einer zu üppigen Einbildungskraft moralisch abzubüfsen. Alle Vorwürfe der verletzten Sittlichkeit, die auf einzelnen Partieen der Thümmelschen Reise lasten, gleichen sich aus in der Persönlichkeit des Reisenden, welche sich in einer sehr bestimmt und lebhaft entwickelten Individualität durch alle einzelne Bilder und Erlebnisse als der zusammenhaltende Faden hindurchzieht. Wir sehen in ihm zuerst den hypochondrischen Reisenden, der, in seiner Heimath durch tägliche Gewohnheit und Arbeit bis zum Lebensüberdrufs verstimmt, das Weite sucht, und zuerst unter dem glücklicheren Himmelstrich des südlichen Frankreichs, angehaucht von der lachenden Sinnlichkeit des Landes, von den neuen Reizen seiner freigebigeren Natur, seiner schöneren Menschen, seiner duftigeren Trauben, sich aufzuheitern und zu verjüngen beginnt. Es liegen anfangs keine verstrickenden Abenteuer in seinem Plan. Auf geistreich beschaulichen Streifzügen durchwandern wir mit ihm die Provence,

und finden ihn bald in einer ländlichen Hütte angesiedelt, wo er, dem Herzen der Natur sich näher fühlend, im naivsten Umgang mit der unbefangenen Unschuld lebensfroher Landleute seine völlige Genesung abwartet. Es war ein Lieblingsgedanke der damaligen sentimentalen Zeit, die wahre Unschuld auf dem Lande aufzusuchen, weil man von dem Gedanken ausging, dafs die fortschreitende Kultur und Intelligenz auf das Verderbnifs der Sitten wirke. So ist es auch hier bei Thümmel das unwissende Naturkind Margot, ein provençalisches Bauermädchen, das unter des Dichters weiblichen Gestalten als Musterbild der Reinheit und Unschuld mit Vorliebe geschildert wird. In der That ist dies eine der reizendsten Stationen seiner Reise, welche durch die folgenden zwar an Reichthum und Raffinerie der Erfindung, aber nicht an Lieblichkeit übertroffen wird. Wir gehen dann mit dem schon ganz verwandelten Reisenden, dessen jugendliche Lebenstriebe alle neu in Blüthe geschossen sind, nach Avignon über, wo ihn ein muthwilliges Abenteuer, das keineswegs mehr in idyllische Farben spielt, fesselt. Hier erreicht die frivole Erotik ihre höchste Spitze und kommt an einigen Stellen witziger Lasterhaftigkeit nahe, aber selbst wo der Pfad unsres Wandrers sich augenblicklich in Gemeinheit zu verlieren scheint, sehen wir ihn doch immer mit einer gewissen Grazie und spielenden Geistesüberlegenheit darüber stehen, die uns stets hindert ihm gram zu werden. Dazu ist Alles mit den schimmernden Glanzlichtern eines grofsen Darstellungstalents überstreut, das jedesmal von Neuem zu gewinnen weifs, wenn das Interesse an den gewagten Gegenständen sich ermüdet abwenden möchte, und Humor und Phantasie wetteifern in Prachtstücken der Laune, um das Anstöfsige poetisch zu veredeln oder auszuschmücken. Es könnte in dieser Hinsicht die Lectüre von Thümmels Reise heutzutage als ein Gegengift wider die Prüderie unserer Zeit passend empfohlen werden, denn jene markige Sinnlichkeit steht der Natur immer noch näher, als auf der andern Seite die modische Prüderie, welche die der Unnatur wieder zueilende Ausartung einer verbleichten, leblosen Generation bezeichnet. Aber folgen wir nur dem Reisenden, wie er sich weiter in seinen jedenfalls genialen Irrungen schildert. Jener Uebermuth der berauschten Sinne wirft ihn in Marseille plötzlich zu einer gefährlichen Krankheit nieder, in einem hitzigen Fieber verlodern die aufgeregten Leidenschaften, Reue und Bufse kommt über ihn, und die erzürnte Moral ist gerächt. Von jetzt an wird ein ernster Schleier über die Frivolitäten der früheren Reise gedeckt, und die beiden letzten Bände unterscheiden sich in ihrem Ton merklich von den vorhergehenden. Jetzt treten edlere, geistigere Gestalten auf, der Pinsel des Darstellers taucht sich in ernstere Farben, er greift nach Tugendbildern, und selbst in tragische Verhältnisse sucht sich der Reisende nun gern einzumischen. So macht er einen Besuch auf der Galeere zu Toulon, und selbst im Irrenhause, um sich durch herzergreifende Gestalten des Unglücks erheben und zu philosophischen Betrachtungen stimmen zu lassen, und er zeigt hier, wie vielgewandt sein Griffel ist, auch die höheren poetischen Leidenschaften zu zeichnen und von Gemüthsbewegungen aller Art musterhafte Darstellungen zu geben. So schliefst die Reise, obwohl die Genien des erotischen Muthwillens noch immer wieder Versuche machen sich einzuschleichen, doch mit einer ernsteren Einkehr des Wandrers in sich selbst, die ihn nach der Deutschen Heimath zurückgeleitet, und das ganze Gemälde gewinnt in dieser Beziehung auf die sich in ihm entwickelnde Persönlichkeit eine gewisse Rundung und absichtliche Fassung, in welcher sich die Stufengänge menschlicher Gemüthsirren nach allen Seiten hin folgerecht auseinanderlegen. Es fehlt jedoch bis zuletzt nicht an Bildern beweglicher Lebenslust, und nachdem den Spielen eines frevelhaften Eros entsagt worden ist, geben noch die unschuldigeren Freuden der Tafel hier und da zu einem humoristischen Evan Evoe! Anlafs. Thümmel ist der Gourmand, der Schmecker unter den Deutschen Dichtern, aber er weifs sich auch hierin mit geistreicher Anmuth zu zeigen. Das Materielle wird bei ihm gleich poetisch, jeder Genufs geht als ein neuer Reiz in seine Dichtung über, und durch seine Schreibart fliefst oft ein wahrer Champagnertaumel, der in seinem begeisterten Fliegen von Worten und Gedanken oft den eigenthümlichsten Stil bildet, und an den Dichter erinnert, welcher sich ein Fläschchen 1768er Rheinwein, das kostbarste Exemplar seines Kellers, bis auf das — Fest seines Todes versparte. Er sagte von diesem Wein zu Einem seiner Freunde: „Ich bewirthete damit nur ausgezeichnete Menschen. Das vorletzte Fläschchen habe ich dem herrlichen Matthisson gespendet. Nur diesen Flacon habe ich jetzt noch übrig. Merke ich einmal an den Gesichtern meiner Aerzte, Sie wissen, ich ver-

stehe mich auf Gesichter, dafs es für diese Welt aus mit mir ist, so leere ich dieses Fläschchen auf eine glückliche Reise" *). Und mit der Flasche in der Hand starb Thümmel, wie er es sich gewünscht hatte.

Bei aller Trefflichkeit der Darstellung des Thümmelschen Reisewerkes ist nur eine zu grofse Absichtlichkeit in der Schürzung des Fadens und in der Zusammenstellung der Bilder und Ereignisse zuweilen etwas störend. Der Verf. hat es zwar zunächst auf die gröfste Unabsichtlichkeit der Gruppirung abgesehn, aber in dem mit feiner Kunst durchgeführten Bestreben, dafs Alles, was vorgeführt wird, nur zufällig und unabsichtlich herbeigekommen erscheine, ist dennoch eben der Anstreich dieser Absicht zu merkbar geblieben, und es ermüdet am Ende diese immer sich wiederholende Manier, den Faden des Zusammenhanges scheinbar fallen zu lassen, um ihn dann am unvorhergesehenen Orte zu desto gröfserer Ueberraschung wieder aufzunehmen. Auch werfen die vielen Betrachtungen und Ausrufungen des Verfs. über den moralischen Werth oder Unwerth seiner Tagebücher nicht immer einen günstigen Eindruck auf das Ganze zurück, besonders da er sie im letzten Bande häuft, nicht so klug wie Rousseau, welcher die hypochondrischen Zweifel an seiner neuen Heloise als Vorwort vorausschickte, so dafs man sie mit dem Aufschlagen der ersten Seite des trefflichen Buches selbst schon wieder vergessen hat. Was übrigens den Mangel an allen Lokalfarben betrifft, der in Thümmels Reise nicht zu übersehen ist, so zeigt sich das Werk, das mancher Französischen Galanterieen ungeachtet doch ein ächt Deutsches ist, auch hierin nationellem Charakter getreu. Es war damals eine harmlose, müfsige, idyllische, ungeschichtliche Zeit in Deutschland, und nicht anders als in dieser Stimmung sehen wir auch unsern Thümmel die von ihm bereisten Gegenden durchschlendern. Wir sehen den gemüthlichen, phantasirenden, humoristischen, wizzigen und geniefsenden Reisenden, der die Zustände des Privatlebens, die Revolutionen des menschlichen Herzens, und alle Farbenspiele der Leidenschaften trefflich zu beobachten und zu schildern versteht, aber nirgends fällt es ihm ein, über den Volkscharakter Bemerkungen zu machen, über Staatsleben und Nationalität zu reflektiren, oder sonst von der bestimmten Wirklichkeit der gesehenen Lokalitäten genauere Abdrücke zu geben; nirgends fällt es ihm ein, auf die damalige politische Stimmung der Franzosen zu achten, die zu jener Zeit im Innern des Landes nicht ohne bedeutende Anzeichen sein konnte, da Thümmel in den achtziger Jahren nicht lange vor dem Ausbruch der Revolution reiste. Aber diese Seite seiner Darstellungen, die ihn so nahe umgab, schwebt ganz in der Luft, und nur, wo das Herz mit in's Spiel kommt, ist Leben, Fülle und Wirklichkeit ausgebreitet. — Thümmel hatte sich noch bei seinem Leben mit der Veranstaltung einer Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften beschäftigt und dieselbe während der Jahre 1811 und 1812 besorgt. Es ist die nämliche mit der gegenwärtig neu in's Publikum gekommenen, welche sich, wie man es von der Verlagshandlung gewohnt ist, durch freundliche Ausstattung und niedliche Kupfer auszeichnet. Wir dürfen indefs annehmen, dafs ein ziemlich beträchtlicher Theil dessen, was Thümmel geschaffen hatte, uns eigentlich noch fehlt, besonders eine dramatische Arbeit: *Pyramus und Thisbe*, welche dem Dichter mit mehreren anderen ungedruckten Manuskripten, gerade als er sie für die Sammlung seiner Werke benutzen wollte, in einem Kästchen entwendet worden war. Dieser Verlust, zu dessen Ersatz wohl alle Hoffnung verschwunden ist, mufs für um so bedeutender angeschlagen werden, je kleiner für einen so reichen und produktiven Geist, wie Thümmel, die Anzahl seiner uns erhaltenen Schriften ist, und je mehr man bei ihm in allen Formen der Poesie eine originelle Ausbeute erwarten darf. Die im ersten Bande seiner Werke enthaltene Sammlung seiner lyrischen Poesien liefse sich ebenfalls noch, wenn man wollte, zahlreich vervollständigen, da sich in den Deutschen Musenalmanachen und andern periodischen Schriften noch manche Gedichte von Thümmel zerstreut finden, die nicht wieder mit aufgenommen sind. Indefs hat sie der Dichter, welcher das Geschäft für seinen Nachruhm ziemlich sorglos betrieben zu haben scheint, selbst von der Sammlung ausgeschlossen, und so möge uns denn Das, was wir von ihm besitzen, genügen, da es hinreicht, seine Muse unvergefslich zu machen.

Dr. Theodor Mundt.

*) Vergl. in den „Zeitgenossen", 1821, B. I. H. IV. S. 143. (Moritz August von Thümmel, von Weifsenborn).

№ 88.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

LX.

Römische Grundverfassung, *von K. D. Hüllmann. Bonn*, 1832. 8. *IV.* 452.

Die Geschichte der Verfassung der Römischen Republik führt Hr. Hüllmann, wie er es schon in seinem Staatsrechte des Alterthums gethan hat, in vier Hauptabschnitten durch, von denen er den ersten die *Genokratie* nennt, oder die Urverfassung, gegründet auf verwandtschaftliche Verhältnisse der ersten Gründer des Staates, den zweiten *Timokratie*, wo die ursprüngliche Gleichheit der Bürger durch einen Census verloren geht, den dritten *Demokratie*, wo die bisher Zurückgedrängten sich emporarbeiten zu allmäliger Gleichheit der Bevorzugten, und den vierten *Aristokratie*, in welchem er eine heilsame Ausgleichung beider sich entgegenstrebender Kräfte sieht. Bei der ersten Abtheilung verweilt er mit einer gewissen Vorliebe der Forschung, bei der letzten mit einer Vorliebe der Gesinnung, während die zweite wegen künstlicher Berückung der grofsen Bürgermasse, die dritte wegen ungebändigter Ansprüche sich seinen Tadel zuzieht.

Wie diese Abtheilungen bezeichnet sind, geben sie den Glauben des Verfs. zu erkennen, die einfache naturgemäfse Verfassung der Römer sei erst durch König Servius Tullius verdorben worden, sei dann durch die feindselige Richtung der Demokraten gegen die Aristokratie mehr und mehr ausgeartet, bis sie endlich eine Beute eigensüchtiger Verräther geworden, welche sich aus der Demokratie das Fufsgestelle der Alleinherrschaft errichtet hätten. Mit dieser niederschlagenden Idee, welche sich mit der Hesiodischen Sage von den metallenen Geschlechtern vergleichen läfst, oder mit dem Glauben von der Erbsünde, die endlich der Verderbnifs zuführt, wird man sich unmöglich befreunden können. Vielmehr stellt die Geschichte keiner Verfassung ein so ermuthigendes, wenn gleich langsames und oft gehemmtes, fast nie auf Gewaltthätigkeit gegründetes, politisches Fortschreiten dar, als die Geschichte der Römischen Verfassung bis zu den Zeiten der Kriege, in welchen sich die Italischen Bundesgenossen, gleich neuen Plebejern, das Bürgerrecht erkämpfen. Dafs man, nachdem dieses geschehen war, die alte republikanische Verfassung in ihren Elementen immer noch bestehen liefs, dafs man die Volksversammlungen, früher der Kern des Ganzen, bei einer solchen Masse von Bürgern, denen das alte Rom eigentlich fremd war, nicht auf die Seite warf, nicht einen neuen Senat aus alten und neuen Bürgern auf einer Basis konstituirte, wie sie etwa Sulla im Auge hatte, dessen politische Erkenntnifs keineswegs verächtlich erscheint: das allein hat den Sturz des imposanten Baues zu Wege gebracht, der in seinen Ruinen noch so erhaben ist, nicht aber ein Wurm, der, wie Hr. Hüllmann glaubt, seit uralten Zeiten in das Gebälke sich eingefressen. Einzig diese genannte grofse Grundzerrüttung hat es möglich gemacht, dafs der altkluge Knabe Octavianus, nachdem die kräftigeren Naturen beider Parteien sich aufgerieben hatten, die Römische Republik wie ein Erbschleicher in die Tasche schieben konnte.

Was die Methode des Hrn. Hüllmann selbst anlangt, so sind es zwei Dinge hauptsächlich, durch welche er auf dem Gebiete der Forschung des alterthümlichen Staatsrechts geleitet wird, Etymologie der Namen und Analogie der Verfassungen der alten Völker. Wir läugnen nicht, dafs beide ein grofses Gewicht bei diesen Untersuchungen haben, wenn sie einsichtig und besonders die erste mit Rücksicht auf die Gesetze der Sprache, angewendet werden, und als Stützen schon anderweit einleuchtender Darstellungen dienen sollen. Und Hr. Hüllmann überrascht wirklich oft durch anziehende Kombinationen in beiden Beziehungen, durch eine seltene Gelehrsamkeit und einen ungewöhnlichen Scharfsinn unterstützt; aber er stellt seine etymologi-

schen Vermuthungen und seine Analogieen als ausgemacht an die Spitze, und leitet mit Konsequenz eine Menge Schlüsse daraus ab, welche zusammenfallen, wenn sich seine Etymologieen als sprachwidrig erweisen, und man seine Analogieen als nicht mehr gelten läfst, als was sie sind: sie erscheinen dann oft als Sternschnuppen, welche einen Augenblick die Nacht zu erleuchten scheinen, bei besonnenerem Hinschauen aber die alte Finsternifs als doppelt schwarz hervortreten lassen.

Gleich bei der *Genokratie* oder der Urverfassung Roms sind etymologische Sätze vorausgestellt, während die historische, so höchst interessante *patria potestas*, welche das hellste Licht auf die patriarchalischen Urverhältnisse wirft, keines Blickes gewürdigt wird. Zuerst wird behauptet: *Latium* und *Latini* seien ursprünglich nicht Namen *einer* Gegend, *eines* Volkes gewesen, sondern *Latium* sei eine Metathesis aus λήϊτον, Dorisch λάϊτον, welches soviel heifse als δημόσιον und den volksgemeinheitlichen Platz bezeichne, wo die Einwohner gewisser Landschaften (*curiae*, welches er mit χῶραι für identisch hält,) zusammengekommen seien zur Erledigung genossenschaftlicher Angelegenheiten: alle Einwohner der 30 Landschaften oder *curiae* seien dann wieder auf dem Palatinischen Hügel (eigentlich Panlatinischen, weswegen dann später ganz konsequent S. 66. die Palatinische Tribus *tribus Panlatina* genannt wird) zusammengekommen. Nun hat aber λάϊτον die erste Sylbe nothwendig lang, *Latium* und *Latini* aber haben die erste kurz und *palatium* wieder die erste kurz und die zweite lang; λήϊτον hat ferner nie einen Volksversammlungsplatz bedeutet, sondern das πρυτανεῖον, wo der Rath des Volkes, also dessen Ausschufs, zusammentrat. S. *Herodot. VII*, 197. Der Vf. erkennt dies zwar an; „aber, fügt er hinzu, dafs hier eine Verwechselung vorgegangen, erhellt aus der Bedeutung sowohl von πρυτανεῖον, als von λάϊτος, zusammengezogen λαός. Nicht jenes selbst hat λάϊτον geheifsen, sondern der daneben liegende Versammlungsplatz". Hier sind grofse Sprünge. Erstens begreift man nicht, wie λάϊτος, welches nicht vorkommt, in λαός hat zusammengezogen werden können, da λήϊτον ohne Zweifel ein zusammengesetzter Begriff ist; zweitens ist man erstaunt, aus dieser mehr als problematischen Etymologie eine weitere der Proletarier abgeleitet zu sehen (S. 112.), insofern dieses Wort von *pro* und λήϊτον nach der Analogie von *profanus* gebildet sein und somit einen bedeuten soll, der von dem Versammlungsplatze *so gut wie ausgeschlossen ist*, ganz nicht, aber doch einigermafsen, da die Proletarier selten zum Stimmen kamen; man wundert sich drittens bei dieser Ableitung, wie statt der Dorischen Form λάϊτον, die eben als nöthig erachtet war, um *Latium* erklärlich zu machen, plötzlich die Ionische λήϊτον herbeigezogen werden konnte; allein die Proletarier müssen es sich schon gefallen lassen, nicht in den Stimmraum gelassen zu werden; denn S. 314. heifsen sie nun Proleitarier. Das πρυτανεῖον selbst mufs seine einfache Etymologie aufgeben und sich als eine Metathesis von *Pyratheum* erkennen, welches eine unrichtige Lesart bei Strabo statt πυραιθεῖα ist. Ferner erfahren wir, dafs Rom zwei Griechische Namen gehabt, Ῥώμη und Κυρεία (Quiria), während das letztere die erste Sylbe lang hat, *Quirites* aber dieselbe kurz. Das auffallendste Beispiel von Schlüssen aus einer Etymologie ist aber von Hrn. Hüllmann in dem Beiworte der Römischen Ritter *Flexumines* gegeben. Dies wird übersetzt mit „*Umwender, Lenker*", und daraus geschlossen, dafs die alten Römischen *equites* nicht Reiter in gewöhnlichem Sinne, sondern „*Wagenreiter*" gewesen, d. h. Führer von Heerwagen, deren jede *gens* einen zu stellen gehabt; ferner wird uns zugemuthet zu glauben, auf diesen Wagen seien drei Männer gewesen, zwei Lanzenschwinger und ein Wagenführer, also 600 Lanzner und 300 Lenker, 900 *equites* im Ganzen: eine Anzahl, welche Tarquinius der ältere verdoppelt und dann zu ordentlichen Pferdereitern gemacht habe, (zu diesem Behufe wird *Cic. de republ. II*, 20. emendirt, *MDCCC fecit equites*, S. 103.) so dafs schon er 18 Rittercenturien gebildet; und wenn zu seiner Zeit 12 solcher Centurien erwähnt werden, so seien die 600 Wagenführer nicht mit gemeint, und wenn nur 6, so seien die verdoppelten drei Centurien Streitwagen mit ihren Insassen gemeint; ferner habe derselbe Tarquinius von diesen 18 Rittercenturien 6 für die schwere, 12 für die leichte Reiterei bestimmt, und der König Servius Tullius habe dann bei seinen Comitien die leichte Reiterei, nach den 18 Centurien der schwer bewaffneten Fufsmannschaft und der schweren Reiterei stimmen lassen, habe eine Centurie für die Meister der hölzernen, zwei für die der metallenen Kriegsmaschinen gebildet und der ersten Klasse zugeordnet und habe dann der fünften Klasse noch eine Centurie beigegeben, die

aus *velatis*, *liticinibus* und *cornicinibus* bestanden habe! Allmälig ist unter Hrn. Hüllmanns Händen die Schneeflocke der *Flexumines* zu einer ungeheueren Lawine geworden, mit welcher er die oft besprochene Stelle des *Cic. de rep. II*, 22. überstürzt, unbekümmert darum, ob irgend eine Spur bei den Alten sei, dafs die Römer „auf Wagen geritten", unbekümmert darum, dafs Cicero nach der gegebenen Erklärung zwar ein leidliches Rechenexempel zu Stande bringt, aber auf das grundloseste 89 Centurien zusammennehmen soll, nämlich 6 Centurien der schweren Rbiterei, 80 des schwerbewaffneten Fufsvolkes und 3 Centurien der Kriegsmaschinenmeister; Cicero erwähnt aber nur *eine* dieser letzten als der ersten Klasse zugeordnet, wie bringt Hr. Hüllmann seine beiden anderen unter? Indem er *addita centuria quae fabris tignariis est data* übersetzt: „mit „Inbegriff *selbst* der für die hölzernen Kriegswerkzeuge „bestimmten Centurie", und aus diesem *selbst*, welches er erst hineinsetzt und aus diesem rhetorischen Ictus, den wir auf *hölzern* legen müssen, schliefst er, dafs Cicero die beiden anderen Centurien *mit*gemeint habe. Und selbst alles dieses Unmögliche zugegeben, so begreift man Cicero's Zählung nicht; man sieht nicht ein, warum er nicht einfach gesagt: die schwere Reiterei mit den 80 Centurien des Fufsvolkes der ersten Klasse giebt schon 86 Stimmen, kommen aus den übrigen nur 11 Stimmen hinzu, so ist die Entscheidung da. Warum nennt er die 3 Centurien der Maschinenmeister und keine der nachfolgenden 12 Rittercenturien? Die Wagen der alten Zeit werden aber noch später von ihm in der Republik angewendet, indem (S. 128.) vermuthet wird, dafs anfangs nur der Konsul, welcher aus dem *tribunus celerum* hervorgegangen sei, einen Wagen als Auszeichnung gehabt, dafs aber später auch der andre Konsul der Gleichmäfsigkeit wegen einen erhalten, dafs dann nur der Wagensessel (*sella curulis*) als Ehrenzeichen erst den Konsuln, dann aber aristokratischen Behörden (Wagenbehörden, *magistratus curules* heifsen sie deshalb) zugestanden sei.

Die gegebenen Beispiele sind Resultate der Etymologie. Es fügen sich sogleich Beispiele der Resultate der *Analogie* an. S. 25. wird von den ständischen Ordnungen des Römischen Staates gesprochen, den Patriciern, den Klienten, den Plebejern. Wie sich Hr. Hüllmann die Entstehung derselben gedacht, leuchtet nicht ganz ein: Priester und Vogelschauer hätten anfangs das Regiment gehabt, wie es scheint, in der Zeit von der Einwanderung eines erobernden Stammes, seien aber bald zu einem blofsen Werkzeuge in der Hand eines Herrenstandes geworden, der selbst, man weifs nicht wie dies gekommen, auf geburtsständischen Vorrechten, einem gröfseren Landeigenthum, und einer Zahl hintersässiger, abhängiger Leute beruht habe, welche als Vorbewohner des von jenen als Einwanderern besetzten Landes zu Hörigen (*Clientes*) gemacht werden seien. Ueber die Verhältnisse dieser letzten theilt Hr. Hüllmann jetzt ganz Niebuhrs Ansicht *), ohne dafs derselben weiter erwähnt wird. Die Plebejer aber sind ihm, gleich bei Roms Beginn bestehend, die Attischen *Geomoren* neben Eupatriden (Patriciern) und *Demiurgen* (Clienten) oder die Sächsischen Frilinge neben Edelingen und Latsen. So wie nun an sich die Analogie mit den Attischen Verhältnissen nicht einleuchtet, weil ein δημιουργός kein Unfreier, so ist auch die gleichzeitige Entstehung von Patriciern und freien Plebejern unwahrscheinlich, indem man nicht begreift, warum die grofse Masse des erobernden in seinen Einzelnen sich völlig gleichen Geleites weniger gut bedacht worden sein soll, als gewisse Familien. Vielmehr bestand das älteste Rom aus denen, welche später Patricier genannt werden, und Clienten und Plebejer können somit nicht zu den Curien gehört haben, wenn diese von der Gründung Roms an bestanden; dies letztere bleibt ein Ergebnifs der Niebuhrschen Forschungen auch nach den Einwendungen Hrn. Hüllmanns, welche wir S. 44. lesen. Sie treffen sämmtlich nicht auf den rechten Fleck und zeigen überdies eine gewisse Gereiztheit, welche bei einem Geschichtsforscher befremdet. Ausdrücke, wie „unwillkürliche Verfälschung" (S. 53.) und „wilde Kritik" (S. 55. **) sollten jeder Zeit fern blei-

*) Eine früher von Hrn. Hüllmann für richtig erkannte Etymologie des Wortes *Clientes*, insofern es für *Colientes i. e. colentes sc. agrum* stehen sollte, ist jetzt aufgegeben. Die obige findet sich schon bei *Plautus Men. IV*, 2. 7.

**) Dieser „wilden Kritik" Niebuhrs läfst Hr. Hüllmann zweimal Gerechtigkeit widerfahren, einmal, indem er S. 191. bei Gelegenheit der Gesetzgebung des *Terentillus Arsa* die Bemerkung in einer Note beibringt, Niebuhr habe den unrichtigen Namen *Terentillus* in *Terentilius* berichtigt. Diese unwichtige Sache beruht überdies auf einem Irrthum. Wenn Niebuhr (Röm. Gesch. *II. p.* 313.) sagt: „*Terentilius* ist eine ganz verwerfliche Schreibart bei einem Gentilnamen", so ist ihm entgangen, dafs die Form auf *illus* und *ellus* bei

ben, wenn man von Niebuhrs Forschungen redet. Die Hauptsache, um über das Ganze der Niebuhrschen Untersuchungen ein bestimmtes Urtheil zu fällen, besteht in der richtigen Auffassung des Wesens der Tullianischen Verfassung oder der Römischen *Timokratie*, auf welche wir jetzt übergehen. Diese war entweder ein Rückschritt auf der Bahn politischer Freiheit, indem die ärmeren Plebejer, sonst in den Curien zu gleichen Rechten mit den Patriciern berufen, auf eine verschmitzte Weise um ihr gutes Recht gebracht werden, oder sie war ein Fortschritt, durch welchen die Plebejer, früher gar nicht Bürger, Bürgerrechte erlangen, wenn sie gleich den Altbürgern (Patriciern) nicht gleich gestellt werden. War das erste der Fall, so könnte man sich über die unbegreifliche Dummheit der Plebejer nicht genug verwundern, welche des Servius Geburtstag an allen Nonen feierten, derselben Plebejer, die so konsequent auf der einmal betretenen Bahn ihrer politischen Erkenntnifs vorwärts schritten; es kann daher nur das zweite der Fall sein, woraus Niebuhrs Annahme, dafs die Plebejer nicht in den Curien und in den diesen zugehörigen *gentibus* gewesen seien, von selbst folgt, wenn man auch nicht überall mit seiner anderweiten Benutzung der Worte *populus* und *gens* übereinstimmen kann. Hr. Hüllmann aber ist, wie in seinen früheren Schriften, der ersteren Ansicht treu geblieben; er nennt die Tullianische Verfassung „ein künstliches Werk" (S. 114.), ihren Entwurf „mit kaufmännischer Rechenkunst ausgesonnen" (S. 117.), sie selbst „die sonderbarste aller Gesetzgebungen" (S. 119.), ihre Abstimmung „ein künstlich berechnetes Spiel" (S. 297.) und ist äufserst geneigt, sie aus Korinth herzuleiten (S. 58. 59. 152.), woher die Römische Wagenreiterei stammt (S. 10. 14.), wo sogar einmal eine Schatzung, freilich mehr eine Brandschatzung, nämlich die bekannte Räuberei des Cypselus, ausgeführt wurde (S. 61.), und woher auch Töpfe nach Rom kamen (S. 58.). Daneben aber steht er nicht an zu behaupten (S. 125.), seit den Servianischen Zugeständnissen sei die grofse Mehrzahl der Bürger immer weiter vorgeschritten und erkennt somit unwillkürlich die Tullianische Verfassung selbst als den ersten Fortschritt an.

Die Ansicht des Vfs. von der Servianischen Verfassung in Hinsicht auf das Steuersystem und das *lustrum* erwähnen wir nicht weiter, weil sie schon aus dessen früheren Schriften bekannt ist; wir gehn vielmehr in seiner Darstellung der Entwickelung der Verfassung nach Servius Tullius weiter. S. 125 wird die Meinung aufgestellt, die Konsuln seien deshalb eingesetzt worden, weil die lebenslängliche Dauer der Würde des *Rex* und des *tribunus celerum* sich nicht mit dem politischen Geiste vertragen habe, wesentlich aber sei einer der Konsuln Vertreter des *Rex*, der andere Vertreter des *tribunus celerum* gewesen. Von einem lebenslänglichen Amte des *tribunus celerum* ist bei den Alten keine Spur; daher ist es höchst unwahrscheinlich, dafs der eine Konsul ihn ersetzt habe; vielmehr ist der Gedanke weit einfacher, dafs beide Konsuln sich anfangs in die Staats- und Kriegsgeschäfte getheilt haben. Noch weniger wird jemand geneigt sein, mit Hrn. Hüllmann an eine Identität des Amtes des *praefectus urbi* und desjenigen des *tribunus celerum* zu denken.

Von S. 168 an kommt der Verf. auf die *demokratischen* Einrichtungen zu sprechen, wie sie seit der ersten Secession der Plebejer bestanden und kommt dabei zuerst auf die Schuldverhältnisse. Hier wird die jetzt kaum zu rechtfertigende Behauptung wieder aufgestellt, dafs die Zwölf Tafeln die Wucherei bis auf Hundert vom Hundert ermäfsigt haben. Mögen Beispiele von unerhörtem Wucher vorgefallen sein, so kann die Römische Gesetzgebung, wenn sie helfend eintreten wollte, nicht selbst etwas Unerschwingliches als Grenze festgesetzt haben. Niebuhr hat dies (Röm. Gesch. II. p. 62) auf das bündigste dargelegt. Dagegen stimmen wir Hrn. Hüllmann vollkommen bei gegen Niebuhr (II. p. 760) und die Symboliker unter den Juristen über das *partis secanto* bei zahlungsunfähigen Schuldnern. Niebuhr übersetzt: „sind mehrere Gläubiger vorhanden, so können sie seinen (des Schuldners) Leib theilen; hackt einer ein gröfseres Theil als im Verhältnifs seiner Schuld, so ist er darum nicht zu strafen."

(Der Beschlufs folgt.)

Gentilnamen auf *ilius* und *elius* eine allerdings gestattete familiäre Deminutivform war, wie Horaz von einem *Ofellus* statt *Ofelius* spricht, und wie die Griechen aus *Χαρίλαος* und *Περίλαος*, *Χάριλλος* und *Πέριλλος* bildeten; das zweite Mal ist S. 267., wo es gelobt wird, dafs Niebuhr eine Vermuthung des Perizonius über die Zahl der Konsulartribunen begründet und weiter ausgeführt hat.

№ 89.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Mai 1833.

Römische Grundverfassung, *von K. D. Hüllmann.*

(Schluſs.)

Allein mit Recht bemerkt Hr. Hüllmann, daſs hier von einem Befehlen die Rede sei; sie *sollen* theilen, nur hätte er noch hinzufügen sollen, wie das *se fraude esto* zu erklären sei, welches die gröſste Schwierigkeit macht. Auf den Körper des Schuldners bezogen, hat es etwas Lächerliches, da ein solches Hacken jeder Zeit den Tod herbeiführen muſste, also *se fraude esto* eine abscheuliche Ironie des Gesetzgebers bekundete, welche in jener Rechtssymbolik keineswegs einen Grund gefunden hätte; aber auf das Eigenthum des Schuldners bezogen, hat das *se fraude esto* einen doppelten Sinn: es soll den *Gläubigern* nicht angerechnet werden, wenn sie *mehr*, und dem *Schuldner* nicht, wenn sie *weniger*, als ihre Forderung herausbringen: die Sache soll abgethan sein. Dabei muſs man sich an die sprüchwörtliche Bedeutung des *plus minusve* erinnern, um zu finden, daſs an ein Vorkommen des ersten Falles dabei nicht gedacht ward. — Hierauf wendet sich der Verf. zum Tribunat, über welches er mit Recht sehr ausführlich ist. Indessen leidet gerade dieser Abschnitt, wie uns dünkt, an Mangel an Klarheit der Uebersicht, die unseres Bedünkens am besten durch Beachtung der verschiedenen Formeln erreicht werden könnte, durch welche die Rechte eines plebejischen Tribunen bezeichnet werden. Sie haben zuerst das *jus auxiliandi* d. h. das Recht, bedrängte Plebejer gegen den Magistrat in Schutz zu nehmen, und solche vor das Gericht der Plebejer zu stellen, selbst durch *prehensio*, die sie sich an den Rechten der Plebejer vergangen hatten. Daſs sie dieses letztere Recht gleich bei Gründung des Tribunats erwarben, beweist *Festus s. v. sacer mons*; es ist daher ein Irrthum, wenn Hr. Hüllmann (S. 224) behauptet, erst 18 Jahre nach ihrer Einrichtung, und, wie er zu verstehen giebt, auf eine ungesetzliche Weise hätten die Tribunen dasselbe erworben. Die bekannte Unterscheidung zwischen *vocatio* und *prehensio* bei Gellius XIII, 12. bezieht sich darauf, daſs Labeo den Tribunen das Recht absprach, in *Privatsachen* jemand vor Gericht zu ziehn: daſs die Tribunen das Recht gehabt, in jenen erwähnten Fällen vor das Gericht der Tribus zu citiren (*vocare*) ist keinem Zweifel unterworfen. S. Dionys. VII, 26. 27. Das zweite ist das Recht *inhibendi* oder *prohibendi delectus*; beide Worte werden in Hinsicht auf die Tribunen nur in *diesem* Sinne richtig gebraucht. Das dritte ist *vetandi* und bezieht sich auf das bekannte Verhältniſs im Senate, und das vierte endlich *intercedendi*, welches ursprünglich allein bloſs von dem Rechte gebraucht wird, einen Antrag an das Volk gegen andere Tribunen zu hindern; erst in späterer Zeit der Republik wird *intercedere* und *vetare* überhaupt von der hindernden Gewalt der Tribunen gebraucht. Auf diese Weise galt das erste Recht gegen Einzelne, das zweite gegen die ganze Staatsgewalt der Beamten, das dritte gegen den Senat und das vierte gegen die eigenen Kollegen.

Die durch das Tribunat und die Komitien der Tribus durchgesetzte Aufhebung des Verbotes des *connubium* zwischen Patriciern und Plebejern, wird S. 261. nach veralteter Weise so dargestellt, als ob die Decemvirn zuerst die Vermählung eines Patriciers mit einer Plebejerin für eine Miſsheirath erklärt hätten. Allein daſs rechtlich kein *connubium* von Alters her zwischen Patriciern und Plebejern bestanden habe, daſs aber ein gesetzliches Verbot der Sache von den Decemvirn in ihre Gesetzgebung gehässig mit aufgenommen sei, ist dem klar, welcher mit Niebuhrs Darstellung der Entstehung der Plebejer einverstanden ist. Wer davon abweicht und die Plebejer in den *gentibus* der *curiae* mit enthalten sein läſst, wie Hr. Hüllmann, der muſs we-

nigstens zeigen, auf welche Weise man denn in dieser Beziehung einen Plebejer erkannt habe, und auf welche Weise man ihn einem Patricier entgegengesetzt habe, wenn nicht nach dem Rechte der Gentilität. Allein wir erfahren nichts weiter, als: „durch unverwerfliche Zeugnisse wird erhärtet, dafs wechselseitige Verehelichung beider Stände früher nicht unrechtmäfsig gewesen, und dafs nur erst die Gesetze der zwölf Tafeln durch das Verbot des *connubium* beider Stände eine höchst anstöfsige Scheidewand zwischen ihnen aufgeführt haben." Für den ersten Theil dieser Behauptung sind keine Zeugnisse angeführt, für den zweiten die bekannten Stellen *Cic. de rep. II*, 37. und *Liv. IV*, 4. 6. Von diesen Stellen aber bezeugt keine ein früher vorhanden gewesenes *connubium;* vielmehr zeigt der Ausdruck des *Livius*, dafs die Patricier geglaubt, durch die Rogation des *Canulejus* werde ihr Blut verunreinigt und die *jura gentium* confundirt (IV, 1), dafs diese Ueberzeugung nicht innerhalb einiger Jahre gewonnen, sondern eine uralte, jetzt erst durch *Canulejus* angegriffene war; ja in der Rede des *Canulejus* selbst ist das Verhältnifs klar ausgesprochen bei *Liv. IV*, 4. *Quod privatorum consiliorum ubique semper fuit, ut in quam cuique feminae convenisset domum nuberet, ex qua partus esset vir domo in matrimonium duceret, id vos sub legis superbissimae vincula coniicitis?* Es war herkömmlich kein *connubium*, jetzt da es ausgesprochen war, dafs keins sein *sollte*, empörte es erst die Plebejer.

Die Erklärung der Licinischen Rogation über den Ackerbesitz erscheint nicht begründeter; denn wenn Hr. Hüllmann *ne quis plus quingenta jugera agri possideret* nicht vom *ager publicus* verstanden wissen will, sondern überhaupt von einer Grenze des eigenthümlichen Ackerbesitzes, so spricht dagegen, aufser den von Hrn. Hüllmann selbst genannten alten Historikern, Livius eigene Darstellung, indem er die Gesetze des *Licinius adversus opes patriciorum* gegeben nennt, ferner indem er von *injustis possessoribus*, von einem *ager injuria possessus* redet, (VI, 39), und der ganze Zusammenhang der Römischen Gesetzgebung, welche nicht den eigenthümlichen Besitz beschränken konnte und wollte; nur darauf war es abgesehen, den ärmeren Bürgern Theilnahme am Besitz des *ager publicus* zu verschaffen: Sp. Cassius, C. Licinius, C. Flaminius, die Gracchen, alle haben denselben einfachen Zweck, der Verödung des Landes zuvorzukommen.

S. 298. kommt Hr. Hüllmann auf „den dunkelsten Theil der Römischen Verfassung" zu sprechen, nämlich auf die umgeänderte Einrichtung der *comitia centuriata*. Dieser Gegenstand ist um so anziehender, als wir jetzt auch Niebuhrs vollständige Darlegung seiner Meinung kennen, die früher nur zum Theil von ihm bekannt gemacht worden war. (S. Röm. Gesch. III. p. 382). Hrn. Hüllmanns Meinung ist, schon 358. U. C. (*Liv. V*, 18) habe die Umänderung bestanden, Servius Tullius Einrichtung habe daher etwa 130 Jahre gedauert; die Rittercenturien seien von 18 auf 12 verringert worden (*Liv. XLIII*, 16), der Centurien des Fufsvolks seien anfangs 310 gewesen, nämlich die 31 ländlichen Tribus nach den 5 Klassen, und nach dem Alter jede Klasse in Jüngere und Aeltere geschieden; die Abstimmung selbst aber sei nach den Klassen geschehen und die vier städtischen Tribus hätten, wenn die Centurien der Ritter und der ländlichen Tribus keine Majorität herbeigeführt, mit einer Stimme den Gesammtausschlag gegeben; der Censor C. Fabius Maximus habe dann die 4 städtischen Tribus auch in Klassen getheilt, so dafs 40 Centurien mehr geworden seien, aber sie seien den Libertinen von ihm zugewiesen worden. Hier steht zuerst das Historische nicht fest. Wenn die Umänderung schon im Jahr 358. vorhanden gewesen, so würde Livius dieselbe in einem der ersten 5 Bücher wegen ihrer Wichtigkeit beschrieben haben, da er sie kennt (I, 43) und Dionysius ebenfalls sie zu beschreiben verheifsen hatte; das *tribubus* bei *Liv. V*, 18 ist daher entweder zu tilgen oder mit Niebuhr anzunehmen, die Konsulartribunen seien in Tributcomitien, also ohne Auspicien, gewählt, nicht in Centuriatcomitien. Wir haben ferner ein ausdrückliches Zeugnifs des Dionysius, dafs die Servianische Ordnung der Centurien viele Menschenalter bestanden habe (IV, 21. οὗτος ὁ κόσμος ἐπὶ πολλὰς διέμεινε γενεὰς φυλαττόμενος), was doch nicht von 3 oder 4 γενεαῖς (130 Jahren) verstanden werden kann. Ferner von der Verringerung der Rittercenturien sieht man nicht den geringsten Grund bei der bedeutenden Vermehrung der Centurien der Fufsmannschaft; auch dafs vier Tribus eine Zeit lang nur eine Stimme gehabt haben sollen, ist undenkbar; warum nicht lieber aus eben diesen städtischen Tribus eine einzige gemacht? Da uns die Hüllmannsche Hypothese nicht aushilft, gehn wir zu der Niebuhrschen über. Die Entstehung der Einrichtung wird als wahrscheinlich in

die Censur des Q. Fabius und des P. Decius 450. U. C. versetzt, die Sache aber in folgender Weise aufgefafst: die fünf Klassen bestanden zwar noch fort mit einem veränderten Census, aber nicht mehr in dieser Weise in den *Comitien*, wo die Tribus blofs in zwei Klassen getheilt waren, in die Klasse (*prima classis*) der ländlichen und in die Klasse (*secunda classis*) der städtischen Tribus; in der ersten Klasse stimmten die 12 Centurien der plebejischen Ritter, dann werden die *sex suffragia* der patricischen Ritter gerufen, zuletzt die Centurien der städtischen Tribus als *secunda classis*; die Proletarier und *capite censi* sind ausgeschlossen. Seit der vollen Zahl der 35 Tribus also wären es nach Niebuhr 88 Centurien im Ganzen gewesen.

Der Unterzeichnete hat die Hypothese, in so weit sie früher bekannt war, im *Hermes* Bd. XXVI. bestritten, und eine andere Meinung dagegen vorgetragen; er scheut sich nicht zu bekennen, dafs sein Urtheil durch die ausgeführte jetzige Darstellung sich nicht verändert hat, dafs er der Hypothese nicht beitreten kann in Hinsicht auf das Wegfallen der 5 Klassen und die Abstimmung der Ritter: denn 1) die 5 Klassen lassen sich aus der Zeit des C. Gracchus nicht wegbringen, 2) mehr als zwei Klassen sind auch in der Stelle des Cic. Phil. II, 33. nicht zu verkennen; denn wenn es nach Niebuhr nur zwei Klassen gab, so hätte das *alio die* des Antonius, mit welchem er als Augur die für Dolabella günstige Abstimmung *hindern* wollte (*rem susceptam dirimere*), keinen Sinn; denn der Augur wäre zu spät gekommen mit seinem Einspruch, wenn die zweite Klasse (nach Niebuhrs Ansicht) bereits gestimmt hatte, wie aus Cicero's *confecto negotio* hervorgeht; folglich müssen nach der zweiten Klasse bei Cicero noch andere Klassen zum Abstimmen vorhanden gewesen sein; 3) der Ciceronische Ausdruck *suffragia* kann unmöglich für *sex suffragia* stehen; 4) die Trennung der patricischen Ritter von den 12 anderen Centurien *in dieser Weise* ist nicht *motivirt;* 5) es ist bei der Abstimmung stets zuerst von einer *tribus praerogativa* die Rede, welche zuerst stimmt; wie ist damit die Abstimmung der Rittercenturien zu vereinigen, wenn diese nicht mit in den *tribus* waren?

Die von dem Unterzeichneten vertheidigte Ansicht, dafs diese Einrichtung *für die Wahlen nach* 513. *U. C.* und *vor* 539. (*Liv. XXIV*, 7.) festgestellt, für die richterliche Entscheidung über *Perduellion* aber noch eine Zeit lang (wahrscheinlich bis zur *lex Cassia* 617. *U. C.*) die alte Tullianische Abstimmung eines gewaffneten Heeres, wo die *sex suffragia* zur ersten Klasse gerechnet werden, aus gewichtigen Gründen fortgedauert habe (*Liv. XLIII*, 16.); dafs es bei der neuen Einrichtung der Centurien, nach *Klassen* und *Alter* geschieden, im Ganzen 350 *centuriae*, eine für die Römer bedeutende Zahl; wenn man die Klasseneintheilung nicht beachtet, 70 *centuriae seniorum et juniorum* gewesen seien, d. h. die verdoppelte Zahl der 35 Tribus (*Liv. I*, 43.), erscheint ihm noch jetzt die wahrscheinlichste. Nur ist hinzuzufügen, dafs die *seniores* der ersten Klasse jeder *tribus* aus den Senatoren, die *juniores* derselben aus den Rittern bestanden. Daher redet *Cicero* (*pro Flacco* 7.) von *descriptis ordinibus* bei den Centuriencomitien, daher werden noch später *centuriae equitum* erwähnt, z. B. von *Cicero epist. VIII*, 4. *XI*, 16. und daher sagt *Cic. de rep. IV*, 2. *equitatus, in quo suffragia sunt etiam senatûs*, und vom *Senator L. Gellius* bei *Cic. or.* 1. *post red.* 7. wird gesagt, *suam classem attentatam in comitiis eum sensisse*. Dafs die Ritter ferner, wie sie in Centurien eingetheilt waren, auch eine Scheidung in Tribus hatten, wissen wir aus *Dionys. VI*, 13. Endlich wird dadurch allein die bekannte Stelle des *Liv. I*, 43. erklärlich: *nec mirari oportet hunc ordinem qui nunc est, post expletas quinque et triginta tribus duplicato earum* (*tribuum*) *numero centuriis juniorum seniorumque, ad institutam ab S. Tullio summam non convenire.* Hier ist blofs von 70 Centurien die Rede, von nicht mehr und nicht minder (so dafs die *Rittercenturien* nicht ausgeschlossen sein können), weil Livius mit Fleifs von *centuriis juniorum seniorumque* redet, also für seinen Zweck die Theilung der Tribus auch nach *Klassen* nicht weiter beachtet, durch welche der *centuriae* oder *suffragia*, ohne den Beisatz *seniorum juniorumque*, 350 werden. Diese Stelle ist dagegen von Hrn. Hüllmann auf das wunderlichste mifsverstanden worden; er übersetzt: „die Tribus des S. Tullius haben mit der Eintheilung und Zahl der Centurien in keiner Verbindung gestanden; dadurch aber, dafs von den jetzigen *tribus* jede in die beiden Centurien der Jüngeren und Aelteren zerfällt, entsteht eine Zahl von Centurien, die von jener der (ländlichen) Tribus das doppelte ausmacht (also 62 in jeder Klasse)".

Diese Erklärung gehört in die Kategorie der von Hrn. Hüllmann versuchten Erklärung der Ciceronischen Stelle *de republica*. Denn wenn uns zugemuthet wird, nachdem von 35 Tribus die Rede gewesen (wo also ländliche *und* städtische zusammen gemeint sind) das *earum* bloſs von *ländlichen* Tribus zu verstehen, oder es (nach S. 306.) vielleicht gar mit *rusticarum* zu vertauschen, so wird das Erstaunen über diese Zumuthung nur aufgewogen durch dasjenige, welches sich unser bei den Worten „also 62 in jeder Klasse" bemächtigt, da doch Livius von der allgemeinen Zahl der Centurien, nicht von derjenigen der einzelnen Klassen spricht.

Wenn es erlaubt ist über den Urheber der ganzen Veränderung eine Vermuthung auszusprechen, so erscheint uns das wahrscheinlichste, sie dem rationalistischen Verächter alles Auspicienwesens, dem C. Flaminius zuzuschreiben, welcher mit L. Aemilius Papus im Jahre Roms 533. Censor war und sich nach *Liv. Epit. XX.* durch Wiederversetzung sämmtlicher *libertini* in die vierstädtischen Tribus verdient machte, welches auf eine Veränderung in der Abstimmung der *Comitien* hindeutet. Zugleich aber wird er von den Historikern ein Liebling der Plebejer und ein Gegenstand des Hasses für den Senat und die Nobilität genannt (*Liv. XXI,* 63.), welches alles ihn geeignet erscheinen läſst, in der genannten Zeit die demokratische Veränderung der Wahlcomitien eingeführt zu haben. Dafür mag er als Belohnung sein erstes Konsulat in den neuen Wahlcomitien erhalten haben. Der Ausdruck des *Dionys.* ἐν τοῖς καθ' ἡμᾶς χρόνοις κεκίνηται ist von Niebuhr miſsverstanden worden, indem es nicht eine historische Erzählung ist, welche hier aoristisch hätte abgefaſst sein müssen, sondern bloſs eine Versicherung, zu seiner Zeit *bestehe* eine veränderte Einrichtung.

Unter der Aufschrift *Aristokratie* handelt der Verf. von S. 327. bis 420. von der Dictatur, der Prätur und dem Senate und von S. 421. bis zu Ende von den *Pontifices*. Diese Abtheilung stehen wir nicht an für die gediegenste im ganzen Buche zu halten; das Kapitel über den Senat namentlich ist vortrefflich.

Goettling.

LXI.

The Algebra of Mohammed Ben Musa. Edited and translated by Frederic Rosen. XVI und 208 S. *Arab. Text* 122 S. *London* 1831. 8.

Es zeigt sich besonders in der neueren Zeit ein erfreuliches und lobenswerthes Streben nach Erforschung der Quellen, aus welchen unser Wissen geflossen, und es genügt nicht mehr zu wissen, bis wie weit die Leistungen in den letzten Decennien gediehen, sondern man will auch erforschen, welchem Volke und welchem Individuum der Ruhm der ersten Entdeckung gebühre, man will den Gang, welchen die Wissenschaft genommen und die Irrwege kennen lernen, durch welche sie allmälig zu der Höhe gelangte, welche sich jetzt unserm Auge darstellt. Doch tritt diesem Studium die bedeutende Schwierigkeit entgegen, daſs dazu auſser der genauen Bekanntschaft mit dem ganzen Umfang der einzelnen Wissenschaften, auch die umfassendste Sprachkenntniſs erforderlich ist. Insbesondere möcht' es dem Mathematiker schwer werden, den ersten Anfängen seiner Wissenschaft nachzuspüren, da diesem die philologisch genaue Kenntniſs, zumal der Asiatischen Sprachen so fern liegt. Es bleibt deshalb meistentheils den Philologen überlassen, mathematische Werke der Alten in neuere Sprachen zu übertragen, was aber auch nur selten geschieht, da ihm als Laien, das Verständniſs mathematischer Werke so sehr erschwert ist. Um so dankbarer müssen wir es anerkennen, daſs Hr. Rosen, obgleich nicht Mathematiker, dennoch bei vorliegender Arbeit keine Mühe gescheut hat, sich in die Terminologie der Arabischen Mathematiker hineinzudenken; und man muſs gestehen, daſs die Uebersetzung, wenn man einige, aber höchst unbedeutende Miſsgriffe abrechnet, gelungen zu nennen ist; denn Jeder, welcher nur einigermaſsen mathematisch zu denken gewohnt ist, bekommt durch Rosen's Uebersetzung des *Mohammed Ben Musa* eine deutliche Vorstellung von den Grenzen, in welchen die Algebra der Araber sich bewegte. — Das Einzige, was in dieser Uebersetzung getadelt werden könnte, ist wohl die Interpunktion, welche mitunter stört, oder sogar den Sinn entstellt, wie z. B. pag. 45. des Arabischen Textes und pag. 63. der Uebersetzung. Es ist folgende Aufgabe gestellt:

„Wenn man von zwei Zahlen, deren Differenz 2 „ist, die gröſsere in die kleinere dividirt, so ist der „Quotient gleich einem halben Dirhem".

(Der Beschluſs folgt.)

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

The Algebra of Mohammed Ben Musa. Edited and translated by Frederic Rosen.

(Schluſs.)

Es ist aber die aufzulösende Gleichung:

$$\frac{x}{x+2} = \frac{1}{2}$$

Die Auflösung fängt im Arabischen Texte so an:

فقياسه ان تضرب شيأ ودرهمين في القسم وهو

نصف فيكون نصف شيٍّ ودرهما يعدل شيأ

Hr. Rosen übersetzt:

„*Multiply thing and two dirhems by the quotient,* „*that is a half. The product is half a thing and one* „*dirhem, equal to thing*".

Dieses klingt so, als wenn $x+2$ mit dem Quotienten multiplicirt, $\frac{1}{2}$ gäbe, was aber nicht ausgedrückt werden soll, sondern nach der früher genannten Gleichung muſs $x+2$ mit $\frac{1}{2}$, welches der Quotient der in der Aufgabe genannten Division ist, multiplicirt werden. Es muſs also wohl die Uebersetzung, wie sie auch dem Arabischen Texte mehr angemessen ist, lauten:

You multiply thing and two dirhems by the quotient, which is a half, the product is half a thing and one dirhem: that is equal to thing.

Dergleichen kleine Flecken können, wenn sie gleich Fehler zu nennen sind, kaum dem Ganzen schaden und der kundige Leser wird billig über solche Nebendinge hinwegsehen, da ja, beim Studium eines Werkes von dieser Art, der einzige Zweck nur der sein kann, ein geschichtliches Resultat für die Wissenschaft zu gewinnen.

Die auf jeder Seite beigefügten Anmerkungen, in welchen die Rechnungen, welche im Texte nur durch Worte geführt werden, mit den jetzt gebräuchlichen mathematischen Bezeichnungen geschrieben sind, tragen nicht wenig zur gröſsern Deutlichkeit und leichtern Uebersicht bei.

Die Algebra des Mohammed Ben Musa, unter dem Chalifen Mamun verfaſst, deren Uebersetzung wir vor uns haben, ist das erste Werk, welches über diesen Gegenstand von einem Araber geschrieben wurde, wie Hr. Rosen in seiner Vorrede und weiter Hr. Colebrooke in seiner Dissertation, welche der Uebersetzung der *Algebra from the Sanscrit* vorgedruckt ist, auseinandersetzen. Es muſs also um so anziehender sein, vorliegendes Werk seinem Inhalte nach genauer kennen zu lernen, da es einen sichern Maſsstab für die Grenzen gewährt, in welchen die Araber die Algebra gekannt haben, und es sich nach dieser Schrift mit Sicherheit behaupten läſst, daſs dieses Volk, welches bisher immer als Erfinder oder erste Anbauer der Algebra genannt und verehrt wurde, nur als Schüler sich zeigt und den lange behaupteten Ruhm an die Inder abtreten muſs, deren bedeutend ausgedehntern Kenntnisse in diesem Zweige des Wissens wir durch die so äuſserst schätzenswerthe Uebersetzung des Hrn. Colebrooke kennen gelernt haben; welcher in der schon früher angezogenen Dissertation sich über das Verhältniſs der Mathematik beider Völker genauer ausgesprochen, so daſs es hier überflüssig wäre mehr davon zu sagen, da gerade nichts Neues hinzugefügt werden könnte. Wir wollen daher nur den Inhalt dieser Arabischen Algebra in der Kürze anzugeben versuchen.

Der Hauptgegenstand ist die Festsetzung der Rechnungsregeln für die *completion* und *reduction* (wie Hr. Rosen الجبر, wörtlich *fractio* nach dem Sanskrit. *kuttaka*, und المقابلة passend übersetzt), welches den Gleichungen die Ergänzung des Quadrats und die Zurückführung eines Vielfachen der unbekannten Gröſse auf das Einfache derselben bedeutet. Mohammed Ben Musa theilt nun die Zahlen, die hierbei gebraucht wer-

den, in drei Klassen: „Wurzeln, Quadrate und einfa-„che Zahlen, welche weder auf Quadrate noch auf Qua-„drat-Wurzeln Bezug haben", worin die Wurzeln und Quadrate die erste und zweite Potenz der unbekannten Gröfse in einer Gleichung bedeuten, die einfachen Zahlen aber die bekannten Gröfsen, welche unabhängig von der unbekannten sind, so dafs in

$$x^2 + ax = b,$$

x^2 das Quadrat, x die Wurzel und b die einfache Zahl darstellt.

Nach dieser Erklärung geht er ohne Weiteres zur Auflösung der Gleichungen über und unterscheidet zuerst die drei einfachsten Fälle:

1) $ax^2 = bx,$
2) $ax^2 = b,$
3) $ax = b,$

sodann nimmt er mit gröfserer Genauigkeit und ziemlicher Weitläuftigkeit die drei Fälle der verwickelten quadratischen Gleichungen durch, nämlich:

1) $x^2 + ax = b,$
2) $x^2 + b = ax,$
3) $x^2 = ax + b.$

Für jeden dieser drei Fälle giebt er besondere Rechnungsregeln, vergifst auch nicht für den zweiten Fall die Bemerkung, dafs das Resultat unmöglich wird, wenn $\frac{1}{4}a^2$ kleiner als b ist; dagegen werden die beiden zusammengehörigen Auflösungen nur dann gegeben, wenn beide positiv sind. Der Verf. begnügt sich bei der Ergänzung des Quadrats nicht mit der blofsen Angabe des Algorithmus, sondern fügt noch die Beweise für jeden Fall besonders hinzu und zwar vermöge geometrischer Konstruktionen. Es schien nicht ohne Interesse zu sein, einen dieser Beweise hier genauer mitzutheilen, da gerade die Art und Weise desselben, wenn auch an sich einfach, doch im Allgemeinen wenig bekannt sein dürfte.

Wenn (*p.* 10. *Arab. Tex.* 15. *Uebers.*) die vorgegebene Gleichung ist: $x^2 + 10x = 39$, so wird folgende Figur dabei konstruirt:

$2\frac{1}{2}$	$x=3$	$2\frac{1}{2}$
Q	*N*	*R*
M	*A* *B*	*O*
T	*P*	*S*

AB bedeute das Quadrat, welches gesucht wird, dessen Seite also die unbekannte Gröfse x ist; wird nun jede Seite dieses Quadrats nach jeder Richtung hin um $\frac{10}{4}$ verlängert, so wird das Quadrat *AB* in Verbindung mit den vier Rechtecken *M*, *N*, *O*, *P* den ersten Theil der vorgegebenen Gleichung, nämlich $x^2 + 10x$ darstellen: damit aber aus dieser Figur ein vollständiges Quadrat werde, mufs man in den vier Ecken noch die vier Quadrate *Q*, *R*, *S*, *T* hinzufügen, deren jedes zur Seitenlinie $\frac{10}{4}$ hat, also alle zusammen ihrem Flächeninhalte nach $= 4.(\frac{10}{4})^2 = (\frac{10}{2})^2$ sind. Man mufs also $(\frac{10}{2})^2$ noch zu $x^2 + 10x$ hinzufügen, dann wird es ein Quadrat, dessen Seite $= x + 2.\frac{10}{4} = x + 5$ ist. Da nun aber das Quadrat *AB* und die vier Rechtecke *M*, *N*, *O*, *P* zusammen auch 39 ausmachten, so mufs man, um das vollständige Quadrat zu erhalten, noch $(\frac{10}{2})^2$ oder 25 hinzuaddiren, wodurch man das ganze Quadrat $= 64$, dessen Seite also $= 8$ erhält; wenn man hievon noch $2.\frac{10}{4}$ oder 5 abzieht, so erhält man die Seite des gesuchten Quadrates $= 3$.

Hierauf folgen die Regeln für die Multiplikation einer Summe oder Differenz mit einer Summe oder Differenz, aber ohne Beweis, dann Addition und Subtraktion derselben Gröfsen mit geometrischem Beweise; sodann die Rechnung mit Wurzelgröfsen, wo aber nur von Quadratwurzeln die Rede ist.

Jetzt kommen eine Menge von Aufgaben für die quadratischen Gleichungen; welche alle aufs weitläuftigste durchgerechnet sind. Um die Idee einer solchen Rechnung zu geben, will ich ein, ohne besondere Wahl herausgehobenes Beispiel wörtlich hieher setzen, wobei ich aber kein Bedenken trage, diejenige Konjektur zu machen, welche dem Sinne gemäfs unumgänglich nothwendig ist und welche hier nur in der Weglassung eines Wortes besteht, welches an zwei Stellen, den Sinn störend, hinzugesetzt ist. (*pag.* 45. *Arab. T. pag.* 63. *Uebs.*)

Aufgabe: Theile einen Dirhem (Drachme) unter eine gewisse Anzahl von Männern, welche Anzahl unbekannt ist. Nun nimm noch einen Mann zu diesen hinzu und vertheile wieder unter diese einen Dirhem, alsdann ist der Antheil eines Jeden im letzteren Falle um $\frac{1}{6}$ eines Dirhem kleiner als im ersteren.

Auflösung: Multiplicire die Anzahl der ersten Männer, das ist Etwas (d. h. die Unbekannte) mit der Differenz (*sc.* der Antheile), darauf multiplicire was her-

auskommt mit der Anzahl der zweiten Männer, darauf dividire das Erhaltene durch die Differenz beider (*sc.* Anzahlen), alsdann erhält man das, was zu theilen war. Das Produkt aber der Anzahl der ersten Männer, das ist das Etwas, in $\frac{1}{6}$, welches die Differenz beider (*sc.* Antheile) ist, giebt $\frac{1}{6}$ der Wurzel; darauf das Produkt dieses in die Anzahl der zweiten Männer, das ist das Etwas und Eins, giebt $\frac{1}{6}$ des Quadrats und $\frac{1}{6}$ der Wurzel, dieses dividirt durch Eins, wird gleich einem Dirhem. Nun vervollständige das Quadrat, welches du hast; dieses geschieht dadurch, dafs du es mit 6 multiplicirst, welches giebt ein Quadrat und eine Wurzel; multiplicire auch den einen Dirhem mit 6, das giebt 6 Dirhem, alsdann hast du: ein Quadrat und eine Wurzel sind gleich 6 Dirhem. Die Hälfte der Anzahl der Wurzeln multiplicire mit sich selbst, das giebt $\frac{1}{4}$ und addire es zu 6. Nimm die Wurzel von dem, was herauskommt, subtrahire hievon die Hälfte der Anzahl der Wurzeln, welche mit sich selbst multiplicirt werden mufste und welche $\frac{1}{2}$ war; was übrig bleibt, ist die Anzahl der ersten Männer, das heist in dieser Aufgabe, zwei Männer. —

Man sieht aus diesem Beispiele, wie unendlich weitläuftig die Auseinandersetzung ist, so dafs die sichtbare Bemühung des Autors, die Sache deutlich zu machen, oft gerade Verwirrung verursacht. Nach unserer jetzigen Art zu rechnen, würde diese Auflösung kurz genug so zu stehen kommen:

$$\frac{1}{x} - \frac{1}{x+1} = \frac{1}{6}$$
$$6 = x^2 + x$$
$$x = -\frac{1}{2} + \sqrt{6 + \frac{1}{4}}$$
$$x = 2$$

Die Proportionslehre, welche jetzt folgt, so wie die geometrischen Betrachtungen, sind äufserst dürftig. Es wird nur gesagt, wie man den Flächeninhalt geradlinigter Figuren bestimmt, aber ohne die geringste Rechtfertigung des Verfahrens. Für die Längenbestimmung der Kreisperipherie werden drei Vorschriften gegeben:

1) $P = 3\frac{1}{7} \cdot d$
2) $P = \sqrt{10 \cdot d^2}$
3) $P = d \cdot \frac{62832}{20000}$,

wovon das letzte das genaueste ist, aber, wie der Hr. Uebersetzer in den angehängten Noten richtig bemerkt, nicht Eigenthum des Verfs., sondern von den Indischen Mathematikern entlehnt, bei denen sich übrigens alle drei Methoden angegeben finden. — Was den kubischen Inhalt der Körper betrifft, so wird nur der einer Pyramide und eines Kegels gegeben.

Nun folgen eine Reihe merkwürdiger Aufgaben, welche die Hälfte des ganzen Werkes einnehmen und zum Gegenstande haben die Regulierung des Vermögens, besonders der Erbschaften, wobei immer aufserordentliche Legate an fremde Personen ausgesetzt sind, welches die gesetzlichen Antheile der Verwandten auf eigenthümliche Weise ändert. Hier scheint es, als wäre es nicht ganz überflüssig gewesen, wenn Hr. Rosen eine kleine Bemerkung vorausgeschickt hätte, worin auseinandergesetzt wäre, welches die gesetzlichen Theile für die Verwandten eines Verstorbenen sind und welche Idee den Verf. leitete bei Vertheilung der Legate. Zwar ist bei jeder Aufgabe in beigefügten Anmerkungen das Nöthige besonders gesagt, jedoch kann man dadurch keinen Ueberblick über diese ganze Rechnungsart gewinnen. Man mufs z. B. sich von verschiedenen Stellen zusammen suchen, dafs der Mutter eines verstorbenen Mannes $\frac{1}{6}$ des Vermögens, der Frau $\frac{1}{8}$, den Kindern das Uebrige in der Art zukommen, dafs jeder Sohn noch einmal so viel erhalte als jede Tochter u. d. g. m. — Ein Beispiel von diesen Rechnungen anzuführen, scheint zwecklos, da man doch keine Idee dadurch bekommen könnte, welches Gesetz hier geleitet habe, sondern dieses nur aus allen Aufgaben zusammen entlehnt werden müfste.

Ueber die Druckfehler will Rec. hier nichts hinzusetzen, obgleich deren eine ziemliche Menge sich vorfindet; wahrscheinlich jedoch sind sie in einem besondern Verzeichnisse bemerkt, welches Rec. vermifst, da ihm ein Exemplar vorliegt, welches zum Theil aus den Probebogen besteht. So z. B. fehlt auf der 9ten Seite des Arabischen Textes zwischen der 5ten und 6ten Zeile eine ganze Zeile. Ebenso pag. 86. in der Uebersetzung steht Zeile 11: *three dirhems and one-third of thing*, was heifsen sollte: *three dirhems and one-third plus one-third of thing*. Dergleichen Fehler finden sich mehrere.

Der Druck ist sonst mit gewohnter Englischer Zierlichkeit ausgeführt. —

Dr. Sohncke.

LXII.

Die letzte Krankheit Goethe's, beschrieben und nebst einigen anderen Bemerkungen über denselben mitgetheilt von Dr. Karl Vogel, Grossherz. Sächs. Hofrath und Leibarzt zu Weimar. Nebst einer Nachschrift von C. W. Hufeland. Berlin, G. Reimer 1833. 40 S. 8.

Höchst erfreulich ist es, dafs die Männer, die in Goethe's nächster Umgebung zu leben das Glück hatten, dem allgemeinen Verlangen nachgebend, fortfahren, uns durch Bekanntmachung ihrer in einem so bedeutsamen und erhöhten Lebenskreise gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Vortheilen ihrer Stellung soviel als möglich Theil nehmen zu lassen. Hr. Hofrath V. der sich sechs Jahre lang als Arzt und später als Amtsgehülfe im täglichen freundlichen Umgange durch Goethe's Wohlwollen und Vertrauen beglückt fühlte, giebt uns in diesen Blättern eine Beschreibung von dessen letzter Krankheit, die neben dem arzeneiwissenschaftlichen auch ein hohes allgemein menschliches und geschichtliches Interesse in sich schliefst. Denn auch hierin fehlt es nicht an hervortretenden Zügen, in denen die hohe Kraft und die klare Besonnenheit dieser vorragenden Natur in ihren letzten Regungen noch vor uns hintritt. Niemals hat ein grofsartiges Leben so offen, klar und anschaulich vor den Augen der Welt gelegen, wie dieses, und von dem ersten Erwachen des kindlichen bis zum letzten Hinüberschlummern des scheidenden Bewufstseins enthält jeder Moment die Fülle der von innen heraus sich selbst bestimmenden und beherrschenden Thatkraft. Goethe's Leben ist nicht minder als seine Werke ein freies, in sich vollendetes Kunstwerk, dem er durch einen Tod, wie ihn jeder sich wünschen und erstreben sollte, selbst den Schlufsstein fügte. Man sage nicht, dafs äufsere zufällige Umstände, seinen Wünschen und Bestrebungen günstig entgegentretend, den bedeutendsten Antheil hieran gehabt haben. Goethe's Charakter war durch fortreifsende Kraft und maafshaltende Schonung, durch scharfsinnige Einsicht und fügige Gewandtheit so entschieden überlegen, dafs er alle Verhältnisse beherrschend von jedem gegebenen Punkte aus auf den Gipfel gelangt wäre, den er erreicht hat.

Indem wir den Inhalt dieser Schrift verfolgen, heben wir, das rein Pathologische und Therapeutische zur Seite lassend, nur dasjenige heraus, was in physischer und ethischer Beziehung allgemeinerer Theilnahme entgegenkommt.

Goethe hatte sich, sagt Hr. Hofr. V., nach seiner Wiederherstellung von einem heftigen Lungenblutsturz, der ihn im December 1830. befiel, bis in die Mitte des März 1832. einer vorzüglich guten Gesundheit erfreut, und namentlich auch den letzten Spätherbst und Winter, eine ihm sonst immer feindliche und verhafste Jahreszeit, ganz ungewöhnlich heiter und ohne irgend bedeutende körperliche Anfechtung durchlebt. Stellten sich auch Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Gliedmafsen, Mangel an Gedächtnifs für die nächste Vergangenheit, zeitweise Unfähigkeit, das Gegebene in jedem Augenblick mit Klarheit schnell zu übersehen und Schwerhörigkeit bei ihm immer merklicher ein, so genofs er doch, und zumal im Vergleich mit anderen Greisen seines Alters, noch einer solchen Fülle von Geistes- und Körperkraft, dafs man sich der frohen Hoffnung, er werde uns noch lange durch seine Gegenwart erfreuen, mit Zuversicht hingeben durfte.

Da wurde der Vf. am 16ten März 1832 zu ungewöhnlich früher Stunde zu Goethe beschieden, den er bedenklich krank fand. Es werden nun die verschiedenen Krankheitssymptome mit grofser Genauigkeit aufgestellt und unter anderen auch das ganz eigene resignirte Wesen erwähnt, das bei Goethe während der letzten Jahre seines Lebens in allen Krankheiten an die Stelle eines in ähnlichen Fällen früher gewöhnlichen aufbrausenden Unmuths getreten war und sich häufig in den Worten aussprach: „Wenn man kein Recht mehr hat, zu leben, so mufs man sich gefallen lassen, wie man lebt". — Es trat jedoch nach den angewandten Mitteln bald eine merkliche Besserung ein, so dafs Goethe schon am folgenden Abend den gewöhnlichen Besuch des Hofrath Riemer annahm und sich durch denselben einige Zeit von Sprachstudien unterhalten liefs.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 91.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Mai 1833.

Die letzte Krankheit Goethe's, beschrieben und nebst einigen anderen Bemerkungen über denselben mitgetheilt von Dr. Karl Vogel.

(Schlufs.)

In den nächsten Tagen überliefs er sich schon wieder heiteren Gesprächen und Scherzen und pries besonders in einem langen launigen Sermon die trefflichen Eigenschaften des ihm als Heilmittel gereichten Goldschwefels, nach dessen Herkommen, Bereitungsart und ärztlichem Gebrauch er sich umständlich erkundigte. Bald beschäftigte er sich mit der Musterung von Kupferstichen, besichtigte die Berliner Choleramedaille, über welche er sich in witzigen Bemerkungen ausliefs, machte spafshafte Entwürfe zur Darstellung desselben Gegenstandes und freute sich vornehmlich darüber, dafs er am folgenden Morgen im Stande sein werde, sein gewohntes Tagewerk wieder vorzunehmen. — Leider war es anders beschlossen.

„Seit dem Ableben seines einzigen Sohnes, fährt der Vf. fort, und seit dem Lungenblutsturz, welcher ihn einige Wochen später den Pforten des Grabes so nahe brachte, hatte Goethe seines Endes, als nun nicht mehr weit entfernt, gegen mich öfters mit Ruhe Erwähnung gethan, und besonders mehrmals Veranlassung genommen, mir „der ich doch länger, als er, dabei wirksam sein würde", die von ihm gepflegten Anstalten und vorzüglich auch einzelne bei denselben Angestellte zu empfehlen. Im Laufe der heutigen Unterhaltung kam er auf diese Angelegenheiten zurück und theilte mir nochmals seine darauf bezüglichen Absichten, Pläne und Hoffnungen im Zusammenhange mit. Wer ihn da, so wie bei früheren Gelegenheiten gehört hätte, wem die vielfältiges Zeugnifs enthaltenden Akten offen stünden, wer endlich, wie ich, so mancher Wohlthaten, die Goethe aus eigenem Antriebe und Vermögen Hülfsbedürftigen, besonders Kranken, im Stillen angedeihen liefs, Vermittler gewesen wäre, der würde nicht zweifeln, dafs der so häufige als lieblose Vorwurf, der Verblichene habe sich um das Wohl und Wehe Anderer, namentlich auch seiner Dienstuntergebenen, höchstens aus grobem Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verläumdung, oder von der habgierigsten Unverschämtheit ersonnen sein könne. Allerdings war ihm gewöhnliche Bettelei und ungehörig erzwungene Wohlthätigkeit in hohem Grade zuwider, und gern vermied er, — überall ein in Folge unangenehmer Erfahrungen vielleicht zu unbedingter Liebhaber des Geheimnisses — bei Austheilung seiner Wohlthaten jede Ostentation. — Froh, dafs ein Leiden überstanden, ahnten wir beide in dem Moment nicht, dafs Goethe so eben seinen wirklich letzten amtlichen Willen kund gegeben habe. Doch hat er nach diesen Eröffnungen noch eine einzige halb willenlose Amtshandlung verrichtet, indem er am 20sten März, zwei Tage vor seinem Hinscheiden, die Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine, ihrer künstlerischen Ausbildung in der Fremde obliegende, talentreiche, junge Weimaranerin, für welche er stets väterlich bedacht war, mit zitternder Hand ohne mein Vorwissen unterzeichnete. Das Blatt wird unter mehreren anderen, dem Andenken Goethe's geweihten Sachen auf der Grofsherzogl. Bibliothek zu Weimar sorgfältig aufbewahrt".

Von diesem Tage, dem 20sten März an, trat in Goethe's körperlichem Zustande eine plötzliche mit reifsender Schnelligkeit fortschreitende Verschlimmerung ein. Zwar gab es in Folge zweckmäfsig angewandter Mittel auch kurze Zeiträume der Erleichterung; Goethe sprach Einiges mit Ruhe und Besonnenheit und bezeigte sichtliche Freude, als ihm der Verf. erzählte, dafs im Lauf des Tages ein höchstes Rescript eingegangen sei, welches eine Remuneration, für deren Ertheilung er sich angelegentlich verwandt hatte, gebetenermafsen verwillige. Bald aber gewannen alle Er-

scheinungen von neuem ein sehr bedenkliches Ansehen, und die Vorzeichen des zu erwartenden Endes wurden bemerkbar. In seinem Lehnstuhl sitzend, das Haupt nach der linken Seite geneigt, antwortete Goethe noch zuweilen und immer deutlich auf die an ihn gerichteten Fragen, deren der Arzt indessen, um jede blofs die Sanftheit des unvermeidlichen Scheidens störende Aufregung zu verhüten, nur wenige zuliefs. Er schien von den Beschwerden der Krankheit kaum noch etwas zu empfinden. Aeufsere Eindrücke wirkten auf das mit den Sinnen des Gesichts und des Gehörs gewissermafsen isolirt fortlebende Gehirn noch lange und zum Theil lebhaft und angemessen, so wie die eigentliche Geistesthätigkeit vielleicht erst mit dem Leben selbst erlosch. Die Phantasie spielte beinahe, und mit angenehmen Bildern. Schwerlich hatte Goethe in diesen Momenten ein Vorgefühl seiner nahen Auflösung; vielmehr gab er in seinen letzten Stunden mehrmals deutliche Beweise von Hoffnung auf Genesung und zwar unter Umständen, — namentlich bei fast völlig abwesender Besinnlichkeit, — welche die Vermuthung, er habe nur die Seinigen zu beruhigen beabsichtigt, als ganz unwahrscheinlich darstellen müssen. Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher. „Mehr Licht" sollen die letzten Worte des Mannes gewesen sein, dem Finsternifs in jeder Beziehung stets verhafst war. Als später die Zunge den Gedanken ihren Dienst versagte, malte er, wie auch wohl früher, wenn irgend ein Gegenstand seinen Geist lebhaft beschäftigte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, mit den abnehmenden Kräften immer tiefer, endlich auf die über seinen Schoofs gebreitete Decke. Mit Bestimmtheit unterschied der Verf. einigemal den Buchstaben W. und Interpunktionszeichen. Um halb zwölf Uhr Mittags drückte sich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnstuhls und es währte lange, ehe den Umstehenden einleuchten wollte, dafs Goethe ihnen entrissen sei.

So machte ein ungemein sanfter Tod das Glücksmaafs eines reich begabten Daseins voll.

Goethe war grofs, stark und von regelmäfsigem Knochenbau; nur die unteren Gliedmaafsen hätten, um eines schönen Verhältnisses zum Rumpfe willen, ein Geringes länger sein dürfen. Wahrscheinlich trug dieser Mangel dazu bei, dafs ihm, wie er in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, das Schliefsen zu Pferde weniger gelingen wollte, als seinen Mitscholaren auf der Reitbahn. Noch in den letzten Jahren hielt er sich mit etwas vorragendem Unterleibe und rückwärts gezogenen Schultern sehr gerade, ja etwas steif und schob dies auf die von ihm Behufs besserer Ausdehnung der Brust, frühzeitig angenommene und auch Anderen zu gleichem Zwecke häufig empfohlene Gewohnheit, die Hände möglichst viel hinter dem Rücken vereinigt zu tragen. Seine Brust war breit und hoch gewölbt, der Athem meistens ruhig und kräftig, dann und wann mit Seufzern untermischt. Das greise Haupt war mit seideweichem grauem, täglich sorgfältig gekräuseltem Haar dicht besetzt. Der Hals fiel durch bedeutende Torosität auf. Den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, bekleidete reichliches Fleisch. Gesicht, Geruch, Geschmack und Gefühl blieben bis zum Tode sehr fein und scharf; das Gehör sagte dagegen immer mehr ab, und besonders bei trübem, nafskaltem Wetter mufste man oft sehr laut sprechen, wenn man von Goethe gehörig verstanden sein wollte. Die Geistesverrichtungen, mit Ausnahme des Erinnerungsvermögens, zeigten sich noch kräftig. Die früher so grofse Beweglichkeit der Gedanken nahm, wie die Leichtigkeit der Muskelaktionen, von Jahr zu Jahr sehr merklich ab. Es wurde Goethe'n, der von seiner frühen Jugend abgesehen, vielleicht jederzeit zur Bedächtigkeit und Umständlichkeit neigte, im höheren Alter ungemein schwer, Entschlüsse zu fassen. Er selbst war der Meinung, diese Eigenthümlichkeit, die er geradezu als Schwäche ansprach, rühre daher, dafs er niemals in seinem Leben rasch zu handeln genöthigt gewesen sei, und er pries den Stand eines praktischen Arztes gelegentlich auch deshalb, weil dem Arzte nie erlaubt sei, seine Resolutionen zu vertagen. Auf der anderen Seite übertraf ihn wohl nicht leicht jemand an Beharrlichkeit und selbst Kühnheit in der Ausführung des einmal Beschlossenen, wobei er als Geschäftsmann die päbstliche Kommissorialformel: *non obstantibus quibuscunque* gern im Munde führte und vorkommenden Falles danach zu verfahren liebte. Waren schnelle Entschliefsungen nicht zu umgehen, häuften sich gar die Veranlassungen dazu in kurzer Zeit zusammen, so machte ihn das leicht grämlich. Dies war besonders der Fall, als er nach dem Tode seines Sohnes die Verwaltung seiner weitläuftigen Privatangelegenheiten von neuem übernehmen mufste. Arbeiten gingen ihm nicht mehr geläufig von der Hand. Er klagte in späteren Jahren öfter, dafs er sich selbst

zu solchen Geschäften, die ihm ehemals ein Spiel gewesen, jetzt häufig zwingen müsse. Nur der Sommer 1831. machte hierin eine Ausnahme, und Goethe versicherte damals oft, er habe sich zur Geistesthätigkeit, zumal in produktiver Hinsicht, seit dreifsig Jahren nicht so aufgelegt gefunden. Diese Aeufserung erregte jedoch Besorgnifs, weil die vermehrte Produktivität seines Geistes gewöhnlich mit einer krankhaften Affektion seiner produktiven Organe endigte, und er nach längerem geistigen Produciren fast immer eine bedeutende Krankheit davon trug.

Goethe's Phantasie blieb bis zum letzten Moment empfänglich und wirksam. Das Schöne und Heitere machte sein, das ganze Leben hindurch mit unabläfsigem Streben entwickeltes eigenstes Element aus; ihn verstimmte alles Häfsliche und Düstere. „Es verdirbt mir die Phantasie auf lange Zeit", pflegte er bei Ablehnung solcher Gegenstände entschuldigend zu äufsern. Seinem Schönheitssinn Widerstrebendes vermochte er nur dann aufmerksam in's Auge zu fassen, wenn er für den in ihm noch regeren Trieb zur Bereicherung seines Wissens Befriedigung erwartete. Durch sein Naturell gezwungen, sich in die ihm bekannt gewordenen Zustände Anderer lebhaft und oft zu grofsem eigenen Nachtheil zu versetzen, strebte er vorsichtig und fortwährend, unerfreuliche Nachrichten von sich abzuhalten.

Krankheiten hielt Goethe für das gröfste irdische Uebel. Kranke durften auf sein thätigstes Mitleiden vorzugsweise rechnen. Vor dem Tode hatte er eigentlich keine Furcht, wohl aber vor einem qualvollen Sterben. Das Leben liebte er; — und schmückte es sich nicht für ihn mit allen seinen Reizen? Schmerzen waren ihm von allen körperlichen Uebeln am peinlichsten, nächst ihnen afficirten ihn am meisten entstellende Uebel. Im Preisen der Schmerzlosigkeit wetteiferte er mit Epikur und häufig rühmte er als ein gewifs von Vielen beneidetes Glück, dafs er niemals an Zahn- oder Kopfweh gelitten habe. Seine Zähne hatten sich bis in das höchste Alter in gutem Zustande erhalten.

Ueber seine Gesundheitsumstände sprach sich Goethe gegen Andere, als den Arzt, nicht gern aus. Eine specielle Nachfrage nach seinem Befinden aus blofser Theilnahme konnte ihn, vornehmlich wenn er sich in dem Augenblick wirklich nicht ganz wohl fühlte, leicht verdriefslich machen. Oft äufserte er launig, es sei geradezu unverschämt, einen Menschen zu fragen, wie er sich befinde, wenn man weder die Macht noch die Lust habe, ihm zu helfen. Noch unerträglicher waren ihm die gewöhnlichen Beileidsbezeugungen, zumal wenn sie umständlich und jammerhaltig ausfielen. „An eigner Angst und Sorge hat man in solchen Fällen schon genug, dazu aber noch die Wehklage zu dulden, ist mir wenigstens ganz unmöglich", fuhr er dann wohl heraus, sobald die ihn belästigende Person nicht mehr zugegen war.

Die Heilkunst und ihre ächten Jünger schätzte Goethe ungemein hoch. Er liebte es, medicinische Themata zum Gegenstand seiner Unterhaltung zu wählen. In seinem Tagebuche findet man den Inhalt ihn besonders interessirender medicinischer Unterredungen, die der Vf. mit ihm hatte, nicht selten angemerkt. Er war ein sehr dankbarer und folgsamer Kranker. Gern liefs er sich in seinen Krankheiten den physiologischen Zusammenhang der Symptome und den Heilplan auseinandersezzen. Dies war auch bei seinen bedeutenden Einsichten in die Gesetze der Organisation weder besonders schwierig, noch übte es auf die Kur einen hemmenden Einflufs.

Durch die lebendige Darstellung des Verfs. an Goethe's Krankenbett geführt, haben wir gleichsam als Zeugen das letzte Aufglimmen und Erlöschen jener Lebensflamme geschaut, die zweien Menschenaltern reichlich Licht und Wärme spendete und indem wir dieses schreiben, liegt tröstend zugleich und Wehmuth erregend der zweite Theil des Faust, jenes glänzende Meisterstück vor uns, das Goethe der Nachwelt zum Vermächtnifs erst vor einem Jahre noch vollendete, zur ewigen Beschämung derer, die sich so lange schon abmühten, auf der Stirn seiner Muse ein Altersfältchen zu erspähen. Wir konnten uns nicht versagen, die Hauptmomente der kleinen Schrift den Lesern mitzutheilen und fügen zum Schlufs noch die trefflichen Worte hinzu, mit welchen Hr. Staatsrath Hufeland sie in einer Nachschrift begleitet.

„Ich rechne es zu den gröfsten Vorzügen meines Lebens und zu den schönsten Seiten desselben, dafs es mir vergönnt war, diesem grofsen Geiste, diesem Heros der Deutschen Geisterwelt eine lange Reihe von Jahren hindurch persönlich nahe zu stehen und sie mit ihm zu verleben, so dafs ich ihn als einen wesentlichen Bestandtheil meines eigenen Lebens betrachten kann. Als Knabe und Jüngling schon sah ich ihn im Jahr

1776 in Weimar erscheinen in voller Kraft und Blüthe der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im Griechischen Kostum in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaubte, einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Goethe. — Unglaublich war der mächtige Einfluſs, den er damals auf gänzliche Umgestaltung der kleinen Weimarschen Welt hatte. — Nachher hatte ich das Glück zehn Jahre lang (von 1783 bis 1793) als Arzt und Freund seines näheren Umganges zu genieſsen. Zwar gab er dem Arzte wenig zu thun, seine Gesundheit war in der Regel, wenige vom Einfluſs der Atmosphäre herrührende rheumatische und katarrhalische Beschwerden und besonders die schon damals vorhandene Disposition zu katarrhalischer Angina abgerechnet, vortrefflich; aber desto lieber unterhielt er sich mit dem Arzte als Naturforscher, und so genoſs ich bei ihm manche Stunden der interessantesten Mittheilung, Belehrung und geistiger Erweckung".

„Was seine physische Natur betrifft, so kann ich nur das, was der geistreiche Hr. Verf. dieser ihres Gegenstandes so würdigen Schilderung gesagt hat, bekräftigen. Es ist mir nie ein Mensch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geistig in so hohem Grade vom Himmel begabt gewesen wäre, und auf diese Weise in der That das Bild des vollkommensten Menschen darstellte. Aber nicht bloſs die Kraft war zu bewundern, die bei ihm in so auſserordentlichem Grade Leib und Seele erfüllte, sondern mehr noch das herrliche Gleichgewicht, was sich sowohl über die physischen als geistigen Funktionen ausbreitete und die schöne Eintracht, in welcher beides vereinigt war, so daſs keines, wie so oft geschieht, auf Kosten des andern lebte oder es störte". „Man kann mit Wahrheit sagen, daſs dieses hauptsächlich seinen Geist auszeichnete, daſs alle Geisteskräfte in gleich hohem Grade und in der schönsten Harmonie vorhanden waren, und daſs selbst die bei ihm so lebendige, so schöpferische Phantasie durch die Herrschaft des Verstandes gemäſsigt und gezügelt wurde. Und eben dies gilt von dem Physischen; kein System, keine Funktion hatte das Uebergewicht; alle wirkten gleichsam zusammen zur Erhaltung eines schönen Gleichgewichts. — Aber Produktivität war der Grundcharakter sowohl im Geistigen als Physischen, und im letzteren zeigte sie sich durch eine reiche Nutrition, äuſserst schnelle und reichliche Sanguifikation und Reproduktion, kritische Selbsthülfe bei Krankheiten und eine Fülle von Blutleben. Daher auch noch im hohen Alter die Blutkrisen und das Bedürfniſs des Aderlasses".

„Solche Erscheinungen gehören zu den seltensten Geschenken des Himmels. Es ist Freude zu sehen, daſs die Entstehung so vollkommener Menschennatur auch noch in unseren Zeiten möglich ist, die so manche für eine Periode der Abnahme des Menschengeschlechts halten".

„Er endete mit den Worten: „Mehr Licht". — *Ihm* ist es nun geworden. — *Wir* wollen es uns gesagt sein lassen, als Nachruf, zur Ermunterung und Belebung".

Wilh. Neumann.

LXIII.

Il convito di **Dante Allighieri**, *con note critiche e dichiarative di Fortunato Cavazzoni* **Pederzini**, *Modenese, e d'altri. Modena Tipogr. Cam.* 1831. 8.

Vita nova di **Dante Allighieri**, *secondo la lezione di un codice inedito del secolo XV. colle varianti dell' ediz. più accreditate. Pesaro dalla tipogr. Nobili* 1829. 8.

L'Ottimo commento della divina commedia, testo inedito d'un contemporaneo di **Dante** *(dato alla luce per Alessandro* **Torri** *Veronese). Pisa, Niccolò Capurro.* 1827. 3 *Vol.* 8.

Die Schriften des Dichters der *göttlichen Komödie* waren vor einigen Jahren durch halb Europa in unzähligen Händen. Das unergründliche Gedicht wurde so vielfach studirt, erklärt und herausgegeben, daſs schon die Zahl dieser Bearbeiter nicht vermuthen lieſs, besondre Tiefe sei das Gemeingut Aller. Einige gefeierte Männer hatten Dante mit Ehrfurcht genannt, und nun ward es Mode, sein Buch mindestens zu durchblättern.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

Il convito di Dante Allighieri, *con note critiche e dichiarative di Fortunato Cavazzoni* Pederzini, *Modenese, e d'altri.*

Vita nova di Dante Allighieri, *secondo la lezione di un codice inedito del secolo XV. colle varianti dell' ediz. più accreditate.*

L'Ottimo commento della divina commedia, testo inedito d'un contemporaneo di Dante *(dato alla luce per Alessandro* Torri *Veronese).*

(Fortsetzung.)

War die *divina commedia* früher Vielen wegen des herben Tadels zahlreicher Päpste genehm gewesen, so ward sie es nun wegen der Klage über Italiens politische Ohnmacht, und fast konnten Verbannte, oder sonst dem gegenwärtigen Zustand Abholde einander an der Vorliebe für diesen einen Dichter erkennen. Des einmal geweckten Interesses wufsten sich bald auch die kleinen Geister der Eitelkeit zu bemächtigen. Wer seinem Scharfsinn traute, und wer thát es nicht, ersann sich für einen aus dem Zusammenhang gerissenen und halb vernommenen Vers des Dichters eine ganz absonderliche, nie erhörte und durch den nächsten Zusammenhang widerlegte Erklärung, die in kleinen Flugschriften verbreitet, ebenso unhaltbare Widerlegungen fand, oder fortwirkend neue Irrwege gebar. Ein paar Dutzend solcher Interpretationseinfälle waren hinlängliches Material zu einem neuen Kommentar und einer bändereichen Ausgabe, und alle diese Mühe sollte das wahre Verständnifs eher verdunkeln als fördern.

Diese oberflächliche Liebhaberei hat jetzt, gewifs zum Vortheil tieferer Kenntnifs, etwas nachgelassen; die Ausgaben folgen einander in längeren Zwischenräumen, die sonst so reiche Quelle fragmentarischer Erklärung fängt an zu versiegen, und neue Kommentare werden kaum mehr genannt. Die seltener gewordenen Arbeiten aber haben einen veränderten Charakter angenommen. Das frühere Gemeingut leichtfertigen Hin- und Widerredens ist wieder ausschliefsliches Eigenthum gründlicher Forscher geworden, und fast jede Erscheinung ist ein wesentlicher Gewinn. Am meisten zu thun, in Kritik und Erklärung, war ohne Zweifel für die kleineren Schriften des Dichters. Die *Monarchia* und die unvollendete Schrift *de vulgari eloquentia* sind bisjetzt noch ganz vernachläfsigt geblieben, obgleich eine vielleicht gleichzeitige Handschrift des letzteren Werkes, die der verstorbene Marchese Gian Giacomo Trivulzio für seine reiche Sammlung erworben, zur Berichtigung des Textes von der äufsersten Wichtigkeit sein würde. Für die lyrischen Gedichte ist wenigstens in Italien nichts Erhebliches geschehn, und so bleiben denn, aufser den Briefen, nur noch das *convito* und die *vita nuova*.

In Betreff des *convito* mag als bekannt vorausgesetzt werden, dafs, nachdem Jahrhunderte lang ein vielfach ganz unleserlicher Text gedankenlos wiederholt war, Monti, Perticari, Trivulzio und Maggi, die Hülfe, die sie bei den, fast durchgängig gleich entstellten, Handschriften vergebens suchten, sich durch die kühne, aber kaum zurückzuweisende Vermuthung selbst verschafften: die lückenhafte, von Schreibfehlern und Uebereilungen ungesäuberte Urschrift Dante's sei mit allen ihren Fehlern und gegen den Willen des Dichters von den Abschreibern vervielfältigt. Durch diese Voraussetzung wird der Beruf des Kritikers, nicht sowohl den wahren Text wiederherzustellen, als ihn vielmehr erst neu zu schaffen, den von Dante aufgefafsten, aber unvollständig oder unreif niedergeschriebenen Gedanken zu errathen, und so wiederzugeben, wie der Dichter es bei abermaliger Feile des Manuscriptes gethan haben würde. Gewifs dürfte indefs kaum Eine kritische Operation so bedenklich sein, als die eben bezeichnete. Verlieren wir einmal den sicheren Boden eines vorhan-

den gewesenen, und nur entstellten Textes, so wird die Unfähigkeit des Kritikers in jedem Gedanken des Autors, den er nicht zu ergründen vermag, oder sich Zeit nimmt, eine Uebereilung des ersten Entwurfs finden, und des Autors wahre, wenn auch verstecktere Willensmeinung wird den flüchtigen Einfällen des Kritikers Platz machen müssen. Soll denn aber ein altes Werk diese gefährliche Läuterung einmal bestehn, so muſs wenigstens zuerst mit Bestimmtheit festgestellt werden, wie der Text der, wenn auch fehlerhaften, Handschriften wirklich beschaffen ist, damit man nicht Arzeneien suche, wo keine Krankheit ist, und ferner muſs der Kritiker mit der ängstlichsten Selbstentäuſserung sich in seinen Autor hineindenken und fühlen, und alle kleine Fäden erfassen, an die er den Zusammenhang mit gröſserer Zuversicht anreihen kann. In der ersten Beziehung ist indeſs noch gar wenig geschehn. Die älteste Ausgabe (Firenze 1490) scheint wörtlicher Abdruck einer mittelmäſsigen Handschrift. Die drei folgenden Venetianer Ausgaben (1521, 29, 31) weichen von der ersten fast nur in der Rechtschreibung und durch neu hinzugefügte Druckfehler ab. Einen neuen Text konstituirte Biscioni theils nach Handschriften, noch weit mehr aber nach eigener Willkür, die nicht übler angebracht sein konnte, als bei dieser tiefsinnigen und dem, sonst achtungswerthen, Wortgelehrten ganz unzugänglichen Schrift. Briscioni's Text ist dann von den Späteren, namentlich von Zatta und Pasquali, buchstäblich befolgt, und obgleich vielfach emendirt, liegt er doch auch der berühmten, von Trivulzio in Mailand (1826) und in Padova (1827) nachgedruckten Ausgabe zum Grunde. Ein festerer handschriftlicher Boden ist trotz der verglichenen 7 Manuscripte deshalb nicht gewonnen, weil die Herausgeber, in ihrer Meinung von der Unzulänglichkeit aller Manuscripte, und des besseren Erfolges glücklicher Emendationen, entweder zu einer genauen Vergleichung jener Handschriften oder zur vollständigen Mittheilung der bemerkten Varianten keine genügende Geduld hatten. Was dagegen das sorgsame Verfolgen des Gedankenganges des Autors betrifft, so ist das bei einem, der scholastischen Philosophie und Theologie so ganz angehörigen Werke wie das *convito*, unsren Zeitgenossen überhaupt, und vielleicht vorzugsweise den Italienern nicht leicht. Dennoch haben diejenigen, die bei der Redaction jener Ausgabe mitwirkten, im richtigen Verständniſs und glücklicher Reconstruction der dunklen und vielfach entstellten Schluſsfolgerungen dieses Werkes Auſserordentliches geleistet. Indeſs mag nicht geläugnet werden, daſs wir Alle im muthigen Gebrauch der ungewohnten Waffen, und in dem Bestreben, den Autor plan und verständlich zu machen, mitunter zu weit gegangen sind, und daſs ein Anhalten auf der ergötzlichen Bahn kritischer Keckheit wohl an der Zeit war. Diese Richtung nun verfolgt die zu Anfang dieser Anzeige bereits genannte Modeneser Ausgabe mit sehr vielem Glück. Fortunato Cavazzoni Pederzini giebt in der, wenige Wochen vor Trivulzio's Tode, an diesen gerichteten Dedication weniger über seine kritischen Principien Rechenschaft, als er in einer, die Modenesische Schule charakterisirenden, Richtung die Schwierigkeiten erörtert, die sich im Leben der Nachachtung des Sittengesetzes entgegenstellen. Schwerlich dürfte diese Erörterung in unserer Heimath dem Buche Gönner gewinnen. Merkwürdig aber ist unter andern folgende Stelle: „Schon vor Jahrhunderten sank die spekulative (soll heiſsen scholastische) Schule bedeutend in der allgemeinen guten Meinung durch den boshaften und hartnäckigen Krieg, den Erasmus, der Schlaue, wie Davanzati ihn treffend genannt hat, und mit Erasmus die ganze Schaar Derjenigen gegen sie führte, die sich angelegen sein lieſsen, solchergestalt eines der kräftigsten Bollwerke zu vernichten, das der Verbreitung von Luthers beklagenswerthen Irrthümern entgegengestellt werden konnte". Bei weitem löblicher aber als die Zueignung ist die Bearbeitung des *convito* selbst, die mit ruhigem und besonnenen, aber scharfsichtigen und unermüdlichen Eifer den Autor durch die abstrusesten Spekulationen Satz für Satz begleitet, und jeden Augenblick sich Auskunft zu geben weiſs, auf welcher Stufe der Leiter von Argumenten Dante sich eben befindet. Sehr löblich sind in dieser Hinsicht zunächst zahlreiche bloſs erklärende Anmerkungen, die ungewöhnliche Worte oder Wendungen, oder einen minder klar ausgesprochenen Gedanken angemessen paraphrasiren. Löblich sind aber ferner auch die kritischen Noten, die nur leider nicht zu höheren Quellen, als zur Mailänder Ausgabe hinaufsteigen, weder Handschriften noch alte Drucke benutzen, noch auf andre Hülfsmittel, wie z. B. auf den im zweiten *Trattato* so wichtigen Kommentar des Ottimo, Rücksicht nehmen, und sogar den bloſsen Konjekturen der Mailänder Editoren, nur im Fall dem Herausgeber ein besondres Be-

denken aufstiefs, die ältere Lesart gegenüberstellen. Mit Unrecht macht man auf solche Weise die freilich treffliche Mailänder Ausgabe zu einer Art urkundlicher Autorität, und verleitet dadurch Spätere, auf jene Vermuthungen vielleicht wieder neue zu bauen. Am empfehlenswerthesten ist ohne Zweifel Cavazzoni's eifriges und sehr oft erfolgreiches Bestreben, die handschriftliche, schwer verständliche und deshalb von den Mailänder Herausgebern verworfene Lesart entweder ohne alle Veränderung zu rechtfertigen und zu erklären, oder doch bescheidener zu emendiren, als mit allzukräftigem Muthe versucht war. Einige Beispiele mögen genügen: I. 8. hatten die Mailänder emendirt: *conviene, acciocchè sia con atto libero, la virtù essere libera, e lo dono dirizzarsi alla parte, ov' elli va col vicevitore*. Cavazzoni liest dagegen den Handschriften und alten Drucken fast ganz getreu: *conv. acciocchè sia con atto libero la virtù, esser libero lo dono* (meine, sonst der Familie Somaja gehörige Handschrift liest *libera nel dono*, was ich vorziehe) *alla parte ov' elli va col ricevitore*. Am Anfang des nächsten Kapitels schreibt Cavazzoni ebenfalls mit geringerer Veränderung des handschriftlichen Textes: *Da tutte le tre soprannotate condizioni ..... era 'l comento latino privato, e lo volgare è con quelle, siccome si può manifestamente così contare: Non avrebbe ecc.* — II. 2. schreibt Cavazzoni mit Perticari statt *comento*, *comente*, und nicht mit *Dionisi: contro a*. In andern Fällen ist die Rechtfertigung des handschriftlichen Textes zwar künstlich und sinnreich, aber dennoch wohl zu gezwungen, um allgemeinen Beifall zu finden, so z. B. II. 5. in den Worten *E non è contro a quello che pare dire Aristotile ecc.* oder I. 8. in den Worten *non è pronta questa letizia*, wo er sehr geringe Veränderungen vorschlägt. Umgekehrt hat zuweilen wohl auch eine tiefere Einsicht den sonst sehr vorsichtigen Cavazzoni noch weiter geführt, als die Mailänder Editoren, wie z. B. wenn er I. 12. in f. zwischen den Worten *la bontà della cosa più propia* und *È da vedere* den Ausfall einer ganzen Zeile vermuthet; ich würde indefs diese Stelle mit geringen Abweichungen von meiner Handschrift so herstellen: *Provato adunque che la bontà della cosa più propria, più in essa è amata e commendata, è da vedere quale è essa? E novi vedemo ecc.* In ähnlicher Art schiebt Cavazzoni II. 1. *med.* hinter *conciossiacosachè nelle scritture* die Worte *la sentenza litterale* ein, und verändert mit weniger zweifelhaftem Glücke einige Zeilen darauf: *la forma di loro*, in: *la f. dell' oro*. Die bedenklichen Worte *ed espone chi cerca bene le scritture* I. 7. verwirft er mit Recht als Glossem. Dagegen verleitet ihn Mangel an Kenntnifs der vorhandenen Autoritäten z. B. I. 2. die, durch meine Handschrift beglaubigte Lesart *per più vero testimonio* zu verwerfen. Andre Male, und nicht selten, treffen Cavazzoni's Vorschläge mit meinen, ihm nur durch die zweite Hand bekannt gewordenen, *Emendazioni* zusammen.

In Handschriften und Ausgaben weniger entstellt als das *convito* ist ohne Zweifel die *vita nuova*, deren einfacher Inhalt den Mifsverständnissen der Abschreiber weniger ausgesetzt war, als jenes, in die Tiefen der Scholastik eindringende Werk, und die unstreitig vollendet und gefeilt aus den Händen ihres Verfs. hervorging. Dafür aber hat auch das *neue Leben*, trotz seines geringeren Umfanges sich keiner so umfassenden Bearbeitung zu rühmen, als das *convito*. Schon die Ausgabe des Sermartelli (Florenz 1576) liefert nicht rein handschriftlichen, sondern nach Willkür des Herausgebers gemeldeten Text, was um so mehr zu beklagen ist, da das zum Grunde liegende Mspt. offenbar ein gutes war. Noch viel schlimmer aber sprang Biscioni (1723) mit dem Texte der *vita nuova* um, die als minder tiefsinnig ihm erreichbarer schien, als das *convito*, und daher um so mehr von seinen ungeschickten Berührungen leiden mufste. Auch hier war Biscioni einzige Quelle alles Folgenden, bis Trivulzio 1827 eine neue Ausgabe veranstaltete, die, gleich der des *convito*, nur in 60 Exemplaren gedruckt, nicht gleich jener in Padova nachgedruckt ward. Zur Mailänder Ausgabe wurden indefs nur zwei Handschriften, und Sermartelli sehr unvollständig verglichen, so dafs der treffliche Herausgeber vor seinem Tode die Arbeit selbst in manchen Stücken ungenügend fand. Da es nun bei allen diesen Editionen an recht fester handschriftlicher Grundlage fehlte, so ist es ganz erfreulich, dafs der Buchhändler Nobili seine, von Antonio Figna erkaufte, wenn auch nicht besonders alte, Handschrift buchstäblich hat abdrucken lassen, wobei die fleifsig gesammelten Varianten der älteren Ausgaben eine um so willkommnere Zugabe bilden, als die Sermartellische und die Mailänder grofse litterarische Seltenheiten sind. Ich besitze in Einem Bande mit dem *convito* und den Canzonen eine, ebenfalls in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts

aus einem sehr guten Original etwas leichtfertig copirte Handschrift, deren Vergleichung mit dem Abdruck der Nobilischen mir die sehr überraschende Gewifsheit gegeben, dafs unser bisheriger Text in gar vielen Stücken ohne handschriftliche Autorität ganz willkürlich constituirt ist. Allein auf den ersten 20 Seiten stimmt meine Handschrift, im Widerspruch mit den übereinstimmenden Sermartellischen, Biscionischen und Mailänder Ausgaben, mit folgenden Variantennummern des Nobilischen Abdruckes: 10, 14, 18, 22, 23, 45, 51, 53, 62, 64, 67, 74, 77, 78, 81, 88, 98, 101, 109, 113, 123, 124, 129, 136, 137, 150, 54, 55, 164, 65, 170, 71, 182, 85, 88, 193, 94, 201, 07, und in den meisten dieser Fälle gebührt der Vorzug unzweifelhaft den beiden Handschriften. Uebrigens ist nicht viel Rühmliches von der Ausgabe zu sagen, in der, was nicht zu billigen ist, die Inhalts-Anzeigen und Divisionen der Gedichte, die im Mspt. mit rother Tinte geschrieben waren, unter den Text in die Anmerkungen versetzt sind. Ein kritisches Urtheil versuchen die Herausgeber nirgends, und selbst die offenbarsten Irrthümer der Mailänder Ausgabe werden eben nur als Varianten am Rande gegeben.

Für die Herstellung des *Textes* der *göttlichen Komödie* ist seit geraumer Zeit nichts Erhebliches geschehn. Wie wenig gedankenloses Sammeln einzelner Varianten aus zufällig aufgerafften Handschriften fruchten kann, ja, wie es sogar verwirrt, habe ich anderwärts nachgewiesen. So mufs denn auf der höchst niedrigen Stufe, auf welcher die Kritik jenes Gedichtes sich noch befindet, der getreue Abdruck einzelner, besonders alter und guter Manuskripte, indem er der Konstituirung des Textes eine sichere Grundlage bietet, als die bisherigen, völlig willkürlichen Recensionen, als ein vergleichungsweise erheblicher Fortschritt betrachten werden. Leider aber ist auch in dieser Richtung wenig Befriedigendes geleistet. Am wichtigsten dürfte Fantoni's in Rovetta besorgte, und wie es scheint, wirklich gewissenhafte Ausgabe der freilich sehr überschätzten sogenannten Boccaccio-Handschrift sein. Gröfseren Ruf hat sich Viviani's Bearbeitung des, dem Commendatore Bartolini gehörigen Mspts. erworben; aufmerksameres Studium zeigt aber bald, dafs der, gewifs talentvolle Herausgeber wenigstens in der Vergleichung andrer, anspruchsvoll genug von ihm aufgezählter Handschriften eben so leichtfertig verfuhr, als in der Aufstellung piquanter Vermuthungen über das Leben des Dichters und die Schicksale seines Werkes. Neuerliche eigene Vergleichung hat mich leider belehrt, dafs auch die Benutzung des einen, angeblich getreu abgedruckten, Manuskriptes, alles Andre eher genannt werden kann, als gewissenhaft und sorgfältig. Da indefs, im Vergleich mit dem unermefslichen Vorrath zum Theil vortrefflicher Handschriften, der Bartolinischen nur ein untergeordneter Werth beigelegt werden kann, so soll durch das Obige nicht etwa zu einer neuen Kollation aufgefordert werden. — Beifällig zu erwähnen ist der, freilich nicht erschöpfende, wohl aber das bisher Geleistete rühmlich übertreffende, Plan des neuerlichen Herausgebers des Roventuroso Ciciliano, Hrn. Dr. Nott, dessen reiche Sammlungen geschnittener Steine und anderer Anticaglien der gelehrten Welt rühmlich bekannt sind. So wie nämlich Lombardi gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus einer zufällig aufgegriffenen, und über Verdienst gepriesenen alten Ausgabe (der Nidobeatina) den Text der göttlichen Komödie berichtigen wollte, so beabsichtigt Hr. Dr. Nott, unter zum Grundelegung derselben Edition, sämmtliche selbstständige Drucke des 15ten Jahrhunderts mit buchstäblicher Treue zu vergleichen, und diesen Varianten noch die einiger sehr wenigen, ausgewählten Handschriften hinzuzufügen. So wichtig dieses Unternehmen zum Aufbau eines urkundlich beglaubigten Textes sein wird, so halte ich es dennoch um deshalb nicht für erschöpfend, weil den alten Editoren nach meiner Meinung weder die ernste Absicht noch der richtige Takt zugeschrieben werden kann, aus dem reichen Vorrath von Handschriften eben diejenigen auszulesen, die der reiferen Forschung als die wichtigsten erschienen. Die Auswahl dagegen, die Hr. Nott aus den bekannt gewordenen Handschriften zu treffen gedenkt, dürfte nur nach gründlichen, unsern ganzen Vorrath umfassenden Vorarbeiten, als eine begründete und von Vorurtheilen, wenn auch unwissentlichen, freie gelten können.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

Il convito di Dante Allighieri, con note critiche e dichiarative di Fortunato Cavazzoni Pederzini, Modenese, e d'altri.

Vita nova di Dante Allighieri, secondo la lezione di un codice inedito del secolo XV. colle varianti dell' ediz. più accreditate.

L'Ottimo commento della divina commedia, testo inedito d'un contemporaneo di Dante (dato alla luce per Allessandro Torri Veronese).

(Schlufs.)

Etwas mehr, als für den Text der göttl. K., ist in der neuesten Zeit für deren *Erklärung* geschehen. Ich meine nicht etwa durch die krankhaften Träume eines Rossetti; wohl aber muſs es schon als ein erheblicher Fortschritt gelten, daſs man endlich angefangen, die groſse Wichtigkeit der alten, der Zeit des Dichters nahe stehenden *Kommentatoren* zu erkennen. Ausgedehnte Excerpte aus dem Ottimo, dem Petrus Dantis, dem Buti und andren alten Erklärern lieferte schon die groſse, später in Prato nachgedruckte, Florentiner Prachtausgabe (*Dell' ancora*). Den unvollständigen Kommentar des Boccaccio hat Moutier neuerlich in den Werken des Certaldejen, wie verlautet mit erheblichen Verbesserungen, wieder abdrucken lassen, und eine, auf Kosten der Stadt Imola, zu unternehmende Ausgabe der groſsen Arbeit des, von dort gebürtigen, Benvenuto, aus welcher Muratori nur einen unbedeutenden Auszug geliefert, ist allein in Folge der jüngsten revolutionairen Bewegungen unterblieben. Das gröſste und verdienstlichste Unternehmen dieser Art, das seit den ersten Drucken der göttl. Kom. zu Stande gekommen, ist indeſs unbedenklich die *Pisaner Ausgabe des Ottimo*. Wenn dieser Kommentar, der ohne gedruckt zu sein, Jahrhunderte lang das gröſste Ansehn genoſs, nach anderwärts von mir angestellten Untersuchungen nicht, wie man glaubte, der älteste ist, sondern an *Jacopo della Lana*, an *Ser Graziolo de' Bambagioli* und an anderen Ungenannten Vorgänger gefunden hat, so ist er doch ebenfalls kaum mehr als ein Jahrzehend nach Dante's Tode entstanden, und an Korrektheit der Nachrichten, Eleganz der Sprache und Genieſsbarkeit der Form einer der allervorzüglichsten. So darf denn wohl nicht erst erwähnt werden, daſs so lange Jac. d. Lana nur in einer einzigen, uralten und höchst seltenen Ausgabe gedruckt zu finden ist, und die übrigen alten Kommentare nur handschriftlich vorhanden sind, der Pisaner Ottimo nicht nur die wichtigste, sondern die einzige jedem Dante-Forscher zugängliche Quelle ist aus welcher er erkennen könnte, in welcher Art das ganze Gedicht und dessen einzelne Theile von den Zeitgenossen aufgefaſst wurden, und eine der ältsten Wurzeln traditioneller Erklärung, deren Vergleichung keine neuere Interpretation ungestraft unterlassen darf. Der sprachliche Werth, durch den sich dieses Werk den besten Schriften der *guten Zeit* anschlieſst, bleibt dabei, als dem Gegenstande dieses Aufsatzes fremd, unberücksichtigt. In allen diesen Beziehungen ist nun die erwähnte von Giovanni Rosini zuerst angeregte, und von ihm sowohl durch Geldmittel, als durch Mittheilung einer Abschrift des Laurentianer Manuskriptes unterstützte, von Alessandro Torri aber redigirte Ausgabe nur lobens- und dankenswerth, und sie hat alles Verdienst einer ziemlich korrekter Handschrift, oder eines alten Druckes, gleich Vindelin de Spira's Ausgabe des Jacopo della Lana. Von einem höheren philologischen Standpunkte aus, lassen sich dagegen freilich nicht wenig Ausstellungen gegen diese, offen gestanden, mit ungenügenden Kräften unternommene Arbeit machen. Die Abschrift des Laurentianer Codex, aus welcher der Abdruck hervorgegangen, war inkorrekt, und es bedurfte vielfacher Reisen nach Florenz und zeitraubender Korrespondenzen, um augenfällige Irrthümer zu

berichtigen. Schon dadurch entstand Verwirrung. Die Laurentianer Handschrift ist aber weder vollständig, noch die einzige, noch einmal diejenige, welche die beste Redaction enthält. Wie grofs die Zahl anderer Manuscripte sei, habe ich in den Wiener Jahrbüchern nachgewiesen, und andre Handschriften, unter denen die des Marchese Pucci in Florenz eine der vorzüglichsten ist, würden nach neueren Forschungen sich noch nachtragen lassen. Ebendaselbst ist auf die Lücken aufmerksam gemacht, welche das Laurentianer Manuscript an manchen Stellen, und besonders auffallend im Purgatorium bietet, auch ist die Verschiedenheit der Redactionen wenigstens in allgemeinen Zügen hervorgehoben. Die erste Pflicht eines Herausgebers wäre nun gewesen, nach gehöriger Abwägung sämmtlicher Redactionen, und unter beständiger Rücksicht auf die übrigen, sich für eine bestimmte zu entscheiden, und für diese die vorhandenen Handschriften möglichst vollständig zu benutzen. Das ist aber durchaus nicht geschehn. Die Pisaner Ausgabe stützt sich zunächst nur auf eine Abschrift der einen vielfach fehlerhaften Laurentianischen Handschrift, und bei Benutzung des andren, den Herausgebern von mir nachgewiesenen, Manuscriptes des Kommentares zum Paradiese, ist übersehn worden, dafs dasselbe einer ganz andren Redaction angehört, als das im Uebrigen zum Grunde gelegte. Aber auch jenes einzelne Manuscript ist auf eine kritisch sehr ungenügende Weise benutzt worden. Die Stellen, in welchen der Herausgeber die unverkennbarsten, mit wenig Federzügen zu berichtigenden, Irrthümer des alten Abschreibers nicht bemerkt hat, sind wahrhaft unzählige; so dafs Jeder, der in solchen Dingen nicht völlig unerfahren ist, beim ersten Durchlesen auf viele Hunderte von Berichtigungen verfallen wird. Sorgfältigere Durchsicht, und gütige Mittheilungen einiger Freunde haben meinen Vorrath von Emendationen schon auf einige Tausende anschwellen machen. Leider aber hat der Herausgeber noch aufserdem an nicht wenig Stellen den Text der Handschrift gerade da ändern zu müssen geglaubt, wo derselbe ausnahmsweise völlig korrekt war, und nur wegen einer, dem älteren Sprachgebrauch eigenthümlichen, Redeform, oder durch Beziehung auf Notizen, die dem Herausgeber nicht gegenwärtig gewesen zu sein scheinen, sich dem Verständnifs des Letzteren entzog. Giovan Batt. Piccioli, Bibliothekar an der Maglia-Bacchiana, hat in einem 1830 erschienenen *Saggio di correzioni all' ottimo commento* eine nicht unbedeutende Anzahl dieser Irrthümer hervorgehoben und zum Theil wenigstens berichtigt; da dieser Schriftsteller indefs wenigstens $\frac{9}{10}$ der zu machenden Berichtigungen unerwähnt läfst, so mufste die leidenschaftlich geführte, an jenes Heftchen sich knüpfende Fehde sich in einen Streit um einzelne Lesarten verkehren, ohne die richtige Ansicht des Ganzen zu fördern.

Ohne Zweifel war es aber weder genügend, dafs die Laurentianische Handschrift mit den erforderlichen Berichtigungen abgedruckt, noch dafs dieselbe mit anderen Manuscripten und Redactionen verglichen ward, sondern zu einer wahrhaft kritischen Ausgabe würde ferner noch eine gründliche Forschung nach den Quellen des herausgegebenen Werkes, und eine Vergleichung mit diesen erforderlich gewesen sein. In den Wiener Jahrbüchern habe ich nachgewiesen, dafs Jacopo della Lana, den wir in zahlreichen Handschriften und sogar gedruckt besitzen, die wichtigste Quelle des Ottimo ist, und gewifs haben wir kein ergiebigeres Hülfsmittel zur Interpretation und Berichtigung des Letzteren. Dennoch ist dasselbe von den Pisaner Editoren durchaus gar nicht benutzt worden. Eine *zweite* Quelle, aus welcher der Ottimo geschöpft, glaube ich bei meinem letzten Aufenthalt in Florenz aufgefunden zu haben. Die Laurentianer Handschrift XL. 7. bietet nämlich auf ihren Rändern zahlreiche Erklärungen zur göttlichen Komödie, die fast den Umfang eines Kommentars erreichen. Von diesen Erklärungen stimmen nun nicht wenige, wenn nicht den Worten, doch dem Sinne nach, mit denen des Ottimo überein, und namentlich finden sich die Bemerkungen, die der Letztere, als aus Ser Graziolo (richtiger Buonagrazia) de' Bambagioli Cancelliore di Bologna entlehnt, bezeichnet, bei unserem Postillator, als ihm angehörig, wieder. Es schien demzufolge die Voraussetzung nahe zu liegen, die angegebne Handschrift enthalte den lange vermifsten Kommentar des Ser Graziolo. Ser Graziolo mufs aber, wenn nicht bei Dante's Lebzeiten, doch unmittelbar nach dessen Tode geschrieben haben: Wir wissen, dafs er im Jahre 1334 verbannt ward, vorher war er Kanzler von Bologna, und in diesem Kommentar (Ottimo VII. 89.) bezeichnet er sich noch als sehr jung, eine Bezeichnung, die, verbunden mit dem Datum des Ottimo, uns gewifs bis in das zweite Jahrzehend des Jahrhunderts hinaufsteigen läfst. Meine Vermuthungen, die ich im August-

heft der *Antologia* v. 1831. (*p.* 151 *sq.*) mittheilte, erfahren, neben der Billigung Mehrer, den Widerspruch des schon erwähnten Piccioli (*Antologia Ott. p.* 139 *sq.*), der in den Anmerkungen des Laurentianer Manuscriptes nur Auszüge aus dem Ottimo sehn will, in denen die, bei dem Letzteren zu lesende Angabe, dafs er an den betreffenden Stellen aus Ser Graziolo geschöpft, der Kürze wegen hinweggelassen worden. Es soll nicht geläugnet werden, dafs die Annahme Piccioli's möglicherweise die richtige sein kann; die Gründe aber, um derentwillen er ihr den Vorzug vor den meinigen geben will, überzeugen mich nicht. Die wenigen Stellen, in denen Piccioli zu entdecken glaubt, das Laurentianer Manuscript excerpire unvollständig den Ottimo, lassen auch die umgekehrte Deutung zu, dafs der Ottimo die ungenügenden Bemerkungen seines Vorgängers weiter ausführte. Die Unkenntnifs und die Irrthümer dieses vermuthlichen Ser Graziolo beweisen aber, bei der eigenthümlichen Art der älteren Kommentatoren, die ich in den Wiener Jahrbüchern weiter ausgeführt, nichts. So möchte die Sache dann noch im Dunkeln liegen, und erst dann aufgehellt werden können, wenn das Verhältnifs des erwähnten Kommentars zu dem des Jacopo di Dante, dem er ebenfalls sehr ähnlich ist, und zu andren handschriftlichen Postillen festgestellt sein wird. Zu der einen von mir beschriebenen Handschrift will Tommaséo (*Antol. Ott. p.* 136. *N.* 18.) noch die Strozzianischen Manuscripte 160 und 165 hinzufügen; nach meinen Notizen sind beide indefs von dem sogenannten Ser Graziolo wesentlich verschieden, und gehören mit der Gaddianischen Handschrift *XC. inf.* 42. zusammen.

Aber auch die Benutzung des Ser Graziolo hätte zu einer, billige Ansprüche befriedigenden, Ausgabe nicht genügt, sondern der fortwährende vergleichende Umblick auf den ganzen weiten Vorrath alter Kommentare wäre nöthig gewesen. Alle diese Vernachlässigungen sind nun um deshalb gewifs doppelt zu beklagen, weil kaum zu glauben ist, dafs unter sehr geraumer Zeit eine neue Ausgabe dieses Werkes wird besorgt werden können. Neben den obengenannten Vorzügen ist nämlich nicht zu verschweigen, dafs der Ottimo manche Erwartungen, die sein alter Ruhm erregte, nicht befriedigt hat. Die genauere Kunde der alten Kirchlichen und Profan-Scribenten, die ihn vor manchen seiner Zeitgenossen vorzugsweise auszeichnet, kann ihm in unsren Augen keinen besondren Werth verleihn. Die Nachrichten über neuere Geschichte sind zwar bei ihm korrekter, als bei den meisten älteren Kommentatoren, doch ist das wirklich Neuere, das wir erst durch diesen Abdruck erfahren, verhältnifsmäfsig äufserst wenig. Mit sprachlichen Aufschlüssen, zu denen der Ottimo, bei der Reinheit seines eignen Ausdrucks, gewifs besonders kompetent wäre, ist er leider ziemlich sparsam, und oft übergeht er uns schwierige Stellen ganz mit Stillschweigen. An der Entwickelung des tieferen theologisch-allegorischen Sinnes findet er endlich sichtbar wenig Vergnügen, und mufs daher dem Petrus Dante's in dieser Beziehung ebenso nachstehn, wie dem Francesco da Buti in genauer Worterklärung, und dem Benvenuto da Imola in historischer Gründlichkeit.

Karl Witte.

LXIV.

Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien, vorzüglich in geographisch-statistischer Hinsicht, von Dr. Eduard Rüppell. Frankfurth am Main 1829. *I Vol.* 8.

Nicht sowohl um das geographische Publikum auf ein bereits sehr bekannt gewordenes Werk erst aufmerksam zu machen, als vielmehr um der Tendenz dieser Blätter, welche es sich zum Gesetz gemacht haben, keine bedeutende literarische Erscheinung unbeachtet zu lassen, zu genügen, unterwerfen wir das hier genannte Buch einer kurzen Beurtheilung. Doch da es unter allen Umständen billig und zweckmäfsig ist, ein Urtheil, mag es günstig oder ungünstig sein, vor dem Leser gehörig zu motiviren, so soll auch hier über den Werth des in Rede stehenden Werkes nicht anders als durch Herausstellung und Beleuchtung seiner Resultate entschieden werden.

Der Verf. dehnte seine Reisen in den auf dem Titel genannten Ländern in S. W. bis Obeydh (in Kordofan) und südöstlich bis Massowa in Abyssinien aus, während Hr. Hey, sein Reisegefährte, von Shendy noch eine Stromreise den Nil und Bahar el Abiad aufwärts nach der Landschaft Sennaar machte. Je weniger diese Länder im Allgemeinen und besonders Kordofan bekannt sind, mit desto gröfserer Spannung folgt

man dem Verf. bei seinen einzelnen Untersuchungen, welche er nicht als ein von einer fortlaufenden Schilderung seiner Reise zusammengekettetes Ganzes, sondern als eine Reihe in sich begrenzter Abhandlungen dem Leser dargelegt. Wir billigen diese Form als raum- und zeitersparend, möchten sie aber keinesweges als die einzig zweckmäſsige empfohlen und sie am wenigsten auf ganz neuentdeckte Länder angewendet sehen, da die unmittelbaren Eindrücke, welche die Gegenstände auf den Reisenden gemacht haben, bei dieser Behandlungsweise für den Leser jedenfalls verloren gehen. Wenden wir uns zuerst zu den rein-geographischen Ergebnissen des Buches. Hier werden gleich im dritten Abschnitt (p. 11 bis 18.), welcher eine topographische Beschreibung der Nilländer zwischen Gebel Barkal und Wadi Halfa enthält, unsere Kenntnisse von der landesüblichen Distriktseintheilung Nubiens erweitert, und die schätzbare Karte von Berghaus so wie die verdienstvollen Blätter von Ritter und O'Etzel erhalten dadurch mannichfaltige Berichtigung; zugleich erfahren wir auch, daſs jene, wie es scheint, sehr bestimmte Abgrenzung der einzelnen Distrikte höchst wahrscheinlich aus der Verschiedenheit der daselbst herrschenden Sprachen hervorgegangen sei. Jetzt ist der ganze Landstrich von Wadi Halfa (ungefähr in 21° 53′ N. Br.) bis Wadi Gammer, welches noch oberhalb des heutigen Meroë liegt, von der Aegyptischen Regierung in Eine Provinz, die den Namen Dongola trägt, vereinigt. Springen wir von Nubien auf Kordofan, dieses von den Europäern noch so wenig gekannte, seit 1820 aber unter Aegyptischer Herrschaft stehende und daher wohl etwas zugänglicher gewordene Land über, so erhalten wir hier zuerst eine dankenswerthe Nachricht über die von den Arabern und Aegyptiern angenommene Begrenzung dieser Landschaft; wir erfahren ferner, daſs die auf den Karten figurirende Hauptstadt Obeydh in Folge der Türkischen Kriegswuth nicht mehr existirt, sondern daſs an ihrer Stelle drei verschiedene Ansiedelungen entstanden sind. Ueber den angeblichen Vulkan *in der Gegend* von Koldagi *), auf welchen wir ganz besonders gespannt waren, wird uns aber, da der Verf. jene Gegenden nicht in Person besuchen konnte, nur unbefriedigende Auskunft gegeben; denn alle Nachrichten über jenen vulkanischen Berg gründen sich allein auf die allezeit höchst unzuverlässigen Angaben einiger Eingeborenen, und die Existenz eines Vulkans in Kordofan kann daher, wie der Verf. selbst zugiebt, vor der Hand keinesweges als authentisch angesehen werden. Man muſs es bedauern, daſs der Reisende nicht weiter gegen Süden vordrang und auf die Untersuchung des unbekannten Landes nicht längere Zeit verwendete; allein Erschöpfung seiner Kräfte und der nahe bevorstehende Eintritt der einem Europäer in Tropenländern stets gefährlichen Regenzeit zwangen ihn, sich in nördlichere Gegenden zurückzuziehen. Nicht minder beklagen wir es, daſs die Expedition, welche Hr. Hey den Bahar Abiad aufwärts unternahm, in Folge ungünstiger Umstände zu früh ihr Ende erreichte, wenn sie auch für die Wissenschaft nicht ganz erfolglos war. Hr. Hey machte namentlich die auffallende Bemerkung, daſs der Bahar Abiad, den er 45 Stunden stromaufwärts befuhr, zur Zeit, wo er ihn besuchte (Januar u. Februar 1824), nichts als eine stehende Wassermasse bildete, die gar keinen Abfluſs zu haben schien; ferner sagten dem Verf. mehrere Personen, die Gelegenheit gehabt hatten, diesen Fluſs in südlichen Breiten in verschiedenen Jahreszeiten zu beobachten, daſs zwischen dem wahren Nil, nördlich von Kardum, und dem Bahar Abiad in mittäglichen Regionen gar kein Verhältniſs Statt finde, indem letzterer immer eine viel ansehnlichere Wassermasse enthielte, als der Nil nach der Vereinigung der beiden Hauptströme. Der Bahar Asreck dagegen hat das ganze Jahr über eine ziemlich starke Strömung; durch die Gewitter in den abyssinischen Gebirgen fängt er um die Mitte des Mai in Ober-Nubien an langsam zu steigen, während der Bahar Abiad verhältniſsmäſsig weit weniger anschwillt, bis endlich zu Anfang des Juli plötzlich eine ungeheure Wassermasse sich von diesem Flusse ausmündet, die so beträchtlich und regelmäſsig ist, daſs dadurch immer in Kairo in den ersten Tagen des August der Nil innerhalb weniger Tage 4 bis 6 Fuſs hoch wächst.

*) Nicht *Vulkan* Koldagi, wie er auf Berghaus' Karte verzeichnet ist.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien vorzüglich in geographisch-statistischer Hinsicht von Dr. Eduard Rüppell.

(Schluſs.)

Um diese Thatsache zu erklären, braucht man indessen nicht, wie der Vf. will, zu der Annahme eines groſsen Landsees seine Zuflucht zu nehmen, dessen Wassermasse nur periodisch, nach einem gewissen Erhöhen des Niveaus, in den Bahar Abiad überflösse; wir meinen, daſs die Regelmäſsigkeit und Wassermenge des jährlichen Tropenregens, womit vielleicht noch ein durch den Regen beschleunigtes Schmelzen des Schnees auf den Hochgebirgen verbunden ist, zur Erklärung jener Erscheinung vollkommen genügt.

Zwar bekannter, als Kordofan und Sennaar, aber doch lange noch nicht erforscht genug ist das peträische Arabien, und daher bot sich denn auch hier unserem Reisenden mehrfach die Gelegenheit dar, die Erdkunde zu bereichern. Merkwürdig genug, war aber auch er noch nicht im Stande, indem ihm sein Barometer geraubt worden war, die Höhe desjenigen Gebirges, welches dem kultivirten Theile des Menschengeschlechtes am längsten bekannt ist, mit Sicherheit zu bestimmen, wir meinen den Sinai und Horeb. Des Verfs. Schätzung weis't diesen Bergen eine Höhe von 5500 — 6000′ Par. an, und des Hrn. Prof. Ehrenberg Anschlag von 8400′ wird stark in Zweifel gezogen und besonders die sehr südliche Vegetation im Garten des Klosters St. Katharina *) als Gegenbeweis geltend gemacht. Interessant ist ferner des Verfs. Untersuchung über den Berg Nakus (p. 206 ff.), auf der Westseite der Halbinsel und nordwestlich vom Hafen Tor gelegen, dessen mystische Klänge, welche bei dem einfachen Wüstensohn oftmals heilige Schauer, bei dem gebildeten Europäer aber künstliche Hypothesen erweckten, aus dem Herabrieseln loser Flugsandmassen erklärt werden, die z. B. bei Windstöſsen oder dem Fuſstritte eines Menschen von der schrägen Seitenfläche eines Felsplateaus herabrollen. Von anderer Art, aber nicht minder wichtig für die Erdkunde waren die Untersuchungen, welche der Vf. auf der Ostseite der Halbinsel anstellte. Bekanntlich wurde der Meerbusen von Akaba bis dahin so dargestellt, daſs er in zwei Spitzen auslief; an die westliche setzte man Ailath und an die östliche Akaba. Der Vf. überzeugte sich aber durch den Augenschein, daſs diese Darstellung auf einem Irrthume beruhe, daſs der Golf eine *abgerundete* Form habe, wie ihn die beigefügte Karte darstellt, und daſs endlich die Ruinen von Ailath sich in der unmittelbaren Nähe des Schlosses Akaba vorfinden (p. 218. u. 248.). Eine Seereise auf dem rothen Meere selbst gab dem Vf. überzeugende Beweise in Menge, wie unrichtig der nördliche Theil der von Lord Valentia herausgegebenen Karte dieses Meeres sei, und der Vf. nimmt daher p. 224 ff. öfters Gelegenheit, auf die Fehler und Lücken jener Karte hinzuweisen.

Eine wichtige Bereicherung für die Erdkunde sind ferner die aus den zahlreichen astronomischen Beobachtungen, welche der Vf. in Aegypten, Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien anstellte, hergeleiteten geographischen Ortsbestimmungen, wobei wir ausdrücklich bemerken müssen, daſs der Vf. nicht, wie ein groſser französischer Reisender der allerneuesten Zeit, bloſs die *Resultate* seiner Beobachtungen dem Publikum auf guten Glauben übergiebt, sondern daſs er sich über die im vorliegenden Werke mitgetheilten Ergebnisse bereits in v. Zach's astronom. Korrespondenz hinreichend gerechtfertigt hat. Auf Grund dieser Beobachtungen hat der Vf. drei verdienstvolle Karten, nämlich 1) von Kordofan und Nubien, 2) vom Nilstrom zwischen Wadi

*) Hr. Prof. Ehrenberg hat nämlich die Thalhöhe des Klosters St. Katharina als Basis für seine Schätzung der beiden Gipfelhöhen angenommen.

Halfa und Barkal und 3) vom peträischen Arabien entworfen und dem Buche beigefügt. Außerdem übergiebt der Verf. dem Publikum auch noch eine Anzahl bis dahin nicht bekannt gemachter astronomischer Beobachtungen, welche theils auf der Halbinsel des Sinai und auf der Westküste Arabiens, theils auf der Aegyptischen Küste, in Massowa und auf mehreren Inseln des rothen Meeres angestellt, unseres Wissens aber bis jetzt noch nicht berechnet worden sind.

Indem wir unsere Hinweisung auf die über bloß räumliche Verhältnisse angestellten Untersuchungen des Verfs. hier abbrechen zu müssen glauben, wenden wir uns zu denjenigen Untersuchungen des Reisenden, welche sich auf die klimatischen und andere physische Verhältnisse der von ihm besuchten Landschaften beziehen. Was zunächst das Klima betrifft, so werden die Versicherungen neuerer Reisenden, welche im Innern Afrikas zu einer gewissen Jahreszeit Nachtfröste erlebt zu haben behaupten, auch in Bezug auf Kordofan bestätigt, und nach einer dem Verf. zugekommenen Nachricht, welche einiges Vertrauen verdient, fiel daselbst im Winter 1822 sogar Schnee in der Ebene. Ohne uns nun bei den einzelnen klimatologischen Beobachtungen des Verfs. weiter aufzuhalten, weisen wir nur noch auf eine merkwürdige Wahrnehmung hin, welche derselbe in Bezug auf den berüchtigten Camsin in Aegypten zu machen Gelegenheit hatte. Als nämlich der Reisende mit seiner Karavane von diesem Winde überfallen wurde, bemerkte er, daß der stechende Schmerz, welchen man an den Extremitäten empfand, nicht von dem Anprallen der vom Winde fortgerissenen Sandkörner und Steinchen, sondern vielmehr von dem Ausströmen einer elektrischen Flüssigkeit, welche sich durch ein vernehmbares Knistern bemerkbar machte, herrührte; ein ähnliches Knistern hörte man längs der Bodenfläche, und das Haar der Reisenden sträubte sich empor. Wenn der Verf. aber weiter die Vermuthung wagt, daß ein solcher Sturm eben durch jene elektrische Eigenschaft einzelnen Karavanen habe verderblich werden können, so geht er hierin nach unserem Bedünken jedenfalls zu weit; wir können uns vielmehr recht wohl vorstellen, daß ein 2 bis 3 Tage — denn dies ist seine gewöhnliche Dauer — anhaltender Sturm in der Wüste, zu welchem sich, da er aus Süden bläs't, noch furchtbare Hitze und außerdem wohl gar Wassermangel gesellt, vollkommen geeignet sei, einer Karavane den Untergang zu bereiten. Daß der Vf. die Erzählung von der buchstäblichen Ueberschüttung der Karavanen mit Sand für lächerlich erklärt, können wir nach Allem, was uns über die Sache bekannt ist, nur natürlich finden.

Auch geologische und botanische Bemerkungen sind gehörigen Orts eingeschaltet, doch können wir weder bei diesen, noch bei den zoologischen Beobachtungen verweilen, zumal da die zoologischen Resultate der Rüppell'schen Reise bereits in dem von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurth herausgegebenen Atlas dem wissenschaftlichen Publikum vorgelegt sind; nur eines zoologischen Proteus, der, wenn er anders ein körperliches Dasein hat, schon lange genug der Europäischen Wißbegierde spottet, müssen wir beiläufig gedenken, wir meinen das *Einhorn*. Afrika und Asien rühmen sich, dieses Thier zu besitzen, ja sein Horn soll sogar in Indien Europäern *gezeigt* worden sein, und dennoch hat es noch nie einem Europäer gelingen wollen, die persönliche Bekanntschaft des Wundergeschöpfes zu machen! Was Hr. Rüppell darüber mittheilt, klingt recht gefällig, doch beruht es auf den *Aussagen der Eingeborenen*, die der Vf. sehr richtig zu würdigen weiß. So beschrieben Einige, und namentlich einer seiner eigenen Sklaven ganz aus freiem Antrieb, dem Reisenden ein Thier von der Größe und dem Bau eines Pferdes mit kurzhaarigem röthlichen Balg, gespaltenen Hufen und einem langen dünnen geraden Horn auf der Stirn. Bei weiteren Nachforschungen wurde dem Verf. das Thier immer als eine schöne Gazellenart geschildert, doch fanden sich Wenige, die genügende Auskunft geben konnten — denn das Thier ist angeblich in den nördlichen Gegenden von Kordofan eine Seltenheit — und Andere schienen das Thier entweder gar nicht zu kennen, oder verwechselten es mit dem Rhinoceros. So bleibt denn die Existenz des wunderbaren Thieres auch ferner problematisch, und mit Ungeduld harren wir des glücklichen Forschers, welchem bestimmt ist, den Zauber zu lösen.

Probleme anderer Art, stellen sich dem, welcher die Nilländer bereist und zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht, auf dem Gebiete der Ethnographie und Geschichte entgegen, wir meinen besonders die Frage über die Abstammung der heut an den Ufern des Nil wohnenden Völker und zweitens die Frage über den Ursprung der ältesten Kultur Aegyptens und Nubiens. Beide Fragen fallen theilweise zusammen. Was

die letztere betrifft, so leuchtet jedem, der sich irgend einmal mit der Lösung derselben beschäftigte, die Schwierigkeit und Weitläuftigkeit einer solchen Untersuchung ein, und wenn unser Verf. auch noch nicht im Stande ist, die letzte Entscheidung in dieser Sache zu geben, so wollen wir ihm daraus keinen Vorwurf machen, da ja schon Herodot und Strabo über diesen Punkt entgegengesetzter Ansicht waren, indem der Erstere die Aegyptier zu Lehrern der Aethiopier macht, der Andere aber umgekehrt die Kultur der Aegyptier aus Aethiopien d. h. aus Nubien und den südlicheren Nilländern ableitet. Der Verf. neigt sich theils aus geschichtlichen, theils aus ethnographischen Gründen zur Herodoteischen Ansicht hin, ohne, wie er selbst sagt, die Frage *entscheiden* zu wollen, wozu sie unseres Bedünkens auch noch gar nicht reif ist. Zwei Fäden sind offenbar nur vorhanden, an welchen wir uns in diesem Labyrinthe zurecht finden können, es sind *die alten Denkmähler der Skulptur und Baukunst* und die *Sprachen* der heutigen Einwohner; weniger die alten Geschichtschreiber, welche, wenn uns gleich ihre Winke schätzbar sein müssen, das Ganze der Aufgabe begreiflich minder übersehen konnten, als wir. Bis jetzt ist aber die Erforschung jener Denkmähler noch lange nicht beendigt und die Untersuchung der bezüglichen Sprachen kaum begonnen; dazu kommt ferner noch, dafs es nicht genügen kann, blofs Aegypten und Nubien in den Kreis der Untersuchung zu ziehen, sondern diese mufs nothwendig auch auf Sennaar und Abyssinien ausgedehnt werden, da alle die Völker von bräunlicher Hautfarbe, welche sich zwischen der schwarzen Afrikanischen Race und dem Arabischen Meerbusen wie ein gewaltiger Keil vor Jahrtausenden eingetrieben haben, ihrem Ursprunge nach nothwendig mit einander verwandt sein müssen, wie denn nach unseres Verfs. eigener Angabe die Bewohner der Provinz Dongola mit einem Theile der Bewohner der Provinz Schendi und theilweise auch mit den Abyssiniern noch heutiges Tages eine übereinstimmende Gesichtsbildung zeigen. Fafst man nun alle jene Völker von Aegypten bis Abyssinien zugleich ins Auge, so kann man doch wohl, wenn es sich um ihren Ursprung handelt, nach keiner andern Seite hin die Blicke wenden, als nach Asien; kommt hierzu noch, dafs unter andern die gewaltigen Ruinen, welche auf dem östlichen Nilufer in der Provinz Schendi liegen, unverkennbare Spuren der Indischen Architektur an sich tragen (vergl. p. 96.), und dafs nach Herodot's Schilderung die bürgerliche Verfassung der alten Aegyptier mit dem Kastenwesen der Hindus so merkwürdig übereinstimmt, so braucht man doch wohl kein Indomane zu sein, um mit dem ganzen Volksstamme auch zugleich die Ableitung seiner Kultur aus Indien für *möglich* zu halten. Stammte nun aber jene alte Kultur des nordöstlichen Afrikas aus Indien her, so würde nach dem gewöhnlichen Gange, welchen die Ausbreitung menschlicher Gesittung auf der Erde zu nehmen pflegt, Aegypten zuletzt an die Reihe gekommen sein, und Strabo demnach Recht behalten. Doch läfst sich allerdings noch ein zweiter Entwicklungsgang der Kultur in jenen Gegenden als möglich annehmen. Es kann nämlich nach erfolgter Einwanderung eines Asiatischen Volksstammes, der noch wenig Gesittung mitbrachte, in dem durch seine Fruchtbarkeit jeder Civilisation förderlichen Aegypten die Kultur sich viel früher entwickelt haben, als in dem benachbarten Nubien oder Abyssinien, und hierauf in späterer Zeit sich erst wieder auf demselben Wege rückwärts verbreitet haben, auf welchem während einer früheren Periode die ersten Einwanderungen stattgefunden hatten. Welche von beiden Hypothesen aber, ob die letztere, oder die obige, die richtige sei, wird wohl nur derjenige zu entscheiden im Stande sein, dem das Glück es vergönnt, alle in den Nilländern noch vorhandenen Werke der Bau- und Bildhauerkunst, mit Rücksicht auf ähnliche Werke der alten Indier, so gründlich zu studieren, dafs er über das relative Alter derselben zur höchsten Klarheit gelangt; kommen dann endlich gründliche und umfassende Sprachforschungen jenen antiquarischen auf halbem Wege entgegen, so wird eine der dunkelsten Stellen der alten Geschichte und neueren Ethnographie zugleich ihre genügende Beleuchtung empfangen. Unserem Vf. gebührt jedenfalls das Lob, die wichtige Frage auf's neue angeregt und für diejenige Ansicht, zu welcher er hinneigt, manche Gründe aufgestellt zu haben, welche bei einer tiefern Untersuchung des Gegenstandes nicht übergangen werden dürfen.

In den Jahrtausenden, die seitdem verflossen sind, dafs sich die braune Raçe in den Nilländern ansiedelte, hat sie aber durch Vermischung mit den Europäern, Negern, Arabern, Türken u. s. w. so vielfache Veränderungen erfahren, dafs der heutige Reisende in jenen Gegenden eine sehr gemischte Bevölkerung findet, deren Grundelemente kaum zu erkennen sind; dies hat

den Verf. veranlafst, den Dongolawi und übrigen Bewohnern der Provinz Dongola drei Abschnitte seines Buches zu widmen, welche viel Lehrreiches und Interessantes enthalten. An den Barabra (Plur. von Berberi), welche der Verf. als die Nachkommen der alten Bewohner von Nubien ansieht, und welche den einen Haupttheil der Bewohner der Provinz Dongola ausmachen, erkennt man noch, nach des Verf. Versicherung, einzeln die alten National-Gesichtszüge, die uns ihre Vorfahren auf den Statuen und Reliefs ihrer Tempel und Gräber aufgezeichnet haben. Diese Barabra oder Dongolawi und überhaupt alle Eingeborene südlich von Assuan, deren Muttersprache die berberische ist, werden von den hiesigen Arabern mit dem Namen Nuba bezeichnet, welches Wort die Barabra nie von sich selbst gebrauchen; wohl aber ist es der Nationalname, mit welchem sich die freien Neger im Kordofan belegen. Diesen Negervölkern widmete der Verf., während er sich im Kordofan aufhielt, gleichfalls seine Aufmerksamkeit, und die Vokabularien von sieben Nubasprachen, welche im Kordofan und am Bahar Abiad geredet werden, sind unter andern das Ergebnifs seiner Forschungen. Nach verschiedenen Bemerkungen über den Charakter und die Lebensweise dieser Neger kommt der Verf. auf den hier gleichfalls nicht unbekannten Sklavenhandel und auf die Ursachen desselben, und stellt dabei die Frage auf, ob die periodische Hungersnoth, welche die tropischen Landschaften Afrikas öfters heimsucht, nicht die wahre Ursache des seit undenklichen Zeiten hier bestehenden Sklavenhandels sei. Diese Frage glauben wir aber, ungeachtet wir an den unnatürlichen Greueln, welche oft die Folge einer Afrikanischen Hungersnoth sind, nicht im geringsten zweifeln, dennoch verneinen zu müssen. Krieg und Hungersnoth sind nur die obgleich sehr wirksamen Vehikel des Sklavenhandels, die wahre Ursache aber möchte keine andere sein als die, dafs *der Mensch hier noch nicht in seinem Werthe erkannt worden ist.* Wäre dem Verf. eingefallen, dafs in allen Mohamedanischen Ländern, auch in den geseegnetsten und fruchtbarsten, wo man niemals die Leiden des Hungers fühlt, Sklaven gekauft und verkauft werden, so würde ihm wahrscheinlich seine Ansicht, die offenbar aus den Jammerscenen, welchen er beiwohnte, hervorgegangen ist, selbst nicht genügt haben.

Während sich der Verf. in Nubien aufhielt, lebte er, wie natürlich, viel unter Arabern, und auf seinen Reisen im peträischen Arabien, wo er fast allein auf Beduinen angewiesen war, mufste er nothwendig noch vertrauter mit ihnen werden. Wir empfangen daher manche dankenswerthe Notiz über Lebensweise, Sitten und Charakter der Araber, obgleich wir nicht zugeben können, dafs sich jenes Volk in des Verf. Bemerkungen so klar und vollständig abspiegele, als z. B. in dem trefflichen Reisewerke Burckhardt's, indem des Letztern Blicke schon allein durch lange Gewohnheit auch für die feinsten Schattirungen des Arabischen Volkscharakters geschärft waren. Wenn der Verf. z. B. sagt, die Bewohner von Djetta fänden, *da ihnen die Umgegend keine Zerstreuung darböte,* ihre Erholung im Besuchen der schönen Kaffeehäuser (p. 240.), so hat er hier einen Farbenton des Europäischen Lebens einfliefsen lassen, welcher sich mit dem zu entwerfenden Gemälde nicht vertragen will; denn einmal wissen wir, dafs die Orientalen überhaupt das Spazierengehen, welches hier stillschweigend vorausgesetzt wird, nicht kennen und den lustwandelnden Europäer wohl für einen Kranken halten, welchem ein Arzt den harten Frohndienst aufgebürdet habe; dann aber sagt uns Burckhardt sehr bestimmt, dafs den Arabern der Sinn für Naturschönheiten gänzlich abgehe, weshalb man also die Neigung, ihre Zerstreuung in den *Umgebungen* ihres Wohnortes zu suchen, bei ihnen nicht voraussetzen darf. Dagegen erscheinen andere Bemerkungen des Verf. treffend und wahr, wie z. B. die über den nachtheiligen Einflufs des Mekkapilgerns auf den Charakter der Muselmänner (p. 230.), oder die Hinweisung auf die Ursachen der Gesetzlosigkeit, in welcher sich das Arabische Volk verzehrt (p. 223.).

Aufser den vielen geographischen und anderen naturwissenschaftlichen Gegenständen, über welche sich das Buch verbreitet, bietet dasselbe endlich noch eine Seite dar, welche bis jetzt unerörtert geblieben ist, nämlich die antiquarische. Lagen gleich die Forschungen auf diesem Gebiete dem Vf. etwas fern, so benutzte er doch, wenn die Umstände es erlaubten, jede Gelegenheit, um die Schätze alter Architektur und Skulptur, welche Nubien darbietet, zu untersuchen. So hat er denn die Trümmer des grofsen Tempels am Gebel Barkal, die pyramidalischen Grabmonumente von Gurkab und Meroë und manche andere Reste des Alterthums theils hier, theils im peträischen Arabien aufs sorgfältigste erforscht und beschrieben, auch zum Theil durch Ansichten oder Grundrisse erläutert, so dafs der Verf., wenn er diese Materialien auch nicht weiter verarbeitet, doch für den Alterthumsforscher hier einen schätzbaren Stoff niedergelegt hat, der, zumal wenn die folgenden Bände der *Monumenti dell' Egitto e della Nubia* von Rosellini *) erschienen sein werden, zu den fruchtbarsten Vergleichungen Anlafs geben kann. Schliefslich können wir nicht umhin, unser Bedauern darüber zu erkennen zu geben, dafs der Verf. Massowa und Abyssinien, wo er nach p. 10. im Ganzen vier Monate verweilte, beinahe mit gänzlichem Stillschweigen übergeht; doch sind wir weit entfernt, ihm deshalb einen Vorwurf machen zu wollen, da seine eigene Kränklichkeit, so wie der bedenkliche Gesundheitszustand seiner Reisegesellschaft es hinreichend entschuldigen, wenn er dem interessanten Lande nicht eine gründlichere Aufmerksamkeit widmete.

Walter.

*) Der erste Band dieses Werkes ist bereits in diesen Blättern, Aprilheft 1833. Nr. 65. ff., gewürdigt worden.

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

LXV.

Mohammedi filii Chondschahi, vulgo ***Mirchondi****, historia Gasnevidarum persice. Ex Codd. Berol. aliisque nunc primum edidit, lectionis varietate instruxit, latine vertit annotationibusque historicis illustravit Fridericus* ***Wilken****. Berol.* 1832. 4. *XVI und* 280 S. *(Duncker und Humblot.)*

Dafs die gesammten litterarischen Bestrebungen unseres Jahrhunderts eine mehr philosophische und historische Richtung nehmen und, so zu sagen, dem Kindesalter der Poesie zu entwachsen scheinen, kann auch dem minder aufmerksamen Beobachter seiner Zeit kaum entgehen. Ganz besonders ist dies der Fall mit dem Studium der Orientalischen Sprachen und Litteratur, welche anfänglich nur als auswärtige Zierpflanzen in den theologischen Gärten einer spärlichen Kultur sich erfreuten, damit ihre Wurzeln dem alten Stamme unserer religiösen Bücher Haltbarkeit, ihre Blüthen demselben Anmuth verleihen möchten: nach und nach aber, als das Feld der Grammatik sorgfältiger angebaut, brachte diese Pflanzung ihre selbstständigen, rein wissenschaftlichen Früchte und nahm aus dem engeren Kreise eines fast parasitischen Lebens einen unabhängigen und ungewöhnlichen Aufschwung. Den Uebergang bildete wohl zunächst die historische Poesie des Morgenlandes, denn die Moallaka's, die alten Lieder der Hammasa, das Königsbuch von Ferdusi und die Epopäen der Inder sind in der That als historische Denkmäler zu betrachten, welche in Ermangelung gleichzeitiger Chroniken als solche unter die Quellen der Geschichte treten um zu den rein geschichtlichen Relationen hinüberzuleiten. Diese letzteren allmälig an's Licht zu ziehen oder kritisch zu würdigen und geschichtlich zu verarbeiten, war gänzlich unserer Zeit vorbehalten und die Ergebnisse, welche die Geschichte des Orients aus Abulfeda, aus Kosegartens Tabari u. A. täglich gewinnt, welche die der Kreuzzüge aus morgenländischen Quellen durch Wilken, die der Russen aus Ibe Fofszlan und andern Arabern durch Frähn, oder die der Osmanen aus einheimischen Chroniken durch Hammer bereits gewonnen hat, sichern diesem Streben den Dank eines jeden Forschers und den glücklichsten Fortgang. Eine nicht unbedeutende Stelle unter den morgenländischen Geschichtswerken nimmt, ihres jüngeren Alters unbeschadet, die Persisch geschriebene Universalhistorie des Mirchond († 1470), روضة الصفا *Garten der Reinheit* betitelt, ein, denn der Verf., welcher von dem Fürsten Ali Schir als Aufseher an der Bibliothek seiner Vaterstadt Herat in Chorasan angestellt war, hat mit grofser Belesenheit aus den historischen Werken jener Bibliothek Alles zusammengetragen, was für seine Leser nur irgend anziehend sein oder die erzählten Facta beleuchten konnte und da uns seine älteren Quellen unzugänglich oder verlohren sind, so behaupten seine Bemühungen auch für die früheren Jahrhunderte immer noch ihren grofsen Werth, welcher verhältnifsmäfsig zunimmt je näher die Ereignisse an die Zeit des Verfs. heranrücken. Mirchond zerlegt das ganze Werk, aus welchem sein Sohn Chondemir noch bei Lebzeiten des Vaters einen Auszug lieferte, in acht gröfsere Abschnitte, wie sie vielleicht ursprünglich schon nach der Zahl der Bände bedingt waren, und behandelt im ersten nach einer Einleitung die Mythengeschichte der alten Welt, woran sich die Philosophen der Vorzeit und die Altpersischen Könige reihen; der zweite enthält das Leben des Mohammed und die Geschichte der vier ersten Chalifen; der dritte die Geschichte der Omeijiden und Abbassiden; der vierte schildert die unabhängigen Reiche in verschiedenen Gegenden zur Zeit der Abbassiden; der fünfte die Eroberungen des Dschengiskhan; der sechste erzählt die Geschichte des Timur; der siebente die des Abulgasi Behadurkhan; der achte endlich spricht

in einem Anhange über die historischen Ereignisse in andern Ländern, über die Wunderwerke der Welt u. s. w. Vereinzelt herausgehoben und verarbeitet waren bis jetzt aus dem ersten und vierten Theile: die Geschichte der alten Persischen Könige durch Jenisch und neuerdings Shea; die der Sassaniden ohne Pers. Text durch Silv. de Sacy; der kleine Abschnitt über die Dynastie der Thaheriden durch Mitscherlich und die Geschichte der Samaniden durch Wilken, woran sich nunmehr durch denselben unermüdlichen Historiker die vorliegende Geschichte der Gasneviden anschliefst, welche sowohl durch kritische Behandlung des Textes als durch vielseitige und gründliche Benutzung anderer handschriftlichen Schätze die Vorgänger weit übertrifft und einem jeden Bearbeiter Orientalischer Geschichtswerke zum Muster darf gestellt werden. Der Text selbst, aus einem Göttinger Codex geflossen, war bereits vor vier und zwanzig Jahren zum Drucke bestimmt, mufste aber einstweilen der Geschichte der Kreuzzüge nachstehen und hat durch diesen Verzug unendlich gewonnen, denn er wurde unterdessen mit drei Handschriften in Paris und zuletzt noch mit zwei in Berlin verglichen, wodurch denn die Geschichte der Gasneviden so rein und korrekt vorliegt, wie sie wahrscheinlich aus Mirchonds Feder hervorging, wenn man einige Indische Namen ausnimmt, welche nach andern Chroniken auf ihre wahre Schreibart hätten zurückgeführt werden mögen. Die Lateinische Uebersetzung bindet sich, bei aller Treue die man von Wilken erwarten durfte, nicht so ängstlich an das Original um nicht mitunter eine hochtönende Phrase in einfache Worte aufzulösen: denn so schlicht auch im Ganzen der Stil des Mirchond gegen andere Erzeugnisse seiner Zeit erscheint, so beschleichen ihn doch nicht selten, wo die Darstellung einen gewissen Aufschwung nehmen will, die gewöhnlichen Persischen Metaphern, welche das Ohr des Himmels vom Gewieher der Rosse taub werden, den Aethiopier der Nacht köpfen, den Falken der Morgenröthe aus dem Neste des Horizonts hervorfliegen, die Finsternifs der Nacht den Flügel entfalten und die Lampe des Kampfes anzünden lassen. In den Anmerkungen, die durch eine Fülle von Gelehrsamkeit sich auszeichnen, sind besonders die Auszüge aus den Chroniken des Ferischthah und Haider von grofser Wichtigkeit, da sie beide den Mirchond benutzen, aber auch häufig aus anderen Werken ergänzen, so dafs aus dem Ersteren am Schlusse des funfzehnten Kapitels eine bedeutende Stelle konnte eingeschaltet werden. Haider begann seine Chronik, von welcher eine schöne Handschrift in Berlin sich findet, im Jahre 1611; er giebt seine zahlreichen Quellen an und sie gehören, wenn sie mehr als namentlich bekannt sind, zu den bewährtesten; die historische Treue und Besonnenheit des etwas älteren Ferischthah, von dessen Geschichte von Hindostan wir bereits zwei Uebersetzungen durch Dow und Briggs besitzen, ist in neuern Zeiten anerkannt worden (*Transactions of the Roy. As. Soc. II*, 2.) und Wilken hat deshalb mit grofser Sorgfalt aus den beiden Berliner Codd. dieses Geschichtschreibers Alles ausgehoben, was nur irgend von Mirchond abwich oder denselben erläutern konnte. Dies ist im Allgemeinen der innere Reichthum des Werkes, welchem zugleich die äufsere Ausstattung durch schönes Papier und saubern Druck entspricht: es ist der Asiatischen Gesellschaft von Grofsbritannien und Irland zugeeignet und kann in jeder Beziehung vor derselben mit Würde auftreten. — Da die Geschichte der Gasneviden fast gänzlich auf die Einfälle und Eroberungen des Mahmud in Indien sich beschränkt und sie uns demnach für die Kenntnifs jenes Landes einige Lichtpunkte gewährt, welche das Dunkel des eilften Jahrhunderts in etwas zu erhellen vermögen, so will Ref. auch nur dasjenige herausheben, was in dieser Hinsicht von allgemeinem Interesse sein dürfte und woran sich hie und da eine Bemerkung mit Hülfe des Sanskrit knüpfen läfst, welche dem verehrten Historiker nothwendig entgehen mufste. Die Dynastie der Herrscher von Gasna, längst durch Ferdusi und andere Dichter der Perser dem Westen wohlbekannt, beginnt im Jahre 977 mit dem Emir Nasireddin Sobokthegin, der anfänglich Sklave des Alpthegin von Chorasan, obwohl nach Ferischthah von Jesdegerd dem letzten Persischen Könige abstammend, sich zum Kammerherrn emporgeschwungen hatte, dann von Abu Ischak, Sohn des Alpthegin, als Statthalter nach Gasna gesandt und nach dem Tode dieses jungen Fürsten wegen seiner Tapferkeit und Einsicht von den Grofsen des Reichs zum Regenten von Bochara erwählt worden war. Schon er fafste den Plan die ungläubigen Inder zu bekämpen, zu welchem Ende er häufig über die Grenzen drang und manche Festung einnahm, wohin früher die Fahne des Islams nicht gekommen war; sein Sohn Jemineddaula Mahmud begleitete ihn auf diesen Streifzügen und machte nach dem

Tode seines Vaters 997, durch förmliche Angelobung eines jährlichen Kriegszuges, den Glaubenskampf gegen Indien zur Aufgabe seines ganzen Lebens. Und dieses Gelübde hat Mahmud wirklich, vom Jahre 1002 an, nach Kräften zu lösen getrachtet, denn wir sehen ihn unter den verschiedensten Vorwänden in Hindostan einfallen: bald um irgend einen Tempel zu zerstören oder eine Festung zu erobern; bald um einen abgefallenen Häuptling zu züchtigen und den verweigerten Tribut einzutreiben; bald um die gläubigen Elefanten aufzusuchen, welche nach der Ansicht der Mohammedaner Allah verehrten, weil sie auf die Knie fielen; bald um die Ungläubigen auszurotten und ihr Gebiet zu verwüsten; am öftersten wohl um zu plündern, denn nach jedem Feldzuge kehrte Mahmud mit Beute beladen nach Gasna zurück und Geiz gehörte nach Mirchond (p. 93.) zu seinen hervorstechendsten Leidenschaften. Im nördlichen Indien vom Sahrend (richtiger Serhind) bis nach Lamegân und von Kasmîr bis nach Multan herrschte damals die, auch aus Inschriften bekannte, Paladynastie, deren Residenz Lahore war und Ref. hat ein wichtiges Denkmal jener Zeit vor sich, welches diese Grenzen noch erweitert: auf einer schweren Goldmünze mit dem Datum Saka 899 (977) nennt sich der zeitige Herrscher Hutapâliko devas, *Herr von zweien Gewässern* (dvayodadesi) und *Besitzer vom nördlichen Bengalen* (râdh'adharas) und es ist dies derselbe Hutapâlas, dessen Namen p. 147. not. in بيسال Bisal verstümmelt erscheint; der andere Cod. hat richtig هتپال welches aber nicht Hithpal, sondern mit Briggs Hutpal auszusprechen ist. Mahmud erbeutete im Jahre 1008 in einer einzigen Festung neben andern Schätzen, worunter ein ganzes Gezelt von massivem Silber, 30 Ellen lang und 15 breit, war, welches künstlich konnte in einander gefügt werden, 700,000 Golddenare und von diesen mag sich die Münze bis auf unsere Zeit gerettet haben; Die Veste hiefs بهيم بغرا vom Helden Bhîmas, lag auf einem Berge von Wasser umgeben und gehörte zu der Stadt نكركوت nicht Nagarguth, sondern Nagarakûta (wie auch p. 189not. لوهكوت Lavakûta und p. 254 سانكوت Sanakûta auszusprechen ist), welcher Name sich noch am Flufse Begah oben am Himalaya erhalten hat. Der Sohn des Hutapâlas (oder Opferbeschützers) hiefs Jayapâlas (Siegwart), dessen Name sich bald جيبال, bald حيپال Hipalus und nur einigemale richtig جيپال geschrieben findet. Er herrschte bis nach Kanoge hinauf und Mahmud verwüstete im Jahre 1005 einen Theil seiner Provinzen, als er der Ueberschwemmungen wegen durch dieselben zu ziehen genöthigt war, um nach Multan vorzudringen. Anindapâlas (der Lobenswürdige), اننديال wie auch p. 36 mit Ferischthah ohne بال بن zu lesen, ist der dritte Fürst dieser Dynastie, mit welchem Mahmud kämpfte; der vierte endlich, der ebenfalls seinem Vater bald in der Regierung gefolgt war, hiefs Bhadrajayapâlas (der glückliche Siegesfürst), بترو جيپال, in einem andern Codex بتر, und ihm gehörte die arx Nindneh ننديه d. i. Nandana (die Liebliche) in montanis Balnath, deren Lage ich nicht angeben kann. Wir hätten demnach vier mächtigere Regenten, zu denen vielleicht noch Chandrapâlas, Befehlshaber der Burg Asther, zu rechnen, welche zu jener Zeit nach einander das Penjab und einen grofsen Theil des nördlichen Indiens beherrschten, allein es werden neben ihnen noch unabhängige Befehlshaber von einzelnen Städten und Festungen genannt, welche zwar von den Pâla's beständig als Bundesgenossen zu Hülfe gerufen werden, aber auch durch gegenseitige Eifersucht die Eroberungen des Mahmud gar sehr erleichterten. Als solche erscheinen Vijayarâjâ (بجيرا bei Briggs: Beejy Ray ist das Richtigere für بجيرا Bahira) von Behatia (بهاطيه scheint *Bhâti* die kriegerische) einer berühmten Stadt von Multan; ferner *Nanda* (نندا nicht Ninda) von der Festung Kalindscher unweit Allahabad, der durch ein schmeichelhaftes Gedicht auf Mahmud es bewirkte, dafs ihm funfzehn Festungen zur Verwaltung übergeben wurden; sodann *Haradatta* (هردت nicht Hirdith) von der Citadelle ميرته oder ميرت, welches wohl mit Briggs *Merut*, Dow *Merat*, statt Mirthah auszusprechen ist, denn sie besteht noch unter diesem Namen (29 und 95°) südlich vom alten Hastinapur. Als unabhängige Veste finden wir auch unter dem *Kûlachandras* (كلچند nicht Kelchendus), am Flusse Dschun (جون wahrscheinlich جمون Jamuna), die arx Bahavuni بهاون mitten in einem dicken Walde gelegen, daher der Name, welchen Briggs Mahavun schreibt, nämlich Mahâvana (grofser Wald); unter der Waldung ist jedoch häufig nur Bambus und Rohrdickigt (جنكل

jungle) zu verstehen, welches nemus (p. 261) nicht ganz ausdrückt. Es kommen noch hinzu die Könige von Dehli, Ajmir, in der frühern Zeit von Oujain (اوجين das alte Ujjayinî daher nicht Utschin auszusprechen) und Gualior (كوال يار nicht Kavaliar, vergl. *Lee* Ibn Batuta p. 131), und so scheint es in der That, als ob auch jetzt noch, wie zu den Zeiten des Alexander, eine Menge von unabhängigen Fürstenthümern in jenen Gegenden neben einander bestanden, welche durch Handel und Betriebsamkeit, besonders aber durch die gemeinschaftliche Religion zusammengehalten, im Ganzen einer ungestörten Ruhe sich erfreuten, bis ein auswärtiger Feind sie unter einander zerfallen liefs. Das Vordringen des Mahmud hat überhaupt mit dem Zuge des Alexander viele Aehnlichkeit: er setzte häufig vornehme Inder, wenn sie zum Islam übergetreten, wie den Nawaseh schah (p. 35), einmal sogar einen Indischen Mönch Namens Dabschelim, als Statthalter über ihr früheres Gebiet und überfiel sie von Neuem, wenn sie, wie gewöhnlich, sogleich wieder abfielen; auch er mufste auf jedem Schritte eine Bergveste erobern und fand meistens in ihnen, vorzüglich in den Tempeln, eine unermefsliche Beute; die Besatzungen wurden, selbst wenn sie freiwillig sich ergeben hatten, niedergemacht und Mirchond kann es kaltblütig erzählen, dafs Vielen die Hände abgehackt, oder er setzt noch wohl hinzu, dafs diese verächtlichen Menschen (مخانيل) zur Hölle gesandt worden. Das weiteste Ziel des Mahmud im Osten scheint Kanoge gewesen zu sein, welches von Gasna nur in drei Monaten erreicht werden konnte und von der Zeit des Guschtasp an nicht erobert war; er unternahm diesen Feldzug im Jahre 1016, nahm jetzt auch dem Abulfeda zufolge Kaschem (قشم scheint Kassepur) ein und drang bis zum Flusse Kil (كبل woran Kelpury nördlich von Bareilly) vor. Auf diesem Zuge wurde auch die alte Stadt Mathura, damals unter Oberherrschaft von Dehli, zerstört und man mufste zwanzig Tage weilen, um die unzähligen Tempel zu verbrennen; die tausend Palläste von Marmor und Alabaster wurden von den Moslemen höchlich bewundert, ja der Sultan selbst schrieb nach Gasna, dafs man solche Gebäude wohl nur mit vielen Millionen und in zweihundert Jahren hätte aufführen können. Unter den Götterbildern wurden fünf von Golde angetroffen, deren Augen zwei Edelsteine von so hohem Werthe waren, dafs Mahmud sie einzeln von den Besitzern um 50,000 Denare erkaufte (!); die Zahl der silbernen Statuen dagegen konnte nicht angegeben werden, denn Mathura war ein uralter Walfahrtsort und dem Krishna, Sohn des Vasudeva (كشن بن باسديو) geweiht, ohne eben dessen Geburtsstätte zu sein, wie Ferischtha angiebt. Vor Kanoge kam Mahmud am 18. Januar 1017 an und nahm sofort alle sieben hohen Bollwerke, welche die Stadt beschirmten, an Einem Tage ein, weil die meisten Bürger geflohen waren. In dieser Stadt giebt Mirchond 10,000 Tempel an, die nach den Indern bereits 340,000 Jahre, d. h. mit Einem Worte eine Kalpa, alt sein sollten, aus welchem Vorgeben der fanatische Mosleme neues Gift mag gesogen haben, denn bei einer andern Gelegenheit, als ihm die Inschrift eines Tempels aufgefallen, nach welcher das Gebäude vor 40,000 Jahren errichtet worden (p. 61, 188), sehen wir ihn seine Gelehrten zusammenberufen, damit sie den Aberglauben der Inder bezeugen möchten, insofern die Welt nach allen Theologen doch erst 7000 Jahre alt sei. Der letzte und wichtigste Kreuzzug, wenn man so sagen darf, wurde im Jahre 1025 mit gleichgesinnten Kriegern, die, wegen der weiten Ferne und der bedeutenden Sandwüsten am Indus, mit reichlichem Proviante sich versehen mufsten, gegen den berühmten Tempel des Sumnath auf der Landspitze von Kutsch unternommen und das 16te Kapitel, schon früher in Wilken's Persischer Chrestomathie (S. 128.) abgedruckt, giebt davon eine anziehende Schilderung. Der Tempel stand hart am Meere, so dafs die Wellen ihn bespülen konnten und war dem *Somanâthas* (oder Mondgotte, wie W. mit Recht erklärt), besonders wohl in seiner geheimnifsvollen Beziehung zum Weltmeere (vergl. Raghuvansa 5, 61.) geweiht, daher sein Hauptcultus bei den Mondphasen stattfand, die Ebbe und Fluth aber als eine beständige Verehrung des Oceans gegen Somanâth betrachtet wurde.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

Mohammedi filii Chondschahi, vulgo Mirchondi, historia Gasnevidarum persice. Ex Codd. Berol. aliisque nunc primum edidit, lectionis varietate instruxit, latine vertit annotationibusque historicis illustravit Fridericus Wilken.

(Schluſs.)

Das Heiligthum war groſs und glänzend; sein Dach wurde von 56 Säulen getragen, welche sämmtlich mit Perlen und Edelstein ausgelegt waren, weil jede Einzelne das Geschenk eines Indischen Fürsten gewesen. Zehntausend Ortschaften von nah und ferne gaben ihren Tribut an den Tempel und da auſserdem die umliegenden Gebirge reich an Goldminen waren, so läſst sich der unermeſsliche Reichthum desselben kaum bezweifeln: eine goldne Kette, vierhundert Pfund schwer, war mit Glocken versehen, durch welche man zum Dienste rief und an Juwelen fand sich eine solche Menge, daſs schon der zehnte Theil den Schatz des gröſsten Fürsten würde gefüllt haben. Das Götterbild war von Stein, fünf Ellen hoch, von denen jedoch nur drei Ellen aus dem Boden hervorragten; es hatte eine glänzende Bedienung und muſste täglich mit Gangeswasser, welches fromme Pilger herbrachten, gebadet werden. Mahmud zerschlug es eigenhändig mit einer schweren Keule und lieſs ein bedeutendes Stück nach Gasna bringen, wo es noch lange als Schwelle einer Moske betreten wurde. Die ganze Beute aus diesem Tempel betrug über 200 Millionen Golddenare; die Zahl der gemordeten Inder wird auf mehr als 500,000 angegeben und nur etwa 4000 Brahmanen suchten zu Schiffe nach Ceylan zu entfliehen, wohin auch bei einer ähnlichen Gelegenheit der Statthalter von Multan sich zurückzog, daher man auf eine rege Schiffahrt in jenen Zeiten einigermaſsen schlieſsen darf. Uebrigens schweigen die Nachrichten, ob seitdem der Tempel des Somanath sich erholt habe; Saadi spricht zwar in seinem Bustan (*Orient. collect. p.* 97.), den er 1256 herausgab, so als ob er die Statue noch selbst gesehen, allein er leitet seine Erzählungen gewöhnlich mit بيلم und شنبلم ein; zur Zeit des Ferischthah gehörte die Stadt den Portugiesen und stand unter der Botmäſsigkeit von Diu. — Nach dem Tode des Mahmud, am 30sten April 1030, dauern zwar die Züge nach Indien fort, aber seine Nachfolger zeigen wenig Energie und herrschen überhaupt nur kurze Zeit; die Dynastie selbst erlosch im Jahre 1187 durch die Goriden, nachdem sie unter vierzehn Fürsten 181 Jahre lang sich behauptet hatte. Auf manche anziehende Einzelheiten, welche von Mirchond berührt oder von Wilken aus andere Chronisten angefügt sind, dürfen wir nur kurz hindeuten; dahin gehört die Nachricht von einem Brunnen (p. 12, 147.) der, mit völlig klarem Wasser, augenblicklich unter einem starken Donnertone die Luft verfinsterte und eine erstarrende Kälte ausströmen lieſs, sobald man einige Unreinigkeit hineinwarf, und von einer solchen Quelle im nördlichen Indien sprechen auch ältere Reisende. S. 223 *not.* erzählt Ferischthah, daſs in einem Indischen Tempel ein Idol durch Magneten schwebend erhalten werde und Wilken bringt dabei die Fabel von Mohammeds Sarg in Erinnerung: merkwürdig aber ist, daſs schon Plinius und A. Aehnliches von einer Statue im Tempel des Serapis erzählen (*Suidas s. v. Magnetis*). Die Nachricht desselben Ferischthah (p. 169 *not.*), daſs der Elefant des Anindapâlas von dem Feuer des Mahmud flüchtig geworden (از صداي توپ واتشباري oder wie die andere Handschrift hat از صداي توپ وضرب تفنكي زن) möchte Ref. nicht so ganz den Abschreibern beimessen oder dem Verf. einen Anachronismus Schuld geben, sondern vielmehr, nach den im Alten Indien (II. S. 63.) gesammelten Andeutungen, den Gebrauch des Feuergewehres

vermuthen. Bei der Hochzeit des Mahmud mit der Tochter des Ilekchan Königs von Kaschgar, finden wir einen Reichthum an Indischen Waaren, worunter *fila aurea*, شوشهاي زر oder nach einer Variante شغشهاي زر, wohl besser als *rami aurei* aufgefafst werden, da man goldene Zweige und Bäume zu formen pflegte; es finden sich ferner goldene und silberne Gefäfse *quae plena erant odorum floris dactyli*, wofür *camphora* (كافور Karpûra) deutlicher gewesen wäre; der Kampfer von Keizur p. 50. (قيصوري oder (قيغوري) war vielleicht von der Insel Timor (تيموري) wenn der Name so alt ist, die Aloe dagegen mit dem Beinamen Kamarensis (قماري) kam von Kumar, dem Cap Comorin. Sonst sind wir in der Uebersetzung nirgend angestofsen, denn der Sinn des allerdings dunklen Verses p. 112. ist gewifs wie Wilken ihn fafst: der Grausame hat nicht allein für sich das Böse zu fürchten, sondern er reifst auch Andere ins Verderben; er *schlägt* gleichsam das Feuer in allen Gegenden an, womit dann die Lesart des *Cod. D.* übereinstimmt.

v. Bohlen.

LXVI.

1. *Nürnberger Jahrbücher, aus den bis jetzt bekannten ältesten Monumenten der Deutschen Geschichte, aus den Annalen des Rathschreibers Johann Müllner und aus den noch weiter eröffneten Quellen des Nürnberger Archivs mittelst allerhöchster Vergünstigung und Unterstützung bearbeitet und herausgegeben von G. W. K. Lochner. Erstes Heft. Von der ältesten Zeit bis zum J.* 1219. *S. XII.* 112. *Nürnberg bei Riegel und Wiefsner* 1833. 4.
2. *Denkwürdigkeiten der Fränkischen Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf das Fürstbisthum Bamberg, urkundlich nachgewiesen von P. Oestreicher. Erstes Stück. S. VI.* 80. *XXXII. mit einer Karte. Bamberg* 1832 *im Verlage des Verfassers* 8. *Zweites Stück S.* 154. *Drittes Stück mit einem Siegel. S.* 158. *ibid. eod. a.*

Wer von den Thüringischen Höhen herabsteigt in die gesegneten Fluren des Frankenlandes und gegen Süden der Donau zuwandert, den führt sein Weg an zwei alten Vesten des Landes vorüber, die beide einst selbst Anhaltepunkte kaiserlichen und reichsfürstlichen Regimentes, zugleich aber auch Sammelplätze bürgerlichen Verkehres an ihrem Fufse gewesen sind; im übrigen sahen sie ganz verschiedene Schicksale über sich hereinbrechen; es ist die alte Burg von *Babenberg* und die Veste von *Nürnberg*. Jene nun liegt in Ruinen; diese zwar nicht, doch ist sie der ursprünglichen Bestimmung entfremdet, und kein Kaiser geht mehr „unter Krone über ihre Läuben vom Palas zur Kapelle". Das bürgerliche Leben aber unter diesen Burgen hat sich erhalten, und wenn auch nicht mehr in dem Reichthum, in der Kraft wie vormals als eine Welthandelsstrafse von Wien und Regensburg über Nürnberg und Bamberg nach Erfurt und Braunschweig führte, und ihre goldnen Saaten streute, hat es doch gedauert und dauert noch bis heutigen Tages; und eine Reihe von Erscheinungen, die als schöne Nachwirkungen früherer Zeiten eines eigenthümlicheren Bürger- und Adelslebens gelten können, zeichnen noch diese Städte und ihre Umgebungen, zeichnen das Frankenland noch aus vor dem gröfsten Theile des nördlicheren Deutschlands.

Wer freilich die früheren Zeiten kennt, und mit dieser Kenntnifs Franken besucht, dem erscheint das Land wie ein grofser Kirchhof — wo so viel herrliches begraben liegt, und die Zeugen seines Daseins nur wie Leichensteine über dem Boden gelassen hat; ja! wer das Leben dort vor deifsig Jahren genau gekannt hat, dem mag auch die sittliche Erscheinung des jetzt dort waltenden Lebens zuweilen vorkommen, wie ein lustiges Gespenst, was um das Grab der hinübergegangenen Altvordern wunderliche Reigen tanzt, und weil es den Ernst der alten Eingezogenheit und der festen Umwallungen zu ertragen und mit dem eignen heiteren Herzen auszufüllen nicht mehr Kraft und innige Lust genug hat, in Bosquets Amerikanischer Sträucher lustwandelt und anderes dahin gehöriges unternimmt — um so glücklicher müssen wir es preisen, dafs gerade jetzt reger als jemals die Freude an der heimathlichen Geschichte in jenen Gegenden erwacht ist — um so mehr mufs man die Regierung hochstellen, die gerade *nun* diesen historischen Sinn weckt, fördert und unterstützt, so weit als es ihr eben möglich ist.

Nro. 1. würde ohne diese Theilnahme der Regie-

rung schwerlich haben erscheinen können, und doch *wie* wichtig ist nicht diese litterarische Leistung, wie wichtig gerade dies *erste* Heft, wenn man bedenkt, dafs Nürnberg (einst eine der bedeutendsten, wenn nicht geradezu die bedeutendste, auf jeden Fall aber die ihrer Verfassung nach eigenthümlichste Stadt des Reiches) bis auf die Erscheinung dieses Heftes eine gedruckte einigermafsen achtbare Geschichte seiner *frühesten* Erlebnisse gar nicht hatte. Hr. Subrector Lochner, der durch seine Arbeiten über einzelne Theile der Polnischen und Böhmischen Geschichte schon rühmlichst bekannt ist, hat in der Vorrede gezeigt, wie die Grundlage fast aller späteren Darstellungen der Nürnbergischen Geschichte die 1480 von dem Pfarrer Sigmund Meisterlein zu Gründlach geschriebene Chronik ist, welche ohne Kritik und mit grofser Leichtgläubigkeit eine Menge unhaltbare Angaben über die frühere Zeit aufgenommen hat, ohne dafs es entfernt möglich wäre diese Angaben historisch zu belegen.

Den Kern und Anhaltepunkt für die vorliegende Arbeit über die Nürnbergische Geschichte bilden die Müllnerischen Jahrbücher. Johann Müllner lebte von 1563 bis 1634, und war vom Jahr 1602 bis zu seinem Tode Nürnbergischer Rathsschreiber. Er verfafste eine Nürnbergische Geschichte in Form von Jahrbüchern und ist „der Erste, der sich durch den Abgrund der Verworrenheit neue Bahn brach". Er bediente sich der alten Chronik-Notizen nie anders als mit einem Zusatz, der seinen eigenen Zweifel an der Angabe bezeichnet, so dafs er durch seine besondere Stellung veranlafst, den Fabeln zwar nicht alle Ehre absprach, aber sie für nichts anders erklärte, als was sie waren."

Damals, als Müllner schrieb, waren nun noch Streitigkeiten und Prätentionen im Gange, die sich an die Burggräflichen Gerechtsame anknüpften. Alle weitläuftigen, theils untersuchenden, theils räsonnirenden Partieen der Müllnerischen Arbeit, die sich auf diese Streitigkeiten beziehen, so wie manches andere, antiquirte Verhältnisse betreffende und zum Theil neuerlich, durch Hrn. v. Lang namentlich, besser und klarer abgehandelte, sind nun bei dieser durch Hrn. Lochner besorgten Ausgabe der Müllnerischen Jahrbücher weggelassen worden. Dagegen „lag es andererseits in dem Sinn der Instruktion, nach welcher Hr. Lochner arbeitete, alles durch neuere Forschung erworbene den Müllnerischen Annalen beizufügen". — So ist ein, freilich der Form nach gebrochenes, bald in neuerem, bald in Müllnerischem Text, bald in Noten sich bewegendes, aber dem Material auch um so genügenderes Geschichtsbuch entstanden, für welches alle, denen das alte, schöne Nürnberg lieb geworden ist, nicht blofs dem Hrn. Herausgeber, sondern auch Hrn. v. Lang, als dem eifrigen Förderer und Leiter bei diesem Unternehmen, herzlichen Dank wissen werden.

Bei dem grofsen Mangel an beglaubigten Nachrichten über Nürnbergs Geschichte bis zu Ende des 11ten Jahrhunderts kann freilich auch dies Geschichtsbuch über die frühere Zeit nicht *viel* geben, aber es giebt doch auch nicht unhaltbare Fabeln. *Alle* und jede Chronikenangabe bei Seite zu lassen, erschien jedoch auch nicht räthlich, denn manches von diesen traditionellen Berichten hat sich doch auch neuerdings diplomatisch bestätigt. So hat Hr. v. Lang eine Urkunde vom Jahr 1050 entdeckt (S. S. 20 wo auch die Stelle aus der Regesten citirt ist), welche die Anwesenheit Heinrich III in diesem Jahr in Nürnberg beweist und die erste diplomatische Erwähnung der Stadt enthält, welche Anwesenheit früher vor Entdeckung dieser Urkunde nur Chronikenangabe war.

Was die frühere Geschichte Nürnbergs anbetrifft, so mufs alles, was man darüber sagen kann, theils Resultat von Kombinationen sonst bekannter Data, theils Schlufs von allgemeineren, bekannten Verhältnissen dieser Gegenden auf die speciellen aber unbekannten der Ortschaft, theils endlich auch Folge von Etymologieen sein. Diese Etymologieen führen bei Nürnbergischen Angelegenheiten nothwendig oft auf Slawische Wurzeln, da bis heutigen Tages die Nürnberger Mundart noch gar viele Reste Slawischer Einwirkung hat. So ist z. B. eine Altslawische, noch jetzt Böhmische Wurzel *prach*, welche Polnisch *proch* und Russisch *porock* lautet und *Staub* bedeutet, dann aber alles Körnige, wie z. B. Schiefspulver, Getraide, auch Mehl. Bis heutigen Tages aber nennt man in Nürnberg, und nach Nürnbergs Vorgang in der ganzen Umgegend, diejenigen, welche mit Mehl, Getraide, überhaupt mit allerhand Korn und Hülsenfrüchten handeln: Pfrachner. Die Eintheilung der Handwerker in *rufsige* und nicht russige, wie sie sich in Nürnberg gemacht, erinnert ganz an ähnliches in eigentlich Slawischen, namentlich Russischen Städten, wo die Feuerarbeiter *tschernye ljudi* genannt wurden, und nicht allein in dem Sinne,

Wie seit der Tartarenherrschaft überhaupt, das gemeine Volk so hiefs, sondern in dem bestimmteren, wie die *Rufsige* in Nürnberg. Sogar ein ähnliches Verhältnifs wie zwischen den Slawischen *Verbis perfectis* und *imperfectis* findet sich noch in der Nürnbergischen Mundart in den Formen: regnen und regneinen, leinen und leineinen, welches letztere Wort leinen die Bedeutung hat von *thauen*, und ursprünglich bedeutet: schmutzig werden, von einem Slawischen Zeitwort lagi, ich stinke, womit das Böhmische layno und Polnische layno, der Koth, zusammenhängt.

Trotz dieser Anerkennung des grofsen Slawischen Einflusses auf die Bildung und Mundart Nürnbergs kann Referent der S. 5. als die wahrscheinlichste gegebenen Ableitung des Namens Nürnbergs von dem Slawischen Norje oder Nahoru keinesweges beitreten. Dafs die Lateinische Form des Namens: Norimberga, nicht aus einer supergelehrten Kombination mit den Norikern, sondern vielmehr diese letztere aus dem Namen erst entstanden ist, zeigt wohl die älteste Weise, wie der Name geschrieben gefunden wird: Noremberc. Offenbar hängt der Name dieser Burg mit dem Namen des Gaues, in welchem sie lag, mit dem Nordgau zusammen. Das der Nordgau nie zu Baiern gehört hat, hat Hr. v. Lang in seiner Schrift: „Baierns Gauen", trefflich und schlagend ausgeführt. Schwerlich ist also hier an eine Bezeichnung der Lage nach der Himmelsgegend zu denken; denn dafs von der Lage zu dem Diöcesmittelpunkt Eichstädt der Gauname, und so vereinzelt ohne einen entsprechenden: Südgau, oder ein Südland, hergenommen sei, ist unwahrscheinlich; so wie ja auch das Süder- oder jetzige Sauerland eher von den Sy- oder Su-gambri (deren letzter Namenstheil wieder in Gambrivi oder Gama zum Vorschein kömmt) als vom Süden den Namen hat. Um so weniger ist diese Beziehung zu Eichstädt denkbar, da der Name älter ist, als die Diöces Eichstädt; und um so weniger, da dieser Name Nordgau in Verbindung steht mit dem Thüringschen Reiche, dessen *südlichsten* Theil er bildete. Der Name Noremberg ist ohnstreitig so viel als Norenberg, und das m nur durch Einwirkung des b entstanden. Nordgau ist wahrscheinlich ursprünglich Nor-gau und das d später theils der Bequemlichkeit der Aussprache wegen, theils weil man die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr kannte, und sonst im Reiche die Silbe Nord bei Gaubezeichnungen vielfach begegnete, hereingekommen. Der Berg oder die Burg, also der Noren und der Gau der Noren, oder der norische, der Norgau ist die ursprüngliche Bedeutung wohl von Nürnberg und Nordgau. — Geradeso wie man „Deutsch" oder in einer älteren Form etwa theodisks, lateinisch durch theodiscus wiedergab, wird sich norisch oder norisks wohl auch in noriscus im Munde der Römer umgebildet haben. Nun kennt aber Tacitus schon zwischen Hermunduren, Markomannen und Quaden (also offenbar den Hermunduren südlich und südwestlich) die Narisci. Soll dieser Stamm, von dessen Auswanderung nicht Ein Wort verlautet; der sich politisch sicher allezeit so an seine mächtigeren Nachbarn anschlofs, dafs er selbst nicht weiter hervortritt; dessen Land später als Theil des Thüringerreiches erscheint, und welches nicht wohl ein anderes gewesen sein kann, als der s. g. Nordgau — soll dieser Stamm der *Narischen* oder (wenn man statt der adjektivischen Form eine substantivische wählen will) *Naren* nicht derselbe sein, dessen Name später der norische oder der Norenstamm ausgesprochen worden sein mufs, wenn man einfach auf die Namen Noremberg und Norgau sieht!

Der gütige Leser verzeihe uns diese Abschweifung. Um zur Sache zurückzukehren so bemerken wir, dafs Hr. Lochner in dieser ersten Partie vornehmlich theils gegen Chronikenfabeln zu kämpfen, theils Theile allgemeiner reichsgeschichtlicher oder doch landschaftsgeschichtlicher Berichte speciell auf Nürnberg zu beziehen hat, wobei er so viel feinen Takt als gründliche Gelehrsamkeit bewährt. Von der hohenstaufen Zeit an wird es dann allmälig lichter und reicher; — die interessantesten Zeiten aber der Nürnbergischen Geschichte fallen erst den folgenden Heften anheim: die Zeit von 1219 bis zum grofsen Volksaufruhr und zu der Verjagung der Stadtjunker unter König Günther, und dann die Zeit Nürbergischen Reichthums bis zur Reformation. Möge dies Unternehmen doch recht viel Aufmunterung und Unterstützung finden auch von Seiten des Publikums, und dauernde Anerkennung von Seiten der Regierung, die sich durch Beförderung solcher Arbeiten den Dank von ganz Deutschland erwirbt, aber auch ihrer Seits zu so tüchtigen Werkzeugen für ihre Unternehmungen, wie Hr. Lochner ist, sich Glück zu wünschen alle Ursache hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 97.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

1. *Nürnberger Jahrbücher, aus den bis jetzt bekannten ältesten Monumenten der Deutschen Geschichte, aus den Annalen des Rathschreibers Johann Müllner und aus den noch weiter eröffneten Quellen des Nürnberger Archivs mittelst allerhöchster Vergünstigung und Unterstützung bearbeitet und herausgegeben von G. W. K. Lochner.*
2. *Denkwürdigkeiten der Fränkischen Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf das Fürstbisthum Bamberg, urkundlich nachgewiesen von P. Oestreicher.*

(Schlufs.)

Völlig in Erstaunen gesetzt hat es übrigens Ref. dafs dem Buche auch kein Zeichen irgend einer lebhafteren Theilnahme *des Publikums in der Stadt Nürnberg* beigegeben ist; — sollten wirklich die jetzigen Nürnberger, deren ganze Umgebung sie mehr auf die früheren Zeiten ihrer Stadt hinweist als die irgend einer anderen Stadt, sollten sie so theilnahmlos für die Geschichte des Gemeinwesens ihrer Vorfahren sein? — Es ist unglaublich — ja! es gehört *zur Ehre der Stadt*, dafs sie ein solches Unternehmen mit *Enthusiasmus* unterstütze, und die tüchtige Leistung wetteifernd anerkenne.

Nro. 2. steht in gar keiner direkten Verbindung mit Bestrebungen oder Unterstützungen von Seiten der Regierung; — der Hr. Verf. ist zwar Mitglied zweier jener von der Regierung begünstigten zum Theil hervorgerufenen historischen Vereine Frankens, aber gleich in der Vorrede erklärt er uns: „sie schreiten etwas langsam voran, und ich habe Eile, bekannt zu machen, was bereits seit Jahren ausgearbeitet ist, oder noch in die Feder genommen werden kann, sofern Zeit und Umstände günstig sind". Es scheint weiter aus der Vorrede hervorzugehen, dafs sich der Hr. Verf. mit Ausarbeitung einer allgemeinen Geschichte des Fürstbisthumes Bamberg beschäftige, und dafs er zu diesem Ende einzelne Partieen, die mehr einer gelehrten Abhandlung als einer gleichmäfsigen Darstellung bedurften, besonders bearbeitet in den Heften, die uns vorliegen, dem Publikum zu übergeben beabsichtigte, um sich dann später darauf beziehen zu können, und sich nicht weiter dabei aufhalten zu dürfen.

Diese einzelnen Abhandlungen sind nun nicht nur für sich betrachtet von durchaus urkundlicher und gründlicher Haltung, sondern bieten auch für die Erkenntnifs allgemeiner Deutscher Verhältnisse gar manches höchst Interessante. Gleich die erste Abhandlung: „die Grenzen des Ostfränkischen Radenzgaues zugleich des ursprünglichen Bisthums Bamberg, mit weniger Ausnahme" — ist für die Reichsgeschichte in mehr als einer Hinsicht wichtig, denn es berührt dieselbe überhaupt den Streit, in wie weit Gaugrenzen und geistliche Bezirksgrenzen als identisch zu denken seien; einen Streit, der für die Erforschung geographischer Verhältnisse sowohl als landschaftlich-politischer im Mittelalter von der höchsten Bedeutung ist. Bisher nicht gedruckte Notizen, Urkunden und eine Karte sind der Abhandlung beigegeben. Aus dem zweiten Hefte möchte besonders die 6te Abhandlung: „Nachrichten von dem Loose des alten Königshofes *Theres*" — als allgemeiner interessant bezeichnet werden können, theils weil die Geschichte der Schicksale der alten Königshöfe für sich schon anziehend genug ist, so dafs man wohl behaupten kann, es würde eine Geschichte sämmtlicher, nachweisbarer Königshöfe und ihrer späteren Metamorphosen zu den belehrendsten Arbeiten für die Geschichte Deutschen Lebens gehören — theils, weil gerade *dieser* Königshof in der sogenannten Babenberger Fehde bedeutend genug hervortritt. Das dritte Heft enthält fast durchgängig für Territorial- und Litteraturgeschichte

wichtige Abhandlungen. Die 5te: „Beiträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg, auch Bambergs und Frankens" — steht in unmittelbarer Beziehung zu der oben *sub* Nro. 1. besprochenen Geschichte Nürnbergs, der hier besonders zum Vorwurf gemacht wird, die Vermuthung unerörtert gelassen zu haben, dafs Nürnberg schon *anno* 805. vorhanden und dafs es jenes Bremberg gewesen sei, welches in einem Kapitular Karls des Grofsen als Handelsplatz zwischen Forchheim und Regensburg für den Verkehr mit den Slawen bestimmt wird. Der Vorwurf scheint uns, da diese Vermuthung dermalen schon hinlänglich als widerlegt und verschollen gelten konnte, etwas zu nachdrücklich ausgesprochen, obwohl allerdings etwas der Art von Hrn. Lochner hätte mit zwei Worten erwähnt werden können. — Von litteraturgeschichtlicher Wichtigkeit ist besonders die 4te Abhandlung: „Nachrichten von dem Meistersänger Huk oder Hugo von Trimberg".

Möchte diese kurze Anzeige dieser sehr verdienstlichen Arbeiten im Stande sein, etwas zu allgemeinerer Theilnahme des gelehrten und gebildeten Publikums an denselben beizutragen. Für die Einwohner Bambergs und der ganzen Fränkischen Umgegend wäre es in der That ein Schimpf, wenn der Hr. Verf. nur deswegen den Selbstverlag hätte übernehmen müssen, weil ein Buchhändler diese Erscheinung so wenig unterstützt sähe, dafs er den Verlag zu übernehmen nicht gewagt hätte. Beinahe sieht es so aus, wenn man die Schlufsworte der Vorrede zum ersten Heft, wo von bisheriger geringer Theilnahme die Rede ist, liest.

Heinrich Leo.

LXVII.

Zur Geschichte der neuern schönen Litteratur in Deutschland, von H. Heine. Paris und Leipzig, Heideloff und Campe. 1833. *VI.* 144 *S.* 8.

Herr Heinrich Heine hat durch die Stimmung des Zeitalters eine Wichtigkeit als Schriftsteller erlangt, die noch weit über das Maafs seines Talentes, so wenig wir dasselbe an sich gering zu schätzen geneigt sein mögen, hinausgeht. Eine zahlreiche litterarisch-politische Partei verehrt ihn als den Hohenpriester und Mystagogen des gemeinschaftlichen Dienstes, und begrüfst jeden seiner Laute als einen gottbegeisterten Orakelspruch. Andere, von selbstständigerer Gesinnung und minder aufgeregter Leidenschaft, ergötzen sich doch an dem bunten Spiele seines Witzes und an den Ergüssen seiner lyrischen Dichtungsader in einem höhern Grade, als sonst wohl an einem gleichen Maafse dieser Vorzüge; aus dem Grunde, weil, was Heine vermag, er an die äufserste Oberfläche der Erscheinung hervor- und auch Solchen aufdrängt, die das Verborgnere aufzusuchen, nicht Lust oder Mufse haben. Allen aber, die nicht geradezu, durch Theorie oder Willensentschlufs, jedem Einflusse solcher Art den Zugang zu sich versperrten, macht er in irgend einer Weise zu schaffen, und regt sie, stärker oder schwächer, erfreulich oder unerfreulich, auf. — Wenn irgend andere, so sind es Geister solcher Art, gegen welche die Kritik Stand zu halten sich berufen finden mufs. — Dies möge uns zur Entschuldigung dienen, wenn wir der vorliegenden Schrift, — derjenige unter allen bisherigen ihres Vfs., die durch ihren Inhalt am meisten vor das Forum dieser Jahrbücher gehört, — eine etwas umständlichere Besprechung widmen, als ihr, nach ihrem Umfange und vielleicht auch nach ihrem innern Gehalte, eigentlich zuzukommen scheint.

Das Büchlein ist die Uebersetzung eines Aufsatzes in der neubegonnenen Französischen Zeitschrift *l'Europe littéraire*. Der Verf. selbst erklärt ihn für die Einleitung zu weitern Artikeln; nur die Besorgnifs, dafs Andere ihm mit der Herausgabe einer Uebersetzung zuvorkommen möchten, habe ihn, solche gleich jetzt zu geben veranlafst. — Wir haben also eine, zunächst nicht für Deutsche, sondern für Franzosen bestimmte Abhandlung vor uns; und als solche giebt sie sich nicht blofs durch ihren Inhalt, sondern auch durch ihren Stil zu erkennen, der in energischem, pointenreichem Raisonnement und glänzenden Antithesen einherschreitend, sichtlich dem in Französischer Litteratur beliebten nachgebildet ist. Die Forderungen, die in Bezug auf den Inhalt an sie zu stellen sind, werden hiernach nicht etwa milder, sondern ganz im Gegentheile, strenger. Ueber vaterländische Litteratur zu einem fremden Volke zu sprechen, ist eine Aufgabe, von der man billig erwartet, dafs, wer sich ihr unterzieht, dies thut in dem Bewufstsein ausgebreiteter und gründlicher Kenntnifs dieser Litteratur, und mit dem Aufgebot aller Kräfte, über die er verfügen kann. Ein geistreich deshalb

sches Hin- und Herreden über national-litterarische Gegenstände, wie es in unsern Tagen von Hunderten versucht, und mit mehr oder minder Glück geleistet worden ist, kann man sich innerhalb der Gränzen der Litteratur selbst, welche besprochen wird, gefallen lassen; es mag hier auf diesem Wege selbst manches Anregende und früher oder später Fruchtbringende zu Tage gefördert werden. Aber in die Geschichte dieser Litteratur, in ihren Geist und ihre Tendenzen andere Nationen belehrend einzuführen, ist ein ernsteres Geschäft, und wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, dafs hier an jedem unnütz oder leichtfertig gesprochenen Worte die strengste Verantwortlichkeit haftet. Wie aber soll man den Charakter eines Schriftstellers bezeichnen, der, in der seeligen Zuversicht, selbst einer der ersten seiner Nation zu sein, seit geraumer Zeit Ueberdrufs an allem, was von diesem Volke ausging, und Verachtung gegen das Volk selbst in Wort und That laut vor sich tragend, jetzt vor das Ausland tritt, und in oberflächlich spirituellem, nur das Pikante suchendem und reich mit Persönlichkeiten aller Art durchzogenem, ja, wo es die Gelegenheit giebt, auch die skurrilsten Späfse nicht verschmähendem Raisonnement über die Geschichte der Litteratur seines Volkes berichtet. Alles dies, wie nicht aufser Acht zu lassen, in einer Zeitschrift, die nach der Absicht ihrer Unternehmer nichts geringeres im Schilde führt, als sich zum litterarischen Mittelpunkte der gebildeten Welt zu machen.

Es ist also die Anklage der *Frivolität*, die wir gegen dieses Werk erheben, gegen die Gesinnung, aus der es hervorgegangen ist, und gegen die Ansichten die darin ausgesprochen sind. Der Vf. scheint eine solche Anklage geahnet zu haben; denn er verwahrt sich in der Vorrede gegen die Beschuldigung des „Materialismus oder gar Atheismus", die, um ihn zu „depopularisiren" — „Junker und Pfaffen" gegen ihn erheben möchten. Wir glauben uns weder zu den Junkern, noch zu den Pfaffen rechnen zu dürfen, sind uns auch weder der „Böswilligkeit" bewufst, die Hr. Heine seinen Feinden, noch der „pfiffigen Thorheit", die er seinen Freunden zuschreibt; aber wir fühlen uns sehr geneigt, in jene Beschuldigung, wenn sie nur richtig gefafst wird, einzustimmen. Nicht als hielten wir es für erheuchelt, wenn Heine, mit französirendem Pathos spricht: „Ich gehöre nicht zu den Materialisten, die den Geist verkörpern; ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geist zurück, ich durchgeistige sie wieder, ich heilige sie"; wiewohl wir, aufrichtig gesagt, bei diesen Worten, und noch mehr bei den Schlufsworten der Vorrede, uns allerdings der Frage nicht enthalten konnten: wie Saul unter die Propheten komme? Aber, Hr. Heine giebt uns selbst die Waffe wider sich in die Hand, wenn er (— ähnliche Stellen sind uns schon oft in seinen frühern Werken aufgefallen) von den Domen des Mittelalters redend (S. 31.) die Herrlichkeit derselben nicht besser zu schildern weifs, als durch die Wendung: „dafs in ihnen der Stein *fast gespenstisch* durchgeistet erscheine". — Es ist wahr, die Natur in Heine's Weltanschauung ist nicht eine blofs körperliche Masse, ein mechanisch zusammengeworfener Atomenhaufen; aber es ist eben so wahr, dafs der Geist, der sie durchlebt, nicht der Geist Gottes ist; auch nicht in dem Sinne, in welchem der bessere Pantheist dieses Wort von *seiner* Natur zu brauchen allerdings berechtiget sein mag. Der Geist der Natur, der Weltgeist ist bei Heine eben ein *Gespenst*, ein widerwärtiges und grauenhaftes, sich in das Dasein und die Wirklichkeit hinein*lügendes* Wesen oder vielmehr Unwesen, ein frazzenhaft phantastischer Spuk; von dem man sich indefs wohl gestehen darf, dafs er mit einem unheimlichen Reize wie ein Gespenstermährchen anzuziehen und zu fesseln vermag. Wir sind keineswegs gemeint, dem Vf. zu widersprechen, wenn er sagt: „Ich gehöre nicht zu den Atheisten, die da verneinen; ich bejahe". Aber er erlaube uns, ihn an den Ausspruch eines Weisen des Alterthums zu erinnern, oder falls er ihn noch nicht kennen sollte, ihm denselben zu erzählen, der über die Bedeutung dieses Bejahens, welches Heine von sich rühmt, einen von ihm schwerlich erwarteten Aufschlufs giebt. Die Ungerechtigkeit, — sagt Platon, und „Ungerechtigkeit" heifst bei ihm ungefähr dasselbe, was sie auch in der Bibel heifst, — erscheint noch nicht in ihrer furchtbarsten Gestalt, wenn sie dem, der sich ihrer schuldig macht, den Tod bringt. Aber ich halte für ihre wahre Gestalt, ganz im Gegentheil, diese, da sie die Andern tödtet, wenn sie es vermag, den aber, der sie hat, gar sehr lebendig macht, und nicht lebendig nur, sondern schlaflos. — Es ist keine Frage; die Welt, die Natur, sind bei Heine gar sehr ein Positives, ein Lebendiges; aber das Leben was er ihnen giebt, ist — das Leben eines Kirchhofs, auf dem sich ruhelose Geister tummeln die, ob sie schon starben, doch nicht schlafen können.

„Anfang und Ende aller Dinge ist bei Gott" spricht Heine mit einer Miene, in der Manche vielleicht nur frevlen Spott erblicken werden; — aber er hat uns vergessen zu sagen, wo denn die Mitte sei. Er selbst, nach seiner Denk- und Sinnesweise, möchte sich schwerlich weder in dem Anfange, noch in dem Ende der Dinge behagen; ihm ist (vergl. S. 131.) das Beste an dem Geiste, daſs er „die Usurpationen des Geistes einzusehen, und die Rechte des Fleisches zu vindiciren" weiſs. Glücklich, wer auch in dieser sinnlich-geistigen Mitte des Daseins, in diesem wider den Geist für das Fleisch streitenden Geist nichts als lautere Gottheit zu entdecken vermag!

Wir haben uns durch die Vorrede veranlaſst gefunden, einiges den Verf. überhaupt und nicht bloſs die vorliegende Schrift Angehende zu bemerken. Wir können die Vorrede noch nicht verlassen, ohne zuvor einer darin enthaltenen, charakteristischen Aeuſserung gedacht zu haben. Der Verf. rühmt sich der Offenheit, mit der er seinen vermeintlichen Pantheismus zur Schau trage, und klagt dagegen die „Indifferentisten und sogenannten klugen Leute, die sich über Gott nicht aussprechen wollen", als die „eigentlichen Gottesläugner" an. „Solche schweigende Verläugnung werde jetzt sogar zum bürgerlichen Verbrechen, indem dadurch den Miſsbegriffen gefröhnt werde, die bis jetzt noch immer dem Despotismus als Stütze dienen". — Man sieht, der Verf. hat wirklich einige Angst vor jener „Depopularisation", die ihm das Ruchbarwerden seiner Ansichten über die göttlichen Dinge zuziehen könnte. Doch als ein gewandter Kämpfer weiſs er sich zu helfen. Er hat nicht umsonst bemerkt, daſs jetzt die religiösen Interessen in den Hintergrund getreten sind gegen die politischen; daſs man einem Freiheitshelden, wenn es sein muſs, gern auch einigen Atheismus durchgehen läſst; daſs aber der den Preis erhält, der wie „der Tugendhafteste unter den Helden der Revolution" (— so ungefähr erinnern wir uns, ihn anderwärts auch von Heine bezeichnet gefunden zu haben) bei dem Namen des *Être suprême* sein Haupt von der Jacobinermütze entblöſst. Die Zeiten sind vorgeschritten: der *Dieu-progrès* (S. 108) ist nicht mehr, was der Gott Robespierres — wenigstens noch nicht zu sein *schien*, *Dieu-pur-esprit*. Vielleicht gelingt es jetzt, die Völker zu überzeugen, daſs eben dieser *Dieu-pur-esprit* ihr Unglück war; daſs man einen fleischlichern Gott anbeten muſs, um jenen Sieg des Fleisches über den reinen Geist zu erringen, den der Verf. am Schlusse seiner gegenwärtigen Schrift in so energischen Zügen als die eigentliche, groſsartige Tendenz des Zeitalters uns zu schildern weiſs. —

Zum Ausgangspunkte seiner eigentlichen Betrachtung nimmt Hr. Heine das bekannte Werk der Frau v. Staël, mit der Bemerkung, daſs dies die einzige umfassende Kunde sei, welche die Franzosen über das geistige Leben Deutschlands erhalten haben. Eine ganz neue Litteratur liege zwischen diesem Werke und dem gegenwärtigen Zeitpunkt in der Mitte; und der Verf. giebt zu verstehen, daſs für diese seine Aufsätze den Franzosen das werden sollen, was ihnen für die frühere Litteratur Deutschlands das Werk der Staël war. Schon in diesem Anlauf verräth sich eine schiefe Auffassung des Verhältnisses beider Nationen und ihrer Litteraturen zu einander, und eine Unbekanntschaft mit den tieferliegenden Motiven und Tendenzen der heutigen Französischen Litteratur eben so sehr wie der Deutschen. Daſs freilich der Verf. sich wohl hütet, von dem tiefgreifenden Einfluſs Etwas zu erwähnen, den eben jetzt der Deutsche Geist auf den Französischen ausübt, von der Hinneigung der edelsten und gediegensten Geister der Französischen Nation nach dem geistestieferen, wenn auch in manchen mehr äuſserlichen Vorzügen ihr nachstehenden Nachbarvolk, ja von der Unentbehrlichkeit, die sich schon die Deutschen Bildungselemente in dem geistigen Kulturkreise Frankreichs erworben haben, — ist offenbar Absicht: denn seine Rede ist an eine Partei gerichtet, die von allem diesen nichts wissen will, der nach wie vor die „groſse Nation" Alles in Allem ist, und die, wenn sie von fremder Litteratur Notiz zu nehmen sich herabläſst, dies nur thut entweder zu dem Zweck eines frivolen Ergötzens, oder einer eingebildeten Bonopartischen Geistesherrschaft über alle Völker der gebildeten Welt. Dieser Partei durch Verkleinerung des Groſsen und durch Verunglimpfung des Edlen in der vaterländischen Litteratur zu schmeicheln, hält Hr. Heine nicht unter der Würde eines Deutschen Schriftstellers vom ersten Range.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 98.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

Zur Geschichte der neuern schönen Litteratur in Deutschland, von H. Heine.

(Fortsetzung.)

Mag, wer will, ihn damit entschuldigen, dafs er hier ja nur seiner natürlichen Neigung gemäfs handelt, der er, auch ohne diese Nebenrücksicht gefolgt sein würde: uns scheint durch diese wahlverwandtschaftliche Vorausbestimmung zu jenem schmählichen Geschäfte die Schuld desselben nur erschwert, nicht gemindert. — So gefällt er sich sogleich darin, in dem Werke der „grofsfühlenden Frau" alles Gute und Vortreffliche ihrem eigenen „strahlenden Herzen", alles nach seiner Meinung Verfehlte „fremden Einflüsterungen" und den „ultramontanen Tendenzen" einer Deutschen Schule zuzuschreiben, bei deren weiteren Schilderung alsbald gehässige Persönlichkeiten eingemischt werden. — Dieses Urtheil über das merkwürdige Buch, — in Bezug auf dessen Entstehung und Tendenz den damaligen Zeitverhältnissen gegenüber, Heine den nicht unglücklichen Einfall hat, es mit der Germania des Tacitus zu vergleichen, — ist ein schiefes und ungründliches. Die geistige Eigenthümlichkeit seiner Verfasserin offenbart sich vielmehr am interessantesten eben in dem Verhältnisse welches sie sich zu jenem Bildungskreise der Deutschen Nation zu geben weifs, den Hr. Heine weiter als die „romantische Schule" bezeichnet; und wenn, wie wir unsererseits nicht anstehen auszusprechen, unter allen Werken der geistvollen Frau die Allemagne das zugleich gehaltvollste und anziehendste ist: so verdankt es dies eben dem Umstande, dafs sie sich hier, ächt weiblich, einer von aufsen in grofsartiger Einheit und Ganzheit ihr dargebotenen Geistesgestalt anschliefsen, und, sich in dieselbe hineindenkend und hineinfühlend, alle heitern Lebensgeister ihres, der Nahrung durch Gemüth und Phantasie nicht entbehren wollenden Talentes, fröhlich spielen lassen kann.

Herr Heine freilich ist weit entfernt, in der „romantischen Schule" jene tiefere und umfassendere Bedeutung anzuerkennen, in der dieses Wort gebraucht werden müfste, wenn wir ihm die Berechtigung zugestehen sollten, als Bezeichnung für die Tendenz, der sich das Werk der Staël anschliefst, gebraucht zu werden. Die eine Hälfte seiner Schrift ist der Schilderung dessen, was er unter Deutscher *Romantik* versteht, gewidmet, und die ganze Schrift ist eine fortgehende Antithese dieser Romantik, und einer ihr gegenübertretenden, angeblich jetzt im Aufblühen begriffenen Tendenz. Zunächst wird jene Romantik bezeichnet als „die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestirt hätte". Es folgt eine etwas weitere ausgeführte Schilderung dieser mittelalterlichen Poesie, von der sich nicht läugnen läfst, dafs sie, wie alles, was Heine schreibt, im Einzelnen frappante, hin und wieder sogar das Tiefere wenigstens anklingende Züge, überhaupt aber einen Anstrich von Genialität hat, der den Unkundigen blenden und zu der Meinung verleiten kann, als gehe er aus einer tiefen und gediegenen Anschauung des Gegenstandes hervor. Aber wie sich auch in dieser geschichtlichen Auffassung jener von uns oben angedeutete Grundcharakter des Heine'schen Geistes spiegelt, wird sogleich am Eingange jener Schilderung kund, wo der Verf. sich bemüht, den Charakter der aus dem Christenthume hervorgegangenen Poesie durch das Bild der *Passionsblume* zur Anschau zu bringen, die der Sage nach dem Blute Christi entsprossen „durchaus nicht häfslich, sondern nur gespenstisch ist", (— eine gründlichere Einsicht möchte wohl darauf hinführen, dafs eben das Gespenstische das eigentlich und in Wahrheit Häfsliche ist) „ja deren Anblick sogar ein grauenhaftes Vergnügen in unserer Seele erregt, gleich den krampfhaft süfsen Empfindungen, die aus dem Schmerze selbst hervorgehen". — Wäre die Poesie des Mittelal-

ters wirklich ein solches Gemisch von Wollust und gespenstischer Grauenhaftigkeit und Grausamkeit, wie sie der Verf. hier und mehrfach in dem Folgenden beschreibt: so wäre sie schlechthin verwerflich, und es könnte vor einer hingebenden Beschäftigung mit ihr nicht genug gewarnt werden. So wie ohne Frage das Christenthum die schlechteste aller Religionen wäre, wenn es kein höheres Lob für dasselbe gäbe, als, was der Vf. für das höchste zu nehmen scheint, „dafs sein schauerlicher Reiz eben in der Wollust des Schmerzes besteht".

Den Rückweg von dieser Abschweifung über das Mittelalter zu der neuern romantischen Schule nimmt der Vf., um bei dieser Gelegenheit sogleich eine historische Uebersicht über das Ganze der Litteratur zu geben, über die doppelte Reformation, die kirchliche des sechszehnten, und die litterarische, gegen die neuere Französische Classicität gerichtete, des achtzehnten Jahrhunderts. An der ersteren interessirt ihn nur die Seite, von der er sie, — mit welchem Rechte möge Jeder sich selbst beantworten, — als eine Reaction der sinnlicheren und fleischlicheren Lebendigkeit gegen den „altdüstern abgehärmten Katholicismus" betrachten zu dürfen meint. Er bringt sie in diesem Sinne in Beziehung mit dem gleichzeitigen Aufblühen der Künste in Italien, und erklärt, folgerecht genug „das blühende Fleisch auf den Gemälden des Titian" gleichfalls für „Protestantismus", und die „Lenden seiner Venus" für „viel gründlichere Thesen, als die, welche der Deutsche Mönch an die Kirchthüre von Wittenberg angeklebt". — Etwas besser spricht er über die zweite Reformation, und sagt hier einige nicht verwerfliche Worte über Lessing, die er jedoch sogleich dadurch wieder verdirbt, dafs er, seiner leidigen Gewohnheit nach, sein gespenstisches Ich einführt, wie es „in der Litteraturgeschichte, der grofsen Morgue, wo Jeder seine Todten aufsucht, die er liebt oder womit er verwandt ist, unter so vielen unbedeutenden Leichen den Lessing und den Herder sieht mit ihren erhabenen Menschengesichtern, das Herz sich pochen fühlt, und nicht vorübergehen mag, ohne ihnen flüchtig die blassen Lippen zu küssen". — Auch müssen wir es als eine Unterlassungssünde rügen, die, in diesem Zusammenhange begangen, unter dem Publikum, zu dem Heine spricht, nothwendig eine falsche Vorstellung über jene Periode der Deutschen Litteratur erwecken mufs, wenn er nach jenen Worten über Lessing und Herder nur noch der Nicolai'schen Aufklärungssucht, der Nichtachtung Goethe's, oder seiner Gleichstellung mit den übrigen sentimentalen Roman- und polternden Ritterschauspieldichtern, und dagegen der Vergötterung Wieland's, so wie der glänzenden Aufnahme, die Lafontaine, Iffland und Kotzebue fanden, gedenkt, ohne auch nur ahnen zu lassen, dafs noch ganz andere Elemente in der Deutschen Litteratur der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts lebendig waren.

So nun ist es auch hier wieder die Seite der Opposition gegen ein Vorhandenes, was der Verf. an der „romantischen Schule", zu deren Charakteristik er endlich fortgeht, zunächst hervorhebt. Er gefällt sich darin, die Gebrüder Schlegel, die er als die „Geranten" dieser Schule nennt, in eine Parallele mit Lessing zu stellen, welche Parallele wir wohl nur der Antithesenjagd verdanken, durch die der Vf. den Franzosen zu gefallen strebt. Merkwürdig aber ist es zu sehen, wie derselbe sich gebärdet, als er durch die Natur des Gegenstandes selbst gezwungen, über tiefer liegende Motive Rede zu stehen, die Frage nach der philosophischen Grundlage sowohl der Lessing'schen als auch der Schlegel'schen Kunstkritik zur Sprache bringt. Es kostet ihn nichts, die gedankenlose Versicherung auszusprechen, dafs sowohl der ersteren, als auch, „in noch viel trostloserem Grade" der letzteren, „der feste Boden einer Philosophie, eines philosophischen Systems" fehle. *Gedankenlos* nennen wir diese Versicherung darum, weil es unmöglich von Hrn. Heine ernsthaft gemeint sein kann, dies jener Kunstkritik als einen Mangel anzurechnen: denn weiter als er, ist wohl kaum je ein Sterblicher, wir sagen nicht von dem Besitze, sondern von dem blofsen Gedanken an die Möglichkeit eines philosophischen Systemes, einer philosophischen Wahrheit, entfernt gewesen. Aber wovon man nichts versteht, ja was man selbst für ein Nichtiges, ein Absurdes hält: davon läfst es sich am leichtesten reden: und so weifs uns denn Hr. Heine zu belehren, dafs, was man von dem Einflusse des Fichte'schen Idealismus und der Schelling'schen Identitätslehre auf die romantische Schule erzähle, alles eitel Fabelei sei. Fichte's Philosophie nämlich sei schon damals „in sich selbst zerfallen, und durch Beimischung Schelling'scher Sätze ungeniefsbar gemacht"; „Hr. Schelling" aber habe „nie eine Philosophie aufgestellt, sondern nur ein vages Phi-

losophiren, ein unsicheres Improvisiren poetischer Philosopheme, verbreitet". Also könne höchstens nur von dem Einflusse einiger Gedankenfragmente, keineswegs einer Philosophie die Rede sein. — Es kleidet Hrn. Heine trefflich, die tiefsten und kernhaftesten Geister unserer Zeit in diesem Tone zu meistern, und gerade das an ihnen zu vermissen, was, wenn sie es in geringerem Grade besäſsen, wahrscheinlich doch immer noch seinen Blicken sich so weit entziehen würde, daſs an ein Verständniſs oder eine Würdigung desselben von seiner Seite nicht zu denken wäre. Daſs der ersten und unmittelbaren Erscheinung der Schlegel'schen Kunstkritik eine gediegen durchgearbeitete philosophische Grundlage fehlte, hat allerdings seine Richtigkeit, aber ganz wo anders seinen Grund, als in der vermeintlichen Unfähigkeit der Fichte'schen und der Schelling'schen Philosophie, solche Grundlage zu geben. Dagegen muſs sich Jedem, der Augen hat zu sehen, der innige und unauflösliche Zusammenhang aufdrängen, der im Ganzen und Groſsen zwischen der neueren Deutschen Philosophie, und jener Ansicht und Behandlungsweise der Poesie und Kunst obwaltet, die in Deutschland und von Deutschland aus auch in Frankreich und England bereits die tiefsten Wurzeln geschlagen hat, und die man vernünftiger Weise allein meinen kann, wenn man die Grundansicht der sogenannten romantischen Schule als eine epochemachende bezeichnet. Selbst Hrn. Heine entgeht dieser Zusammenhang nicht ganz: aber er verkehrt sie in seiner, das Einfachste wie das Tiefste frazzenhaft verzerrenden Phantasie zu einer abgeschmackt persönlichen Zufälligkeit. „Hr. Schelling, der damals in Jena docirte, hat jedenfalls persönlich groſsen Einfluſs auf die romantische Schule ausgeübt; er ist, was man in Frankreich nicht weiſs", — (in Deutschland auch nicht) „ein Stück Poet, und es heiſst, er sei noch zweifelhaft, ob er nicht seine sämmtlichen philosophischen Lehren in einem poetischen, ja metrischen Gewande herausgeben solle". — Dieser Zweifel charakterisirt den Mann, — setzt der Vf. hinzu; und wir stimmen bei, obgleich wir einen andern Mann damit meinen, als den Hr. Heine meint.

Nach einer solchen Einleitung konnte nun freilich nicht eine Darstellung des ächten und groſsartigen Strebens der Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts in Poesie und Kunst, in Litteratur und Wissenschaft folgen, sondern nur eine geflissentlich übertreibende Schilderung der vielfach getrübten Auſsenseite dieses Strebens, der keineswegs durchaus lobenswerthen, ja nicht selten in wirkliche Verkehrtheit ausartenden, Einseitigkeit der modernen Romantik. Wir sind durchaus nicht gemeint, dieser Schilderung scharfe und treffende, ja brillante Züge abzusprechen. Heine geiſselt hier wirkliche und unläugbare Thorheiten mit einer keineswegs unverdienten, aber freilich nur zu sehr die Henkerslust an dem Dasein eines Schlechten, das gepeinigt werden kann, durchblicken lassenden Härte. Wäre Heine ein anderer, als der er ist, so würden wir bedauern, daſs er sein Talent nicht lieber dazu hat verwenden wollen, das Edlere und Tiefere, was auch diesen Verirrungen im Hintergrunde liegt, durch reproduktive Kritik an den Tag zu ziehen, und den Kern wahrhafter Nationalität und Religiosität, der trotz jener tauben Blüthen einer verkehrten Deutsch- und Christenthümlichkeit doch immer entschiedener jetzt seiner Reife entgegengeht, unsern Nachbarn, wäre es auch nur in ähnlicher Weise, wie es vor ihm die Staël gethan hat, zur Anschau zu bringen. So aber können wir nicht anders, als ihm das Zeugniſs geben, daſs er sich hier, wo es zu schmähen und zu verspotten gilt, in seinem Elemente befindet, und wohl daran thut, dieses Element nicht zu verlassen. Selbst wo er sich so weit vergiſst, — oder vielmehr treu bleibt, — den Deutschen Patriotismus (S. 61.), gegenüber dem Französischen, der ihm der Gipfel der Groſsmuth ist, als den Gipfel der Niederträchtigkeit zu schildern, — selbst da hören wir ihm immer noch lieber zu, als wo er, wovon wir vorhin eine Probe gaben, auf seine Weise einen tiefern Zusammenhang zu erklären sucht.

Indessen, die Pflicht der Gerechtigkeit fordert, anzuerkennen, daſs jenes Talent der witzigen und energischen Schilderung, welches Heine unläugbar besitzt, in einigen Fällen ihn noch über die Gränze des Verneinens und Verhöhnens, auf welchem Gebiete es allerdings seinen eigentlichen Tummelplatz hat, hinausführt. Wo es gerade in einen Zusammenhang hineinpaſst, den seine Subjektivität, sei es nach innerer Neigung und Gelüsten, oder nach äuſsern Zwecken, sich beliebig entworfen hat, gelingt es ihm auch an wirklichen, lebendigen Gestalten eine oder die andere positivere Seite richtig, ja schlagend aufzugreifen, und energisch in diesen Zusammenhang einzureihen. So hier, wo er, durch das, wir wollen nicht untersuchen, ob innerliche oder

äufserliche Bedürfnifs getrieben, zu der Spitze seiner Darstellung der verirrten Romantik, die er, — glücklich für den Effekt, den er damit unter seinem Publikum zu erreichen hoffen darf, in dem forcirten Katholicismus einiger unter jenen Romantikern gefunden hat, eine Antithese zu finden, auf den alten Vofs zu sprechen kommt, und den Charakter und das Treiben dieses Mannes mit einer, wohl seinerseits etwas forcirten Vorliebe schildert. Ungeachtet dieser Unredlichkeit, — deren Verdacht, wenn er zufällig vielleicht gerade hier unbegründet sein sollte, durch so viele Erfahrungen, die man an Heine's Schriften gemacht hat, hinreichend entschuldigt wird, — hat diese Schilderung glückliche Züge; Züge, die uns zu der Bemerkung Gelegenheit geben, wie Heine's Talent von der Art ist, dafs gar nichts darauf ankommt, ob er an die Wahrheit des von ihm Geschilderten selbst glaubt, oder nicht. Es gelingt ihm auf ganz gleiche Weise, sich in das Wahre, wie in das Falsche hineinzuphantasiren; und einen glänzenden Einfall niederzuschreiben, kann er sich selbst dann nicht enthalten, wenn dieser Einfall eine der verkehrten oder lügenhaften Tendenz des Zusammenhangs, in welchem er etwa vorkommt, schnurstracks zuwiderlaufende Wahrheit enthält.

Alles, was dem Werklein zum Lob, und was ihm zum Tadel gereicht, findet sich zur höchsten Potenz gesteigert in dem letzten Theile desselben, der von S. 87 an ausschliefslich über Goethe handelt. Eingeführt wird dieser grofse Name, freilich auf eine Weise, die sich nicht schiefer und thörigt willkürlicher denken liefse, als der, welcher der schon zuvor in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichteten, romantischen Schule durch einen „in ihrem eigenen Tempel erhobenen, vernichtenden Einspruch" den Todesstofs versetzt. Diese Einführung hat das Bequeme, dafs sich an sie sogleich die Insinuation knüpfen läfst, wie Goethe damals „eine sehr zweideutige Rolle spielte"; indem er nämlich, „mochte er immerhin vornehm thun", nichts destoweniger den „gröfsten Theil seiner Renommée den Schlegeln zu verdanken hätte"; so dafs also „die schnöde beleidigende Art, womit er diese beiden Männer am Ende ablehnte, sehr nach Undank riecht". Man hätte Hrn. Heine kaum eine so empfindliche Nase zugetraut: — vielleicht hat er bei seiner Wanderung durch die „Allee hübscher Bäume, die von Jena nach Weimar führt", sich erfrischt, und seine Sinne von ihrer sonstigen Erschlaffung, in der sie fortwährend des Reizes der *asa foetida* bedürfen, neu gestärkt. — Und worin bestand jene „schnöde beleidigende" Abfertigung? Nach des Vfs Erklärung, in dem bekannten Aufsatze in „Kunst und Alterthum": „Ueber die christlich-patriotische neudeutsche Kunst", der, soviel wir wissen, nicht einmal Goethen zum Verfasser hat. Von dieser Stunde an, will Hr. Heine wissen, sei von den „Hrn. Schlegel" nicht mehr die Rede gewesen, überhaupt nicht mehr von „Romantik oder klassischer Poesie", sondern „von Goethe und wieder von Goethe". Welche Absurdität er begeht, indem er erst behauptet, Goethe verdanke jenen Männern seinen Ruhm, dann er selbst habe diesem seinem Ruhme die Alleinherrschaft gesichert, indem er dieselben durch jenen Aufsatz „barsch aus dem Tempel gejagt", bemerkt er nicht; — in der That auch ist diese Scene, die er hier in der Geschichte der neuesten Litteratur vorgehen läfst, wohl würdig des fratzenhaften Gaukelspiels, wozu sich in seiner Phantasie die gesammte Weltgeschichte gestaltet. — Mit der Erklärung des Phänomens, dafs es schwer hielt, auch „Dichtern, die an Kraft und Phantasie diesem nicht viel nachgaben", einen Ruhm, der neben dem Goethe'schen die Probe bestand, zu erringen, ist der Verf. schnell bei der Hand. „Goethe hatte Angst vor jedem selbstständigen Originalschriftsteller" (— die peinlichste wahrscheinlich vor Hrn. Heine, der ihm freilich auch, nach seinem eigenen Geständnifs, „mit hinlänglicher Bitterkeit" schon damals seine Schwächen vorgerückt hat), „und lobte und pries alle unbedeutenden Kleingeister." — Wobei es nur unerklärbar bleibt, wie, wenn es Andern, die es „nicht einmal ehrlich damit meinten", sondern nur für die Zwecke ihrer Schule „auch einen lebenden Dichter als Vorbild aufstellen mufsten und von Goethe einigen litterarischen Vorschub erwarteten", gelang, einen Ruhm, wie den Goethe'schen, zu fabriciren, Goethe in Bezug auf seine *protégés* nicht ein Gleiches durchsetzen konnte, vielmehr das Unglück hatte, zu erleben, „dafs es für ein Brevet der Mittelmäfsigkeit galt, von ihm gelobt zu werden."

(Der Beschlufs folgt.)

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

Zur Geschichte der neuern schönen Litteratur in Deutschland, von H. Heine.

(Schlufs.)

Mit Ekel wenden wir uns von diesem Raisonnement weg, welches für sich allein wohl hinreichen möchte, den völligen Unberuf des Verfs. zum Geschichtschreiber der Litteratur zu erweisen. Einige Erholung, aber leider nur eine kurz dauernde, gewährt uns eine darauf folgende Metapher, mit welcher der Verf. wirklich Miene macht, im Ernst Goethe's Dichtergröfse anzuerkennen. Zugleich giebt dieselbe einen Beleg zu unserer vorhin gemachten Bemerkung: denn es begegnet Hrn. Heine hier, einen seiner geistreichsten Einfälle, einen solchen, dem wir selbst aus vollem Herzen Beifall zuzurufen nicht anstehen, gegen eine Sinnesweise auszusprechen, die, wenn er überhaupt einer Gesinnung fähig wäre, für seine eigene gelten müfste. Er ist einmal im Zuge, von Goethe und dessen Verhältnisse, seinen verschiedenartigen Gegnern gegenüber, unter dem Bilde einer „Zaubereiche" zu sprechen, und so entfällt ihm denn das treffliche Wort: „die Neugläubigen, die Apostel des Liberalismus, ärgerten sich, dafs man diesen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigsten zu einer Barrikade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf seinen Wipfel eine rothe Mütze stecken und darunter die Carmagnole tanzen"! In der That eine schlagende Abfertigung der abgeschmackten Anforderungen, die von so vielen Seiten her und von Hrn. Heine selbst nicht zum Letzten an den grofsen Dichter gestellt worden sind. — Um ganz gerecht zu sein, wollen wir noch bemerken, dafs die unmittelbar vorangehenden und nachfolgenden Perioden eben so schön, und die ganze Stelle für sich abgesondert betrachtet, bei entschiedener Genialität des Ausdrucks, vollkommen rein und tadellos dem Inhalte nach ist.

Nicht dasselbe können wir von der weiteren Entwicklung rühmen, die der Verf. von dem Charakter und der Tendenz der Goethe'schen Dichtung giebt. Er kommt gar bald auf die beliebte Vergleichung von Goethe mit Schiller zu sprechen, deren Gewohnheit er erst von Pustkuchen datirt. Den Streitpunkt giebt er so an: dafs die „Schillerianer" aus der sittlichen Herrlichkeit der Charaktere dieses Dichters auf seine Dichtergröfse schliefsen, die „Goetheaner" hingegen die Unabhängigkeit der Kunst von den „zeitlichen Ansichten der Menschen" vindiciren, weshalb die „Kunst besonders unabhängig bleiben müsse von der Moral, die auf der Erde immer wechsele, so oft eine neue Religion emporkommt und die alte verdrängt". Mit sichtlichem Wohlgefallen schliefst sich der Verf. einstweilen dieser letzteren — vielmehr von ihm so schief aufgefafsten, als von den ächten Anhängern so unsittlich gedachten — Ansicht an, und deklamirt gegen die moralische Beurtheilung von Kunstwerken, in einem Sinne, der keineswegs zweideutig die Verläugnung jeder Möglichkeit schlechthin wahrer und durch alle Zeiten gültiger, sittlicher Principien im Hintergrunde zeigt. Bald aber besinnt er sich, dafs mit dieser Vergötterung der schlechthin objektiven Kunst als eines Höchsten und Letzten, bei den Franzosen kein Glück zu machen ist: er lenkt ein, und lehrt uns Goethe als den Anbeter einer träge ruhenden, indifferent beharrenden Substanz, Schiller hingegen als den Anbeter des St. Simonistischen *Dieu-progrès* kennen; wo denn natürlich der letztere der Streiter „unter demselben Banner, worunter man auch jenseits des Rheines so enthusiastisch stritt, und wofür *wir* (— in seinem Enthusiasmus fühlt sich Hr. Heine schon der Schmach der Deutschheit entrückt und als Franzosen) „noch immer bereit sind, unser bestes Blut zu vergiefsen", — den Preis erhält. Dafs Goethe den „christlichen Enthusiasmus, der ihm fatal war verdriefslich ablehnte", kann ihm verziehen

werden, oder bedarf vielmehr keiner Verzeihung, dafs er, um nicht aus seiner Gemüthsruhe herausgerissen zu werden, den philosophischen (d. h. den Jacobinischen) „Enthusiasmus unserer Zeit nicht begriff oder nicht begreifen wollte", rechnet ihm der Verf., vergessend das schöne Wort, was er kurz vorher darüber gesprochen hat, allerdings zum Verbrechen an. — Hierauf läfst er denn die längst bekannten und oft wiederholten Tiraden über die praktische Unfruchtbarkeit der vermeintlichen Goethe'schen Kunstvergötterung folgen, wobei er sich jedoch sorgfältig bemüht zeigt, seinem, mit Wohlgefallen vor den Franzosen zur Schau getragenen Charakter als „Mann der Bewegung" treu, diesen Tadel nur auf die von Goethe gerügte Indifferenz gegen politische Interessen zu beschränken; gegen die aber, welche mit moralischen Anforderungen anderer Art an den Dichter herantreten, fortwährend Seitenhiebe austheilt, und zwar auf eine Weise, wodurch der unkundige Leser verleitet wird, des Vfs. eigene frivole Denkweise in Bezug auf rein sittliche Interessen auch auf Goethe's Rechnung zu schreiben. — Den Triumph, das brillante Witzwort erfunden zu haben, dafs Goethe's Kunstschöpfungen und alle reinen Kunstschöpfungen überhaupt, „keine Menschen sind, sondern unglückliche Mischlinge von Gottheit und Stein", wollen wir dem Verf. durch keine Nebenbemerkung verkümmern; und eben so wenig die zum Theil in's Possenhafte übergehenden und doch matten und nutzlosen Persönlichkeiten durchmustern, mit denen er, als er auf die Anhänger und die Gegner Goethe's im Einzelnen zu sprechen kommt, um sich wirft. Nur das offenherzige Selbstgeständnifs mögen wir dankbar acceptiren, dafs das Motiv, welches Hrn. Heine selbst in die Reihen der Gegner führte, *„der Neid"* war, wobei wir uns jedoch der weiteren Frage nach dem Motiv für das Aussprechen dieses Motivs nicht enthalten können, und als solches eine zweite liebenswürdige Eigenschaft, nämlich den *Hochmuth*, finden, zu welchen beiden, um die köstliche Dreizahl zu erfüllen, sich alsbald noch die *Frechheit* gesellt, die in ihrem glänzendsten Lichte erscheint, als Hr. Heine „zu seinem Lobe" noch zu erwähnen sich veranlafst findet, „dafs er in Goethe nie den Dichter angegriffen, sondern nur den Menschen." — Indessen auch angenommen, dafs es der Verf. mit diesem letztern Ausspruche ehrlich meint, so können *wir* doch nicht umhin, zu bemerken, dafs, was er weiter zum Lobe der Goethe'schen Poesie beibringt, fast schlimmer ist, als wenn es ein Tadel wäre. Nach ihm nämlich soll Goethe's Verdienst vornehmlich darin bestehen, dafs es weit schwerer war, „jene sündhaften, kleinweltlichen, befleckten Wesen darzustellen, die uns Goethe in seinen Werken erblicken läfst", als „jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgestellt". Der Vergleich, den der Verf. von der bildenden Kunst hernimmt, ist so gestellt, dafs er, obwohl es Hr. Heine mit scheinbarer Ungeschicklichkeit nicht ausspricht, in dem Leser die Frage erweckt, ob denn Tenier's Bauerngruppen voll häfslicher und gemeiner Gesichter gröfsere Werke sind, als Raphaels Sixtinische Madonna? Die Aegyptischen Zauberer, erinnert Hr. Heine, erblickten in dem Ungeziefer, welches Moses hervorrief, den Finger Gottes; und so hält er sich für berechtigt, in den „Gemeinheiten im Faust, den Liederlichkeiten im Meister" u. s. w. vorzugsweise den „Finger Goethe's" zu erkennen. Die kräftigste Empfehlung aber dieses Goethe'schen Dichterverdienstes für das Französische Publikum wird durch einen Vergleich mit dem absoluten Königthume erzielt: indem „ein absoluter Dichter", gleich einem unbeschränkten Fürsten, kein Ansehen der Person gelten lasse, sondern „diejenige Person seines Geisterreichs als die wichtigste betrachte, die er eben sprechen läfst, die eben unter seine Feder gerathen." Aus solchem „Kunstdespotismus" soll die wunderbare Vollendung der kleinsten Figuren in den Werken der gröfsten Dichter entstehen. — Wobei man uns nur die Erklärung schuldig bleibt, wie es denn zugehe, dafs, um auf den Vergleich mit Schiller zurückzukommen, diesem die Schilderung der Figuren in Wallensteins Lager vollkommen eben so gut gelungen ist, wie Goethe'n die Schilderung der ähnlichen Figuren, z. B. im Egmont, während dagegen in der Schilderung einer Iphigenie, einer Leonore, einer Ottilie, der treffliche Dichter nie ganz glücklich mit seinem grofsen Freunde gewetteifert hat.

Das Werk schliefst auf eine seiner würdige Weise mit der Verkündigung des neuen Evangeliums von dem Siege des Fleisches über den Geist. Goethe erhält hier wenigstens die Ehre, als Johannes der Täufer dieses Evangeliums begrüfst zu werden; sein Faust, über den sich Hr. Heine, „um seinen Charakter als Deutscher zu bewähren", einige erklärende Gedanken auszusprechen verbunden glaubt, mufs sich diese Deutung ge-

fallen lassen; ja sein westöstlicher Divan, von dem Heine mit wirklicher Begeisterung spricht, bedeutet ihm, „dafs der Occident seines frierend magern Spiritualismus überdrüssig geworden und an der gesunden Körperwelt des Orients sich wieder erlaben möchte." Doch wird es „noch einige Zeit dauern, ehe beim Deutschen Volke in Erfüllung geht, was ihm in jenen Gedichten so tiefsinnig prophezeiht ist." Die Götter wollen das Glück dieses Volkes; sie wollen die „Revolution, die grofse Tochter der Reformation"; sie wollen, dafs es „eben durch den Geist die Usurpationen des Geistes einsehen, und die Rechte des Fleisches vindiciren lerne." Aber die *Könige* neiden ihm dieses Glücks „und — *les Dieux s'en vont*, aber die Könige behalten wir."

C. H. Weifse.

LXVIII.

Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bearbeitet von Karl Friedr. Burdach. Zweiter Band. Mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke, und E. H. F. Meyer. Dritter Band. Vierter Band. Mit Beiträgen von Joh. Müller. Leipzig bei Leop. Vofs, 1828—1830—1832. *in* 8.

Dieses Werk, von dessen erstem Bande im ersten Jahrgange dieser Jahrbücher (No. 97—102.) eine ausführliche kritische Recension durch einen andern Mitarbeiter bereits mitgetheilt wurde, schreitet auf dem gleich bei seinem Beginn durch den hochverdienten Verf. ihm vorgeschriebenen Wege immer in gleicher Fülle, und in zweckmäfsiger, leicht überschaulicher Anordnung weiter fort. Eine so wichtige Arbeit, welche den Zweck hat, die bisher auf dem Wege der Erfahrung erworbenen Anschauungen und Begriffe im Bereiche der Lebenswissenschaft so vollständig als möglich zusammenzufassen und sie mit allem ihrem Reichthum aus den mühsamsten litterarischen und unmittelbaren Studien, zunächst den Naturforschern und Aerzten, sodann aber auch selbst jedem mit universeller Bildung ausgestatteten zu eröffnen, fordert wohl die von Zeit zu Zeit mit ihrem Fortschreiten erneute Aufmerksamkeit dieser Blätter.

Der Begriff des individuellen Lebens gliedert sich nach der im vorliegenden Werke realisirten und noch zu realisirenden Darstellung in das werdende Leben und das gewordene. Die Lehre vom werdenden Leben begreift jene von der Zeugung, welche bereits im ersten Bande abgehandelt worden, ferner die Lehre vom Fruchtleben, von der Geburt, vom Verlaufe des selbständigen Lebens und vom Tode. Dieses macht den Inhalt des zweiten und dritten Bandes und bildet ein mit einem Register geschlossenes Ganzes, welches man etwa mit dem Namen einer allgemeinen Biographie des individuellen, (hier vorzugsweise des menschlichen) Organismus belegen könnte.

Die nachfolgenden Bände sind für die Lehre vom bestehenden Leben bestimmt, welches in zweien Abschnitten abgehandelt werden soll, davon der eine das vegetative, der andere das animalische Leben umfassen wird. Das übrige des Werkes wird die menschliche Gattung in ihrem Zusammenhange mit den übrigen organischen Wesen und dem Gesammtleben der Natur zum Gegenstande haben.

Der vorliegende vierte Band, der letzte von den bisher erschienenen, beginnt mit der Lehre vom Blute als dem Centrum des vegetativen Lebens, von wo aus die Betrachtung gegen die Peripherie des organischen Processes durch die Momente der Ingestion, Digestion und Egestion sich verbreiten wird.

Dies ist die Hauptanlage des Werks, die wir hiermit für die dem Gegenstande entfernter stehenden Leser mitgetheilt haben wollen, da das Buch ohnedies seit seinem Erscheinen in den Händen aller Naturforscher und Aerzte ist.

Dafs diese Behandlungsmethode der Physiologie sehr naturgemäfs ist, leuchtet jedem ein. Wenn wir einen Gegenstand der Naturanschauung in seiner Totalität ergreifen wollen, müssen wir ihn in seinem Werden, Bestehen und Vergehen betrachten, ferner in seiner Einzelheit und seinem Zusammenhange. Es kommt nur noch darauf an, durch die Erscheinung hindurch bis an das Wesen zu dringen, damit eine Erfahrungswissenschaft (nicht blofs empirisches Wissen) als welche hier bezweckt wird, zu Stande komme. Das vollendete Gelingen einer solchen Aufgabe würde freilich nur einer unbeschränkten Geisteskraft zukommen, und wir, mit unserer menschlichen Sinnenschranke müssen schon zufrieden sein, dergleichen in immer gröfserer Annäherung nur angestrebt zu haben.

Die hier beliebte Anordnung des physiologischen

Stoffes hat Burdach in den Stand gesetzt, gleich mit dem ersten Schritte in die Mitte der gegenwärtig regsten Interessen der physiologischen Wissenschaft sich zu versetzen, in die so lebhaft allenthalben betriebenen Verhandlungen über die Entwicklungsgeschichte der Organismen. Der zweite Band ist in dieser Hinsicht ein wahres Resumé des bisher Geleisteten und er wufste auch einige der Hauptarbeiter in diesem Felde so ins Interesse zu ziehen, dafs er schon hier die Resultate mancher erst später erschienenen ausführlichen Arbeit mittheilen konnte. Jedoch dürfte, noch ehe das ganze Werk zu Ende geführt ist, das Bedürfnifs eintreten, dafs gerade dieser zweite Band vermehrt und umgearbeitet abermal ausgegeben würde: so reissende Fortschritte macht heutzutage die dort abgehandelte Morphologie. Für diejenigen, welche aktiv in dieselben Forschungen eingreifen wollen, giebt dieses Buch eine bequeme Einsicht in das was bisher geleistet und noch zu leisten ist. Denn noch finden sich sowohl in der Entwicklungsgeschichte der ganzen Organismen als auch der Bildungstheile und Organe allenthalben beträchtliche Lücken. Namentlich ist es hier, wenn in irgend einem Felde der Naturwissenschaft, nöthig, jeden Moment der Entwicklung durch Zeichnung zu fixiren, wie uns darin Herold und Rathke treffliche Beispiele gegeben haben. Es ist dieses um so nothwendiger, besonders für die ersten Epochen des Embryolebens, weil sich von vielem nicht leicht Präparate aufstellen lassen, und weil überhaupt nur streng durchgeführte Suiten von Gestaltungen in getreuer Darstellung uns hier zu einer anschaulichen Kenntnifs des in der Zeit allmälig werdenden Organismus verhelfen können. Welch unerschöpfliches Feld für die Arbeiten junger Naturforscher! Möchten sich diese doch auch frühzeitig davon überzeugen, dafs das schauende Auge ohne die zeichnende Hand die Rolle des Stummen in der Gesellschaft nicht selten spielen müsse; denn, sich der Dollmetscher zu bedienen, ist eine kostspielige Sache, die nur allenfalls hohen diplomatischen Agenten anstehen mag. Noch Eins, was auch in diesem Bande hin und her in die Augen fällt. Man kann bei morphologischen Beobachtungen nie genug auf seiner Hut sein, dafs nicht die eigene plastische Imagination selbst bewufstlos mitunter in die hier besonders anstrengende sinnliche Anschauung anticipirend oder ergänzend eintrete, so dafs leicht Dichtung und Wahrheit sich bis zur Ununterscheidbarkeit vermischen können; und schon darum mufs, um die Phantasie im Zaume zu halten, ebensoviel gezeichnet als beschrieben werden. Freilich dürfte am Ende die wahre Plastik der Phantasie mit der der Natur zusammenfallen; aber dazu ist nach unserm Ermessen kaum noch irgend ein einzelner Geist unter uns, um so viel weniger das Zeitalter reif. Jedoch müssen immer erneuerte Versuche in diesem Felde, wie sie schon in der Blüthenperiode der Naturphilosophie theilweise geschehen, nicht pöbelhaft abgewiesen werden; nur mufs ehrlich eingestanden und strenge getrennt werden, was subjektive Plastik darbrachte und was sich an der objektiven entdecken liefs.

Der dritte Band stellt mit grofsem Fleifse und Umsicht das meiste von dem zusammen, was über den normalen Vorgang der Geburt und Enthüllung, und über den Verlauf des Lebens durch die Lebensalter bis zum Tode, und über die sichtbaren Erscheinungen und Folgen des letztern am Organismus bekannt ist. Hier mufste besonders ein weises Maafs beobachtet werden; denn das reiche Material wäre wohl durch mehrere Bände kaum zu erschöpfen gewesen. Diesen Band, dessen Gegenstände gegenwärtig weniger an der Tagesordnung sind, und gewissermafsen als abgeschlossen erscheinen, hat der Autor meist aus litterärischen Quellen ohne Zuziehung von Mitarbeitern, wie dies in den beiden früheren Bänden geschah, bearbeitet. Dieses Bedürfnifs der Mithülfe der gegenwärtig thätig in die Physiologie eingreifenden Naturforscher wird sich nun auch in der Folge nach Verschiedenheit des jedesmaligen Stoffs in verschiedenem Grade demselben fühlbar machen. Die Form, in welcher Burdach die Hülfeleistenden gewähren läfst, macht, wie es auch nicht anders von ihm zu erwarten war, seiner liberalen Gesinnung Ehre, und ehrt und ziert auch sein Werk.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1833.

Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bearbeitet von Karl Friedr. Burdach.

(Schluſs.)

Von der Lehre vom Blute und vom Blutleben, dem Inbegriffe des vierten Bandes, sagt Burdach mit Recht, nach Burkhart, daſs sie den Charakter des Blutes selbst habe. „Wie das Blut ein nie ruhender Proteus ist und sich zu Allem und Jedem umzugestalten vermag, so ist auch nichts denkbar, was man nicht von ihm ausgesagt hätte; hier ist keine Thatsache die nicht geläugnet, keine Deutung die nicht durch eine andere bekämpft worden wäre; über jeden Punkt werden entgegengesetzte Erfahrungen und Ansichten aufgestellt. Wie das Blut einerseits durch einen klaren Mechanismus getrieben wird und treibt, andererseits mit Zaubergewalt schafft und belebt, so finden wir die Hämatologie bald in mechanischen Ansichten erstarrt, — bald wieder in mystischen Theorieen wirbelnd. — Gleich dem Blute macht die Hämatologie ihren Kreislauf; ist eine Lehre als irrig nachgewiesen und die entgegengesetzte Ansicht ein Gemeingut geworden, so wird diese endlich als trivial wieder abgestoſsen, der Gegensatz scheint viel interessanter zu sein und der alte Irrthum erhebt sich wieder auf dem Strome der Zeit, um, nachdem er neue Anregung gebracht hat, in demselben von neuem unterzugehn. Wie endlich die heftige, stürmische und gewaltsame Aufregung des Lebens hauptsächlich im Blutsysteme ihren Sitz hat, oder davon ausgeht, so erregt auch die Verschiedenheit der Meinungen über das Blut oft eine leidenschaftliche Aufwallung, indem die Beschränktheit mit leicht zu verletzender Selbstgefälligkeit Hand in Hand geht und das dunkle Gefühl des Unvermögens, seine Meinung vollständig zu erweisen, bald Vornehmthuerei, bald Bitterkeit gegen die Gegner zu Hülfe nehmen läſst."

Wir konnten uns nicht enthalten, diese treffenden Worte ganz anzuführen. Sie dienen zugleich als Vorausentschuldigung, wenn es nicht dem Autor gelungen sein sollte, in den schon an sich chaotischen Stoff alle erwünschte Ordnung gebracht zu haben. Doch hat er kaum irgend eine wichtige Erfahrung über das Blut übergangen; ja man könnte ihm eher den Vorwurf machen, daſs er manche minutiöse Beobachtungen aufgenommen, die, von dem wissenschaftlichen Begriffe noch nicht durchdrungen, als todter Stoff das Ganze nur belästigen. Werthvoll und neu sind die Zusätze von J. Müller; möge dieser noch in den nächst folgenden Bänden veranlaſst werden, recht viel von dem Seinigen hinzuzuthun.

Wir können uns hier, da uns ein sehr beschränkter Raum gegeben ist, auf das Einzelne nicht einlassen, noch weniger in wissenschaftliche Kritik eingehen; das aber kann man im Allgemeinen wohl behaupten, daſs, wenn es vollendet ist, seit Haller kein so gelehrtes, umfassendes und gründliches Lehrbuch der Physiologie erschienen sein wird, als das gegenwärtige. Doch dürfte, gegen den Ausspruch eines sehr vorzüglichen Mannes, dieses Buch für uns noch nicht das sein, was Haller's Werk zu seiner Zeit sein mochte, und wer heutzutage den Namen des groſsen Physiologen zu erringen bestimmt sein sollte, hätte eine noch weit schwierigere Aufgabe als Haller damals. Nicht daſs eine sehr specielle naturhistorische Kenntniſs der Naturreiche, die Umfassung der so mächtig vorschreitenden vergleichenden Anatomie und der immer selbständiger sich herausstellenden Entwicklungsgeschichte, nebst den sich immer erweiternden physiologischen und pathologischen Erfahrungen, also diese bloſs empirischen Erkenntnisse, die das physiologische Material in's Unendliche vervielfältigen, es allein wären, wodurch die Aufgabe der Physiologie heutzutage immer mehr erschwert würde; die gröſsere Schwierigkeit liegt in den hohen Forderungen an die rein intellektuelle wissenschaftliche Bildung des

Physiologen, die ihn in den Stand setze, jenes unendliche Material der organischen Natur nach allen seinen Existenzformen mit seinem Geiste zu gewältigen. Es ist hierbei nicht genug, die allgemeinen Denkformen, wie sie uns die Logik giebt, deducirend und konstruirend auf die Naturerscheinungen anzuwenden, und schon damit zufrieden zu sein, grofse Massen unter die Naturkategorieen geordnet zu haben; das kommt wohl dem Philosophen überhaupt zu; der Physiolog mufs, den höchsten Standpunkt nicht verläugnend, bis in das speciellste Dasein hinabsteigen und die Empirie bis zur mathematischen Anschauung zu verklären sich bestreben.

Die Physiologie hat es mit ihrem Gegenstande, dem individuellen Organismus gemein, dafs sie im Reiche der Wissenschaft, wie jener in der allgemeinen Natur den Mikrokosmus darstellt. Wie der individuelle Organismus die allgemeinen Gesetze des Chemismus, Plasticismus, Mechanismus, Dynamismus und Spiritualismus im Universum voraussetzt und sie nur in specieller Anwendung in seine Sphäre zieht, so sind Mathematik überhaupt, insbesondere aber Physik, Mechanik, Dynamik, ferner Chemie, Morphologie und Psychologie nicht blofs zufällige und äufsere Hülfswissenschaften für die Physiologie, deren Hülfe man allenfalls auch entbehren könnte, sondern sie sind wesentliche Elemente derselben, die in der Physiologie in konkreter Form (etwa wie in der Maschinenlehre die physikalischen Doktrinen) einander durchdringen. Es kann also heutzutage niemand Physiolog sein, der nicht jene Wissenschaften im höchstmöglichen Grade sich angeeignet hat, und es ist von selbst klar, wie lächerlich es erscheint, dafs gerade zu diesem Fache sich so viel einseitig gebildete hinzudrängen, und dafs es auf manchen Universitäten gewissermafsen preisgegeben ist, indem man nicht zu ahnen scheint, welche geistige Anlagen, welcher Fleifs und Anstrengung von Kindheit an, und welche gediegene Bildung dazu gehört, nur den mittelmäfsigen Grad der ungeheueren Forderung zu erreichen, und welche äufserliche litterärische und experimentelle Mittel dazu erforderlich wären, um der Physiologie eine anständige Existenz neben andern scheinbar nützlicheren Doktrinen im akademischen Organismus zu gewähren.

Nach unserer Ueberzeugung und mehrjähriger Anwendung in der Lehrpraxis mufs die Physiologie nicht blofs von ihrem Gegenstande, dem Leben und dem individuellen Organismus, ihre Form entlehnen; sie ist nicht Physiologie des werdenden oder bestehenden Lebens, oder der Vegetation, Irritabilität und Sensibilität, oder der anatomischen Systeme, oder was es noch sonst für Weisen geben mag, von dem Leben und seinen Produkten sich ein Aperçu zu machen; sondern sie ist ein wissenschaftlicher Organismus, der alle die Doktrinen umfassen mufs, welche in der Gesammtwissenschaft als unbegränzbare Gröfsen in harmonischer Berührung neben-, in- und durcheinander bestehen.

Wir stellen folgenden Cyklus der physiologischen Doktrinen auf: Naturphilosophie, oder allgemeine Physiologie, physiologische Morphologie, physiologische Physik mit den untergeordneten Doktrinen, Statik, Mechanik, Hydro- und Aërodynamik, Akustik, Optik und physiologische Chemie, physiologische Dynamik, physiologische Psychologie. Jedem, dem der Begriff der Physiologie nicht fremd ist, wird es einleuchten, dafs eine solche Behandlung der Physiologie nicht blofs die pädagogisch zweckmäfsigste Anordnung zulasse, indem das Leichtere dem Schwereren im Vortrage vorangehen kann, sondern auch eine gröfsere wissenschaftliche Strenge erlaube, indem jede besondere Doctrin in ihrer innern Konsequenz nach der ihr eigenthümlich zukommenden Anschauungsform mit der gröfsten Reinheit und Strenge durchgeführt werden kann. Auch für die Bearbeitung derselben erwächst der Vortheil, dafs in physiologischen Zeitschriften und Archiven jedes dieser und noch anderer möglichen hier eben nicht erwähnten Fächer einen Sammlungsplatz des Gleichen und Verwandten abgeben und so auch die der Physiologie fremden Fachgelehrten oder die zu dieser oder jener physiologischen Doktrin näher berufenen Talente ihren Beitrag abgeben könnten. Nicht als ob dem Aehnliches auch heutzutage auf indirekte Weise nicht schon geschähe. Die grofsen Physiker und Chemiker unserer Zeit, ein Wollasten, Erman, Brewster, Seebeck, Ritter, Davy, Chevreul, Berzelius u. s. w. haben für die Physiologie nicht weniger gethan als ebensoviele Physiologen vom Fache. Es ist nur hiermit gemeint, dafs es an der Zeit wäre, dafs die Physiologie die Gröfse ihrer Aufgabe aussprechen, und so weit es ihre Reife zuläfst, ihren Bau in diesem streng wissenschaftlichen Sinne ausführen möchte.

Purkinje.

LXIX.

Chronik der Stadt Landshut in Baiern von Alois Staudenraus. I—III. Theil. Landshut, 1832. Druck und Verlag der Buchhandlung von Joseph Thomann. kl. 8.

Wir heben zunächst die Hauptresultate aus dieser Schrift hervor. Landshut erhob sich aus ursprünglichen Ansiedelungen altbojarischer Familien, auf welche noch uralte in der Umgebung der Stadt neuerdings (1823) entdeckte Grabmäler hindeuten, um das Jahr 1181. durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, den Stammvater des Baierischen Regentenhauses, zu einer stadtähnlichen Anlage, und erhielt zugleich damals seinen bedeutungsvollen Namen: Schirm und Hut des Landes; ein Name, der ihm mit um so grösserem Recht ertheilt werden konnte, als die Wittelsbacher schon um has Jahr 1170. aus uralten Trümmern (wahrscheinlich Slawischen Ursprungs) auf dem Berge dicht über der Stadt eine Warte oder Hut, die Trausnitz, errichtet hatten. Bereits unter Otto's Nachfolger, Ludwig I, ward die Häuseranlage unten im Thale und oben am Berge zur förmlichen Stadt erhoben, und mit stattlichen Freiheiten beschenkt. Sowohl von dem Hoflager von Kellheim, als auch von andern Orten, zogen Anbauer und Einwohner herbei, und die Stadt erfreute sich bald einer gedeihlichen Zunahme an Bevölkerung und Wohlstand. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Herzog Otto dem Erlauchten, wurde im Jahre 1230. die Hofhaltung von Kellheim in die Trausnitz versetzt, wodurch Landshut zur Residenz erhoben ward und in kurzer Zeit an Wohlhabenheit, schönen Gebäuden, Einwohnerzahl u. s. w. bedeutend zunahm. Als in Folge der gleich nach seinem Tode durch seine beiden Söhne, Heinrich I. und Ludwig, vorgenommenen Theilung des Landes in Ober- und Niederbaiern, dem Ersteren das Unterland zugefallen war, behielt derselbe Landshut als Residenz bei, und ertheilte ihm am 17ten August 1279. durch einen Freiheitsbrief, die „*Charta magna*" der Stadt, außer andern Gerechtsamen eine eigene städtische Gerichtsbarkeit in allen bürgerlichen und peinlichen Fällen, diejenigen allein ausgenommen, worauf die Todesstrafe steht.

Im Jahr 1506. nach der Vereinigung Niederbaierns mit Oberbaiern, hörte Landshut zwar auf, eine Residenzstadt zu sein, allein die Hauptstadt des Unterlandes blieb es doch stets. Auch waren die oberländischen Herzöge der Bügerschaft immer sehr gewogen, und trachteten, so gut sie konnten, die Bürger für den Verlust eines so grofsen Vortheils zu entschädigen. Sehr hart bedrängt wurde Landshut, welches stets seinem angestammten Regentenhause, sowie dem katholischen Glauben treu geblieben war, durch die Schweden im dreifsigjährigen Kriege, vom Jahre 1632 — 1648. Der ehemalige Wohlstand der Stadt wurde damals fast für immer vernichtet; wenigstens hat sich Landshut seitdem nie ganz wieder erholen können. Eine Periode schwerer Prüfungen waren für dasselbe auch die Zeiten der neuern Französischen Kriege; doch ward gerade während dieser Kriegsunruhen im Jahre 1800. die hohe Schule von dem befestigten Ingolstadt, wo man sie den Stürmen allzusehr preisgegeben glaubte, nach Landshut versetzt, und blieb auch daselbst bis 1826, wo sie bekanntlich nach München verlegt wurde.

So ist die politische Geschichte Landshuts meist in die allgemeine Geschichte Baierns verflochten, tritt dagegen fast gar nicht mit der allgemeinen Deutschen Reichsgeschichte in Berührung; kaum dafs wir von Landtagen hören, die hier der Türken wegen u. s. w. gehalten wurden. Die Verhältnisse der Stadt zu ihren Regenten waren, einen Versuch zu einer Verschwörung im Jahr 1410. unter Herzog Heinrich III. ausgenommen, meist friedlicher Natur. Wenn Erstere die Stadt mit einer Reihe von Freiheitsbriefen begnadigten, waren ihnen dafür die Bürger im Frieden wie im Kriege mit Gut und Blut zugethan. Auch die Reformation, welche in so vielen andern Städten Deutschlands ein eigenthümliches und höchst bewegtes Leben hervorrief, blieb hier ohne allen Einfluſs, wenn auch nicht ganz ohne Anhang. Die Baierische Regierung war zu eifrig bemüht, die Lehren der katholischen Kirche, wie im ganzen Lande, so auch hier, aufrecht zu erhalten und jeder Neuerung in religiösen Angelegenheiten den Zutritt zu wehren. So viel Ruhe und so wenig Abwechslung in den äuſserlich politischen Verhältnissen bietet natürlich der Geschichtserzählung einen im Ganzen weniger interessanten Stoff dar; eigentlich anziehend sind hauptsächlich nur die durch ihre tragischen Scenen ergreifenden Zeiten des

dreissigjährigen Krieges. Von vielem Interesse ist dagegen fast durchgängig die Geschichte der innern Verhältnisse, der Sitten und der Kultur im Allgemeinen. Eine grofse Rolle spielt hier natürlicherweise die Geschichte der Kirchen, Klöster, frommen Stiftungen und kirchlichen Einrichtungen überhaupt. Mit ausgezeichneter Liebe für das Alterthümliche hat indefs H. Staudenraus auch die übrigen innern Verhältnisse jeder Art behandelt, als: Handel, Gewerbfleifs, Zunftwesen, polizeiliche Einrichtungen, Kriegswesen, Bürgerleben und Sittenzustand im Allgemeinen, Wissenschaften und Künste u. s. w. Nur hätten wir der Entwicklung der bürgerlich-politischen Verfassung der Stadt mehr Ausführlichkeit und Deutlichkeit gewünscht. H. St. hat sich übrigens durch dieses Werk ein um so gröfseres Verdienst nicht blofs um seine Landsleute, sondern auch um die historische Litteratur überhaupt erworben, als seine Chronik eigentlich die erste ist, welche wir von Landshut besitzen. Die frühere von Reithofer ist nicht nur von geringem Umfange, sondern auch nur in wenigen Exemplaren verbreitet.

Als Hauptquellen benutzte H. St. I) das Stadtarchiv, und zwar hier vorzüglich: 1) die Urkunden und Freiheitsbriefe der Stadt im Original seit 1279; 2) das Buch der alten Stadtordnungen, Zünfte u. s. w., im Jahr 1676. neu kopirt; 3) ein dergleichen späteres Buch von den Stadtordnungen; 4) *Fasti consulares Landshutani*, d. i. Jahrbücher des Stadtraths durch den Stadtschreiber Hans Vetter (†. 1516); 5) alte Magistratsverzeichnisse; 6) die Stadtkammer-Rechnungen, Stiftungsurkunden und Akten u. s. w. — II) Die obere Registratur des Königl. Kreis- und Stadtgerichts mit den übrigen Raths- und Brief-Protokollen, bis zur Auflösung des alten Magistrats. — III) Die neuere Registratur, im Amtslokal des Magistrats, mit den daselbst zur Stadtgeschichte gehörigen Akten. — IV) Das Archiv des h. Geistspitals u. s. w. Dem unermüdlichen Forschungsgeiste des H. St. verdanken wir selbst die Entdeckung mehrerer hundert Urkunden, welche auf dem Dachboden des alten Rathhauses, der Zerstörung preisgegeben, verborgen lagen.

Den, auf diese Weise hauptsächlich, mit vieler Mühe selbst zusammengetragenen Stoff behandelte H. St., soweit er besonders die äufsere politische Geschichte betrifft, annalistisch, d. i., er berichtet das von Jahr zu Jahr Vorgefallene nach Art der älteren Chroniken in einem schlichten, anspruchlosen, jedoch gefälligen Stile, wobei er sich sehr oft auch der Worte seiner urkundlichen Quellen bedient. Die inneren Verhältnisse entwickelt er theils in besondern, gröfsere Zeiträume umfassenden Abschnitten, theils liefert er darüber in zahlreichen Beilagen manche höchst interessante Urkunden, ganz oder im Auszuge.

Möchte sich H. St. gleich wie er mit lobenswerthem Fleifse diesen reichen Stoff zusammengetragen hat, sich nun auch das Verdienst erwerben, denselben in historisch-pragmatischer Weise darzustellen, und dabei mit Uebergehung alles dessen, was *lediglich* lokales Interesse hat, die wichtigsten Momente in einer anziehend detaillirten Darstellung hervorzuheben. Das allgemeine Publikum würde ihm ohne Zweifel dafür eben so grofsen Dank wissen, als seine Landsleute für die specielle Aufzeichnung alles dessen, was sich in ihrer Drei-Helmen-Stadt von Anbeginn an mehr oder minder Merkwürdiges ereignet hat.

Dr. Georg Lange.

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

LXX.

Goethe's Faust. Zweiter Theil der Tragödie. Goethe's nachgelassene Werke, Bd. I. Stuttgart und Tübingen, 1832. 344 S. 12.

Goethe begann nichts, wenn ihm nicht das Ganze des Werkes vorschwebte. Diese planvolle Bestimmtheit erhielt ihm unverwüstliche Anhänglichkeit an von ihm ergriffene Stoffe; es waren Elemente seines Daseins, die für ihn, weil sie sein Innerstes ausmachten, unsterblich waren. Er konnte sie in der ausführenden Entwicklung auf Jahre verlassen und doch gewiſs sein, daſs die Neigung zu ihnen ihm immer wiederkehren, daſs das Interesse daran ihn stets von Neuem beleben würde. Durch diese Tiefe der Konception erhielt er sich die anfängliche Stimmung bis zu Ende frisch; er brauchte nicht zu fürchten, daſs ihm das Feuer der ersten Begeisterung erlöschen möchte; zu den verschiedensten Zeiten konnte er sein Werk mit immer junger Kraft wieder aufnehmen. So haben ihn im Kreise seiner poetischen Arbeiten zwei Dichtungen durch das ganze Leben begleitet, die in innerem Gegensatz zu einander stehen. Die eine schildert einen talentvollen, aber unselbstständigen Menschen, der sich, der Bildung bedürftig, bald an diesen, bald an jenen anschlieſst, geistig selbstständig zu werden. Dies Bestreben führt ihn in die Breite des Lebens, in mannigfache Verhältnisse, denen er die Seele abzugewinnen und sich anzueignen trachtet; es ist Wilhelm Meister. Die andere ist das Gemälde einer absolut selbstständigen Persönlichkeit, die in einsamer Hoheit ihre Herrschermacht ausgebildet hat und die Welt sich kühn zu unterwerfen trachtet; es ist Faust. In der Gestaltung beider Stoffe findet sich ein entschiedener Wendepunkt, der in dem ersteren durch die Wanderjahre, im zweiten durch den zweiten Theil der Tragödie bezeichnet wird. Bis dahin herrschen in Wilhelm Meister wie in Faust subjektive Zustände, deren Stufenfolge sie nach und nach zu höheren Ansichten und Zwecken läutert; die Verlobung mit Natalien schlieſst für den einen, Gretchens Tod für den anderen die Welt jugendlich ungestümer Sehnsucht; der eine tritt in die bürgerliche Gesellschaft und ihre vielverzweigte Thätigkeit mit der ernsten Tendenz, alle Momente dieses Daseins zu umfassen, Erwerbung, Erhaltung, Verschönerung des Eigenthums, Verklärung, Veredelung der geselligen Verhältnisse schaffen zu helfen; der andere nimmt auch eine praktische Richtung, aber vom Gipfel der Gesellschaft aus, vom Standpunkte des Staates selbst. Wenn daher in den Lehrjahren und in der Tragödie erstem Theil wegen des Ueberwiegens subjektiver Zustände eine innigere Verflechtung der Personen und ein leidenschaftliches Pathos nothwendig ist, so zeigt sich in den Wanderjahren und in der Tragödie zweitem Theil eine Alles ermäſsigende Besonnenheit, eine kühle Absichtlichkeit; die besonderen Elemente werden scharf charakterisirt, aber die Personen erscheinen mehr als Träger allgemeiner Zwecke, in deren Vollbringung ihre Persönlichkeit und Eigenheit aufgeht; das Allgemeine und dessen Sprache ist ihr Pathos und das Interesse an ihrer Geschichte, das früherhin so bedeutend fesselt, stumpft sich ab.

Faust haben wir vor unseren Augen von Fragment zu Fragment wachsen sehen. So lange nur der erste Theil der Tragödie da war, bestanden zwei Ansichten derselben. Die eine behauptete, so, in dieser Abgerissenheit, ein wundervoller Torso, sei sie, was sie sein solle; nur als Fragment könne dies groſsartige Gedicht die Welt spiegeln, um anzudeuten, daſs der Mensch das Universum immer nur unvollständig, einseitig ergreifen könne; wenn nun der Dichter die Geheimnisse der Welt berühre, jedoch die volle Lösung unterlasse, so sei das Räthselhafte, Ahnungsreiche eben das ächt Poetische, unendlich Reizende, wahrhaft Mystische

Diese Ansicht galt besonders deshalb für geistreich, weil sie Jedem Spielraum liefs, Jeden aufforderte, in seiner Ahnung die Umrisse weiterzugestalten, denn weder philosophisch noch künstlerisch liefs sie sich gründlich vertheidigen. Dem Wissen ist es nicht um halbe Erkenntnifs, der Kunst nicht um Halbheit der Ausführung, um Unvollständigkeit zu thun. Hat z. B. Dante in seinem Weltgedicht irgend ein Element der Natur, der Geschichte verabsäumt, hat er nicht alle mit gleichmäfsiger Beharrlichkeit im entsprechenden Ebenmaafs hindurchgeführt und wollte man sagen, dafs sein Gedicht ohne diese Vollendung höher stehen würde? Umgekehrt soll man es als einen Vorzug preisen, dafs z. B. Novalis' Ofterdingen fragmentarisch, skizzenhaft geblieben ist? Es wäre dies gerade so, als wenn man den Kölner Dom, würde er fertig ausgebauet, nicht mehr wie jetzt bewundern dürfte.

Eine andere Ansicht meinte, es sei allerdings ein zweiter Theil der Tragödie möglich und es entstand die Frage, wie soll man sich diese Möglichkeit denken? Hier zeigte sich wieder entgegengesetzte Auffassung. Nach der einen mufste Faust untergehen; Versöhnung mit Gott gezieme dem nordischen Wesen dieses Titanischen Charakters nicht; der zähneknirschende Trotz, die unersättliche Friedenlosigkeit, der zermalmende Zweifel, die himmelverachtende Unbändigkeit müfsten ihn der Hölle überliefern. Hierin sprach man den Geist der alten Sage aus, wie das Volksbuch einfach aber erschütternd sie erzählt, wie der Engländer Marlowe sie so vortrefflich in seinem *Doctor Faustus* gedichtet hatte. Allein auf den Goethe'schen Faust konnte man dies nicht gut anwenden, denn dieser hatte eine Veränderung der alten Sage im Sinn; so behauptete denn eine andere Partei, Faust müsse gerettet werden. Die Andeutung des Dichters im Prolog führe dazu hin, Gott könne nicht gegen den Teufel die Wette verlieren und Faust's Untergang würde eine blasphemische Ironie der göttlichen Vorsehung sein. In einer Zeit, wie die unsrige, welche zwar nicht das Bewufstsein und die Anerkennung des Bösen, wohl aber den Glauben an einen aparten Teufel aufgegeben hat, welche nicht blofs Bestrafung, auch Besserung der Verbrecher bezweckt, welche sogar die Todesstrafe aufheben, die Sühne des Mordes also ganz in das Innere und die auflösende Macht des Geistes verlegen will, fand diese Behauptung von der Nothwendigkeit einer Versöhnung Faust's vielen Anklang. Allein wie sollte die Poesie einen solchen Uebergang von innerer Entzweiung zu himmlischem Frieden darstellen? Hier meinten Einige, da Faust's Verzweiflung ursprünglich von der Wissenschaft ausgehe, die ihm nicht gewährt, was sie zuerst verheifsen, da durch den Skepticismus vorzüglich sein kindlicher Glaube zerstört worden, so müsse er durch den wissenschaftlichen Begriff der Wahrheit, der christlichen Religion errettet werden; ächt spekulative Philosophie müsse ihn mit Gott, mit der Welt, mit sich, wieder versöhnen. Freilich, gestanden sie, sei dieser Procefs — das Studiren und Spekuliren — poetisch nicht darstellbar und deswegen ein zweiter Theil des Faust nicht zu erwarten. Andere, besonders Dichter, nahmen Faust allgemeiner; nicht blofs die Wissenschaft, das ganze Leben sollte er durchdringen; das vielfachste Handeln sollte ihn bewegen und der Schweifs der Arbeit die Bufse sein, die ihm den Frieden brächte und ihn die vom Herrn verheifsene Klarheit gewinnen liefse. Manche versuchten sich auch an einer Reihe von Scenen; Pfizer am grofsartigsten; Schöne zu bunt und planlos; Hoffmann sich immer vergreifend und schon durchlebte Zustände wieder erneuend; denn ist wohl die fade Liebesgeschichte Faust's mit dem sentimentalen Fräulein Klara etwas anders als die formloseste Karrikatur von Faust's Liebe zu Gretchen? —

Wie nun der Dichter selbst einen zweiten Theil zum ersten bringen, welchen Standpunkt er selbst einnehmen würde, blieb ein Geheimnifs. Jetzt ist es entsiegelt; vollendet ist die Dichtung vor uns aufgerollt; mit staunendem Blick stehen wir vor ihr, mit klopfendem Herzen lesen wir und mit schüchternster Bangigkeit, von tausend Gefühlen und Ahnungen angeregt, wagen wir, uns die Absicht des grofsen Meisters vorläufig zu verdeutlichen; vorläufig, denn es werden Jahre verschwinden, bevor der Sinn des weltumfassenden Gedichtes sich völlig entschleiert.

Der erste Theil hatte uns Faust zuerst in seiner stillen Zelle, im Studium aller Wissenschaft gezeigt. Die Resultate seines Forschens befriedigten nicht den grenzenlos Strebenden und experimentirend verband er sich dem Teufel, ob dieser vielleicht ihm Stillung des rasenden Dranges schaffen möchte. So stürzte er in's Leben. Irdischer Genufs umgab, Liebe fesselte ihn, Begierde trieb ihn zu raschen, zu bösen Thaten; in der tollen Walpurgisnacht erstieg er den Gipfel wüster

Weltlichkeit. Aber tiefer, als der Teufel wähnte, fühlte Faust für Gretchen, er verlangte Rettung der Unglücklichen, mufste aber erfahren, wie Er nicht Rettung bringen konnte, sondern wie nur Duldung der Strafe des Verbrechens dem zerrütteten Gemüth den Frieden wieder zurückzugeben im Stande war. Die einfache Liebesgeschichte hielt hier Alles dramatisch zusammen. Man konnte den Prolog im Himmel, die Hexenküche, mehrere kontemplative Scenen, die Walpurgisnacht fortlassen und erhielt doch ein theatralisches Ganze von bedeutender Wirkung.

Das Verhältnifs zu Gretchen, ihr Tod, hatte Faust über alles Subjektive hinweggehoben. In der Fortsetzung seines Lebens konnten nur objektive Verhältnisse den Ausgangspunkt seines Handelns bilden. Der lebendige, frische Hauch des ersten Theils entsprang eben daraus, dafs alles Objektive, Allgemeine von dem subjektiven Interesse aus erfafst wurde; im zweiten Theil steht das Allgemeine, das Objektive voran; die subjektiven Interessen treten nur unter seiner Voraussetzung auf; die Form wird allegorisch. Es fehlt an einer Geschichte, an einer sich in sich abrundenden Handlung und daher an der dramatischen Wärme, welche durch alle Scenen des ersten Theils pulsirt. Die Einheit, welche sich durch das Gewebe der mannigfaltigen Situationen hindurchschlingt, ist die allgemeine Tendenz des Faust, durch Arbeit sich ein Genügen zu schaffen. Mephistopheles hat nicht mehr die Stellung eines durch seinen grofsen Verstand und seine affektlose Kälte Uebermächtigen, der Faust's Streben bitter verhöhnt, sondern er erscheint mehr als ein kräftiger Gesellschafter, der für die Zwecke Faust's die materiellen Mittel gewandt herbeischafft und nur auf den Augenblick lauert, wo Faust gesättigt zu sein bekennen soll. Aber Faust's Streben ist unendlich; jedes erreichte Ziel wird wieder überflogen; nirgends, nicht in der Gesellschaft, nicht in der Natur, nicht in der Kunst, nicht im Kriege, nicht in der Betriebsamkeit rastet er; nur der Gedanke der Freiheit, das Vorgefühl des Glücks, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn, durchzuckt den Greis mit momentaner Befriedigung — und er stirbt. Auf Gemälden und Holzschnitten des Mittelalters findet man Darstellungen von Sterbenden, wo auf der einen Seite des Todtenlagers Teufel, auf der anderen Engel die scheidende Seele begierig erwarten, sie an sich reifsen. Diese uralte Vorstellung eines Neides und Zwistes der Engel und Teufel um den Menschen hat Goethe erneuet. Mephistopheles rüstet sich mit seinem teuflischen Heer, Faust's Seele zur Hölle zu entführen, vergifst sich aber in einem unnatürlichen Gelüsten und die Engel tragen Faust's Unsterbliches zur Höhe, wo die Beruhigung und Verklärung des Sterbenden beginnt.

Eine solche allegorische Anlage konnte nicht anders als in grofsen Massen sich entfalten; die Gliederung jeder Masse in sich, so dafs alle Momente des zu Grunde liegenden Hauptgedankens hervortraten, ward die eigentliche Aufgabe der Komposition. Der erste Theil konnte auch wohl allegorisch genannt werden, weil er im Einzelnen das allgemeine Wesen des Geistes reflektirt; aber man konnte es von ihm nicht in anderem Sinne, als von jeder Dichtung sagen; Allegorie in engerem Sinne war nicht da; die Gestalten hatten alle Fleisch und Blut und man fühlte keine Absicht. Im zweiten Theil treibt sich Alles in das wirklich Allegorische, wozu Goethe, je älter er wurde, desto mehr Neigung bekommen zu haben scheint; die Xenien, die Trilogie der Leidenschaft, die Lieder zur Loge, die Maskenzüge, Epimenides' Erwachen, die Pflege der Morgenländischen Manier, alles dies ging von einer didaktischen, sich gern in Gnomen, Bildern und symbolischen Gestalten aussprechenden Richtung aus. Mit bewundernswerthem Scharfsinn hat Goethe immer die charakteristischen Bestimmungen des Begriffs zu treffen und in zierlicher, lebendiger Sprache zu enthüllen gewufst; indessen liegt es in der Natur solcher Dichtungen, dafs sie mehr die Reflexion als das Gemüth ergreifen, und es dürfte sich voraussehen lassen, dafs der zweite Theil des Faust nie die Popularität des ersten erlangen, dafs er nicht, wie dieser, die Nation entzücken, sie über sich selbst zum Bewufstsein bringen, fortbilden, sondern stets ein gewisses esoterisches Dasein haben werde. Manche werden auch durch die mythologische Gelehrsamkeit des zweiten und dritten Aktes abgestofsen werden, um so mehr, je weniger sie durch die Dialektik einer Handlung sich entschädigt sehen; indessen würden wir den Dichter gegen diesen Vorwurf unbedenklich in Schutz nehmen; ein Gedicht, was den unermefslichen Weltstoff zu bezwingen hat, kann sich in dieser Hinsicht nicht beschränken. Was hat nicht Dante seinen Lesern an Gelehrsamkeit zugemuthet? Demüthig hat man sie sich zum

Verständniſs seines Gedichtes zu erwerben gesucht, in der Gewiſsheit, reich belohnt zu werden; der Tadel, den man deswegen krittelnd erhoben hat, ist nie durchgedrungen. Ja, solche Tadler würden hier vergessen, was schon der erste Theil des Faust zu lernen genöthigt hat. — Mit dieser Verschiedenheit der Anlage muſste auch der Stil sich ändern. Statt des dramatischen Pathos ist, weil es an Handlung fehlt, das Beschreiben, Erklären, Andeuten nothwendig geworden und statt des lebendigen Wechsels des Dialogs ist das Lyrische umfangreicher geworden, um die Elemente des gewaltigen Weltlebens einfach verkörpern zu können. Die Naturschilderungen verdienen vorzüglich hervorgehoben zu werden. Die verschwenderischste Phantasie, die tiefste Empfindung, die genaueste Kenntniſs und bestimteste Anschauung bis in das Einzelne hinab waltet in allen diesen Gemälden mit unbeschreiblichem Zauber. — Wir wenden uns nun zu einer kurzen Inhaltsangabe der einzelnen Akte. Bei einer ausführlicheren Darstellung würden wir die Stellen, in welche sich die Kraft der besonderen Entwicklungen zusammendrängt, eigends hervorheben, in diesen Umrissen glauben wir uns aber mehr an die Aufspürung des allgemeinen Sinnes halten zu müssen. Durch einzelne Verse und Gesänge aber die wundervolle Schönheit der Sprache, namentlich in den lyrischen Partieen darzuthun, würde uns eben so überflüssig vorkommen, als jenes Bemühen, durch Anekdoten von seltsamen Fügungen das Dasein einer göttlichen Versehung beweisen zu wollen.

Der erste Akt führt uns in das gesellschaftliche Leben; eine Menge Gestalten gehen an uns vorüber, die verschiedensten Wünsche, Meinungen und Stimmungen werden laut; doch waltet durch das verworrene Treiben eine geheime Einheit, die wir bald näher werden kennen lernen. — In anmuthiger Gegend, auf blumigen Rasen gebettet, sehen wir Faust einsam, von wilden Schmerzen zerrissen, Ruhe, Schlaf suchend. In reinem Mitleid, gleichgültig, ob der Unglückliche heilig oder böse, umschweben ihn Elfen und wiegen ihn ein, damit, was geschehen, in die Lethe des Vergessens getaucht werde. Anders ist ein Fortleben, Fortstreben nicht möglich. Der Geist hat die Kraft, von seiner Vergangenheit sich loszumachen, sie hinter sich zu werfen und als ein Nichtgewesenes zu behandeln. Doch reicht dies negative Thun für seine Freiheit noch nicht aus, das positive muſs sich ihm verbinden: die Sonne neuer Thätigkeit, frischen Wirkens, vor welchem das stille In-sich-versinken der nächtlichen Ruhe, die Verflüchtigung aller Gefühle und Gedanken im auslöschenden Schlummer verschwindet, geht mit „ungeheurem Getöse" auf. Der erwachte Faust fühlt alle Pulse frisch lebendig schlagen. Zwar blendet ihn der Glanz des reinen Sonnenlichtes, der Sturz der Wasser durch die Felsenriffe macht ihm seine Unruhe, aber aus dem Sonnenlicht und dem Silberstaub des Strudels erzeugt sich der ewig bewegte, doch ruhig schimmernde, farbenreiche Bogen: er ist das Leben. Nach dieser Ermuthigung zu neuem Wagen und Wirken empfängt uns der kaiserliche Hof, wo die Mummenschanz fröhlich gefeiert werden soll. Aber zuvor schlagen dem Kaiser von allen Seiten die prosaischen Klagen des Kanzlers, Marschalls, Heermeisters, Schatzmeisters an das Ohr, wie es dem Staat am Kitt aller Verhältnisse, an Geld fehle; für den Verkehr, für den Genuſs, den Luxus sei das schlichte Geld die unentbehrliche Basis. Da drängt sich Mephistopheles als Narr an die Stelle des alten, eben verblichenen Hofnarren ein und macht Hoffnung, verborgene Schätze zu heben; dem Kanzler scheint ein solcher Weg nicht recht christlich, die Menge erhebt das Gemurmel des Verdachtes, der Astrolog aber erörtert die Möglichkeit — und man läſst sich den Vorschlag gefallen. Nach dieser beruhigenden Aussicht kann die Maskerade erfolgen, ohne daſs heimliche Beklemmung ihren Jubel trübte. Auf heitere Weise stellt sie das Wesen der Gesellschaft dar. Keiner ist, was er zu sein scheint, jeder hat sich in ein ihn selbst verhüllendes Gewand geworfen, jeder weiſs auch vom Anderen, daſs er nicht ist, wofür seine Form, seine Rede ihn ausgiebt; dies Bemühen, sein eigenstes Dasein zu verbergen, sich in ein anderes hineinzuverstellen und hinüberzuträumen, sich Anderen in aller Offenbarkeit zum Räthsel zu machen, ist der tiefste, piquanteste Reiz der geselligen Interessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

Goethe's Faust. Zweiter Theil der Tragödie. Goethe's nachgelassene Werke, Bd. I.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft will sich geniefsen; sie vereinigt sich mit Hingebung zum festlichen Spiel und verbannt den rohen Egoismus, dessen etwaige Ausbrüche der Herold scharf abweis't: aber im Stillen bleibt doch bei Jedem eine gewisse auf irdische Zwecke gerichtete Absichtlichkeit: die jungen Florentinerinnen wollen gefallen, die Mutter wünscht, dafs das Töchterchen sich einen Mann erobere, Fischer und Vogelsteller locken den Fang, die Holzhauer, Pulcinelle und Parasiten suchen sich so gut sie können geltend zu machen, der Betrunkene vergifst Alles über seine Flasche, die Poeten, die Alles besingen könnten, überschreien einander in ihrer Eifersucht und dem Satiriker bleibt kaum zu einem dürftigen Sarkasmus Raum. Die folgenden allegorischen Figuren stellen uns die inneren Mächte vor, welche das gesellschaftliche Leben bestimmen. Voran erscheinen die Grazien, denn mit Anstand sich zu benehmen ist die erste Forderung der Geselligkeit; ernster sind die Parzen, der beständige Wechsel der Dauer; doch wirken sie nur mechanisch, die Furien aber, wenn sie auch als hübsche Mädchen kommen, dynamisch durch Erregung der Leidenschaften. Hier gilt es zu siegen: die Victorie thront hoch auf einem sicherschreitenden Elephanten, den die Klugheit mit gewandtem Stäbchen lenkt, während Furcht und Hoffnung an den Seiten einhergehen; zwischen ihnen schwankt die That, bis sie die stolze Ruhe des Sieges erreicht. Doch selbst, ist dies geschehen, so bricht der zänkische, häfsliche Thersites vor, die Herrlichkeit der Victorie mit seinen bissigen Schmähungen zu begeifern. Allein die Verläumdung dringt nicht völlig durch. Der Herold, der regelnde Verstand, die Gerechtigkeit, weifs die entstehenden Unebenheiten und Verwirrungen auszugleichen und den gallichten Schwätzer so zu treffen, dafs er berstend als Otter und Fledermaus davonhuscht. Allmälig kehrt die Gesellschaft zu ihrer äufseren Grundlage zurück; das Gefühl des Reichthums mufs ihr das unerschöpfliche Behagen sichern. Allein der Reichthum ist ein doppelter, der irdische des Geldes, der himmlische der Poesie. Beide müssen in der Gesellschaft sich verbinden, wenn sie sich nicht matt und schwach fühlen soll. Der Knabe Lenker, d. h. die Poesie, welche in allen Verhältnissen des Lebens ein Unendliches hervorzukehren, durch dasselbe das Gemüth zu erweitern, zu erheben, zu beruhigen versteht, wird von Plutus, dem Gott des gemeinen Reichthums selbst als der anerkannt, der da giebt, wo er geben zu können zu arm ist. In übermüthiger Jugendfülle, keck mit der Peitsche umherschnippend, fährt der holde Genius, der alle Herzen lenkt, mit flügelschnellen Rossen durch die Menge. Des Plutus Hanswurst, der abgemagerte Geiz, wird von den Weibern lustig verspottet; die Poesie entzieht sich, von dem väterlich liebreichen Plutus gemahnt, dem Getümmel, das sich um die goldenen Schätze erhebt. Gnomen, Riesen, Satyrn, Nymphen dringen mit bacchantischem Toben ein; irdische Begier durchglühet die Gesellschaft und sie feiert den grofsen Pan, die Natur, als ihren Gott, als den Spender kräftigen Reichthums und derber Lust. Ein wirbelnder Taumel droht Alle zu ergreifen, eine ungeheure Flamme leckt züngelnd überall umher, allein des Kaisers Majestät, die ihrer selbst bewufste menschliche Gröfse, vernichtet das gaukelnde Spiel und stellt die Besinnung wieder her.

Doch wozu Mephistopheles sich verpflichtet hat, das hält er auch; durch frische Summen die Gesellschaft wiederzubeleben gelingt ihm, doch, seinem Wesen gemäfs, nicht dadurch, dafs er mit der Wünschelruthe im Inneren der Berge vergrabene Schätze höbe, sondern dadurch, dafs er Papiergeld macht. Von reellem Metall ist freilich nichts daran, aber die Wirkung

ist die nämliche, denn in der Gesellschaft beruht Alles auf der Willkür der Annahme; dadurch ist ihre Erhaltung und Belebung aus ihr selbst heraus vollkommen garantirt und ihre Autorität, hier vom Kaiser repräsentirt, hat unendliche Kraft. Die papiernen Scheine, dies von der luftigen Phantasie geprägte Geld, verbreiten überall Vertrauen, Glück und heiteres Genieſsen. Es zeigt sich, daſs es gar nicht an Mitteln zum Wohlsein, an Vorrath zum Essen und Trinken, nur an der Form gefehlt hat, den bereiten Stoff in Bewegung zu setzen und ihn in die Metamorphosen der Cirkulation einzuflechten. Mit Behagen berichten Kanzler, Marschalk, Heermeister, Schatzmeister vom vortrefflichen Zustand des Heeres und der Bürger; ungemessene Geschenke entzünden die üppigste Laune von den Groſsen des Reiches an bis zum Pagen und Narrn herunter und in solcher Fröhlichkeit kann man unbedenklich nach neuem Genuſs sich umsehen.

Weil die Gesellschaft in der Hervorbringung des Scheines ihr Wesen hat, strebt ihre innere Unruhe zum Künstlichen; jeder fühlt sich am wohlsten, wenn er gekannt unerkannt bleibt und so entwickelt sich die Neigung zum Theatralischen; denn vom Dramatischen ist hier nicht die Rede. Das Theater versammelt die müſsige Menge vor sich, sie hat nichts zu thun, als nur zu sehen, zu hören, zu vergleichen und zu urtheilen. Der Kaiser wünscht, daſs der groſse Magus Faust ihm und dem Hof ein Schauspiel gebe, Paris und Helena zeige. Unmittelbar kann Mephistopheles nichts dazu thun; auf einer finsteren Gallerie im Gespräch mit Faust erklärt er ihm, daſs er selbst die Gestalten schaffen und deswegen zu den Müttern gehen müsse. Faust schaudert bei diesem Namen. Mephistopheles giebt ihm einen kleinen aber gewichtigen Schlüssel, mit welchem er im Schattenreich der Mütter auf einen glühenden Dreifuſs zugehen und diesen zurückbringen solle; Weihrauch darauf entzündend, würde er alsdann jede ihm beliebige Gestalt erschaffen können. Als Grund, warum er sie zu bilden unfähig sei, giebt Mephistopheles ausdrücklich an, daſs er wohl mit kielkröpfigen Zwergen und Hexenfrazzen zu Diensten stehe, nicht aber mit Heroinen, und daſs das Heidenvolk seine eigene Hölle habe, die ihn nichts angehe. Und doch hat er den Schlüssel dazu, ist damit nicht unbekannt? Und warum schaudert Faust bei dem Namen Mütter? Wer sind diese Frauen, von denen so geheimniſsvoll gesprochen wird? Wollte man sagen, es sei die Phantasie, so würde nicht von Müttern die Rede sein können; wollte man sagen, es wäre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so würde der Schauder Faust's nicht hinlänglich sich erklären, denn wie sollte ihn die Zeit so entsetzen? Nach den Prädikaten, welche den Müttern beigelegt werden, wie sie im Schrankenlosen mit allen Bildern der Kreaturen den geschäftigen Sinn ewig unterhalten, wie aus den Schatten, die sie in tausendfältigem Wandel umgeben, aus diesem Sein, das Nichts ist, Alles wird, wie aus ihrer leeren, einsamsten Tiefe doch das lebendige Dasein an die Fläche der Erscheinung tritt, nach solchen Bezeichnungen hat man sich wohl kaum etwas Anderes, als die Welt der reinen Gedanken unter diesem Reich der Mütter vorzustellen. Diese Erklärung könnte auf den ersten Anblick befremden; es darf aber für Gedanke nur Idee gesetzt, es darf nur an die Platonische Ideenwelt erinnert werden, um sich schon besser zurecht zu finden. Sind die ewigen Gedanken, die Ideen, sind sie nicht der stille, schattenhafte Abgrund, dem das blühende Leben entkeimt, in dessen finsterer, bewegter Tiefe seine Wurzeln fuſsen? Mephistopheles hat den Schlüssel dazu, denn der Verstand, das negative Bestimmen ist nothwendig, um nicht in der unendlichen Allgemeinheit des Denkens unterzugehen; er selbst ist aber nur das Negative und deshalb vermag er eine wirkliche Idee, die Schönheit, nicht zur Erscheinung zu bringen, sondern muſs dies in seiner diabolischen Unfruchtbarkeit dem Faust überlassen; er kann ihm nur Beschränkung anempfehlen, sich nicht in die Schemen zu verlieren, und ist neugierig, ob er wiederkommen wird. Faust aber schaudert, denn er soll nicht nur irdische Einsamkeit erfahren, wie auf dem grenzenlosen Ocean, wo doch noch Stern an Stern, Welle an Welle, Fischheerden an Fischheerden sich reihen: die innerste Einsamkeit des Geistes, die Zurückgezogenheit in den unscheinbaren, doch allmächtigen Gedanken, die Vertiefung in die ewige Idee wird von ihm gefordert. Wer die Kühnheit dieses Denkens gehabt, wer in die Magie des Logischen und seiner weltdurchherrschenden Dialektik, in dies einfachste Element der unendlichen Gestaltung und Umgestaltung einzudringen gewagt hat, der hat Alles überstanden und Nichts mehr zu fürchten, wie es Homunculus späterhin ausspricht. Indessen Faust der Schönheit nachringt, wird Mephistopheles in hellerleuchteten Sälen von Weibern bestürmt, ihnen

ihre Schönheit und Liebeshändel zu verbessern. Gilt es diesen Punkt, so ist ihnen kein Aberglaube zu krafs, keine sympathetische Kur z. B. ein Fufstritt, zu seltsam und der Schalk äfft sie so lange, bis sie endlich sammt einem weibersüchtigen Pagen ihm doch zu fatal werden. — Hierauf giebt die Bühne durch ihre Dekoration, die Griechisches Bauwerk vorstellt, Anlafs zur Besprechung des antiken und romantischen Geschmacks; Mephistopheles hat humoristisch den Souffleurkasten in Beschlag genommen und so unterhält man sich, bis Faust wirklich erscheint und Paris und Helena im Namen der Mütter aus dem wallenden Rauch sich bilden läfst. Das Publikum ergiefst sich in einen Schwall egoistischer Kritik; die Männer schmähen den unmännlichen Paris, und interessiren sich für Helena; die Weiber bespötteln die buhlerische Schöne mit neidischer Moral und verlieben sich einstweilen in den hübschen Jungen. Als aber Paris die Helena entführen will, stürzt Faust, von tiefster Inbrunst für ihre wunderbare Schönheit ergriffen, auf die Bühne, sein eigen Werk zerstörend. Die Phantome zerstieben, doch bleibt der Vorsatz, Helena zu erwerben.

Der zweite Akt führt uns von wohlbekannter Deutscher Heimath bis zum Grunde des Meeres und seinen mysteriösen Heimlichkeiten. Faust sucht Helena; wo kann er sie, die vollendete Schönheit, anders finden, als in Griechenland? Er sucht sie aber erst und begegnet daher lauter Gestalten, die erst dem natürlichen Dasein sich entwinden, die noch nicht wirkliche Menschheit sind. Ja, weil er die natürliche Schönheit sucht — denn die geistige hat er in Gretchens himmlischem Gemüth genossen — so thut sich uns das ganze Reich der Natur auf; alle Elemente erscheinen nach einander; die Felsen, worauf die ernsten Sphinxe ruhen, worin die Imsen, Daktylen, Gnomen arbeiten, geben den umzirkenden Grund; die feuchten Wasser enthalten in ihrem Schoofs den Samen aller Dinge. Das heilige Feuer umflammt es mit sehnsüchtiger Glut: nach uralter Sage ging Aphrodite aus den schäumenden Wogen hervor. — Zunächst finden wir uns in Wittenberg, in der uralten Behausung, der man an Spinnengeweben, erstarrter Dinte, vergilbtem Papier und Staub wohl anmerkt, dafs viele Jahre verflossen sind. Mephistopheles mufs aus dem alten Flaus, in dessen Umwurf er einst den lernbegierigen Schüler hänselte, die Läuse und Farfarellen herausklopfen, die den alten Patron mit munterem Grufs umschwärmen. Faust liegt auf seinem Bette, schläft und träumt Leda's Geschichte. Während Mephistopheles sich humoristisch und, so gut der Teufel kann, selbst idyllisch amüsirt, während er theilnehmend bei dem jetzigen Famulus nach Wagner sich erkundigt, stürmt eben jener Schüler, der indessen Baccalaureus geworden, herein, um zu sehen, was der Herr mache, der ihm so weise Lehren gegeben, und ihm zu zeigen, wie er selbst ein ungeheuer vernünftiger Mensch geworden sei. Das Alter verachtend, sich als die Morgenröthe eines neuen Lebens preisend, kramt er die Taschen seines idealistischen Standpunktes leer, vermöge dessen er Alles, Sonne, Mond und Sterne lediglich durch die Absolutheit seines subjektiven Denkens erschafft. Mephistopheles, so barsch er ihn anläfst, hört mit Lammesgeduld die sehr weisen Reden an und geht nach dieser erbaulichen Scene in Wagners Laboratorium. Der Gute ist im Hause geblieben und hat sich auf die Chemie geworfen, durch ihre Processe Menschen zu schaffen. Seinem zarten, humanen, anständigen und verständigen Sinne ist die ordinäre Kinderzeugung zu schlecht und unwürdig. Die Wissenschaft mufs den Menschen zeugen; ein reeller Materialismus wird ihn produciren. Eben kommt Mephistopheles, dem Wagner ein Stillschweigen zugewinkt und ihm sein Unternehmen bedeutungsvoll zuflüstert, als in der Glasretorte das hermaphroditische Knäblein, der Homunculus, sich regt. Aber ach! das Künstliche verlangt verschlofsnen Raum. Der Arme kann nur in der Glasretorte leben, die Aufsenwelt ist ihm zu derb und doch hat er den gröfsten Drang, wirklich geboren zu werden. Ein lüsternes allseitiges Vorgefühl des Naturlebens sprühet mit hellem Glanz aus ihm und der Vetter Mephistopheles nimmt ihn mit zur klassischen Walpurgisnacht, wo Homunculus einen günstigen Augenblick zu finden hofft.

Diesen ironischen Scenen folgt die grauenvolle Nacht der Pharsalischen Felder, wo die antike Welt ihr freies Leben beendigte. Diese von trüben Erinnerungen, blutigen Schatten umschwebte Ebene ist das Terrain der klassischen Walpurgisnacht. Faust, von Ungeduld getrieben, Helena zu erlangen, wird von Kunde zu Kunde geschickt, bis Chiron ihn auf seinen Nacken nimmt, der einst die holdeste Schöne getragen, und, mit weidlichem Spott über die Philologen, ihm von den Argonauten, von dem schönsten Manne, von He-

zirkles, von der schönsten Frau, von Helena erzählt, bis er seinen unbändigen Lauf bei der weissagenden Manto anhält, welche den Faust im Olympus zur Helena zu führen verspricht. Mephistopheles irrt indessen unter Greifen, Sphinxen, Sirenen u. s. w. umher. Ihm ist auf diesem klassischen Boden gar nicht recht geheuer; er sehnt sich nach dem trefflichen Blocksberg des Nordens und seinen gespenstischen Frazzen; mit den Lamien denkt er sich einen lüsternen Spafs zu machen, wird aber neckisch ausgehöhnt; endlich kommt er zu den scheufslichen Phorkyaden und staffirt sich nach ihrem musterhaften Vorbild mit Einem Auge und Raffelzahn zum Amüsement aus, d. h. er wird zum absolut Häfslichen, während Faust der höchsten Schönheit sich vermählt. In allen diesen Scenen ist ein Gemisch von Hoheit und Niedrigkeit, von Grausigem und Lächerlichem, von Verdriefslichkeit und Laune, von Räthselhaftem und verständig Klarem, das man für eine Walpurgisnacht nicht bessere Widersprüche wünschen kann. Der Homunculus seinerseits mühet sich zur Geburt zu kommen und schliefst sich an Thales und Anaxagoras, welche sich streiten, ob die Welt auf nassem oder trockenem Wege entstanden. Thales führt den Kleinen zum Nereus, der aber seine Macht den Bittenden verschliefst, theils weil er den Menschen gram geworden, die, wie Paris und Odysseus, immer gegen seinen Rath gehandelt, theils weil er ein grofses Fest feiern will. Hierauf gehen sie zum Proteus, der anfänglich auch zurückhaltend ist, sich aber sogleich für Homunculus interessirt, als er seinen leuchtenden Glanz erblickt, denn dem verwandelnden Feuer fühlt er sich verwandt und nimmt ihn mit sich, mahnend, wie er Alles werden könne, nur Mensch zu werden soll er sich in Acht nehmen, denn es sei die traurigste Existenz. Dazwischen rauscht der Peneios; der erderschütternde Seismos bricht brummend und polternd hervor; die verschwiegen und emsig arbeitenden Berggeister werden wach. Aber immer deutlicher verkündet sich das Wasser als der Schoofs der Dinge; der Festzug der Telchinen weist auf die ehrwürdigen Kabiren; lockend erschallen die Lieder der Sirenen; Hippokampen, Tritonen, Nereiden, Psellen und Marsen tauchen aus dem grünen, perlengeschmückten Grunde hervor; Galathee's und Nereus' Thron wölbt sich über der krystallnen Tiefe; zu ihren Füssen zerschellt der sehnsüchtige Homunculus und strömt, der allbewegende Eros, in strahlenden Flammen aus. Entzückende Gesänge rauschen auf zur Feier der heiligen Elemente.

Der Unterschied dieser Walpurgisnacht von der im ersten Theile liegt darin, dafs für diese das Verhältnifs des Geistes zu Gott das Princip war. In der christlichen Welt ist die erste Frage die nach der Stellung des Menschen zu Gott und darum erschienen hier sich in sich selbst widersprechende, geistig zerrissene, von dem Fluch der Verdammnifs zu allem Gräuel verzerrte Gestalten. Das klassische Leben hatte zu seiner Basis das Verhalten zur Natur; die Götter gingen aus ihr hervor; die geheimnifsvollen Kabiren waren nichts als Werkmeister der Natur. Die Natur findet aber im Menschen ihr höchstes Ziel; in seiner holden Gestaltung, in der Majestät seiner Form beendigt sie ihr Streben und daher sind die Widersprüche der klassischen Walpurgisnacht dem Mephistopheles, der mit Gutem und Bösem zu schaffen hat, zwar nicht so fremd, dafs er nicht seinen Kontakt mit ihnen fühlte, aber sie sind ihm doch nicht recht heimisch. Der allgemeine Widerspruch, den wir treffen und der auch bei Mephistopheles wenigstens im Pferdefufs sich äufsert, ist die Verknüpfung der menschlichen Gestalt mit der thierischen; die menschliche ist erst zur Hälfte da, auf der Erde in den Sphinxen, Oreaden, Sirenen, Centauren, im Wasser in den Hippokampen, Tritonen, Nymphen, Doriden u. s. w. Denn die glänzenden Leiber der letzteren theilen noch die feuchte Wollust ihres Elementes. So breitet sich die Natur in zahllosen Schöpfungen aus, um in dem Menschen, dem seiner selbst bewufsten Geist, sich zu verklären, in ihm den unendlich schwellenden Trieb der Gestaltung zu beruhigen und abzuschliefsen, weil sie über ihn zu keiner neuen Form hinausgeht. Der eingeschlossene Homunculus mit seiner feurig zitternden Strebsamkeit, in eine selbstständige Wirklichkeit überzutreten, ist gleichsam die scherzhaft-wehmüthige Abbreviatur dieser Tendenz, bis er das enge Glas zerbricht und nun ist, was er sein soll, die Vereinigung der Elemente.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 103.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

Goethe's Faust. Zweiter Theil der Tragödie. Goethe's nachgelassene Werke, Bd. I.

(Schlufs.)

Im dritten Akt hat sich Goethe an die alte Sage angeschlossen, wornach Faust durch Mephistopheles Helena zur Konkubine nahm und mit ihr einen Sukkubus, Justus Faust, erzeugte. Gewifs war die Benutzung dieses Zuges sehr schwierig; noch eben in unseren Tagen ist ein Dichter, L. Bechstein, in seinem Faustus daran gescheitert. Er läfst die Helena dem Faust vermählen, sie zeugen auch ein Kind miteinander, aber am Ende, als Faustus sein Testament macht und lieblos von Weib und Kind sich abwendet, entdeckt sich, dafs die Griechische Helena, die auf den Kupfertafeln auch völlig antik kostumirt ist, eine vom Teufel untergeschobene, leibhaftige, mit gesundem Fleisch begabte Deutsche Gräfin ist, eine Enttäuschung, die Mitleid erwecken soll. Goethe hat diese Sage auf herrliche Weise idealisirt, er hat die Vereinigung der antiken und romantischen Kunst darin ausgedrückt. Der dritte Akt, diese Phantasmagorie, möchte wohl von allen der vollkommenste, am lebendigsten durchgeführte sein. So vortrefflich die Diktion des ersten und zweiten Aktes ist, namentlich in den lyrischen Partieen, so wird sie doch hier noch bei weitem übertroffen. Eine solche Pracht und Einfalt, eine solche Stärke und Milde, Einheit und Mannigfaltigkeit auf so engem Raum sind erstaunenswürdig. Erst ertönt der Wechsel Aeschylisch-Sophokleischer Würde und Aristophanischer witzgestählter Schärfe; dann erklingt Spanischer Romanzenton, einschmeichelnder jambischer Takt, süfser, schmachtendkräftiger Wohllaut; endlich aber stürmen neue Weisen auf, wie abgebrochene Weissagung; antike und moderne Rhythmen schlagen an einander und die Harmonie zerreifst. — Helena kehrt nach dem Troischen Brande zur Heimath des Gatten Menelaos; die Schaffnerin, alt, runzlich, häfslich, aber erfahren, vielwissend, verständig, Phorkyas empfängt nach Geheifs die Herrin in der Burg. Der Schönheit gegenüber kann Mephistopheles nur als Häfslichkeit auftreten, weil im Reich der schönen Formen, der Kunst, das Häfsliche das Böse ist. Es erhebt sich ein Streit der anmuthigen, anspruchvollen Jugend des Chors mit dem redesüchtigen, klugdenkenden, widrigen Alter. Helena mufs besänftigend eingreifen und erfährt mit Schaudern von Phorkyas, wie Menelaos sie dem Tode opfern wolle. — Doch die alte Schaffnerin rettet sie durch die Luft sammt ihrem jugendlichen Gefolge zur Gothischen Burg des Faust, wo die Zierlichkeit des Benehmens gegen die Frauen im Gegensatz zur harten Behandlung an den Ufern des Eurotas die weiblichen Herzen sogleich gewinnt. Der Thurmwächter Lynceus, in staunendes Entzücken über die nahende wunderbare Schönheit verloren, hat ihre Meldung vergessen und schwere Strafe verwirkt, doch Helena, die Ursach seines Vergehens, soll selbst über ihn entscheiden und begnadigt ihn. Faust und alle Vasallen huldigen der allmächtigen Schönheit, der das antike Pathos bald entschwindet. In der neuen Umgebung, im Wechselgespräch schneller und trauter Liebe fliefst der süfse Reim bald von der küssenden Lippe. Da unterbricht ein Angriff des Menelaos das minnigliche Kosen, aber die Tapferkeit, welche im Kampf für Schönheit und Frauenhuld ihre höchste Ehre und Bestimmung sucht, ist unüberwindlich und dem Menelaos wird rasche Heeresmacht entgegengestemmt. — Hierauf schwinden die Tage den Liebenden in heimlichen Grotten unter schäferlichem Tändeln; doch der Sohn, den sie zeugen, Euphorion, sehnt sich aus dem arkadischen Leben hinweg. Der Mutter und des Vaters Wesen jagt ihn vom Boden auf, schnellt ihn der Decke zu. Schön und anmuthig wie Helena, glüht in ihm unzähmbarer Drang nach Freiheit, wie in Faust. Er

schlägt die Leier mit wunderbar fesselnder Gewalt; er tummelt sich wild mit den jauchzenden Mädchen; er dringt von den Gründen des Thals auf die Spitzen der Berge, weithin zu schauen in die Welt und frei unter Freien zu athmen. Der elastische Drang hebt ihn, einen zweiten Ikarus, in die Lüfte; aber bald stürzt er todt zu den Füfsen der Eltern, indefs eine Aureole kometenartig durch den Himmel streift. So ging Lord Byron unter. Die göttlichste Poesie besänftigte nicht den wilden Schmerz seines Gemüthes und sein Opfertod für die Freiheit des geliebten Volkes und Landes konnte die klassische Schönheit nicht wiedergebären. Die schöne Mutter, die freilich des Sohnes stürmisches, selbstbewufstes Wesen nicht verstanden hat, sinkt ihm nach in die Unterwelt. Nur Faust, der Alles in sich versammelnde, der über Natur und Kunst, über Gegenwart und Vergangenheit hinausstrebende, überlebt sie; auf den wolkenartig sich ausbreitenden Gewanden Helena's schwebt er fort. Was ist nun, da der Trieb des geistigen Lebens, da die Verklärung der Natur in der Kunst, da die unmittelbar geistige Schönheit verschwunden sind, noch übrig? Nichts als die nackte Natur, deren Chöre von Oreaden, Dryaden und Nymphen in die Berge, Waldungen, Weingeländer fortschwärmen zum bacchantischen Rausche. Es ist die Gutmüthigkeit des Teufels, wenn Phorkyas sich schliesslich als Mephistopheles enthüllt und, wo es Noth sei, zum Kommentator sich anbietet.

Das Leben der Kunst, der Schönheit, der anmuthigen Sitte verdunstet wie eine Wolke; auf der Höhe des Gebirges tritt Faust aus der zerflatternden hervor und sieht ihr nach, wie sie in immer anderen Formen sich auflöst. Sein unruhiger Sinn sehnt sich nach neuer Thätigkeit. Das Wasser möchte er bekämpfen und ihm Land abgewinnen, d. h. das Land soll sein eigenstes Eigenthum werden. Wie jenes Geld, was er dem Kaiser gab, nicht aus vorgefundenem Metall geprägt ward, sondern ein Produkt des Gedankens war, wie jene Schönheit, die ihn entzückte, eine mühsam gesuchte, der Natur abgerungene war und wie er, zum Schutz der Schönheit das Schwert ergreifend, die Liebe zur Arbeit des Minnedienstes wandelte, so soll auch das Land, der neue Stoff seines Wirkens, noch nicht da sein, sondern er selbst will es sich erst hervorbringen. Ein Krieg des Kaisers mit einem Gegenkaiser giebt ihm Gelegenheit zur Realisirung seines Wunsches. Er unterstützt den Kaiser in der entscheidenden Schlacht. Mephistopheles ist gegen das Recht, gegen die eigentliche Freiheit indifferent; der materielle Gewinn des Krieges ist ihm die Hauptsache und so nimmt er denn die drei Gewaltigen, Raufebold, Habebald und Haltefest aus *Samuel. II.* 23, 8. mit sich. Die Elemente müssen ebenfalls mitfechten, die Schlacht wird gewonnen und der dankbare Kaiser gewährt Faust die Bitte, den Saum des Meeres zum Lehen zu nehmen. Der Staat ist durch Vernichtung des Gegenkaisers wieder beruhigt; eine reiche Beute im Lager desselben hat manche Entschädigung gebracht; die vier Erzämter versprechen ein frohes Geniefsen, aber die Kirche kommt noch, Grundbesitz, Kapital und Zins zu fordern, damit der Kaiser von der Schuld gereinigt werde, sich einst mit dem verdächtigen Magus eingelassen zu haben. Demüthig verspricht der Kaiser Alles; wie aber der Erzbischof sogar von dem noch nicht existirenden Meeresstrande den Zins sich versprechen läfst, wendet er sich mit verdriefslichem Unwillen ab. Dieser Akt ist ohne das lyrische Feuer der vorigen; die Handlung, wenn man das Kriegführen so nennen kann, ist gedehnt; die Schlacht, so breit sie sich macht, ist ohne wahre Spannung; die drei Gewaltigen sind allegorisch wahr, wenn man auf den Begriff sieht, den sie ausdrücken sollen, sonst aber wenig anziehend. Bei allen herrlichen Einzelheiten, tiefsinnigen Gedanken, treffenden Wendungen, piquantem Witz, kluger Anordnung, das Gemälde des Kriegs vollständig zu entwerfen, fehlt ein lebendiger Hauch, ein innerer Zusammenhalt. Und doch möchte man nach einigen Zeichen glauben, dafs diese Langweiligkeit Absicht gewesen sei, das schleppende Einerlei, das geistig öde des äufseren Staatslebens ironisch zu malen (denn es ist hier vom Bürgerkrieg die Rede; der eigentliche poetische Krieg, wo sich Volk gegen Volk stellt, fällt in die Phantasmagorie). Die letzte Scene dürfte in dieser Beziehung die gelungenste sein. Die unablässige Beharrlichkeit des geistlichen Herrn, im Namen der himmlischen Kirche irdisch Gut zu fordern, die anfängliche Ergebenheit des Kaisers, die endliche Verstimmtheit über die schrankenlos wachsende Unverschämtheit des Pfaffen sind vortrefflich gezeichnet und das philisterhaft Feierliche des Alexandriners hat nie bessere Dienste gethan.

Im fünften Akt erblicken wir einen Wanderer, der einst von einem Schiffbruch zu einem alten Ehe-

paar, Philemon und Baucis, in's Haus gerettet ward. Er besucht die alten Leute, speis't an ihrem frugalen Tisch, sieht sie noch immer glücklich in ihrer Beschränktheit, vernimmt aber von ihnen mit Erstaunen die Anlagen ihres reichen Nachbars schildern; auch äufsern sie ihm ihre Befürchtung, von ihm verdrängt zu werden. Doch ziehen sie das Glöcklein ihrer Kapelle, vor dem alten Gotte zu knieen und zu beten. — Der Nachbar ist Faust. Er hat Dämme erhoben, Kanäle gegraben, Paläste gebauet, Ziergärten angelegt, Volk herangezogen, Flotten ausgesendet. Die Industrie unserer Zeit beschäftigt ihn rastlos; er schwelgt im Handelsreichthum, Menschengewimmel, Weltverkehr. Dafs die alten Leute mitten in seinem Besitz noch ein Eigenthum haben, ist ihm fatal, denn gerade diesen erhabenen Fleck, wo das alte morsche Kirchlein steht, dessen Glockenklang ihm das Herz durchschneidet, wo die duftigen Linden sich breiten, möchte er zu einem Belvedere haben, alle seine Schöpfungen mit Einem Blick zu übersehen. Er meint es gut mit den Leuten, will ihnen gröfseren Besitz geben, wo sie den Tod behaglich abwarten können und sendet Mephistopheles ab, mit ihnen zu unterhandeln. Doch die Alten wollen ihre glückselige Hütte nicht verlassen; über ihre Weigerung kommt es zur Härte und die Wohnung sammt den Alten und den Linden geht in Feuer auf. Faust ist zwar ärgerlich über diese Wendung, besonders über den Verlust der Linden, tröstet sich aber mit dem Vorsatz, sich eine Warte zum Spähen zu erbauen. Da erscheinen todverkündend in der Nacht vier graue Weiber vor dem Palast, Noth, Mangel, Schuld und Sorge. Doch nur die Sorge kann bei dem Reichen durch das Schlüsselloch dringen und steht erschütternd plötzlich neben ihm. Allein Faust hat sich sogleich wieder gefafst; mit besonnener Klarheit spricht er sich über sein Leben, über den Werth des irdisch Gegenwärtigen aus; die Sorge hafst er und erkennt sie für sich nicht an. Sie will sich ihm noch am Ende des Lebens bemerklich machen und fährt ihm über das Gesicht und macht ihn blind. Doch Faust, obschon der Augen beraubt, äufsert keine Sorge darüber; man bemerkt keine Veränderung an ihm, er ist nur auf seine Zwecke gerichtet; der Geist, der Gedanke ist das wahrhafte Auge; wenn gleich das äufsere erblindet, so bleibt doch das innere wach und offen.

Mephistopheles läfst nach diesem Vorgange von schlotternden Lemuren dem Greise das Grab graben, Faust meint, als er das Klirren der Spaten hört, seine Arbeiter seien beschäftigt. Eifrig bespricht er mit Mephistopheles seine Pläne und vertieft sich endlich in das Glück, auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn. Täglich, fühlt er, müsse der Mensch die Freiheit und das Leben neu erobern und die Vorempfindung, dafs die Spuren seines ununterbrochenen Strebens auch in Aeonen nicht untergehn würden, sei von allen durchlebten Momenten der höchste Augenblick. Dies Geständnifs der Befriedigung tödtet ihn und er stürzt todt zu Boden. Mephistopheles glaubt seine Wette gewonnen, läfst den gräulichen Höllenrachen sich aufthun und befiehlt den Dick- und Dürrteufeln, auf Faust's Seele wohl Acht zu haben. Doch Engel kommen Rosen streuend von Oben; die Rosen schmerzen, wo sie hinfallen, die Teufel gewaltig und selbst Mephistopheles klagt. Er schlägt sich mit den schwebenden Rosen herum, die sich ihm wie Pech und Schwefel, weit spitziger als Höllenfeuer im Nacken klemmen. Erst schilt er die Engel gleifsnerische Laffen mit bübisch-mädchenhaftem Gestümper, doch näher angesehen, findet er nun in ihnen allerliebste Jungen, gar heimlich kätzchenhaft-begierlich. Nur stünden ihnen die langen Faltenhemden zu übersittlich, denn von hinten besonders wären die Racker gar zu appetitlich. Indefs er einen langen Burschen sich heraussucht und sich ganz in sein päderastisches Gelüsten vertieft, entführen die Engel Faust's Unsterbliches zur Höhe. Nun geht Mephistopheles in gröfster Unzufriedenheit mit sich selbst ab, dafs er durch eine so triviale Lüsternheit so lange Arbeit sich vernichtet habe. Diese Abführung des Teufels *ad absurdum* mufs zu den gröfsten Meisterzügen des Humors gerechnet werden. Die heilige Unschuld der Engel ist für ihn nicht da; er sieht nur die netten Leiber, die dicken H—n; seine Gemeinheit verstrickt ihn in's Unnatürliche und Zufällige, gerade wo sein gröfstes Interesse und sein baarster Egoismus auf dem Spiel stehen. Dieser Ausgang wird die Meisten überraschen, aber, wenn sie des Teufels Natur erwägen, völlig befriedigen; er wird bei aller Pfiffigkeit zuletzt als dumm ausgelacht.

Schliefslich erblicken wir eine waldige, felsige Einöde, mit Einsiedlern besetzt. Es ist noch nicht der Himmel selbst, erst der Uebergang zu demselben, wo die Seele zur himmlischen Klarheit und Seligkeit sich

vereinigt. Daher finden wir die glühende Andacht und Busse des *Pater ecstaticus*, die Kontemplation des *Pater profundus*, das Aufringen des *Pater seraphicus*, der den seligen kleinen Knaben, sie in seine Augen nehmend, weil ihre Organe für die Erde zu schwach sind, Bäume, Felsen, Wasserfall zeigt. Die Engel bringen Faust's Unsterbliches, der als *Doctor Marianus* in der höchsten und reinlichsten Zelle mit brünstigem Gebet zur einherschwebenden Himmelskönigin sich Gnadeflehend wendet. Um Maria ist ein Chor von Büsserinnen, unter denen die *Magna peccatrix*, die *Mulier Samaritana* und die *Maria Aegyptiaca*. Sie bitten für die irrende Seele vor; die eine der Büsserinnen, sonst Gretchen genannt, wagt, sich anschmiegend, besondere Fürbitte. Die *Mater gloriosa* deutet an, dafs Gretchen Faust's Seele zu höheren Sphären führen werde, denn, sie ahnend, werde er nachfolgen. Heifses Gebet strömt von den Lippen des *Doctor Marianus* und der *Chorus mysticus* schliefst mit der Versicherung von der Gewifsheit der Seligkeit durch die erziehende, läuternde Liebe. Die analoge Stellung Gretchen's zu Faust, wie der Beatrice zu Dante, ist hier unverkennbar; auch den weiteren Fortgang von Faust's Leben mufs man sich ähnlich denken, wie er gleich Dante in der Erkenntnifs und Empfindung des Göttlichen bis zur vollen Anschauung desselben wachsen werde: die Trinität schauet Dante, ohne weiter von Jemand geführt zu werden, vollkommen frei und selbstständig. Von diesem Standpunkt aus, dafs der Dichter die Versöhnung als werdende, in's Unendliche wachsende nur andeuten wollte, rechtfertigt es sich, dafs er auf Gott den Vater und auf Christus unseren Erlöser nur leise hindeutet und statt dessen den Kultus der Maria, überhaupt die Andacht der Frauen so stark hervor treten läfst. Auch stimmen diese Elemente, da er das ganze Gedicht im Kostum des Mittelalters gehalten hat, sehr wohl zu den übrigen Theilen des Drama's; sonst möchte man sich bei der offenbar protestantischen Gesinnung des Faust schwer darin finden und einen nothwendigen Zusammenhang mit früheren Zuständen Faust's vermissen.

Für die Geschichte Faust's an sich, dramatisch genommen, könnten vielleicht die vier ersten Akte ganz wegfallen. Der fünfte, indem er uns zeigt, dafs alles Streben, wenn nicht sein Inhalt die Religion, die göttliche Freiheit des Geistes ist, kein inneres Genügen geben kann, indem er uns zeigt, dafs in dem ernsten Streben nach Freiheit, wie mannigfach es auch irre, doch der Pfad zum Himmel sich offen bewahrt, der dem nicht Strebenden allein sich verschliefst, würde die Versöhnung, auf die es nach der Katastrophe ankam, hinlänglich gezeichnet haben. Allein Goethe wollte nicht blofs diesen Schlufs, wie die Geschichte von Faust's Gemüth ihn forderte, er wollte auch das Werden eines solchen Resultates darstellen. Faust war einmal für ihn und durch ihn für die Nation, ja für Europa der Repräsentant der weltumfassenden, selbstbewufsten Innerlichkeit des Geistes geworden und deswegen liefs er nun um diesen Mittelpunkt alle Elemente der Welt krystallisirend anschiefsen. So sind die Akte des zweiten Theils Bilder, die neben einander auf ein' und derselben Wand *al fresco* gemalt sind und so ist Faust wirklich geworden, was man früher schon so oft von ihm gesagt hat, eine allseitige Manifestation des Universums.

Karl Rosenkranz.

LXXI.

1) *Charakteristik der antiken Historiographie von Hermann Ulrici. Berlin, Reimer* 1833. *XII. und* 368 *S.* 8.

2) *Geschichte der Griechischen Beredsamkeit — nach den Quellen bearbeitet von Dr. Anton Westermann. Leipzig, Barth* 1833. *XVI. und* 352 *S.* 8.

Unter den drei vorzüglichsten Redegattungen, welche das Wesen und die Reichthümer der Griechischen Prosa bewahren, hat die Philosophie sich in unserer Zeit einer besonderen Gunst erfreut, während die Theilnahme, welche man der Historiographie und der Beredsamkeit gewidmet, niemals zu solchem Grade der Allgemeinheit und Fruchtbarkeit gelangt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 104.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

1) *Charakteristik der antiken Historiographie von Hermann Ulrici.*

2) *Geschichte der Griechischen Beredsamkeit — nach den Quellen bearbeitet von Dr. Anton Westermann.*

(Fortsetzung.)

Wenn man also dort eine Thätigkeit und geistige Gewandtheit antrifft, die weder im Erforschen und in der Vervollständigung des Besonderen ermüdet, noch den Organismus der philosophischen Ausbildung selbst in dunklen und abnormen Erscheinungen verkennt oder aufgiebt: so zeigen jene beiden Felder ein Wirken, das im einzelnen und auf kleineren Gebieten oft bedeutend und ehrenwerth ist, hingegen in Entwickelung einer lebendigen Gesammtheit, einer regen Werkstätte des litterarischen Schaffens, aus Mangel an Arbeitern fragmentarisch bleibt. Die Gründe dieses Rückstandes sind weder zweifelhaft noch durchaus gleichartig. Denn was die Historiographie der Alten betrifft, so dürfte man bei unseren Vorgängern wenigstens keinen Mangel an Interesse wahrnehmen, um so weniger als die namhaftesten Ausgaben der Historiker eben dieser Vorzeit angehören; wohl aber hemmte der mechanische Zwang des damaligen Studiums, welches allem freieren und eindringlichen Streben feindselig entgegen trat; auch waren die fast unübersehbaren Massen der Griechischen Geschichtschreibung, von den frühesten Logographen bis zu den letzten Byzantinern, nicht geeignet, um in mehr gelehrten als forschbegierigen Jahrhunderten auf einen rhythmischen Zusammenhang von Ursachen, Gruppen und Epochen zurückgeführt zu werden. Ein biographischer Ueberblick, wie ihn der ältere Vossius gab, mufste daher genügen, ehe Creuzer die Bahn der klassischen Historiographie nach ihren Principien, Fortschritten und Leistungen zu charakterisiren begann. Seitdem sind einzelne Gebiete dieser Gattung in grofsen Sprüngen beleuchtet und erörtert worden, auch bereicherte sich die Kenntnifs durch Monographieen und Fragmentsammlungen, und der Sinn für ein umfassendes Verständnifs des Ganzen ist keine blofse Abstraktion mehr; allein noch immer fehlt es sogar an einem Faden, der uns durch das Gewirr von zweitausendjährigen Denkmälern und Trümmern leiten könnte: wieviel weniger hätte man versuchen sollen, die historische Kunst der Griechen und Römer gegenseitig zu messen, und mittelst dieser Analyse bis zum innersten Kern, zu dem geheimnifsvollen Treiben dieser Produktionen vorzudringen. Fast den entgegengesetzten Fall bietet uns die Beredsamkeit der Griechen dar. Es lag in der Natur derselben, dafs sie den Neueren lange kalt und unzugänglich erschien; die politischen und bürgerlichen Zustände nebst den Verhältnissen des Prozesses, worauf sie ruht und unablässig zurückgeht, waren verschollen, entfremdet und in keiner ergründenden Darstellung aufgefrischt; auch schreckte die Seltenheit der noch wenig berichtigten Texte von einer stetigen Lesung ab. Unsere Gegenwart hat einen grofsen Theil dieser Mängel und Hindernisse beseitigt; der Aufschwung, welchen Deutschland in Oeffentlichkeit und wissenschaftlichem Ernst genommen, wandte zunächst dem Demosthenes, dann den bedeutendsten der vorhandenen Redner empfängliche Gemüther zu; die Politik, die einheimische Verwaltung und die Rechtsformen Athens sind in raschem Wetteifer bis auf einen Grad der Sicherheit und Anschauung ermittelt; und die diplomatische Kritik half einen bewährten und relativ lesbaren Text, sowohl der Hauptredner, als der geringeren Ueberreste in Umlauf setzen. Indessen ist durch jenes Zusammenwirken nur eben der Boden gewonnen, auf dem fernere Studien sich ausbreiten können; und noch beschäftigt der vielseitige Stoff zu sehr, als dafs bereits eine nach allen Beziehungen geregelte und erschöpfende Geschichte der Beredsamkeit zu ge-

stalten wäre. Wenn für diesen Zweck allerdings unverwerfliche Beiträge geliefert sind, so bedenke man, dafs die Zeiträume nach Alexander fortwährend in dem früheren Dunkel beharren.

Bei dieser Lage der Dinge mufs das Unternehmen, welches den Gegenstand der beiden oben verzeichneten Werke bildete, überraschen und Aufmerksamkeit erregen. Sollte es auch nur um einige Schritte sich dem gesteckten Ziele nähern (und wer wollte hier mit ungestümer Hast eine Vollendung auf halber Laufbahn begehren?), wird es doch dem Geiste, der unsere Gegenwart durchdringt, ein unverächtliches Zeugnifs geben, und zur kräftigen Nachfolge ermuntern. Uebrigens denken wir nicht unpassend diese beiden Schriften zu verbinden, obgleich die Verschiedenheit ihres Planes und ihrer Ausführung sich überall offenbart: denn der Standpunkt der ersten ist ein ästhetisch-philosophischer, der des Hrn. Westermann in rein philologischem Interesse gefafst, und niemand mag wohl auf einem so weitläuftigen Felde die Beschränkung und Einseitigkeit verwerfen, wofern sie nur mit recht klarem Bewufstsein und strenger Enthaltsamkeit geübt wird. Sind nun aber die Richtungen und Mittel wie hier ebenso zahlreich als gesondert und gleichsam ungesellig, so scheint es zuweilen nützlich zu sein, die mannichfaltigen Erscheinungen und Tendenzen auf *einen* Fleck zu sammeln, um ihre Hervorbringungen, ihre Grenzen, Vorzüge und Gebrechen heller zu würdigen.

Mit der *Charakteristik der antiken Historiographie* hat Hr. Dr. Ulrici seine schriftstellerische Wirksamkeit eröffnet. In der That ein kühner Versuch, welcher die Thatkraft selbst des gereiften Mannes ganz in Anspruch zu nehmen vermag, und sowohl den Muth des Verfs. als seine Hingebung für die Sache der Wissenschaft beweist. Diese Gesinnung aber wird auf allen Seiten des Buches angetroffen. Leicht überzeugt man sich, dafs es in jener frischen Begeisterung, jenem Vertrauen und liebevollen Aufwand an Fleifs und Schöpfungslust, welcher die schöne Aussteuer jugendlicher Jahre zu sein pflegt, begonnen und gefördert sei, und auch die üppige Redefülle und Lebhaftigkeit der Farben (τὸ μειρακιῶδες nach alter Terminologie), die gewöhnliche Zugabe desselben Alters, in der gleichen Wärme und blühenden Auffassung ihren Grund haben. Man betrachte hiefür nur Gedanken und Wendungen, zum Anfang etwa oder gegen Ende, wie sogleich folgenden mehr rhetorischen als scharf erwogenen Ansatz (S. 15.): „Es finden sich in kräftigen Jünglingsgeistern mehrentheils zwei Richtungen im Kampf gegen einander begriffen; die eine sich gefallend in phantastischen Träumen [eher in praktischen Bildern] eines Heldenlebens voll Kraft und Muth; die andere weicher und gefälliger sich hingebend der Lust eines künstlerischen Schaffens in angenehmen Bildern einer phantastischen Sinnenlust oder in schwärmerischen Tönen eines überschwellenden Gefühls und bewufstlosen Sehnens. Es war als wenn im Griechischen Jünglingsgenius diese beiden geistigen Gewalten gegen einander kämpften; Sparta fast ungriechisch, rauh und kriegslustig, tapfer und kühn, voll jugendlich-übermüthiger Kraft opferte alles der Einen phantastischen Idee von einem mächtigen Heldenleben" u. s. w. zugleich mit einer Anmerkung über die Dürftigkeit Spartanischer Kunst. Gegen eine solche Darstellung wäre viel einzuwenden; immerhin möge die Ahnung Jean Pauls, (woran S. 7. erinnert wird „vielleicht war diese versunkene Welt wirklich der Frühlingsmorgen der Menschheit") dafs die Griechen ewige Jünglinge und Geschöpfe einer Morgenzeit gewesen, zugegeben werden; darum aber ist es noch lange nicht rathsam diesen jugendlichen Volksgeist, mit Ueberspringung der übrigen Stämme, in ein phantastisches Doppelgeschlecht zu spalten, noch weniger die Spartaner, ohne Rücksicht auf das grofsartige Gepräge Dorischer Sitte und Plastik, in Formeln und Attribute zu zwängen, welche früherhin allenfalls einen *Pauw* kleiden durften. Indessen spricht sich im Fortgange des Werkes, namentlich in dessen Kern, der von den Bestandtheilen und individuellsten Zügen der alten Historiographie handelt, eine immer wachsende Nüchternheit und Mäfsigung aus; während den Verf. bei allgemeinen Reflexionen das Feuer der Empfindung fortreifst. Aber diese Hülle durchdringt ein Geist der Forschung und wissenschaftlichen Tiefe, wie er selten das Unternehmen eines angehenden Autors begleitet. Er verweilt nicht auf den verführerischen Flächen des Stoffes, wenn nicht um dessen Bildungsweisen und hervorragende Momente historisch nachzuweisen; sondern bringt die Fächer und Kammern des historiographischen Haushaltes zur Anschauung, beurtheilt ihre Stellung und ihren Gehalt, und klärt in den letzten Resultaten das Wesen aller antiken Geschichtschreibung und ihre Differenz von der modernen auf. Indem nämlich der Verf. (S.

VII.) den Weg zum Innersten der alten Welt nur in der Geschichte ihres gesammten Lebens findet, eine solche aber die Kräfte des Einzelnen unermeſslich übersteigt: übernahm er selber einen Theil der weitschichtigen Arbeit, die Nachweisung „wie in den Schriften der Geschichte, die uns Griechenland und Rom hinterlassen, das Leben jener Zeit sich ausgesprochen, wie in der Art der Auffassung, Beurtheilung und Darstellung der Handlungen und Begebenheiten die Denkweise und der Charakter der Menschen und Völker selbst sich geoffenbart". Und er hat sich unstreitig das Verdienst erworben, da er sein Objekt in vollester Breite mit freiem Blick ermaſs, und mit dem Vermögen einer unbefangenen Kombination betrachtete, daſs wir nicht bloſs den Umfang und die Ordnungen jener Historiographie auf das bündigste übersehen, sondern auch manches neue Problem, manchen Beitrag zur strengen Kritik der alterthümlichen Geschichtschreiber gewonnen haben. Ob es ihm indeſs gelungen sei, die Schwäche mehrerer ähnlicher Forscher zu vermeiden, welche wegen Ausdehnung ihres Materials nur zu häufig das Besondere Preis geben und dadurch die Wahrheit ihrer allgemeinen Sätze gefährden, dies wollen wir in einem gedrängten Umriſs des Buches festzustellen suchen.

Die Charakteristik irgend einer litterarischen Gattung, welche sich unbedingt als Charakteristik ankündigt, kann allein aus der Wechselwirkung zweier Elemente hervorgehen. Die Grundlage derselben werden die Reichthümer der Empirie bilden, und wenn wir die Anwendung auf den gegenwärtigen Fall machen, soll die fernere Spekulation auf einer genügenden Kenntniſs der alten Historiker und des ihnen angehörigen philologischen Apparates ruhen; das Geschäft aber, diesen äuſseren Stoff als den geistigen Ausdruck nationaler Ideen und Kunstformen zu deuten und hieraus das Maſs eines gegebenen Kulturstandes zu ermitteln, ist dem Philosophen vorbehalten. Noch hat sich in keinem das philologische Talent mit dem philosophischen bis zur klaren Harmonie gepaart, sondern die beiderseitigen Leistungen sind von einander geschieden, bald mit dem Hange zum Mechanismus, bald auch in einem Uebergewicht der Abstraktion oder der nebulistischen Manier. Doch welchem Theile sich jemand aus Neigung und Beruf zuwende, diesen möge er auf die Gefahr der Einseitigkeit hin in der ursprünglichen Reinheit entwickeln. Von unserem Verf. nun ist bereits oben erinnert worden, daſs sein Standpunkt ein philosophischer sei, wogegen die Fertigkeit auf den Gebieten und in den Thatsachen der Philologie, die seinem Zweck eine bloſse Voraussetzung gewährten, zurücktritt. So vermiſst man z. B. die Rücksicht auf den *Stil*, welcher ähnlich einem knappen Gewande sich den Epochen und Prinzipien der Historiker anschmiegt; und in welcher prosaischen Gattung sonst dürfte der Stil so durchaus charakteristisch und durchgreifend, so sicher der ganze Mann zu sein scheinen? Eben deshalb aber ist es auffallend und nicht zu billigen, daſs der Verf. in seinem Ueberblick der historiographischen Denkmäler bei Griechen und Römern sich mit Nachweisungen und Erläuterungen über einzelne Fragen und Traditionen befaſst, welche niemand in Werken eines so allgemeinen Inhalts aufsuchen, und noch weniger nach den Entscheidungen des litterarischen Analysten beurtheilen wird. Dahin rechnen wir sogleich die Flut monographischer Arbeiten, deren Notiz durch den ganzen Verlauf des Buches ausgesät ist, und eigentlich nur die Apparate des Baustoffes andeutet, aus denen eine geistigere Darstellung erwuchs, demnach entweder zurückbleiben muſste, um so mehr als Hr. U. kein Zeugniſs des Fleiſses von der Lesewelt zu erhaschen liebt, oder auf recht besondere Punkte zu beschränken war, über die man am liebsten eine sorgfältige Verhandlung begehrt. Wenn z. B. S. 208. über Philistus, Ktesias, Ephorus, Theopompus, Timäus u. a. die Jedem bekannten Schriften citirt sind, so dünkt uns dieses ebenso zwecklos als die wiederholte Nennung von längst verschollenen Programmen und Dissertationen, deren Titel wir gern mit einer Bemerkung über ihren Werth und mit dem Gewinn an brauchbaren, bis jetzt vergrabenen Ansichten vertauscht hätten. Anderwärts sind dem Verf. unphilologishe Behauptungen entschlüpft, bei denen er des guten Spruches *„tractant fabrilia fabri"* vergaſs. Um eins und das andere zu erwähnen: S. 27. heiſst es: „Dionys war der Vorläufer des Ephorus, und sein Werk der erste rohe Versuch, die Mythen historisch zu erklären". Nun ist gewiſs, wie vieles auch bei diesem vorgeblichen Dionys von Milet dunkel bleibt, daſs *Διονύσιος ὁ κυκλογράφος* weit später als Ephorus lebte. S. 114. wird in den Fragmenten der älteren Römischen Historiker, die sich in etwas bunter Reihenfolge zeigen, ihre nahe Verwandtschaft mit den [illegible]hen Annalen entdeckt; denn die Diktion sei rauh, mager und unbehol-

fen, bei einem Mangel an poetischer Kraft und Lieblichkeit und mit einem Anfluge von Beredsamkeit. Es gleicht beinah einer Unmöglichkeit, solches insgesammt von den Annalisten auszusagen, ohne den deutlichen Gang ihrer Entwickelung, die verschiedenen Zwecke und den Grad der Subjektivität zu beachten. Noch sonderbarer erscheint der Bericht über die *Scriptores Historiae Augustae*, welche nach einigen nicht glücklich ausgehobenen Pröbchen S. 158. charakterisirt werden: denn wenn diese Denkwürdigkeiten so durchaus einander ähnlich sind, dafs man das ganze *Corpus* einer und derselben Feder beilegen sollte (das unglaublichste Paradoxon, welches auf allen Punkten sich selber aufhebt), so hat noch kein Querkopf sich ärger als jener Anekdotist an der Schriftstellerei und der menschlichen Logik versündigt. Vielleicht das ungerechteste Urtheil in diesem Buche giebt die Charakteristik vom ehrlichen Xenophon, und zwar theils auf die *Hellenica* begründet, denen man doch den Mangel der letzten Feile anmerkt, theils auf den engherzigen Lakonismus, wofür man namentlich die kleinen Schriften *de republ. Lacedaemoniorum* und *de republ. Atheniensium* zu lesen habe (S. 205.): wer aber glaubt an deren Aechtheit? Obwohl nun solche Versehen störend und ungünstig auf den Gehalt eines räsonnirenden Buches einwirken, so wird der Verf. dennoch durch die verständige Sammlung von Hauptstellen, woran die Untersuchung über Kunst und Sinnesweise der Historiker anknüpfen darf, die Philologen mit sich aussöhnen; aber wir zweifeln, ob er sich selbst wegen der Lücken in dem materiellen Umfange seiner Analysen rechtfertigen könne. Denn seine Schilderungen und Kritiken entbehren jedes Endpunktes, indem er den Ausgang der Griechischen Historiographie ungefähr in das Zeitalter Lucians oder doch in's dritte Jahrhundert setzte, dagegen die Römische Geschichtschreibung mit den obigen *Scriptores Historiae Augustae* abschliefst. Wir wollen zwar keinem Aesthetiker es zumuthen, dafs er in seinen ohnehin geräumigen Studien auch den Speicher historischer Monumente vom west- und oströmischen Kaiserthum umfasse, man hat indessen ein Recht bei dem Schriftsteller über antike Historie mindestens dieses angedeutet zu finden, wie und wo das Antike sein Ziel erreicht und sich ein Nachleben im Mittelalter gestiftet habe, und keiner wird sich mit dem Winke (S. 75.) zufrieden geben, dafs die Richtung der fabelnden, seichten und ungesunden Historiker, die Lucian verspottet, in die Manier der Byzantiner sich hinüber gebildet habe. Unseres Erachtens sind Eunapius, als Nachfolger vom Dexippus, und Ammianus Marcellinus die Grenzen dieses Gebietes und die wahrhaften Vermittler für den stoffartigen, formlosen Stil der Byzantinischen Chroniken und Memoiren. Von Ammianus aber wird hier, seltsam genug, überhaupt geschwiegen: „er war Byzantinischer Grieche, obwohl er Lateinisch geschrieben (S. 157.)." Gilt dieser Grund, so mufs es (um nichts weiteres zu berühren) erlaubt sein, den Aegyptier Klaudian aus dem Bereich der Römischen Poesie in blaue Ferne zu verweisen.

Was nun die Ausführung betrifft, so zerfällt sie in folgende Hauptstücke: I. Allgemeine Nachweisung der Griechischen Historiographen, von den Logographen bis etwa auf Herodianus. II. Nachweisung der Römischen, von den Annalisten bis auf die kleinen Erzähler der Kaisergeschichte, S. 83—160. III. Vom wissenschaftlichen und künstlichen Werthe oder vom innern Leben der antiken Geschichtschreibung, in Bezug auf deren Universalität, auf die Weltanschauung und den Geist der bedeutendsten Historiker, endlich auf den Kunstwerth ihrer Meisterwerke, S. 163—325. Zum Schlufs ein Ueberblick der gewonnenen Resultate nebst Bemerkungen über das Wesen dieser antiken Gattung. Wir dächten, es hätte anders und zweckmäfsiger sowohl für den Leser als für die Beherrschung des Objektes gesorgt werden können. Dem Leser nämlich, welcher einen praktischen Gebrauch von diesen encyklopädischen Umrissen ziehen will, mufs es schon um des Zusammenhanges willen erwünscht sein, dafs ihm das Gemälde der antiken Historiographie und ihrer tüchtigsten Gewährsmänner nicht in einzelnen Scenen und Bruchstücken vorgeführt werde, sondern sich in der Einheit konkreter Massen, in denen Licht und Schatten einander unauflöslich bedingen, zur hellen Anschauung des Faches sammle.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

1) *Charakteristik der antiken Historiographie von Hermann Ulrici.*

2) *Geschichte der Griechischen Beredsamkeit — nach den Quellen bearbeitet von Dr. Anton Westermann.*

(Fortsetzung.)

Hier ist darauf keine Rücksicht genommen, und wer also z. B. über Herodot gesonnen ist, ein Ganzes charakteristischer Züge gegenwärtig zu haben, muſs sich schon dieses von vier verschiedenen Seiten her kombiniren, indem er zuerst die historische Darstellung der Historiographie, dann die Recension der universalgeschichtlichen Werke, drittens die Kritik des wissenschaftlichen Werthes von alten Geschichtsbüchern, zuletzt die Beurtheilung der Historiker als Künstler durchläuft: welches weniger unbequem sein mag, als es die Totalität der Auffassung hemmt. Aber auch das kann bezweifelt werden, ob der Verf. sein antikes Objekt nach dem vollen antiken Maaſsstab geschätzt, und nicht vielmehr etwas subjektiv und modern zergliedert habe. Wie sonst in neueren Zeiten das Alterthum vor den Richterstuhl eines beliebigen Lehrsystems gezogen worden, und sich mit nur leidlichem Erfolge katechisirt und examinirt sah: ähnlich hat Hr. U., wenn auch um ein gut Theil besonnener, seine Fragen an die Historiker gerichtet. Welchen Widerstand dürften die Alten leisten, wenn man bei ihnen „eigentliche Geschichte der Ideen, der Kunst, Wissenschaft, Religion u. s. w." (S. 171. ff.) mit so bestimmter Forderung begehrt? Es ist wahr, daſs sie keine wissenschaftliche Monographie dieser Art aufzuweisen hatten; allein, auch davon abgesehen, daſs eine werdende Doktrin niemals in eine Geschichtserzählung sich bringen lieſs, wir verlieren jeden Grund sie zu bemitleiden, wenn wir erwägen, in welcher Armseligkeit, trotz der Höhe ihres immer freieren Standpunktes und des Schatzes von Erfahrungen, die Neueren, z. B. die Geschichte der antiken Litteratur und der Religionen verhandelt und zum Theil bis auf unsere Tage erhalten haben, während *einzelne* Felder (denn ein anderes war unmöglich) bald litterarisch bald antiquarisch durch Aristoteles, seine Schüler nebst anderen Philosophen durch die Alexandriner und dichte Folgen von Grammatikern mit Verstand, Belesenheit und Ordnungssinn verarbeitet wurden. Selbst die Darstellung über die Römische Beredsamkeit, welche wir Cicero verdanken, ist etwas mehr als eine bloſs äuſsere Geschichte, wofür der Verf. S. 174. die hierher gehörigen Produktionen der Alten erklärt. Weit eher trifft den alterthümlichen Geist eine zweite Frage, die nämlich: ob es dort Universalhistorie gab, und niemand kann ein Bedenken tragen diese zu verneinen; doch um hierzu recht vollständig zu gelangen, bedarf man keiner Analyse, wie sie hier S. 178—191. an den etwanigen universalhistorischen Werken geübt ist. Entweder sollten diese Urheber von Bibliotheken und Kollektivhistorien in der Einleitung ihren Platz finden, oder es hätten, was noch angemessener war, einige Bemerkungen im Vorwort, welches den historischen Stoff bei Griechen und Römern charakterisirt, zur Genüge dargethan, warum die Alten des Gedankens einer Weltgeschichte unfähig gewesen; und hierzu wäre der jetzige Epilog am schicklichsten hinzugekommen. Wir wünschten, daſs in jenes Vorwort namentlich auch mehrere der treffenden Ansichten verwebt wären, welche jetzt in einem verlorenen Orte sich verstecken (S. 282 ff.), und um so mehr für ein Proömium sich eigneten, als die Beschränkung der besten alten Historiker auf einen vaterländischen Stoff, auf gleichzeitige Begebenheiten und andere dort erwähnte Züge schon zur Ahnung führen, daſs ihre Darstellung einer allgemein-geistigen und philosophischen Richtung fremd blieb. Ueberhaupt ist die Natur der vorliegenden Aufgabe so schlicht und bündig, daſs sie statt aller

künstlichen Zurüstung auf einen doppelten Abschnitt zurückgebracht werden kann. Unentbehrlich und gleichsam propädeutisch ist ein historischer Abriſs des Ganzen, worin die sämmtlichen Erscheinungen eines höheren und niederen Ranges, insofern sie den materiellen Umfang und den innersten Bau der Gattung ausbilden halfen, gruppirt und psychologisch gezeichnet worden. Ein zweites Geschäft bezieht sich auf Mittel und Zwecke, Technik und künstlerische Gesetze, kurz auf die Geheimnisse der Historiographie, und mag gewissermaſsen einen Kommentar zum Texte von *Vossius Ars historica* abgeben. Reflexionen an die hieraus entspringenden Thatsachen und Vergleichungen mit der modernen Redegattung zu unternehmen mag wohl zum Schluſs erlaubt sein, aber sie dürfen nur als Zugabe des subjektiven Beschauers gelten, zumal da der Spielraum solcher Gedanken stets nach Willkür begrenzt und gestaltet worden. Ref. wird der besseren Uebersicht wegen versuchen, das was der Verf. gab innerhalb dieser beiden Abschnitte zu begreifen.

Zuerst also von dem historischen Summarium. Es scheint überflüssig im einzelnen nachzuweisen, was sich überall ausspricht, daſs die hervorstechendsten Momente der Griechischen und Römischen Geschichtschreibung lebendig aufgefaſst und mit Sorgfalt geschildert sind. Als Probe sei wenigstens die Kritik (S. 90. ff.) der Niebuhrschen Hypothese von einem Römischen Volksepos angeführt. Gleichwohl kann man sich nicht verhehlen, daſs dieser Fleiſs nicht durchaus die nöthige Gleichförmigkeit habe, daſs auch mehrere Theile an Unbestimmtheit leiden und sich dem einmal erwählten Standpunkte nicht treu genug erhalten. Gleichförmigkeit wird vorzüglich bei der Geschichte der Römischen Historiker vermiſst, aus dem einfachen Grunde, weil der Vf. dort nicht wie bei den Griechen sich der Perioden und Trennungspunkte zu versichern wuſste. Man höre sein offenes Geständniſs (S. 157.): „Wir haben in diesem Abschnitte die einzelnen Bildungsstufen der Römischen Historiographie nicht so genau hervorgehoben, weil sie sich hier in der That nicht so scharf abschatten als in der Griechischen. Auf die Römische Geistesbildung wirkte eine bereits vollendete Kultur, die Hellenische, mächtig ein; letztere entwickelte sich selbständig und gleichsam natürlicher, jene mehr unter fremder Leitung. Dort ist daher die Fortschreitung und Umgestaltung deutlicher und einleuchtender, hier durch die Einwirkung oft willkürlich gewählter Vorbilder gestört u. s. w." Diese Rechtfertigung, welche das alte Vorurtheil gegen Roms Litteratur in seiner grellen Einseitigkeit hervorruft und hinter der Vormundschaft der Griechen sich versteckt, hat freilich die sporadische Gestalt für sich, worin hier der jedesmalige Zug von Historikern zusammengeschichtet wird: Blütezeit, Cäsar, Livius, Sallust; Kaiserthum, dessen Mittelpunkt Tacitus, dem vorangehen Trogus, Vellejus, Valerius Maximus und der fast nomadische Curtius, und dem sich anschlieſsen Florus, Sueton und die *Scriptores Historiae Augustae.* Wir müssen uns begnügen die wahrhaften Epochen in aller Kürze gegenüber hinzustellen: Annalisten und Memoirenschreiber vom zweiten Punischen Kriege bis auf Sylla, die zwar in historischer Kunst mittelmäſsig, aber zusehends eifriger und gewandter in Rhetorik erscheinen; Zeitraum des Cicero, wo die Form und Gabe der Erzählung mit historischer Wissenschaft in ein Gleichgewicht gesetzt wird; drei Jahrhunderte des Kaiserthums, worin die Form zurücktritt und vom litterarischen Geschmack des Momentes abhängt, vorherrschend aber das Quellenstudium, auf die *Acta* mit anderen publizistischen Hülfsmitteln gestützt, und der Hang zur encyklopädischen Historie, in gröſserem Zuschnitt oder winzigen Kompendien, hindurch gehen. Zweitens würde man wünschen, daſs das Ganze präziser gefaſst und von philologischen Untersuchungen fern gehalten wäre, die sich hier wenigstens nicht zum Ende bringen lieſsen. Es giebt eine Menge, dem Anschein nach, geringfügiger Punkte, welche zu durchforschen und, wenn es sein soll, polemisch zu verfechten, der Litteraturhistoriker dem Philologen anheimzustellen, er selbst auf der bloſsen Stufe der Ueberlieferung mit einiger Vorsicht anzuerkennen hat. Die Anfänge z. B. der Geschichtschreibung unter Griechen sind ein noch jetzt nicht völlig aufgeklärtes Problem, und sowohl über Zeit als über Ursachen und Repräsentanten derselben ist man bisher zu keiner Uebereinstimmung gelangt. Schon der Uebergang vom poetischen Gebiet zur Prosa bietet ein Räthsel dar, und die eine Stelle des Strabo, — *λύσαντες τὸ μέτρον, τἄλλα δὲ φυλάξαντες τὰ ποιητικά, συνέγραψαν οἱ περὶ Κάδμον καὶ Φερεκύδην καὶ Ἑκαταῖον*, welche schlechthin aussagt, daſs man irgendeinmal den dichterischen Stoff mit Aufhebung der Versifikation erzählt und ein Mittelding zwischen Poesie und Prosa gebildet habe, diese zuverlässige Stelle hat Beistimmung

und zugleich nachdrücklichen Tadel empfangen, indem etliche Freunde der Prosa niemals am fortwährenden Dasein prosaischer Form und Aufzeichnung zu zweifeln vermochten, und gutmüthig vor dem Glauben warnten, als ob die Griechen je im gemeinen Leben singend gesprochen hätten. Hr. U. ist auf eine Beurtheilung und Kombination aller solcher Fragen eingegangen: er findet die Zeugnisse der Alten (sogar das des Josephus über die Geschichtschreiber Eumelus und Archilochus), vermöge deren die frühesten Historiker sich in der Zeit berührten, ganz in der Ordnung; mehrere der letzteren mochten Reisebeschreiber sein; Akusilaus, der aus bleiernen Tafeln oder, wie es hier heifst, aus einer Sammlung von Inschriften seine Genealogieen herausgab, dünkt ihm ein aktenmäfsiger Autor; die vorhin erwähnte Nachricht bei Strabo könne man für blofse Theorie achten, die mit dem mageren Stil jener Mythhistoriker sich übel vereinige (und doch erlaubt er sich unmittelbar die Aeufserung „dafs dagegen, wie Strabo bemerkt, des Hekatäus Prosa dem Geiste der Poesie verwandt gewesen, ist *natürlich*, und bedurfte der Anzeige des Strabo nicht", wovon denn auch bei Strabo kein Wort steht); die ältesten Geschichtsbücher mufsten schon darum die unkritische Richtung des Mythus einschlagen, weil die Hellenen keine priesterlichen oder öffentlichen Annalen besafsen (dies beweist der auf derselben Seite citirte *Dionys. iud. de Thuc.* 5. wenn nicht die Ionischen ὧροι hinreichten) u. s. w. Für uns wie für den Verf., dem wir die Selbsterkenntnifs zutrauen, welches Feld ihm gerecht und dankbar sei, wäre die umständliche Verhandlung ähnlicher Versehen zwecklos, und wir halten für das rathsamste, den geschichtlichen Gang der alten Historiographie aus und neben seinem Werke flüchtig anzudeuten.

Alle prosaische Abfassung hat im Alterthum mit der Geschichte begonnen, weshalb die Betrachtung von historischen Elementen fast unfreiwillig zum Wesen und zu den Bedingungen der Prosa aufsteigt. Ob diese nun ein zwangloses Ergebnifs der Natur und nicht vielmehr eine mühsame Thatkraft des menschlichen Geistes gewesen, darüber härmte man sich in Zeiten des papiernen Schematismus wenig, als die Scheidewand zwischen Dichtung und alltäglicher Wirklichkeit leicht zu überspringen schien; auch unserm Verf., der sich eines abstrakten Gegensatzes zwischen Phantasie und Gegenwart bedient, däuchte das Entstehen der Prosa bequem von Statten zu gehen. Die Prosa der Wissenschaft (sagt er S. 23.) war gleichsam eine jüngere Schwester der Poesie, keinesweges aber ihre Tochter; eben so wenig die Geschichte. Und weiterhin: der Bildungsgang der Prosa lief neben dem der ersten Naturpoesie hin. Doch die Sache verhält sich anders; und darüber hätte Wolf (*Prolegg. in Hom. p.* 71.), der die beiderseitigen Zustände wohl zu durchschauen verstand, belehren sollen, wenn nur der Verf. (S. 24.) mehr auf seine Meinung als auf die gedrängten Worte eingegangen wäre. Gewifs ist die Prosa eine der gröfsten Anstrengungen des Menschengeschlechts, welche jeden ihrer Schritte, jedes Eigenthumsrecht nur mit langwieriger Ausdauer der Reflexion erkämpfte, ja von vorn anfangen mufste, da die Poesie bereits schnell und heiter eine sichere Vollendung erworben hatte: wie sogleich die Griechische Prosa darthut, die sich spät ihren Periodenbau, ihr Maafs an Phraseologie und den Wachsthum in geschmeidiger Redefülle gewann. Dies mag aber um so weniger befremden, als die prosaische Bildung entweder an das Zeitalter einer vollen Reife des Verstandes und der gesammten bürgerlichen Kultur oder an ein überwiegend praktisches Talent von Nationen geknüpft ist. Der erste Fall gilt unter den Völkern des Alterthums für die Griechen, der zweite für die Römer. Wie bedeutsam dieser Unterschied geworden, läfst sich besonders in der Anwendung auf ihre Geschichtschreibung erkennen, die wir eigentlich vom Verf. selbst erwarten mufsten, insofern er bei den Griechen der Hypothese widerstrebt, dafs diese Gattung ihnen als Produkt der Poesie erschienen, und da er bei den Römern die Einflüsse der politischen Sinnesart hervorhebt. Was wir meinen, läuft auf folgendes hinaus. Die Griechen erhoben ihre noch kindliche Historiographie seit den Perserkriegen, dem ersten Anstofs für universelle Männlichkeit, zur Kunst, und entwickelten sie, mit ungleichem Glück aber emsig, bis ihre Litteratur (d. h. mit dem Ende der jüngeren Sophistik) allen Anspruch auf Gediegenheit und Tiefe der Gesinnung verlor; aber ein historischer Stil ist ihnen nicht zu Theil geworden, sondern die Differenzen sind von Herodotus bis auf die ersten Byzantiner endlos und gebunden an eines jeden Subjektivität. (Letzteres scheint auch der Verf. gefühlt zu haben, s. S. 47.) Hingegen sind die Römer, die Meister der politischen Verständigkeit und einer analogen Prosa, seit den gröfseren Un-

ternehmungen ihrer Annalisten zum Besitz einer eigens ausgeprägten historischen Diktion gekommen, von der nur einzelne, sei es im Gefühl der Individualität oder aus Unvermögen (z. B. Tacitus, die Redaktoren der *Historia Augusta* und *Ammianus*) sich entfernten: wie man ähnliche Erscheinungen in der Form des Römischen Epos und der Französischen Litteratur antrifft. Daraus leiten wir auch die fast verwirrende Mannigfaltigkeit der Griechischen Historiographie und die Gleichfarbigkeit der Römischen ab; und es bleibt, um auf beiden Seiten sich durchzuwinden und richtig zu messen, kein anderer Weg, als dafs man zuerst den Kulturstand der Völker in jedem Zeitraum aufstelle, dann die bedeutendsten Individuen als Repräsentanten desselben zu begreifen und in Thätigkeit zu setzen suche. Das gegenwärtige Buch hat weniger hierauf als auf Verkettung der historischen Momente sich eingelassen. Den Anfang macht das poetisch-mythische Wirken *der Logographen*, welche die Fabelmasse zunächst als Fortsetzer der Kykliker, die Städtegeschichten aber aus Chroniken, Denkmälern, Lokalsagen und eigener Forschung mittheilten. Ohne Ahnung einer Kritik hielten sie fest an der Wahrheit der Tradition, indem sie sich „im Zwielicht oder auf der Grenze zwischen Poesie und Prosa" befanden. Den Uebergang zur reiferen politischen Darstellung, die von den allgemeinen Regungen der Hellenischen Welt geweckt war, bildet Herodotus; doch theilt er mit seinen Vorgängern die reale Plastik, die Oberflächlichkeit in Charakterzeichnungen und die Formlosigkeit der Episodien, und zwar auf dem Grunde politischer Geschichten; übrigens ist schwer einzusehen, wie man die Keime des rhetorischen Elements (S. 38.) in seinen Reden, die mit der dramatischen Erzählung dieses Mannes innig zusammenhängen, entdecken wolle, man müfste denn nach des Verf. wenig glaublicher Vorstellung S. 327. die Reden der Historiker für eine künstliche Erfindung halten. Erst Thucydides behandelte die Geschichte mit dem durchdringenden Blick des Staatsmannes und Kritikers, wodurch er Schöpfer der politisch-rhetorischen Historiographie wurde; dafs aber die dunkle Brachylogie seiner Schreibart ungekünstelt sei und aus den Tiefen eines poetischen, nur gezügelten und zurückgedrängten Geistes entsprang (S. 40.), ist blofse Täuschung, veranlafst etwa durch seine ungewöhnliche Selbstbeherrschung und Erhabenheit des Tones, und widerspricht dem Gange seiner Studien. In einer schon gesunkenen, der moralischen Stützpunkte bedürftigen Zeit schrieb Xenophon, der den historischen Stoff nach ethischen Principien, aber mit sehr verengtem politischen Sinne entwickelte; dafs er überdies ein poetisches Kolorit zugesellte, wäre zu Gunsten der Cyropädie anzunehmen nicht rathsam. Die Nachfolger, welche von keiner politisch-fruchtbaren Gegenwart belebt wurden, gaben der Rhetorik ein Uebergewicht über die wachsende Fülle des Objektes, wie Philistus in leisen Anfängen, Timäus auf dem Gipfel des unpraktischen Schulwitzes; je mehr die Masse der Thatsachen und Erfahrungen verwirrte, desto weniger konnte man eines Mittelpunktes und eines, wenn auch gemachten Principes entbehren; ohnehin gingen jetzt die meisten Autoren aus den Werkstätten Attischer und Asiatischer Redekünstler hervor. Daher also Historien von scholastischem Anstrich, bei sonstiger encyklopädischer Breite; ferner die Anwendung solcher Elemente, wie das pragmatische beim Ephorus, das Sittengemälde bei Theopompus, der biographische Panegyrikus bei den Historikern Alexanders des Grofsen, das Gefallen an dem Mythischen und der Wundersage bei sämmtlichen; aufser anderen Neuerungen, worüber der Vf. zu schnell hinwegeilt. Von den Atthiden (S. 58.) wird hier niemand etwas erwartet haben, wohl aber über die schmähliche Entartung der Gelehrtengeschichte, wofür die *Lectiones Atticae* von Luzac zu benutzen waren. Polybius setzte nunmehr die von der Rhetorik vernichtete historische Wahrheit in ihr Recht ein; indem er aber Rom als das Ziel aller bisherigen Staatenentwickelung ansah und die hieraus reichlich zuströmenden Resultate als einen Quell unermüdlicher Urtheile, Lehren und Warnungen benutzte, kehrte er mit der ganzen Einseitigkeit eines Geschäftsmannes blofs die praktischen Bestandtheile der Geschichte heraus, ohne die nöthige Harmonie zwischen dem Stoff und der künstlerischen oder formalen Oekonomie zu ahnen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

1) *Charakteristik der antiken Historiographie von Hermann Ulrici.*

2) *Geschichte der Griechischen Beredsamkeit — nach den Quellen bearbeitet von Dr. Anton Westermann.*

(Schluss.)

Dieser Zwiespalt, welcher den Verfall des ächten Hellenischen Geistes ankündigt, ist seitdem nicht entfernt worden; in den ferneren, irgend namhaften Erscheinungen kommt die Moral und bürgerliche Gemeinnützigkeit zur Herrschaft, deren Erkenntniſs eben nur die historischen Begebenheiten vermitteln sollen, die Rhetorik leiht, zuweilen mit den Flittern der Schule geschmückt, ein schimmerndes Gewand, und der politische Sinn verschwindet: wovon Dionysius, Diodor, Plutarch, Dio Cassius und Herodian unter anderen, trotz ihres ungleichen Ranges, helle Belege sind. Im einzelnen wäre hier eine sorgfältige Sichtung und Nachweisung am Platz gewesen, schon um die geringeren Skribenten, wie diejenigen Schwätzer, welche von einem historiographischen Fieber unter Kaiser Marcus befallen waren und den Verf. mehr als billig beschäftigen, für nichts mehr, als momentane Geschichtmacher nehmen und in ihren bescheidenen Winkel rücken zu können. Auſserdem dürfen wir nicht vergessen, daſs bei der gegebenen Schilderung Licht und Schatten gepaart sein müssen; und wenn auch die Bemerkung S. 73 fg. Stich hält, die meisten jener zuletzt angeführten Historiker hätten dem Römischen Geschmacke sich gefügt und als halbe Römer das Streben nach sittlicher Besserung ergriffen, so riethen wir doch dem Dionysius (*de oratt. antiq. p. Rsk.* 447. *sq.*) zu glauben, daſs Rom selbst an den Griechen (ähnlich dem Schwunge der silbernen Latinität) die Anziehungskraft einer Centralstadt ausübte, die litterarischen Richtungen schärfer anzog und zum Wetteifer entzündete, und, was wir noch jetzt bezeugen, eine weit bewährtere Gründlichkeit hervorrief, als die früheren rhetorischen Geschichtschreiber jemals verriethen. Soweit die Griechischen Leistungen; bei der Römischen Historiographie glauben wir uns einer Ausführung enthalten zu dürfen. Allerdings hat der Vf. die Elemente derselben, wie sie ein eigenthümlich-nationales Institut war, von den Einflüssen der Beredsamkeit und dem angestammten Bewuſstsein moralischer Gröſse berührt, folgerecht charakterisirt; da er aber die wichtigsten Historiker, Tacitus vor allen, nur Stückweise, gleichsam als Aggregate, prüft und verknüpft, und dies Verfahren wie bereits gedacht worden entschuldigt, so fällt jeder Grund fort, solche Skizzen zu rekapituliren.

Die Stärke dieses Buches und sein bleibender Vorzug besteht in den nächstfolgenden Analysen, welche die geistige Tiefe, die Weltbetrachtung, die Kunst und den Plan der klassischen und einiger der mittelmäſsigen Historiker philosophisch entwickeln. Auch das gereicht ihm zum Lobe, daſs sich aus so vielen Zeichnungen keine vor der anderen hervorheben läſst, vielmehr alle denkwürdigen Erscheinungen (mit Ausnahme etwa des Plutarch) in gleicher Empfänglichkeit ohne parteiische Vorliebe behandelt sind. Hätte doch nur der Vf. sich jener modernen Unsitte entschlagen, die Alten in einem Verhöre durchzunehmen und sie vermöge des meisternden Examen abzuschätzen, statt die Disharmonie dieser bei mannichfachen Lücken und Miſsgriffen ehrsamen Gesellschaft aus den gebieterischen Einflüssen von Zeit, Nationalität, individueller Bestimmtheit, denen auch die neueren Geschichtschreiber nicht entronnen sind, als reinhistorische Thatsache herzuleiten und den hierin fortdauernden Geist unverkümmert zu genieſsen. Wir wollen hier wenigstens an die sonst umsichtige Charakteristik des Thucydides S. 198 ff. erinnern. Dieser objektiveste Historiker der Griechen wird gleich einer Veste bestürmt, ohne ein Geständniſs vernehmen zu lassen, daſs er sich mit der Geschichte abgefunden und ihren

Gehalt im tiefsten Grunde seiner Darstellung bewahrt, dafs er nicht halblaut verräth, wefs Glaubens er sei, ja sogar „dafs in seiner Weltanschauung *nur* das Leben der Mitwelt sich abspiegele", dies ist es weshalb ihn bittere Vorwürfe, selbst der nichtige Tadel einer Ansteckung durch die Sophistik, treffen. Wenn nun aber Polybius S. 214. gepriesen wird, weil er ein organisches Ganzes aus der lebendigen Einheit seiner überall wirksamen Idee hervorgebracht, wobei es nicht an Entschuldigungen fehlt wegen der Einseitigkeit seiner allein politischen Betrachtung, wegen des Zurückdrängens der Wissenschaft, der Moral, der Religion, die der Staat als Hebel menschlicher Dinge beherrscht, und wenn darin eben ein Charakterzug des ganzen Alterthums liegen soll: warum, darf man fragen, gelten solche und verwandte Maxime nicht mit demselben Gewicht auch für Thucydides?

So wenig es möglich ist von diesem Abschnitt, der in einem stetigen Zusammenhange fortschreitet, einzelnes zur Schau zu stellen, eben so sehr bedauern wir die Gedanken über die historiographische Kunst nackt anführen zu müssen. Sie sind reines Eigenthum des Verfs., und bringen das Wesen und die Gegensätze der Geschichtschreibung bei Alten und Neueren, die Kluft zwischen sinnlicher Objektivität und ideeller oder philosophischer Freiheit, zu hellerem Verständnifs; dafs jene Reflexionen noch nicht durchgängig an der Sonne gereift sind, wird ihnen keinen Eintrag thun. Hiermit brechen wir unsere Anzeige ab; übrigens hätte das Werk eine gröfsere Korrektheit, besonders im Griechischen Druck verdient.

Verschiedenartig in Ton und Ausführung ist die Geschichte der alten Beredsamkeit vom Hrn. Dr. Westermann, deren erster Theil uns vorliegt. Ihr Titel verheifst ergründende Belehrung über ein wenig aufgeklärtes und deshalb von vielen zurückgesetztes Objekt; der Inhalt aber gewährt eine blofse Chronik mit litterarischen und bibliographischen Nachweisungen, und das Buch hätte füglich unter dem bescheidenen Namen einer Litterarhistorie der Beredsamkeit hervortreten sollen. Indessen wollen wir nicht mit dem Verf. rechten, dafs seine Leistung nur ein beschränktes Maafs unserer Erwartungen ausfüllt, und, wie er in der Vorrede äufsert, eine möglichst vollständige Zusammenstellung des Wissenswürdigsten auf dem Gebiete der Griechischen Beredsamkeit erstrebt. Gegenwärtig bedarf man zunächst vielfacher Vorarbeiten und Sammlungen des zerstreuten Materials, ehe man sich zum Bau einer umfassenden Geschichte der rednerischen Epochen, Principien und Kunstwerke anschickt, und den Geist der Beredsamkeit in Griechenland und Rom philosophisch charakterisirt. Ohnehin haben die Vorgänger (die hier *neuere Quellen* heifsen), welche nicht sowohl besondere Punkte als die geschichtliche, künstlerische, rhetorische Bildung des Faches betrachteten, d. h. genau genommen die Franzosen Hardion, Bréquigny und Belin de Ballu, weder eine neue Bahn eröffnet, noch gröfsere Anstrengungen irgend überflüssig gemacht; und, was einen gröfseren Uebelstand veranlafst, die Masse der unmittelbaren Autoren, von den frühesten Denkmälern bis zu den letzten Erzeugnissen der Sophistik und Rhetorik, ist so weitschichtig, häufig so langweilig und abschreckend, dafs selbst unter den vielbelesenen und gereiften Philologen gar wenige, geschweige die Jüngeren, ihren ganzen Umfang erschöpfen. Daher wollen wir ein Archiv oder Repertorium dieser Redegattung, welches nichts geringeres als den Raum von den oratorischen Anfängen bis zu der Zweitheilung des Römischen Kaiserthums umspannt und mit nicht gewöhnlichem Fleifse gearbeitet ist, als den Grundstein der weiteren Forschung mit gebührender Anerkennung aufnehmen, und darüber hinwegsehen, wo sich die häuslichen Studien des Vfs. mit verschwenderischer Bemühung vor das Publikum drängen. Es würde sogleich von den ersten 30 Seiten sehr weniges stehen geblieben sein, wenn er den unentbehrlichen Inhalt einer Specialgeschichte von allem überflüssigen und fremdartigen Beiwerk hätte scheiden mögen. Unnütz ist die Aufzählung der allgemeinen, biographischen und bibliographischen Bücher über Litteratur und namentlich über Griechische Litteratur, an einem Orte wo statt der bekanntesten und bereits zum Ueberdrufs wiederholten Titel blofs in etlichen Worten über Quellen und Hülfsmittel der Redekunst zu berichten war; aber vorzüglich lästig und überhängend mufs eine Reihe von politischen Denkwürdigkeiten erscheinen, ausgesäet über Pelasger und sonstige hypothetische Urvölker, über den Ursprung der Hellenischen Sprache, die rein von fremder Abstammung und einigermafsen mit Sanskrit u. s. w. aus ehemaliger Völkermischung verwandt sei, über die Homerische Zeit, Amphiktionen und die wandelbare Verfassung Athens bis auf den Perserkrieg herab: Dinge, welche seit einem Decennium aus einem Kompendium der

Alterthümer in das andere gemächlich zu wandern pflegen. Und wofür dient solcher Aufwand an Citaten und Vorkenntnissen, die mit einer Darstellung der Beredsamkeit sich nirgend berühren? Dies lehren die Philosopheme in §. 6. Ueberall sei das geistige Leben in seinen Anfängen subjektiv u. s. w., die beiden Hauptbedingungen aber, unter denen die Fähigkeit zum beredten Ausdruck sich entwickele, wären das Volk und seine Sprache *Tantae molis erat* — Wir dächten, wenn es um diese Bedingungen kein Scherz ist, solle der Geschichtschreiber der Griechischen (d. h. zunächst der Attischen) Beredsamkeit sowohl ein klares Bild von Athens Empfänglichkeit für Gespräch und öffentliche Rede als auch eine bündige Schilderung vom Talent und von den eigenthümlichen Anlagen des Attischen Dialekts entwerfen (jener Punkt ist §. 17. im Vorübergehen erwähnt worden); aus alten Zeiten aber genüge die Beobachtung der Grammatiker (s. davon S. 22. wozu *Schol. Il. ι.* 443. hinzuzufügen) anzuführen, dafs Homer recht gründlich um Rhetorik und ihre Fachwerke gewufst habe. Was den Vortrag betrifft, der höchst plan ist und selten an rhetorischer Manier (wohin empfindelnde Phrasen gehören, wie S. 51. „alle Schleussen physischen und moralischen Elends", 69. „der erste ein tapfrer Degen", mehreres S. 81. 133. neben einigen allzu populären Wörtchen) leidet, so werden viele wünschen, dafs für ein Buch (S. IX. „nicht zur Unterhaltung, sondern für Wissenschaft und Selbststudium geschrieben"), welches keinen populären Zweck verfolgt und auch im Stil niemals auf individuellen Ton eingeht, wie ihn ausschliefslich ein modernes Idiom begünstigt, die Form der Gelehrtensprache gewählt worden wäre. Denn in dieser sollten noch jetzt alle Monographieen und Untersuchungen auf abgesonderten Feldern der Philologie verfafst sein, und die letztere kann schwerlich gewinnen, wenn man fortfährt den unmittelbarsten Bedarf des alterthümlichen Wissens in den heutigen Sprachen zu zersplittern.

Unsere Anzeige hat von dem vorliegenden Werke, dessen materieller Inhalt offenbar überwiegt, den blofsen Umrifs darzulegen. Um in die Tiefen des Objekts herabzusteigen, müfste sich ein reicherer Anlafs für Erörterungen und Bedenken jeder Art vorfinden; mit anderen Worten, die Geschichtserzählung müfste weniger annalistisch, im Gefolge biographischer und litterarischer Notizen und kurzer Urtheile, ausgefallen sein, und bei weitem mehr eine Nachweisung von Gruppen, Fortschritten, Haupt- und Seitenwegen und eine Kritik, wenn man so sagen darf, von dem Geiste bezwecken und fixiren, welcher über den flüchtigen Wassern der Griechischen Beredsamkeit schwebte. Uebrigens werden wir uns auf die erste Abtheilung beschränken. Das Ganze besteht nämlich aus zwei Abschnitten, der ununterbrochenen Erzählung und einem schätzbaren Anhang S. 269. ff., worin die Einzelschriften der verhandelten Autoren, vorzüglich die untergegangenen oder handschriftlichen, nebst ihren Bearbeitern namhaft gemacht sind, während die allgemeineren bibliographischen Angaben den jedesmaligen Text begleiten.

Dafs die Anfänge der Beredsamkeit, der jüngsten Gattung im klassischen Alterthum an ein gereiftes Zeitalter, welches mit dem Bewufstsein einer blühenden politischen Macht und mit der Fülle des bürgerlichen Verkehres ausgestattet sei, sich knüpfen, liegt in der Natur des Objekts und wird durch Athens Geschichte bestätigt. Bis zur Festsetzung der Demokratie hatte niemand Ursache durch künstliche Redefertigkeit zu wirken; höchstens legten die Politiker, wie Solon, ihre Rathschläge in Gedichten nieder. Als seit den Perserkriegen eine Folge von Demagogen den Gang der öffentlichen Geschäfte leitete, wurde das lebendige Wort eine Bedingung ihrer Thätigkeit, aber sie bedurften statt aller weitläuftigen Verhandlung nur eines bündigen Vortrags, eines Kernspruches, dem ihre persönliche Bedeutung das nöthige Gewicht gab: wie namentlich beim Themistokles die apophthegmatischen Züge hervortreten. Den Siciliern war es vermöge der volksthümlichen Eristik vorbehalten, eine Kunstlehre für die Dornen des Prozesses zu stiften (durch ein Versehen heifst es §. 27.: die Beredsamkeit habe zu Syrakus ihre *Subjektivität* verlassen und den *objektiven* Standpunkt eingenommen), und zwar sollen Korax und Tisias Schulen eröffnet und für Geld Reden geschrieben haben. Aber ein geräumiges System, welches das Sicilische Prinzip der Ueberredung philosophisch begründete, schuf Gorgias. Der Vf., welcher die Sammlungen bei Süvern über Aristoph. Vögel S. 25. ff. und noch mehr dessen Kombinationen zu erörtern vergafs, möchte den Gorgias von den Sophisten, deren Manier er doch sichtbar vorzeichnete, völlig absondern; am wenigsten läfst sich dem übertreibenden Urtheile beistimmen S. 137. „Gorgias schraubte sie durch poetischen Flitterstaat und figurirten Wortprunk bis zur dithyrambischen Wildheit und Ueppigkeit hinauf." Diese Ausdrücke gehören zu den verbrauchten Phrasen, die man sich ehemals über Gorgias erlaubte; wer nur etwa das Fragment aus seinem Ἐπιτάφιος betrachtet, um nicht von Agathons Nachbildung in Platos Gastmahl zu reden, wird keinen Schwulst oder unnatürlichen Putz erkennen, wohl aber die prächtige Gliederung der von ihm erfundenen Periodologie, deren hier nicht einmal gedacht ist, und den ermäfsigten Klang bedeutsamer Wörter; anderwärts hob sich seine Rede, da er vor allen die panegyrische Form betrieb und überdies sein mündlicher Vortrag manches milderte; wenn man endlich die Berichte des Aristoteles und der Rhetoren unbefangen erwägt, so hat Gor-

gias, auf dem Grenzgebiet zwischen Poesie und Prosa schwebend, zu wenig von prosaischer Nüchternheit und ein Uebermaafs jugendlicher Wortfülle besessen, und doch, wie wir sehen, die Mitte nicht ganz verfehlt. Wohl nicht dieselbe Gewandtheit war seinen nächsten Schülern eigen, bei denen der formale und unlogische Fluss der Diktion obenan stand; wir wünschten aber, dass ihre Leistungen wie die der sämmtlichen Sophisten nicht zersplittert, S. 40. ff. und 127. ff., und in allgemeinen Schilderungen erwähnt wären, sondern dass der Zusammenhang ihrer schriftstellerischen Produktionen, der Einfluss derselben auf die Zeitgenossen und der unverkennbare Stufengang ihres Wirkens, welcher von der raschsten Blüte bis zum nothwendigen Erlöschen fortgeht und bei der Mannigfaltigkeit der Individuen nicht ohne sorgfältige Charakteristik zur Anschauung gedeiht, vollständig beschrieben würden; jetzt hat das Kapitel nur das Ansehen eines zufälligen Episodium, zumal da der Verf. S. 47. die damaligen Fortschritte der politischen Beredsamkeit für unabhängig von der Sophistik hält. Als Meister jener Beredsamkeit wird Perikles bezeichnet, der nach allen Zeugnissen subjektive Würde mit künstlicher Darstellung vereint haben muss; an ihn hätten sich die später §. 39. beiläufig genannten aristokratischen Sprecher Alcibiades, Theramenes und Kritias anschliessen sollen. Gegenüber standen die ochlokratischen Redner, von denen eben so wenig als vom tumultuarischen Geschäftsgang die §. 36. ff. gemachten Kollektaneen und Reflexionen ein klares Bild gewähren. Von Kleon hören wir, dass er ein unsinniger Polterer gewesen; wichtiger ist es zu wissen, dass er nebst Kleophon und Hyperbolus sich an die Pöbelsprache, wie es revolutionären Staatsmännern zukam, in kräftigen Wendungen (Belege bei Aristoph. Eq. 465. sq., aus welchem Stücke S. 54. v. 36. vermuthlich für 66. citirt wird) und in fahrlässiger Aussprache (Herodiani π. μ. λ. p. 20.) hielt; und wenn Plat. Rep. III. p. 397. hieher gehört, so müssen sie eine wunderbare Mimik auf der Bühne geleistet haben. Uns sind aus dieser Zeit, ein geringer Ersatz, Antiphon und Andocides geblieben; jener der erste Attiker, welcher die sophistische Beredsamkeit in die Praxis einführte, obgleich die jetzigen Schulreden seines Namens wenig an die gerühmte Stärke dieses Mannes erinnern; Andocides aber ein bloss routinirter und künstlicher Verfechter von Kontroversen. Soweit erstrecken sich die Anfänge; die Blüte und Vollendung der Beredsamkeit ist während etwa siebzig Jahre in einem Zeitalter gestaltet worden, das, wenn wir die Entartung der Sitten, die Ohnmacht des Staates und das merkliche Schwinden der politischen Gesinnung in Betracht ziehen, dieser Entwicklung zu widerstreben schiene, hingegen von Seiten der wissenschaftlichen Mittel sich vorzüglich günstig erwies. Hier genüge die Andeutung der ausgebildeten Rhetorschulen, des Einflusses namentlich der Platonischen Philosophie, der immer allgemeineren litterarischen Politur (kenntlich an Aeschines und Lykurg), wozu sich der Werth der Redefertigkeit gesellte, welche nicht nur alle politische Macht selbst dem Thatenlosen sicherte und sogar Krieger wie Iphikrates zur Aneignung bewog, sondern auch bei dem rastlosen Sykophantiren der Prozesse stets einen rhetorischen Nahrungsstoff gewann. Dass aber im unermesslichen Wetteifer auf diesem Felde sich endlich das Kunstvermögen aufzehrte, und in Demosthenes' Zeit bloss dem kecken, stürmischen, figürlichen Vortrage noch einigen Spielraum liess, zeigen, nächst Hyperides, Fragmente im zweiten Bande der Aldinischen Rhetoren. Der Verf. hätte die Darstellung so vieler interessanter Thatsachen, welche den Lauf und Geist jener Beredsamkeit angehen, neben dem biographischen Detail nicht übersehen dürfen; denn die Beiträge hiefür in einer entlegenen Ausführung „Innerer Bildungsgang" (S. 125 — 152.) geben ein nur gemischtes und nicht organisirtes Material, nämlich über Rede der Politiker und Sophisten, Sokrates und Plato u. a., wobei noch die Techniker bis auf Aristoteles mitgenommen werden. Bei der fleissigen Sammlung über die klassischen Redner würden wir unnöthig verweilen; auch ist Hrn. Ws. Aufmerksamkeit weniges von einigem Belang entschlüpft, wie für die Zahl der Reden *Cod. Paris. ap. Boisson. in Eunap.* p. 134, oder *Moschopul.* p. 60. für Kephalus *Porson Aristoph.* p. 111. für die Lehrkünste des Isokrates *Schol. in Aphthon.* p. 6. *Marx in Ephor* p. 14. sq. Der Beweis, dass Zosimus und nicht Ulpian die Demosthenischen Scholien geschrieben, bei Kidd zu Porson Tracts p. 387. u. a.

Nachdem die Staatsrede völlig erloschen und die Beredsamkeit in die verschiedenen Rhetorschulen gewandert war, mussten die Erscheinungen auf diesem Gebiet bedeutungsloser und unfruchtbarer werden; schon ihre Zerstückelung hindert ein etwaniges Interesse. Wir verweisen daher auf den Verfasser in Hinsicht derselben und für die Notiz jener Rhetorik; wir wünschten dies auch für die Charakteristik der vier christlichen Jahrhunderte thun zu können. Allein dort, wo man gern die jedesmaligen Rückwirkungen der Rhetoren und der sophistischen Lehrer auf die Litteratur, die Methode und Statistik dieser einflussreichen Institute, den Stil der Zeitalter und so manches ähnliche beschrieben sähe, und das um so mehr als die Rückstände nirgend auffallender und dringender sind, dort finden sich nur die einzelnen Männer, ihr Leben und ihre Schriften, grösstentheils nach fremden und selten zuverlässigen Berichten, aufgeführt. Manches Irrige ist nach der Tradition beibehalten, wie in der Biographie des Aristides, aus Unkunde der Forschungen von Letronne. Deshalb glauben wir diesen letzten Abschnitt der geschichtlichen Darstellung übergehen zu dürfen, um ihn nicht in ermüdende Auszüge umzusetzen.

Bernhardy.

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

LXXII.

Hegel und seine Zeit mit Rücksicht auf Goethe. Zum Unterricht in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren wesentlichen Grundzügen. Von Karl Friedrich Göschel. Berlin, 1832.

Referent läugnet nicht, daſs er die oben angeführte Schrift Göschels mit dem günstigsten Vorurtheil zur Hand genommen. Er findet auch hier seine schon früher gewonnene Ansicht bestätigt, daſs der Vf. die spekulative Philosophie unserer Zeit mit tiefsinnender Gründlichkeit studirt und mit Freiheit erfaſst hat. Seine Darstellung beweist durchweg jene Selbstständigkeit, die, was bei einem geschlossenen Systeme nicht zu dem leichten gehört, sich von dem Worte und der Formel groſsentheils schon losgemacht hat und mit entschiedenem Streben vollends befreien wird, jene Leichtigkeit, welche sich mit der gewonnenen Ausbeute überall hinbewegt, sich überall zurecht findet, überall behaglich verweilt, jene durchdringende Dialektik, welche alles mit ihrem Zauberkreise umzieht und auch das ungünstigste zwingt Stand zu halten. Wenn nun aber auch das Buch weit mehr leistet, als sein bescheidener Titel verspricht, so muſs Ref. doch sehr bedauern, daſs es dem Verf. nicht gefallen hat mit mehr Muſse uns statt der einzelnen Beziehungen der spekulativen Philosophie auf den Dichter, die nur wie Reminiscenzen hier und da einfallen, der Philosophie inneres und totales Verhältniſs zur Poesie vor Augen zu legen, zumal die zerstreuten Bemerkungen hinlänglich beurkunden, wie vortrefflich er Wissenschaft und Kunst neben einander zu würdigen weiſs, daſs er sich nicht die Zeit gegönnt hat, statt einer fast nur zufälligen Beleuchtung einzelner Zeitrichtungen in verschiedenen Theilen des Wissens mit der Fackel der Philosophie, aus und mit dem Principe der Spekulation, was vorauszustellen war, aus dem Wesen derselben, was man vorher darzulegen hatte, auf methodische Weise die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft, wie sie zur Zeit bearbeitet werden, zu beurtheilen. Doch danken wir dem Vf. für seine treffliche Gabe, in welcher er mehr als in frühern Schriften die Absicht hat, die spekulative Philosophie dem Verständniſs der empfänglichen Zeitgenossen nahe zu bringen und richten ihr gemäſs unsere Relation über den Inhalt des Buches ein.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte. In dem ersten unter dem Titel: Zur Umsicht, wird das Verhältniſs der spekulativen Philosophie zu den reellen gegebenen Zweigen der Wissenschaft geprüft. Die Absicht des zweiten mit dem Titel: Zur Einsicht, ist, die Philosophie in ihrer Werkstätte zu belauschen. Der dritte unter dem Titel: Zur Aussicht, will sich in das Gespräch des Tages mischen, um dem Verständnisse von mehreren Seiten, wie sie sich zufällig ergeben, zu Hülfe zu kommen, und einzelnen namhaften Miſsverständnissen zu begegnen. Der vierte unter dem Titel: Apologie, beabsichtigt Beschuldigungen zu widerlegen. Ref. wird den letzten der genannten Abschnitte ganz übergehn. Die Vorwürfe, welche trefflich widerlegt werden, sind fast sämmtlich aus F. H. Fichte's neuester Schrift entnommen: über Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie. Ref. stimmt sowohl dem Vf. als der neulich in diesen Jahrbüchern erschienenen Kritik über jenes Buch vollkommen bei. Auch er hat in dieser Fichte'schen Schrift eben so viel Miſsverständnisse als Anklagen gefunden, und bemerkt wie F. H. Fichte von der spekulativen Philosophie unserer Zeit nur den Buchstaben gefaſst hat. Auch den zweiten Abschnitt wie sämmtliche Einleitungen muſs Ref. unberücksichtigt lassen, er würde nur jenes so eben ausgesprochene Urtheil im Einzelnen zu wiederholen haben, wie tief Göschel in das Verständniſs der spekulativen Philosophie eingeweiht ist. Er wendet sich sogleich zu dem ersten und verbindet damit die Relation über den dritten, um

nicht in Wiederholungen zu verfallen, denen man bei dem Verf. begegnet.

Unter den positiven Wissenschaften, zu welchen der Verf. das Verhältnifs der spekulativen Philosophie darstellt, stofsen wir zunächst auf die Theologie. Wir finden hier den Verf. auf seinem eigenthümlichsten Gebiete, der religiöse Tiefblick ist die glänzendste Seite seines Geistes. Die Richtungen jetziger Theologie unterscheiden sich als Rationalismus, Supernaturalismus und Synkretismus aus beiden. Mit dem Rationalismus dürfte die spekulative Philosophie zusammenfallen, wenn äufsere Zeichen, wenn ein Name eine Gleichheit begründen können. Denn sie nennen sich beide nach der Vernunft und scheinen beide das Vernunftgemäfse zu wollen. Allein der theologische Rationalismus „läugnet die Erkenntnifs Gottes", er läugnet den wesentlichen Inhalt christlicher Offenbarung „die Offenbarung Gottes, wie er ist", und verweist die Mittheilung der allmächtigen Liebe in ohnmächtige theilnahmlose Ferne. In Bezug auf den Inhalt ist somit der philosophische Rationalismus durchaus von jener theologischen Denkweise verschieden, denn er hat den wesentlichen Gehalt der christlichen Offenbarung, die absolute Liebe Gottes in seiner absoluten Allgegenwart, die Gottmenschheit zu dem seinigen gemacht. Er unterscheidet sich auch ferner dadurch, dafs er die denkende Vermittelung, welche der theologische Rationalismus allerdings nicht verschmäht, jedoch nur für gewisse endliche Sphären in Anspruch nimmt, auf die absolute der Erkenntnifs Gottes anwendet und somit jenen wesentlichen Inhalt vermittelt. So sehr sich jedoch die spekulative Philosophie durch die strenge Festhaltung dessen, was als das Eigenthümlichste und Wesentlichste der christlichen Offenbarung angesehn werden mufs, dem Supernaturalismus nähert, so sehr zieht sie sich von ihm zurück durch die Art, wie sie sich in den Besitz jenes unvergänglichen Gutes setzt und ihn behauptet. Sie ist weit entfernt von jener Anbetung, die den unendlichen Gott zwar vor sich aber aufser sich hat und sich in zelotischen Eifer nur allzuleicht verliert, wenn der freigeisterische Sinn den göttlichen Gegenstand ihrer Verehrung anzutasten wagt. Sie bedarf des Zornes nicht, da sie die göttliche Idee denkend in sich und aus sich producirt, und der Gegenstand der Anbetung ist ihrem Geiste so innerlich, so organisch verwachsen, dafs ihr jeder Angriff freigeisterischer Abstraktion als gefahrlos und nichtig erscheint. Wenn jedoch die Philosophie von dem Rationalismus das Denken, von dem Supernaturalismus das Anbetungswürdigste, vor welchem sich der religiöse Mensch demüthigt, in seiner ganzen „Ueberschwenglichkeit hat, so ist sie darum nicht ein Gemisch aus beiden, nicht der sogenannte rationale Supernaturalismus. Es kann ihr die endliche Form des Denkens nicht genügen, mit welcher dieser Synkretismus den innern Gehalt der Religion mehr theilweise zu erhaschen als ganz zu erfassen sucht, sie „protestirt gegen jeden Dualismus, weil sie mit einer halben Vernunft, mit einer Vernunft, die ihrem Gegenstande gegenüber stehn bleibt, sich nicht zufrieden geben kann". Es ist der rationale Supernaturalismus ein Rationalismus, dem unter der Form des Gefühles eine Ahnung des Höchsten, was die christliche Offenbarung enthält, aufgegangen ist, der jedoch denkend nicht aus den Fesseln der endlichen Kategorie entkommen kann.

Was ist aber nun das Bekenntnifs der spekulativen Philosophie? Der Verf. bedient sich hier, wo er den Rationalismus und den Supernaturalismus aus ihrer hartnäckigen Sprödigkeit in den Flufs bringt, der Kürze halber der Ausdrücke des Subjektes und des Objektes, und nennt Subjekt das Princip des Rationalismus, Objekt das des Supernaturalismus. Wir wissen wohl, dafs solche Bezeichnungen keinesweges erschöpfende Benennungen für das sind, was hier zu sagen war. Theils sind sie jedoch bequeme Formeln um mit Präcision und Sicherheit die Untersuchung zu führen, theils — und das rechtfertigt ihren Gebrauch vollkommen — sind sie die passendsten Ausdrücke für den niedern Standpunkt einer vergangenen und zum Theil noch vergehenden Bildung, in welcher die abstrakten Gegensätze des Subjektes und des Objektes besonders auch in der Theologie bis zur Vermessenheit festgehalten wurden. Die Präcision des Gedankens gestattet eigentlich an dieser Stelle weder Mannichfaltigkeit der Rede noch Weglassungen. Wir können der Kürze halber nur den eigentlichen Lebenspunkt jener Dialektik andeuten, durch welche der Rationalismus und der Supernaturalismus sich in den Grund einer wahrhaft vernünftigen Theologie versenken. Es ist nämlich zuerst die gleiche Berechtigung des unmittelbaren Daseins anzuerkennen, in welchem das Subjekt des Einen und das Objekt des Andern neben einander auftreten, aber auch zweitens ihre Unterschiedenheit und ihr hieraus resultirender Wi-

derspruch, durch welchen sie sich gegenseitig vertilgen würden, wenn nicht drittens ihre Gleichheit und Entgegengesetztheit, sich in sich selbst widersprechend, Subjekt und Objekt zu einer höhern Einheit nöthigten, in welcher sie beide in einander übergehn, das Subjekt eben so sehr Objekt, und das Objekt Subjekt wird. In der spekulativen Theologie durchbricht das Subjekt die Schranken des endlichen Verstandes, es sucht das, was es im Gefühl mit inbrünstiger Liebe umfaſst, vor dem es sich im Glauben demüthigt, mit den Kategorieen eines objektiven Denkens zu begreifen. Hiermit verkümmert oder verendlicht es den göttlichen Gegenstand seiner Anbetung nicht, sondern, was es im Grunde schon in sich trug, erhebt es in das Licht des absoluten Bewuſstseins. Das Subjekt entgeht hiermit der zügellosen Aufklärerei, die freigeisterisch nichts schont und in ihrem Schwindel von einer endlichen Form zu andern eilt, um die folgenden eben so schnell zur zerbrechen wie die vorigen und zuletzt mit dem Leeren endigt. An ihrem Objekte hat die spekulative Theologie nicht jenes formlose Ueberschwengliche, jenes maaſslose und unergründliche Etwas, vor welchem sich der Pietismus im Uebermaaſse seiner Gefühle zerknirscht, vor welchem der kältere Sinn wie vor einem Ewigen aber doch ewig Fremden die Hände faltet, sondern den Gott, der in Geist und Liebe angebetet sein will und im Subjekte um so tiefer das Bewuſstsein der ewigen Liebe, welche ihn hebt und trägt, erwecken muſs, jemehr dieses in Erkenntniſs wächst, das heiſst das Sein des Objektes denkend mit sich vermittelt. Das Objekt der spekulativen Theologie verschmäht die endlichen Formen, welche eine von auſsen sich nahende Reflexion gelegentlich und beliebig, oft wohlmeinend oft mit schielenden Absichten ihm umwirft und erkennt nur diejenige als die adäquate an, welche als die absolute durch den immanenten Gedanken sich rechtfertigt.

Hier war der Ort, wo der Verf. jenem Vorwurfe zu begegnen hatte, welchen er später abfertigt, daſs „nach der Geheimlehre der spekulativen Philosophie der Gott, von dem sie etwa noch rede, der Mensch sei", wie denn überhaupt der dritte Abschnitt mit dem ersten in ein gerundetes Ganze zu verarbeiten war. Es konnte gezeigt werden, wie zwar diese Anklage eine verschiedene Stellung erhält, je nachdem sie von dem Rationalismus oder dem Supernaturalismus erhoben wird, wie sie jedoch eigentlich in beiden im endlichen Subjektivismus ihren Ursprung nimmt. Der Verf. lehrt vortrefflich, wie sich solche Anklage von dem einzelnen Menschen nicht zur Idee der Menschheit, von dem sterblichen nicht zu dem unerschaffenen, dem Urmenschen, von dem einzelnen und vergänglichen Subjekt nicht zur absoluten Subjektivität zu erheben wisse. Jener Vorwurf richtet sich selbst. Denn schiebt er der Philosophie die Verwechselung der absoluten Persönlichkeit Gottes mit der des sterblichen Subjektes unter, so zeigt er, daſs er selbst über das letztere nicht hinausgekommen ist, und daſs ihm nicht bloſs der Mensch — an und für sich, sondern auch die konkrete Idee Gottes dunkel geblieben. „Indem sich Gott *selbst* setzt, hiermit personificirt, negirt er sich, aber die Negation ist immanent, das Endliche ist die Bestimmung des Unendlichen, mithin ist Gott durch diese Negation sowohl diesseits als jenseits Person, aber nach dem Wesen in dem Anderen seiner Er selbst. Näher ist Gott nur insofern, als er Person ist, aber er personificirt sich von *Ewigkeit*, mit seiner Personifikation ist sofort auch die zweite Person gesetzt, mit dem Vater auch der Sohn, der Urmensch. Mit diesem Dualismus Gottes ist denn auch die dritte Person Gottes gegeben, welche wiederum *die Gränze als die Negation negirt*, und darüber hinausgeht, so doch, daſs in jeder Person die andern Personen sind, weil der Gottheit die Gränze immanent ist."

Auf einer ähnlichen Verwechselung, wie der absoluten Persönlichkeit mit dem sterblichen Individuum, beruht es, wenn sich ein anderer Vorwurf gegen die Philosophie so vernehmen läſst, daſs sie das Wirkliche zwar als nothwendig betrachte, das Böse aber, was doch auch wirklich sei, nicht als nothwendig, sondern bloſs als zufällig mache. Auch diese Anklage konnte der Verf. hier beseitigen, nicht bloſs weil sie, und das ist freilich das wichtigste, aus demselben Miſsverständnisse der philosophischen Kategorieen und aus der Aermlichkeit des Subjektivismus entspringt, sondern weil sie vorzüglich aus dem Gebiete der Theologie sich hören läſst. Die Verwechselung, deren sich die Anklage schuldig macht, ist nämlich die des Wirklichen mit dem bloſs Daseienden, und indem der Philosophie nur das Wirkliche vernünftig und nothwendig ist, das bloſs Daseiende aber nur ein zufälliges, so muſs das unvernünftige, was der Philosophie aufgebürdet werden soll, auf die Anklage zurückfallen. Das nämlich, was und insofern es nur Fürsichsein zu werden strebt, ist das Böse, so-

mit nur ein Daseiendes, ein blofs Zufälliges. Weit entfernt also, ein Wirkliches und Nothwendiges zu sein, ist das Böse das unwirklichste, das μὴ ὄν (nicht einmal ein οὐκ ὄν) mit seiner ganzen Sophistik des Scheines, welcher nur insofern etwas sein will und etwas sein kann, als er das Wirkliche und wahrhaft Vernünftige sich gegenüber hat, ohne das Wirkliche nicht einmal dasein könnte. Dafür dafs ihr das Frevelhafteste angesonnen wird, die Versetzung des Bösen in die Wirklichkeit und die hieraus sich ergebende Gleichstellung mit dem Vernünftigen und Guten, könnte die Philosophie dem subjektiven Denken vielmehr den Vorwurf machen, dafs das Gute, was es suche, nur ein zufälliges und kein nothwendiges, ein blofs um seiner selbst willen momentan vorhandenes, kein für die vernünftigen Zwecke allgemeiner Wirklichkeit dauerndes und ewiges sei. Solche Klage ist jedoch eben so unfromm als unnöthig. Jedes endliche, nur sich wollende Streben richtet sich eben dadurch, dafs oft ihm unbewufst das Gegentheil von dem geschieht, was es gewollt, und das Vernünftige und Gute die freie Bahn gewinnt.

Indem wir uns aus dem Gebiete der Theologie zu denen des Staates und der Politik wenden, halten wir es für höchst richtig, zuerst an das Faktum zu erinnern, wie die Geschichtschreibung und die positive Staatswissenschaft unter den Händen der vorzüglichsten Männer in ihren Resultaten so ganz mit der Philosophie dieser Gebiete übereinstimmen, dafs man die gegenseitige Benutzung für ausgemacht halten sollte. Dennoch ist dem nicht so. Die spekulative Philosophie findet, was sie giebt, auf ihre Weise mit einer Dialektik, welcher sie selbst nicht ausweichen kann. Die Form der Darstellung, selbst die Sprache mufs sich jener freien Nothwendigkeit des Begriffes fügen. Die spekulative Form, deren sich die Philosophie nicht entschlagen kann, so lange sie Philosophie bleiben will, ist es, welche den Zutritt zur spekulativen Staatswissenschaft manchem vorzüglichen Schriftsteller im Fache der Historie und der Politik erschwert oder unmöglich gemacht hat. Eben so wenig aber konnte die Philosophie die Darstellungen in jenen positiven Gebieten benutzen, wie sie sich eben geben. Was die Philosophie hier aufgestellt, mufste sich ihr durch die Form rechtfertigen. Es ist aber stets zu bemerken, dafs die Spekulation niemals von der vernünftigen Erfahrung der positiven Lehre abweicht, dafs sie sich, ohne es zu wissen, in die Hände arbeiten, und wenn auch in der Weise der Darstellung verschieden, dem Inhalte nach identisch sind. Die näheren Auffassungen jedoch des Verfs. müssen wir aus Mangel an Raum übergehen.

Wir begleiten deshalb den Verf. aus dieser Sphäre in die der Naturphilosophie. Bei dieser Untersuchung vermifst Ref. eben so sehr den vollständigen Nachweis der einzelnen Richtungen, nach welchen die Objekte der genannten Wissenschaft aufgefafst und dargestellt werden, als die spekulativen Mittel der Philosophie, durch welche jene entgegengesetzten Tendenzen in die konkrete Einheit zusammengehn. In der Naturwissenschaft genügte es nicht, dem platten Empirismus, dem hohlen Wortgeklingel von allgemeinen Regeln, Hypothesen, Künsten u. s. w. entgegenzustellen und anzuführen, dafs die Philosophie auf der Einen Seite die Empirie würdig und ganz eigentlich zu Ehren bringe, auf der andern jene leeren Allgemeinheiten zu inhaltsvollen Kategorieen umzustellen wisse. Sondern die Untersuchung hatte zu zeigen, *wie* die Philosophie es bewerkstellige. Dabei mufste aber noch besonders auch die Existenz der dritten Partei der Physiker anerkannt werden, welche die naturphilosophische Schule im engern Sinne bilden. Es mufste anerkannt werden, wie viel die spekulative Philosophie unserer Zeit jenen Bestrebungen verdanke und wie sie vieles zu ihrem Nutzen zu verwenden gewufst habe. Jedoch war auch des noch überall vorhandenen Irrthums derjenigen zu gedenken, welche noch immer Konstruktion und immanente Bewegung des Begriffes verwechseln und die Mängel jener einer Dialektik aufbürden, deren wesentliches Verdienst mit darin besteht, sie bekämpft und weggeräumt zu haben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

Hegel und seine Zeit mit Rücksicht auf Goethe. Zum Unterricht in der gegenwärtigen Philosophie nach ihren Verhältnissen zur Zeit und nach ihren wesentlichen Grundzügen. Von Karl Friedrich Göschel.

(Schluſs.)

In Bezug auf die Mathematik war mit Bestimmtheit hervorzuheben, daſs zwar unter ihren Bearbeitern nicht solche Gegensätze zu bemerken sind, wie in andern positiven Gebieten, daſs jedoch die Selbstgenügsamkeit dieser Wissenschaft zu den härtesten und schroffsten Eigenthümlichkeiten gehöre und die abgeschlossene Abstraktion, durch welche sie sich in ihre Kategorie der Quantität einkerkert, und aus welcher sie sich nur zur äuſsern Applikation auf das Qualitative herabläſst, nicht besser durchbrochen werden konnte, als wenn die Spekulation immanent bewiese, daſs die Quantität erst aus dem Elemente des Qualitativen resultire und der Gegenstand des Quantitativen „in seiner Abstraktion von der Qualität, als der andern Bestimmung des Seins, sich gar nicht behaupten noch weniger sich realisiren kann". Es muſs ferner, wie der Vf. bemerkt, zu den für die Mathematik einfluſsreichsten Denkbestimmungen mit gehören, daſs Diskretion und Kontinuität aus ihrer abstrakten Differenz gerissen und „gegen die unendliche Reihe, als den schlechtesten Ausdruck unendlicher Gröſsen zu Felde gezogen und diese quantitative Unendlichkeit als Mangelhaftigkeit angegriffen wird, weil sie ihr Jenseits auſser sich sucht".

Mit besonderer Vorliebe hat der Verf. das gegenseitige Verhältniſs der sich in der Arzneiwissenschaft entgegenstehenden Richtungen des Brownianismus und der Homöopathie und die Stellung der spekulativen Wissenschaft zu beiden zu entwickeln gesucht. Er zeigt, wie sich die feindlich entgegenstehenden Systeme jedes das andere voraussetze, jedes des andern bedürfe und wie sie, während sie sich als entgegengesetzte betrachten, in den äuſsersten Extremen verwandt sind. Er versucht dies ebensowohl in Bezug auf das Qualitative des Heilverfahrens, als das Quantitative des Heilmittels darzuthun.

Die letzten Theile positiven Wissens, mit welchen der Vf. schlieſst, sind die Philologie und die Geschichte. Hiermit ist er auf das Feld der gelehrten Industrie gerathen. In beiden äuſsert sich zur Zeit jene Praktik in den einseitigen Extremen des Pragmatismus und des Partikularismus und es sind nicht viel ausgezeichnete Bearbeiter jener Doktrinen aufzuzeigen, in welchen das höhere wissenschaftliche Interesse über jene beiden entgegengekehrten Herr geworden. Beginnen wir mit der Geschichte. Das Verdienst der spekulativen Philosophie, wie sie „alles Menschenleben in gedankenmäſsiger Entwickelung auf Orientalisches, Griechisches, Römisches, Germanisches reducirt", ist keineswegs gering anzuschlagen, weit gröſser aber ist dasjenige, daſs sie überhaupt den Subjektivismus der bloſs pragmatischen Behandlung mit ihren beschränkten Absichten und Zwecken, mit ihren engherzigen Bestimmungen durch Zeit- und Lokalinteressen, mit ihren politischen und didaktischen Bezeichnungen einerseits, das atomistische Verfahren andererseits, was ohne Divination der Totalität und ohne Bewuſstsein über sein Thun da arbeitet, wo der Zufall hinführt, siegreich bekämpft, und dadurch, daſs sie überall auf das fleiſsigste und sinnigste Quellenstudium dringt, um das Urindividuelle zu gewinnen, daſs sie dann wiederum den Geist aus der unendlichen Masse der zerstreuten Materie zu substantieller Allgemeinheit erhebt und die Materie durch Ideen verklärt, ohne sie zu vernichten oder zu ignoriren, jener historischen Kunst Vorschub leistet, welche einige Griechen mit so zarter Virtuosität geübt haben.

Noch eigenwilliger und wir möchten sagen eigensinniger bis zur gewinnsüchtigsten Mikrologie zeigt sich

jene Praktik in der Philologie, einem Wissen, was bis auf den heutigen Tag es noch nicht zur Wissenschaft hat bringen können. Wie trefflich die Vorbereitungen sind, welche Heyne getroffen, wie grofsartig das Streben Fr. A. Wolfs nach Totalität, die grofsen Massen der schönsten und herrlichsten Kenntnisse liegen noch immer, wenn nicht trümmerhaft, doch ohne organisches Leben im Ganzen auseinander und der maafslose Stoff hat auch in der neuesten gelehrten Bearbeitung von Bernhardy, (Grundlinien zur Encyklopädie der Philologie) noch keine ihm adäquate, wahrhaft erschöpfende Form gewinnen können. Bis dahin, wo in jeder einzelnen Disciplin der Lebenspunkt mit entschiedener, auf specielle Erudition gestützter Sicherheit aufgewiesen wird, in welchem sie mit der nächsten und verwandtesten und so fort mit allen in der innigsten Verknüpfung steht, wo dargethan wird, dafs jede über sich selbst hinaus zu der andern treibt und in die Gesammtheit aller überströmt, wo nicht blofs Partieen abgerissen und in leeren Allgemeinheiten, wie mit Rahmen und Glas einzeln als ein antik-abgestorbenes präsentirt werden, sondern wo mit Einem Worte inneres Bedürfnifs alle an einander zieht, bis dahin wird sich in der Philologie ein ähnlicher Pragmatismus und ein ähnlicher Partikularismus behaupten. Durch den Pragmatismus werden bestimmte Absichten, specielle Interessen, besonders didaktische Noth einer oder einigen Disciplinen Geltung vor den übrigen verschaffen, oft die andern beeinträchtigen oder gar erdrücken, der Partikularismus aber wird sich wo und wie es sich giebt, an das Einzelne und Einzelnste hängen und in seinem Wahne vieles oder alles zu haben und zu geniefsen bis zur Absurdität fortgehn, und weil er sich von dem lebendigen quellenreichen Mittelpunkt entfernt, mit dem Todten oder Abgestandenen verkehren. Es wäre daher Zeit mit der Fackel des spekulativen Gedankens die Hüllen zu durchleuchten, hinter welchen sich noch jetzt in den einzelnen philologischen Disciplinen die Idee verbirgt und zu Einem Organismus zu verarbeiten, damit künftig jede Bestrebung auf dem grofsen Gebiete dieser Wissenschaft ihrer Abkunft aus jenem Organismus wie ihre lebendige Richtung auf ihn hin nicht verläugne und ihr Dasein nicht blofs um ihrer selbst, sondern um des Ganzen willen zu erhalten und zu erweitern suche. Es würde überflüssig sein, die Worte Göschels hier beizusetzen, in welchen er mit den eben ausgesprochenen Ansichten übereinstimmt; weniges Gewicht legen wir auf den Fund der Spekulation, nach welchem sie in der Sprache auf eine Reihe von Wörtern gestofsen ist, in welchen entgegengesetzte Bedeutungen vereinigt sind, wodurch sogar lexikalisch die Tendenz der Sprache zur spekulativen Dialektik erwiesen werden soll. Da diese Tendenz sich im Grofsen und Ganzen nach allen Theilen der allgemeinen und philosophischen Grammatik darthun läfst, so erscheint uns jenes Suchen nach lexikalischen Einzelnheiten, so wie die Sucht des Etymologisirens selbst, nur als ein Idiotismus der spekulativen Philosophie. Es würde, um an das Vorige wieder anzuknüpfen, eine grofse Ungerechtigkeit gegen die Philologie sei, wenn man ihr nachsagen wollte, dafs ihr das herbe Gefühl von dem Unzusammenhange ihrer Disciplinen, von den einseitigen und oft mikrologischen Bemühungen auf ihrem Felde, welche blofs die beschränkte Selbstgefälligkeit für Akribologie halten kann, erst durch die spekulative Philosophie äufserlich mitgetheilt worden ist. Der innere Gehalt aller philologischen Kenntnisse ist zu fruchtbar, der Keim zu lebenskräftig, als dafs er nicht durch Vermittelung ausgezeichneter Bearbeiter der Wissenschaft nach dem Licht verlangt und sich polemisch an das Licht gedrängt hätte. Es würde unziemend sein, hier so mancher herrlichen Arbeiten von noch lebenden ältern und jüngern Philologen anzuführen, in welchen jenes oben charakterisirte höhere Streben die schönsten Früchte hervorgebracht hat. Es fallen uns hier zur rechten Zeit jene mit eben so viel wissenschaftlichem Geiste als praktischem Takte geschriebenen Worte Böckhs aus dem Rheinischen Museum 1827. ein, die wir hier abdrucken lassen, da sie zum Theil hierher gehören. „Die Uebertreibung kleinlicher grammatischer Studien bringt die Philologie um ihren guten Ruf, führt in leere Spitzfindigkeiten und endlose, in sich selbst zerrinnende Hirngespinnste, und nährt einen unerträglichen Dünkel und eine thörichte Aufgeblasenheit, als ob man im ausschliefslichen Besitz der Sprachkenntnifs wäre und dieser der höchste Werth zukomme, während die Beobachtung des μηδὲν ἄγαν in der Regel auch eine richtige Schätzung seiner und anderer zur Folge hat. — Endlich wäre es doch ein wunderliches Vorurtheil, zu glauben, dafs durch solche grammatische Untersuchungen die formale Bildung mehr gefördert würde, als durch die Einsicht politischer, religiöser, philosophischer Ideen, die Kenntnifs der von den

Alten hervorgebrachten ästhetischen Formen und aller geschichtlichen Verhältnisse des Alterthums. Vielmehr findet man bei einseitigen Grammatikern gerade einen auffallenden Mangel an richtigem Geschmack und gesunder Urtheilskraft, und viele hängen sich, nach Jean Pauls treffender Bemerkung, aus Mangel an Sachen und Gedanken an die Worte, und um aus der Sprache herauszupressen, was aus ihr allein nimmermehr entnommen werden kann, foltern sie dieselbe, bis sie lügt".

Hier hätte sich enger anschliefsen lassen, was der Verf. im vierten Abschnitt über den Vorwurf der Beeinträchtigung des historischen Principes durch die spekulative Philosophie sagt. Denn es sind vorzüglich empirische und historische Gebiete, auf welchen sich jener Vorwurf hören läfst. Es ist der Pragmatismus, welcher der Philosophie vorwirft, sie verändere das Objekt, sie opfere es auf; es ist der Partikularismus, welcher in dem unendlichen Progresse des Werdens und Sollens seine Befriedigung findet und die Spekulation verklagt, sie raube ihm den Gegenstand seiner Bemühungen. Beide machen daher das Reale und Praktische geltend, in dem Wahne, die Spekulation habe es ausgeschlossen oder zertrümmert. Allein die Anklage schlägt gleich dem Wahne, aus welcher sie entsprungen, ihre Wurzeln in den Idealismus. Weit entfernt nämlich, dafs die spekulative Philosophie die Realität des Objekts verkennt oder verändert, ist es vielmehr jener Pragmatismus, welcher mit seiner subjektiven Teleologie dem Objekte nirgends den Werth und die Festigkeit seiner individuellen Wirklichkeit läfst, sondern es nach Belieben umschafft, verändert, zurechtmacht, somit hinter dem Realen etwas anderes sucht, als es ist, es zum Schein herabsetzt, sich selbst aber auf den Thron der Welt erhebt. Weit entfernt, dafs die spekulative Philosophie das Werden und den praktischen Fortschritt aus der Zahl ihrer Kategorieen zurückwies, so hat die absolute Idee vielmehr beide ursprünglich als befruchtende Momente in sich empfangen, und die empirische Atomistik ist es, welche sich mit der todten Einzelnheit zusammensteckt und wartet, bis sie etwa durch Stofs und Gegenstofs weiter getrieben wird, während das lebendige Einzelne über sich selbst hinaus treibt und im organischen Werden zum substantiellen Allgemeinen fortgeht.

Haben wir nun gesehn, wie der Verf. bis jetzt auf den einzelnen positiven Gebieten die verschiedenen Richtungen aufgesucht und das Verhältnifs der spekulativen Philosophie dargelegt oder doch wenigstens berührt, so erwarteten wir, dafs er da, wo er die positive Wissenschaft verlassend, zu den philosophischen Denkweisen unserer Zeit kömmt, das Verhältnifs der immanenten Dialektik zu der dualistischen Auffassung angeben werde. Wir glaubten wenigstens die Hauptmodifikationen jenes Dualismus aufgeführt zu finden und wie die Immanenz des Gedankens sie aufgenommen und aufgelöst habe. Statt dessen jedoch sind wir wieder auf die Anklagen gestofsen, welche jene dualistische Denkweisen auf die spekulative Philosophie häufen. Wie nun die immanente Spekulation bald des Eklekticismus und wieder einseitiger Abgeschlossenheit, bald des Mysticismus und doch auch des Scholasticismus, bald des Realismus und wieder des Idealismus, bald des Pantheismus und gleichwohl auch des Atheismus beschuldigt wird, hört man schon an dem Klange die übelberathene Dissonanz der Anschuldiger und es lohnte kaum die Mühe der Widerlegung.

Der Verf. schliefst die Abhandlungen des zweiten Abschnittes mit dem Verhältnisse der spekulativen Philosophie zur Poesie. Hier ist es, wo sich die blofsen Reminiscenzen an Goethe mit doktrinaler Einsicht vertauschen. Nachdem der Verf. einleitend bemerkt hat dafs das naive Vertrauen zur entgegentretenden Realität durch die kritische Reflexion verkümmert worden und dafs die gegenwärtige Bildung dem Verstande nach in der Subjektivität wurzele und nur dem Gefühle nach sich nicht von dem Objektiven und Realen lossagen wolle, findet er diesen durch sich selbst freilich unaustilgbaren Zwiespalt auch in der Poesie und zwar als Ironie. Hier war der geeignete Platz, vermittelst einer noch gründlichern Durchdringung des tiefen Verhältnisses von Form und Stoff zu zeigen, warum die Ironie ebenso wenig in der Plastik der Goethe'schen Poesie, wie in der absoluten Immanenz der neuesten spekulativen Philosophie sein könnte, wobei es dann nicht blofs bei einer Charakteristik der jetzigen Künstlerepoche geblieben, sondern auch diese selbst in eine deutlichere Beziehung zur Goethe'schen Plastik getreten, vor allem aber, was doch eigentlich die Absicht war, diese selbst in ihrem innern Verhältnisse zur spekulativen Philosophie dargelegt worden wäre.

Mit der Abschilderung der Zeit in ihrer Poesie, hätte sich glücklich vereinigen lassen, was der Verf. an späterer Stelle zur Charakteristik der jetzigen Epoche

im allgemeinen sagt. Wenn er nun im Allgemeinen Materialismus in vielen Richtungen über sie ausgegossen sieht, so stimmen wir ihm in sofern vollkommen bei, wenn er unter diesem Materialismus jenen naiven versteht, der nicht etwa vor dem Geiste, von welchem er keine Ahnung hat, sondern schon vor dem handfesten Ich, wie vor einem Gespenst erschrickt, der es noch nicht einmal zum Durchbruch bis zum extremen Subjekt gebracht hat, und erst durch den Idealismus den Durchgang machen müfste, um nicht blofs über das materielle Objekt, sondern auch ideale Subjekt hinaus zum Geiste vorzudringen. Ist jedoch jener Durchbruch häufig noch gar nicht geschehn, so möchte Ref. den Charakter der Zeit in vielen scientifischen und praktischen Richtungen lieber als ein Gemisch vom naivsten Materialismus einerseits und anmafsendsten Idealismus andrerseits bestimmen, über welche der Geist spekulativ zur Herrschaft gelangt ist, um nun in dem positiven Gebiete das Werk substanzieller Versöhnung der entgegengesetztesten Bestrebungen zu Stande zu bringen.

Schmidt, in Erfurt.

LXXIII.

Handbuch der Zoologie. Von Dr. Arend Friedrich Aug. Wiegmann, aufserordentl. Prof. d. Univ. zu Berlin, und Johann Friedr. Ruthe, Oberlehrer an der Gewerbschule zu Berlin. Berlin, bei Lüderitz 1832. 8. *S.* 621.

Dieses Handbuch war, wie die Vorrede sagt, ursprünglich für die obern Klassen des Realgymnasiums zu Berlin bestimmt, sollte jedoch nicht blofs ein Leitfaden für den Unterricht sein, sondern vielmehr ein Buch, welches die Schüler bei dem Unterricht gebrauchen lernen möchten, um darin alles dasjenige zu finden, was ihnen die umgebende Natur und der Besuch des Museums Auffallendes darböte. Aus diesem Gesichtspunkte wurde die Klasse der Insekten vom Hrn. Ruthe ausführlicher behandelt, um durch Anführung möglichst vieler und einheimischer Arten, der Jugend Gelegenheit zu geben, eingesammelte Thiere darin aufzufinden. Eben deshalb mufste auch die anatomisch-physiologische Seite der Zoologie in den Hintergrund treten.

Während nun die Verfasser bemüht waren, ihren Zweck mit dem sorgsamsten Fleifse zu verfolgen, ist unter ihren Händen nicht ein Schulbuch, sondern ein vortreffliches Handbuch zum Gebrauch für akademische Vorlesungen entstanden, welches in der gedrängtesten Kürze und mit der sorgfältigsten Auswahl der aufgenommenen Gegenstände, einen zusammenhängenden Ueberblick des jetzigen systematischen Standpunktes der Zoologie giebt. An systematischer Reichhaltigkeit übertrifft es alle bisher erschienenen Handbücher von einem gleichen Umfang, und wenn man, darüber erstaunt, vielleicht glauben wollte, dafs dieser Reichthum an aufgeführten Gattungen auf Kosten einer gründlichen Behandlung derselben möglich geworden sei; so wird man bald belehrt, dafs beide neben einander bestehen und durch die sorgfältigste Wahl des kürzesten Ausdruckes erreicht wurden. Dieser Kürze und der systematischen Reichhaltigkeit mufste jedoch ein wichtiges Erfordernifs eines Handbuches zum Opfer gebracht werden, nämlich alle litterarischen Nachweisungen. Es ist dies ein sehr fühlbarer Mangel, welchen selbst der angeführte ursprüngliche Zweck des Buches nicht zu entschuldigen vermag, weil jetzt dem Schüler die Möglichkeit genommen ist, durch Benutzung einer Bibliothek, sein Selbststudium weiter auszudehnen. Noch fühlbarer mufs er hervortreten, wenn das Buch als Leitfaden zu akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium auf Akademieen gebraucht wird. Bei einer zweiten Auflage werden sich die Verf. vielleicht bewogen finden, wenigstens der Einleitung ein gedrängtes Litteraturverzeichnifs beizufügen. Wollten sie zugleich die Schranken des Raumes weiter ausdehnen und dem Buche eine ausführliche Behandlung der anatomisch-physiologischen Beziehungen, so wie einige Worte über Sitten und Lebensweise der Thiere hinzufügen; so würde dasselbe allen Ansprüchen genügen, und auch der Jugend diese Wissenschaft nicht als ein abschreckendes, trockenes Skelet, sondern in einem freundlichern, ansprechenden Gewande erscheinen lassen. Es kann indefs den gelehrten Verfassern nicht zum Vorwurfe gereichen, dafs sie sich eine bestimmte Schranke setzten; in diesen Blättern ist daher nur die Frage zu erörtern, wie sie sich innerhalb der übrigen bewegten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

Handbuch der Zoologie. Von Dr. Arend Friedrich Aug. Wiegmann, und Johann Friedr. Ruthe.

(Schlufs.)

Eine kurze Bezeichnung des Inhaltes wird zur Rechtfertigung des bereits gegebenen allgemeinen Urtheils hinreichen. Eine gedrängte Einleitung S. 1—10. bezeichnet das Thier im Allgemeinen, hinsichtlich seiner Empfindung, Bewegung, Ernährung und Fortpflanzung, und seine dahin wirksamen Organe. Zur historischen Erläuterung der Systemkunde ist S. 10—13. eine Charakteristik der Linné'schen und Cuvier'schen Klassen gegeben, welche letztere mit einigen Abänderungen im Werke beibehalten wurden. Die *Säugethiere* machen den Anfang (S. 14—79.). Wie bei allen folgenden Klassen sind auch bei dieser diejenigen äufsern Theile, welche die vorzüglichsten Unterscheidungsmerkmale der Gattungen gewähren, in der Einleitung genauer, auch mit Angabe der Lateinischen Terminologie bezeichnet, und die charakteristische Bildung der innern Organe nur kurz und namentlich angegeben. Die von Cuvier, Desmarest und Temmink aufgestellten Ordnungen wurden beibehalten, jedoch die *Fledermäuse*, die *Pferde* und *Robben* als eigene Ordnungen betrachtet, und die Abtheilung in Familien hier und da verändert. Dem Menschen, der in der Ordnung *Bimana* den Anfang macht, ist eine ausführliche anatomische Beschreibung gewidmet. Die Affen sind in 2 Hauptgruppen: *Simiae* und *Prosimii* abgetheilt, und die ersten wieder in 3 Familien, denen jedoch keine Benennung gegeben ist. Die *Fledermäuse* bilden nur 2 Familien, indem die *Galeopitheci* unter der Benennung *Dermoptera* von den übrigen gesondert sind. Die *Beutelthiere* zerfallen in *Carnivora*, *Frugivora* und *Glirina*; die *Glires* in die Familien *Sciurea*, *Murina*, *Lagostomi*, *Georychi*, *Palmipeda*, *Leporina*, *Aculeata* und *Subungulata*; die *Pachydermata* in *Proboscidea*, *Obesa* *Setigera* und in eine Familie ohne Benennung, welche *Tapirus*, *Rhinoceros* und *Hyrax* vereinigt. In jeder Familie sind im ganzen Buche die wichtigsten Gattungen, und zwar bei den Säugethieren alle, und bei jeder derselben einige Arten angeführt. Als Beispiel der herrschenden Methode Folgendes:

1. *Familie. Cameli. Kameele. Camelus L.* Ohne Hörner und Knochenzapfen des Stirnbeins, mit Eckzähnen im Ober- und Unterkiefer; nur 6 Schneidezähne unten und 2 eckzahnähnliche Vorderzähne im Zwischenkiefer; Füfse ohne Afterzehen.

1. Gatt. *Camelus. Cuv. Kameel.* Zehen nicht getrennt, sondern durch eine schwielige Sohle verbunden; auf dem Rücken 2 oder 1 Fetthöcker; ein eckzahnähnlicher Lückenzahn in beiden Kiefern zwischen dem Eckzahne und den Backenzähnen. Sie bedürfen nur geringe Nahrung und trinken selten; daher von grofsem Nutzen für die Karavanen in den Wüsten. *C. bactrianus*. Das *Kameel*; mit 2 Höckern. *C. dromedarius*. Der *Dromedar*; mit einem Höcker. Beide finden sich nicht mehr wild; sind im nördlichen Afrika und Asien die gewöhnlichen Hausthiere.

2. Gatt. *Auchenia, Illig.* Lama u. s. w.

Auch bei den Vögeln (S. 79—159.) ist das Verzeichnifs der Gattungen sehr vollständig, so wie alle Vorarbeiten mit Auswahl und Umsicht benutzt wurden. Die Klassifikation und Nomenklatur der Familien stimmt meistens mit Vigors und Leachs Bezeichnungen überein; nur sind die *Straufse* als eigene Ordnung aufgeführt und die grofse Ordnung *Insessores* zuvörderst in die Unterordnungen: *Hiantes*, *Canori*, *Tenuirostres*, *Syndactyli* und *Zygodactyli*, dann erst in Familien abgetheilt. Da der Fufsbau als einseitiges Eintheilungsprincip festgehalten wurde, so folgte daraus die Trennung der *Cypseliden* und *Hirundinaceen*, der *Certhiaden* und *Trochiliden* und deren Versetzung in andere Abtheilungen. Nach unserer Ansicht

ist die Ordnung *Insessores* viel zu weit umfassend und nicht natürlich begründet.

Ein vorzügliches Verdienst hat sich Hr. Wiegmann durch die Bearbeitung der schwierigen Klasse der *Reptilien* erworben, indem er seine eigenen Untersuchungen mit denen seiner noch streitenden Mitarbeiter verwebt, jene häufig berichtiget und sein gründliches Studium dieser Thiere beurkundet. Wenn auch dadurch die Akten nicht geschlossen werden, so sind doch hier neue Gesichtspunkte eröffnet, schlechte Namen und die begonnenen Zersplitterungen in geringfügige Gattungen vermieden. Die Schildkröten sind nach Fitzingers Vorgang in Familien getheilt, diesen aber zum Theil bessere Benennungen gegeben. Die *Eidechsen* zerfallen in drei Unterordnungen *Loricati*, *Squamati* und *Annulati*. — Die zweite derselben theilt sich nach der Bildung der Zunge wieder in Gruppen, nämlich im *Fissilingues*, *Vermilingues*, *Crassilingues* und *Brevilingues*. Die erste begreift die Familien der *Monitoren*, *Ameiven* und die *Lacerten* im engern Sinne; die zweite nur die *Chamäleonen*, die dritte die *Draconoideen*, *Agamoideen* und *Ascalabotoideen Fitz.* Diese letztere wird in die Familien der *Dendrophilen*, *Humivagen* und *Ascalaboten* abgetheilt, welche wieder nach Anheftung der Zähne in Zünfte zerfallen. Die natürliche Vereinigung und Stellung der hierher gehörigen Gattungen fällt in die Augen, nur erschwert wieder die Häufung der Unterabtheilungen den leichtern Ueberblick. Die Abtheilung der *Kurzzüngler* begreift folgende Familien: *Ptychopleurae* (*Ophisauroidea Fitz.*), *Scinci*, (mit *Bipes* und *Anguis*), *Gymnophthalmi* und *Chamaesauri* (*Chamaesaura Fitz.* und *Cricochalcis Wiegm.*) Die dritte Unterordnung enthält die *Amphisbaenoiden Fitz.* und *Blanus Wagl.* Eben so viel Eigenthümliches enthält die Abtheilung der *Schlangen*. Diese sind zuerst in die Unterordnungen *Stenostomi* und *Eurystomi* abgetheilt. Die erste enthält die Familien *Typhloidea* und *Ilisioidea Fitz.* Die zweite zerfällt vorerst in *Unschädliche*, *Verdächtige* und *Giftige*. Zu der erstern gehören die Familien *Peropodes* (*Pythonoidea Fitz.*), *Colubrini* (*Coluber*, *Coronella* und *Tropidonotus*); zur zweiten die Gattungen *Homalopsis*, *Dipsas*, *Coelopeltis* und *Psammophis*, und zur dritten die Familien *Hydrini*, *Elapidae* (*Elaps*, *Naja*, *Bungarus*), *Viperini* (*Vipera*) und *Crotalini* (*Trigonocephalus*, *Lachesis*, *Crotalus*).

Die *Batrachier* sind in *ungeschwänzte*, *geschwänzte* und *schlangenartige* als Unterordnungen abgetheilt. Die ersten enthalten die Familien *Aglossa* (*Pipa*, *Xenopus*) *Ranae* und *Bufones*; die zweiten die *Salamandrina*, *Ichthyoidea* (*Derotremata* und *Proteidea Müll.*), und die dritten die *Cäcilien*.

Weniger Interesse bietet die Behandlung der *Fische* (S. 205—236.) dar, indem Hr. Wiegmann hier dem Vorgange Cuviers mit geringer Ausnahme gefolgt ist. Doch sind auch hier mehrfache Berichtigungen und Erweiterungen der Gattungsdefinitionen bemerkbar, die ganze Klasse aber sehr kurz gefafst.

Die *Gliederthiere* beginnen mit der Klasse der *Crustaceen* (S. 237—270.), bei welchen das System von Latreille zu Grunde gelegt ist. Eine neu gebildete Ordnung *Parasita* enthält die *Arguliden*, *Caligiden*, *Lernaeaden* und *Penellen*, mit den von Nordmann aufgestellten Gattungen.

Auf diese folgen die *Insekten* (S. 272—478.), deren Bearbeitung Hr. Ruthe übernommen hatte. Auch bei diesen liegen die Familien des Latreille zu Grunde, jedoch mit Umgehung der mehrfachen Unterabtheilungen und Zünfte und in einer hier und da abgeänderten Folge. Hinsichtlich systematischer Präcision ist dieser Mitarbeiter hinter Hrn. Wiegmann nicht zurückgeblieben, hat jedoch die Beschreibung einer gröfsern Anzahl von Arten weitläuftiger dargestellt, so dafs diese Klasse an Umfang die übrigen weit übertrifft. Auch hier ist von der Lebensart der Thiere nichts mehr als der Aufenthalt angegeben. —

Bei den *Arachniden* (S. 479—493.) sind Latreille's Abtheilungen ebenfalls beibehalten. Den beiden bekannten Ordnungen der *Annulaten*, den *Borstenwürmern* und Glattwürmern sind Ehrenberg's *Turbellarien* beigefügt. Die Familien und Gattungen der erstern wurden nach Savigny gebildet; den *Turbellarien* aber auch die *Räderthiere* als Anhang beigesellt. Da diese weder als Ordnung noch als Familie angereiht sind, so giebt Herr W. dadurch zu erkennen, dafs er über die Richtigkeit dieser Stellung noch im Zweifel sei, welchen wir mit ihm theilen. Den Cuvierschen Abtheilungen der *Mollusken* ist Lamark's Ordnung *Heteropoda* beigefügt; die *Acephalen* sind mit Lamark in die Ordnungen *Conchifera* und *Tunicata* abgetheilt, und die Familien zum Theil nach Lamark,

Blainville und Savigny, zum Theil nach eigener Ansicht gebildet und benannt. Auch hier zeigt der Verf. die genaueste Bekanntschaft mit dem kleinsten Detail. (S. 511—570.)

Die *Radiaten* (S. 570—575.) sind in *Holothurien, Seeigel, Seesterne* und *Crinoideen* abgetheilt, und Cuvier's *Apoda* zu den Ringelwürmern gezogen. Die Klasse der *Entozoen* (S. 575—582.) ist beibehalten, nach Rudolphi abgetheilt, und durch Nordmann's Gattungen bereichert. Die *Quallen*, welche die dreizehnte Klasse bilden, sind nach den Ordnungen und Familien von Eschscholtz geordnet.

Bei den *Polypen*, welche die vierzehnte Klasse bilden (S. 589—599.) sind die von Ehrenberg und Rapp gebildeten Familien berücksichtigt, so dafs die *Actinien* den Anfang und die *Alcyonellen* den Beschlufs machen. Die letzte und funfzehnte Klasse bilden die *Infusoria*, deren Urzeugung zugegeben wird. Mit grofser Abkürzung und Auswahl der wichtigsten Gattungen sind auch hier Ehrenberg's Eintheilungen und Gattungen angenommen.

Aus dieser Bezeichnung des Inhaltes ist ersichtlich, dafs die Verf. den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft allenthalben vor Augen hatten und sich bei ungeebneten Stellen mit kenntnifsreicher Umsicht einen eigenen Weg zu bahnen wufsten. Dies zu zeigen war unsere Absicht. Es würde aber die Grenzen dieser Blätter überschreiten, wenn wir unsere Einwürfe gegen diese und jene Anordnung hätte aussprechen wollen.

Ein ausführliches Register beschliefst das Werk. Mit Vergnügen bemerkt man mehrfache Berichtigungen und Verbesserungen in der Rechtschreibung der Gattungs- und Familiennamen. Der Druck wurde mit der gröfsten Sparsamkeit durchgeführt, so dafs dadurch die Leichtigkeit des Ueberblickes und des Nachschlagens etwas beeinträchtigt wird. Die Beschreibung der Arten ist ihren Gattungen durch fortlaufende Zeilen angereihet, und bei dem Anfang einer neuen Klasse nicht mehr Zwischenraum gelassen, als zwischen jeder Ordnung und Unterordnung, ja die Charakteristik der letztern mit gröfserer Schrift gedruckt, so dafs sie vor jenen in die Augen fällt.

D. Goldfufs.

LXXIV.

Demosthenes' Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet von Friedrich Jacobs. Zweite vermehrte und durchaus umgearbeitete Ausgabe. Leipzig in der Dyk'schen Buchhandlung. 1833. *XLII.* und 646 *S. gr.* 8.

Was den hochverehrten Jacobs vor 28 Jahren zur Herausgabe seiner Uebersetzung der Demosthenischen Staatsreden bewog, war nach seiner eigenen Erklärung der Wunsch, auch solchen Lesern, die sich nur an dem Wiederscheine des Hellenischen Alterthums erfreuen können, die Freude des eigenen, aus der Beschäftigung mit dem gröfsten Redner geschöpften Genusses mitzutheilen; und der Unterzeichnete wüfste die Beurtheilung der vorliegenden neuen Bearbeitung nicht passender zu eröffnen, als mit der bereitwilligen Anerkennung, dafs, wer den Demosthenes aus einer Uebersezzung kennen zu lernen wünscht, in der gegenwärtigen die wahre Gestalt des Redners treuer und unentstellter als in irgend einer der früheren wiedergegeben, und alle Ansprüche, die sich an eine solche Arbeit bei der Schwierigkeit der Aufgabe billiger Weise machen lassen, in hohem Grade befriedigt finden wird. Ohne Zweifel sind die Schwierigkeiten einer wirklich getreuen Uebertragung der Natur der Sache nach bei einem Redner gröfser als bei andern Prosaikern, und beim Demosthenes in demselben Maafse gröfser als bei irgend einem andern Redner, je mehr er durch die bewundernswürdige Vollkommenheit rhetorischer Komposition über alle seine Kunstgenossen hervorragt. Wir meinen mit dieser Vollkommenheit nicht blofs den wohlgegliederten Bau der Perioden, das harmonische Ebenmaafs aller Theile, die passende Zusammenfügung der Worte, den durch alle Weisen mannichfaltig wechselnden Ton und Fall der Rede, sondern ganz besonders die durchgängige innige Uebereinstimmung der Form mit dem Inhalt, wie sich überall die Kraft und Schärfe des Gedankens in dem treffendsten und erschöpfendsten Ausdruck, jede Wendung und Beziehung des Begriffes in entsprechender Gestaltung der Rede bedeutsam ausprägt, überall das rechte Wort an der rechten Stelle steht, nie zu viel und nie zu wenig gesagt wird, und nichts sich hinwegnehmen oder aus seiner Stelle rücken läfst, ohne dafs theils die Rundung der Form verletzt, theils die richtige Geltung und Fassung des Gedankens

beeinträchtigt würde. Bei keinem Schriftsteller ist daher der Uebersetzer dringender aufgefordert, nach der gröfsten Treue auch in Hinsicht auf die Form zu streben; einer Treue, zu welcher weder richtiges Verständnifs des Gedankens, noch auch gründliche Einsicht in die Bedeutsamkeit der Form ihn befähigt, wenn er nicht auch ein ausgebildetes künstlerisches Vermögen, eine eigene Meisterschaft in rhetorischer Komposition mitbringt, welche, wie sie auf der einen Seite aus leicht erkennbaren Gründen überhaupt selten unter uns Deutschen ist, so auf der andern Seite auch in den vorhandenen Mitteln unserer für diese Gattung der Komposition wenig ausgebildeten Sprache, zum Theil selbst in dem eigenthümlichen Organismus derselben gewisse Schranken findet, die bei der Nachbildung eines antiken Kunstwerkes überall vielfältig die erwünschte Annäherung an das Vorbild hindern, und von dem Uebersetzer nicht ungestraft übertreten werden. Denn so grofs auch die Bildsamkeit und Fügsamkeit unserer Sprache ist, und so wenig es für unerläfslich gelten darf, ihr keine andere Wendungen und Ausdrucksweisen zuzumuthen, als die einmal herkömmlichen und alltäglichen, so giebt es doch auch hier zwischen dem Erlaubten und dem Unerlaubten eine feine Grenzlinie, die nur ein künstlerischer, dem Genius der Sprache vertrauter Sinn den Uebersetzer finden lehrt, während die grofse Zahl der unberufenen Dollmetscher sie verkennt und so, indem sie mit plumper Hand die widerstrebende Sprache in fremde Formen zwingt, Uebersetzungen zu Tage fördert, die eben durch das, was man Treue nennt, im höchsten Grade untreu sind, und wenn sie etwa dem Gelehrten mit Hülfe des Originals verständlich und geniefsbar werden mögen, doch demjenigen Leser, für den sie eigentlich bestimmt sein sollten, nichts als ein wunderliches und ungeniefsbares Zerrbild geben. Von einem Manne, wie Jacobs, der sich durch seine Deutschen Schriften längst auch in unserer Nationallitteratur einen ehrenvollen Platz erworben hat, liefs sich nun freilich von vorne herein erwarten, dafs er auch als Uebersetzer seine Sprache mit der gebührenden Achtung behandeln und die Schranken anerkennen würde, innerhalb deren allein sie die Nachbildung der Kunstform eines Originals wie Demosthenes gestattet; ja die frühere Ausgabe der Uebersetzung zeigte vielleicht eine etwas allzu schüchterne Behutsamkeit und Scheu vor Abweichung vom Gewöhnlichen, und ein etwas einseitiges Bestreben, die Sprache ohne allen Anstofs leicht und lesbar zu gestalten, wobei sie sich dann mitunter von der Form des Originals bedeutend weiter entfernte als nöthig und wünschenswerth war. Bei der gegenwärtigen Bearbeitung ist strengere Treue das Gesetz gewesen, und die Nachbildung der rhetorischen Gestaltung des Originals mit sichtbarer Liebe und Einsicht erstrebt und meistens mit Glück erreicht, so dafs die Uebersetzung nicht blofs den materiellen Inhalt getreu wiedergiebt, sondern auch die Farbe und den Ton der Demosthenischen Rede bewahrt, soweit unsere Sprache desselben empfänglich ist. Dabei ist aber auch jetzt nie der Treue die Lesbarkeit aufgeopfert, und auch diejenige Klasse von Lesern, welche auf die Uebersetzung allein verwiesen ist, wird selten oder nie an sprachlichen Härten und fremdartigen Wendungen Anstofs nehmen; ein Vorzug, dessen sich unseres Erachtens weder die A. G. Becker'sche Uebersetzung der Philippischen Reden, noch die Raumersche Uebersetzung der Rede für die Krone in gleichem Grade rühmen können.

Nach diesem allgemeinen Urtheil sind wir unsern Lesern und Hrn. Jacobs selbst nun auch den Beweis schuldig, dafs wir die Uebersetzung nicht blofs oberflächlich betrachtet, sondern genau geprüft und mit den Forderungen, die erfüllt werden konnten und mufsten, sorgfältig verglichen haben. Es liegt in der Natur der Sache, dafs hierbei nicht sowohl das Gelungene hervorgehoben als vielmehr solche Stellen besprochen werden müssen, wo uns die Uebersetzung entweder hinsichtlich der Richtigkeit oder hinsichtlich der Form weniger genügt, und wir wählen zu dieser specielleren Beurtheilung die zwei oder drei ersten Reden aus.

Gleich beim Anfange der ersten Rede, über die Symmorien, stofsen wir an. Es lautet dieser in Hrn. J.'s Uebersetzung so: *Diejenigen, Ihr Männer Athens, welche Eure Vorfahren rühmen, scheinen mir zwar einen Stoff von gefälligem Inhalt zu wählen, thun aber nichts, was denen die sie preisen Nutzen schafft.* Abgesehen von dem schwerlich zu rechtfertigenden *Stoff von gefälligem Inhalte* (λόγον κεχαρισμένον im Gr.) scheinen uns die Worte *thun aber nichts* mit Unrecht an die Spitze des zweiten Gliedes gestellt, als ob das *Thun* der Hauptbegriff wäre, und den Rednern die Unterlassung eines nützlichen Thuns für die Vorfahren zum Vorwurf gemacht würde.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 110.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

Demosthenes' Staatsreden nebst der Rede für die Krone. Uebersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen begleitet von Friedrich Jacobs.

(Schluſs.)

Demosthenes will nur sagen, daſs dergleichen Reden dem Ruhme der Vorfahren nicht vortheilhaft seien, indem diese immer nur unter ihrem Verdienste gepriesen würden. Eine Verherrlichung der Vorfahren kann auch wohl nicht füglich als ein *Nutzen* dargestellt werden, der ihnen *geschafft* wird; eher läſst sich Vortheil in diesem Sinne gebrauchen, wie man sagt *zu Jemandes Vortheil sprechen.* Was die Stellung betrifft, so treten im Original die Gegensätze κεχαρισμένον — συμφέροντα bestimmt und scharf hervor, wogegen das ποιεῖν nachdruckslos in den Hintergrund gestellt ist. Vielleicht möchte die folgende Uebersetzung, so wenig sie auch dem Original vollkommen entspricht, doch das Wesentliche getreuer wiedergeben: *diejenigen, Ihr Männer Athens, die Eure Verfahren rühmen, scheinen mir zwar für ihre Reden einen Gegenstand zu wählen, der ihnen ein geneigtes Gehör erwirbt, jedoch keineswegs zum Vortheil derer zu handeln, die sie preisen.* — In derselben Rede S. 178, 22. wären die Worte περὶ τῶν πρὸς βασιλέα wohl besser durch *über unsere Verhältnisse zum Könige* ausgedrückt als durch Hrn. J.'s Uebersetzung *über die Sache des Königs.* Ebenso scheint uns hätte S. 179, 5. τηρεῖν lieber durch *abwarten* als *erwarten,* ἀρχήν nicht durch *Anfang* sondern durch *Veranlassung* wiedergegeben werden sollen. — Ebend. Z. 14. in dem Satze: *denn er wird dann, wenn er die Hellenen anzugreifen beschlossen hat, die Ausführung dieses Vorhabens aufschieben,* könnte es scheinen, als ob *dann* und *wenn* in Beziehung zu einander stehen sollten, was nicht der Fall ist. Uebersetzen wir: *denn er wird alsdann in seinem Vorhaben inne halten, gesetzt nämlich, daſs er wirklich die Hellenen anzugreifen beschlossen habe* — so ist nicht nur die Stellung der Glieder dem Original gemäſs, sondern auch den Worten εἰ ἄρα ihr Recht widerfahren. — Weiterhin Z. 20. ist ἀγνωμοσύνη durch *Rathlosigkeit* übersetzt, was es weder hier noch sonst bedeutet. Wenn man liest: *in solche Verwirrung und Rathlosigkeit ermahne ich Euch die Stadt nicht gerathen zu lassen,* so denkt man nothwendig an eine Verwirrung und Rathlosigkeit der Stadt; der Redner aber spricht von dem verworrenen und verblendeten Treiben der übrigen Hellenen, und warnt die Athener sich nicht darin einzulassen. Wir möchten also übertragen: *diesem verworrenen und verblendeten Treiben rathe ich die Stadt nicht auszusetzen.* Gleich darauf heiſst es: *Ich finde nicht, daſs die Gesinnungen der Hellenen in Rücksicht auf den König den Eurigen gleich stehen,* und der Leser wird dieses *gleich stehen* schwerlich für etwas anderes nehmen, als für einen gewählteren Ausdruck statt des gewöhnlichen *gleich sein.* Der Redner aber will vielmehr sagen, daſs die *Entschlieſsungen* der übrigen Hellenen gegen den König nicht durch gleiche Rücksichten bedingt werden, wie die der Athener οὐ γὰρ ἀπ' ἴσης ὁρῶ — τὴν βουλὴν οὖσαν. Auch in dem unmittelbar Folgenden ist der Gedanke des Redners nicht gehörig wiedergegeben. Die Worte: *es scheint mir, daſs viele von ihnen sich erlauben dürften,* deuten nur auf eine Vermuthung und Möglichkeit; der Redner sagt aber mit Bestimmtheit: *unter ihnen dürfen, meines Erachtens, manche es sich erlauben,* d. h. es hindert sie nichts; und so wäre auch weiter unten statt *ihr haltet es nicht für schön* getreuer zu übersetzen: *euch ist es nicht anständig.* — S. 180, 5.: *wenn die Macht der Stadt geübt und gerüstet auftritt.* Vom Auftreten ist im Original eigentlich nicht die Rede, sondern nur davon, daſs alle sehen (πᾶσιν ᾖ φανερά) die Stadt sei im Besitze einer zuverlässigen und gerüsteten Macht, die auftreten könne, sobald es erforderlich sei.

Ferner schlieſst sich in der Uebersetzung das unmittelbar folgende Glied: *und dennoch bei dieser Verfassung gerechte Gesinnungen an den Tag legt,* nicht recht schicklich an, da man nur *die Macht* als Subjekt denken kann. Im Griechischen macht schon die Wortstellung *ἂν ἡ μὲν δύναμις τῆς πόλεως — — πᾶσιν ᾖ φανερά, φαίνηται δὲ δίκαια ἐπὶ ταύτῃ φρονεῖν αἱρουμένη,* es deutlich, daſs im zweiten Gliede nicht mehr *ἡ δύναμις* sondern das aus dem dabei stehenden Genitiv zu entnehmende *ἡ πόλις* das Subjekt sei, indem es sonst heiſsen würde: *ἂν ἡ δύναμις ἐξητασμένη μὲν καὶ παρεσκευασμένη πᾶσιν ᾖ φανερά*: auſserdem hindert der Zusatz *ἐπὶ ταύτῃ scil. τῇ δυνάμει,* jede Miſsdeutung. Es dürfte daher etwa so zu übersetzen gewesen sein: *wenn alle sehen, daſs die Macht der Stadt fertig und gerüstet sei, und sie dabei doch gerechte Gesinnungen an den Tag legt.* — S. 181, 3.: *warum, da es uns nicht an bekannten Feinden fehlt, suchen wir andere auf, und thun nicht vielmehr, indem wir uns gegen diese rüsten, auch jenen Widerstand?* Demosthenes sagt: *ἀλλ᾽ οὐ παρασκευαζόμεθα μὲν πρὸς τούτους, ἀμυνόμεθα δὲ κἀκεῖνον,* mit scharfer Entgegensetzung der beiden Verba, die auch in der Uebersetzung um so weniger hätte aufgegeben werden sollen, da es bei der jetzt gewählten Wendung fast so klingt, als ob in der Rüstung schon der Widerstand liege. Entsprechender scheint uns: *warum suchen wir andere auf, anstatt uns gegen diese zu rüsten, und dann auch jene abzuwehren u. s. w.* — Undeutlich ist S. 181, 6.: *Ihr fordert die Hellenen zu Euch auf,* für: *Ihr beruft sie zu Euch;* denn es ist von einer beabsichtigten Versammlung in Athen die Rede, um über die gemeinschaftlichen Maaſsregeln zu berathen. Vgl. S. 188, 26., wo wir ebenfalls für *wenn Ihr sie aufruft* lieber lesen, *wenn Ihr sie zusammenberuft, συγκαλοῦντες.* — S. 182, 15.: *der Kleruchen oder in Gemeinschaft lebenden* ist wohl nur Druckfehler für: *der Kleruchen, der in Gem. lebenden.* Ebend. Z. 22.: *daſs man immer die am wenigsten Begüterten den Begütertsten zutheilt,* giebt den Sinn des Originals nicht deutlich und erschöpfend genug wieder. In den Worten: *ἀνταναπληροῦντες πρὸς τὸν εὐπορώτατον ἀεὶ τοὺς ἀπορωτάτους,* liegt die Andeutung, daſs eine verhältniſsmäſsige, gehörige Anzahl der Aermsten zu dem Reichsten in jeder Abtheilung hinzugenommen werden solle, d. h. soviele, daſs das Vermögen aller zusammen gerechnet einer gewissen Summe gleich komme. Der Grund dieser beabsichtigten Anordnung ist offenbar erstens, daſs alle Symmorien unter sich an Vermögen im Ganzen gleich sein sollten, weil jeder gleiche Leistungen oblagen; zweitens, daſs in jeder Symmorie Reiche und Arme zusammen sein sollten, nicht in einer etwa lauter Reiche, in einer andern lauter Arme. Denn wenn hierbei auch die Vermögensgleichheit der Symmorieen im Ganzen bestehen konnte, so würde doch der öffentliche Dienst leicht gelitten haben, indem die erforderlichen Leistungen der Armen am schwersten fallen und daher oft Säumnisse und Nachtheile entstehen muſsten, welche sich eher vermeiden lieſsen, wenn in jeder Symmorie auch Reiche waren, die im Nothfalle für die Aermeren Vorschüsse leisten konnten. — S. 183, 19.: *die zu den Schiffen erforderlichen Geräthschaften.* Demosthenes sagt: *τὰ νῦν ὀφειλόμενα τῶν σκευῶν*: *die Geräthschaften, welche der Staat jetzt zu fordern hat,* nämlich von den früheren Trierarchen, denen sie geliefert, und von ihnen noch nicht wieder zurückgegeben sind. Auf eben diese Geräthschaften geht auch Z. 24.: *ταῦτ᾽ εἰσπράξαντας,* was Hr. J. übersetzt: *die Gelder beizutreiben.* Vgl. auch die Rede gegen Euergus und Mnesibulus S. 1146. und Böckh Staatsh. II. S. 104. — S. 184, 1.: *Ich verlange, daſs die Strategen zehn Plätze der Werfte wählen, wobei sie darauf zu sehen haben, daſs sie so nah als möglich bei einander liegen, und auf jedem dreiſsig Schiffshäuser.* Der Redner will unseres Erachtens vielmehr dies, daſs die Strategen die Werfte in zehn Plätze eintheilen, wobei sie darauf zu sehen haben, daſs auf jedem möglichst nah bei einander zehn Schiffshäuser seien. — Ebend. Z. 21. muſste es statt: *und der Mittel sie aufzubringen,* vielmehr heiſsen: *und ihrer schon jetzt nachweisbaren Quellen;* denn das Original hat *πόρου φανεροῦ τινός ἤδη,* und dieses *φανεροῦ ἤδη* findet seine Erklärung gleich nachher Z. 26. — S. 185, 8.: *daſs sie doch nicht bloſs keine Beiträge geben, sondern ihre Habe nicht einmal sehen lassen, ja, sie nicht einmal eingestehen würden.* Hier wird das letzte Glied durch eine Steigerung hervorgehoben, die sich im Original nicht findet; treuer wäre folgende Uebersetzung: *daſs sie doch nicht nur keine Beiträge geben, sondern sogar es nicht einmal merken lassen noch eingestehen würden, daſs sie etwas besitzen.* — S. 188, 14. bleibt die Uebersetzung weiter als nöthig hinter der Kraft des Originals zurück. *Soll uns also einer schrecken, in dem uns das Glück und die Gottheit einen unheilbrin-*

genden Freund und einen nützlichen Gegner zeigt? Keinesweges. Demotshenes beginnt mit einem nachdrucksvollen εἶτα, läfst darauf die Schilderung des Gegners folgen, wiederholt sodann den Begriff noch einmal durch das Demonstrativum und schliefst endlich die Periode mit der Frage. Dies liefs sich ohne Zwang nachbilden: *Und ein solcher, in dem uns u. s. w., der sollte uns schrecken? Mit nichten!* — In der Schlufsperiode S. 189, 28.: *denn ihr werdet später nicht wegen jetziger Fehler auf sie zu zürnen brauchen*, ist nicht deutlich, wessen Fehler gemeint seien, und der Leser mufs ohne Zweifel zunächst an die Fehler derer denken, welche der Zorn treffen wird. Deutlicher und treuer wäre: *denn ihr werdet später nicht auf sie zu zürnen brauchen, um Fehler die ihr jetzt begeht.* — In der folgenden Rede, für die Megalopoliten, würde zunächst S. 202, 4. der Ausdruck: *als ob sie von diesen oder jenen kämen*, durch Wiederholung der Präposition *von diesen oder von jenen* an Deutlichkeit gewonnen haben. Weiterhin scheint uns *lästern* das Griechische διαβάλλειν etwas zu überbieten, u. Z. 21. die Worte: *das Andere werde ich künftig einmal vortragen*, nicht dasselbe zu sagen wie das Original. Denn der Redner, wenn wir ihn recht verstehen, verspricht jenes Andere nicht künftig einmal, d. h. bei einer andern Gelegenheit und zu anderer Zeit vorzutragen, sondern er will noch in der jetzt begonnenen Rede davon handeln, nur nicht sogleich, sondern nachher. Auch ist im folgenden τὰ κράτιστα nicht *das Wichtigste*, was vielmehr τὰ μέγιστα sein würde, sondern *das Beste, das Erspriefslichste.* Endlich aber ist die ganze Gestaltung des Gliedes: *jetzt aber mit dem, worin Alle übereinstimmen, den Anfang machen, und über das, was ich für das Wichtigste halte, meine Meinung sagen*, dem Originale nicht entsprechend. Denn hier ist der Infinitiv διδάσκειν von dem Verbum ἄρξομαι abhängig, und dies Verhältnifs der Glieder wird durch die Uebersetzung vernichtet. Wir meinen, dafs die folgende Uebersetzung der ganzen Periode im Wesentlichen getreu sei: *Das Andere nun werd' ich nachher, wenn's Euch gefällig ist, vortragen, zunächst aber mit dem von Allen einmüthig Zugestandenen beginnen, Euch über das, was mir das Beste scheint, zu belehren.* — S. 206, 17. ist καθυφεῖναι wohl nicht richtig durch *unterwerfen* übersetzt; besser wäre *Preis geben*, wogegen καταστρέψασθαι, Z. 22. nicht *Umwälzung* sondern *Unterwerfung* heifsen sollte. Die Periode S. 207, 12.: *Ich weifs aber — — und ich glaube, dafs die Meisten von Euch dasselbe meinen, dafs u. s. w.*, leidet an dem Uebelstande des unangenehm beide auf einander folgende Glieder beginnenden *dafs*, wodurch überdies bewirkt wird, dafs die Parenthese, die im Original vollkommen deutlich als solche heraustritt, sich nicht gehörig von dem Hauptsatze absondert. Dies hätte bewirkt werden können, wenn οἴομαι durch *ohne Zweifel, denk' ich* oder dergl., ohne die Konjunkt. *dafs*, übersetzt, mithin der Satz so geformt wäre: *und die Meisten von Euch sind ohne Zweifel derselben Meinung.* Ebend. Z. 17. läfst die Uebersetzung den Redner sagen: *weit schöner und besser also wird es sein, selbst dem Bündnisse der Thebaner beizutreten*; aber weder die Worte τὴν τῶν Θηβ. συμμαχίαν παραλαβεῖν gestatten diese Auslegung, noch konnte es dem Demosthenes unter den damals zwischen Athen und Theben obwaltenden Verhältnissen in den Sinn kommen, seinen Zuhörern den Beitritt zum Bunde der Thebaner zu empfehlen. Er sagt vielmehr, es wird schöner und besser sein, die Bundesgenossen der Thebaner für Uns zu gewinnen, d. h. sie von jenen ab und auf unsere Seite zu ziehn; und τὴν συμμαχίαν ist im kollektiven Sinn, *die Bundesgenossenschaft*, zu fassen, wie auch schon Hr. Schäfer bemerkt hat. Gleich darauf sagen die Worte ὀκνοῦντας μὴ σώσωμεν wohl etwas mehr aus, als *zögern.* Sodann vermifst man in dem Satze: *mit der Rettung der Verbündeten Thebens zu zögern, sie Preis zu geben*, die im Original deutliche Bezeichnung, dafs unter dem Objekte des zweiten Gliedes nicht die Bundesgenossen Thebens überhaupt, sondern speciell die Megalopoliten zu verstehen seien. Es sollte daher heifsen: *weil wir ungern die Bundesgenossen Thebens retten wollen, diese hier Preis zu geben.*

Die ἀνήνυτα πράγματα S. 208, 29. bedeuten wohl nicht sowohl *vergebliche Mühe*, als *endlose Händel:* wir werden uns, sagt der Redner, durch ein solches Verfahren endlose Händel zuziehen. — Philipp. 1, S. 41, 27. hätten die Partikeln καὶ γάρ τοι ebensowenig als S. 43, 17. καίτοι καὶ τοῦτο unübersetzt bleiben sollen, da sie nichts weniger als müssig, und hier auch ohne Mühe im Deutschen auszudrücken sind. Auch φασὶν und ἴσως S. 44, 28. 29. sind unübersetzt geblieben. Unrichtig scheint uns S. 44, 15.: *dies Versprechen ist grofs, aber die Umstände werden es prüfen.* Τὸ πρᾶγμα bedeutet nicht die Umstände, die Ereignisse, die die Zweckmäfsigkeit des Vorschlages erproben werden, sondern nur die Beschaffenheit der Sache, welche durch die Darlegung des angekündigten Planes zur Beurtheilung vorliegen wird. Wir würden etwa sagen: *Meine Verheifsung ist nun allerdings ziemlich grofs; doch die Sache wird Euch sogleich zur Prüfung vorliegen.* Das *sogleich*, ἤδη, hat Hr. J. ganz übergangen. — S. 45, 7.: der Satz: *Dies sind nun die Vorbereitungen, von denen ich behaupte, dafs ihr Alle sie gut finden müfst*, giebt nur die eine Hälfte des Originals. Der Redner bezeichnet erstens die Entschlüsse, welche gefafst werden müssen, zweitens die Vorbereitungen, welche zu ihrer Ausführung zweckmäfsig scheinen: *dies ist der*

Entschlufs, den ihr Alle fassen müfst, und die Vorbereitung, die ich für angemessen halte. In dieser Uebersetzung ist nichts übergangen, als das nicht wesentliche φημὶ vor δεῖν. — Anstatt *so dafs sie abgelöst werden* S. 45, 29. sollte es heifsen: *so dafs sie einander ablösen*, und S. 50, 10. für: *als vielleicht für alle* vielmehr so: *als schwerlich zu irgend etwas anderem.* Ebend. Z. 27. scheint uns der Uebersetzer den Sinn des Redners verfehlt zu haben, wenn er ihn sagen läfst: *Ja, die Kräfte, die wir in der Zwischenzeit zu haben glaubten, zeigen sich in der Ausführung selbst ungenügend.* Ich verstehe, heifst es in der Anmerkung zu dieser Stelle, unter der Macht, auf die gerechnet war, diejenige, welche im ersten Eifer dekretirt worden und die man bei dem Entwurf des Planes in Rechnung bringt, ohne den grofsen Abfall zu erwägen, den sie durch die mannigfaltigen erwähnten Hindernisse litt. Allein die Worte des Redners *ἃς δ᾽ εἰς τὸν μεταξὺ χρόνον δυνάμεις οἰόμεθ᾽ ἡμῖν ὑπάρχειν* zeigen, dafs nicht von einer erst aufzubringenden, sondern von einer schon vorhandenen Macht die Rede sei, die einstweilen für die Zwischenzeit, d. h. bis dahin, dafs die beschlossenen Rüstungen beschafft seien, für das Nothwendigste ausreichen müsse. In der That hatten die Athener in diesem Zeitraume wohl immer mehr oder weniger zahlreiche Truppen, wenn auch nur Söldner, auf den Beinen. Auf diese nun, sagt Demosthenes, verlassen wir uns für die Zwischenzeit, aber wenn sie einmal etwas thun sollen, so erweisen sie sich nirgends ausreichend. Es sollte also in der Uebersetzung der Satz nicht mit *Ja* beginnen, wodurch er in ein falsches Verhältnifs zu dem vorhergehenden tritt, sondern sich grade so wie im Original an diesen anschliefsen; auch war kein Grund, das Präsens *οἰόμεθα* mit dem Imperfekt zu vertauschen. Wir übersetzen also: *die Streitkräfte aber, die wir für die Zwischenzeit zu besitzen meinen, zeigen sich im Fall des Handelns ungenügend.* — S. 51, 8. befremdet uns der Ausdruck: *wenn nun Alles, was ein Redner übergeht, — auch in der Wirklichkeit überhingeht.* Hr. Becker übersetzt hier dem Sinne vollkommen treu: *wenn Alles — auch in der Wirklichkeit verschwindet*; sollte aber, wie das Original in beiden Gliedern dasselbe Verbum ὑπερβαίνειν hat, die Uebersetzung auch dies möglichst nachzubilden streben, so liefs sich etwa sagen: *wenn nun Alles, was der Redner übergeht, auch der Lauf der Ereignisse übergeht.* — Auch ἡ τῶν λόγων χάρις scheint uns angemessener mit Becker durch *die schmeichelnde Rede* wiedergegeben, als durch das freilich wörtliche *der Reiz der Rede.* — S. 55, 5. hat die Uebersetzung das Verhältnifs der Satzglieder des Originals nicht richtig wiedergegeben. Sie lautet so: *mit Rücksicht auf Euren Nutzen, wenn Ihr mit Ueberzeugung meinem Rathe folgt,* sollte aber eigentlich so gefafst sein: *in der Ueberzeugung, dafs es Euch nützlich sein werde, wenn Ihr meinen Rath befolgt.* Auch das Verbum *αἱροῦμαι* sollte lieber durch *entschliefse ich mich* als durch *ziehe ich vor* ausgedrückt sein. — Olynth. 1. S. 9, 5.: *Denn nicht blofs, was Einer nach reiflicher Ueberlegung hier Nützliches vorträgt, werdet Ihr anhören und zu Herzen nehmen, sondern ich halte auch das für Euer Glück, dafs Manchem hier auf der Stelle das Erforderliche beifällt u. s. w.* Hier hätten wir zunächst den Optat. mit ἂν lieber durch *können*, als durch *werden* ausgedrückt gesehn, sowie λάβοιτε lieber durch *annehmen* als *zu Herzen nehmen*; sodann aber ist das zweite Glied ganz verfehlt; denn die Uebersetzung stellt eine Thatsache dar, der sie ein Prädikat, ich halte es für Glück, beilegt; der Redner dagegen spricht eine Hoffnung aus, deren Verwirklichung er von dem Glücke erwartet: *ich erwarte,* sagt er, *von Eurem guten Glücke, dafs Manchem auch wohl hier auf der Stelle vieles Erforderliche beifallen werde.*

Doch eine weiter fortgesetzte Durchmusterung dieser Art dürfte überflüssig und ungehörig erscheinen. Rec. erkennt übrigens gerne an, das seine Ausstellungen gröfstentheils nur unbedeutende Kleinigkeiten betreffen, die dem Werthe der Uebersetzung im Ganzen wenig Eintrag thun; ja er fühlt sich verpflichtet zu erklären, dafs auch solcher geringen Anstöfse in den folgenden Reden immer weniger sich finden und die Vorzüge der Uebersetzung immer reiner hervortreten. Es würde leicht sein, Stellen auszuheben, die auch der strengsten Kritik keine Veranlassung zum Tadel geben, wenn nicht schon der Name des Uebersetzers dergleichen Beweise der Güte einer von ihm mit Liebe unternommenen und jetzt mit wiederholtem Fleifse gefeilten Arbeit unnöthig zu machen schiene. Ebenso dürfen wir uns auch über die jeder Rede zugegebenen Einleitungen und Anmerkungen mit der allgemeinen Angabe begnügen, dafs die schon von der früheren Ausgabe her anerkannte Gründlichkeit und Zweckmäfsigkeit derselben in dieser neuen Bearbeitung durch sorgfältige Benutzung der seitdem erschienenen Hülfsmittel, namentlich der Schriften von Böckh, A. G. Becker, Vömel, Winiewski und Anderer nicht wenig gewonnen habe, und dafs sie auch für solche Leser, die der Uebersetzung nicht bedürfen, ein schätzbares ja unentbehrliches Hülfsmittel zum leichteren Verständnisse der Demosthenischen Staatsreden und zur vollständigern Einsicht in die Zeitverhältnisse gewähren, auf welche sich dieselben beziehen. — Die Anordnung der Reden nach der Zeitfolge ist mit Recht beibehalten worden, die Olynthischen aber sind jetzt nicht, wie früher, nach Dionysius, sondern nach der gewöhnlichen Ordnung gestellt, und die Gründe, welche für diese Ordnung sprechen, anschaulich, wiewohl ohne Anspruch auf entschiedene Gewifsheit angegeben. Hrn. Ziemanns Abhandlung über diesen Gegenstand konnte noch nicht berücksichtigt werden; doch ist ihrer in der Vorrede gedacht, und die Frage als durch sie gegen Dionysius entschieden angenommen werden. Dafs Hr. J. den Staatsreden die Rede für die Krone zugegeben, verdient um so mehr Dank, je mehr theils diese Rede zur Würdigung nicht nur der rhetorischen Gröfse des Demosthenes, sondern auch des Charakters seiner staatsbürgerlichen Wirksamkeit von der höchsten Wichtigkeit ist, theils auch der Uebersetzer grade hier besonders gestrebt hat, eine nicht unwürdige Nachbildung des bewunderten Vorbildes zu geben.

Schömann.

№ 111.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

LXXV.

Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates von R. Mohl. Tübingen bei H. Laupp, I. B. 1832, II. B. 1833.

Die Deutsche Kritik ist zur Beachtung der Polizeiwissenschaft besonders verpflichtet, denn dieselbe darf als eine Deutsche Disciplin bezeichnet werden. Zwar gab Nic. de la Mare schon 1705. den Franzosen einen *Traité de la police*, während v. Justi uns erst 1760. die Polizei als eine besondere Wissenschaft vorführte; aber Franzosen, Engländer und Italiäner behandeln die Polizei noch immer nur nebenbei in den Systemen der Politik und Staatswirthschaft, während die Deutschen bei Justi's Abzweigung verblieben.

Wie sehr die im Kleinen überaus neuerungssüchtige Pedanterei den wissenschaftlichen Fortschritten schadet, hat sich auf dem Gebiete dieser Deutschen Disciplin am besten bewährt. Es ist unglaublich und dennoch richtig, dafs wir nach sechzigjährigem Vielschreiben über den Begriff, über den Umfang, über die Gründe der Polizei noch im Unklaren sind. Von den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts hat nur Sonnenfels sich in einiges Ansehn zu setzen gewufst. Sein Buch wurde von dem quiescirten Fürsten Heraklius von Georgien sogar ins Armenische übertragen. Von den Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts übte Jakob die meiste Autorität. Aber weder dem Einen, noch dem Andern gelang es, die Polizeiwissenschaft festzustellen und eine Grundansicht herrschend zu machen. Herr Mohl tritt nicht mit dem Bestreben auf, dasjenige zu leisten, was diese Männer nicht vermochten. Staatsleben und Staatswissenschaft erfahren in der neuern Zeit die gröfsten Veränderungen. Hr. Mohl macht es sich nur zur Aufgabe, die Polizeiwissenschaft dem heutigen Stande der Staatsweisheit entsprechend darzustellen. Je mehr aber der Verf. durch frühere Leistungen zu gröfsern Erwartungen uns berechtiget, desto schärfer stellt sich auch die Frage heraus: welche Förderung wir durch das vorliegende Werk erlangen?

Den Zankapfel der Polizeigelehrten hat Hr. Mohl nicht beseitigt. Berg zählte bereits 24 abweichende Definitionen und Bestimmungen der Polizei. Seitdem hat sich die Zahl wohl verdoppelt. Der Verf. giebt richtig die Ursachen des Zerwürfnisses an. Viele fafsten den Staat zu einseitig als blofse Rechts- oder Sicherheitsanstalt auf. Viele erhoben sich zu einer ethischen Staatsansicht, ohne, wie Jakob zuerst gethan, den Zweck des Zusammenlebens und die Aufgabe der Regierung zu unterscheiden. Viele deducirten die Polizei gar nur aus dem Herkömmlichen, statt genetisch zu Werke zu gehen. Trotz dem hat der Verf. eine Bestimmung der Polizei aufgestellt, welche die Fehler mancher frühern schlechten Definition und Begrenzung der Polizei überbietet. Er setzt nämlich die Polizei (I, 10.) in die Anstalten und Einrichtungen, welche die Hindernisse des Genusses und der Entwicklung der individuellen Kräfte beseitigen sollen, insoweit dieselben nicht von absichtlichen Handlungen, sondern rein von äufsern Umständen herrühren. Offenbar geht der Verf. zu weit, wenn er der Polizei eine durchaus nur negative Tendenz beilegt. Die gröfsten Polizeigenies, Moses, Lykurg, Numa, hatten eine positive Tendenz. Nur die Mittel seien mehr indirekter Natur. Die Bildungspolizei, die Sittenpolizei tritt zuweilen aber selbst in ihren Anstalten positiv wirksam hervor. Sodann ist es keineswegs richtig, dafs die Polizei blofs gegen die Gefahren aus äufseren Umständen gerichtet sei. Die Medicinalpolizei z. B. hat ja in der That auch absichtliche, gefährliche Handlungen zurückzuweisen. Endlich ist es gewifs unzulässig, die sogenannte Pflege der öffentlichen Sicherheit aus dem Gebiete der Polizei auszuscheiden und sie in das Gebiet der Justiz zu verweisen. Die Justiz hat es wesentlich nur mit der Feststellung des Rechts und

mit der Aufhebung der Verletzungen zu thun. Der Vf. wird keinen Dank dafür ärndten, dafs er an die Civil- und Kriminaljustiz (I,-37.) eine Präventivjustiz anhängen will. Ich glaube, dafs es dem Gefühle eines Jeden widerstreben wird, die präventiven Maafsregeln gegen die Presse, die Vorschriften wegen der Vaganten als „Justizsachen" hinzunehmen. Schliefslich ist auch noch das zu bemerken, dafs bei dieser Einschränkung der Polizei und Erweiterung der Justiz ein Nutzen für die Wissenschaft oder für das Leben kaum ersehen werden kann. Darüber ist man ja schon längst einig, dafs mit Unrecht manche Handlungen der Polizei überwiesen werden, die durchaus nur der Justiz anheimfallen sollen. Wenn aber die Justiz auch die Prävention zu besorgen hat, dann ist es wohl um die hehre Stellung derselben geschehn! Der Verf. fühlte, dafs bei seiner Ansicht selbst eine *Lücke* im Werke empfunden werden müsse und versprach, eine Darstellung der „Präventivjustiz" oder der Anstalten der öffentlichen Sicherheit nachfolgen zu lassen. Damit wird die Zulänglichkeit des Buches gerettet, aber die Aberration nicht aufgehoben. Ohne Zweifel ist es interessant, das Irrlicht zu entdecken, welches einen so wissenschaftlichen Kopf, wie Hr. Mohl besitzt, vom rechten Wege ablenkte. Es ist nichts anderes als die Annäherung an die atomistische Ansicht der Menschheit, den Begriff eines „Rechtsstaates" im Sinne der abstrakten Philosophie. Hr. Mohl rügt jene Schule, die „den Staat auf einen Gattungszweck" gründet, weil nothwendig der „einzelne Mensch" Befriedigung seiner Zwecke im Staate finden mufs. Er setzt den „Rechtsstaat" eben darin, dafs der Gesammtzweck nur der Zweck der Einzelnen ist, „Förderung der Uebung und Benutzung aller individuellen Kräfte durch Beseitigung der Hindernisse". Hindernisse von absichtlichen Handlungen, sagt er, fallen der Justiz anheim; Hindernisse von Umständen der Polizei. Möglich, dafs im Patriarchal- und Gottesstaate eine andre Aufgabe der Polizei zu Theil werden mufs, im Rechtsstaate, bei Rechtsvölkern kann sie nur diese haben. Der Verf. gehört nicht zu den *seichten* Liberalen; es kann daher wohl befremden, ihn den Staat ziemlich deutlich auf die Zwecke der „Einzelnen" beziehen zu hören. Wissen wir heut nicht zur Genüge, dafs nicht das „einzelne" Individuum, das Blatt am Baum, der Tropfen im Meere, nicht Peter oder Paul, sondern, dafs nur der „Mensch" der Mittelpunkt der Erde, der Geschichte, des Staates ist? Ist es physisch möglich, dafs ein Staat den „Einzelnen" insgesammt Befriedigung gewähre? Müssen nicht leider! nur zu viele „Einzelne" in Unglück, in Unwissenheit, in politische Passivität versetzt bleiben? Man kann die Geltung der atomistischen Staatsansicht kaum begreifen, wenn man an ihre Widersprüche denkt. Man geht von dem „Einzelnen" aus und setzt ihn doch als mündiges, vollkommnes Wesen. Man macht den Staat zum Vertragszweck der „Einzelnen" und beruft sich darauf, dafs die „Einzelnen" insgesammt — „Menschen", „Vernunftwesen" sind. Man will im Staate keinen „Menschheitsorganism" sehen, sondern nur eine „Anstalt der Einzelnen" und nimmt doch in die Staatsidee alles auf, was die Menschenbrust und die Erde Erhabenes trägt und was über den „Einzelnen" schwebt wie die Sonne über den Sonnenstrahlen. Man will im Staate zuletzt das „Höchste" realisiren und giebt der Staatsgewalt auch überall nur eine von Grund aus negative Tendenz, weiset sie durchaus auf rein negative Bestimmungen. Dennoch darf die Herrschaft einer solchen im fehlerhaftesten Cirkel umherlaufenden Staatsansicht nicht befremden; denn sie liegt in den geschichtlichen Prämissen. Bei den Alten war der Staat der Inbegriff des Sinnlichen und Uebersinnlichen, aber das Christenthum trennte den Staat, die Menschengemeinschaft, in Kirche und Staat im engern Sinne. Die Kirche war im Mittelalter der über den ephemeren Partikularstaaten, über den Nationalgemeinden, schwebende Universal- und Menschheitsstaat. Als aber der naturgemäfse Kampf gegen die entartete Centralgewalt erwachte, da wurde der Staatsbegriff der Alten auf die modernen Staaten übertragen. Man legte in die moderne Staatsgewalt alles das, was in der alten gelegen hatte. Gleichwohl wurde der Ursprung des Staates, der Staatsgewalt, das Verhältnifs der Regierung zu dem Volke, selbst von den Gewalthabern nicht nach der neuen Ausdehnung des Staatsbegriffes gedacht, sondern man blieb hier bei der frühern Bedeutung des Staates stehen. Auf diese Weise kamen die Geister in die Widersprüche, die oben angezeigt wurden. Ich mufs Hrn. Mohl allerdings die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er die atomistische Staatsansicht nicht als die ausschliefsende, sondern nur als die eben herrschende, also von der Regierung zu befolgende darstellet. Jedoch scheint mir diese Beschränkung nichts zu verbessern. Im Geiste der Nationen handeln heifst nicht,

ohne Sichtung den Grundansichten der Nationen Folge leisten.

Zu den Schwierigkeiten der Polizeiwissenschaft kann man auch eine richtige Eintheilung und Anordnung der Materie zählen. Nicht mit Unrecht wirft der Verf. I, 47. manchem vielgenannten Schriftsteller vor, die Materien ohne allen wissenschaftlichen Geist geordnet zu haben. Mit Fug verwirft er die Eintheilung in hohe und niedere Polizei, ebenso Lotz's überaus schwankende Trennung in Zwangs- und Hülfspolizei. Inzwischen ist wunderlich, dafs er die Abtheilung in Sicherheits-, Gewerbe- und Kulturpolizei nicht erwähnt. Diese Eintheilung hat den Vorzug, dafs sie eine ganz natürliche Zusammenstellung der homogenen Anstalten, eine natürliche Trennung der heterogenen Polizeisachen gewährt und dafs sie bei der Polizeiverwaltung beinahe als die einzig thunliche hervortritt. Ich habe in meiner „Staatswissenschaft" nach mehrfälligen Versuchen verschiedener Art nur von dieser Abtheilung Gebrauch machen können. Wahrscheinlich überging der Verf. dieselbe darum, weil er die Pflege der öffentlichen Sicherheit aus dem Gebiete der Polizei wies. Er behielt die Jakob'sche Abtheilung zur Hälfte bei. Er theilt nämlich die Anstalten und Gesetze der Polizei in solche, die sich auf die (physische und geistige) Persönlichkeit der Bürger beziehen und in solche, die das Vermögen der Bürger betreffen. In seiner so überaus genügenden Darstellung dieser Polizeigegenstände liefert der Verf. den Beweis, dafs diese Abtheilungsart der wissenschaftlichen Entwickelung des Einzelnen sehr günstig sei.

Die *Sorge für die Persönlichkeit der Bürger* nimmt den ersten Band ein. Die Sorge für die physische Persönlichkeit tritt als Bevölkerungs-, Medicinal- und Versorgungspolizei hervor. Die Sorge für die geistige Persönlichkeit wird zur Unterrichts-, Sitten-, Kirchen- und Geschmackspolizei. Wir besitzen kein Werk, welches diese Gegenstände vollständiger und besser entwickelte. Der Verf. steht hier überall hoch über der einseitigen Tagesmeinung und nimmt wirklich den neuesten Standpunkt der Wissenschaft ein. Es würde hier nicht am rechten Orte sein, in das Einzelne einzugehen, aber ich kann mich nicht enthalten, von Einigem Bericht zu erstatten, wobei sich entweder der Mangel *aller* positiven Grundrichtung der Regierung und insbesondere der Polizei nicht zum Vortheile bemerklich macht oder wobei der Verf. zum Widerspruche hingetrieben wird. Wenn I, 135. der Medicinalpolizei die Anwendung einer Todesstrafe eingeräumt wird, so läfst sich das nicht wohl mit dem Principe einigen, nach welchem der „Einzelne" als die Basis des Staates betrachtet werden soll. Dagegen ist es nicht richtig, wenn I, 414. eine positive Behandlung des Unterrichts mit einer gleichförmigen Staatserziehung verwechselt wird. Man hebt die Individualität nicht auf, wenn man dem Unterrichte dieselben Materien unterlegt. Wird auf eine gewisse Gemeinsamkeit der Grundideen gar nicht hingewirkt, was bei der absoluten Unterrichtsfreiheit eintritt, so wird gewifs eine Zerfahrenheit sich ankündigen, die für Volk und Regierung gleich sehr nachtheilig ist. Ueber die Religion äufsert der Verf. I, 558.: Blofs natürliche Religion läfst zu viele Zweifel unaufgelöst, als dafs sie das Bedürfnifs des Menschen befriedigt. — Eine positive Religion ist also allgemeines Bedürfnifs. — Das gänzliche Zurückziehen des Staates von der Kirche ist nicht zu rechtfertigen. So gut wie die Wissenschaft, das Gewerbe, *aber allerdings nicht weiter*, hat auch die Religion ein Recht auf Förderung. Die bekannte Bestimmung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist somit staatsrechtlich unrichtig". Es ist kein Zweifel, dafs eine solche in reiner Negativität gehaltene Förderung der Kirche durch den Staat die Kirche um ihren Segen bringen müfste. Das Verderben aller Staatskirchen beruht meistens nur hierauf.

Der *Sorge des Staats für das Vermögen der Bürger* ist fast der ganze zweite Band gewidmet. Neues darf man hier nicht suchen; wer kann dem Lehrer der Polizeiwissenschaft zumuthen, das herrschende staatswirthschaftliche System von seinen Mängeln zu befreien und die Wissenschaft der politischen Oekonomie zu vervollkommnen? Er thut genug, wenn er den Gegenstand gründlich, ausführlich, nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft behandelt. Dessen darf sich der Verf. allerdings rühmen. Selbst Rau behandelt weder diese Materie ausführlicher und vollständiger, noch bedingt er öfter das herkömmliche: *Laissez faire.* — Obgleich die „Sorge des Staats für das Vermögen der Bürger" zugleich eine Abtheilung der Polizeiwissenschaft und zugleich eine Abtheilung der politischen Oekonomie bildet, so mufs dieselbe doch ganz anders in der Polizeiwissenschaft, ganz anders in der politischen Oekonomie ergriffen werden. Wo dieses nicht geschieht, mufs der Leser in zwei verschiednen Büchern dasselbe lesen,

der Zuhörer in zwei verschiednen Kollegien dasselbe hören. Wenige machen sich aber den Unterschied klar, der zwischen der polizeiwissenschaftlichen und staatswirthschaftlichen Auffassung eines und desselben Gegenstandes obwaltet. Offenbar müssen in der politischen Oekonomie vorzüglich die Principien, in der Polizeiwissenschaft aber die nach ihnen zu bildenden Anstalten und Einrichtungen besprochen werden. In der politischen Oekonomie wird alles hauptsächlich nur von der wirthschaftlichen Seite betrachtet, in der Polizeiwissenschaft dagegen alles hauptsächlich aus dem politischen Gesichtspunkte beleuchtet. In einem Lehrbuche der Staatswirthschaft suche ich keine Winke über die Einrichtung von Brandkassen, über die Anlage von Kanälen u. s. w., ich will keine weitläufigen Bemerkungen über die politische und moralische Bedeutung der Zünfte; aber ich werde eine Polizeiwissenschaft unvollständig finden, wenn sie mir darüber keine rechte Aufklärung verschafft. Der Verf. hat nur einen dieser Fundamentalunterschiede der Staatswirthschaftslehre und Polizeiwissenschaft einigermaſsen beachtet. Er geht nämlich durchaus in das Detail und beleuchtet überall, wenn auch viel zu kurz, das Technische. Dagegen widmet er der wirthschaftlichen Seite des Gegenstandes stets eine weit gröſsere Aufmerksamkeit als der politischen. Nirgend fällt dieses mehr in die Augen, als wenn er von der Gewerbefreiheit spricht. Hier muſsten ohne Zweifel die politischen Einwendungen auf das ausführlichste besprochen werden; es ist aber kaum erwähnt, daſs man die Zünfte der Nationalfreiheit, der Moralität günstig glaubt.

Den kleinsten Theil des Buches füllen die „formellen Grundsätze", d. h. die Formen der Polizeiverwaltung. Manches hierhergehörige handelt der Verf. früher ab, z. B. I, 31.; I, 224.; I, 423. Zunächst bespricht der Verf. die Organisation der Behörden. Er folgt hierbei den Grundlinien, die v. Malchus in seiner Politik der innern Verwaltung gezeichnet hat, fordert also Trennung der Polizeibehörden von den übrigen, Sonderung der allgemeinen und besondern Polizeibehörden, geographische Eintheilung derselben, gehörige Unterordnung ohne unnöthiges Instanzenwesen, endlich eine büreaukratische Einrichtung für den Vollzug der Maaſsregeln. Unter den Gründen für die Abzweigung der Polizeibehörden hebt er vorzüglich die Nothwendigkeit einer eigenthümlichen Bildung der Beamten heraus und bemerkt hierbei (II, 354.) folgendes Treffende: „Trotz der Macht der Gewohnheit ist es doch unbegreiflich, wie noch verhältniſsmäſsig so selten das Bedürfniſs einer eigenthümlichen, auf die besondern Zwecke berechneten Ausbildung der Polizeibeamten anerkannt und noch weit seltner in der Wirklichkeit befriediget wird. Sehr klein ist die Zahl der staatswirthschaftlichen Fakultäten und wohl keine derselben ist nach allen Seiten vollständig ausgestattet. Weder gegen das Studium des Rechts, noch gegen jenes der Staatswirthschaft ist für den künftigen Regiminalisten die Grenzlinie scharf gezogen. Bei seinen Prüfungen verfährt der Staat unzweckmäſsig und häufig hört man die Meinung aussprechen: ein schlechter Jurist gebe noch einen guten Polizeibeamten ab. Man sollte aber doch meinen, daſs der Zustand der polizeilichen Einrichtungen in vielen Ländern den handgreiflichsten Beweis liefere, daſs die bisherige Besorgung durch ein Gemisch von Rechtsgelehrten, welche der nöthigen materiellen Kenntnisse entbehren, und von bloſsen Routiniers, die aller Grundsätze baar sind, zu keinem Heile führe, sondern daſs das Wohl des Staates eigne Bildung beim Bedürfnisse eigenthümlicher Kenntnisse erfordere". — Nachdem der Vf. die Behördenbildung beleuchtet hat, verbreitet er sich in der Kürze über das Verfahren in Polizeisachen. Er will keine Exemtionen von den gewöhnlichen Polizeibehörden, nicht einmal hinsichtlich der Studenten. Jedoch fordert er nicht durchaus gleichen Ton der Behandlung. Die verschiednen Amtsgeschäfte (der Beaufsichtigung, des Verkehrs mit andern Behörden, der Bekanntmachung der Gesetze, der Ausführung materieller Anstalten, und der Einwirkung auf die einzelnen Staatsbürger) werden nur ganz im Allgemeinen angedeutet. Nach meinem Dafürhalten hätte diese Materie ins Einzelne verfolgt werden sollen. Nirgend ist das Benehmen der Behörden so wichtig als in Polizeisachen. Wie viele Störungen der öffentlichen Ruhe würden wohl bedrohlich geworden sein, wäre stets das rechte Verfahren von den Beamten getroffen worden? Was hat in der Kirchen- Schul- und Bücherpolizei das bloſse Verfahren nicht schon *für* oder *gegen* ein gewisses System gethan? Eine Zusammenstellung der mannigfaltigen Erfahrungen wäre eben so anziehend als lehrreich gewesen.

Das Endurtheil über das Werk stellt sich nach dem Vorausgeschickten dahin fest: daſs es durch seine Gründlichkeit die bisherigen Kompendien unbrauchbar macht, ohne durchaus *allen* Anforderungen an eine „Polizeiwissenschaft" entsprechen zu können.

Johann Sch[illegible].

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

LXXVI.

Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten, dargestellt von Dr. Peter von Bohlen. Erster und zweiter Theil. Königsberg bei Bornträger.

In einer Zeit, in welcher das Studium eines Faches in seiner Blüthe steht, gehört immer eine gewisse Ueberwindung dazu ein Werk herauszugeben, welches die Endresultate alles seither geleisteten umfassend, einen Ueberblick nach allen Seiten hin gewähren soll. Denn da die Akten der Untersuchungen in keiner Weise als geschlossen betrachtet werden können, so dürfen die Aussprüche mehr oder minder immer den Charakter des Unbestimmten oder Zweifelnden an sich tragen, oder die Untersuchung überhaupt zu gar keinem Spruche führen. Als ein solches Werk kündigt sich das vorliegende an; trotz der schaalen Mifsgunst der Altklassiker gewinnt das Studium Indischer Sprache und Indischen Lebens Tag täglich mehr an Umfang und Festigkeit, und wir haben es namentlich Deutschem Fleifse und Deutscher Gediegenheit zu danken, dafs in der letzten Zeit über viele der schwierigsten und dunkelsten Punkte dieser Litteratur ein helles Licht verbreitet ward. Oder dürften vielleicht Bopps vergleichende Grammatik, Rosens Bemühung um die Vedas, des jüngeren Windischmanns und Lassens Arbeiten über die philosophische Litteratur und so manches andere jetzt angekündigte Werk nicht als erfreuliches Zeichen tiefer Forschung und wackerer Leistung gelten? Und wenn es gleich nicht zu läugnen ist, dafs leider auch in dieses Feld von gewissen Seiten her eine mifsliche Kleinigkeitskrämerei und ein thörichter Auctoritätsglaube eingedrungen ist, so dürfen wir doch hoffen, dafs solch zweckloses Treiben vor dem Ernst der jetzigen Wissenschaft weichen wird. Streben wir mit gemeinsamer Kraft, das Grofse, welches in diesem Felde noch zu vollbringen ist, zu erreichen, und lassen wir in untergeordneten Geringfügigkeiten einen Jeden seinem Willen und seinem guten Glauben folgen; so wird die Belehrung täglich reicher, die Resultate stets sicherer werden. —

Vorträge über die Gesammtheit des Indischen Lebens im Jahre 1829. zu Königsberg gehalten, gaben die Veranlassung zur Herausgabe des vorliegenden Werkes, eines Buches, welches auch dem Laien beim ersten Anblick einen gediegenen Fleifs und ein seltenes Quellenstudium verräth. Denn es ist als besonderes Verdienst des Vfs. anzuerkennen, dafs er in gleicher Weise in den Schriften des Orients wie des Occidents, namentlich der Griechen und Römer, bewandert, weniges übersieht, was zur Aufklärung und Sichtung seines Stoffes beitragen könnte; weniges — wenn wir die Masse nutzloser Kräfte bedenken, die auf die Erklärung dieses räthselhaften, und eben deshalb vielleicht anziehenden Landes von jeher vergeudet worden sind. Aber eben dieser Punkt ist es, der augenscheinlich diesem Gegenstande einen Vortheil gestattet, den andere Fächer schmerzlich entbehren — wir meinen die durchweg leichte und sichere Sonderung und Würdigung der Quellen, welche, unserem jetzigen Standpunkt gemäfs, selten einen Zweifel über ihre Auctorität zulassen. Freilich so lange die Kräfte der geringen Zahl der Arbeiter die Massen einheimischer Quellen noch nicht bezwungen haben, müssen wir oft zu untergeordneten sekundären Nachrichten und Angaben unsere Zuflucht nehmen, indessen werden wir dies jetzt sicher stets nur mit dem Bewufstsein thun, dafs ihre Glaubwürdigkeit höchst bedenklich, und somit die etwanigen gefolgerten Resultate problematisch bleiben. Inwieweit wir hierin vorwärts geschritten, mag nur ein Blick in des geistvollen und gelehrten Creuzers Symbolik lehren, in welcher eben aus der ungehörigen Würdigung der Quellen oft die schiefsten Ergebnisse sich hervorthun. Wir müssen bedauern im vorliegenden Werke selbst über diesen wichti-

gen Gegenstand nicht genügende Belehrung zu finden. Zwar sind die neueren Quellen, so wie die der Griechen und Römer genau gewürdigt (Theil I. Kap. I. §. 10—13.), indessen fehlt grade der bei weitem wichtigere Theil dieser Untersuchung, die Ordnung und Prüfung der Indischen Quellen selbst, welche der Vf. pag. 80, übergeht, um sie nur gelegentlich wieder zu berühren. Es lassen sich aber auch die einheimischen Quellen in zwei Gattungen sondern, 1) in solche, die das alte Leben der Inder naiv ohne Reflexion und bestimmte Absicht uns darstellen, und dies sind die poetischen Werke in ihrer frühsten Periode, vorzüglich die gröfseren epischen und theilweise die Dramen; 2) die Schriften welche *lehrend* irgend eine Sphäre des Indischen Lebens behandeln, sei es das Recht, die Religion und Philosophie, sei es die Sprache und Litteratur. Diese bedürfen beim Gebrauch der gröfseren Vorsicht, denn neben Unkenntnifs mancher alten Einrichtung leuchtet oft absichtliches Verhehlen einer Erscheinung oder Entstellung derselben durch eine anderweitige Erklärung durch, welche entweder durch den einseitig reflektirenden Standpunkt der Verfasser oder durch die jedesmalige Sekten- und Parteienzuneigung bestimmt wird. Es ist auf solche Aussage der Erklärer oder der Lehrer in neuerer Zeit oft zu vielfache Rücksicht genommen, häufig zu fest gebaut worden, als dafs man immer aus den älteren reineren Quellen geschöpft hätte. Ein Beispiel möge dafür angeführt werden. Bei der Lehre von der Ehe werden die verschiedenen Formen von den Neueren, wie z. B. von dem gelehrten Gans, nach Indischen Rechtslehrern durchgegangen, und gewissermafsen als von jeher gäng und gebe dargestellt (Gans, die Lehre vom Erbrecht *Tom. I.* Bohlen *T.* 2. *p.* 141.), und doch zeigen die zuverläfsigsten Zeugnisse, dafs ursprünglich Formen der Ehe vorkommen, die noch jetzt in einem Theile Asiens gangbar, in Indien erst den später geordneteren sittlichen Verhältnissen wichen. Von Polyandrie findet Hr. v. B. kein Beispiel, eben so wenig von Ehe der eignen Schwester *); indessen haben die älteren Quellen beides in *einer Ehe* uns aufbewahrt, der der *fünf* Pândavas mit ihrer Schwester Draupadî.

tatrâ 'paçyat·priyâm *b'âryâm* pând'avânâ yaçasvinîm
tis't'antîm. âçramadvâri Draupadîm. . . . Draup. I, 8.

*) P. 143. Th 2. ist eine merkwürdige Verwechslung zwischen Ehe mehrerer Schwestern (nicht Schwesterehe zu nennen), und der eignen Schwester (Ptolemaios) gemacht.

Die naive Weise, in welcher dies Verhältnifs dargestellt wird, ohne dafs im geringsten Anstofs an dieser Form genommen wird, läfst die ursprüngliche Statthaftigkeit derselben schliefsen, der feste Gebrauch aber des b'âryâ als *uxor* weist jede andere Erklärung ab. Dafs dies in einem Mythus erzählt werde, wird endlich niemand ernstlich entgegenhalten, einmal weil alle Historie bei den Indern Mythus ist, dann aber weil grade im Mythus die Abspiegelung des in der Gesittung der ältesten Zeit Geltenden am natürlichsten gegeben wird. Wie sich übrigens hiermit die Stellen des Ramayana, die die Monogamie begünstigen, und der Umstand, dafs die Indischen Götter gewöhnlich nur *eine* Frau, nämlich *eine* rechtmäfsige, (denn sonst nehmen sie sich gelegentlich dieselbe Licenz wie etwa bei den Griechen Zeus), besitzen, dies ist leicht abzusehen. Doch indem wir uns näher an den Inhalt des Buches wenden, sehen wir dem anfänglichen Plane gemäfs die Aufgabe des Verfs. an sich selbst im hohen Grade gesteigert. Nicht nur ein Bild vom alten Indien nach allen seinen Richtungen will er geben, sondern dies in steter Vergleichung mit Aegypten, als einem Lande der wunderbaren Aehnlichkeit. *Dies diem docet.* Schon während des Drukkes schien es dem Vf. rathsam, diese Vergleichung in seinem Werke fernerhin auszutilgen, und wir sehen die letzten Spuren derselben im ersten Kapitel des zweiten Theiles. Uns, wir gestehen es, haben die Zusammenstellungen solcher Länder und Völker in der Philosophie der Geschichte, und nur von dem Standpunkte dieser letzteren begreift sich ein Buch wie das vorliegende, nie recht behagt, vollends wenn sie durch die gewöhnliche Weise einer gemeinsamen Abstammung gerechtfertigt werden, wie vor noch nicht langer Zeit viel dergleichen Gerede über Germanen und Perser gehört ward; denn ein Land wird eben dadurch zum Staat, dafs es seine Individualität gegen die der anderen geltend macht, ein Volk dadurch ein *historisches*, dafs es irgend ein Moment der immanenten Entwickelung des menschlichen Geistes darstellt, und sich eben dadurch von den anderen Völkern scheidet und sondert. Dieses Moment, welches das Wesen des Volkes ist, kömmt dann aber in seiner ganzen Einrichtung bis zur untersten Stufe hinab zur Erscheinung und bildet seinen *wesentlichen Unterschied* gegen die anderen Völker. Es kann aber gesagt werden, dafs es in der ganzen Philosophie der Geschichte nicht leicht zwei Völker

giebt, deren Wesen, deren ganzes Leben solche Gegensätze aufzeige wie Aegypten und Indien. Zwar der scheinbaren Aehnlichkeiten hat man genug gefunden, die Seelenwanderung, die Kasteneintheilung (obwohl beide auf *einen* Gedanken beruhen, wie wir später zeigen werden); wir wissen auch, daſs von den zwei offenbar verschiedenen Menschenracen, welche auf den Aegyptischen Skulpturen erscheinen, man die eine die der Autochthonen, die Andere aber die der Einwanderer, das ist der Inder — obwohl andere Aethiopen darin fanden — genannt hat: wie können indessen solche Aeuſserlichkeiten gegen den wahren Charakter des Volkes entscheiden, wie läſst es sich — abgesehen von allem Geistigen — auch nur denken, daſs Länder so verschiedener Art, wie jene beiden eine gleiche Gesittung zugelassen hätten? Während Aegypten seiner Natur nach dem Ackerbau zugewiesen ist, macht die reiche Indische Natur jede Weise der menschlichen Beschäftigung zum Erforderniſs, und setzt dem Menschen nicht die engen Schranken, die er in Aegypten an seiner Natur findet. Gehen wir aber zu dem geistigen Gehalt über, der in beiden Völkern sich offenbart, so, meinen wir, wird unser obiger Ausspruch vollends gerechtfertigt erscheinen. Während in Indien der Kampf des Einzelnen mit dem Allgemeinen im Individuo zum Bruch des Lebens führt und es von Extremen zu Extremen schleudert — Sinnlichkeit, tiefste Versenkung in nichts, üppigste Phantasie, strengste Meditation — somit die dichterischesten Gestalten und Erzeugnisse wie die tiefsten philosophischen Gedanken erwecken kann, hat sich jener Kampf in Aegypten zur Bezwingung der Natur in ihren Massen rein veräuſserlicht. Pyramiden und Obelisken verbinden die Erde mit dem Himmel, das Lebende mit dem Todten, aber die Manifestation des Geistigen ist nur das Räthselhafte, in seiner höchsten Gestalt das Mysteriöse, dem Menschen nicht zu verrathen. Deshalb in Aegypten weder Poesie noch auch Philosophie, denn jene Sagen der Aegyptischen Weisheit, deren Wahrheit doch noch immer zu bezweifeln ist, erstrecken sich wahrscheinlich nur auf eine tiefere Anschauung der Kräfte der Natur und eine genauere Erforschung der Gesetze derselben, die mit dem oben angeführten Grundprincipe des Lebens wohl im Einklang stehen. Somit hat der Vf. auch nur in der Einleitung, in welcher der Stoff solchen Irrthum noch zulieſs, Aegypten berücksichtigt, die spätere gründlichere Forschung muſste ihn nothwendig hiervon abbringen. Diese Einleitung setzt zunächst die physischen Verhältnisse beider Länder auseinander. Wenige Länder der Erde giebt es, die von der Natur so reich ausgestattet wären als Indien. Wenn es überhaupt gehörig ist, von einer Wiege der Menschheit zu sprechen, so hat man freilich Recht gehabt, diese in Indien zu suchen. Die Zeit, in welcher in Indien keine Bildung und kein geordnetes Leben geherrscht habe, ist um eben dieser glücklichen Beschaffenheit wegen uns unbekannt. Die Fremden, welche zuerst in dies Land traten, waren erstaunt, Ordnung und Sitte, ja einen gewissen Luxus bei Barbaren zu finden. Der Name Indien ward den Griechen erst spät bekannt, doch wurden durch Phöniker sicher schon sehr früh Indische Produkte ausgeführt, wenn es wohl nicht mehr gut abzuläugnen ist, daſs das Elfenbein von Indien, nicht von Afrika aus nach Griechenland gebracht ward, und dort, wie ich in diesen Blättern früher nachgewiesen habe, in seinem Namen zugleich die Indische Abstammung mit der Phönikischen Vermittelung beurkundet. Von den Perserkriegen ab wird der Name Indien gemein, freilich ohne bestimmte Gränzen zu umfassen, und oft nur als Bezeichnung des ganzen unbekannten Südostens der Welt. Indessen treten einzelne Namen bestimmter hervor, oft werden selbst ursprünglich Indische auf andere Länder übertragen, gewöhnlich ist es leicht, in den gräcisirten Benennungen das alte Indische wieder zu erkennen, oft aber liegt die Vergleichung für das gewöhnliche Auge ferner. Es wäre der Mühe werth, die verschiedenen von den Griechischen Auctoren angeführten Indischen Benennungen auf ihren alten Stamm zurückzuführen, einzelnes ist hierin von Schlegel, Ritter, dem Hrn. Verf. und Anderen geschehen, doch vermissen wir noch immer ein Ganzes, welches freilich erst auf korrektere Texte als wir leider z. B. vom Ktesias haben, begründet werden müſste. Das Land, durch hohe Gebirge vom Norden getrennt, hat eine Fülle die Verbindung befördernder Flüsse, vor allen die Gangâ (*gange 'ti gamanâd bhûmes*) und den Sindhu mit seinen vielen Nebenströmen und Armen, die das fruchtbare Penjâb umschlieſsen. Dicht bevölkert und mit Städten übersäet, hat es schon im hohen Alterthume mächtige Staaten, so Ayodhya, Varânasî (Benares), Madrâs (Savitrî 1, 2.) und andere. Wann und inwieweit Indien mit dem Auslande bekannt ward und in Berührung kam, darüber herrscht noch vielfache Ungewiſsheit und tiefes

Dunkel. Die älteren Quellen führen viele ausländische Völker an, zu entscheiden bleibt, inwieweit diese Verse als genuin zu betrachten sind. Interessante Stellen in dieser Rücksicht bietet das neulich von Hrn. Stenzler edirte Gedicht Raghuvansa. Sicher aber waren die Inseln vor Alters her mit Indien in Verbindung, Ceylan wird als freilich später Sitz der Buddhisten bekannt, über Yava und die anliegenden Inseln jetzt ein Wort zu verlieren wäre thörig, da Wilhelm v. Humboldt die Resultate seiner Forschungen eben jetzt der Welt mitzutheilen im Begriffe ist. An Produkten ist in Pflanzen und Thierwelt ein unendlicher Reichthum; merkwürdig bleibt eine Bemerkung, die Rec. schon früher andeutete, daſs die Namen der Produkte, die allen Ländern gemein sind, in den verwandten Sprachen überall die alten Indischen sind, (Pferd, Hund, Schaf, Ochs, Kuh, Schlange, *ahis* = ἔχις und ὄφις = *anguis*, Bär *rksas* = *ursus etc.*), während grade die Produkte, die jene Völker aus Indien kennen lernten, selten den Namen behalten; (Pfau, Löwe, Papagei u. s. f.). Neben den Indern lebt im Lande ein Menschenstamm offenbar von Negerrace, zusammengefaſst in dem Namen Parias; die Poesie hat sich in neuerer Zeit mit vielem guten Willen der armen angenommen, aber ihre durchaus thierische Wildheit und Sittenlosigkeit machen die Trennung von den gebildeten Indern fast unumgänglich. Den Charakter der Inder aus den Nachrichten neuerer Reisender bestimmen zu wollen ist von Hrn. v. Bohlen mit Recht für ungehörig erklärt. Mangelhafte Kenntniſs, zumeist von den Küstenländern hergenommen, verfehlte Hoffnungen der Bekehrung oder der Bereicherung, Sucht Wunderbares zu erzählen, andrerseits Mitleid mit Unterdrückung und Erpressung, haben so unsäglich viele Lügen und Mährchen hervorgebracht, daſs der bedachtsame Forscher oft sich aus den Widersprüchen nicht herauszufinden vermag. Am sichersten bleiben hierfür die alten Quellen, vor allen aber die Dramen, deren einige unmittelbar das Volksleben darstellen, und wahrlich aus ihnen erhalten wir kein abschreckendes Bild des Indischen Nationalcharakters.

Das erste Kapitel des Buches giebt die historischen Umrisse Indiens. Genau genommen könnten wir mit dem Verf. rechten, daſs dasselbe nicht zur Einleitung gezogen sei. Eine Archäologie wie die vorliegende hat das Leben des Volkes in allen seinen Richtungen darzustellen, aber als gegliedertes, in der Ruhe aufzufassendes. Denn das eben unterscheidet die Historie von der Archäologie, daſs jene die Genesis des Volkes, die stete Entwickelung und *Bewegung* verfolgt, diese den Staat und das Volk als ein Bestehendes, *Ruhendes* faſst, in seine Gliederung eingeht, und das historische nur als die immanente Bewegung innerhalb der einzelnen Sphären zuläſst. Aber grade jenes letztere, die historische Bewegung innerhalb der einzelnen Sphären, vermissen wir oft schmerzlich, freilich gewöhnlich ohne Schuld des Vfs. Nichts kann z. B. wichtiger sein, als innerhalb der Lehre der Religion die Entwickelung derselben in der Zeit zu betrachten und die Perioden festzustellen; denn eben das Zusammenwerfen der letzteren und das Nebeneinanderstellen des in verschiedenen Abschnitten Geltenden hat jene unsägliche Verwirrung hervorgebracht, die in der Mythologie der Inder herrscht und die es oft kaum gestattet, nach den Darstellungen der gewöhnlichen Schriftsteller irgend eine Person der Indischen Götter festzuhalten. Indessen dürfen wir nicht läugnen, daſs der Vf. auch weit entfernt ist, diesen Abschnitt für eine Geschichte Indiens auszugeben; er weiſs es sehr gut, daſs an eine eigentliche Geschichte in Indien nicht zu denken ist, diese kann der ganzen Indischen, wie überhaupt Orientalischen, Natur gemäſs den Charakter des mythisch-epischen nie verläugnen, und wenn man von Indischen Geschichtswerken spricht, so beschränken sie sich auf Genealogieen und Faktenerzählungen, die aus den älteren Quellen ausgezogen sind. Inwieweit indessen die Puranas sich der Historie nähern, davon hat Rec. bei einer andern Gelegenheit in diesen Blättern gesprochen. So ist denn der vorliegende Abschnitt genau genommen mehr eine Darstellung der Geschichte anderer Völker in Indien, als eine Geschichte Indiens. Indien, als das fernste, wunderbarste und reichste Land, muſste von jeher das letzte Ziel kühner Eroberer sein, Alexander, die Muhamedaner und die neuere Handelswelt haben es mit allen Kräften zu erreichen gesucht. Hätte der Alexander der modernen Welt, wie der der Hellenischen, ein in sich ruhiges Reich hinter sich lassen können, er hätte an der Spitze des fernsten Südens sicher ein schöneres Ziel erreicht als in den rauhen Steppen des Nordens.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten, dargestellt von Dr. Peter v. Bohlen. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte der Eroberungen Indiens durch Mohamedaner und Europäer ist die Geschichte des Blutvergiefsens und der Menschenhetzen; mit Eckel wendet man sich von den feilen, in die schnödeste Wollust und Sittenlosigkeit aufgelösten Herrschaften der inländischen Fürsten, mit Schauder von der wilden Barbarei der Eroberer; nur hin und wieder treten grofse schöne Erscheinungen kräftiger Regententugenden auf. Wie es England und seiner Kompagnie gelang, Indien Schritt vor Schritt, durch List, Betrug, Gewalt und Grausamkeit zu gewinnen, ist bekannt; ungerecht scheint es einzelne anzuklagen, wie Hr. v. Bohlen etwa den berüchtigten oder berühmten Warren Hastings; alle Gouverneurs handelten in dieser Weise nach *einem* Principe, und der ganze Unterschied zwischen dem genannten und allen anderen ist nur der, dafs die damalige Opposition unter Fox und Burke es in ihrem Interesse fand, einen hohen Beamten durch das Unterhaus beim Hause der Lords anzuklagen; für die armen Unterdrückten blieb die ganze 9jährige Verhandlung ohne Nutzen, für den Verklagten ohne Schaden, denn die ungeheuren Prozefskosten ersetzte die Kompagnie, und nur sein Vertheidiger Edward Law, nachheriger Lord Ellenborough, hatte den Vortheil durch diesen Prozefs Berühmtheit und die ungemeine rasche Beförderung im Staatsdienst zu erlangen.

Mit dem zweiten Kapitel beginnt die eigentliche Darstellung des alten Indiens. Dieses enthält die Entwickelung der Religion und des Kultus, das dritte die Verfassung und das Recht; das vierte die bürgerlichen und häuslichen Alterthümer; das fünfte Litteratur und Kunst. Offenbar ist hierin keine Seite des Lebens übergangen, auch kann man gegen die Anordnung nichts erhebliches einwenden, nur dafs freilich das Privatleben, das ist das Leben der Familie, dem Staatsleben hätte vorangehen sollen. Denn wenn man vielleicht fordern wollte, dafs das erste Kapitel zum letzten hätte gezogen werden sollen, um so das Leben des Geistes, in Religion, Kunst und Wissenschaft in seiner Einheit zu entwickeln, so würde diese Forderung auf ein Verkennen des Indischen Lebens hinweisen, welches wesentlich in der religiösen Anschauung seine Basis und feste Grundlage hat.

Wir haben uns oben schon erklärt, welche Schwierigkeit die Darstellung der Indischen Religion und des Kultus für den Augenblick noch habe. Es hat bisjetzt an kritischer Sichtung, wie an Scheidung der Zeiten so ganz und gar gefehlt, dafs an ein Fixiren der meisten Gestaltungen noch nicht gedacht werden kann. Nur die grofsen und derberen Umrisse als die weniger wandelbaren, lassen mit Bestimmtheit sich aufstellen, die Zeit wird auch die feineren Nuancen uns verstehen lehren. Wie oft finden wir Zeugnisse aus den Puranen neben denen der Vedas? obwohl die ersteren, gewöhnlich einem ganz partikulären Sektengeist hingegeben, nur für eine gewisse Sphäre ihre Geltung haben. Es ist dankend anzuerkennen, dafs der Hr. Verf. mit dem gröfsten Fleifse und vieler Einsicht in den Gegenstand, die Zusammenstellung der Attributionen der einzelnen Gottheiten gegeben hat, obwohl wir gestehen müssen, dafs gewöhnlich da, wo es sich um die Erhebung der einzelnen Erscheinung in den Begriff handelt, der Vf. in Irrthum geräth, und dafs es eben daher kömmt, dafs seine Anordnung und Folge oft gar sehr den Charakter des Willkürlichen hat, öfters auch Dinge, die ihrer Natur nach zu einander gehören, auseinander reifst, und umgekehrt Fremdes und Ungehöriges verbindet. Der erste Paragraph geht wie billig zunächst auf die Quellen, über die im Allgemeinen oben gesprochen ist; dafs

indessen hier nur die 4 Vedas aufgeführt werden, ohne dafs der anderen sehr wichtigen Urkunden, wie der des Manu u. s. w. Erwähnung geschähe, kann von uns nicht gut geheifsen werden. Um die Religion Indiens und das Leben überhaupt zu begreifen, wäre es nothwendig gewesen, den Fortgang und das Moment, welches dieses Land in der Weltgeschichte einnimmt, aufzuweisen. Dies hätte so geschehen müssen, dafs der Vf. die früheren Stufen in ihrem Wesen und ihrem Unterschiede gegen Indien darstellte, und sodann den Begriff des letzteren fixirte. Statt dessen spricht der Vf. im Folgenden von der Urreligion Indiens, die er eine *Naturreligion* nennt. Solche Bestimmungen haben ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten; einmal läfst sich im Ganzen nicht absehen, was Urreligion sei. Soll es blofs heifsen, die älteste Form der Indischen Religion, so gehört sie als solche der immanenten Entwickelung der Volksreligion überhaupt an, und ist aus dem allgemeinen Geist derselben, als ihre Gliederung zu entwickeln. Soll es aber heifsen, dafs es die Stufe sei, wo die Religion überhaupt noch nicht als die Indische zu bezeichnen sei, so gehört sie als solche der früheren Stufe an, und ihr Unterschied ist dem Begriffe nach gegen die eigentlich Indische darzuthun. Das zweite aber ist die Bezeichnung Naturreligion für diese sogenannte Urreligion. Es läfst sich hier fragen, wenn diese als Naturreligion ausschliefslich bezeichnet werde, welcher Charakter denn weiterhin der eigentlichen Indischen Religion zukomme, und ob diese über die Stufe der Natur überhaupt hinaus sei. Das dritte endlich ist das, dafs die Scheidung der Zeit überhaupt in dieser früheren Stufe die Gefahr hat, dafs der Begriffsunterschied für den Unterschied der Zeit leicht genommen werden kann. Wenn Brahman die Sonne ist, so ist das nicht aus der Urreligion der Natur hergenommen, sondern entwickelt sich konsequent aus der Lehre des Trimûrti (Hegel, Religionsphilosophie herausgg. von Marheineke *T. I. p.* 303.)*) die doch als Spitze der eigentlichen Indischen Religion anzusehen ist. Mit dieser Lehre nun, die den Umfang aller Indischen Religion enthält, hätte der Vf. beginnen sollen, weil aus ihr das früher behandelte, die Lehre von der Gottheit, die Weltschöpfung, die Seelenwanderung u. s. f., erst seine wahrhafte Begründung empfängt. Denn wo ist die Indische Gottheit (über die §. 9. abstrakt spricht) anders, als angeschaut im Trimûrti? Ueber diese Dreieinheit des göttlichen Wesens bei den Indern, ist vielfach gesprochen und geschrieben worden, namentlich haben die christlichen Theologen, sich sträubend bei Heiden das ausschliefsend Christliche zu finden, sich gewaltig ereifert, obwohl statt alles Eifers es besser gewesen wäre, den Unterschied des Begriffes der Indischen Trimûrti und der christlichen Dreieinigkeit aufzuweisen. Der Vf. hat sich in der Darstellung wiederum mehr an das einzelne Attributive der unterschiedenen Gestaltungen gehalten, und so den Begriff der einzelnen oft verfehlt. Es ist hier nicht der Ort, näher in die Entwickelung einzugehen, wir müssen unsere Leser auf den erwähnten Abschnitt in Hegels Religionsphilosophie verweisen, der freilich mitunter dem Verständnifs selbst durch die Art des Vortrages Schwierigkeiten darbietet. Besonders heben wir für unseren Vf. den Punkt hervor, wie über die allgemeine Substanz und die *Macht* alles Existirenden (Brahman) sich ein höheres Parabrahma hervorthut (Hegel p. 291.), da dieser Gedanke bei Hrn. v. Bohlen nicht recht klar hervortritt. Neben diesen geistigern reineren Gestalten des Denkens, treten andere von bestimmterer konkreterer Form auf, und hier hätten wir denn die Macht der Elemente in den vier Gottheiten Indras, Agnis, Yamas und Varunas zu erwähnen. Es ist sonderbar, dafs der Vf. der die klassische Stelle des Mahâbhâr. im Nalas 5, 36. anführt, ihren Werth verkennen, und ihr nothwendiges Zusammengehören so weit vernachlässigen konnte, dafs er Nirritas mitten unter sie mischte. Jene Stelle aber ist so schlagend überzeugend, dafs ein Zweifel kaum möglich ist, vorzüglich wenn man sie mit der entsprechenden im 23. Buche vs. 9 seqq. vergleicht. Denn die Geschenke, die von diesen Göttern dem Nalus bei der Selbstwahl der Damayanti gegeben werden, sind an beiden Stellen zwar nicht genau dieselben, stimmen aber darin überein, den Werth und den Begriff der Götter fest zu bestimmen, da jedes derselben die unmittelbare Beziehung zu dem Gotte hat von dem es kömmt. So bestimmt sich denn Indras als Macht der Luft, Agnis als die des Feuers, Varunas als die des

*) „In den Vedas ist besonders die Sonne hervorgehoben, und wenn man die an sie gerichteten Gebete *einzeln* nimmt, so kann man glauben, dafs den alten Indern nur in der Sonne Brahm gewesen ist, und dafs sie so eine andere Religion hatten als ihre Nachkommen". Und weiter unten: „So ist Brahm das eine und auch *jedes* (z. B. die Sprache) was als Gott vorgestellt wird".

Wassers, endlich Yamas als die des Erdigen. Entsprechend diesem Begriffe sind die Gaben, nur dafs wir in der ersten Stelle vs. 37. *lokân etc.* nicht mit Bopp *mundos*, sondern *res per se* (auf *res*) *splendentes* überhaupt, und vs. 38. *d'arme* nicht *in virtute*, sondern *in iure* übersetzen, denn Yamas als *d'armarâjâ* (Rechtsherr) giebt dem Nalus Kraft und Sieg im Recht. Nichts steht dieser Erklärung jener Göttergestalten darin entgegen, dafs Indras als höchster der Götter (*Surapatis*, *divaspatis* Himmelfürst) erscheint, denn wie die Luft das Allgemeinere, Formlosere gegen die anderen sich mehr bestimmenden Elemente ist, liegt es in der Natur des Indischen Gedanken, dies Allgemeine auch als das Höchste darzustellen, grade wie Brahman als die eine noch formlose Macht des Existirenden als Höchstes auftritt, während es zugleich als Brahma in dem Trimûrti eine blasse Bestimmtheit erhält, und eben deshalb aber der Indische Gedanke im Augenblick gegen diese Bestimmtheit ein Höheres, Parabrahma, setzt. Es mag bei der phantastischen Wandelbarkeit des Indischen Denkens nicht abzuläugnen sein, dafs in den Welthütern, wie jene Götter genannt werden, zugleich eine Beziehung auf die Weltgegenden liege, und so erklärt sich denn der Zusatz der vier andern untergeordneten einfach dadurch, dafs die genauere Distinktion jener vier in acht eine neue Produktion vier anderer Gestaltungen hervorrief. Es ist uns nicht gestattet, in die folgenden reichen Paragraphe der Religions- und Kultuslehre einzugehen, so wichtig und interessant auch das dort Vorgetragene, (wir heben die Lehre vom Buddhismus §. 20—24. hervor) sein mag, da wir dem nicht minder durch Fülle des Stoffes und Klarheit der Darstellung sich auszeichnenden zweiten Bande noch einige Worte zu widmen haben. Dieser beginnt im dritten Kapitel mit der Staats- und Rechtsverfassung, welche sich vorzüglich auf die Kastenverfassung (§. 2—4.), auf die Regierungsgewalt (§. 4—6.) und endlich auf das Rechtsverfahren (§. 7.) erstreckt. Angehängt ist ohne rechte Verbindung, (wir hätten sie nach §. 6. geordnet), die Darstellung der Kriegs- und Friedensverhältnisse. Dafs mit der Kaste begonnen werde, ist durchaus zu billigen; auch wir erkennen in ihr den grofsen Fortschritt, den das Staatsleben gegen die früheren Stufen vollbringt. Der Staat in seinem *Leben* ist wesentlich *Organismus* d. h. Gliederung seiner selbst und Beziehung der Funktionen dieser Gliederungen auf sich selbst. Diese Gliederung geschieht zuerst in Indien; in China herrscht die eine allgemeine abstrakte Substanz vor, und es kann nur von einer Organisation der Regierungsgewalt nicht des Staates die Rede sein. In Indien dürfen wir zuerst von einem *Staatsleben*, d. h. von einem in *Stände* gegliederten Staate sprechen. Diese Organisation vollbringt sich nun aber zunächst substantiell, d. h. die Glieder selbst stehen als feste, in sich die Bewegung nicht zulassende da, sie sind noch an die Natürlichkeit, nicht an die Subjektivität geknüpft, so dafs in ihnen die *persönliche Freiheit* sich nicht geltend machen kann. Hierin liegt der Unterschied des modernen Standes und der Indischen Kaste. Von diesem Gesichtspunkte aus, von dem Fortschritte des Gedankens im Staatsleben ist die Rechtfertigung der Indischen Kaste vorzunehmen, nicht aus leeren Gründen der Nützlichkeit, die durchweg gewichtlos sind. Dafs der Vernunft der modernen Welt Kasten nicht genügen, nimmt ihrer Wahrheit im Indischen Leben nichts. Wenn wie bei Plato der Wille der Vorsteher den Stand bestimmt, so ist freilich über die blofse Natürlichkeit der Indischen Kaste hinausgegangen, die Fixirung des Standes an die höhere intellektuelle Einsicht geknüpft: gegen den Begriff der modernen Welt aber bleibt der Gedanke insoweit zurück, dafs der Wille des Subjektes, sich selbst als Stand zu setzen, in Hintergrund tritt. Erfreulich ist es uns, dafs der Vf. sich gegen die gewöhnliche, aber eben so wenig historisch als philosophisch zu rechtfertigende Erklärung der Kasten aus dem Zusammenfinden verschiedener Völkerschaften *) erklärt p. 151. Das Ganze gliedert sich, es ist das frühere gegen die Theile, und viel bestimmter sind die Indischen Quellen, denen alle Kasten heilig sind und gleichmäfsiger Abstammung. Diese Gliederung erstreckt sich nun wahrhaft auf die wirklichen Funktionen des Staatslebens, 1) die Beziehung des Staats auf das allgemeine Intellektuelle überhaupt, d. i. das Göttliche, die Brahmanen, 2) die Erhaltung des Staates als Individuum, Macht gegen die anderen Staaten, die Ks'atriyas, unter ihnen der König, 3) die Erhaltung des Staates als des hervorbringenden producirenden — der Acker-

*) Der Name varna (Farbe) beweiset hierfür gar nichts, da er im Allgemeinen einen *Unterschied, qualitas* (*cfr. Wils. lex.*) bedeutet.

bau — Handel, die Vaisyâs, 4) endlich die momentanen, wandelbaren Bedürfnisse des Lebens, *das Handwerk, der Handdienst*, die Sûdrâs. Es darf nicht übergangen werden, was Hr. v. B. übersah, und überall übersehen ward, wie die Festigkeit der Kaste ihrer Natur nach zusammenhängt mit der Lehre von der *Seelenwanderung*, weſshalb wir denn auch stets mit der Verknöcherung der Kaste jenen Glauben vereint finden. Denn wenn die *Seele* der *Reinigung* wegen eine Wanderung durch verschiedene Körper vornehmen muſs, so ist es konsequent, daſs dieser Stand, in dem sie geboren ward, ihr als Gefäſs der Reinigung zuertheilt ist, und daſs sie ohne die bestimmte Stufe der Reinigung, also diese selbst, zu zernichten, sich nicht von ihm trennen dürfe. Die Aufgabe des Indischen Lebens ist, in *Brahman* aufzugehen, Brahman aber kömmt zum Leben in der Kaste der Brahmanen und so ist dies Leben der Brahmanen, welches in der Meditation, zu der sie pflichtmäſsig verbunden sind, in die leere Abstraktion übergeht, das höchste was die Seele gereinigt am Ende erlangen kann. Die Regierungsform der Inder ist *despotisch*, und nur Schonung und Verehrung gegen die Priester und gehörige Opfer der Götter ist dem Monarchen mehr Erforderniſs der Klugheit als strenge Pflicht. Eine merkwürdige Stelle findet sich im Nalas (der überhaupt überall einen Reichthum für die Erkennung des Indischen Alterthums darbietet wie keine andere Episode, und so neben dem höheren poetischen Werth, auch, wenn wir so sagen dürfen, einen höheren historischen hat); die Königin nämlich, Damayantî, als der Gemahl mit Pus'karas Würfel spielt und alles um sich her vergiſst, will zunächst selbst ihn abhalten, und als dies nichts fruchtet, sendet sie die *Räthe* (*lib.* 8. *sl.* 6.) mantrin'as; allein Nalas kümmert sich um diese noch weniger, und verspielt als *sein Eigenthum* nebst seinen Schätzen den Staat. Auch um *Damayanti* zu spielen fordert ihn der Bruder auf, so die Frau als reines Eigenthum des Mannes betrachtend, was nicht ohne Wichtigkeit für den Begriff der Ehe ist.

Wenden wir uns zum vierten Abschnitte der bürgerlichen Alterthümer, so finden wir hier eine Masse Einzelnheiten, die des Verfs. Gelehrsamkeit in den Indischen Schriften durchweg bekunden. Die Familienverhältnisse, Ehe — Erziehung — Behandlung der Sklaven u. s. f. bilden den wichtigsten Punkt, aber erfreulich ist es, auch geringere Interessen, wie Spiel, Kleidung, Speise u. s. w. berücksichtigt zu finden, da die Kenntniſs dieser Gegenstände manche Schwierigkeit in der Indischen Lektüre erleichtert. Manche Untersuchung sind auch unserem Leben nicht fremd, z. B. die Darstellung des Schachspieles, welches a's ursprünglich den Indern vindicirt, und bei der Kriegskunst, da es Abbild der Indischen Heeresstellung ist, schon im frühern Abschnitte entwickelt wird, p. 67. Mit dem höchsten Interesse wird man hier auch die Beschreibung der alten Indischen heiligen Bauten lesen, die in ihrer Groſsartigkeit noch jetzt das Erstaunen des Reisenden erwecken; auch die Kostbarkeit der Privatgebäude, namentlich der Palläste der Fürsten, wird anschaulich hervorgehoben. Nicht ohne Einfluſs selbst auf den jetzigen Zustand der Indierinnen möchte die Erkenntniſs sein, daſs die Indischen ältern Quellen nichts von der Selbstaufopferung der Wittwe bei dem Begräbniſs des Mannes wissen (Th. 2. p. 156. I. p. 294.) Zwar lebt die Frau nach dem Tode des Mannes einsam, und ohne Kinder selbst verachtet, indessen findet sich für das Verbrennen derselben unseres Wissens nur *eine* Stelle. *)

*) Man vergl. Bopps Vorrede zu Arjunas Himmelreise, p. X. Er erzählt dort aus dem Mahâbhârata, daſs Mâdrî, die Frau des Pând'us und Mutter des Nakulas und Sahadevas, sich mit ihrem Gemahle habe verbrennen lassen. Indessen so merkwürdig dies gegen fast alle andere Stellen im Mahâbh. und überhaupt in den älteren Quellen erscheint, so sieht man doch gleich, daſs hier das Selbstverbrennen nicht als *Pflicht* gegeben ist, da Kuntî, die gepriesene Mutter der fünf Pând'avas, sich in keiner Weise zu dieser Selbstopferung versteht. — So weit hatte Ref. das vorhergehende geschrieben, als H. Prof. Bopp die Güte hatte, ihm ein anderes Beispiel aus dem 16ten Abschnitte des Mahâbhâr. mitzutheilen, in dem bei dem Tode des Vaters des Krishnas sich dessen *vier* Gattinnen dem Feuertode weihen. Offenbar herrscht demgemäſs hier ein seltener Widerspruch der Quellen, wonach man vermuthen könnte, daſs wenn auch in der ältesten Zeit die *Selbstopferung* nicht Pflicht, doch schon eine *bekannte Sitte* gewesen sei. Hrn. v. Bohlen ist indeſs die erste Stelle entgangen.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 114.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Juni 1833.

Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Aegypten, dargestellt von Dr. Peter v. Bohlen. Erster und zweiter Theil.

(Schlufs.)

Freilich haben die Kommentatoren öfter solche zu finden vermeint, aber gewöhnlich handelt es sich um Verdrehung des Sinnes, oft bedarf es nur der Lektüre der folgenden Verse, um die falsche Erklärung aufzuzeigen. So ist Brâhmanavil. 2, 4. angeführt worden, allein dieser ganze Gesang bewährt durchweg das Gegentheil, da er der *Frau hartes Schicksal nach dem Tode des Mannes* schildert, nur das eine ist bestimmt und beweisend in ihm, dafs der Frau zweite Ehe für *sündhaft* (also doch wohl zuweilen stattfindend, Schlegel *Ind. Bibl.* 1. S. 363.) gehalten wird.

„Strînâm ad'arma: sumahân b'artu: pûrvasya langanê."

Am mangelhaftesten für den jetzigen Standpunkt der Litteratur erscheint uns der letzte Abschnitt, obwohl wir dabei sogleich bemerken, dafs dieser Fehler zum grofsen Theile nicht dem Verf. zuzurechnen ist. Seit Erscheinung dieses Werkes sind so wichtige Quellen zugänglich geworden, (wir erwähnen nur die Bearbeitung der Vedas von Rosen, die Textesausgaben der Dramen, die Forschungen in den philosophischen Schriften) und so wackere Leistungen haben sich hervorgethan, dafs für manche Zweige des dort Behandelten ein ganz neuer Gesichtskreis sich eröffnet. Mehrere Gegenstände freilich, wie die Darstellung der Astronomie, Zoologie, Botanik u. s. w., vermag Rec. nicht zu würdigen, da ihm hier die Kenntnifs des Materials vollkommen abgeht. Aber einen Punkt haben wir hervorzuheben, vielleicht dafs der Verf. sich bewogen findet, unsere Bemerkung hierüber bei einer weiteren Bearbeitung zu benutzen. Wir glauben nämlich, dafs der H. Vf. im 23. und 24. §. in der Lehre von der Sprache sich viel zu sehr in Einzelheiten verloren, und darüber den allgemeinen Gesichtspunkt, der allein einer Archäologie angehört, vernachläfsigt habe. Der Unterschied der Sanscritasprache gegen die beiden früheren Stufen der Hinterasiatischen und Semitischen Stammsprachen, dann aber das Wesen und der Begriff der Indogermanischen und insbesondere der einzelnen Indischen Sprache war unserer Meinung nach in grofsen Zügen durchzuführen und mit einzelnen Beispielen zu belegen. Wie jetzt die Darstellung gefafst ist, wird dem Kenner meistens nur Bekanntes geboten, der Laie aber erhält aus dieser Masse der Einzelheiten schwerlich ein treues Bild des Charakters dieser wunderbaren Sprache. Bopps vergleichende Grammatik, die wir jetzt zu besitzen das Glück haben, wird genügend den Weg zeigen, der hier einzuschlagen ist.

Indem wir so den Bericht über dies Werk beenden, müssen wir für unsere Leser noch bemerken, dafs wir mit Bedacht ein Eingehen in specielle Einzelheiten, die uns etwa unrichtig erschienen, vermieden haben. Denn es schien dem Rec. ungerecht, nachdem durch seine Schuld die Anzeige dieses Buches in diesen Blättern 2 Jahre verzögert ward, in einer Blüthenperiode dieser Litteratur, wo jeder Tag Neues bringend, unsere alten Ansichten über irgend einen Gegenstand berichtigt, es schien ungerecht, meinen wir, Einzelheiten zu rügen, deren Irrthum der gelehrte und geistvolle Verf. jetzt um bei weitem besser einsieht als der Rec. Deshalb haben wir mehr referirend unsere abweichenden Ansichten über ganze Sphären des Indischen Lebens — denn deren Auffassung ist weniger wandelbar — kürzlich mittheilen wollen. Dem Verf. aber sagen wir für seine Gabe unseren herzlichsten Dank; eine zweite Auflage, die bald erscheinen soll, wird wahrscheinlich beweisen, dafs das Werk vielfacher Verbesserungen fähig ist; dafs es aber zuerst kaum von einer anderen Hand gründlicher und besser geschrieben werden konnte, das mag den Vf. über die mifsliebigen Urtheile einiger we-

niger trösten, die sich scheuend vor der Welt laut zu werden, desto ärger im Stillen ihre Stimmen und Stimmchen erheben.

Agathon Benary.

LXXVII.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von Ed. Gerhard und Emiliano Sarti. Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung. Erster Band, 1830. *LXXVI S. Vorrede,* 705 *S. Text. Zweiter Band, erste Abtheilung* 1832. 441 *S.*

Erster Artikel.

Rom ist die Spitze des Alterthums, der Thron des christlichen Mittelalters, das überreiche Museum der Gegenwart, die ansehnliche Hauptstadt eines neuern Staates: es gründlich zu beschreiben ist eine unermeſsliche Aufgabe, woran nun auch schon Jahrhunderte gearbeitet haben. „Wenn man die zur Beschreibung Roms gehörige Litteratur in ein Werk wie Gruter's (nicht vielmehr Grävius'?) Thesaurus zusammenfassen wollte, so würden die Schriften über die alte Topographie etwa 10 Folianten, die über das christliche Rom 20, und die über die Kunstsammlungen 40 einnehmen, ohne daſs darin alle antiken Gebäude vollständig beschrieben oder verzeichnet, oder alle Kirchen historisch-kritisch behandelt wären, ja, was unglaublich scheint, ohne daſs darin ein vollständiges Verzeichniſs des Vatikanischen Museums zu finden ist". Vorrede S. LXVII. Diese Masse ohne Vernachlässigung irgend eines Theils berichtigt und vermehrt neu zu beleben und nach einer Ansicht zu gestalten ist eine Aufgabe, wir sagen nicht die nur Deutscher Fleiſs und Deutsche Gründlichkeit überwinden kann, vielmehr die nur Deutsche ideelle Zuversicht fassen kann.

Die nächste Veranlassung des Werks war das Bedürfniſs eines belehrenden Handbuches für Deutsche Fremde in Rom nach Art des Volkmann: es hatte sich auch dem überaus thätigen Verleger dieses Buches bei einem Aufenthalte in Rom im Winter 1817 zu 1818 aufgedrungen. Volkmanns historisch - kritische Nachrichten über Italien, deren zweiter Theil die Beschreibung Roms enthält, waren durch die Ueberarbeitung der *Voyages d'un Français en Italie*, von Lalande, mit Zusätzen aus andern Reisewerken jener Zeit entstanden: man glaubte, daſs eine Umarbeitung des Volkmannschen zweiten Theils hinreichen würde, und Hr. Platner, königlich Sächsischer Resident in Rom, ein theoretisch und praktisch gebildeter Kunstfreund, unterzog sich der Arbeit, Niebuhr versprach seine Beihülfe für das Antiquarische. Die Beschreibung Roms nach der Ordnung des Volkmannischen Bandes war beinah vollendet, als Niebuhrs topographische Untersuchungen die Mangelhaftigkeit bisheriger Annahmen aufdeckten: andere theilnehmende Freunde traten hinzu: die Anforderungen wurden gesteigert, der Plan erweitert: nur das Vollständigste und Erschöpfende konnte genügen. Herr Bunsen, Niebuhrs Freund und Studiengenosse, demnächst sein Nachfolger im Amte, übernahm die Redaction. Die Beschreibung selbst sollte allgemein lesbar bleiben, aber der historische und antiquarische Theil auch den Anforderungen der Gelehrten vom Fach genügen, ein *Urkundenbuch* die litterarische Grundlage der alten Topographie vollständig und berichtigt enthalten, zuletzt noch als angenehme Zugabe eine Anthologie der schönsten alten *Inschriften* hinzukommen.

Gewiſs wird mancher Kunstgenuſs und Erholung suchende Reisende bedauert haben, daſs der erste mäſsige Plan nicht zur Ausführung gekommen: die Wissenschaft konnte durch die Erweiterung desselben nur gewinnen. Jetzt steht der groſsartige Plan fest: wir sollen eine Beschreibung der Weltstadt erhalten, wie sie der gründliche Freund des Alterthums, der alten und neuen Kunst, nicht bloſs der Reisende, längst ersehnte: der Anfang, Hälfte des Werks nach altem Sprichwort, ist trefflich gemacht. Eine würdige Vorhalle des mächtigen Baus stellt der *erste*, einleitende, Theil dar; auch das *Atrium* des Hauses prangt in schönster Ordnung und Zier, in der ersten Abtheilung des zweiten Bandes, worin die Peterskirche, der Vatikan und die Engelsburg beschrieben wird. Mögen die Baumeister nur nicht ermatten, der theilnehmende Beifall der Ge-

lehrten und Kunstfreunde sie ermuntern. Aber zuvörderst müssen wir eine Hemmung des Werks von Seiten der sonst so löblichen Verlagshandlung beklagen: es fehlen uns immer noch die Pläne und Aufrisse, die zum ersten Bande versprochen waren, so wie die, welche die Vorrede des zweiten als zugleich *erschienen* angiebt. Ohne diese Zugabe ist der topographische Theil des Buches unverständlich, die Käufer werden abgeschreckt, und es ist Gefahr, dafs ein Werk, welches rasch gefördert die Bewunderung aller gewinnen würde, durch den Verzug veralte. Auch Ref. besitzt nur den zum Buche gehörigen allgemeinen Stadtplan, der, in Rom käuflich, in Deutschland noch nicht ausgegeben wird, entbehrt aber schmerzlich aller andern, wie aus der Vorrede zum zweiten Theil hervorgeht, schon fertigen Pläne einzelner Theile.

Es liegt uns nun ob, über den Inhalt des Buchs im Einzelnen zu berichten: nur zu berichten: denn zu einer wahrhaften Kritik des Geleisteten und zu durchgreifender Berichtigung des etwa Verfehlten ist Ref. nicht ausgerüstet genug: sechs ausgezeichnete Gelehrte haben nach den Fächern ihres litterarischen Berufs bis jetzt an dem Werke gearbeitet: es ist schwer genug sich die Resultate ihrer Forschungen anzueignen, sie zu übersehen nicht einem gegeben. Auch die Berichterstattung übernahm Ref. nur, als das Interesse der Jahrbücher längeren Verzug nicht gestattete, nachdem zwei andere besser gerüstete Gelehrte zum Theil nach jähriger Erwartung des Versprochenen zurückgetreten waren.

Die Beschreibung Roms zerfällt nach dem Plane der Redaction in einen allgemeinen, einleitenden, Theil und einen andern, der nach natürlichen geographischen Massen das Einzelne beschreibt. Jener einleitende Theil bildet den *ersten Band:* er enthält in der Vorrede eine kritische Geschichte und Litteratur der Stadtbeschreibung, im Text die physischen, historischen und kunstgeschichtlichen Vorerinnerungen, und darin hauptsächlich auch die Grundsätze, nach denen die Beschreibung und Beurtheilung im Einzelnen verfahren wird. Ein viertes Buch beschäftigt sich mit der Geschichte und Beschreibung der Stadtbefestigung. Wir haben hier also eine verbundene Sammlung einzelner Aufsätze, die welche sich auf allgemeine Geographie und antike Topographie beziehen, von Hrn. Bunsen mit Beiträgen des Hrn. Fr. Hoffmann, die welche die Umgestaltungen der christlichen Stadt darstellen, meist von Hrn. Platner, die auf alte Kunst bezüglichen von den Hrn. Gerhard und Röstell, die kunstgeschichtlichen der neuern Zeit von Hrn. Platner.

Was die Litteratur der Stadtbeschreibung betrifft, so begegnet uns zuvörderst die einflufsreiche Behauptung, dafs die beiden Verzeichnisse der *regiones urbis Romae* und ihrer Merkwürdigkeiten, die unter dem Nahmen des Sext. Rufus und P. Victor gehen, neuere Machwerke Römischer Gelehrten vom Ende des 15ten Jahrhunderts sind, Erweiterungen der kurzen Beschreibung Roms in der von Pancirollo Venedig 1593 herausgegebenen *notitia dignitatum utriusque Imperii.* Hr. Bunsen nennt diese Beschreibung nach der ältesten Handschrift das *curiosum urbis Romae:* in sie habe besonders Panvinius hineingetragen was ihm Kenntnifs der Inschriften und Belesenheit in den Autoren darbot, längst Zerstörtes und Vergessenes neben Bestehendem, Ungewisses neben Gewissem. Den vollständigen und urkundlichen Beweis dieser Behauptung wird ein Röm. Gelehrter Hr. Sarti liefern; aber schon aus dem, was Hr. Bunsen, ohne jener Ausführung vorgreifen zu wollen, im 2. Buch S. 173 flg. bei Gelegenheit der Augustischen XIV *regiones* vorträgt, wird die Sache klar genug. Damit aber werden sehr viele Schwierigkeiten und Widersprüche beseitigt, mit deren Auflösung sich die neuern Stadtbeschreiber, die mehr oder weniger alle von den Regionariern ausgingen, ohne Erfolg für die wahre Sachkenntnifs beschäftigten.

I. In der *physischen Einleitung* wird zuerst Roms Lage und natürliche Begränzung mit wenig Zügen geschildert, die Erhöhung des Tiberbettes geläugnet oder auf höchstens 4 bis 6 Fufs festgestellt, eine Sammlung von Höhenbestimmungen in und um Rom vereinigt. Dabei vermifst Ref. noch eine allgemeine Untersuchung über die unzweifelhafte Erhöhung des Stadtbodens, die durchschnittlich vielleicht auf 20 Fufs angenommen werden könnte, und würde sehr wünschen, dafs dem Werke noch eine Karte von dem natürlichen Terrain der Stadt zugegeben würde. Bei der Abgränzung der drei nördlichen Hügel ist ihm undeutlich gewesen, wie die *via di S. Pudenziana* und ihre Fortsetzung *via Urbana* auch nur „ziemlich parallel" mit der *via de' Serpenti* laufen soll. Das *zweite Hauptstück* enthält eine Darstellung des Römischen Bodens von Hrn. Hoffmann, besonders nach Brocchi's vortrefflicher *memoria dello stato*

fisico del suolo di Roma (1820.). Das Resultat derselben ist, dafs die Grundlage des Bodens, der einst vom Meere bis zu beträchtlicher Tiefe überdeckt war, von Producten des allgemeinen Gewässers (Sandstein, Thonmergel) gebildet wurde, darauf, von Vulkanen durchbohrt und erschüttert, eine Decke von Substanzen, die dem Innern der Erdrinde entnommen waren, aufnahm (vulkanischer Tuf), und spät noch bis zu einer überraschenden Höhe von süfsen Gewässern überströmt, sich theilweise mit den Producten ihrer Auflösung oder ihres mechanischen Absatzes überdeckte (Thon, Sand und Gerölle, oder der sogenannte *lapis Tiburtinus*). Die Wirkung vulkanischer Kräfte zeigt sich durch das Vorkommen der wahren Lava in dem Hügel von *Capo di Bove* (dem Monument der *Caecilia Metella*), wo das Ende eines langen Stromes ist, dessen Ursprung bis ins Albaner Gebirge verfolgt werden kann. Da die Untersuchung sich auf den Raum innerhalb der Stadtmauern beschränkt, so möge mit ihr Westphals Darstellung in der Einleitung zu seiner Beschreibung der Römischen Campagna zusammengestellt werden.

Im *dritten Hauptstück* handelt Hr. Bunsen von der ungesunden Luft Roms und der Umgegend. Schon die alten Schriftsteller sprachen von der Ungesundheit der Römischen Campagna: Cicero sagt *de rep. II*, 6. Rom sei *in agro pestilenti* gebaut, und ähnlich klagen die aufsätzigen Soldaten bei Livius VII, 38. Dagegen bezeugt Strabo, Latium sei bis auf wenige Stellen an der Küste sehr gesund; alle aber rühmen die heilsame Lage der *Stadt* selbst, wenn auch immer die Luft in derselben schwerer und unreiner sein mochte als auf den nahen Latiner- und Sabinerbergen. Im Fortgange des Mittelalters und der neuern Zeit hat sich die anerkannte Fieberhaftigkeit der Campagna strichweise auch der Stadt bemächtigt: man hat vielfache Untersuchungen angestellt, die Sache ist nicht in Zweifel zu ziehn, die Erklärungen und daraus die Vorschläge zur Abhülfe weichen von einander ab. Hr. Bunsen findet den physischen Grund jener im Sommer häufigen Wechselfieber in der Feuchtigkeit der Luft und des Bodens in und um Rom und in der bedeutenden Abwechselung von Hitze und Kühle bei Sonnenaufgang und Untergang, wodurch die einsaugenden Hautgefäfse affizirt werden. Eine gleichmäfsig warme Bekleidung, wie das Nationalkleid der alten Römer, die wollene Toga, es war, bei mäfsiger Lebensart schützt dagegen, und daher dauern die Mönche selbst in verpesteten Gegenden aus, wo der dürftig bekleidete und schlecht genährte Landbauer unterliegt. Aber gründlich würde das Uebel nur dann gehoben werden können, wenn durch zahlreiche kleine Ansiedelungen in der Campagna die sumpfigen Gegenden ausgetrocknet und der Abzug des Wassers bewirkt würde. Schon das Feuer der häuslichen Heerde verbessert die Luft, indem es sie trocknet und ihre Stockung verhindert, weshalb sich auch die Landbauer der Campagna nächtlich durch Stoppel- und Krautfeuer zu schützen pflegen. „Die Ebene Latiums, sagt der Vf. S. 107, war gesund durch den Reichthum der Weltstadt, deren Bürger das Landleben in der Nähe derselben liebten, und deren unmittelbarer Verbrauch doch grofsentheils aus ihr genommen wurde; sie hörte auf es zu sein, als alles sich in grofse Besitzungen auflöste, dann die Noth in die Städte trieb, und endlich alle Spuren des alten Lebens bis auf Wasserleitungen, Gräber, Strafsen und wenige versinkende Trümmer verschwanden. Sie könnte es wieder werden, wenn durch zweckmäfsige, dauernd begründete und kräftig ausgeführte gesetzgebende Maafsregeln die Bildung einer Masse kleiner Eigenthümer möglich gemacht würde, wie es die weisen Verordnungen Pius' VI. bezweckten. Der agro Romano enthält 108, 317 Rubbj, jeder Rubbio zu fast 7 Magdeburger Morgen. Diese ungeheure Fläche ist jetzt das Eigenthum von 215 Besitzern, die ihre Güter an Kornhändler (Mercanti di Campagna) verpachten." Wir bedauern, da der Zweck des Buches Untersuchungen und Betrachtungen über die Campagna ausschliefst, Hrn. Bunsen nicht weiter über diesen höchst interessanten Gegenstand zu vernehmen: gewifs ist es aber, dafs die Aufhebung der Majoratsbeschränkungen und die Zertheilung der Kirchen- und Stiftsländereien in kleine Pachtgüter gegen festen Zins unmittelbar zum fleifsigeren Anbau des fruchtbaren Landes führen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Plätner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von Ed. Gerhard und Emiliano Sarti.

(Fortsetzung.)

II. Die *historische Einleitung* giebt in dem ersten Hauptstück eine gedrängte Uebersicht der Baugeschichte der alten und neuen Stadt in dem berühmten Aufsatze von Niebuhr, der schon 1824 im Kunstblatte erschienen ist. Er enthält in grofsen Zügen, jedoch verbunden mit manchen neuen speciellen Nachrichten, den Inbegriff des in den folgenden Kapiteln genauer Auszuführenden. Das zweite Hauptstück bilden Hrn. Bunsens überaus fleifsige *chronologische Tabellen* über die Baugeschichte der Stadt und daneben über die gleichzeitigen Hauptmomente der politischen Geschichte. Als drittes Hauptstück folgen, der Ueberschrift nach, erläuternde Erörterungen über die Hauptpunkte der Stadtgeschichte, wesentlich die genauere Ausführung des Niebuhrischen Aufsatzes und der Tabellen, nach denselben Zeiträumen. Dieser Hauptabschnitt des Buches zerfällt in zwei Abtheilungen, das heidnische und das christliche Rom. Das heidnische Rom wird nach den 3 Perioden der Geschichte, als das königliche, republikanische und kaiserliche betrachtet. Das *königliche Rom* hat den Scharfsinn und die philologische Gelehrsamkeit des Verf. offenbar am meisten beschäftigt. Wir wollen die Resultate seiner Untersuchungen zusammenziehen. Das älteste Rom war auf der Höhe des Palatin. Hr. Bunsen schildert den Anblick der waldigen Hügel umher, die Thäler zwischen dem Palatin und dem Aventin und Capitol nicht von Sümpfen, sondern von kleinen Seen oder Teichen erfüllt, bevor den Quellen des Bodens ein Abzug durch die Kloaken in die Tiber gegeben wurde: ein minder tiefes Zwischenthal trennte den Palatain vom Caelius, und eine lange Zunge zog sich zwischen beiden herab, die Strafse Velia. Die Befestigung der Stadt wurde von den Seiten des Berges gebildet, denen, wo der Tuf zu erdig war, durch Ausfüllung von Tufsteinen nachgeholfen wurde. Nur der Zugang von der Velia her mufste nothwendig besonders befestigt sein.

Die erste Erweiterung der Stadt findet Hr. Bunsen (mit Niebuhr) in dem Pomörium des Romulus, wie Tacitus es nennt und anschaulich beschreibt (*Ann. XII*, 24), ausgedrückt. Durch dasselbe wird die Stadt so erweitert, dafs der ganze Fufs des Berges und aufserdem noch die Velia und das Thal des Colosseums eingeschlossen wird. Die Linien, welche Tacitus angiebt, schliefsen aber nicht zusammen, wovon Niebuhr in der zweiten Ausg. seiner Geschichte den Grund angegeben hat, weil, was jetzt *foro Romano* ist, und an der nordwestlichen Seite das Velabrum vor dem Kloakenbau Sumpf oder See war, weshalb auf dieser Seite weder Erweiterung möglich, noch Befestigung nöthig war. Dies Romulische Pomörium, nimmt Hr. Bunsen unbedenklich an, bezeichnet die Gränzen des wirklichen städtischen Anbaus, während sonst *pomoerium* vielmehr der geistliche Umfang der Stadt ist, der sich keineswegs mit jeder Erweiterung der städtischen Gebäude ausdehnte, viel weniger an die Befestigungsgränzen der Stadt gebunden war. Hiebei eine Ausführung der historischen Fälle des wirklich erweiterten *pomoerii*.

In der Nachricht über das Fest *Septimontium* bei Festus findet Hr. Bunsen die deutliche Spur neuer Erweiterungen der Stadt, indem von den Stadttheilen, welche Festus nahmhaft macht, der Palatin und die Velia zum ältern Pomörium gehörten, die Hinzufügung

des Cermalus, wo Lupercal und ficus Ruminalis waren, schon eine Verminderung des Wassers im Velabrum zeigt, und die Berge Caelius, Oppius und Cispius (unter welchen Nahmen die späteren Esquilien enthalten sind) einen bedeutenden Umfang hinzufügten, wahrscheinlich zugleich mit der Aufnahme der Etruskischen Auswanderer unter Mastarna. Festus nennt noch das Fagutal und die Subura als zu jenem Verbande gehörig. Einer dieser beiden Nahmen mufs, wenn die Siebenzahl bestehen soll, ausgeschlossen werden, und zwar die Subura, von der Niebuhr annimmt, dafs sie, ursprünglich ein Dorf, später dem Verband der Stadtviertel beigetreten sei. Das Fagutal findet Hr. Bunsen in der Tiefe zwischen dem Caelius und den Esquilien.

Dieser so erweiterten Stadt wird als stammverwandt, als Gemeingut der Latinischen Roma und des Latinischen Städtebundes, der *Aventinus* als ein *borgo* zur Seite gestellt. In Verbindung mit der Latinischen Stadt auf dem Palatin trat, oder war schon vor der zuletzt angegebenen Erweiterung getreten, die *Sabinische* Stadt auf dem Quirinal, nicht, wie die pragmatisirende Dichtung sagt, auf dem Capitol. Vielmehr war dieser Berg die eigentliche Festung oder die Akropolis entweder der Sabinischen Stadt, oder besser der gemeinsamen Doppelstadt. Von den drei Romulischen Thoren ging das eine, die *porta Janualis*, nach dem Quirinal (zwischen den nachherigen zwei *foris*, dem alten Römischen und dem Augustischen, in der Nähe des Severusbogens) und machte nach Niebuhrs sinnreicher Erklärung die für den gewöhnlichen Verkehr geschlossene, in Kriegeszeiten zur gegenseitigen Hülfe geöffnete Verbindung zwischen der Latinischen und Sabinischen Stadt.

Servius theilte die Stadt, die nun auch die Carinen und den Quirinal und Viminal umfafste, in 4 Regionen, die Suburanische, Esquilinische, Collinische und Palatinische, und jede Region in 6 gleichsam Parochieen nach den Capellen der *Argeer*, deren Lage *Varro de L. L. I. p.* 13—17. *Bip.* angiebt. Da Varro aber von 27 *sacra Argeorum* redet, so nimmt Hr. Bunsen an, dafs 3 auf den Capitolinischen Berg kamen, welchen, so wie der Aventinus, die Servische Eintheilung der 4 *regiones* und die darauf gegründete der 4 *tribus urbanae* ausschlofs. Er zeigt, dafs die Augustische Eintheilung der Stadt in 14 Regionen auf diese Servische nach Ordnung der Capellen gegründet war, indem Servius' erste Region die 4 ersten des Augustus, Servius' zweite die Augustische fünfte, jenes dritte Augustus' sechste enthält, alsdann die 7. 8. 9. und nach der Servischen vierten oder der Augustischen zehnten (dem Palatium) die 3 übrigen als nach der Zeit hinzugekommene gestellt wurden. Die nähere Ausführung mit Bezug auf die corrumpirte aber aus dem *cod. Flor.* und durch Conjectur zu restituirende Stelle des Varro enthalten die Zusätze von S. 688. an: sie würde hier aber ohne philologisches Detail und Bezugnahme auf den (noch fehlenden) kleinen Stadtplan unverständlich sein. Inzwischen vergl. man aber den Plan zu Müllers Aufsatz über die Varronische Stelle in Böttichers Amalthea, 1sten Bandes S. 69.

An diese historisch-hypothetische Abhandlung schliefst sich die Betrachtung der *Ueberreste* der königlichen Stadt, abgesehen von Servius' Wall und Mauern, von denen im vierten Buch gehandelt wird. Als ein sicherer und sichtbarer Ueberrest jener Periode ist nur die Aufmauerung des Tiberufers und die *cloaca maxima* anzunehmen, dieses Riesenwerk, welches auch die Prachtwerke der späteren Zeit an Grofsartigkeit übertrifft, welchem, auch nachdem die Republik viele andere Abzugskanäle ähnlicher Art angelegt, der auszeichnende Nahme der gröfsten Cloake blieb. Man erkennt daran das älteste Denkmahl des Bogenschnitts, dieser wichtigen Erfindung Etruskischer Baukunst, die in Griechenland vor den Zeiten Alexanders, wenigstens praktisch, nicht geübt wurde, obgleich Posidonius bei Seneca *Epist.* 90. sie dem Philosophen Democritus zuschrieb. Hr. Bunsen verwirft diese Angabe und führt an, dafs auch Seneca sie lächerlich finde. Richtig: aber Seneca, etwas oberflächlich, so, dafs er im Gegentheil die Erfindung für uralt hält.

Das *republikanische* Rom, d. h. die Baugeschichte der Stadt unter der Republik, ist desto kürzer behandelt. Hr. Bunsen verweist auf Hirts vortreffliche Geschichte der Baukunst und auf seine eignen Tabellen. Drei Perioden werden gemacht und begründet, deren Epochen durch den Gallischen Brand und das Ende des zweiten Punischen Krieges gebildet werden. In dem letzten Drittheil wurden die Strafsen der Stadt von den Censoren des Jahres 578 (vor Chr. 174.) mit Basalt gepflastert, das System der Heeresstrafsen ausgebildet, die Wasserleitungen auf grofsen Bogenwerken begonnen. Interessant ist die Darstellung der grofsartigen Veränderungen, welche Cäsar in dem Bauplane und der Er-

weiterung der Stadt durch eine künstliche Leitung der Tiber bezweckte, S. 161. u. flgde.

Auch unter der Ueberschrift *das kaiserliche Rom bis auf Constantin* wird nur im Allgemeinen die fortgehende Umgestaltung Roms und die Klassification der Staats- und Vergnügungsbauten behandelt. Da bei Weitem das meiste, was vom Alterthum in Rom noch übrig ist, aus dieser Periode herstammt, so mußste auf die besondere Beschreibung dieser Denkmahle verwiesen werden. Als selbständige Aufsätze zur Erörterung wichtiger topographischer Gegenstände schliefsen sich aber an:

1) *Die Regionen Augusts*, wovon schon oben gesprochen ist. Die Abgränzung der Augustischen Regionen und ihre Zurückführung theils auf die vier des Servius, theils auf die neuere Stadt, zeigt eine besondere Tabelle und wird der vergleichende Plan der alten und neuen Stadt darstellen, der zum Schlufs des Ganzen versprochen ist.

2) *Roms Bevölkerung unter August.* Hr. Bunsen berechnet aus den Augustischen Spenden, deren im *monumentum Ancyranum* Erwähnung geschieht, die Zahl der freien Einwohner auf 650,000 und die Zahl der Sklaven eben so hoch, was als die niedrigste Annahme die Summe von 1,300000 ergiebt. Aber die Zahl stieg gewifs auf und über 2 Millionen.

3) *Der Neronische Brand.* Die vier erhaltenen Regionen sind die *XIV* (*transtiberina*) und wahrscheinlich die *V* (*Esquilina*) *VI* (*alta semita*) und die *I* (*porta Capena*). Als die drei ganz zerstörten sind anzunehmen die *XI* (*circus maximus*) *X* (*Palatium*) und *III* (*Isis et Serapis*). Der Brand und die darauf folgende Aufführung des ungeheuren goldenen Hauses des Nero und die breiteren Strafsen mufsten die Bürger in die Weite treiben.

4) *Vermessung der Stadt unter Vespasian*, nach der vollkommen gerechtfertigten Stelle bei *Plinius nat. hist. III*, 5., insofern die wirklichen Stadtgränzen in derselben berücksichtigt sind.

5) *Die Wasserleitungen.* Neuere haben mitunter behauptet, die Römer hätten bei ihrer Art, das Wasser in Kanälen zu führen, die auf allmählig aber ununterbrochen sich absenkenden Bögen ruhen, unnütz Geld verschwendet, indem sie nicht gewufst, dafs das Wasser wieder zur Höhe seines Ursprungs aufsteigt. Plinius in der Naturgesch. 31, 31, beweist, dafs sie dies sehr wohl gewufst haben: aber bei der unermefslichen Menge Wassers, welches nach Rom geleitet wurde, war diese Art der Führung ganz unthunlich; die Röhren hätten von ungeheurer Dicke sein müssen. Aufserdem war eine Beschädigung nicht so leicht aufzufinden und zu heben, und bei der ausgedehnten Senkung des Bodens würde der Vortheil des Aufsteigens bis zur Quellhöhe wieder verloren gegangen sein, anderer Vortheile der Bogenleitung nicht zu gedenken. Nachdem Hr. Bunsen die Art der Leitung nach Frontinus genauer beschrieben, berechnet er die Masse des nach Rom geführten Quellwassers. Sie betrug unter Nerva in 9 alten Leitungen 15,452 *quinariae.* Diese Benennung beruht auf der Methode, das Wasser nach der Gröfse des Durchmessers der Röhre zu messen. „Die hier angenommene Einheit beträgt $\frac{5}{4}$ *Fufs*", sagt Hr. Bunsen S. 199. Dies ist ein offenbares Versehen. Unmöglich können in der Stelle Frontins *de aquaeduct. Lib. I. p.* 231. *maxime probabile est quinariam dictam a diametro quinque quadrantum*, fünf Viertel *Fufs* gemeint sein, sondern mit Bezug auf die vorhergehende Erwähnung des Maafses nach *digiti*, d. h. Sechzehntel eines Fufses, $\frac{5}{4}$ *digitus.* Wie wäre sonst Plinius' und Vitruvs Erklärung, was *quinaria fistula* sei, „es sei eine Röhre, die vor der Krümmung 5 *digiti* Breite gehabt", mit der des Frontinus in einige Uebereinstimmung zu bringen? Eine Röhre von $1\frac{1}{4}$ Fufs Durchmesser vor der Krümmung $\frac{5}{16}$ Fufs breit! Und wenn etwa noch ein Zweifel sein könnte, so hebt ihn Frontin selbst weiterhin pag. 232., wo er der *vicenaria* ausdrücklich einen Durchmesser von 5 *digiti* beilegt. Deshalb wird auch die Vergleichung der dem alten und dem heutigen Rom zugeführten Wassermasse unrichtig ausfallen. Es kommt aber dabei noch ein anderes Mifsverständnifs hinzu. 5904 *Unzen* Wassers werden jetzt nach Rom geleitet. Hr. Bunsen setzt diese *oncia*, d. h. $\frac{1}{12}$ *palme*, ungefähr der alten *uncia* gleich und wendet Frontins Vergleichung des Inhaltes der alten Unzialröhre mit der *quinaria* an, indem er die Stelle bei Frontin *unciae modulus capit plus quam quinariae octava, hoc est sescuncia quinariae et scrupulis tribus et besse scrupuli*, nur mit ihrem ersten Absatz übersetzt: „die Unzialröhre fafst etwas über ein Achttheil der *quinaria*", woraus folge, dafs das alte Rom unter Nerva fast 20 Mahl mehr Wasser gehabt habe als das neuere. Aber bei Frontin heifst *capit plus quam quinariae octava* „die Unzialröhre fafst *um ein Achttheil* der *quinaria*

mehr"; *octava* ist Ablativ, nicht Nominativ, was durch den Zusatz „d. h. um anderthalb Zwölftheile und $3\frac{5}{8}$ Skrupel" deutlich wird. Wären nämlich diese $3\frac{5}{8}$ Skrupel nicht, so würde die Unzialröhre gerade um ein Achttheil mehr als die *quinaria* fassen. Die Vergleichung der dem heutigen Rom zugeführten Wassermasse zur alten wird sich also wie 5904 zu 18,542 stellen, indem die jetzige *oncia*, als $\frac{1}{12}$ Palm, oder $\frac{1}{16}$ Fuſs, dem alten *digitus* gleich ist, die *quinaria* aber $\frac{5}{4}$ *digitus* im Diameter hat, die Summe von 15,452 *quinariae* also zur Gleichheit des Maaſses um $\frac{1}{5}$ zu erhöhen ist. So daſs Rom unter Nerva nur etwas mehr als 3 Mahl so viel Quellwasser als das heutige besaſs.

Dazu erhielt aber das Stadviertel jenseits der Tiber durch Trajan noch eine eigne Leitung aus den Quellen am Sabatiner See. Caracalla führte den *fons Antonianus* in die *Marcia*, Alexander Severus leitete die *aqua Alexandrina*, Diokletian die *Jovia* nach Rom. So bestätigt Hr. Bunsen die, 4 Wasserleitungen Procops, indem die *aqua Augusta*, die nur Verstärkung der *Marcia* war, besonders gerechnet wurde, und berichtigt die sonst vorkommenden Nahmen und die Zahl von 19 Leitungen in dem *curiosum urbis*. Die *aqua Trajana*, jedoch von Papst Paul V. durch die Aufnahme schlechten Wassers aus dem See ganz verdorben, und die Reste der trefflichen *aqua virgo* (als jetzige *Trevi*) sind die einzigen noch nicht versiegten Quellen des alten Römischen Ueberflusses. Hinzugekommen ist durch Sixtus V. zu diesen beiden nur die *aqua felice*: und doch giebt es wenige so reichlich mit Wasser versorgte Städte wie Rom. *Aqua di Trevi*, *Aria di campo Marzo*, *pane di Palazzo* sind jetzt die Glückwünsche bürgerlichen Wohlbefindens in Rom.

Die Geschichte der *christlichen Stadt Rom* wird durch zwei Abhandlungen eingeleitet, in deren erster Hr. Röstell die Beschaffenheit einer Hauptquelle für die Geschichte der ältern christlichen Roma untersucht, der *vitae pontificum*, die ehemals dem Abt und Bibliothekarius Anastasius aus der Mitte des neunten Jahrhunderts zugeschrieben wurden. Es ist schon von früheren Bearbeitern der kirchlichen Antiquitäten und von dem letzten gelehrten Herausgeber der *Vitae*, Franc. Bianchini, gezeigt worden, daſs die Lebensbeschreibungen nicht von Einem Verfasser sind, und daſs nahmentlich der erste Theil derselben, der mit Gregor II. abschlieſst (der von Beda citirte *liber pontificalis*) sich auf zwei ältere unter Papst Liberius und unter Felix IV. abgefaſste Verzeichnisse der Römischen Päpste gründet. Hr. Röstell hat es versucht, diese allmähligen Erweiterungen festzustellen und zu charakterisiren, woraus sich dann ergiebt, daſs der *liber pontificalis* aus einfachen chronographischen Verzeichnissen hervorging, durch Aufzeichnung liturgischer und disciplinarischer Veränderungen erweitert wurde, daran erbauliche Sagen sich schlieſsen, zuletzt erst Kirchenbauten und Schenkungen der Päpste zum Preise ihrer gottseligen Gesinnung erwähnt werden. Kritik und Unterscheidung der Quellen sei bis dahin nöthig; die gröſste Glaubwürdigkeit verdienen aber die späteren Fortsetzungen seit Gregor II, da sie von Zeitgenossen mit mehr oder weniger Benuzzung der Quellen verfaſst worden sind.

Die zweite Abhandlung, von Hrn. Bunsen, behandelt die neuere Eintheilung Roms. Man hat nähmlich oft und auf gelehrte Weise die Vertheilung der Römischen Diakonen nach 7 Regionen der Stadt, so wie die 14 heutigen polizeilichen *rioni* auf die *XIV regiones* Augusts zurückgeführt. Das Resultat von Hrn. Bunsens specieller Untersuchung ist, daſs jene Siebenzahl zwar in der palatinischen und päpstlichen Kirchenwaltung begründet ist, aber auſser Bezug auf die *XIV regiones Augusti* steht. Im früheren Mittelalter war vielmehr 12 die bürgerliche Eintheilungszahl in der Stadt Rom, und die jetzigen 14 *rioni* sind durch Hinzufügung von Trastevere als einer 13ten und des Borgo als der vierzehnten unter Sixtus V. entstanden. Die Ausdehnung und die Wappen der 14 *rioni* werden beschrieben, wozu ein Kupferblatt gehört, welches Ref. aber noch nicht zu Gesichte gekommen ist.

Es folgen nun *Erläuterungen* über die Hauptpunkte der Geschichte der *christlichen Stadt* von Hrn. Platner besonders nach der Abhandlung *sulle rovine di Roma*, welche Fea seiner Uebersetzung von Winckelmanns Gesch. der Kunst beigefügt hat. Es werden drei Perioden angenommen, deren *erste* von Constantins Einzug bis auf Carls des Groſsen Einzug (von 312 bis 800) geht. Zu einer vollständigen Geschichte fehlen die Data, es werden nur einzelne Hauptpunkte erörtert.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten Knapp und Stier und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von Ed. Gerhard u. Emiliano Sarti.

(Schluſs.)

Der erste betrifft den Beweis, daſs die Eroberungen Roms durch die Westgothen, Vandalen und Ostgothen viel mehr Plünderungen als Zerstörungen der Gebäude waren, mehr Elend über die Einwohner, als Schaden den Denkmählern brachten; der zweite die angebliche Zerstörung derselben durch die Christen, die ihnen zwar mehr Schaden als die Barbaren zufügten, aber dennoch weniger als fromme oder unfromme Eiferer behaupten. Die Götterstatuen allerdings, besonders die Aegyptischen, wurden absichtlich zerstört, und alles, was zum eigentlichen Tempeldienst gehörte, entweder vernichtet oder zum christlichen Gottesdienst verbraucht; jedoch beweist die gleichzeitige Erwähnung der Einschmelzung der metallnen Bilder zum Loskauf der Plünderungen, wie viel noch übrig geblieben waren. Auch Gregors des Groſsen Zerstörungslust ist eine fromme Vermuthung, wobei nicht zu übersehen ist, daſs, wie an einigen Fällen bewiesen wird, die Päpste gar noch nicht eine solche Macht gegen die weltliche Regierung in Rom besaſsen.

Die eigentliche Zerstörung der köstlichen Bauwerke gehört in die *zweite Periode*, welche von Carl dem Groſsen bis zum Ende der groſsen Kirchenspaltung 1417 reicht. Bei den inneren Fehden Roms während des 10., 11. und 12ten Jahrhunderts waren die groſsen Monumente im Besitz der kämpfenden adlichen Familien, wurden als Festungen umgebaut und bei der Eroberung zerstört. So wird nachgewiesen, daſs die *Frangipani* wahrscheinlich durch Verleihung des Papstes, als seine Lehnsleute, eine beträchtliche Anzahl antiker Gebäude, das Colosseum, den Triumphbogen des Titus, den *circus maximus*, das *Septizonium Severi* und andere besaſsen, die in dem südlichen Theile der Stadt eine ausgedehnte Befestigungslinie bildeten; die *Orsini* hatten das Grabmahl Hadrians und das Theater des Pompejus inne; die *Colonna* das Mausoleum Augusts, die Thermen Constantins; die *Savelli* das Theater des Marcellus. Das Römische Volk bei seiner Neigung für kaiserliche Herrschaft und bei Aufständen anderer Art zerstörte diese Castelle, wie das Mausoleum Augusts aus Zorn über die vermeinte Verrätherei der *Colonna* in der Schlacht bei Tusculum im Jahre 1167. *Einhundert und vierzig* antike Gebäude wurden 1257 von dem Volke absichtlich niedergerissen mit dem löblichen Zweck, die Macht des tyrannischen Adels durch Vernichtung seiner Burgen zu brechen. Gleichzeitig wurde Rom mit seinen Burgen mehrmals von den Kaisern mit Gewalt bezwungen; aber am zerstörendsten war Robert Guiscards Einnahme, da er, um das Römische Volk zu nöthigen von dem in der Engelsburg belagerten Papst Gregor VII. abzulassen, zuerst den *campus Martius*, alsdann den ganzen südlichen Theil von Rom vom Lateran, wo er sein Quartier hatte, bis zum Colosseum einäscherte, woher es gekommen ist, daſs gerade dieser auch noch in früheren christlichen Zeiten gerade am meisten bewohnte Theil der Stadt seitdem verlassen und unbewohnt blieb. Den traurigen, verwilderten und elenden Zustand der Stadt während der Abwesenheit des päpstlichen Hofes schildert Hr. Platner nach Petrarca's Zeugnissen. Auch während des dreiſsigjährigen Schismas war nicht an Pflege des Verfallenen zu denken: eines der herrlichsten Denkmähler des Alterthums,

das Mausoleum Hadrians, wurde noch damahls bis auf seinen jetzigen Ueberrest zerstört, und von dem Colosseum, welches bis dahin so vielen Angriffen Trotz geboten hatte, ein grofser Theil zu Kalk verbrannt, *von eben den Römern, deren Landsleute kaum jetzt aufhören, die Wuth der Barbaren in Zerstörung ihrer Stadt anzuklagen.*

Die *dritte Periode* (von Hrn. Bunsen) begreift die letzten 460 Jahre. Die in den Tabellen angegebenen Punkte schienen hier keiner besonderen Erläuterung zu bedürfen. Allmählig beginnt die neue Stadt sich durch Neubauten, besonders auf dem Marsfelde, zu gestalten: unter Sixtus V., der trotz seiner kurzen Regierung unglaublich viel zur Umwandelung der Stadt that, fängt das moderne Rom an vorherrschend zu werden: die manierirte Kunst des dem Alterthume abgewandten Zeitraums tritt selbst in gepriesenen Herstellungen an die Stelle der ehrwürdigen, bedeutungsvollen Alterthümlichkeit: es verschwinden vor der neuern Baulust noch manche schöne Reste; Urban VIII. entblöfste die Halle des Pantheons von dem bronzenen Schmuck ihrer Balken, worüber sich Römischer Witz durch den Vers rächte, *Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini.*

Dagegen stiftete Clemens XII. Corsini, von 1730—40 das päpstliche *Museum* auf dem Capitol und machte damit den Anfang der sorgfältigen Sammlung der Kunstschätze des alten Roms und der Aufsuchung seiner Reste durch die Regierung, ein Bestreben, welches den letzten Abschnitt der Stadtgeschichte charakterisirt und am meisten durch das mit Cäsarenpracht angelegte Pio-Clementinische Museum verherrlicht wurde. Schon unter Clemens' XIV. (Ganganelli) Regierung war der nachfolgende Papst Pius VI. (Braschi) der vorzüglichste Beförderer des Werks. Man kann aber nicht genug bedauern, dafs zum Schmuck des neuen Kunsttempels die Entheiligung des in dieser Zeit entdeckten Grabes der Scipionen zugelassen wurde. Die Stürme der Französischen Revolution haben der Kunst in Rom überaus grofse Verluste gebracht. „Nach der Einnahme von Paris, sagt Hr. Bunsen S. 264, wurden von den päpstlichen Commissarien, aufser den im Vertrage von Tolentino abgetretenen, *dreitausend* nachweislich aus dem Kirchenstaate weggeführte Bilder in Anspruch genommen, aber von diesen allen sah Rom nur *zwei und zwanzig* wieder! Zwanzig der schönsten Antiken blieben im Bourbonischen Museum, worunter die herrliche Muse und die Minerva von Velletri; ja selbst die herrliche Gruppe des Tiberstroms, das Seitenstück zum Nil, sah die eignen Ufer nicht wieder! Dreifsigtausend alte Münzen, auch die der Plünderung entgangenen Reste der berühmten Gemmensammlung des Vatikans, konnten nach der Fassung des Pariser Vertrages gar nicht zurückgefordert werden, weil sie sich nicht, wie jene, im öffentlichen Museum, sondern in den königlichen Gemächern befanden. Und wenn hiebei Rom der Trost bleibt, dafs diese Schätze durch die preiswürdigste Liberalität der Welt allgemein zugänglich sind, so ist der Verlust derjenigen nicht zu verschmerzen, welche raubsüchtige Commissarien mit beispielloser Schamlosigkeit in ihren Taschen wegtrugen. Die 1807 von Rom, um von Frankreich angekauft zu werden, entführte Borghesische Antikensammlung, welche der Erbe Marcantonio's hätte wieder erhalten können, wurde von ihm ganz abgetreten; das gewaltsam weggenommene Albanische Museum kam allein, wenn auch nicht ungeschmälert in die Heimath zurück. Etwas besser ging es mit den Handschriften, doch auch hier hatten manche sich verloren, und der uralte Codex von Virgil kam mit prangendem neuen Einband, aber *bis in die Schrift abgeschnittenen* Rande zurück, ganz zu vergleichen manchen der herrlichsten Gemählde, an welchen der glänzende Firnifs nur barbarischen Augen das Abwaschen der Lasuren und die gewissenlose Uebermahlung, mehr noch das Werk zerstörender Restaurationswuth, als durch die erlittene Beschädigung auf der Reise entschuldigt, verbergen kann". Dagegen wirkte die kaiserliche Herrschaft in Rom sorgsam erhaltend: die Ausgrabungen dieser Zeit sind, wie die gröfsten, so die zweckmäfsigsten. Von Pius VII. und seines Ministers Consalvi kunstliebender Einsicht zeugt der Bau des *Braccio nuovo* im Vaticanischen Museum. Der Brand der Paulskirche trübte die letzten Tage des frommen Papstes; der Plan der Wiederherstellung ist grofsartig gefafst und würdig begonnen, aber schwerlich wird ihn die verwirrende Gegenwart zur Ausführung gedeihen lassen.

Hiemit ist die historische Einleitung von den grauen Jahrhunderten der Königszeit, die nur durch das zweifelhafte Licht philologischer Conjecturen erhellt werden, bis auf die Gegenwart herabgeführt. Von der Reichhaltigkeit des sachlichen Inhalts zeugt unser Auszug: mehrere litterarische Beilagen aus dem Mit-

telalter, von Hrn. Bunsen übersetzt, nehmen noch das gemüthliche Interesse für jene Zeiten in Anspruch.

C. G. Zumpt.

LXXVIII.

Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde. Herausgegeben von Dr. C. J. B. Karsten. Vierter Band. Mit X Karten und Kupfertafeln. Berlin (bei G. Reimer) 1832. *IV. u.* 568 *Seiten. Fünfter Band. Mit X Kupfertafeln.* 1832. *IV. u.* 600 *S. gr.* 8.

Diese Zeitschrift schreitet wie früher und wie ihre vorausgegangene ältere Folge gethan hat, stets rasch und tüchtig fort. Wir freuen uns, auf unsere Anzeige des dritten Bandes in No. 80. des vorjährigen Aprilheftes der „Jahrbücher" schon wieder eine kurze Kritik von zwei neuen voluminösen und reichhaltigen Bänden hier folgen lassen zu können. Auch der vierte und fünfte Band zerfällt jeder in zwei Hefte.

Geognostische Beschreibung von einem Theile des Nieder-Schlesischen, Glatzischen und Böhmischen Gebirges von Zobel und von Carnall. Es ist der Schluſs der schon früher in ihrem Geiste beurtheilten, ausführlichen und werthvollen Abhandlung. Auch um die Beobachtung und Schilderung des Flötzgebirges des fraglichen Landstriches haben die Verf. sich viel Verdienst erworben. Die Angabe der vorweltlichen Flora im Steinkohlengebirge ist nach v. Schlotheim, v. Sternberg und Rhode aufgestellt. Eine dankenswerthe Zusammenstellung der Höhenpunkte in dem untersuchten und zunächst angrenzenden Gebirge wird von den Verfassern im 2ten Hefte desselben Bandes S. 434—466. gegeben.

Ueber das niedrige Felsenriff der Küste von Brasilien von J. F. M. von Olfers. Eine treue Schilderung dieses aus einem quarzigen, wahrscheinlich zur tertiären Formation gehörigen Sandsteins bestehenden Riffs.

Ueber die Grenze des Granits und Schiefers am linken Elbufer, von Naumann. Interessante Beobachtungen, welche die von Raumer'sche Annahme der gleichförmigen Auflagerung der Granit- Syenit-Formation auf die Schiefer dieser Gegend widerlegen. In mancher Beziehung enthält dieser Aufsatz Parallel-Beobachtungen und Schlüsse zu den Bemerkungen des Rec. über das Zusammen-Vorkommen von Porphyr und Schiefern an den Bruchhauser Steinen (vergl. B. III. S. 95—122.).

Ueber die Hippuriten in der Umgegend von Lissabon, von W. von Eschwege. Die Hippuriten kommen dort wohl nicht, wie der Verf. meint, im Jurakalk, sondern nach der Ansicht des Herausgebers, in der Kreide vor. Die beigefügten Bilder der verschiedenen Formen dieser Versteinerungen sind interessant, und weisen mehr nach wie die Beschreibung, welche nicht streng wissenschaftlich und zoologisch genug behandelt ist. Als Andeutungen von noch so wenig bekannten Dingen, hat die Abhandlung Werth.

Ueber Lempe's Methode der Bestimmung des Hauptstreichens, von Naumann. Der Vf. korrigirt hier Lempe's Methode, den Anforderungen einer strengern Theorie besser entsprechend.

Die Fuchsgrube bei Waldenburg in Nieder-Schlesien, und Geschichte eines Grubenbrandes in Nieder-Schlesien auf den Steinkohlenflötzen 10 *und* 11 *jener Grube, von Erdmenger.* Eine Abhandlung von ausgezeichnet praktischem Werthe, welche mit interessanten allgemeinen Bemerkungen über Grubenbrände und die Mittel gegen dieselben schlieſst. Der Steinkohlen-Bergmann muſs die Arbeit mit besonderm Danke aufnehmen.

Geognostische Vergleichung zwischen den Nieder- und Ober-Schlesischen Gebirgsformationen und Ansichten über deren Bildung, von v. Carnall. Diese Vergleichung gründet sich einerseits auf die Anfangs dieser Revision aufgeführte Abhandlung des Verfs. und Zobel's, und andererseits auf von Oeynhausen's Beschreibung Oberschlesiens. Sie bietet viele interessante Reflexionen dar.

Ueber Atomengewicht und isomorphe Bildungen, erläutert durch die Zusammensetzung der Silikate im Allgemeinen, und der Granate und Vesuviane insbesondere, vom Herausgeber. Polemische Winke gegen herrschende Ansichten, durch Erfahrungen gekräftigt. Die Sache verdient die sorgfältigste Erwägung, um die Wissenschaft vor irrigen Grundansichten zu schützen.

Geognostische Bemerkungen über den Kahlen-Berg bei Echte im Hanöverschen, an der Straſse von Göttingen nach Braunschweig, von A. v. Strombeck. Ein interessanter Beitrag zur Darstellung des Phänomens der Dolimitisirung im Jurakalk, zur Unterstützung der v. Budischen Ansichten, mit guten Bemerkungen über die hier vorkommenden Versteinerungen.

Bemerkungen über den Bergbau der Mauren zu Rio-tinto und über die dort jetzt Statt findende Gewinnung des Cement-Kupfers, von J. Ezquerra del Bayo. Historisch nicht unwichtig, technisch wohl von keinem besondern Werthe; die kurze Beschreibung mag ganz richtig sein.

Ueber die zu Malapáne in Oberschlesien gemachten Erfahrungen und Versuche, die Anlage eines besondern Schöpfheerdes bei den Eisenhohöfen betreffend, von Wachler. Die tadellose Ausführung dieser Sache scheint noch mehr Nachdenken und Versuche zu erfordern, obgleich sich im Allgemeinen die Anlage eines abgesonderten Schöpfheerdes bei Hohöfen, deren Erzeugung für die Giefserei bestimmt ist, statt der früher üblichen Methode, das Eisen aus dem Heerde mit Handpfannen auszuschöpfen, unbedingt als höchst vortheilhaft bewährt hat. Weitere Erfahrungen über die Anwendung des Schöpfheerdes von Hartmann mitgetheilt, finden sich schon B. V. H. 2. S. 508. f. bereits oben angeführt.

Unter den *Notizen* des IV. Bandes verdienen besonders herausgehoben zu werden: *F. Hoffmann über die Knochen-führende Grotte von Mardolu bei Palermo.* (Die Knochen sind vom Meere eingeschwemmt, von noch lebendigen Meermuscheln unterlagert und damit vermischt; die Knochen-Breccie enthält die Reste von Mammuthen und vorweltlichen Hippopotamen. Die Beschreibung ist recht interessant und genau, wie wir von F. Hoffmann gewohnt sind; auch litterar-historisch hat die Notiz besondern Werth.) *Zwei Briefe von Böbert* (Interessante Beschreibung und Profile von dem Verhalten masfsiger Felsgebilde in Norwegen.) *Ueber die Analogie der Glanzkobaltlager bei Skuterud in Norwegen und bei Vena unweit Ackersund in Schweden, von Böbert. Uebersicht der Berg- und Hüttenmännischen Produktion in der Preufsischen Monarchie im J.* 1829. (Aehnlich aufgestellt wie in früheren Jahren). *Verhandlungen der geologischen Gesellschaft zu London für das J.* 1831. (von v. Dechen mitgetheilt). *Ueber das Vorkommen der natürlichen Glätte in Mexico von v. Gerolt.* (Diese Glätte scheint ein vulkanisches Produkt zu sein; sie findet sich zwischen dem Popocatepetl und dem Iztaccituatl). *Einige Bemerkungen zu Hrn. Prof. G. Rose's Abhandlung über Augit und Hornblende in Poggendorffs Ann. der Ph. u. Ch.* 1831. *St.* 7. *von W.* (Weifs?). B. V. H. 1. *Ueber den Steinkohlenbergbau in England, gesammelt auf einer Reise in den Jahren* 1826. *und* 1827., *von v. Oeynhausen und v. Dechen.* Ungemein lehrreich, obgleich es nicht Absicht der Verff. war, eine vollständige geognostische Beschreibung des Steinkohlengebirges von England zu liefern, sondern nur diejenigen Thatsachen über das Vorkommen derselben zu entwickeln, welche für den darauf umgehenden Bergbau von Einflufs sind. Es ist eigentlich nur der erste Abschnitt der Abhandlung, welcher das Vorkommen der Steinkohlen in England enthält, wozu die beigefügte Karte eine gute Uebersicht liefert; der zweite Abschnitt wird sich über die Einrichtungen des Bergbaues und der dritte über das Geschichtliche des Bergbaues, den Kohlenhandel, die Kohlenpreise, die Produktionen u. s. w. verbreiten.

Zusammen-Vorkommen von Basalt und Braunkohlen, bei Utweiler im Siegkreise, von Nöggerath. Beschreibung eines Analogons des Meifsners in Hessen.

Vier neue Arten urweltlicher Raubthiere, welche im zoologischen Museum zu Darmstadt aufbewahrt werden, von Dr. J. Kaup. Sachgemäfse Charakteristik, mit Abbildungen, von *Gulo diaphorus, Felis aphanista, Felis ogygia* und *Felis antediluviana.*

Geognostische Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise von Tlalpujahua nach Huetamo, dem Jorullo, Patzcuaro und Valladolid, im Staate von Michoacan, von J. Burkart. Vom Rec. publicirt. Eine interessante geognostische Reise mit Karte und Durchschnitten. Wichtig die Beschreibung des Jorullo. Die Verhältnisse dieses Feuerbergs hat uns zwar schon A. v. Humboldt, nach seinem Besuche vor einem Viertel-Jahrhundert geliefert: aber Manches hat sich seitdem in der unmittelbaren Umgebung des Vulkans, bei gänzlicher Unterbrechung seiner Ausbrüche, so sehr verändert, dafs er nach jener Beschreibung kaum noch wieder zu erkennen ist, wodurch die Mittheilung desjenigen, was Burkart neuerlichst dort sah, ein doppeltes Interesse durch die mögliche Vergleichung gewinnt. Rec. kennt seinen vormaligen Zuhörer Burkart als einen recht treuen umsichtsvollen Beobachter.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 117.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde. Herausgegeben von Dr. C. J. B. Karsten.

(Schlufs.)

Ueber die schlagenden Grubenwetter auf der Neuen Heinrich-Grube im Waldenburger Revier, von Erd[illegible]. Einige Erfahrungen bei der Davy'schen Si[illegible].

[illegible] und Erfahrungen aus dem praktischen Berg[illegible], von K. F. Böbert. Erfahrungsschätze [illegible] Tage- und Grubenmaurung, dergleichen über [illegible] und Haltbarkeit der bei der Grubenförde[illegible]lichen Treibseile und dergleichen bei der [illegible] über Tage, in Schächten und auf Strecken. Die [illegible] praktischen Bergmann werthvollen Mitthei[illegible]sen sich an frühere an, welche im B. XVI. S. 7[illegible] des Archivs für Bergbau und Hüttenkunde (alte Folge) abgedruckt sind.

Ueber die Granitränder der Gruppe des Ram[illegible] der Rofstrappe, von C. Zincken. Für die Naturgeschichte der plutonischen massigen Felsarten ist [illegible] schöne Abhandlung, wovon die Fortsetzung noch zu erwarten ist, sehr wichtig. Deutliche beigefügte Zeichnungen erhöhen die Fafslichkeit des Beschriebenen noch bedeutend.

Geognostische Uebersicht der Umgegend von Lissabon, von v. Eschwege. Gewährt einen guten allgemeinen Ueberblick der Gebirgs-Verhältnisse.

Ueber die südliche Weifssteingrenze im Zschopauthale, von C. Naumann. Es bleibt wohl in dieser Gegend noch vieles geognostisch aufzuklären, aber so viel geht doch aus den beobachteten und beschriebenen Verhältnissen hervor, dafs die bisher angenommene regelmäfsig-gleichförmige Aufeinanderfolge des Weifssteins und Glimmerschiefers für den durch das Zschopauthal entblöfsten Theil der Grenze imaginär ist. Also abermals ein näherer Beitrag zur bessern Kenntnifs des sogenannten Urgebirges! —

Geognostische Verhältnisse in Ost-Gallicien und in der Ukraine, von F. du Bois de Montpéreux. Kurze werthvolle Beobachtungen aus einem noch viel zu wenig gekannten Lande.

Ueber die auf dem Eisenhüttenwerk zu Malapane in Oberschlesien eingeführten eisernen Hammergerüste, von Wachler. Für den praktischen Hüttenmann sehr beachtenswerth.

Uebersicht der Versuche und Erfahrungen bei Einführung der Kalkmergelsohlen bei dem Abtreibeprocefs, auf den Königl. Freiberger Hütten, vom Jahre 1815—1831., von C. M. Kersten. Sehr werthvoll für den Hüttenmann, mit Umsicht beobachtet und abgefafst. Eine Treibeheerdsohlenmasse aus 4 Theilen kohlensaurem Kalk und 1 Theil Thon oder 2, 5 Theilen Kalkerde und 1 Theil Thon, scheint durch die Erfahrung als die zweckmäfsigste sich erwiesen zu haben.

Unter den Notizen des Vten Bandes machen wir namhaft: *Ueber die Aachener Eisenmasse, vom Herausgeber.* (In dieser problematischen Masse, welche bekanntlich die gewöhnlichen Begleiter des meteorischen Eisens — z. B. Nickel, Kobalt, Chrom — nicht enthält, hat Karsten den früher von Monheim angegebenen Arsenikgehalt nicht wieder auffinden können. Es wäre zu wünschen, dafs Monheim sich darüber noch näher erklären möchte. K. fand in dem Aachener Eisen, aufser Spuren von Mangan, Schwefel, Phosphor und Silicium, nur Kohle: eine Zusammensetzung, welche, besonders nach der ermittelten Quantität Kohle, am meisten mit der des weichen Gufsstahls übereinstimmt). *Uebersichten der Berg- und Hüttenmännischen Produktionen in der Preufs. Monarchie und im Königreich Sachsen in dem Jahre 1830. Alphabetisches Verzeichnifs der technischen Ausdrücke, welche beim Bergbau in England gebräuchlich sind, von v. Oeynhausen und*

v. Dechen. (Das kleine Lexikon ist höchst nützlich bei der Lektüre Englischer bergmännischer Schriften). *Ueber die Unsicherheit der gewöhnlichen Silberprobe mittelst der Kupellation, von Kersten* (Technisch wichtig). Außerdem enthält der Band noch die *Resultate chemischer Analysen mehrerer Sächsischer Mineralien von Kersten,* die von v. Dechen gelieferte Fortsetzung der übersetzten *Verhandlungen der geologischen Gesellschaft zu London für* 1831. *und* 1832. und mehrere technische Notizen von niederer Wichtigkeit von C. Lossen, J. Ezquerra del Bayo, Heimbürger u. G. Heyse.

Die Bilder und Karten in beiden Bänden sind überall illuminirt, wo dieses wesentlich zur größsern Deutlichkeit beitragen konnte.

Es bildet dieses Journal im eigentlichen Sinne das, was die Französischen *Annales des mines* sind oder mehr noch, was diese sein sollten, da die Deutsche Arbeit die Französische Zeitschrift von ähnlicher Anlage, wenigstens in der neuern Zeit, an werthvollem innern Gehalte bedeutend überstrahlt.

Nöggerath.

LXXIX.

Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. Nebst der Geschichte des Israelitischen Volks und einem Ueberblick der christlichen Kirchengeschichte. Von Joh. Friedr. v. Meyer, Dr. d. Th. Kempten 1832, *VIII. und* 327 *S.*

Nicht ohne besondere Absicht scheint der Hr. Vf. den vorstehenden Titel gewählt, nicht aber sein Werk: Inbegriff der christlichen *Dogmatik*, genannt zu haben. Er steht, wie aus seinen übrigen Schriften hinreichend bekannt ist, auf dem supranaturalistischen Standpunkte, von welchem aus das Bestreben, eine *Wissenschaft* des christlichen Glaubens zu Stande zu bringen, das heifst, die christlichen Dogmen dem Begriffe zu vindiciren, als ein erfolgloses erscheint. Unter den zahlreichen Stellen des Buches selbst, welche diese Tendenz ganz unverholen aussprechen, braucht etwa nur S. 45. verglichen zu werden, wo es heifst: „Eine Religion ohne Geheimnisse ist nicht möglich, denn sie betrifft das Unsichtbare. Eine Offenbarung enthüllt das Verborgene, kann aber nicht alles offenbar machen, sondern bringt wiederum Geheimnisse mit. Sie verkündigt Gott und *dieser ist ein unendliches Geheimnifs.* Je mehr er uns von sich entdeckt, desto mehr Verborgenes finden wir an ihm. Schon der Unterschied des Geschöpfes vom Schöpfer überhaupt hindert dessen vollkommene Erkenntnifs, mehr noch der Abstand des gefallenen Menschen; was aber die Offenbarung deutlich sagt, das sagt sie doch nur denen deutlich, die den Verstand dazu haben, und stufenweise nach der Fähigkeit der Andern redet sie dunkel. Verschiedene Augen sehen auf verschiedene Entfernung, und wenn uns eine Thür aufgeht, so schauen wir wohl in ein Gemach, aber noch nicht in Schrein und Kasten, in Fächer und Bücher, am wenigsten den Bewohnern ins Herz. Noch niemand hat die Natur unerklärbarer gefunden, als der sie kannte und ihre Verborgenheiten belauschte; die Nichtkenner fragen nicht, und halten darum alles für klar. Was giebt es überhaupt, das wir erklären könnten? Jede Erklärung ist nur ein neues Räthsel. Wir stofsen stets an Grundbegriffe, die uns gefangen halten", u. s. w.

Diesem Standpunkte gemäfs kann ein Werk, wie das gegenwärtige, nur den Zweck haben, dasjenige, was der Geist *glauben soll, zu lehren,* nicht aber dasjenige, *was er glaubt*, d. h. die Wahrheit, die er im Christenthum in der Form der Vorstellung besitzt, *ihrem Begriffe nach zu erforschen,* und so den unmittelbaren Glauben zum wissenschaftlichen Wissen zu erheben. Das Letztere ist aber doch der Zweck der *Dogmatik* als Wissenschaft, und die Bearbeitung *dieser* die Aufgabe, deren Lösung die Theologie unsrer Zeit in Anspruch nimmt.

Man könnte daher leicht die Frage aufwerfen, welche Bedeutung und welchen Werth das Erscheinen solcher streng-supranaturalistischen Glaubenslehren, wie die vorliegende, überhaupt noch habe, jetzt, wo der Standpunkt, von dem aus sie abgefafst werden, selbst, von der Wissenschaft überwunden sei. Wir möchten die Antwort hierauf nicht so ungünstig ausfallen lassen, als vielleicht von manchem, der von jenem Fortschritt der Dogmatik in unserer Zeit überzeugt ist, geschieht. Der Supranaturalismus hat gewifs noch immer nicht nur sein gutes Recht, zu existiren, sondern es ist auch sogar für das Heil der Theologie jedenfalls sehr erspriefslich, wenn er auf eine so entschiedene Weise auftritt, wie in gegenwärtigem Werke. Der streng wissenschaftliche Geist in der Dogmatik ist leider noch

lange nicht so weit durchgedrungen, als man wünschen möchte, und das scharfe Hervortreten der supranaturalistischen Richtung kann den nothwendigen Process nur beschleunigen. Denn der Supranaturalismus enthält Elemente in sich, die, indem sie gleichsam die Reaction nach der Revolution in der Theologie repräsentiren, für den genannten Zweck von großer Wichtigkeit sind: einmal bewahrt er, im Gegensatz zum Rationalismus, der die christliche Dogmatik fast alles konkreten Inhaltes entleert, die meisten wesentlich christlichen, von der Kirche stets angenommenen Dogmen, und ist so gleichsam die Schatzkammer, in welcher die dogmatischen Schätze, wenn auch einstweilen von ihm noch nicht so verwendet, wie sie es sollten und könnten, doch wenigstens vor dem Untergange gerettet und auf die Nachwelt fortgeerbt werden. Sodann hegt der Supranaturalismus in dem mystischen Elemente, das er von altersher überkommen hat, herrliche Keime der Spekulation — denn alle wahrhafte Mystik ist spekulativ und hat nur darin, daß sie dies ist, ihren eigentlichen Werth —, und es ist nur zu bedauern, daß viele Supranaturalisten jetziger Zeit, im Gegensatze zu ihrem Verfahren, es sich zur Ehre und Pflicht machen, alle Mystik zu verläugnen. Denn wenn letztere auch eine untergeordnete Stufe in der Entwickelung der wahren Theologie ist, und vor dem Lichte wissenschaftlichen Erkennens zurücktreten muss, so bildet sie doch gerade den Uebergang vom todten Buchstabenglauben zur lebendigen, geistigen Auffassung und Durchdringung der Dogmen, sei es auch in einer noch so abenteuerlichen Form. Es ist daher erfreulich, bei unserm Verf. nicht diese Verkennung des Werthes der Mystik zu finden, wenn es S. 5. heisst: „Zum Glauben gehört eine gewisse ausgezeichnete Richtung oder Stufe desselben, die man Mystik oder auch Theosophie nennt, und worüber die verworrensten Vorstellungen herrschen. Weil unsere Mitzeit ungläubiger als die Vorzeit ist, wie diese abergläubiger war als jene, so hat man nicht nur Theosophie und Mystik oder Mysticismus fälschlich unterschieden und mannigfach unrichtig definirt, sondern sie hiermit auch zum Tadel gemacht, anstatt daſs sie ehedem ein Lob waren. Mystik ist Geheimniſskunde, Theosophie ist Gottweisheit, das bringen die Ausdrücke mit sich; und da wahre Geheimniſskunde nur göttliche Weisheit und umgekehrt sein kann, so sind sie in der That eins. Die heilige Schrift spricht mit Ehrerbietung von der „Weisheit Gottes im Geheimniſs" oder mystischen Theosophie (geheimniſsvollen Gottweisheit), als dem Vollkommenen im Christenthum zuständig". Es wäre nun zu wünschen, daſs dies mystische Element im Werke selbst noch mehr hervortrete, — ein Wunsch der freilich paradox genug klingen mag, dessen Erfüllung aber gerade das Umschlagen der supranaturalistischen Betrachtung der Dogmen in die spekulative, wie gesagt, beschleunigen würde. — Endlich ist noch zu Gunsten der Supranaturalisten in Anschlag zu bringen, der fromme Ernst und die treue Anhänglichkeit an das Kirchliche und Hergebrachte, wodurch sich ihre Schriften in Ton und Haltung meist so vortheilhaft auszeichnen, wenn auch nicht geläugnet werden kann, daſs sich hier oft ein salbungsvoller Pietismus zeigt, der der Wissenschaft, wie dem Leben fremd sein sollte. Allein solche Verirrungen im Einzelnen thun der Sache im Ganzen keinen wesentlichen Eintrag.

Diese Elemente finden wir denn auch in der vorliegenden Schrift wieder und ihr Vorhandensein ist zur richtigen Würdigung des Werthes derselben wohl in Erwägung zu bringen. Ref. glaubte hierauf um so mehr ausdrücklich aufmerksam machen zu müssen, um sich nicht den Schein der Ungerechtigkeit zuzuziehen, wenn er im Folgenden, wo wenigstens einige Proben aus dem Werke selbst mitzutheilen und einer wissenschaftlichen Beurtheilung zu unterwerfen sind, gerade solche Stellen wählt, an denen sich vorzugsweise die Einseitigkeit des Supranaturalismus und die in ihm selbst liegende Nothwendigkeit, über sich hinauszugehen, aufzeigt.

Zweierlei ist vornehmlich in dieser Hinsicht zu erwähnen: einmal der Mangel an dialektischer Durchbildung, sodann der an historischer Unbefangenheit.

Was den erstern Punkt betrifft, so sieht man wieder in vorliegender Schrift recht deutlich die Unangemessenheit der abstrakten Verstandesphilosophie und ihrer Methode für die Darstellung der Ideen des Christenthumes. Die Kategorieen, die hier gebraucht sind, ermangeln ihrer nothwendigen Begründung in der Logik und sind nur, wie sie sich *vorfinden*, aufgegriffen. So kommt es denn, daſs überall, wo nur die spekulative Logik und die in ihr gewonnenen Begriffsbestimmungen aushelfen könnten, zur „Unbegreiflichkeit" die Zuflucht genommen werden muſs. So beginnt gleich der Abschnitt vom *Wesen* Gottes mit folgenden Worten:

„Ob man von Gott einen Begriff (Definition) geben könne, ist öfter die Frage gewesen. Da wir Gott nicht vollkommen erkennen, und sein Wesen sich nicht in menschlicher Vorstellung fassen läfst, so können wir ihn auch nicht vollständig bezeichnen. Indessen ist jedes absolute Prädikat, welches wir ihm beilegen, für uns hinreichend, um ihn mit keinem andern Wesen zu verwechseln." Demgemäfs werden denn auch die Eigenschaften Gottes nicht als immanente Bestimmungen seines Wesens gefafst, sondern nach alter Weise ganz äufserlich *neben einander* aufgezählt; zwar heifst es: „in Gott selbst sind jene Eigenschaften nicht unterschieden, sondern bilden als absolute Vollkommenheit ein verbundenes Ganze; sie sind es nur nach unserer, Alles vereinzelnden Vorstellungsart." Allein in der Darstellung selbst kommen die Bestimmungen doch nicht in Flufs, sondern bleiben einander gegenüber stehen, indem sie wieder *via negationis*, *caussalitatis* und *eminentiae* abgeleitet werden. Wir überlassen es dem Supranaturalismus selbst, zu entscheiden, ob er nicht in diesen Fundamentallehren seiner Dogmatik ganz auf derselben Stufe mit dem von ihm so sehr perhorrescirten Rationalismus steht. Oder könnten Worte wie diese nicht in jeder rationalistischen Dogmatik stehen: „Weil alles Unsichtbare oder Uebersinnliche unser Vorstellungsvermögen übersteigt, so sind auch die reinsten Prädikate, wie: Gott ist ein Geist, nur von dem Vorstellbaren und der Ausdruck von sinnlichen Erscheinungen hergenommen, indem es keine übersinnliche Menschensprache giebt (Geist = Wind u. s. w.) Wir kommen also bei den Begriffen (?) von Gott nie über die Schranken und Formen der uns umgebenden Natur hinaus. Unsere Vorstellung von Gott ist stets eine bildliche (symbolische) und auf Aehnlichkeit beruhende (analoge), also uneigentliche, mag der Mensch sich selbst oder andere endliche Wesen und deren Eigenschaften dabei zu Vergleichungsmitteln nehmen. Auch der Weiseste mufs, wenn er Gott unabhängig von aller Form denken will, stillschweigend hinzudenken: wohin mein Sinn nicht reicht, und so im Anschauen selbst wieder erblinden." In diesen Worten sind *Vorstellung*, *Begriff*, *Sinn* u. s. w. ohne die nothwendige Kritik gebraucht; zuzugeben ist, dafs die Vorstellung und der Sinn nicht über das Bildliche hinauskommen, aber es soll ja eben in der Dogmatik über die Vorstellung und den Sinn *selbst* hinausgekommen werden. Dazu ist freilich die ernste Beschäftigung mit der spekulativen Logik, ohne die es keine spekulative *Theologie* giebt, nothwendig: das Verschmähen derselben bewirkt, dafs z. B. S. 66. wiederum behauptet wird, das Unendliche sei unbegreiflbar: „selbstständig ist Gott, als der von keinem Andern das Leben empfangen hat, sondern selbst der Urgrund alles Seins ist. Hiervon hängt seine unbedingte Ewigkeit ab, wonach er ist ohne Anfang in der Zeit und ohne Aufhören, nämlich *auf eine uns unerfafsliche Weise*, da wir kein unanfängliches Sein und nur eine unaufhörliche Zeitdauer, keine göttliche Ewigkeit, uns denken können." Hier haben wir ganz die *schlechte Unendlichkeit*, die allerdings ein Nichts, ein Abstraktum ist; aber die Logik lehrt eben, eine solche Unendlichkeit, die selbst eine endliche ist, da sie am Endlichen noch eine Schranke hat, aufgeben, und zur wahren Unendlichkeit, die freilich nicht mit der *Vorstellung*, wohl aber mit dem Gedanken erreicht werden kann, fortzuschreiten. Die Versicherung, dafs das Letztere unmöglich sei, mufs so lange dahin gestellt bleiben, bis der Versichernde selbst auf den Boden der Philosophie tritt und den Gang der Logik vom Anfange an zu verfolgen, sich nicht verdriefsen läfst. Nur wenn das Letztere geschieht, kann das wahrhafte Leben in die dogmatischen Bestimmungen gebracht werden; nur dann ist das Recht und die Macht da, die falsche Polemik der abstrakten Verstandesphilosophie z. B. gegen die Dreieinigkeit, abzuweisen und an ihren Platz zu stellen; so lange dagegen bei der Darstellung eben dieses Dogmas, wie bei unserm Verf. (S. 75.) noch nicht die Kategorie der *Zahl* überwunden ist, sondern noch eine *numerische* Einheit und Dreiheit statuirt wird, kann sich der Supranaturalismus gegen jene Polemik, mit der er auf Einem Boden steht, nicht mit Erfolg vertheidigen und seine Glaubenssätze nur durch den Machtspruch, dafs sie als geoffenbarte, aber unbegreifliche Geheimnisse nun einmal geglaubt werden *sollen*, retten.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

Inbegriff der christlichen Glaubenslehre. Nebst der Geschichte des Israelitischen Volks und einem Ueberblick der christlichen Kirchengeschichte. Von Joh. Friedr. v. Meyer.

(Schlufs.)

Doch wir müssen es, des beschränkten Raumes wegen, hier mit diesen Proben bewenden lassen, und haben noch den zweiten Punkt, den wir oben erwähnten, den Mangel an historischer Unbefangenheit, etwas näher zu betrachten. Dieser ist es vorzüglich, der dem Supranaturalismus eine sehr scharfe, und wohl nicht ungerechte Polemik von Seiten des Rationalismus zugezogen hat, und wir finden ihn leider auch in gegenwärtigem Werke wieder. Da dem Supranaturalismus nicht der Geist, sondern die Autorität die letzte Instanz ist, so ist es sein höchstes Interesse, theils die in der Bibel in der Form der Vorstellung gegebenen Wahrheiten in dieser Form zu belassen und die Vorstellung *als ein Letztes* zu vertheidigen; theils die christlichen Dogmen überhaupt, also auch diejenigen, die an den Worten der Bibel nur ihren *Ausgangspunkt* haben und sich erst später im Laufe der Zeit in der Kirche entwickelten und ausbildeten, in der Bibel selbst, nicht etwa blofs *implicite*, sondern *explicite* wiederzufinden und nachzuweisen. Von Ersterem ist ein merkwürdiges Beispiel die Auffassung des Verfs. von den ersten Kapiteln der Genesis. In dem Unbefangenen kündigen sich diese als mythisch an und es ist die Aufgabe der Dogmatik, die in diesen Mythen niedergelegten Ideen — nicht freilich, wie nur zu häufig geschehen ist, durch gemeine moralische Deutung zu verflüchtigen, sondern ihrem spekulativen Gehalte nach zu entwickeln. Unser Verf. aber, aus Scheu vor der Annahme von Mythen, beläfst alles dort Gegebene in dem Bereich der Vorstellung und fixirt es zu äufserlich-historischen Begebenheiten. Die Resultate, die er auf diese Weise gewinnt, und welche, als charakteristisch, nachgelesen zu werden verdienen, finden sich S. 117 fgg. Es heifst dort unter andern: „War schon der Leib des neuerschaffenen Menschen unsterblich, wie aus dem Gegensatz des angedroheten Todes erhellt, so kann er nicht gleich dem unsrigen, nicht schweres Fleisch, wie dieses, gewesen sein. — Irrt es uns etwa, dafs der unsterbliche Adam vegetabilische Kost der Erde geniefsen sollte, (wiewohl wir von der damaligen Vortrefflichkeit der Pflanzen und Früchte keinen Begriff haben), so mufs es uns auch irren, dafs Christus, als er schon durch die Verwandelung gegangen war, Fisch und Honig afs. Wer wollte doch diese unsere jetzige thierische Oekonomie allein für möglich halten? Wir reden hier nicht umständlicher von der Gröfse und andern Verhältnissen des Adamischen Leibes; aber selbst unsere Zwerggestalt ist schwer dem ersten Menschen beizulegen, da sie sehr übel zu den kosmischen Maafsen pafst, von denen oben die Rede war, und die der Mensch, sei es auf welche Art es wolle, noch einmal zu durchwandern hat (Ps. 8, 4. Vgl. den merkwürdigen Wink Off. 21, 17.). Adam selbst aber, und hernach sein Weib mit ihm, hatten Stätten zu besuchen, die sie an der Scholle klebend nicht wohl erreichen konnten; also mufs ihr Leib auch einen gewissen Grad von Leichtigkeit gehabt haben und konnte wohl hierin von keinem Thier übertroffen werden, das sie beherrschen sollten; denn sonst war der Adler mächtiger als sie". Als ob der Mensch nicht noch jetzt, nachdem er jene überirdische Leichtigkeit verloren hat, mächtiger als der Adler wäre und ihn nicht mehr beherrschen sollte! Ja, der Verf. geht so weit, anzunehmen, Adam sei, nach Art vieler Vegetabilien (S. 120.) ursprünglich Zwitter gewesen, und rechnet ihm es, im *Widerspruche* mit der Genesis, zum Fehler an, dafs „er es nicht für gut fand, allein zu sein, weil er schon hier sich selbst verkannte, als er, vermuthlich *nach* vergangenem Schöpfungssabbath,

die Thiere nach ihren Eigenschaften benennen sollte, und jedes von einer sichtbaren Gehülfin begleitet fand. Gott erkannte das Nichtgute an, das nicht von ihm, sondern aus Adams abwegigem Verlangen entstanden war (denn sein Wille war frei), und lieſs in einem tiefen Schlaf dem Adam seine andere Grundkraft (Seite, nicht nothwendig Ribbe), die weibliche, entsteigen, und bauete das Weib daraus, daſs es von nun an sichtbar um ihn wäre. Vermuthlich nicht das Weib wie es ist".

Wir führen absichtlich diese Stellen an, weil an ihnen recht deutlich wird, wohin *in unserer Zeit* das starre Festhalten an der biblischen Vorstellung führt. Ein ganz anderes ist ein solcher Supranaturalismus in älterer Zeit, in der Zeit der Unmittelbarkeit, wo Glaube und Wissen noch nicht zum Bruch gekommen waren. Dort hat er nichts Anstöſsiges, weil er, in seiner Unbefangenheit, *selbst* nur als Fortsetzung und weitere Ausbildung der biblischen Vorstellungen erscheint. Hier aber tritt er in *bewuſste Opposition* gegen die unwiderleglichsten historischen Forschungen der neuern Zeit. Was kann es helfen, wenn der Verf. S. 120. sagt: „Es ist in neuern Zeiten behauptet worden, die beiden ersten Kapitel der Genesis seien unabhängige, einander widersprechende Fragmente zweier Verfasser; nach dem ersten Kapitel seien zwei Menschen verschiedenen Geschlechts auf einmal erschaffen worden, nach dem zweiten sei zuerst der Mann aus Erde und hernach das Weib aus einer Ribbe des Mannes gemacht worden. Nach der Oberfläche scheint es also zu sein. Aber man hält die vermeinten Sammler des Pentateuch für gar so thöricht, daſs sie an die Spitze ihrer Geschichte einen unvereinbaren Widerspruch [dies ist im *höhern* Sinne aber durchaus nicht nöthig anzunehmen] gestellt haben sollen, und begreift nicht, daſs wenn Moses durch den heiligen Geist der Verfasser der ganzen Genesis war, und da das N. Testament nach dem Munde des Herrn keinen kritischen Unterschied zwischen diesen beiden Kapiteln lehrt, es sehr sachgemäſs war, im ersten Kapitel die Erdschöpfung überhaupt einschlieſslich des Menschen, im zweiten aber die des Menschen insonderheit mit näherer Ausführung zu erzählen, so daſs beide einander vervollständigen". Was könnten Machtsprüche helfen, wie dieser (S. 112.)? „Der *flache* Erklärer macht hieraus hypothetische [warum nothwendig *hypothetische?*] Philosopheme und Mythen; der *weite* Erklärer sieht, wie sie es in Israel und in der ersten Christenheit sahen, was unter diesen Räthseln verborgen ist", oder: „wer uns mit dem Vorgeben von Orientalischen Mythen abspeisen will, der hüte sich, daſs er nicht von jenem köstlichen Genuſs [vom Holz des Lebens im Paradiese Gottes] ausgeschlossen werde". Die wahre Dogmatik hat vielmehr die Aufgabe, alle jene Forschungen *in ihrem Rechte* anzuerkennen und ihnen dies unverkümmert zu lassen, gerade aber dadurch zu beweisen, daſs der Geist der Wahrheit nicht vom Buchstaben abhängig ist.

Wie sehr der Supranaturalismus aber das Letztere verkennt, zeigt sich, wie gesagt, auch noch darin, daſs er noch immer wieder Stellen des A. und N. Testaments als Belege für Dogmen anführt, die für ihre Wahrheit einen ganz anderen und festeren Grund haben, als jenen von der unbefangenen Exegese längst untergrabenen. So wird beim Verf. noch immer wieder die Stelle Gen. 3, 15, so werden die bekannten Psalmen u. s. w. auf den historischen Christus bezogen; und S. 83. heiſst es ausdrücklich: „wer diese Tiefen der Schrift nicht erkennt, ist schnell bereit, Erklärungen zu machen, die so unpassend wie möglich sind, z. B. der Psalm [der zweite] sei ein Krönungslied auf einen irdischen König, der, als Statthalter Gottes, Gottes Sohn genannt werde". Wir verkennen gewiſs nicht die Groſsartigkeit und Tiefe der Anwendung solcher Stellen auf Christus, mit der ja das N. T. selbst vorangeht; allein sie in *dem Sinne* wie der Verf. *noch jetzt*, der historischen Auffassung gegenüber, geltend machen zu wollen, heiſst die absolute Wahrheit von Aeuſserlichem, Zufälligem, abhängen lassen. Somit wird durch ein solches Verfahren der Wahrheit mehr geschadet, als genützt; denn der Schwache, welcher wähnt, jenes seien Stützen, auf denen das Gebäude des Glaubens ruhe, da sie doch selbst nur *am* Gebäude lehnen, wird geflissentlich in diesem Wahne erhalten, und verleitet, zu glauben, daſs, wenn jene fallen, das Gebäude, welches doch wahrlich ohne sie fest genug steht, selbst erschüttert sei. In dieser Beziehung gilt hier ganz das: *qui nimium probat, nihil probat*; denn es wird so der Grund, der der einzig wahrhafte ist, weil er in der *Sache* liegt, mit äuſserlichen Gründen coordinirt, also in seiner Würde herabgesetzt, und wer die letzteren ängstlich anführt, erregt bei dem Schwachen den Verdacht, daſs der erstere für sich allein nicht genüge. Zu einem solchen in der That gefährlichen Streben kann auch *das*

gerechnet werden, Stellen, die von der besonnenen Kritik als durchaus unecht erkannt sind, dogmatischer Zwecke wegen eine, wenigstens prekäre Existenz sichern zu wollen. Ein merkwürdiges Beispiel hiervon giebt der Verf., indem er die Unechtheit der Stelle 1 Joh. 5, 7. noch in Zweifel zieht, und (S. 77.) sagt: „Das ausdrückliche im 1. Brief Johannis: drei sind die da zeugen, ist das berühmte Kreuz der Kritik; aber trotz aller Versicherung, daſs die Worte: im Himmel u. s. w., untergeschoben seien, die jetzt beinahe zur standhaften Tradition der Schule geworden ist, ziehen viele Kenner des Bibeltextes mit Recht vor, eine zuverlässigere Entscheidung abzuwarten, da die Gründe für die Echtheit noch bei weitem nicht widerlegt sind, u. s. w." Schlimm stände es, wenn die Wahrheit des Dogmas von der Dreieinigkeit irgendwie von dieser, wahrscheinlich für den Verf. noch lange ausbleibenden Entscheidung abhinge!

Hier muſs Ref. seine kurzen Andeutungen zur Beurtheilung des Buches abbrechen, da ein weiteres Eingehen, so wie einen Bericht über die demselben angehängte Geschichte des Judenthumes und der christlichen Kirche der Raum nicht gestattet.

G. Billroth.

LXXX.

1) *M. Fabii Quintiliani de institutione oratoria libri duodecim. Notas maximam partem criticas adjecit Aug. Gotth. Gernhard. Lipsiae sumptibus Teubneri* 1830. *S. XXVI. u.* 544. *Corrigenda et Addenda S.* 545—616.

2) *M. Fabii Quintiliani etc. Ad fidem codicum manuscriptorum recensuit Car. Timoth. Zumptius. Adjecta est varietas scripturae Spaldingianae et brevis annotatio critica. Lipsiae* 1831. *Sumptibus Vogelii. S. X. u.* 621.

3) *M. Fabi Quinctiliani Institutionum oratoriarum Liber. X. Denuo recognitus et annotatione critica et grammatica instructus a M. Christiano Gottl. Herzog. Lipsiae sumptibus Koehleri* 1830. *S. XXIII. u.* 140.

Die Litteratur des Quintilian hat ungeachtet der bedeutenden Stellung, welche dieser Autor sowohl in der Latinität des silbernen Zeitalters als in dem Gebiete der gesammten Rhetorik einnimmt, in der neuesten Zeit nur sparsame Pfleger gefunden, während der Fleiſs und die Produktionskraft der Philologen, extensiv wenigstens, eher zu- als abgenommen hat. Um so auffallender aber muſs diese Vernachlässigung sein, da durch das Erscheinen des 5ten oder Supplement-Bandes der Spaldingischen Ausgabe von Zumpt 1829. die kritischen Vorarbeiten der Hauptsache nach für vollendet anzusehen sind, und für die Kritik und Interpretation des Quintilian ein so sicheres Fundament gelegt ist, daſs auf demselben der noch nöthige Ausbau mit leichterer Mühe aufgeführt werden konnte. Am meisten wurde seitdem noch, wie von jeher, das 10te Buch bearbeitet, zum Theil mit einem pädagogischen Zwecke, wohin die von Ref. anderen Orts angezeigte 2te Ausg. von Eichhoff, Giessen 1830., und eine neue Edition von Augusti, Helmstädt 1831., gehören; die wir wegen ihrer geringen Eigenthümlichkeit hier unberücksichtigt lassen, und in unserer gegenwärtigen kritischen Uebersicht nur die in der Ueberschrift genannten zusammenfassen:

No. 1. Die erste dieser Ausgaben wurde gleichzeitig mit dem Supplementbande zu der von Spalding gedruckt, und obgleich sie selbst erst 1830. erschien, so konnte doch der Hr. Herausgeber, wie er zu seinem Schmerze in dem *Prooemium* der *Corrigenda* und *Addenda* bemerkt, keinen Gebrauch mehr für sich von demselben machen, weshalb er sich genöthigt sah, jene seiner Ausgabe hinzuzufügen, um ihr wenigstens durch einen Auszug des Supplementbandes einige kritische Bedeutung zu geben. Hätte Hr. Gernhard sechs Monate mit seiner Ausgabe gewartet, zumal da das baldige Erscheinen der Zumptischen Supplemente mehrmals öffentlich angezeigt war, so würde er sich jenen Schmerz haben ersparen, und eine neue Textesrecension Q.'s geben können; so aber konnte er nur die Spaldingsche Ausgabe wiederholen und einzelne theils gesammelte, theils eigne Bemerkungen und Abänderungen hinzufügen, bei seinen Hülfsmitteln aber an eine gänzliche Umarbeitung nicht denken. Seine Bemerkungen beschränken sich nur auf die Stellen, wo er Anstoſs nahm, und die er durch eigne oder früherer Interpreten Hülfe aufzuhellen hoffte, wobei sich Studium und Kenntniſs zeigt. Aber wir vermissen Klarheit, Bestimmtheit und vor Allem einen sichern Plan; sie gleichen mehr, was leider bei den gegenwärtigen philologischen Arbeiten

Ueberhand nimmt, den tumultuarischen Bemerkungen eines Brouillon, das zur Ausarbeitung bestimmt ist, als den Erläuterungen dunkler Stellen eines Autors; und zumal eines Autors, der durch die Schönheit und das Ebenmaafs seiner Diktion einen jeden, der Hand anlegt, ihn zu erläutern und in seiner ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen, schon durch die Autorität seines Namens zu ähnlichen Tugenden verpflichten sollte. Das mühsame Studium kritischer Noten kann aber dem Leser nur vergolten werden durch Leichtigkeit der Uebersicht, Schärfe der Beweisführung und Erreichung eines glücklichen Resultats; wo das letzte nicht gelingt, müssen wenigstens die beiden ersten Eigenschaften vorhanden sein. Was ferner das Quantum der diplomatischen Zeugnisse anbetrifft, so mufs entweder die möglichste Vollständigkeit, welches indefs das Ziel des Editors nicht war, oder, bei einer Auswahl, nur Entscheidendes gegeben werden; doch hierin konnte Hr. Gernhard das richtige Maafs nicht finden, und namentlich ist er auch nicht frei von der leidigen oder übertriebenen Artigkeit, auf die neuesten Produkte, wenn sie auch ganz werthlos sind, wie Lünemanns Abdruck des Quintilian, eine unverdiente breite Rücksicht zu nehmen, wodurch viele nutzlose Anmerkungen entstanden, wie z. B. S. 20. zu *I*, 4, 9. *acriorem animum* und viele andere, welche durchlesen und durchdenken zu sollen eine unverantwortliche Zumuthung an den mit den Ergebnissen der Litteratur jetzt so überschütteten Leser ist. — Wir müssen gestehen, dafs durch Hrn. Gernhards Bemerkungen im Quint., wenig aufgehellt ist, was früher dunkel war, und dafs die Früchte seiner Arbeit nur an sehr wenigen Stellen, die wir unter Nr. 2. angeben werden, brauchbar und förderlich sind; insbesondere wundern wir uns, dafs Hr. Gernh. nicht an mehreren Stellen Anstofs nahm, oder wir bedauern vielmehr, dafs er uns nicht sein Verständnifs derjenigen Stellen, wo *er* keinen, jeder aber grofsen Anstofs fand, mitgetheilt hat, indem vielleicht gerade durch die Einsicht, die er uns vorenthalten, mehr Licht, als durch die, welche er ausgesprochen, über Quint. verbreitet wäre. Denn die schwierigsten Stellen sind meistens mit völligem Stillschweigen übergangen, wie z. B. die sehr korrumpirten des 8. Buchs Kap. 6. §. 30. 33. 42. 44. 57., die wir deshalb herausheben, weil Hr. Gernh. für diese gerade an dem Dr. Heinisch in dem Progr. des kathol. Gymnasii zu Glatz von 1828., was durch Pinzgers Rec. in den Jahrb. f. Phil. u. Päd. *XII*, 2. zur allgemeineren Kenntnifs gebracht worden ist, einen nicht ganz zu übersehenden Vorgänger hatte.

In den *Addendis*, die zu einem besonderen Hefte herangewachsen sind, ist zwar mit Hülfe von Zumpts Vorgange, der fast nur excerpirt wird, Manches ergänzt und nachgeholt, das Brauchbare hiervon beschränkt sich aber nur auf folgende zwei Stellen: *V*, 7, 11. *turbantur enim (testes) et a patronis diversae partis inducuntur in laqueos*, mit einer leichten Emendation. Die besten Mss. nämlich geben *inducuntur*, zugleich aber das gänzlich entstellte *in latus*, so dafs hier die Codd. zweiter Klasse, Guelf. und Amb. 2. das Richtige in *in laqueo* erhalten zu haben scheinen, worin G. *in laqueos* erkannte. Die *Vulg.* ist *induuntur in laqueum*; schwerlich möchte sich aber der Sing. *laqueus* in übertragener Bedeutung anders finden als an der einen bis jetzt bekannten Stelle *Cic. Caec.* 29, 83. *neque aequitatem rei verbi laqueo capi putas oportere*, weil hier wegen des Zusatzes *verbi* der sonst übliche Plur. nicht möglich war. Eine Analogie hat die Lesart G's. in der Redensart *in errorem inducere* z. B. *Cic. Off. III*, 13. *scientem in errorem alterum inducere*. — *VI*, 4, 14. *Nonnunquam tamen solet hoc quoque esse artis genus, ut quaedam in actione dissimulata subito in altercando proferantur, inopinatis eruptionibus aut incursioni ex insidiis factae simillimum*; so den *Codicibus*, die hier sehr verunstaltet sind, am nächsten, und G. bemerkt dazu „*Zumptio legendum videtur et inop. erupt. aut ex insidiis incursioni fiat simillimum*". *At non opus est tanta mutandi audacia. Haec omnia inopin. — simillimum sunt tanquam appositio verborum artis genus*". Vielleicht liefse sich durch die leichte Aenderung *simillima* der Periode noch mehr Rundung geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

1) *M. Fabii Quintiliani de institutione oratoria libri duodecim. Notas maximam partem criticas adjecit Aug. Gotth. Gernhard.*

2) *M. Fabii Quintiliani etc. Ad fidem codicum manuscriptorum recensuit Car. Timoth. Zumptius. Adjecta est varietas scripturae Spaldingianae et brevis annotatio critica.*

3) *M. Fabi Quinctiliani Institutionum oratoriarum Liber X. Denuo recognitus et annotatione critica et grammatica instructus a M. Christiano Gottl. Herzog.*

(Fortsetzung.)

Obgleich nun freilich Hr. Gernh. bedauert, daſs *er* nicht mit Hülfe des mit groſser Mühe und Anstrengung gearbeiteten Zumptschen Supplementbandes selbst ohne groſse Anstrengung eine neue Textesrecension habe zu Tage fördern können, so muſs sich doch schon ein jeder, der den Arbeiter seines Lohnes für werth hält, freuen, daſs nicht ein Fremder in sorgloser Muſse die kaum gereiften Früchte eines Andern abgestreift hat, um seine Scheuren damit zu füllen, und durch den Ertrag davon sich auch wohl gar eine Ehrensäule zu errichten. Aber auch für die Wissenschaft war es wichtig, daſs der Herausgeber des Supplementbandes, der, abgesehen von seiner sonstigen Stellung in der Wissenschaft, mehr als jeder andre in den Gegenstand eingeweiht war, eine neue Recension des Quintilian vornahm, wie sie im Jahre 1831. vom Prof. Zumpt erschien.

No. 2. Das kritische Verfahren des Hrn. Herausgebers ist durch seine früher erschienenen Textesrecensionen des *Curtius* und *Cicero in Verrem* im Allgemeinen schon hinlänglich bekannt, und in Betreff des Quintilian noch spezieller, sowohl von ihm selbst in seiner Vorrede zum Supplementbande, als auch von uns in unsrer früheren Anzeige desselben auseinandergesetzt worden. Er schickt daher seiner neuen Ausgabe nur eine *Epistola* voraus, worin er kurz seine Grundsätze angiebt. „Er habe, sagt er, mit steter Angabe der Spaldingschen Lesart, den Text auf die Autorität der besseren Codices, vorzüglich des *Ambrosianus* 1., zurückgeführt, nur, wo keine andere Hülfe war, seine oder Andrer Konjekturen, mit Bemerkung zugleich der abweichenden Lesart der Codices, in den Text genommen, und die noch unerklärbaren Stellen, deren eine nicht kleine Anzahl übrig sei, durch ein Sternchen bezeichnet, „*quanquam*, um mit seinen eignen Worten zu reden, *sexcenties* (*nec gloriandi causa dico*) *verba veteris scriptoris secundum certissimos testes emendare nobis licuit*". Und in Wahrheit und mit gröſserem Rechte als der scharfsinnige aber auch in der Verwaltung litterarischer Schätze eigenmächtige Bentley zum Horaz sich rühmte, konnte der Hr. Herausgeber sagen, daſs er *sexcenties*, und mehr denn *sexcenties* durch eine weise diplomatische Kritik den Text des Quint. wirklich verbessert, nicht bloſs verändert habe. Allein im 1sten Buche kann man 325, im 2ten 196 meistens unzweifelhafte Verbesserungen, und so in gleichem Maſse bis zum 8ten Buche zählen, von welchem an die Spaldingsche Kritik auf sichrerem Fundamente zu ruhen anfängt, auch die Hülfsmittel bald durch die groſse Lücke im *Amb.* 1. ihre Hauptstütze verlieren. Ob diese Lücke der noch nicht verglichene *Cod. Bambergensis*, auf welchen der verstorbene Sarpe groſse Hoffnung setzte, und von welchem der Herausgeber in einer kurzen Note am Ende des ganzen Werkes nachträglich redet, auszufüllen im Stande sein wird, ist uns sehr zweifelhaft geworden, nachdem es auch uns vergönnt war, eine genaue Vergleichung wenigstens des 10ten Buches, anzustellen, wobei der eigentliche Gewinn zwar gering war, aber doch nicht ganz fehlte *). Der Co-

*) Z. B. X, 1, 88. hat dieser Cod. allein *lascivus quidem in*

dex zeigte sich sehr korrumpirt, und gehört offenbar dem gröfsten Theile nach zu der ältesten Familie, scheint aber von ganz unwissenden Händen und aus verschiedenen Codd. abgeschrieben zu sein, da der Text meistens mit dem Turic. und Flor., stellenweise jedoch mit den Codd. der 2ten Klasse übereinstimmt. Zwischen den Linien befinden sich häufige Korrekturen von einer andern ebenso unwissenden Hand, die meistens aus einem Codex der 2ten Klasse herrühren, wo aber ein solcher selbst zum Grunde liegt, zahlreicher werden und genau die Lesarten des Turic. und Flor. enthalten. — Was sich nun mit Hülfe des früheren Apparats zur Wiederherstellung des Quint. hat thun lassen, hat die Zumptsche Ausgabe geleistet: der Text des Quint. ist seiner ursprünglichen Gestalt und Reinheit so nahe gebracht, als es möglich war; und da nur weniges Einzelne vom Hrn. Herausgeber übersehen ist, oder unsre Zustimmung nicht erhalten kann, so meinen wir den Anforderungen einer wissenschaftlichen Kritik am besten zu entsprechen, wenn wir zu der für jetzt möglichen Vollendung der Texteskritik beitragen, so viel wir bei dem genauen Studium des Quint. zu können glauben, und hier eine vollständige kritische Nachlese der vorliegenden Ausgabe anstellen, ohne selbst sogenannte Kleinigkeiten zu übersehen, wenn es überhaupt für die Wissenschaft ganz zu übersehende oder gar zu verachtende Kleinigkeiten geben kann. Wir thun dies um so lieber, weil sich dadurch ergeben wird, wie wenig der gelehrte Herausgeber selbst nach der genauesten Prüfung für Andre übrig gelassen hat, und dadurch der kritische Werth seiner Ausgabe unsern Lesern um so einleuchtender werden mufs.

Um das Einzelne besser zusammenzufassen, wollen wir nicht Kapitel für Kapitel durchmustern, sondern nach einander angeben, was nach der Autorität der besseren Codd. 1) *für die Formenlehre*, 2) *für die Syntax*, 3) *für das Verständnifs* zu ändern noch übrig gelassen ist.

Zuerst also in der *Formenlehre* hat Z. für die Griechischen Wörter im Lateinischen durchgehends die Accusativendung *n* nach Amb. 1. aufgenommen, daher ist nach derselben Autorität *II*, 17, 4. *Socraten* st. *Socratem*, *IX*, 4, 88. *moloson* st. *molossum* zu schreiben; ferner Pr. 3. *pleniore* nach Turic. Flor. Goth. st. *pleniori*, zumal auch jenes die von Quint. überall im Abl. der Compar. gebrauchte Form ist; *V*, 11, 39. nach Flor. *praecepta sapientium* st. *sapientum*, welche Form dieses Wortes bei Quint. weiter nicht vorkommt, und von Z., wo sie substantivisch ist, und sich bei Spalding nicht fand, aufgenommen ist (*cf. I*, 10, 15. *II*, 17, 28. *III*, 8. 2.); noch weniger durfte Z. *XII*, 10, 52. *judicum sapientum* gegen die übereinstimmende Lesart im Turic. Flor. Guelf. Camp. *sapientium* stehen lassen. — In den Verbalformen mufste *X*, 1, 66. *permiserunt*, die bei Quint., wie bei Cicero und Cäsar entschieden vorherrschende Form, statt *permisere*, und *V*, 7, 14. *perseverarint* st. *perseveraverint*, Beides nach den besten Zeugnissen geschrieben werden, zumal da Quint. die kontrahirte Form im Perf. Conj. vorzugsweise liebt. — Unter den Partikeln hat Z. nach den besten Codd. an den meisten Stellen *proinde* für *perinde* aufgenommen, es mufste also nach eben denselben auch *V*, 9, 11. *V*, 13, 58. *VII*, 2, 32. geschehen; und wie Z. überall *hercule* st. *hercle* liest, war es auch *VI*, 3, 89. aufzunehmen, da diese *eine* Abweichung bei Quint. nicht leicht denkbar ist, obgleich es hier nur die Codd. zweiter Klasse haben. — Hierher möchten wir auch die Schreibart einzelner Wörter ziehen, die Z. meist nach Amb. 1. abänderte, wie er constant *contio*, *nuntius*, *condicio*, *quattuor*, *quotiens etc.* schrieb, weshalb *I*, 10, 27. *concionanti*, *II*, 15, 21. *enunciatrix*, *I*, 4, 5. *quicquid* statt des entschieden Quintilianischen *quidquid* nur als Druckfehler anzusehen sind. Wir würden dem Amb. 1. auch gefolgt sein *VI*, 3, 10. in *lagona* st. *lagena*; *VI*, 3, 44. *emancupare*, was auch Turic. giebt, st. *emancipare*; *V*, 9, 14. *volsum* st. *vulsum*.

Was zweitens die Syntax und zunächst den Gebrauch der Pronomina betrifft, so ist *I*, 10, 34. mit allen Codd. *Id vulgaris opinio est* nicht mit der Vulg. *Ea vulgaris etc.* zu lesen; ähnlich wie *V*, 11, 3. *Id est inductio. VII*, 8, 2. *id erit finitio. III*, 6, 2. *viderimus*, *utrum id sit status*, *an in eo status*; ebenso *II*, 4, 35. im abhängiger Rede *aliudve quidquid legitimis obstet* nach den Codd. opt. st. *aliudve quid*, *quod etc.* — *I*, 5, 3. wird im Text gelesen *licet enim dicamus a l i q u o d proprium*, *speciosum*, *sublime*, und als Variante ebenfalls *aliquod*, was Amb. 1. allein hat; wir ziehen jedoch die Spaldingsche Lesart *aliquid* vor, indem diese Stelle die einzige sein würde, wo Quint. das

herois quoque Ovidius, was Z. durch Emendation aufgenommen hatte; Spald. *heroicis*; Codd. Turic. u. Flor. *erois*. Andere Beispiele werden sich im Folgenden ergeben.

Neutr. Adj. mit *aliquod* verbände, und ein besonderer Grund dafür sich hier nicht finden läfst. — *VII*, 2, 35. *accusatoris est efficere, ad quidquid faciendum causae valere videantur* gäbe die von Z. aufgenommene Konjektur Spaldings *st. ad quidquid*, dem relat. *quidquid* einen indefiniten Sinn, den es als Substant. nicht nur niemals bei Quint., sondern auch nirgends sonst mit Sicherheit hat; alle Stellen wenigstens, welche Forcellini anführt, sind entweder in den Ausgaben schon geändert (*cf.* Z. *ad Cic. Verr. IV*, 13.), oder doch von schwankender Lesart, Andre aber, die davon handeln, führen keine anderen an. Nach den Codd. also ist der Relativsatz Objekt zu *efficere*, welches hier die Bedeutung: *„darlegen, durch Reden durchführen, was aufgestellt ist"* hat, also: *„des Anklägers Sache ist darzulegen, zu allen welchen Handlungen hinlängliche Gründe vorhanden zu sein scheinen"* Wegen der aufgestellten Bedeutung von *efficere* verweisen wir auf *VII*, 1, 15. *primum constituebam, quid utraque pars vellet efficere, tum per quid. XII*, 1, 13. *Inde immodeste proponunt, sine pudore affirmant; sequitur in iis, quae certum est effici non posse, deformis pertinacia et irritus labor.* — *VI*, 3, 13. stellte Z. die, theils durch alte Konjekturen, korrumpirte Lesart so wieder her: *Occasioni vero in rebus est tanta vis, ut saepe adjuti ea non indocti modo sed etiam rustici salse dicant, et in ea, quid aliquis dixerit prior*; der Amb. 1. giebt nämlich *quid*, die übrigen Autoritäten erster Klasse *quis*; wir glauben indefs hier zur vollständigen Wiederherstellung noch *quod aliquis dixerit* korrigiren zu müssen, da auf *in eo* sich nur ein Relativ-, kein Fragesatz beziehen kann. — In der Konstruktion der Casus möchten wir dreimal unserm Autor den Ablat. vindiciren: *VII*, 10, 2. *quod idem antinomia petitur* st. *in antin.*; *IX*, 3, 50. *utimur hac figura non singulis modo verbis* st. *in singulis*, da in keinem Cod. *in* steht, und ähnliche Auslassungen von *in*, wie selbst in der zweiten Stelle, bei Quint. gar nicht ungewöhnlich sind. *cf. II*, 4, 29. *eadem pluribus judiciis dicunt*; *VII*, 3, 1. *pluribus legibus iisdem, quibus conjectura, versatur* (*finitio*) u. dgl. m. — In *VIII*, 3. 11. *illud observatione dignius, quod hic ipse honestus ornatus pro materiae genere decet variatus* stammt *pro* nur von Regius' Konjektur; *ornatus materiae genere variatus* ist indefs der Latinität nicht so fremd, dafs es eine Konjektur erheischte. *cf. IX*, 3, 36. *variatur casibus et generibus iterata.* — Dagegen sind von Z. ausgelassene Präposs. herzustellen: *I*, 4, 5. *vel sola in omni studiorum genere*; *II*, 8, 2. *in aliud, ad quod* (Z. *cui*) *minus idoneus est*; innere sich leicht ergebende Gründe verstärken auch hier noch die äufseren. Ferner bemerkt Z. zu *VI*, 3, 44. *cum Brutus in accusatione Cn. Planci ex duobus lectoribus ostendisset* in der Note: *Mendosum videtur* (*ex*). *Pithoeus conjecit excitatis.* Wir glauben aber keiner Aenderung zu bedürfen, wenn wir das analoge *audire ex aliquo* von Personen vergleichen, und die noch ähnlichere Stelle *Cic. de Or. I*, 30. *extr. quod enim neque precibus unquam, nec insidiando, nec speculando assequi potui, ut, quid Crassus ageret meditandi aut dicendi causa, non modo videri mihi, sed ex ejus scriptore et lectore Diphilo suspicari liceret*; *id spero nos esse adeptos, omniaque jam ex ipso, quae diu cupimus, cognituros.* Endlich auch *XI*, 3, 175. *An non haec misellus et pauperculus summissa atque contracta; fortis et vehemens et latro erecta et concitata voce dicendum est?* möchten wir mit Buttmann die einstimmige Lesart der Codd. *haec* gegen die von Z. aufgenommene *hoc* vertheidigen, da sich das Vorhandensein dieser Konstruktion des Part. Fut. Pass. im Nominat. Neutr. mit dem Objekt im Accus. nicht in Abrede stellen läfst, obgleich nicht alle gewöhnlich dafür citirte Stellen (*cf.* Ramshorns Latein. Gramm. 2te Ausg. p. 650.) diplomatisch sicher sind. — Für den Gebrauch des Verbi war *X*, 7, 18., statt der Aldina und folgenden Editionen *praecepimus*, zu erhalten: *sicut in cogitatione praecipimus*, was Stellen, wie *V*, 13, 5. *ut praecipit Apollodorus* und *II*, 5, 20. *quemadmodum Livius praecipit* sehr ähnlich ist. Dagegen ist das Perf. aus Amb. 1. aufzunehmen *VIII*, 4, 9. *hic* (nämlich Cicero in *Phil. II*, 25.) *in sublime etiam occurrit* (Z. *currit*); *et ad summum non pervenit nisu sed impetu*, indem es sich auf einen einzelnen vorher erwähnten Fall bezieht. Auch möchte wohl *VIII*, 3, 30. *quod rei studiosus non verba rebus aptavit, sed res extrinsecus arcessit* nicht gegen alle Codd. *aptabit* und *arcesset* zu ändern sein, nach dem bei Quint. nicht ungebräuchlichen aoristischen Gebrauch des Perf. (*cf. V*, 7, 27. *VII*, 10, 9. *I*, 3, 16. *Suppl.*, auch Walch zu *Tac. Agric. p.* 105.) — *X*, 1, 2. *qui autem scierit, quo quaeque sint modo dicenda, nisi tamen in procinctu paratamque ad omnes casus habuerit eloquentiam, ve-*

lut clausis thesauris incubabit ist aus Cod. Bamberg. *sciet* aufzunehmen; die übrigen Codd. geben *scivit* oder *sciunt*, und *scierit* ist Konjektur. Wahrscheinlich ist auch noch *at qui* st. *qui autem* zu emendiren, da außer der bessern Latinität jenes Ausdrucks, in den besten Mss. *autem qui* gelesen wird. Endlich schreibe man *V*, 10, 109. aus Amb. 1. *quomodo sit, quod proposuerimus, probandum;* Z. hat *proposueris*. — Unter den Partikeln endlich ist aus den besten Codd. *V*, 10, 49. die so häufige Uebergangsformel *praecipueque in conjecturis* st. *praecipue; X*, 5, 21. *quarum nunc facillima aut maxime favorabilia* st. *et max.* oder Sps. *ut max.* zu setzen.

Betrachten wir nun drittens noch, was mit besonderem Einfluſs auf das Verständniſs zu ändern übrig bliebe, so können wir hier nur den Weg der kapitelweisen Durchmusterung einschlagen, und obwohl wir nur der Autorität der vorzüglichsten Codd. folgen, so lassen sich doch jedesmal auch hier andre unterstützende Gründe finden. Demnach lese man: *I*, 4, 20. *qui ipsum adhuc vocabulum ab appellatione deducerent* st. *diducerent*, aus denselben Gründen, nach welchen Z. *I*, 5, 40. *haec tria genera deducunt quidam a soloecismo*, und *V*, 10, 62. *Cicero genus et speciem — a finitione deducit, et iis, quae ad aliquid sunt, subjicit* st. *diducunt* und *diducit* aufnahm. — *I*, 7, 27. nach Amb. 1. *in quo* (dem Wörtchen *cui*) *q. et u. et o. et i. utebantur* statt des zugleich unlateinischen *q. et u., o. et i. uteb.* — *II*, 3, 6. *quia plurimum in praecipiendo valet ratio, quae doctissimo cuique plenissima est* st. *planiss.*, wozu Z. selbst in Suppl. bemerkt „*Rationem plenam i. e. justam, absolutam magis intelligo quam planam i. e. aptam.* — *IV*, 3, 10. *ne justum oderint* st. der unlatein. Verbindung der beiden Adj. *ne justum nostrum od.* — *IV*, 5, 4. *omnis in reliquum gratia novitatis praecipitur* st. *praecerpitur*; jenes Verbum hat Z. in gleicher Bedeutung *VI*, 2, 6. st. des früheren *praecipitat* in den Text genommen, *praecerpo* findet sich dagegen weiter im Quint. nicht. — *V*, 10, 68. *nemo erit tam inimicus Cluentio* st. *iniquus*, obgleich dieses in den Edd. Ciceros selbst, woraus Quint. diese Stelle citirt, steht. — V, 10, 109. *sic argumenta* (*supervacua sunt*), *nisi provideris, cui rei adhibenda sint* nach den besten Codd.; Z. *praevideris*, welches Verbum außerdem im Quint. nicht vorkommt. — *VI*, 4, 8. *alioqui et tacendum erit saepe et fatue modo accedendum*; Z. nahm Sps. Emendation *fatui* und seine eigne *accredendum* auf, jedoch ist *accredere* an sich selten und nicht Quintilianisch, *accedere* findet sich aber ebenso an vielen Stellen unsers Autors, obgleich nirgend weiter ohne Dat., was indeſs weniger gewagt scheint als obige Konjektur. — *VII*, 10, 10. nach Amb. 1. und Flor. *vin sentiendi pulsus venarum, coloris modos, spiritus meatum, caloris distantiam, quae sui sunt cujusque ingenii* („*welche für eines jeden eignes Talent gehören*") *non dabit* (*medicus*) in dieser sonst schön restituirten Stelle st. *sua cujusque sunt ingenii*, denn nicht eines jeden Anlage hat seine besonderen *pulsus venarum, coloris modos*, auf den Arzt aber und nicht auf den Patienten müssen nach dem Zusammenhange diese Worte bezogen werden. — *VIII*, Pr. 16. *hoc itaque maxime docetur, hoc nullus nisi arte assequi potest, hic studium plurimum adhibendum* st. *huic stud.*; denn ähnlich geht gleich die Rede weiter: *hoc exercitatio petit, hoc imitatio*; *hic omnis aetas consumitur.* Wegen der Verbindung von *hic* und *adhibere* vergl. aber *XI*, 3, 106. *hic veteres artifices illud recte adjecerunt, ut etc.* — *IX*, 3, 56. *Et Calvi* (näml. *exemplum gradationis*), *Non ergo magis pecuniarum repetundarum quam majestatis, neque majestatis magis quam Plautiae legis, neque Plautiae legis magis quam ambitus, neque ambitus quam omnium legum est* nach den besten Mss.; Z. behielt die Vulg. *judicia perierunt*, zu der Spald. bemerkte: „*servarunt aliquot recentiores Codd. ex Aquila fortasse*". Die Rede des Calvus, aus welcher diese Worte sind, ist so gänzlich unbekannt, daſs wir nicht einsehen, was der vulgären Lesart vor der ersteren den Vorzug geben sollte, da diese einen an sich vollkommen guten Sinn giebt. — IX, 4, 42. *si cadentia similiter et similiter desinentia et eodem modo declinata jungantur*, so die Codd. und Edd. bis *Obrecht incl.*; weshalb las daher Z. *decl. multa junguntur?*

(Der Beschluſs folgt.)

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1833.

1) *M. Fabii Quintiliani de institutione oratoria libri duodecim. Notas maximam partem criticas adjecit Aug. Gotth. Gernhard.*

2) *M. Fabii Quintiliani etc. Ad fidem codicum manuscriptorum recensuit Car. Timoth. Zumptius. Adjecta est varietas scripturae Spaldingianae et brevis annotatio critica.*

3) *M. Fabi Quinctiliani Institutionum oratoriarum Liber X. Denuo recognitus et annotatione critica et grammatica instructus a M. Christiano Gottl. Herzog.*

(Schluſs.)

Spalding bemerkt freilich zu *multa*: *Dare videtur vocem Amb.* 1., aber aus einem reinen Irrthume, da es sonst in seiner genauen Kollation dieses Cod. mit der Ed. Obr. gewiſs als Var. lect. angegeben wäre. — *IX*, 4, 46. *ῥυθμὸς est aut par, ut dactylus: una enim syllaba par brevibus est* nach Amb. 1. und Almelov., statt Z. *unam enim syllabam parem brevibus habet.* — *X*, 1, 13. *sed etiam ex proximo mutuari libet*, Z. *licet.* — *ib.* 26. *modesto tamen et circumspecto judicio de tantis viris pronuntiandum est*; Turic. und Flor. haben *modesta*, Bamb. u. Ed. Col. *modesto*, Z. *modeste.* — *ib.* 81. *ut mihi non hominis ingenio, sed quodam Delphico videatur oraculo Dei instinctus*; Z. läſst *Dei* aus. — *ib.* 96. *et plenus est jucunditatis et variis figuris et verbis felicissime audax*; Z. nach Spaldings Konj. *varius*, was in dieser Bedeutung sich bei Quint. nicht findet, und von Personen überhaupt nur *VI*, 3, 48. in einem Scherze Ciceros, *constans* entgegengesetzt; dagegen *X*, 5, 3. *figuras multas ac varias.* — *ib.* 98. *si ingenio suo imperare quam indulgere maluisset*, welches noch die Autorität des Bamb. zu den ältern enthält, scheint richtiger als *temperare.* (vergl. Spald. *Not. crit.*) — *ib.* 110. *cui tanta unquam jucunditas fuit? ut ipsa illa, quae extorquet, impetrare eum credas, et cum transversum vi sua judicem ferat, tamen ille non rapi videatur sed sequi* nach Bamb. und den Codd. der 2ten Klasse, wodurch die von Z. aufgenommene Konjektur Frotschers *ut* st. *et* vor *eum* entbehrlich wird, die nur nothwendig ist, wenn *ut* vor *ipsa*, wie bei Z., fehlt. — *X*, 3, 32. *Nam interim pigritiam emendandi angustiae faciunt, aut certe novorum interpositione priora confundant*, Z. conj. *confunduntur.* — *XI*, 1, 54. *unde se in medium tam secura observatio artium miserit?* Z. emendirt *in odium.*

Wir haben hier zusammengestellt, wo die entschiedene Autorität der besten Codd. uns von der Zumptischen Recension abzuweichen zwingt, uns alles desjenigen enthaltend, wo die Codd. zwar übereinstimmen, aber doch so Neues und Ungewöhnliches geben, daſs dessen Aufnahme in den Text noch genauerer Prüfung und weiterer Ueberlegung bedarf, wie: *II*, 15, 21. in Qu's. Uebertragung der Definition des *Theodorus Gadareus* von der Rhetorik: *Ars inventrix et judicatrix et enuntiatrix decente ornatu secundum mensionem ejus, quod in quoque potest sumi persuasibile in materia civili* st. Vallas Konjektur *inventionem*, obgleich sich *mensio* nur noch findet Cic. Or. 53. *naturalem quandam in se continet vocum omnium mensionem animus aurium modo.* — *XI*, 1, 4. *figura est conformatio quaedam a communi et primum se offerente ratione*, so die besten Mss.; die Vulg. schiebt hinter *quaedam* ein *orationis remota.* Die Härte der Konstruktion wird dadurch freilich gehoben, aber ist denn die handschriftliche an unserer Stelle so viel verschieden von *ib.* §. 11. *altero (modo), quo proprie schema dicitur, in sensu vel sermone aliqua a vulgari et simplici specie cum ratione mutatio*, daſs deshalb zwei Wörter von ganz unsicherem Ursprunge aufgenommen werden müssen? und ist nicht zugleich zu beachten, daſs man bei Definitionen prägnante Ausdrücke

liebt? Die Bedeutung von *conformatio* „*Umgestaltung*" macht freilich einiges Bedenken, ähnlich scheint uns indeſs *Cic. de Or. I,* 5. *quae* (*actio*) *vocis conformatione ac varietate moderanda est.*

So weit soll unsere gegenwärtige Kritik der Ausgabe des Hrn. Prof. Z. nur gehen, und wenn wir tief in Einzelnheiten eingegangen sind, so glaubten wir uns zu dieser Ausführlichkeit dadurch berechtigt, weil sie auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch macht, und die Texteskritik des Quint., so weit es uns durch die vorhandenen Hülfsmittel auf eine sichere Weise möglich ist, vollenden soll. Es bleibt zwar noch eine Nachlese anderer Art übrig, nämlich durch Hülfe von Emendationen der noch stellenweise vorhandenen Korruption des Textes abzuhelfen, und wir könnten auch in dieser Beziehung manches anführen, was uns wenigstens zur Evidenz geworden ist *), da aber jede Konjekturalkritik zu wenig Objektivität und einen zu weiten Umfang hat, so wollen wir damit die Grenzen unserer Recension nicht weiter ausdehnen; nur glauben wir noch den Besitzern dieser sich auch durch Korrektheit und Schärfe des Druckes empfehlenden Ausgabe die Anführung zweier nicht leicht zu bemerkender Druckfehler schuldig zu sein: *V*, 10, 102. *ita ex antecedentibus et sequentibus trahenda esse argumenta* fehlt *et junctis* hinter *antecedentibus*, und *IX*, 4, 138. *concitandus est judex aut aliqua indignatione compellendus* aus Spaldings Ausgabe herübergekommen st. *complendus*. Ein gegen Gesners Edition sehr vermehrter *Index nominum propriorum* und ein *Index locorum a Quintiliano laudatorum, qui inveniri apud scriptores potuerunt*, schlieſst das Ganze.

No. 3. Es bleibt noch übrig einige Worte über die Ausgabe des 10. Buchs von Herzog zu sprechen, worüber wir uns sehr kurz fassen können, da der Hr. Herausgeber vorzüglich einen pädagogischen Zweck gehabt hat. Das wissenschaftliche Resultat seiner Bemerkungen und Emendationen ist uns, obgleich wir seine Ausgabe nicht nur durchgelesen, sondern auch bei allen schwierigen Stellen noch besonders zu Rathe gezogen haben, bis jetzt wenigstens entgangen. Ob aber eine Farrago von kritischen und erklärenden Bemerkungen, die sich fortwährend mit der Entstehung und Explikation verworfener Lesarten, zum Theil wahrscheinlich nur aus Artigkeit gegen gewisse Zeitgenossen abmüht; eine so unsichere Basis der Kritik, die bald dem Turic., bald dem Guelf., bald der Ed. Camp. willkürlich den Vorzug giebt; eine Konjekturalkritik, die Kap. 1, 104. in der bekannten dunklen, auf Tacitus gewöhnlich gedeuteten, Stelle st. *Superest adhuc et exornat etc.* als Emendation vorschlägt: *Superior ei est etc.*; und ob überhaupt solche zwar theilweis flieſsend geschriebene aber brouillonmäſsige Noten, wie man sie auf jeder Seite liest, Schülern oder angehenden Philologen eine nützliche Uebung sein können, das bezweifeln wir sehr. Wir wenigstens würden, so weit wir uns noch in die Anfänge unserer philologischen Studien zurückdenken können, nur Verworrenheit und Ueberdruſs daraus geschöpft haben. Der sonst so achtungswerthe Herausgeber würde also, wie es uns scheint, sich und der Litteratur des Quintilian einen gröſsern Dienst erwiesen haben, wenn er es bei seiner *Uebersetzung* des 10ten Buchs hätte bewenden lassen, die, bei allen einzelnen Mängeln, doch pädagogisch und wissenschaftlich einen viel gröſseren Werth als die vorliegende Ausgabe hat.

E. Bonnell.

---

*) Z. B. *IX*, 4, 90. *Astra tenet coelum, mare classes, area messem. Hic (hexameter) retrorsum fit sotadeus. Itemque sotadeo retro adjuret trimetros: Caput exeruit mobile pinus repetita.* Eine Stelle, die bisher jeder Erklärung getrotzt hat; auch Z. bezeichnet sie mit einem Sternchen und bemerkt zu *adjuret*: „*verbum hoc emendationem desiderat*". Diese scheint uns gefunden, wenn wir, und nichts ist bei Qu's. Codd. in den letzten Büchern leichter, annehmen, daſs *adjuret* nebst den andern Seltsamkeiten der Codd. aus einer Wiederholung der Sylben *adeo ret* entstanden ist. Aendert man nun noch *Itemque* in *Itemque e*, so ergiebt sich: *Itemque e sotadeo retro trimetros*, wozu der folgende Vers den Beweis giebt, wenn man ihn umgekehrt liest: *Repetita pinus mobile exeruit caput.*

LXXXI.

Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde. Herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn. Heidelberg (Georg Reichard) 1830. *Erster Jahrg. 4tes Quartalheft.* 100 *S. u. eine Tafel.* 1831. *Zweiter Jahrg.* 1*stes bis* 4*tes Quartalheft. VII. u.* 484 *Seiten und zwei Steindrucktafeln. gr.* 8.

In No. 67. dieser Jahrbücher vom vorigen Jahre

konnten wir nur die drei ersten Quartalhefte der vorgenannten Zeitschrift anzeigen. Wir fahren daher jetzt in unserer Beurtheilung bis zu Ende des zweiten Jahrganges der uns vollständig vorliegt, fort. Diese fünf Quartalhefte bewähren, daſs die Zeitschrift in Tendenz und Gehalt das Urtheil zu rechtfertigen strebt, welches wir früher darüber im Allgemeinen ausgesprochen haben.

Viertes Quartalheft 1830. Drei Abhandlungen sind darin enthalten: *I. Das Nadelöhr im Thale der Werra und Einiges über Thalbildung von K. von Hoff. II. Bemerkungen über das Vorkommen von Pterodaktylus, von fossiler Sepia und von Koprolithen in Deutschland, vom Grafen von Münster. III. Versuch einer geognostischen Eintheilung einer Versteinerungs-Sammlung von F. M. Höninghaus, (zweiter Theil).* No. I. ist recht interessant, wie alles, was wir der Feder des gelehrten und geistreichen Verfs. aus dem Gebiete der Geologie verdanken. Der Thalbildung durch allmälige Erosion wird sehr ansprechend das Wort geredet. Gerne setzen wir das geologische Glaubensbekenntniſs hierher, womit die Abhandlung schlieſst; wäre es auch nur um den Kontrast gegen die Meinungen mancher Engländer, die sich in neuerer Zeit wieder mit den grellsten Farben reproducirt haben, lebhaft hervorzuheben. „Groſser Zeiträume hat es hierzu (zur Thalbildung) allerdings bedurft; aber was berechtiget uns, diesen Grenzen zu sezzen? Ist es nicht weit verwegener, die Grenzen der Zeiträume der Erdgeschichte bestimmen zu wollen, als zu bekennen, daſs wir, das junge Geschlecht, die grenzenlose Vergangenheit vor uns zu ermessen nicht vermögen". Die Geschichte der geologischen Thatsachen ist die Geschichte vor aller Geschichte. Sie geht gleichen Schrittes mit der Geschichte der Sonnen- und Milchstraſsen. Bussen's sechzigtausend Jahre sind nicht Ein Jahr in der Geschichte des Erdballs, die nicht nach Jahrtausenden, sondern nach Aeonen zählt". — Die Abhandlung II. liefert nur Notizen; sie gewähren indeſs Interesse. Ueber das Höninghausische Petrefakten-Verzeichniſs, wovon III. die Fortsetzung enthält, hat Rec. sich bereits früher geäuſsert.

Sonst enthält das Heft noch manche nicht unwichtige briefliche Nachricht von Voltz, Hessel, Graf von Münster, Jäger, Catullo, Goldfuſs und Höninghaus, und in gewöhnlicher Weise zahlreiche Auszüge aus aus- und inländischen Schriften über Mineralogie, Krystallographie, Mineralchemie, Geognosie, Geologie, Petrefaktenkunde u. s. w.

Zweiter Jahrgang 1831. 4 *Quartalhefte*. Wir fassen nachfolgend die Abhandlungen dieser 4 Hefte zusammen. Nur diejenigen, welche uns besonders wichtig erschienen, sollen mit einigen Bemerkungen aufgeführt werden; die übrigen aber nur ihrer Ueberschrift nach. *Ueber die warmen Quellen in Aachen von Benzenberg.* Die Quellen kommen aus groſser Tiefe und verdanken ihre Wärme der Zunahme der Temperatur der Erde nach ihrem Innern. Der Verf. zeigt sich nicht vollständig bekannt mit demjenigen, was in der neuern Zeit über diesen Gegenstand erfahrungsmäſsig geworden ist. — *L. Cordier's „Classification methodique des roches par familles naturelles" und die Aufstellung der geologischen Sammlungen im Pflanzengarten zu Paris von E. Th. Kleinschrod.* Zur Erweiterung der Ansichten über diesen Gegenstand ist die Mittheilung dankeswerth. — *Ueber fossile Menschenknochen, eine Notiz von Ch. Keferstein.* Neues kömmt darin nicht vor. Rec. hat jedoch die Zusammenstellung nicht ungern gelesen. Vollständig ist sie aber nicht. K. ist der Meinung, daſs man nach den vorliegenden Thatsachen das Vorhandensein von antidiluvianischen Menschenknochen annehmen müsse. Rec. glaubt indeſs mit Cuvier noch immer an der Richtigkeit dieser Annahme zweifeln zu müssen. Die vorliegenden Fakta geben wenigstens immer noch zu einigen Bedenklichkeiten Anlaſs. — *Ueber die fossilen Zähne eines neuen Geschlechts aus der Dickhäuter-Ordnung: Coelodonta, Hohlzahn, von H. G. Bronn.* Diese merkwürdigen Zähne aus dem zu den Diluvial-Bildungen gehörigen Löſs der Neckargegend sind der Gattung Rhinoceros verwandt, zeigen aber so merkwürdige und durchgreifende Abweichungen von Nashorn-Zähnen, daſs sie vorläufig als einer eigenen Gattung angehörig wohl betrachtet werden können. In einer auch in dieser Zeitschrift abgedruckten Korrespondenz-Nachricht sucht von Mayer doch ihre Unterordnung zum *Genus Rhinoceros* zu beweisen. Der Ausschlag wird erst von vollständigern Knochenresten zu erwarten sein. Die Zähne sind gut abgebildet. *Mineralogische Bemerkungen von Fr. von Kobell.* Interessante Beiträge zur Oryktognosie. — *Versuch einer geognostischen Eintheilung seiner Versteinerungs-Sammlung (dritter Theil) von F. M. Höninghaus.* — *Notizen über die Gebirgsbildungen am Grafenberg und*

um Bensberg von H. G. Bronn. Dafs nach den Petrefakten vom Grafenberg bei Düsseldorf, der dort vorkommende eisenschüssige Sand der Tertiär-Zeit angehört, ist nach Bronn's Beobachtungen unverkennbar, und es hat auch Goldfuſs nach der reichen Suite von dieser Lokalität, welche das Bonner Universitäts-Museum besitzt, dies vollkommen bestätigt gefunden. Unbegreiflich ist es daher, wie Fitton behaupten konnte, dafs der eisenschüssige Sand des Grafenbergs mit dem obern Greensand des Louisbergs bei Aachen gleiche Versteinerungen enthalte. Es ist dies vielmehr bei keiner einzigen der Fall. Die Notiz über Bensberg stellt fest, was bisher hinsichtlich einiger dort vorkommenden Petrefakten zweifelhaft war, dafs der dortige Uebergangskalk von keinem Tertiär-Kalk überlagert sei. Rec. kann dies aus eigenen vielfachen Untersuchungen dieser Lokalität vollkommen bewahrheiten. — *Ueber die Alpenpässe und die Alpenstrafsen von A. Rengger.* Der Aufsatz ist sehr interessant, enthält aber zu wenig Geognostisches und hätte sich daher mehr zur Mittheilung in einer geographischen Zeitschrift geeignet. — *Ueber die Stelle der Geologie in der Reihe der Naturwissenschaften von Studer.* — *Ueber das geognostische Vorkommen der Ammoneen in Deutschland, vom Grafen G. von Münster.* — *Ueber das geognostische Vorkommen der Nautilaneen in Deutschland, von demselben.* Solche allgemeine Uebersichten, wie die beiden letzten Aufsätze liefern, sind höchst werthvoll für die Applikation der Petrefaktenkunde auf die Lagerungs-Geognosie und tragen nicht wenig zur Befestigung der letztern bei. — *Ueber die Zunahme der Temperatur nach dem Innern der Erde von Klöden.* Erinnerungen gegen Parrot, der annehmen zu müssen glaubte, dafs die Wärme-Zunahme der Erde nach der Tiefe um so weniger genügend erwiesen sei, als damit die Beobachtungen über die Temperatur-Veränderungen nach der Tiefe des Meeres, der Seen, der Quellen in direktem Widerspruche ständen. Klöden's Erörterungen sind werthvoll und schätzenswerth, hätten aber nach den neuern Erfahrungen über diese Gegenstände noch vollständiger sein können. — *Das Genus Aptychus von H. von Meyer.* Eine recht schöne gründliche Arbeit, wodurch unverkennbar bewiesen wird, dafs ein grofser Theil der sogenannten Telliniten-Arten von einem nackten Weichthiere mit innerer und zwar Bivalven-ähnlicher Schaale herrühre, dessen Genus Hr. v. Meyer *Aptychus* nennt. „Es fragt sich, ob *Aptychus* in dem Grade als er darin von den Gasteropoden abweicht, den Acephalen oder den Cephalopoden werde zugeführt werden müssen"? — *Ueber das geognostische Vorkommen einiger zu Monotis gehörenden Versteinerungen, als Nachtrag zur Abhandlung des Prof. Bronn über Pectinites salinarius v. Schloth, vom Grafen G. zu Münster.* Wenn es sich bestätigt, dafs *Monotis salinaria* oder *Pectinites salinarius*, eine Art, welche im Salzgebirge der Alpen nie fehlt, in der geognostischen Stellung bei Regensburg vorkömmt, welche Hr. Graf *zu Münster* angiebt, so wäre dadurch höchst wahrscheinlich ein bedeutender geognostischer Aufschlufs über das Salzgebirge der Alpen gewonnen. Nach dem Hrn. Grafen *zu Münster* „findet sie sich an dem rechten Ufer der Donau bei Regensburg, wo sie an mehrern Stellen stets *zwischen dem grünen Sandstein (Greensand) und dem dichten Jurakalk (Oolith)* eine nur wenige Fufs mächtige, weifse Kalksteinschicht bildet, welche lediglich aus den fest unter einander verkitteten Schaalen dieser *Monotis* zusammengesetzt zu sein scheint". — *Kurzer Abrifs des geognostischen Systems von Ch. Keferstein.* — *Notiz über das Naturalien-Kabinet in Karlsruhe von H. G. Bronn.*

An die Abhandlungen eines jeden Heftes reihet sich der Briefwechsel, welcher mehr oder minder wichtige Notizen angesehener Gelehrten enthält. Die Auszüge sind nicht minder reich. Unter der Ueberschrift: *Mineralogie, Krystallographie, Mineralchemie u. s. w.* finden sich 52 Artikel, unter *Geognosie und Geologie* 51, unter *Petrefaktenkunde* 53 und unter *Verschiedenes* 28. — Durch die zweckmäfsig veranstalteten Auszüge wird der Leser dieser Zeitschrift recht gut in der Kenntnifs der wichtigern Fortschritte der Wissenschaft erhalten, und wenigstens findet er genügende Andeutung, wo die Quellen zu finden sind, deren nähere Ergründung ihm etwa wünschenswerth erscheinen kann.

Rec. wünscht der Zeitschrift, in der vollen Ueberzeugung ihrer grofsen Nützlichkeit, fernern gedeihlichen Fortbestand, welcher auch bei dem rastlosen Eifer der Hrn. Herausgeber vollkommen zu erwarten steht.

Nöggerath.

